Digitized by Google

Per. 6 h 4° Blätter
(1869

Digitized by Google

BIBLIOTECA

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Samstag, 2. Januar 1869.

Mitternächtliches Gespräch zwischen dem alten und dem neuen Jahre.

Das alte Jahr.

Mein Amt ist aus; das Scepter liegt gebrochen,
Das erst so mächtig, so gefürchtet war;
Ich fühle leiser meine Pulse pochen
Und sinke hin zu meiner Brüder Schaar.
Wie schnell entflohen Stunden, Tage, Wochen!
Schon naht sich mir bekränzt das neue Jahr,
Um in der Zeit verhängnißvollem Reigen
Den Thron, den ich verlassen, zu besteigen.

Das neue Jahr.

Dem dunkeln Schooß der Mitternacht entstiegen,
Erschein' ich hier, mir selber unbekannt;
Doch muß ein reiches Leben in mir liegen:
Ich fühl' es tief, ich bin von Gott gesandt!
Allein wofür? — Das wurde mir verschwiegen. —
Dort steht ein Greis — er winkt mir mit der Hand —
Ich eile hin: Ihm scheint es aufbehalten,
Mir meines Daseins Räthsel zu entfalten.

Das alte Jahr.

Sei mir gegrüßt, o Bruder, den die Horen
An meiner Statt zum Herrscher sich erwählt!
Zu großen Dingen wurdest du geboren,
Mit hohen Kräften wurdest du beseelt:
In der Erwartung Zauberkreis verloren,
Wo Furcht und Hoffnung gleiche Waage hält —
Sieht, unter tiefen, bangen Herzensschlägen,
Jetzt das Geschlecht der Menschen dir entgegen.

Das neue Jahr.

Ha! plötzlich wird das eig'ne Selbst mir helle,
Als trät's hervor aus einer finstern Haft;
In meinem Herzen sprudelt eine Quelle
Von ungetrübter, wunderbarer Kraft:
Sie ist der Anfang jener Zeitenwelle,
Die Millionen zeuget und entrafft,
Sie zieht mich hin nach meinem Herrschersitze —
Wie fang' ich's an, daß ich sie recht benütze?

Das alte Jahr.

Ein seltsam Volk ist deiner Macht beschieden,
Drum fordert deine Frage meinen Ernst;
Nie ist's mit Dem, was du ihm gibst, zufrieden,
Und dankt dir's kaum, wenn du sein Leid entfernst.
Drum sei die höchste Weisheit dir hienieden,
Die eig'ne feste Kraft, wodurch du lernst,
Hoch über Ruhm und Schmach, mit freien Händen
Das Beste stets dem Ganzen zuzuwenden.
Noch Vieles, Bruder, hätt' ich dir zu sagen:
Doch horch, der Glocken dumpfe Stimme ruft:
Ihr letzter Klang wird mich zu Grabe tragen —
Ich fühle schon sein Zittern in der Luft —
Und dir wird er die erste Stunde schlagen;
Dein Herrscheramt beginnt auf meiner Gruft:
Denn, soll das Neue sich verkünden,
Muß erst das Alte weichen oder schwinden.
Leb' wohl! —

Das neue Jahr.

Er ist erblichen und versunken
Im tiefen Meer geheimnißvoller Nacht;
So glänzt und stirbt des Irrlichts zarter Funken,
So glänzt und stirbt der Blüthe kurze Pracht;
Doch jener sinkt zurück ins Reich der Unken,
So still und spurlos, wie er aufgewacht —
Allein das schöne Ziel verwelkter Blüthe
Ist, daß ihr Tod erneutes Leben biete.
So bist auch du nicht spurlos hingeschwunden,
Entschlaf'nes Jahr, vor jener Menschen Blick;
Vorüber zwar sind all' die flücht'gen Stunden,
Doch was sie brachten — Manches blieb zurück;
Du lebst noch fort in Vieler, Vieler Munden
Und dauerst fort in Vieler, Vieler Glück,
Und wirst noch lang — mag dies Geschlecht verschweben, —
In Klio's Buch und deinen Folgen leben.

153 A

Digitized by Google

Doch du, o Menschheit, Freundin alles Neuen!
Nimm meinen ersten, meinen ernsten Gruß.
Nicht kam ich her, nur Blüthen dir zu streuen,
Auch über Dornen leit' ich meinen Fuß.
Sei tugendhaft! dann hast du nichts zu scheuen;
Des Menschen Tugend ist sein Genius —
Und ging' auch rings die ganze Welt in Trümmer:
Sei du nur gut, so ist die Zeit es immer!

Sylvesternachts-Wanderungen.

Draußen stürmte es gewaltig, als wollte der letzte Tag des Jahres seinen Ruhm darin suchen, auch der unfreundlichste zu sein. Der heulende Sturmwind schüttelte die schweren, grauen Wolken, daß sie all' ihren Schnee herabwarfen auf die erstarrte Erde, und kaum hatte der weiße Gast den Boden berührt, so kam ein neuer Windstoß, der in dichten Wolken den Schnee wieder zum Himmel auffjagen wollte. Es war einer jener Abende, an denen die Winde ihre tollsten Spiele treiben, sausend um alle Ecken fahren, die kleinsten Spalten an Fenstern und Thüren aufsuchen und sich hineindrängen in die Stuben, wo die Lichtflammen zitternd vor ihren geschworenen Feinden sich zur Seite beugen.

Wohl Dem, der an solchen Abenden seine Lieben um sich versammeln kann, die durch Lachen und Scherze dreifach den heulenden Wintergenossen übertönen. Wer aber allein daheim sitzt und grübelnd in die Flammen des Kaminfeuers schaut, oder wer den nagenden Holzwurm in den morschen Rahmen der Familienbilder hören muß, Den bedauert, und wenn ihr zusammensitzet bei vollen Gläsern, so sollte es euch eine hohe Pflicht sein, das erste Glas vor Allem dem Aermsten auf der Welt, dem Einsamen zu weihen, ehe ihr auf das Wohl eurer glücklichen Freunde anklingt. Euer Gedenken würde als ein Frühlingszephyr plötzlich das öde Zimmer des Verlassenen durchziehen, und wüßte er auch nicht, woher der Friedenshauch käme, der ihn unverhofft umweht, er würde ihn dennoch der ganzen Welt mit einer Freudenthräne danken. Denn das glaubet mir, es gibt freundliche Geister, die unsere Gedanken auf verschiedene Weisen weiter tragen, weit, bis zu Denen, die wir darin einschließen.

So saß auch ich in der letzten Nacht des Jahres noch spät auf meinem einsamen Stübchen. Gedanken an die Vergangenheit sollten mich wach erhalten, bis das neue Jahr seine Pforten öffnen würde; denn es war mir zur Gewohnheit geworden, daß ich niemals versäumte, auch nicht, wenn ich allein war, in der Sylvesternacht das junge Jahr mit einem herzlichen Glückwunsche zu begrüßen. Und dann war es besonders der Gesang der Knaben um Mitternacht, die mit ernsten Liedern durch die Straßen zogen, die Erinnerung an dieselben Wanderungen, denen ich als Knabe selbst so oft beigewohnt hatte, und hundert andere Rückerinnerungen, schmerzliche und freudige, die mir die letzte Stunde des Jahres so ehrwürdig machten.

Ich trat an das Fenster. Der Sturmwind hatte etwas nachgelassen und der Schnee fiel in feinen, scharfen Flöckchen; ein Zeichen der Kälte und ihrer Beständigkeit. Da unten auf den Straßen aber war ein Leben, wie in keiner andern Winternacht. Die Menschen eilten, um ihre Freunde im alten Jahre noch einmal zu begrüßen, Andere vielleicht, um Verzagende durch Trost aufzurichten und ihnen für das kommende Jahr des Glückes Fülle zu verheißen. Die Fenster, die sonst zu dieser Stunde dunkel und unheimlich aus den Häusern starrten, waren jetzt fast alle erleuchtet und die meisten gar hell; denn der größte Theil der Menschen glaubt, die letzte Stunde des Jahres mit Jubeln und Toben am besten zu verbringen.

Wie mag es wohl aussehen hinter den hellen Fenstern und hinter den düsteren? Wo mag heute das Glück einziehen und wo mögen die Sorgen drückend lasten? Wohnt drüben im Palaste der Friede oder flüchtet er sich in die Hütten?

So fragte ich mich selbst, als ich plötzlich an meiner Seite ein Rauschen vernahm. Erstaunt wandte ich mich um und sah neben mir einen ernsten Alten stehen, auf dessen Gesicht die Zeit manch' tiefe, sprechende Linie gezogen hatte. Ein weiter dunkler Talar verhüllte den gebeugten Körper und zum Theil die Silberlocken des Hauptes. Das Fremdartige, Geisterhafte der Erscheinung ergriff mich gewaltig, allein es war nicht Furcht, die mich bewegte, es war vielmehr ehrfurchtsvolles Grauen, das mich den Nacken vor dem Alten beugen hieß.

„Wer bist Du?" sprach ich, des Greises Züge aufmerksam betrachtend.

„Der Herr dieser Stunde bin ich," erwiederte der Alte in ernstem Tone.

„Herr dieser Stunde?" wiederholte ich fragend.

„Jawohl, ein Herr und doch nur ein hinfällig' Stück des Ganzen; Ganzes selbst noch, allein bald nichts mehr als ein Gedanke, eine Erinnerung!"

„Was aber willst Du hier?" fragte ich weiter, ohne den räthselhaften Worten nachzuforschen.

„Dir dienen will ich!" entgegnete lächelnd der Greis. „Du fragtest vorhin, wie es jetzt wohl

Digitized by Google

in den Häusern aussehen möge, die weit ausgebreitet vor Dir liegen. Willst Du es mit eigenen Augen schauen, so folge mir. Ich führe Dich, wohin Du willst, ungefährdet und unbemerkt."

Ich sah den Alten zweifelnd an. Wollte er Scherz mit mir treiben? Und doch war sein ganzes Wesen so feierlich, so Glauben erregend.

„Du trauest mir nicht," sagte der Greis, „wohlan, so bleibe zurück. Mich rief nur Dein Wunsch hierher. Die Macht, die ich über diese Stunde habe, öffnet mir ungesehen und ungehört Thüren und Mauern und auch auf einen Zweiten kann ich diese Gunst ausdehnen. Ich wollte Dir diesen Vorzug gewähren, Du aber zweifelst an mir und an meiner Kraft. Lebe wohl!"

Ich schämte mich bei diesen Worten des Greises, daß ich den Ehrwürdigen nur einen Augenblick hatte beargwohnen können.

„Halt! Halt ein!" rief ich dem sich Entfernenden zu, „und verzeihe, wenn ich Dir mit Wort oder Blick wehe that. Ich fürchte Dich nicht und gebe mich getrost in Deine Leitung. Führe mich, wohin Du willst; zeige mir Jammer und Glück der heutigen Nacht!"

Der Alte lächelte mild, dann winkte er mir schweigend, ihm zu folgen. Wir waren bald auf der Straße. Der Schnee heftete sich an meine Sohlen und gab bei jedem Schritte den ächzenden Ton von sich, der uns das innerste Mark gefrieren macht. Des Alten Tritte waren jedoch nicht hörbar. Er schwebte mehr voran, als daß er ging, und oft vermochte ich kaum ihm zu folgen. Dann aber stand er wieder still, schaute sich lächelnd um, ließ mich bis an seine Seite gelangen und ging dann wieder schweigend vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Giftmischerin en miniature.

Eugenie Barrois läßt sich zwar nicht mit den Marseiller Giftmischerinnen vergleichen; allein ihr Glück war es doch, daß sie nicht mit einer Kartenschlägerin zusammen gekommen oder in die Höhle des Kräuterhändlers Joye gerathen ist, sonst hätte sie am Ende durch schlimmen Rath auf bösere Wege kommen können, als es geschehen ist. Sie hat keinen Mann, aber einen Liebhaber, mit dem Vornamen Cyprian. Dieser ist ein Buchbindergeselle, denkt aber nichts weniger zu werden als ein dramatischer Künstler; hiezu fühlt er Beruf in sich, wogegen er einen wahren Widerwillen gegen die Buchbinderei hat und derselben den Absynth, die Tabakspfeife, einen guten Scheppen, Ball und Theater weit vorzieht. Uebrigens ein hübscher Bursche, flotter Tänzer, guter Sänger, hat er die Blumenmacherin Eugenie erobert, welche ihm so sehr anhängt, daß sie nach beendigter Tagesarbeit die Abende dazu verwendet, um für die gemeinschaftliche Haushaltung möglichst viel zu verdienen. Hätte nur der böse Cyprian sich entschließen können, bei ihr sitzen zu bleiben, statt jeden Abend auszugehen und bis in die halbe Nacht zu schwärmen, dann würde sie gern alle Mühseligkeiten ertragen haben. Das aber war ihm nicht möglich, er mußte ins Theater, ins Wirthshaus, es mußte getrunken, geraucht, mit Freunden geplaudert werden, und dabei ging so viel Geld darauf, daß das arme Geschöpf allmälich Alles in's Pfandhaus trug, um nur die Lebsucht zu bestreiten. Cyprian war aber nobel; als er erfuhr, daß das Pfandhaus ihre besten Sachen aufgenommen habe, erklärte er, es sei gegen seine Ehre, daß sie sich so für ihn aufopfere, sie möge ihm die Scheine geben, damit er Alles auslöse. Welch' Entzücken für das Mädchen, einen so edeldenkenden Geliebten zu haben! Doch ward das erhebende Gefühl ein wenig niedergedrückt, als sie erfuhr, daß er die Pfandscheine verkauft hatte. Sie klagte einer Freundin ihre Noth und sprach gegen diese den Wunsch aus: wenn sie nur ein Mittel wüßte, um ihren Cyprian von seinen Abendausgängen abzubringen. Diese — eine Wäscherin — verrieth ihr Rhabarber, den sie ihm Abends in die Suppe werfen sollte, während eine zweite Freundin — eine Schuheinbänderin — erklärte: Jalappenwurzel ziehe sie vor, sie habe damit schon einen Pompier an's Haus gefesselt. — Eugenie gab nun einmal dem Cyprian eine kleine Dosis Rhabarber in seine Abendsuppe, — und siehe da! er kam an diesem Abend schon um 10 Uhr nach Haus. Sie verdoppelte am folgenden Tage die Dosis und zu ihrer Freude kam er diesmal schon um 8 Uhr nach Haus. Am dritten Tage bekam er nun zu gründlicher Kur, die an dem Pompier so gut angeschlagen hatte, Jalappenwurzel, — und jetzt ging er gar nicht mehr aus, mußte sich aber krank zu Bette legen und den Arzt holen, welcher eine Ruhr an ihm zu erkennen glaubte und ihn ins Spital schickte. Hier nun besuchte ihn die zum Tode erschreckte Geliebte und gestand ihm, was sie aus purer Liebe zu ihm angestellt hatte. Das gab nun ein Gemunkel im Spital, kam zu den Ohren des Arztes und anderer Leute; das Ende war, daß Eugenie am 21. Dezember vor dem Korrektionelltribunal in Paris erschien, unter der

Digitized by Google

Anschuldigung, die Krankheit ihres Cyprian vorsätzlich verschuldet zu haben. Sie verhieß und verschwor sich vor dem Gerichte, daß sie in bester Absicht gehandelt habe, und fand an ihrem noblen Ritter, der wieder ganz hergestellt ist, einen vortrefflichen Sekundanten. Das Tribunal betrachtete auch ihre Handlung als Veranlassung der Krankheit aus bloßer Unvorsichtigkeit und verurtheilte sie zu 16 Francs Geldstrafe. —

Als noch der Schnaps in hiesiger Gegend mehr Herrschaft hatte, wurden auch allerhand (übrigens unschädliche) Mittel angewendet, um den Schnapslumpen ihr Laster abzugewöhnen, indem man ihnen das und jenes, z. B. Schweinsmilch, in den Nektar schüttete. Ob diese Mittel je etwas geholfen haben, ist nicht bekannt; jedoch haben sie mancher Frau einen Buckel voll Schläge eingetragen, wenn der Herr Gemahl ihre Absicht inne wurde.

Mannigfaltiges.

Der „Stationer", englisches Organ für Schreibmaterialienhändler erzählt über die Entstehung der Briefcouvert-Fabrikation: „Vor etwa 40 Jahren lebte zu Brighton ein Buchhändler, der zugleich mit Schreibmaterialien handelte und F. K. Brewer hieß. Derselbe pflegte in dem Schaufenster seines Ladens Papier stoßweise zierlich auszulegen, und zwar vom größten Formate bis zum kleinsten, dem 16°, ja er schnitt sogar dieses noch in Kartenform, um die Reihe dieser Papierstöße zu vervollkommnen. In Folge dessen erhielt er starken Zulauf von Damen, welche von diesem „herzigen kleinen Papiere" verlangten. Und nun entstand bald die Schwierigkeit, wie man aber auch die auf solches Papier geschriebenen Billete adressiren könne. Dies führte den spekulativen Mann darauf, Einschlagpapiere zu erfinden, zu deren Anfertigung er sich metallener Platten von verschiedener Größe bediente, nach denen er sich ausschnitt. Das gefiel den Damen erst recht, und Aufträge hierauf kamen von allen Seiten. Der Bedarf stieg bald so sehr, daß er es gar nicht mehr vermochte, demselben zu entsprechen, und nun alle Couverte bei Dobbs u. Komp. in London für sich machen ließ. So entstand aus einer Spielerei der Damen ein für die gesammte korrespondirende Geschäftswelt äußerst praktischer und nützlicher Artikel und wurde ein Industriezweig geschaffen, der Hunderten von ärmeren weiblichen Wesen Gelegenheit gibt, sich ihren Lebensunterhalt verdienen zu können."

Wie kauderwelsch auch die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sich gestalten mögen, ein Grundzug geht durch Alles hindurch; die höchst praktische, Zeit ersparende Art und Weise, wie man große und kleine Sachen anfaßt. Beispiel Folgendes: Beim Dessert eines Diners von 50 Personen macht die Wirthin des Hauses den jungen unverheiratheten Damen und Herren den Vorschlag, auf einen Zettel zu schreiben, wen sie am liebsten zum Gatten, resp. zur Gattin sich wünschen. Niemand zaudert. Die Wirthin nimmt unter dem Versprechen der Diskretion die zugerollten Wahlzettel entgegen, prüft sie, und es findet sich, daß acht Paare von jungen Leuten sich gegenseitig verstanden haben, ohne jemals sich verständigt zu haben. Und gleich auf der Stelle werden die Verlobungen proklamirt. Fünf von den Paaren haben eingestanden, daß sie sich niemals getraut haben würden, auf andere Weise sich zu erklären, als auf diese scheinbar harmlose Art. — Die andern Wahlzettel, welche nur von der Hausfrau gelesen worden waren, wurden vernichtet.

Lebensphilosophie.

Wehe Dem, der zu sterben geht
Und Keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat!

Rückert.

Schweig', leid', neid' und vertrag',
Dein' Noth Niemand klag',
An Gott nicht verzag'!
Sein' Hilf' kommt alle Tag'.

Räthsel.

Bald kurz, bald lang sind meine ersten beide;
Sofern sie sich in Rosendüfte kleiden,
Ist ihre Zahl, ach leider! stets so klein,
Kann nimmer lang genug dies Silbenpaar uns sein.
Die dritte liebt das Gegentheil von ihnen:
Denn meiner dritten sträflichem Erkühnen,
Dem meine ersten keinen Mantel leih'n,
Pflegt dieses Gegentheil Gehilfe stets zu sein.
Das Ganze? es ist abhold jedem Streben,
Der Thätigkeit, die Früchte bringt, zu leben,
Man sagt, es stelle sich der dritten gleich;
Doch macht es keinen arm, sich selbst macht's nimmer reich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Dienstag, 5. Januar 1869.

Sylvesternachts-Wanderungen.

(Fortsetzung.)

Vor einem mächtigen Gebäude machten wir Halt. Ich erkannte das Aeußere sogleich. Es war die palastähnliche Wohnung des Hofraths Gernfreund. Das ganze erste Stockwerk, welches Gernfreund selbst bewohnte, war glänzend erleuchtet. Rauschende Musik schallte herab bis auf die Straße, wo einzelne Vorübergehende wohl stehen blieben, eine Zeitlang den Tönen lauschten und dann um so eiliger ihren Weg fortsetzten, um sich die erstarrenden Füße wieder zu erwärmen.

„Dort hinauf wollen wir zuerst," rief mir mein greiser Führer zu und ging mir durch das Thor voran, das sich vor ihm wie von selbst öffnete.

Im ganzen Hause herrschte ein reges Leben. Diener rannten eilig Treppen auf, Treppen ab; in den Küchen loderten auf allen Herden muntere Feuer und in großen Flaschenkörben wurde des Kellers Reichthum heraufbefördert. Alles deutete eine große Festlichkeit an.

Wir schritten die mit Teppichen belegten Stufen hinauf, ohne angehalten, ohne gefragt zu werden, denn Alle, die an uns vorübereilten, Alle, die uns begegneten, schienen uns nicht zu gewahren. Oben traten wir in einen glänzenden Saal, wo mich mein Führer in eine Fensterbrüstung zog, von wo wir Alles sehen und beobachten konnten, was in dem Saale vorging.

Um eine mächtige Tafel saßen die vornehmsten Gäste bei einem ausgesuchten Mahle. Fröhliche Mienen überall und heitere Worte von jedem Munde. Dazwischen hörte man immer das Lob des Wirthes, das ein Jeder zollte.

„Die herrlichsten Weine, die ausgesuchtesten Delikatessen weiß nur unser Hofrath seinen Gästen vorzusetzen," meinte ein alter bärtiger Offizier, der sich eben eine köstliche Ortolanpastete reichen ließ. „Und die gewählteste Gesellschaft trifft man nur bei ihm," pflichtete seine Nachbarin bei, die, eine Vierzigerin, mit künstlichen Wässern und Schminken einen ganz verzweifelten Kampf gegen sprechende Altersbeweise auf ihrem Gesichte führte.

Der Hofrath, ein kleiner, ältlicher Herr, mit spärlichen grauen Haaren und goldener Brille, saß an der Tafel oben an und wußte die unaufhörlichen Lobpreisungen seines Haushaltes mit hofmännischer Gewandtheit zurückzuweisen.

„Möge uns das kommende Jahr noch oft ebenso fröhlich hier wiederfinden als heute!" rief er jetzt, indem er das Glas erhob.

Mit lautem Jubel nahmen Alle den Wunsch auf und der alte Offizier ließ — man hätte fast sagen können — etwas gezwungen, Pasteten, Austern und Crêmes in Ruhe, um einen Toast auf „den besten aller Wirthe" auszubringen, der ebenso stürmischen Nachhall fand.

Als sich die Freudenbezeugungen etwas gelegt hatten, erhob sich der Hofrath von Neuem, indem er für diesen schönen Beweis der Zuneigung und Freundschaft, die man ihm schenke, dankte.

„Lassen Sie mich," schloß er, „an diese Danksagungen eine Bitte knüpfen, die gewiß gerade jetzt gutes Gehör finden wird, denn Fröhliche erfüllen gern, was man von ihnen verlangt. Nicht überall sind heute die Menschen so frohen Muthes wie wir. Vielen schließt sich heute ein kummervolles Jahr, damit sich morgen ein noch trüberes eröffnen kann. Mancher brave Sohn blickt bang nach Mitteln in die Zukunft, um die alten, schwachen Eltern zu unterstützen. Manche Mutter weiß nicht, womit sie morgen die armen Kleinen ernähren soll, die schon heute hungernd einschliefen. Es gibt Jammer und Noth bei Alt und Jung. Wenn wir aber vor Allen den Kindern helfen — und das ist ein Prinzip, welches bei uns selbst bis in die höchsten Kreise

Digitized by Google

hinauf befolgt wird! — so helfen wir auch zugleich den Eltern ein gutes Theil ihrer drückenden Sorgen tragen. Das Vertrauen einer großen Anzahl meiner Mitbürger hat mich an die Spitze eines Unternehmens gestellt, das eben den jetzt ausgesprochenen Zweck verfolgen soll. Eine Kinderbewahranstalt soll von uns in das Leben gerufen werden, aber die Opfer sind bedeutend, die jenes Werk erfordert. Der Segen desselben ist jedoch so groß, daß Jeder sich glücklich schätzen wird, etwas zum Gelingen des Ganzen beigetragen zu haben. Ich komme als Bittender für die leidende Menschheit; Sie Alle werden mir Ihre Hilfe nicht versagen!"

Eine höchst beifällige Bewegung folgte diesen Worten.

„Der Hofrath ist in der That der Inbegriff der Wohlthätigkeit," bemerkte gerührt eine ältere Dame zu ihrer gleichfalls tief ergriffenen Nachbarin. „Es tritt kein mildes Werk in das Leben, wo er nicht an der Spitze steht. Er ist ein wahrer Engel der erhabenen, inneren Mission."

Stumm nickte die Nachbarin Beifall und wischte sich eine erzwungene Thräne aus den Augen.

Der Hofrath aber ergriff ein silbernes Fruchtkörbchen, das geleert vor ihm stand, zog aus seiner Börse einige Goldstücke, legte diese in die kostbare Schale und ging zu einer schönen, jungen Dame, die unweit von ihm saß.

„Uebernehmen Sie, Verehrteste," wandte er sich an die Schöne, „das Sammeln einer Kollekte für den herrlichen Zweck. Wenn Ihre schönen Augen bitten, so gibt Jeder willig das Doppelte, als wenn ich käme und mit meinen alltäglichen Worten um Unterstützung der Armen bitten würde."

Die junge Dame verneigte sich anmuthsvoll und wies zwar erröthend das ihr dargebrachte Kompliment ab, allein sie unterzog sich willig dem Amte des Almosensammelns. Mit sanften Worten wandte sie sich an jeden Einzelnen der Gäste, und Alle gaben reichlich, indem sie sich zugleich bemühten, der Sammlerin die zartesten Schmeichelworte zu sagen, die ihnen zu Gebote standen.

Mit gerührten Blicken folgte der Hofrath der erfolgreichen Wanderung der jungen Dame, als ihm plötzlich ein großer hagerer Mann leise auf die Schultern klopfte. Gernfreund wandte sich rasch um. „Was wollen Sie, Sekretär?" fragte er mit einer Miene, der man für den ersten Augenblick einige Verlegenheit hätte anmerken können.

„Auf ein Wort, Herr Hofrath, wenn ich bitten darf," entgegnete Jener mit tiefer Verbeugung.

Gernfreund erhob sich und folgte dem Sekretär in einen Winkel des Saales.

„Ich muß Ihnen meine Bewunderung ausdrücken," begann hier mit einem fast höhnischen Lächeln der Sekretär, „wie Sie wiederum so geschickt mit anderer Leute Geld das öffentliche Wohl fördern."

„Walther," entgegnete ergrimmt der Hofrath, „soll ich auch heute Abend nicht frei sein von Ihren Spöttereien?"

„Kein Spott, Herr Hofrath," fuhr der Sekretär fort, „im Gegentheile, ich habe mir schon überlegt, wie ich den Artikel beginnen will, den ich morgen durch einen Dritten in die Expedition der Staatszeitung schicken lasse. Ich werde schreiben: „Gestern Abend war eine große Soirée bei dem reichen Hofrath Gernfreund. Die Elite der höhern Stände war dort versammelt und der als der unerschöpfliche Wohlthäter bekannte Wirth bewies wieder einmal, wie sehr ihm die Leiden der ärmeren Klassen an das Herz gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zum Glase Wasser.

An einem herrlichen Sommerabende des Jahres 1819 kehrte der alte Pfarrer von San Pedro, einem Dorfe nahe bei Sevilla, ganz ermüdet in seine Wohnung zurück, wo ihn Sennora Margarita, seine würdige, hochbetagte Haushälterin erwartete. Wenn man auch an den Anblick von Elend bei den Spaniern auf dem Lande gewöhnt ist, so mußte doch die gänzliche Entblößung im Hause des guten Pfarrers um so mehr auffallen, als dessen Stand und Alter Ansprüche auf Komfort gehabt hätten. Donna Margarita war eben mit der Zubereitung des Nachtessens für ihren Herrn beschäftigt, welches einzig und allein aus Resten vom Mittagstische bestand, aus denen sie ein Ragout, von ihr mit dem pomphaften Namen „Olla podrida" belegt, zusammensetzte. Mit Wohlbehagen zog der Pfarrer, in die Thür tretend, den würzigen Duft des Gerichtes ein.

„Nun Gottlob, meine Margarita," sprach er, „ich habe wieder Veranlassung, Deiner Kochkunst eine Lobrede zu halten! Kamerad, Du darfst Dir gratuliren, ein solches Nachtessen bei Deinem Wirthe zu finden!"

Durch dieses letzte Wort aufmerksam gemacht, erhob Margarita die Augen. Ein schweres Gewitter zog bei dem Anblick eines, hinter ihrem Herrn stehenden Fremden, über ihre Züge herauf. Zorn und Unwille malten sich in dem Blicke, welchen sie, gleich einem Wetterleuchten, auf den Fremden schoß und dann auf den Pfarrer zurück-

Digitized by Google

gleiten ließ. Dieser schlug die Augen nieder und sprach schüchtern:

„Nun, wo Zwei essen, werden auch Drei satt. Und Du hättest ja nicht zugegeben, daß ich einen Christenmenschen, der seit 2 Tagen nichts gegessen hat, vor Hunger umkommen ließe."

„Heilige Jungfrau! was für ein Christenmensch! das ist eher ein Räuber!" rief Margarita entsetzt aus und entfernte sich murrend.

Des Pfarrers Gast war während dieser unverbindlichen Scene unbeweglich an der Schwelle stehen geblieben. Es war ein hochgewachsener, halb in Lumpen gehüllter und mit Schlamm bedeckter Mann, dessen schwarze verworrene Haare, funkelnde Augen, in Verbindung mit seinem Karabiner, allerdings nicht geeignet waren, großes Vertrauen einzuflößen.

„Muß ich gehen?" fragte er.

„Nie," antwortete der Pfarrer mit Pathos, „soll die Gastfreundschaft bei mir verletzt — nie soll Jemand, dem ich eine Zuflucht in meinem Hause bereite, daraus verjagt werden! Stellet Euern Karabiner dorthin. Laßt uns das benedicite sprechen und uns zu Tische setzen."

„Ich trenne mich nie von meinem Karabiner," entgegnete rasch der Fremde, „und werde ihn zwischen den Beinen behalten; denn wenn auch Ihr, ehrwürdiger Herr, Friedensgedanken gegen mich heget, so möchte dies nicht bei Jedermann der Fall sein. Doch auf Euer Wohl! und laßt uns essen!"

Es fehlte dem Pfarrer von San Pedro nicht an Appetit, aber der Heißhunger des Fremden versetzte ihn in sprachloses Erstaunen. Dieser verschlang nicht nur Olla podrida fast allein, sondern leerte auch den Schlauch und ließ von einem ungeheuren, gewiß zehnpfündigen Brodlaibe fast nichts übrig.

Während er gierig aß, irrten seine Blicke unruhig umher: man sah ihn beim geringsten Geräusche zusammenfahren, und als der Wind eine Thüre heftig zuwarf, sprang er auf und legte seinen Karabiner an, als wollte er sein Leben theuer verkaufen. Bald jedoch beruhigt, nahm er seinen Platz wieder ein und begann von Neuem zu essen.

„Nun," sagte er mit noch vollem Munde, „müsset Ihr dem guten Empfang die Krone aufsetzen. Ich bin am Schenkel verwundet und seit acht Tagen nicht mehr verbunden worden. Gebt mir etwas alte Leinwand und dann werde ich Euch von meiner Gegenwart befreien."

„Es ist mir nicht darum zu thun, Euch los zu werden," erwiederte der Pfarrer, den sein Gast, trotz seiner Wachsamkeit, durch seine witzigen Einfälle unterhalten hatte. „Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunde und will Euch selbst verbinden; Ihr sollt mit mir zufrieden sein!"

Hierauf nahm er aus einem Schranke einen vollständigen, im besten Stande erhaltenen chirurgischen Apparat und schickte sich, mit zurückgestreiften Aermeln, an, sein Anerbieten ins Werk zu setzen. Des Fremden Wunde war tief; eine Kugel hatte des Unglücklichen Schenkel durchdrungen, so daß er, um sich nur aufrecht zu erhalten, eine übermenschliche Anstrengung machen mußte.

„Heute aber könnt Ihr unmöglich mehr fort," sprach der Pfarrer, indem er mit einer Kennermiene die Wunde sorgfältig untersuchte. „Ihr müßt bis morgen hier bleiben; die Ruhe einer Nacht wird Euern Kräften aufhelfen, die Entzündung und Geschwulst vermindern ...."

„Auf der Stelle sogar muß ich fort," unterbrach ihn barsch der Fremde. „Man erwartet mich," fügte er mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „und man sucht mich," fuhr er wild lachend fort. „Nun, ehrwürdiger Herr, ist's in Ordnung? Ach, vortrefflich! Jetzt ist's mir so leicht und wohl, als ob ich nicht verwundet wäre! Gebt mir nur noch etwas Brod und nehmt dies Goldstück für Eure Gastfreundschaft!"

Unwillig schob der Pfarrer das Geld zurück. „Ich bin kein Wirth," sprach er, „und verkaufe meine Gastfreundschaft nicht."

„Wie Ihr wollt! So empfangt meinen Dank, verzeiht mir und lebt wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Wald.) Die meteorologische Katastrophe, die einen Theil der Schweiz so schwer heimgesucht, hat veranlaßt, nach den Ursachen zu forschen, durch die jene Katastrophe herbeigeführt worden, und die Mittel aufzusuchen, durch die künftigen ähnlichen Verheerungen vorgebeugt werden kann. Ganz abzuwenden werden die Wasserfluthen niemals sein. „Wenn man beobachtet" (schreibt Ingenieur Salis aus Chur dem „Bund"), „wie die Wolken Tage, oft Wochen lang stets fort in der Richtung von Südwest hoch über die Spitzen der Alpen herfliegen, wie sie sich immer dichter und dichter drängen, bis sie wie ein schwebendes Meer erscheinen, zu dem der erfahrene Beobachter mit Sorge aufblickt, da darunter fast gleich endlos das Eis der Gletscher liegt, an dem das Dunstmeer sich jeden Augen-

Digitized by Google

blick zu einer Wasserfluth kondensiren kann," so sind das Erscheinungen, gegen welche schützende Kunstbauten nicht aufgeführt werden können," und man begreift, wie frohbewegt der Bewohner des Gebirges ist, wenn er durch einen Riß des Wolkenverhänges bemerkt, daß es „angeschneiht", daß das Dunstmeer in Schnee sich verwandelt, von dem eine Ueberfluthung nicht zu befürchten ist. Nach solchen Katastrophen erkennt man recht den Nutzen der Wälder, und es ist nur eine Seite dieses Nutzens, wenn Schiller dem Sohne Tell's die Frage:

„Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
D'rauf führt mit der Art? Die Bäume seien
Gebannt, sagt man, und wer sie schädiget,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe,

und dem Vater die Antwort in den Mund legt:

„Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
Die Schlaglawinen hätten längst
Den Flecken Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte."

Im Walde erzeugt sich eine Moosdecke, die in Verbindung mit der Erdkruste die Wirkung eines Schwammes hat; der hemmt den Stoß des stürzenden Wassers, saugt es auf und gibt es nur langsam wieder ab. In den Gebirgen ist der Wald aber auch Schutz gegen die Wuth der Stürme. Auf dem entwaldeten Gebirge mangelt es der Luft an der erforderlichen Feuchtigkeit dergestalt, daß auf der bayerischen Hochebene, wo vor 8—10 Jahrhunderten noch Getreidebau in einem ganz flachgründigen kiesigen Boden möglich war, jetzt kein Halm mehr gedeihen kann. Auf dem Westerwald war der Bau landwirthschaftlicher Gewächse ganz unsicher geworden; seit nun zur Schutzwehr Waldstreifen angelegt sind, hat sich dies wesentlich gebessert. Katastrophen, wie wir sie in der Schweiz kennen gelernt, sind im Orient, sind in Griechenland, Spanien, seit den letzten Jahrzehnten auch im südlichen Frankreich, in Italien keine Seltenheit. Daß die schonungslose Entwaldung der Höhen der Grund davon sei, darüber herrscht unter Fachleuten nur eine Stimme.

Um das Herabtröpfeln von Wassee an dem Umfange von Regenschirmen zu verhindern, bringt man in Paris, wie die Industrie-Blätter berichten, rings um deren äußeren Umfang eine Rinne an, welche an einer Stelle in einen Ausguß mündet, durch welchen sämmtliches Wasser abfließt. Zu diesem Zwecke ist ein 1 bis 1½ Zoll breites Band von gleichem Material wie die Schirmfläche aufgenäht; an jedem Schirmstabe ist ein kleiner hölzerner oder metallener Träger mit Charnier angebracht, an den das Band befestigt ist und der, wenn der Schirm geschlossen ist, dicht gegen den Stab anliegt, da sein oberes Ende durch eine Feder oder ein Stück vulkanisirten Kautschuk einige Zoll höher mit dem Stabe verbunden ist. Beim Oeffnen des Schirmes dagegen stellen sich die Träger fast senkrecht und erhalten so die durch das Band gebildete Rinne offen; dies wird durch Schnüre bewirkt, welche von den inneren Stegen aus durch Oeffnungen unter der Rinne nach dem Obertheile der Träger gehen und durch Bewegung der Stege beim Oeffnen des Schirmes angezogen werden.

Es sind jetzt gerade 100 Jahre verflossen, seitdem die Schutzpockenimpfung in **Rußland** eingeführt ist. Das Land hat dies der Kaiserin Katharina II. zu verdanken, welche im Jahre 1768, um der damals sehr gefürchteten Operation Eingang zu verschaffen, sich selbst und den Thronerben impfen ließ. Die Säkularfeier dieses Ereignisses soll, dem „Golos" zufolge, dadurch begangen werden, daß ein allgemein europäischer Preis von 3000 Rubeln für die beste Geschichte der Schutzpockenimpfung ausgeschrieben wird, in welcher der beste und sicherste Impfungsmodus angegeben werden soll. Das Werk kann in jeder der gebräuchlichen europäischen Sprachen geschrieben sein.

Räthsel.

Der Bauer hat die erste, der Mond jedoch stets nicht;
Wer's zweite ist, dem leider es an dem Verstand gebricht;
Das Ganze durfte doch in frühern Tagen —
Selbst Fürsten oft die Wahrheit sagen.

Auflösung des Räthsels in № 1:

Tagedieb.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Donnerstag, 7. Januar 1869.

Sylvesternachts-Wanderungen.

(Fortsetzung.)

„Thun Sie, was Sie wollen, Herr Sekretär," fiel verlegen der Hofrath ein, „aber verschonen Sie mich mit Ihren ewigen Sarkasmen. Hat Ihnen denn der Einblick in meine zerrütteten Vermögensverhältnisse auch das Recht gegeben, mich überall wie ein böser Geist zu verfolgen?"

„Ich will Sie nicht quälen," sprach leise Walther, „ich warne Sie nur. Ein Vierteljahr höchstens können wir uns noch vor dem Bankerott bewahren, wenn wir sparsam sind!"

„Schweigen Sie, Unglücksrabe," rief der Hofrath, sich ängstlich nach den Gästen umschauend, „und schaffen Sie mir wenigstens jetzt Geld. Der Major Wichtenstein wird nach der Tafel wahrscheinlich nach seiner alten Gewohnheit im Nebensalon ein Spielchen arrangiren. Als gefälliger Wirth kann ich mich davon nicht zurückziehen. Bringen Sie mir deßhalb aus der Chatouille sogleich vierzig Louisd'ors her."

„Bedauere unendlich," entgegnete achselzuckend der Sekretär; „es ist nicht ein einziger mehr darin."

„Wie?" rief Gernfreund erblassend; „wohin ist all' das Geld, mein Gehalt, das ich gestern erhoben, der Miethzins aus meinem Hause; wo ist das Alles schon heute hin?"

„Bäcker, Fleischer und ähnliche grobe Handwerker," bemerkte spöttisch Walther, „drohten am 1. Januar zu klagen, wenn sie am letzten Dezember nicht bezahlt wären. Hätte ich freilich ahnen können, daß der Herr Hofrath heute Abend spielen wolle, so konnte ich die Leute ruhig klagen lassen und das Geld noch behalten. Vielleicht hätten Sie heute damit viel gewonnen, wenn Ihnen das Glück lächelte. Freilich hätte es dafür auch morgen schon überall geheißen: der steinreiche Hofrath Gernfreund ist auf dem Schuldgericht verklagt worden. Ich werde mir für die Zukunft genauere Instruktionen ausbitten."

„Halten Sie ein," murmelte niedergeschlagen der Hofrath. „Aber können Sie denn gar kein Geld verschaffen?"

„Nein! Nichts mehr!" erwiederte Walther bestimmt. „Die arme junge Wittwe oben in der Dachwohnung ist die Einzige, die den Miethzins noch nicht bezahlt hat, der freilich schon vor einem Vierteljahr fällig war. Sie ist aber arm, die hübsche Frau, und hat ein krankes Kind; Sie müssen ihr also wohl noch Nachsicht schenken."

„Wie? Nachsicht?" fuhr der Hofrath auf, „Nachsicht gegen dieses Bettelvolk? Sogleich gehen Sie hinauf zu der Frau und sagen Sie ihr: daß ich sie auf der Stelle zum Hause hinauswerfen ließe, wenn sie nicht augenblicklich Geld schaffen könne. Und das Geld bringen Sie mir sofort; rasch, gehen Sie!"

„Darf ich dann vielleicht morgen in dem Zeitungsartikel noch hinzufügen," fragte lauernd der Sekretär, „daß der edle Wohlthäter der Armen, der allgemein und mit Recht geehrte Hofrath Gernfreund auch an demselben schönen Abende die arme Wittwe aus dem Hause werfen ließ?"

„Still, Elender!" rief aufgebracht der Hofrath, aber wie über sich selbst erschreckend, fügte er rasch hinzu: „Nein, Walther, Sie wissen, ich liebe Sie, ich achte Sie, allein schaffen Sie mir nur Geld!"

„Ich weiß die Liebe Eurer Excellenz zu achten," höhnte Walther mit einer tiefen Verbeugung.

Ziemlich aufgeregt kehrte der Hofrath zur Tafel zurück. Das silberne Körbchen hatte einstweilen die Runde gemacht und war mit Papiergeld und Goldstücken bedeckt. Mit lieblicher Verbeugung übergab die schöne junge Dame dem Hofrath den gesammelten Schatz.

Der Hofrath war auch Hofmann im wahren Sinne des Wortes. Jener Auftritt hatte ihn nur

inen Augenblick außer Fassung bringen können. Ein beglücktes Lächeln umschwebte jetzt wieder die schmalen, blassen Lippen.

„Die getrockneten Zähren der Armuth werden Ihnen ein schönerer Dank sein, als ihn meine schwachen Worte jetzt auszudrücken vermögen," sagte der Hofrath und übergab das silberne Schatzkörbchen seinem Sekretär mit dem Bedeuten, den Inhalt desselben auf einem nahen Tische zu zählen.

Mit der unterwürfigsten Geberde von der Welt nahm Walther das Geld und erfüllte den Befehl. Er wußte jedoch auf die geschickteste Weise während des Zählens eine Hand voll Goldstücke unbemerkt in seine Tasche gleiten zu lassen.

„Zählerlohn!" murmelte er lächelnd zwischen den Zähnen. Dann wandte er sich mit seiner gewöhnlichen, scheinheiligen Miene zu den Gästen und rief mit süßlichen Geberden: „Die Gaben der Liebe belaufen sich auf 650 Thaler!"

Ein Ausruf freudigen Erstaunens folgte dieser Meldung. Walther stellte hierauf das Geld wieder vor dem Hofrath auf den Tisch.

„Möge Ihnen das Bewußtsein, der Armuth geholfen zu haben, noch die letzte Stunde des Jahres zu der schönsten erheben," rief gerührt der Hofrath. Und in den Jubel der Gäste mischten sich die rauschenden Töne der Musik.

Der Sekretär aber stieß den Hofrath leise an. „Ich gehe jetzt hinauf zu der armen Wittwe," flüsterte er, „und wenn sie kein Geld schaffen kann, lasse ich sie auf der Stelle hinauswerfen."

„Verschieben Sie das Hinauswerfen auf morgen," rief ihm Gernfreund leise zu, „nur schaffen Sie Geld!"

„Englischer Wohlthäter der Armen, also bis morgen darf die Wittwe noch wohnen bleiben," sprach Walther höhnisch vor sich hin und verließ den glänzenden Saal.

Mir war unheimlich geworden in diesem seltsamen Gemisch von Schein und Sein, von Wahrheit und Lüge. Es schwindelte mir, als stünde ich vor einem Abgrunde.

„Hier ist das Glück nicht trotz Kerzen und Flitterschein," rief ich leise meinem Begleiter zu, der bitter lächelnd dareinschaute und mich dann unbemerkt hinausführte aus dem Saale, in dem die laute Fröhlichkeit, doch nicht die wahre, noch fortherrschte.

Wir verließen das Haus nicht, sondern stiegen in einem Hintergebäude desselben vier hohe, steile Treppen hinauf, die uns bis unter das Dach brachten. Vor uns öffnete sich da eine Thüre, die uns den Eintritt in ein kleines, niedriges, matt erleuchtetes Zimmer gestattete.

Hier saß vor einem kleinen Tischchen eine junge Frau, deren Züge schön zu nennen gewesen, und die es hätten noch sein müssen, wenn nicht Kummer und Thränen, die Feinde der Schönheit, den Purpur der Wangen hinweg gewaschen hätten. Der Armen Augen, die vom Thränenvergießen und Wachen geröthet und matt erschienen, blickten manchmal besorgt von ihrer Nadelarbeit seitwärts, wo man hinter einem schlechten Vorhange das schwere, ungleiche Athmen eines schlafenden Kindes vernahm.

Die arme Nähterin hieß Martha und war Wittwe. Der Tod hatte ihr den rechtschaffensten Gatten von der Seite gerissen. Das Band, welches unzertrennlich und vom Glücke geknüpft schien, war auf die bitterste Weise nach wenigen Jahren zerstört worden. Die rüstigen Hände des Gatten hätten ihnen dereinst ohne große Anstrengung Allen einen reichlichen Unterhalt verschafft. Jetzt mußte die arme Frau Tage und Nächte lang um Minuten geizen, damit sie nur kümmerliche Nahrung und dem kranken Kinde ärztliche Hilfe schaffen konnte.

Das einzige Fenster des Dachstübchens ging nach dem Hofe hinaus und der Lichtschein des festlich erleuchteten ersten Stockwerkes spiegelte sich an der niedrigen Decke ab. Auch dort hinunter blickte die Arme, zuweilen auf Augenblicke, wenn Paukenwirbel und Trompetengeschmetter das Ausbringen eines Lebehochs verkündeten. Sah sie dann, wie die Dienerschaft die kaum berührten Gerichte und Schüsseln von der Tafel wieder zurück nach der Küche trug, so seufzte sie tief auf. Der Mangel wird doppelt fühlbar, wenn in seiner Nähe Ueberfluß und Verschwendung wohnen.

Es war recht bitter kalt in dem kleinen Stübchen, doch der leere Holzkorb neben dem alten, geborstenen Ofen zeigte, daß die herbe Noth die Flammen verlöschen ließ. Dazu saß noch die Wittwe in einem dünnen, baumwollenen Kleide da; es war ja ihr einziges, ihr letztes und den alten Mantel hatte sie über das Bettchen des Kindes gebreitet. Aber die Noth und die Sorge trieben das Blut fieberhaft durch ihre Adern und sie fühlte die Kälte nicht, wenn sie bedachte, wie jeder versäumte Nadelstich ihre Mahlzeit für den nächsten, oder gar den zweiten Tag wieder um eine Weile hinausschob. In dem seidenen Zeuge, das zum Ballkleide einer reichen Dame bestimmt war, flog Martha's Nadel mit unbeschreiblicher Hast auf und ab, und dennoch mußte sie zuweilen inne halten, um mit den blutenden, zerstochenen Fingern den theuern Stoff nicht zu beschmutzen. Ihr Reichen bedenket mitten in dem Jubel einer Ballnacht wohl gar nicht, daß auf eure Festkleider manche Thräne der Armuth

gefallen und daß die Nadel viele hundert Male hin- und hergehen mußte, ehe ein ganz kleines Brod für eine hungernde Familie verdient ist. Wählet die Stoffe weniger kostbar, aber lohnet den armen Arbeiterinnen besser, und wahrlich, das Bewußtsein der guten That, die euer Auge verkündet, strahlt tausendmal heller als das prächtige Diadem, unter dessen goldener und diamantner Last ihr kaum den Kopf erheben könnt!

Eine nahe Thurmuhr schlug jetzt halb Zwölf. Bei diesem Klange erhob sich die arme Frau rasch und ergriff ein Arzneifläschchen, das im Fenster stand. Sorgfältig wollte sie den geringen Rest nach der Vorschrift des Arztes in einen kleinen Löffel gießen, allein die harte Kälte hatte den Inhalt des Fläschchens zu Eis erstarrt. Verzweifelnd nahm Martha das Glas in beide Hände, um die Arznei aufzuthauen, aber diese waren selbst so kalt wie Eis, und erst der Hitze der durch Angst fieberhaft gerötheten Wangen und des Lampenlichtes gelang es, die Medizin wieder flüssig zu machen.

Jetzt nahm Martha die Lampe und trat hinter den Vorhang. Ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust, als sie hier ihr blasses Kind liegen sah, und einen zweiten Blick sandte sie bittend nach Oben. Die bekümmerten Mutterherzen haben oft nur seltsam verworrene Worte, wenn sie in ihrer Angst um die Genesung des einzigen Kindes beten, allein das stumme Gebet ihrer Blicke dringt gewiß durch tausend Wolkenschichten bis hinauf zu Dem, der sie erhören soll.

Sanft rührte Martha ihr Kind an. „Anna," rief sie, „lieb' Herzchen, Anna, wache auf!"

Da schlug das Kind die matten Aeuglein auf und sah recht innig zu der guten Mutter in die Höhe, aber als der Blick der Kleinen auf die verhaßte Flasche mit der bitteren Arznei fiel, da wandte sie sich rasch ab und begann zu weinen, indem sie die abgemagerten Händchen abwehrend der Mutter entgegenstreckte.

„Aennchen, sei gut, weine nicht!" bat Martha mit den süßesten Tönen, die ihrer bekümmerten Brust zu Gebote standen. „Das Tränkchen soll Dich ja wieder gesund machen, mein Herzensleben. Und dann, wenn Du wieder wohlauf bist, kaufe ich Dir die schönsten Spielzeuge, schöner wie Nachbars Kinder sie nur jemals gehabt haben, und auch die süßen Saftsüppchen, Dein Lieblingsgericht, sollst Du dann alle Tage bekommen und ein neues Kleid, ein recht lustig rothes."

Die kranke Kleine wollte das Gesicht noch immer nicht nach der bittern Arznei kehren und fing an zu wehklagen.

„Nun wohl, Aennchen," rief nach wiederholt vergeblichen Versuchen betrübt die Mutter, „wenn Du mir nicht folgen willst, so werde ich Dir böse und gräme mich so lange, bis ich sterbe und dann hinauf zu Deinem Vater im Himmel komme. Dann aber bist Du ganz allein, armes Kind!"

Was die köstlichsten Versprechungen nicht vermocht hatten, das gelang rasch den letzten Worten, die freilich der betrübten Mutter selbst Thränen abpreßten. Rasch wandte sich das leidende Kind um und mit den Worten: „Nicht böse sein, nicht weinen, lieb' Mütterchen!" — ergriff es hastig den Löffel mit den herben Tropfen, die es, wenn auch mit großem Widerwillen, nahm.

„So, Herzpüppchen!" schmeichelte die Mutter, indem sie das schwache Kind wieder zurecht bettete; „nun schlafe getrost wieder ein. Heute Nacht kehrt der Neujahrsengel in alle Häuser ein und jagt das alte, böse Jahr hinaus, und wer recht folgsam gewesen ist, dem bringt er —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zum Glase Wasser.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten nahm er das von Margarita auf ihres Herrn Befehl herbeigeholte Brod und verschwand dann, noch einmal freundlich zurückwinkend, in dem Gebüsche, welches das Haus oder vielmehr die Hütte des Pfarrers umgab.

Eine Stunde später vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer, und der Fremde kehrte blutend, in der Brust verwundet, und bleich wie ein Sterbender zurück.

„Hier," stöhnte er, indem er dem Pfarrer einige Goldstücke bot, „meine Kinder ... in der Schlucht ... nahe beim kleinen Flusse ..."

Er brach zusammen; spanische Gensdarmen traten mit gezogenem Säbel ein, erlitten aber keinerlei Widerstand von dem Verwundeten. Sie schlossen ihn fest und gestatteten dann erst dem Pfarrer, die tiefe Wunde des Unglücklichen zu verbinden. Ohne auf seine Vorstellungen, wie gefährlich das Fortführen des tödtlich Verwundeten sei, zu achten, warfen sie ihren Gefangenen auf einen Karren.

„Pah, pah!" sprachen sie, „möge er davon sterben, oder am Galgen — er hat sein Leben verwirkt! Es ist der berüchtigte Jose!"

Der Gefangene dankte dem Pfarrer durch ein Neigen des Kopfes, dann bat er noch um ein Glas Wasser, und als der gute Pfarrer sich bückte,

um ihn trinken zu lassen, hauchten seine sterbenden Lippen: „Ihr habt mich verstanden?“

Der Pfarrer nickte, und der Zug setzte sich in Bewegung. Kaum war dieser den Blicken des guten alten Mannes entschwunden, als er sich auch schon, trotz Margarita's Einreden hinsichtlich der Erfolglosigkeit und der Gefahr des nächtlichen Unternehmens, aufmachte, einen Theil des Waldes durchschritt und der bezeichneten Schlucht zueilte. Neben dem Leichnam einer Frau, welche wahrscheinlich von einer Kugel der Gensdarmen getroffen worden war, fand er einen Säugling und einen wunderschönen, vierjährigen Knaben, welcher seine Mutter aufzuwecken suchte, da er sie eingeschlafen glaubte.

Wer malt Margarita's Erstaunen, als sie ihren Herrn mit zwei Kindern zurückkommen sah!

„Gott stehe mir bei!“ rief sie entsetzt aus. „Was gedenken Sie mit den Kindern zu machen, Herr Pfarrer? Wir können ja unser eigenes Leben kaum fristen! Muß ich denn von Thür zu Thüre für Sie und die Kinder betteln? Und für welche Kinder!! Söhne eines Vagabunden, eines Zigeuners, eines Räubers — vielleicht noch schlimmerer Abkunft! Sie werden ohne Zweifel nicht einmal getauft sein!“

Jetzt fing das Wickelkind an zu schreien.

„Und was sollen wir mit diesem armen Wurme anfangen? Wir sind nicht im Stande, ihm eine Amme zu halten und so muß man es denn künstlich ernähren! Sie, Herr Pfarrer, wissen freilich nicht, was das heißt! Den Schlaf, das Köstlichste, was ich in meinem Alter habe, muß ich ihm opfern! — Und heilige Jungfrau! es scheint kaum ein halbes Jahr alt zu sein! — Zum Glücke habe ich noch etwas Milch, welche ich ihm schnell wärmen will.“

Und ihren Unwillen vergessend, nahm sie das Kind aus des Pfarrers Arme, schaukelte und küßte es und brachte dasselbe, nachdem sie ihm die warme Milch eingeflößt hatte, in ein weiches, improvisirtes Bettchen.

Sobald der kleine Knabe gesättigt und zur Ruhe gebracht war, kam die Reihe an den anderen. Während Margarita ihm zu essen gab, ihn auskleidete und ihm vermittelst eines Mantels des Pfarrers eine Lagerstätte bereitete, erzählte der vortreffliche Mann seiner Haushälterin, wo und wie er die armen Kleinen gefunden habe und wie sie ihm vermacht worden seien.

„Das Alles fordert uns freilich zur Theilnahme auf,“ sprach Margarita, eine Thräne abwischend; „aber es handelt sich darum, wie wir sie und uns ernähren werden!“

Da nahm der würdige Pfarrer das Evangelium, öffnete es und las mit lauter Stimme:

„Wer aber dieser Geringsten Einen nur mit „einem Becher kalten Wassers tränket in meinem „Namen: wahrlich, ich sage Euch, es wird „ihm nicht unvergolten bleiben!“

„Amen!“ setzte Margarita hinzu.

Tags darauf ließ der Pfarrer den Leichnam der im Walde gefundenen Frau beerdigen und las die Todtenmessen für sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Pfarrer (vor den rauchenden Trümmern eines Bauerngutes): „Euer Verlust durch das Feuer ist wohl sehr bedeutend, lieber Mann? Bekommt Ihr nicht eine gute Entschädigung von der Feuerversicherungsgesellschaft ausgezahlt?“ — Bauer: „Ja, Herr Pfarrer, versichert hätt' mer schon gut; aber das dumme Volk hat ja fast Alles gerettet!“

Literarisches.

Berlin. Der „Bazar“, die bekannte Berliner Illustrirte Damenzeitung, hat in diesem Winter seinen XV. Jahrgang beschlossen. Derselbe liegt als umfang- und inhaltreicher Band vor uns und zeigt die Vorzüge, welche den „Bazar“ zum ersten Modeblatt der Welt erhoben, deutlicher denn je. Die Trefflichkeit der vielen Tausende von Abbildungen aus sämmtlichen Gebieten der weiblichen Toilette und Handarbeit, die Faßlichkeit der Beschreibungen, die Rücksicht auf das wahrhaft Nützliche, sowie die ebensoviel Geschmack als Tüchtigkeit offenbarende Vermeidung alles Excentrischen machen einen um so wohlthuendern Eindruck, wenn man sich der französischen Modezeitungen erinnert, welche vor dem Erscheinen des „Bazar“ auf diesem Gebiete den Ton angaben, jetzt freilich durch das deutsche, in einer Art einzige Unternehmen völlig überflügelt und geschlagen sind. Auch der belletristische Theil des „Bazar“ bietet eine Fülle des Schönen und Nützlichen, zählt die tüchtigsten Kräfte und klangvollsten Namen zu seinen Mitarbeitern. Kurz, der ungeheure Erfolg des „Bazar“ ist ein wohlverdienter, und sein Einfluß auf die Frauenwelt ebenso unbestreitbar, als wünschenswerth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Samstag, 9. Januar 1869.

Wiege mich ein!

Rückwärts, zieh' rückwärts, o flüchtige Zeit,
Mache zum Kinde mich wiederum heut'!
Mutter, komm' wieder vom Lande der Ruh',
Drücke wie einstens an's Herze mich du!
Küss' von der Stirne die Furchen mir leicht,
Glätte die Haare mir, früh schon erbleicht —
Warte im Schlummer du liebevoll mein —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Rückwärts, ihr Jahre, lenkt wieder den Flug!
Hab' nun der Trübsal und Thränen genug —
Thränen und Trübsal statt Ruhe und Glück —
Nimm sie und gib mir die Jugend zurück!
Müde nun bin ich, mit liebender Gluth
Ferner zu opfern mein geistiges Gut;
Müde, zu säen für And're allein —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Falschheit und Undank nur blüheten mir,
Mutter, o Mutter, es sehnt mich nach dir!
Jahre entflohen, das üppige Grün
Sah ich in Wiesen und Wäldern verblüh'n.
Glühend und brennend verzehret der Schmerz
Inniger Sehnsucht mir heute das Herz;
Kehre zurück! ich vergehe vor Pein —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Nimmermehr hat mich im Laufe der Zeit
Liebe wie deine, o Mutter, erfreut;
Nimmermehr lächelt ein Wesen mir zu,
Treu' und beständig, geduldig wie du.
Nur eine Mutter verstehet das Herz
Liebend zu trösten in Leid und in Schmerz;
Zögernd bricht endlich der Schlummer herein —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Abermals lasse dein goldenes Haar
Wallen um Schultern und Nacken so klar;
Laß es umschatten mein müdes Gesicht,
Laß es beschützen mein Aug' vor dem Licht.
Wiederum laß es bescheeren mir heut'
Bilder aus schönerer, seliger Zeit,
Sachte erglänz' es in sonnigem Schein —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Theuerste Mutter, wie ist es so lang,
Seit ich gelauschet zuletzt deinem Sang —
Sing' denn auf's Neue, so dünket mich kaum
Anders das Leben als einzig ein Traum.
Drücke auf's Neue mit liebender Lust
Wie in der Jugend mich jetzt an die Brust,
Daß ich nicht länger mehr wache und wein' —
Wiege mich, Mutter, o wiege mich ein!

Sylvesternachts-Wanderungen.

(Fortsetzung.)

Martha konnte nicht enden, denn es ward an die Thüre geklopft. Erstaunt über den späten Besuch eilte sie hin und öffnete. Walther, der heimtückische Sekretär des Hofrathes, trat mit einem Lächeln, so freundlich es ihm die lauernden Züge seines Gesichtes zuließen, in das ärmliche Dachstübchen. Er hatte, trotz seiner sarkastischen Einwendungen, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, sich an der braven Wittwe jetzt etwas rächen zu können, denn als sich Martha einstmals wegen der Zudringlichkeiten des alten Sünders bei ihrem Manne beklagte, warf dieser bei der nächsten Veranlassung den Sekretär gar unsanft die Treppe hinab, wobei er ihm zugleich für den nächsten Besuch ein gebrochenes Genick prophezeihte. Seit jener Zeit hatte er sich noch nicht wieder heraufgewagt, jetzt aber erschien er im satanischen Triumphe seiner Sicherheit vor ähnlichen Ueberfällen.

„Der Herr Sekretär?“ rief verlegen Martha, als sie mit der Lampe Walthers häßliches Gesicht beleuchtete. „Und noch so spät in der Nacht?“

„Ihr habt mich freilich wohl kaum hier erwartet, zumal da Euer Mann mich beim letzten Besuche so artig zur Treppe begleitete,“ erwiederte höhnisch der Sekretär. „Allein ich mußte eilen, um noch zur Kündigungsfrist früh genug zu kommen. Neujahr ist in einer halben Stunde da, und ist dieser Termin übersehen, so müßte man Euch nothgedrungen noch ein Vierteljahr länger im Hause behalten.“

Eine Zornesröthe überflog anfangs Martha's Gesicht, allein bei dem Worte „Kündigen“ hätte sie fast vor Schreck die Lampe zu Boden fallen lassen. Mit heimlicher Freude bemerkte Walther diese Regung des geängstigten Frauengemüthes.

„Wie? Kündigen?“ rief Martha, „der Herr Hofrath ist doch sonst immer so gütig gegen mich gewesen und gilt überall für einen Schutzengel der Armen.“

„Er gilt für einen solchen,“ bemerkte spöttisch Walther, „aber die Leute sind nicht immer das, wofür sie gelten oder gern gelten wollen. Habt Ihr mich doch auch einst für einen falschen oder gar schlechten Menschen gehalten,“ setzte er freundlicher hinzu, „und doch bin ich gut, sogar sehr gut, wenn man mich näher kennt.“

„Ich bin noch ein Vierteljahr Miethzins schuldig,“ fiel Martha rasch ein, „ich weiß es, aber mein armes Kind ist noch immer krank und ich habe jetzt kaum genug erwerben können, um die theure Arznei und den Doktor zu bezahlen. Ist meine kleine Anna nur erst wieder gesund, so zahle ich Alles, denn ich kann alsdann des Tages mindestens drei Groschen für den Miethzins zurücklegen.“

„Aber der Hofrath will sein Geld sogleich,“ drängte Walther, „sogleich, versteht Sie das, Frau?“

Da warf Martha einen betrübten Blick auf die kahlen Wände und den einzigen Stuhl, der neben dem gebrechlichen Tischchen stand.

„Das ist Alles,“ versetzte sie mit einem tiefen Seufzer, „was mir in der schweren Zeit übrig geblieben ist; das Uebrige habe ich längst verkaufen müssen. Aber der Herr Hofrath ist kein solcher Unmensch, wie Sie ihn hier beschreiben wollen. Auf der Stelle eile ich noch zu ihm hinunter und bitte ihn um eine kleine Frist, die er mir gewiß gewähren wird.“

Damit wollte Martha schon nach der Thüre, um ihren Vorsatz auszuführen.

„Gebt Euch keine unnöthige Mühe!“ rief ihr kaltblütig Walther zu. „Die Dienerschaft würde Euch mit Hohn und Spott zurückweisen, denn unten ist große Festlichkeit. Wißt Ihr denn nicht, daß die Vornehmen im Glückstaumel selten das richtige Gehör für die Armuth haben? Was nützte es ihnen, Wohlthaten zu erzeigen, von denen Niemand etwas erfährt? Wenn die ganze Stadt jedoch davon hören kann, ist es schon etwas Anderes, oder wenn sie sich schwach und gebrechlich fühlen, dann geben sie wohl gern mit vollen Händen und denken sich mit solchen Apropos-Wohlthaten Stufen zum Himmel zu bauen, an den sie im Glücke gar nicht dachten.“

Verzweifelnd starrte die arme Wittwe den Sekretär an. Dieser ließ sich jedoch nicht irre machen.

„Ihr habt also wirklich kein Geld für den Miethzins?“ fragte er nochmals.

Ein bekümmertes Kopfschütteln war der Armen Antwort.

„So hilft es nichts, dann muß ich den Befehl meines Herrn ausführen. Geht, Martha, nehmt Euer Kind und macht, daß Ihr zum Hause hinauskommt. Was sonst noch in der Stube ist, behalten wir für den schuldigen Zins zurück.“

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Martha zu dem Bettchen ihres Kindes, das schon wieder eingeschlummert war. Sie stellte sich vor dasselbe, als wollte sie ihr letztes Gut vor dem Schrecklichen schützen. Da sie jedoch sah, daß Walther noch still und regungslos an der Thüre stehen blieb, faßte sie wieder Muth. Sie ging nochmals auf den Schreckensboten zu und versuchte, ihn durch Bitten zu einer Aenderung des grausamen Urtheils zu bewegen. Allein der Kummer und Schreck hatten sie so verwirrt, daß sie kaum noch eines Wortes mächtig war. Walther selbst schien fast von diesem Jammerbilde gerührt zu werden.

„Ich bedaure Euch, Martha,“ rief der Sekretär. „Ihr seht, ich habe vielleicht noch mehr Gefühl, als der hochgepriesene Hofrath. Ich möchte Euch fast helfen!“

Ungläubig blickte die Wittwe den Sekretär an.

„Ihr wisset, daß ich Euch immer gern gelitten habe,“ fuhr lauernd Walther fort; „ich fühle sogar in mir noch ein Restchen meiner alten Zuneigung, obgleich Ihr nicht halb so hübsch und frisch mehr seid als früher. Ich selbst will Eure Schuld bezahlen,“ rief er endlich, indem er die vorhin gestohlenen Goldstücke aus der Tasche zog und damit spielte, „aber Ihr dürft mich auch nicht mehr so spröde empfangen; Ihr müßt —“

Weiter wagte der Sekretär nicht zu reden, als er die Veränderung sah, die vor seinen Blicken mit Martha vorging. Das arme, vorhin so niedergebeugte Weib stand plötzlich in der ganzen Größe

des erhabensten Stolzes vor ihm, als wäre sie eine Königin, die über Welten herrichte. Das Zornfeuer, das aus ihren Augen sprühte, drohte den zitternden Walther zu vernichten. Dem erwachten Selbstgefühle eines beleidigten Weibes müssen sich selbst männliche Helden beugen, solche erbärmliche Kreaturen wie Walther aber sinken vor ihm in ihr ganzes grauenvolles Nichts zurück.

„Schurke!“ rief Martha dem Bebenden zu, „gibt Dir mein Unglück das Recht, mich zu verhöhnen? Glaubst Du nicht, daß auch im Weibe eine Kraft wohne, die stark genug ist, um Dich erbärmlichen Wurm zu vernichten? Und jetzt stehst Du zitternd da, erschreckt durch Deine eigene Niederträchtigkeit, wie ein armer Sünder am Hochgerichte. Wohlan, so nimm denn Alles, was hier ist, und mein armes, krankes Kind nehme ich!“

Jetzt war der Stolz gebrochen. Das blutende Mutterherz gewann wieder die Oberhand. Martha eilte zu dem Bette ihres Kindes, wickelte die Kleine in ein Kissen, schlang den Mantel um und trat dann laut schluchzend aus der Thüre.

„Ich gehe jetzt,“ rief sie mit erstickter Stimme, „in einem Hospital wird es wohl noch mitleidige Herzen geben, die mein Kind aufnehmen; nur fort — fort aus dieser Tigerhöhle. Stirbt aber das arme, kranke Kind in der kalten Nachtluft, in die Ihr uns hinausstoßet, so verantwortet Euch einst vor dem Richterstuhle des Höchsten, wenn Euch die unschuldige Seele als Mörder anklagt!“

Mit diesen Worten war Martha schon an der Treppe, die sie vorsichtig hinabstieg und dabei ihr laut weinendes Kind so gut als möglich zu trösten suchte.

Walther stand wie vernichtet. Die innere schöne Seite des menschlichen Herzens war ihm so unbekannt, daß er sich von dem Ueberwältigenden der letzten Augenblicke fast zu Boden gedrückt fühlte. Als er endlich zur ruhigen Ueberlegung gelangte und die Folgen seines raschen Schrittes bedachte, rief er ängstlich nach Martha, um sie zurückzuhalten. Allein das arme Weib mit dem kranken Kinde hatte schon längst dem verruchten Hause den Rücken gewandt.

Wie gern wäre ich vorhin aus unserem Versteck auf den tückischen Sekretär losgesprungen, um den Elenden zu züchtigen; aber der strenge Alte, mein Begleiter, hielt mich stets zurück und winkte mir zu, daß wir überall nur stumme Zuschauer sein dürften, denen eine Hilfeleistung unmöglich sei.

Dieser Auftritt hatte mich so erschüttert, daß ich die Mahnung des Alten zum Ausbruch ganz überhörte. Endlich zog er mich mit fort. Als wir auf die Straße kamen, war die arme Mutter längst verschwunden.

„Komm',“ drängte der räthselhafte Greis, „komm', die Zeit verrinnt, die mir noch übrig bleibt. Folge mir, ich will Dir jetzt noch das wahre, stille Glück zeigen.“

Obgleich mir fast vor meinem Führer zu grauen begann, so folgte ich ihm dennoch. Immer noch mit den Gedanken bei der armen Unglücklichen verweilend, schritt ich willenlos neben dem Alten durch mehrere Straßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zum Glase Wasser.

(Schluß.)

Zwölf Jahre später saß der würdige Pfarrer von San Pedro, welcher jetzt 70 Jahre zählte, in den wärmenden Sonnenstrahlen vor seiner Wohnung. Es war der erste Sonnenblick nach mehreren trüben Wintertagen, welcher die kleine Hausgenossenschaft herausgelockt hatte. Neben ihm las ein schöner, zwölfjähriger Knabe laut in des Pfarrers Brevier, während ein großer, kräftiger sechszehnjähriger Jüngling das zur Hütte gehörige Gärtchen emsig umgrub und Margarita, welche inzwischen blind geworden war, andächtig zuhörte.

In diesem Augenblick ließ sich das Rasseln eines Wagens vernehmen, und der jüngere Knabe rief hocherfreut aus:

„Ach, der schöne Wagen — der wunderschöne Wagen!“

In der That näherte sich, von Sevilla herkommend, eine prachtvolle Kutsche der ärmlichen Hütte des Pfarrers, und hielt vor derselben. Ein reich gallonirter Diener sprang herab und bat um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

„Carlos,“ sprach der Greis zu dem jüngern der beiden Brüder, „hole dem gnädigen Herrn ein Glas Wasser und bringe auch Wein mit, wenn er ihn nicht verschmäht! So gehe doch schnell!“ Der vornehme Herr ließ den Kutschenschlag öffnen und stieg aus; er mochte wohl ein Fünfziger sein.

„Sind diese Knaben Ihre Neffen, Herr Pfarrer?“ fragte er den Letztern.

„Sie stehen mir näher,“ antwortete dieser; „es sind meine Söhne, — d. h. meine Adoptiv-Söhne!“

„Wie so?“ fragte der Fremde.

„Ich will es Ihnen erzählen,“ entgegnete der Pfarrherr, „denn ich kann einem so großen Herrn,

wie Sie sind, nichts vorenthalten, und dann wäre mir auch, bei meinem Alter, meiner Armuth und meiner Unerfahrenheit in dem Getriebe der Welt ein guter Rath in Betreff der beiden jungen Leute sehr willkommen."

Und er erzählte mit sehr bewegter Stimme die Geschichte jenes Abends, wie er die Kinder in der Furcht Gottes erzogen und in allem Nützlichen unterwiesen habe.

„Was rathen Sie mir nun, aus ihnen zu machen?" fragte er am Schlusse seiner Erzählung.

„Kadetten in der königlichen Garde," fiel der Fremde ein, „und damit sie standesgemäß leben können, muß man ihnen einen Jahrgehalt von viertausend Dukaten geben."

„Ich hatte auf meine Bitte um Rath keinen Scherz erwartet, Sennor," versetzte der Greis.

„Und dann," fuhr Jener fort, „muß man Ihre Kirche neu bauen, ein hübsches Pfarrhaus daneben setzen und das Ganze mit einem zierlichen eisernen Gitter einfassen lassen. Sehen Sie hier den Plan; gefällt er Ihnen? Wir werden dann der ganzen Anlage den Namen geben: „„Die Kirche zum Glase Wasser""."

„Was bedeutet das!" rief der Pfarrer überrascht aus; „was meinen Sie damit? Welche Erinnerungen steigen in mir auf! Diese Züge .... Diese Stimme!"

„Ich will Ihnen Aufschluß darüber geben," antwortete der Fremde. „Ich bin Don Jose von Ribeira, und vor zwölf Jahren war ich der Insurgenten-Anführer Jose, dem es gelang, aus dem Gefängnisse zu entkommen. Zeit und Umstände bringen oft große Umwälzungen hervor. Heute bin ich reich und mächtig. Sie, hochwürdiger Herr, erbarmten sich des Elenden auf die menschenfreundlichste Weise; Sie thaten noch mehr — Sie vertraten Vaterstelle bei meinen Kindern! Wo soll ich Worte finden, Ihnen zu danken?! O, so kommt an mein Herz!" rief er dann seinen Söhnen zu, welche sich wonnetrunken in seine offenen Arme stürzten. Und als er sie unter Freudenthränen, lange und warm und zu wiederholten Malen, unter den zärtlichsten Benennungen umarmt hatte, reichte er die Hand dem alten Pfarrer.

„Nun," sprach er, „werden Sie „Die Kirche zum Glase Wasser" nicht annehmen, ehrwürdiger Vater?"

Der Pfarrer wandte sich tief gerührt gegen Margarita und sprach:

„„Wer aber dieser Geringsten Einen nur mit „„einem Becher kalten Wassers tränket in „„meinem Namen: wahrlich, ich sage Euch, „„es wird ihm nicht unvergolten bleiben!""

„Amen!" sagte die alte Frau, welche vor Freuden über das Glück ihres Herrn und ihrer angenommenen Kinder weinte und gleich darauf die bittersten Thränen über die ihr bevorstehende Trennung von denselben vergoß.

Ein Jahr später fand in der Gegenwart Don Jose's della Ribeira und seiner beiden Söhne die Einweihung der „Kirche San Pedro zum Glase Wasser" statt, welche eine Zierde der ganzen Umgegend und eines der schönsten Gotteshäuser in der Nähe Sevilla's ist.

Mannigfaltiges.

(Tiefe des Meeres.) Der „Courier des Etats-Unis" berichtet, daß die Versuche, das unterseeische Kabel zu repariren, Gelegenheit gegeben haben, interessante Beobachtungen über die Tiefe des Meeres zusammenzustellen. Die am wenigsten tiefen Meere sind in der Nähe der Kontinente, so hat die Ostsee zwischen Deutschland und Schweden nur eine Tiefe von 120 Fuß, das adriatische Meer zwischen Frankreich und Triest 130 Fuß, während der südwestliche Theil des Meeres mehr als 2000 Fuß tief ist. Der engste Theil der Straße von Gibraltar erreicht eine Tiefe von 300 Fuß, während das Mittelmeer etwa 3000 Fuß tief ist. An den Küsten Spaniens hat das Meer bis zu 6000 Fuß Tiefe. Die größten Tiefen finden sich in südlichen Meeren; im Westen des Kaps der guten Hoffnung fand das Senkblei bei 56,000 Fuß, im Westen der Insel Helena bei 27,000 Fuß Grund. Dr. Jung hat die mittleren Tiefen des Oceans auf 25,000 Fuß, die des stillen Oceans auf 20,000 Fuß berechnet.

Lebensphilosophie.

Freund! Unrecht thun und Unrecht leiden,
Was wähltest du dir wohl von beiden?
Ich? Kein's! Denn Herz und Ehre spricht:
Laß jenes, dulde dieses nicht!

Kretschmann.

Auflösung des Räthsels in № 2:

Hofnarr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Dienstag, 12. Januar 1869.

Sylvesternachts-Wanderungen.

(Fortsetzung.)

Es war diesmal kein Palast, vor dem wir nach einer kurzen Wanderung still standen. Ein kleines Häuschen lag vor uns. Im Wiederscheine des Schnees, der die Nacht fast erhellte, zeigten uns kahle Lattengelände, daß im Sommer und Herbst die gastliche Rebe die Mauern mit ihren breiten Blättern bedecke. Die hölzernen Fensterläden ließen durch kleine runde Einschnitte, die als Verzierung dienten, den hellen Lichtschein sehen, der aus der Stube drang. Der Feueresse entstieg eine behagliche graue Rauchsäule, die ein vollgiltiger Beweis war, daß die Inwohner des Häuschens der harten Winterkälte Vernichtung durch den Waldbruder Eichbaum geschworen hatten. Der blendend weiße Anstrich der Mauern forderte den stolzen Schnee keck zu einem Vergleiche heraus. Die Gebälke, welche zwischen dem Ziegelwerke hervorschauten, waren dagegen roth angestrichen und gaben der Wohnung ein ganz besonders festtägliches Ansehen. Wenn leicht zufriedene Seelen sich zuweilen bei dem Anblick einer freundlichen, idyllischen Wohnung freudig erregt fühlen, so hätte solchen das kleine Häuschen gewiß nicht wenig in die Augen gestochen.

Wir traten ein. Ich hörte im engen Vorhaus meine Tritte auf dem feinen Sande knirschen, den man der Reinlichkeit wegen gestreut hatte. Als sich die Thüre der munter erleuchteten Wohnung wie von selbst vor uns aufthat, fiel der volle Lichtschein auf die weißesten Wände, die je einen Raum umschlossen hatten. Wir betraten nun die freundliche Stube. Frau Ordnung, die sorgsame Fee der Hauswirthschaften, schien hier ihre Residenz aufgeschlagen zu haben. Nicht der Glanz des Reichthums war es, der das Auge blendete, sondern die Reinlichkeit lachte uns überall mit den lieblichsten Farben entgegen. Da durfte keine Spinne es wagen, ihre Fäden an die Gesimsecken anzuheften, der Besen der Hausfrau hätte sie sogleich hinaus verwiesen. Und wenn es je einer gelungen wäre, in dem verborgensten Winkel die Wachsamkeit der Hausfrau zu täuschen, so hätte sie wohl nur eines grausamen Hungertodes sterben müssen, denn auch Fliegen und Mücken waren dem Zimmer fremd. Ueber diese führte der alte Hausherr das Zepter, und kaum hatte solch ein flatterhafter Sechsfuß gelegentlich durch eine geöffnete Thüre oder Fenster das Zimmerbereich überschritten, so waren alsbald Federwedel und Fliegenklappe zur Hand, um den Eindringlingen energisch den Rückweg zu zeigen.

Wie gut man es dagegen mit den Hausthieren meinte, bewies ein kleiner zottiger Spitz und eine grau gefleckte Katze, die beide ihren Ruheplatz in der Nähe des Ofens hatten. Der natürliche Haß ihrer Geschlechter war in der friedlichen Umgebung ganz geschwunden. Die Katze hatte auch jetzt wieder für ihren Schlaf kein besseres Ruhekissen finden können, als den wolligen Rücken ihres Freundes, und dieser hütete sich gar wohl, den Schlaf seiner Gespielin zu stören.

An einem Tische aber saß ein freundlicher Greis und neben ihm eine würdige Matrone. Vor Beiden lagen zwei Gemälde, Brustbilder vorstellend, denen man es an der altmodischen Tracht der Porträts leicht ansehen konnte, daß sie vor mehr als einem Vierteljahrhunderte abgebildet worden.

Der Alte hielt das Bild einer blühenden jungen Frau, die in ihrem kurzen Taffetleibchen und dem breiten Spitzenkragen sich gar sonderbar ausnahm. Freilich sind wir eigentlich nur gewöhnt, die Moden lächerlich zu finden, nach denen man sich vor vielen Jahren trug; wir sollten aber dabei bedenken, daß unsere Nachkommen einst mit demselben Lächeln und demselben Kopfschütteln auf die Trachten sehen werden, welche wir nach den augenblicklichen Regeln des Geschmackes für schön halten.

„Das warst Du, Katharine Rüstig, ja, ja; das warst Du, wie Du einst leibtest und lebtest," rief lachend der Hausherr. „Freilich hätte jetzt der Maler ein paar Tage länger an Deinem Bilde zu arbeiten, wenn er die Menge Falten und Runzeln Deines Gesichtes mit abbilden sollte."

„Geh', Du bist wieder einmal recht grob," schmollte die alte Katharine, indem sie ihrem Manne den Rücken halb zuwandte.

„Ei! Potz Pulver und Hagel!" polterte lachend der Alte, „bist weit über die sechzig Jahre hinaus und wahrhaftig immer noch kokett; das lasse ich gelten. Aber jetzt drehe Dich nur wieder herum und sieh' mich recht freundlich an, denn wenn Du lachst, so bist Du wahrhaftig noch ebenso hübsch, als vor dreißig Jahren. Gelt, Trinchen?"

Dabei faßte er die noch immer schmollende Hausfrau am Kinn und drehte ihren Kopf sanft nach seiner Seite. Da half es nun freilich nichts, jetzt mußte die alte gute Katharine ihren Ehegemahl ansehen und das war das Zeichen, daß der kurze Zwist zu Ende und der Friede neu geschlossen sei. Beide lachten aus vollem Herzen.

„Sagt' ich es nicht," rief der Alte, „wenn Du so recht herzlich lachst, siehst Du bei meiner Seele um zwanzig — nein, um dreißig Jahre jünger aus, als Du wirklich bist."

„Spotte nur, Väterchen!" entgegnete die Matrone, indem sie auf das Bild eines kräftigen Mannes deutete, das sie in der Hand hielt. „Zwischen Dir und Dem da würde heute Jemand auch gar wenig Aehnlichkeit ausfinden. Wo sind denn z. B. da die braunen Locken hin, he? Die sehen jetzt recht grau aus. Und der martialische Schnurrbart und das feurige Auge? Nun wo hast Du denn Alles das gelassen? Spottvogel! Wäre ich heute noch einmal jung und Du kämest mit Deinem alten Aussehen da zu mir auf Freiwerbung, ich würde Dir gewiß die Thüre weisen!"

„Du thätest es doch nicht."

„Ob ich es thäte; ganz gewiß!"

„Nein, nein, besinne Dich nur recht, Du nähmest mich wahrhaftig heute noch, Trinchen."

„Meinst Du?" fragte nachdenkend mit einem Lächeln die Alte. „Kannst freilich Recht haben, denn die heutige junge Männerwelt soll durch die Bank nichts mehr taugen."

„Oho! Unsern Franz nimm nur aus, den Sergeanten im Garde-Regimente. Der ist doch kein alter Mann und wer gegen den etwas einzuwenden hätte, der sollte es mit mir zu thun bekommen. Ich will Dir es besser sagen, die Frauenzimmer sind heutzutage nicht mehr gar so viel werth als ehemals!"

„Ei, sieh' doch an! Und ist denn unsere gute Emma nicht auch ein Frauenzimmer von heutzutage. Die alte Gräfin, auf deren Landgute sie die Wirthschaft führt, hat gar nicht genug Lobesworte für sie finden können. Das gute, herzensgute Kind! Wenn sie uns auf die Ostertage besuchen wird, sollst Du es wohl sehen, daß es noch Frauenzimmer gibt, die heute gerade ebenso gut und rechtschaffen sind, wie es Deine Katharine vor dreißig Jahren war."

„Ja, die Emma!" rief selbstgefällig lächelnd der Hausvater, „das ist freilich eine Ausnahme."

„Und unser Franz auch," gab die Mutter zu. Sie stand jetzt auf, hing die beiden Bilder wieder an die Wand und schob noch einige Scheite in den Ofen, wo ein Topf durch tiefes Murmeln kundgab, daß sein Inneres irgend etwas Besonderes berge, womit Katharine ihren Eheherrn bei der Scheidestunde des Jahres erfreuen wollte.

„Höre nur, Vater, wie draußen wieder der Wind tobt," rief sie, als sie bemerkte, daß der aufmerksame Hausvater einen Blick nach dem Gaste im Ofen warf.

„Ja, ja! Es ist gerade solch' eine Nacht, wie heute vor vierzig Jahren, wo ich noch als rüstiger Soldat draußen am Bergthore die Wache hatte. Entsinnest Du Dich noch, wer damals mit zwei armen kleinen Kinderchen nach der Stadt stürzte, um sich vor den andringenden Franzosen zu retten, die rings umher Alles verwüsteten und niederbrannten?"

„Freilich weiß ich das noch," entgegnete Katharine, indem sie dem Alten sanft auf die Schulter klopfte. „Ich war es und ahnte damals nicht, daß der brave Soldat, der mich und die armen Kinder meiner Schwester so freundlich bei seinen Eltern unterbrachte, einst mein Ehegemahl werden sollte."

„Was der Zufall fügt, hält oft am besten," rief lächelnd der Greis.

„Es war eine fürchterliche Nacht, die wir damals verlebten," fuhr die alte Frau schaudernd fort. „Die Feinde hatten schon lange in der Gegend herumgeschwärmt, und auch unser Dorf war schon von Marodeurs und lüderlichem Gesindel arg mitgenommen worden."

„Wir haben ihnen aber auch den kürzesten Weg nach ihrer Heimath gezeigt, als sie uns zu Leibe wollten," rief feurig der Veteran in der Erinnerung an seine Kriegsthaten.

(Schluß folgt.)

Kommt nicht nach New-York!

(Aus einem New-Yorker Blatt.)

Jeder Geschäftsmann in New-York wird die Erfahrung gemacht haben, daß es gerade jetzt von Leuten, die Beschäftigung suchen und keine finden können, wimmelt; man wird von jungen und alten Leuten überlaufen, die ihre Dienste um jeden Preis anbieten; auf eine Zeitungs-Annonce, daß eine Stelle zu besetzen sei, melden sich Schaaren von Menschen und belagern schon lange vor Beginn der Arbeitsstunden das betreffende Geschäft. Darunter befinden sich eine Menge Leute, die vom Lande hierher gekommen sind, weil sie hier bessern Lohn und ihnen angemessene Beschäftigung zu finden hofften. Allen Personen im Lande, mögen sie jung oder alt, Arbeiter, Handwerker oder Leute sein, die im Comptoir beschäftigt zu sein wünschen, geben wir den wohlgemeinten, aufrichtigen Rath: Kommt nicht nach New-York! New-York ist eine große Stadt. Es gibt in New-York Tausende von Geschäfts-Firmen; Millionen von Dollars sind in den verschiedenen Geschäftsunternehmungen angelegt. Es gibt Tausende und aber Tausende von Handwerken, von Geschäftsleuten. Es leben hier mehr Konsumenten als Produzenten, und zur jetzigen Zeit treiben sich in New-York nicht weniger als 50,000 Menschen herum, die Nichts oder doch nicht so viel verdienen, wie sie zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse brauchen.

Es kommen vom Lande eine Menge Leute nach New-York mit der Erwartung, hier eine Stellung zu finden, wenn nicht in diesem Laden oder in diesem Bureau, so doch in jenem; es sind ihrer ja so viele da, meinen sie. Sie kommen hierher als Fremde, unbekannt mit städtischen Gebräuchen und dem hiesigen Geschäftsbetrieb; sie kommen vom Lande, wo Armuth ein unbekannter Zustand ist, wo wirkliches Nothleiden selten vorkommt, um hier Tausende von Leuten, jung und alt, Männer und Frauen, zu finden, die kaum so viel verdienen können, um Leib und Seele zusammenzuhalten, Tausende, die Monate lang von trockenem Brod und Croton-Wasser leben. Es gibt eine große Menge Personen in dieser Stadt, die hier Jahre lang leben, keine Stellung finden können und es nur dadurch möglich machen, sich zu unterhalten, daß sie irgend einen sich darbietenden vorübergehenden „Job“ annehmen.

Es gibt unzählige Leute hier, die genöthigt sind, Geschäfte zu treiben, für die sie nie erzogen wurden. Es gibt junge und alte Leute hier, die zum Müßiggehen gezwungen sind, weil sie keine Beschäftigung finden; die mit Hoffen und Harren, mit Zuwarten Stellungen suchen, ihre Zeit verbringen; die Tag für Tag Straß' auf Straß' ab laufen, bald in jenem Hause vorsprechen, hier zurückgewiesen werden, die sich jeden Abend entmuthigt, traurigen Sinnes, müde und hungrig auf ihre ärmliche Lagerstätte — wenn sie eine haben — werfen. Es gibt auch arme Leute, oder wenigstens all' die Armuth im Lande zusammen genommen — einige Theile im Süden ausgenommen — erreicht nicht den Grad der Noth, des Unglücks, das man in der Stadt New-York findet, der Stadt, die von allen Städten in den Ver. Staaten das meiste Elend und die Mehrzahl von Beschäftigungslosen enthält, weil sie die größte ist, weil sie dem Talent, der Industrie, der Arbeit das weiteste Feld, aber nur eine sehr kleine Chance für den Erfolg bietet.

Wenn Jemand im Lande Holz braucht, so geht er in den Wald und holt es sich; ist er hungrig und hat Nichts zu essen, so findet er am Tisch des Nachbars sicher einen Imbiß; hat er Nichts, womit er seine Blößen deckt, wird ihn sicher der nächste Bekannte nicht im Stich lassen. Wenn Jemand Beschäftigung sucht, so kann er sie gewiß im Lande für mäßigen Lohn, der doch besser als gar keiner ist, finden. Wenn Jemand Freunde haben will, so kann er sie, wenn er arm ist, im Lande eher finden, als in der Stadt, wo Reichthum oder Einfluß in der Regel die Voraussetzungen der Freundschaft sind.

Nie standen in New-York so viele Läden leer, nie sah man so viele Zettel: „to let“ ausgehängt, wie jetzt. Der Unternehmungsgeist ist vollständig gelähmt. Läden, für die vor einem Jahre 20,000 Doll. Miethe gezahlt wurden, sind jetzt für 8000 Dollars per Jahr zu haben. In Folge der Abwesenheit amerikanischer Schiffe aus unsern Gewässern, der Zerstörung unseres Handels durch die Mißverwaltung sind Tausende von amerikanischen Schiffszimmerleuten außer Brod gekommen und in die Nothwendigkeit versetzt worden, andern Erwerbszweigen, als die sie eigentlich gelernt haben, nachzugehen. Die Schiffsbauhöfe stehen verödet; die Fabriken New-Englands arbeiten nur halbe Zeit, manche gar nicht. Die Arbeiter im ganzen Osten haben den südlichen Markt verloren; die Fabriken, in denen sie beschäftigt waren, stehen still, und sie verlieren ihre Beschäftigung; sie sind genöthigt, den Geschäftszweig, in dem sie Jahre lang gearbeitet, aufzugeben und zu sehen, ob sie nicht irgendwo Arbeit finden; ihre Blicke und Schritte wenden sich zuerst nach New-York; in dieser großen Stadt,

denken sie, muß es doch Etwas für uns zu thun und guten Lohn geben. Wir wiederholen nochmals: Kommt nicht nach New-York, wenn Ihr Arbeit sucht! Wenn Jemand eine Heimath, mag sie auch noch so ärmlich sein, wenn er irgend eine Beschäftigung, mag sie auch noch so schlecht bezahlt sein, im Lande hat, so bleibe er, wo er ist.

Hierherkommen ist gleichbedeutend mit Entbehrung, Noth, Elend. Monate lang kann Jemand das New-Yorker Pflaster treten, ohne zu finden, was er sucht; er muß nehmen, was sich ihm bietet, und Das ist dann in der Regel sehr wenig profitabel. Es gibt in New-York bisweilen Chancen in einzelnen Geschäftszweigen für gewisse Personen, aber nur sehr wenige — so wenige, daß es besser ist, die Leute bleiben im Lande, begnügen sich mit geringeren Löhnen, als daß sie, besonders jetzt, wo der Winter angebrochen ist, nach dieser Stadt kommen, um Beschäftigung, die so schwer zu finden ist, zu suchen. Wenn die Leute im Lande wüßten, wie viel Elend und Noth sich in New-York birgt, welche Entbehrungen und Leiden Tausende von gesunden Männern und Frauen vor dem Frühjahr des Jahres 1869 zu dulden haben werden, würden sie den Gedanken, hier ein Unterkommen zu suchen, sicher aufgeben. Sie mögen nach Süden und dem Westen in Bergwerke und Wälder oder irgendwohin, wo sie billig leben und Arbeit finden können, gehen. Wenn sie sich selbst lieb haben, werden sie nicht nach New-York kommen.

Mannigfaltiges.

(Ein furchtbares Geheimniß.) Man liest in einem amerikanischen Journal: Eine englische Familie wanderte 1828 nach Amerika aus, in England ihr einziges Kind zurücklassend, einen 10jährigen Knaben, welcher auf einem Schiffe als Schiffsjunge diente.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in New-York brachte die Frau ein junges Mädchen zur Welt und starb in Folge ihrer Entbindung. Kaum waren zwei Monate seit jenem Ereignisse verflossen, wurde der Vater durch eine Kessel-Explosion getödtet!

Das Kind wurde in ein Findelhaus gethan, von wo aus es nach einigen Monaten Aufenthalt einer Haushaltung, welche keine Kinder hatte, übergeben und von welcher es adoptirt wurde. Seine Adoptiveltern zogen es sorgfältig auf und ließen ihm guten Unterricht ertheilen. Ein Mechaniker, im Glauben, daß es ihre Tochter sei, heirathete sie, als sie im Alter von 18 Jahren war, und siedelte mit ihr nach Missouri über.

Sie bewohnten jenen Staat, als der Krieg zwischen dem Norden und dem Süden entbrannte. Der Mechaniker nahm Parthei für die Union und ließ sich einreihen. In der ersten Schlacht, der er beiwohnte, wurde er getödtet.

Seine Wittwe verblieb in Missouri, wo ihr Mann einige Verwandte und zahlreiche Freunde hatte. Im Jahre 1863 kam ihr eine passende Parthie vor und sie verheirathete sich wieder. Sie lebte mit diesem neuen Ehemanne sehr glücklich und bekam zwei Kinder.

Der Ehemann, durch Geschäfte nach Norden berufen, wollte die Gelegenheit benutzen, um die Pflegeeltern seiner Frau zu sehen. Dieselben bereiteten ihm einen freundlichen Empfang; sein Name fiel ihnen aber auf, sie befragen ihn über seine Heimath, sowie Familie, und entdecken, daß es niemand anders, als jener Schiffsjunge sei, welcher an Bord eines englischen Schiffes zurückgelassen wurde, als die Eltern des Adoptivkindes nach Amerika übersiedelten.

Als ihm dies schmerzliche Geheimniß entdeckt war, nahm er von seinen Wirthen Abschied und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Zahlreiche Nachforschungen geschahen; seit drei Monaten wurden Annoncen in den Zeitungen wiederholt, um Erhebungen wegen ihm zu pflegen, aber bis jetzt waren alle Schritte ohne Resultat. Was die junge Frau anbelangt, so haben solche ihre Adoptiveltern in Missouri aufgesucht und dieselbe mit ihren Kindern bei sich aufgenommen.

Daß Ehemänner viel von den Frauen zu leiden haben, zeigt sich selbst in der Thierwelt. Dr. Wyman in Boston hat beobachtet, daß die weiblichen Spinnen ihre Eheherren nach zärtlichen Liebkosungen einfach auffressen. Er sah sogar in einem Spinnengewebe ein Weibchen, welches gemüthlich ein bereits gefangenes Männchen aussog, während zwei andere Spinnen, ebenfalls Männchen, in Fäden eingewickelt, zappelten und das Aussaugen des lieben Weibchens erwarteten.

Charade.

Ich stärke dich;
Umsonst noch obendrein.
Lies rückwärts mich,
So wird's die Katze sein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Donnerstag, 14. Januar 1869.

Sylvesternachts-Wanderungen.

(Schluß.)

„Es war die höchste Zeit," sprach Katharine, „sonst hätten die Feinde noch Alles verwüstet, was höher war als der Erdboden. Mir erstarrt noch das Blut, wenn ich daran denke, wie mein alter Vater in jener Nacht rasch in die Stube stürzte und uns zurief: „Das Dorf brennt! Flieht! Die Franzosen!" Durch die offene Thüre sahen wir auch schon das ganze Kirchdach in Flammen und hörten das Schreien und Toben der Krieger. Noch einmal rief mein Vater uns zu: „Flieht, so rasch Ihr könnt!" Ich hatte kaum noch Zeit, ein warmes Tuch überzuwerfen. Draußen aber war eine Kälte, daß Bäche und Brunnen zugefroren waren. In unserer Angst dachten wir jedoch nicht an die schneidende Nachtluft. Ich eilte nach dem Hause meiner älteren Schwester, die krank darniederlag. Ihr Mann war über Land gegangen und da gab es nun wieder neuer Jammer, denn wie sollten wir die Arme fortschaffen und wohin? Der Vater war jedoch rasch entschlossen, nahm die beiden Kinderchen, die er mir übergab, und rief mir dann zu, mit diesen nach der Stadt zu eilen. Er selbst wollte bei der Leidenden bleiben und sie beschützen. Unter Wehklagen trennten wir uns. Ich nahm die Kinder, hüllte sie in das warme Tuch und eilte dann, so rasch ich vermochte, aus dem Dorfe. Hinter mir aber hörte ich noch immer das Geschrei der fliehenden Bauern, die von den nacheilenden Soldaten mißhandelt wurden, indem man sie zwingen wollte, ihre werthvollen Sachen und Gelder herauszugeben. Von Schrecken und Angst gejagt floh ich durch den tiefen Schnee. Die Verzweiflung gab mir doppelte Kräfte und ich glaube, daß ich den Weg bis zur Stadt, der gewiß eine reichliche Stunde beträgt, in einer halben zurückgelegt habe. Dabei jammerten die Kinder in meinen Armen und schrieen ängstlich nach der Mutter. So lieb sie mich auch sonst hatten, so war ich doch nicht im Stande, sie jetzt zu beruhigen. Freilich ließ mich meine eigene Angst wohl nicht auf die Lieblingslieder der Kleinen kommen. Ich versuchte es mehrere Male, ihnen eine heitere Weise vorzuträllern, aber der Kummer erstickte meine Stimme. Vor dem Stadtthore fiel ich besinnungslos nieder, hatte jedoch Kraft genug, um nach Hilfe zu rufen."

„Ich hörte es gleich," fiel der Alte ein, „und rief nach dem Wachhabenden, den ich bat, das Thor öffnen zu lassen. „Was da!" sagte er, „wer weiß, was das für sauberes Gesindel ist und der Feind schwärmt draußen herum; ich lasse nicht öffnen!" — Meine Bitten waren umsonst und der herzlose Soldat hätte Dich in dem Schnee umkommen lassen, wäre nicht gerade die große Runde erschienen. Der Hauptmann fragte nach dem Grunde unseres Wortwechsels und befahl dann, sogleich das Thor zu öffnen. Ich eilte hinaus, hob Dich sammt den Kindern auf und führte Euch in die Wachtstube. Dein offenes, liebes Gesichtchen stach mir gleich gewaltig in die Augen, und als meine Kameraden anfingen, nach Soldatenart grobe Späße über das arme Mädchen zu machen, da bat ich mir die Erlaubniß aus, Dich zu meinen Eltern bringen zu dürfen, die damals noch Beide lebten und in der Stadt wohnten. Ich wußte, daß die braven guten Leute, wenn sie gleich nur arm waren, doch willig eine oder gar drei Unglückliche in ihr Häuschen aufnehmen würden."

„Ja, brave Leute waren das," bestätigte gerührt die Hausfrau, „und Du hattest Dich nicht getäuscht. Sie nahmen mich so liebreich auf, als wäre ich ihr eigenes Kind. Und als nun die schweren Zeiten vorüber waren und die Kleinen wieder zu meiner Schwester hinaus wollten, die dem Unglück entgangen war, da sagte Deine Mutter zu mir:

„Käthe, Du scheinst ein braves Mädel zu sein; willst Du wohl bei uns bleiben? Verdienst, durch Deiner Hände Arbeit, gibt es schon in der Stadt und nebenbei hilfst Du mir alten Frau ein wenig im Hauswesen." — Nun ich war freilich nicht abgeneigt, zumal weil Du mir mit jedem Tage besser gefielst, wenn ich mir es gleich nicht merken ließ. Es war aber nicht sowohl die bunte Uniform, die mir so sehr an Dir behagte, nein, das brave Herz war es, das unter dem Soldatenrocke schlug und ohne welches ich wohl hätte draußen im Schnee umkommen müssen. Wie nun der Krieg zu Ende und Du wegen des Schusses, den Du bei der letzten Schlacht in den Arm erhalten, den Abschied und einen Posten als Gerichtsvoigt bekamst, da meintest Du, daß die Käthe eine recht leidliche Gerichtsvoigtin abgeben müsse. Deiner Mutter hatte ich es längst schon angemerkt, daß sie es heimlich auch so meinte, denn die Mütter wollen die Söhne immer gar zu gern mit einer Hausfrau versorgen.

Aber ich war dennoch glücklicher als Ihr, obgleich ich meine Liebe zu dem Herrn Sohne gar nicht so sehr zur Schau getragen hatte. Das war dann eine Glückseligkeit bei uns, wie man sie bei Fürsten nicht besser finden kann. Möge es unsern lieben Kindern ebenso glücklich gehen, mehr brauchen wir ihnen nicht zu wünschen. Was meinst Du, Väterchen, ob die guten Seelen heute wohl recht innig an uns denken? Sie wissen, daß wir auf den Sylvesterabend als unser Glücksjubiläum ganz besonders viel halten."

Der Alte gab keine Antwort. Als sich Katharine zu ihm neigte, um den Grund seines Schweigens zu erforschen, bemerkte sie, daß er sanft eingeschlummert war. Kein Wunder! Hatte er doch dieselbe Geschichte schon so oft gehört und selbst mit erzählt; dazu rückt die späte Stunde Alten den Schlaf weit rascher entgegen als jungen Liebesleuten, die an der Erzählung ihres ersten Zusammentreffens und der Entwicklung ihres Glückes zwölf Stunden und länger hinter einander verplaudern können, ohne weiter als zum Anfang gekommen zu sein. Katharine zürnte auch dem Alten nicht; im Gegentheile, es schien ihr nicht unlieb zu sein, die Aufmerksamkeit desselben dadurch von dem Inhalte des Ofens abgewandt zu sehen.

„Sieh', sieh'! schläft Väterchen ganz ruhig und sanft," rief sie, indem sie sich leise erhob. „Schlafe nur; der Gewürzwein, Dein Lieblingsgetränk, wird bald am Feuer kochen, und wenn dann die letzte Stunde des Jahres schlägt, fülle ich dort das geschliffene Deckelglas mit dem duftenden Tranke und trete dann vor ihn hin, um ihn mit einem „Viel Glück zum neuen Jahre!" zu wecken. Das wird eine köstliche Freude werden!"

Im Ofen rumorte es immer lauter, denn der Gewürzwein begann zu sieden. Um aber den Glockenschlag der zwölften Stunde recht genau zu hören, öffnete die Alte einen Flügel des Fensters und lauschte gespannt des ersehnten Signals.

Da zog mich mein greiser Führer leise hinweg. Mit Sträuben folgte ich ihm, denn ich hätte gern die Ueberraschung des Alten gesehen, wenn er erwachend seine gute alte Hausehre mit dem dampfenden Pokale und dem herzlichen Glückwunsche vor sich gewahrte. Allein unerbittlich mußte ich Jenem folgen.

„Warum läßt Du mich nicht noch länger an dem stillen Glücke dieser Guten erfreuen?" frug ich ihn vorwurfsvoll.

„Meine Zeit ist bald um und dann habe ich keine Macht mehr," antwortete er, indem er wieder still voranschritt.

Die Erlebnisse dieser Stunde hatten mich so mächtig bewegt, daß ich in Gedanken versunken und stumm meinem Führer folgte. Als ich endlich aufblickte, stand ich wieder in meinem einsamen Zimmer, das mir nach den letzten Auftritten doppelt einsam erschien. Das Lampenlicht war fast dem Verlöschen nahe und flackerte hin und her, wodurch die Gegenstände umher ein geisterhaftes Leben anzunehmen schienen. Ich glaubte mich noch im Zauberreiche meines alten Führers und wandte mich um, diesen zu befragen. Aber wie erstaunte ich, als ich an der Stelle des gebückten Greises jetzt plötzlich einen rosigen Knaben stehen sah, der in einem lichtfarbenen Kleide mir freundlich und holdselig entgegen lächelte.

„Wer bist Du?" fragte ich betroffen die neue Erscheinung.

„Kennst Du mich nicht?" rief der Knabe, „ich bin der Sohn jenes Alten, dessen Regiment jetzt zu Ende ist. Ich bin **Neujahr** und muß den Menschen mein neues Reich jetzt verkünden."

„So sei mir willkommen!" rief ich aus, „deine fröhlichen Mienen weissagen eine glückliche Zeit."

„Die frohen Züge gelten oft nur dem ersten Tage, der fast für Alle ein froher ist. Oft müssen wir aber schon am zweiten Tage trübe Falten annehmen. Allein es sieht mich auch ziemlich ein Jeder mit anderen Augen; Manchem erscheine ich glückverheißend, während Andere nur Verderben in meinen Zügen erkennen wollen."

„Was aber prophezeiest du uns selbst von deiner Dauer?"

„Allen das Gute, wenn Sie verstehen, heitere Tage zu erfassen und zu genießen und trübe Stunden mit Muth zu tragen. Glück zu!"

Mit diesen Worten war der holde Knabe verschwunden, doch blickte ich noch lange nach der Stelle, wo er mir entschwebte, als sollte er wiederkehren. Endlich rief mich der ferne Gesang der Knaben, die dahergezogen kamen, wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ich eilte zum Fenster. Der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde verhallte soeben und drunten auf der Straße riefen sich die Begegnenden frohen Muthes zu: „Glück auf zum neuen Jahre!"

Der Hagestolz.

Es gibt Städte, die ihre Physiognomie fast mit jedem Jahre ändern. Der Mensch verändert sich zwar auch mit dem zunehmenden Alter, aber diese Veränderung trägt die ausgeprägte Spur der Vergänglichkeit; die Städte indeß streifen das Alter ab, sie werden größer und schmücken sich mit den Reizen der Jugend, man kann selbst sagen, daß sie kokett der neuesten Mode huldigen. Zu diesen Städten gehört B. Wer es vor zehn Jahren zum letzten Male gesehen, würde es heute kaum wiedererkennen. Das schlechte Pflaster hat einem guten Platz gemacht, und in den Straßen liegen zu beiden Seiten breite Trottoirs. Die festen alten Häuser sind stattlich geschmückt, an Stelle der baufälligen erheben sich wahre Paläste. Aus den dunklen Verkaufsläden sind elegante Magazine mit ungeheuren Fensterscheiben geworden, und aus den schmucklosen Wirthshäusern glänzende Hotels mit französischen Namen. Zahlreiche Gaslaternen erhellen Abends die Straßen. An der Südseite, wo sonst in Sümpfen die Frösche quakten, hört man das Pfeifen der Lokomotiven, denn ein großer Bahnhof erhebt sich hier mit seinen stattlichen Gebäuden. In den Vorstädten rast das Baufieber; neue Häuser erstehen wie die Pilze. Man bietet große Summen für Bauplätze zunächst der Stadt, die immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Mancher Besitzer verkauft sein Grundstück, das von Vater auf Sohn lange Zeit fortgeerbt, an Bauspekulanten, wenn er nicht selbst vom Baufieber ergriffen wird. Es gibt keine Gärten und Höfe mehr in der innern Stadt, man bebauet jede Quadratelle.

Der Besitzer eines großen Grundstücks mitten in der Stadt bot dem Baufieber und der Spekulation Trotz. Dieses Grundstück bestand aus einem großen dreistöckigen Hause, ganz massiv erbaut. Ueber der großen Eingangsthür, die sich in einer wenig belebten Straße befand, erhob sich ein Balkon, der von zwei riesigen aus Sandstein gemeißelten Figuren auf dem Kopfe getragen ward. Die schwarzen Läden des Erdgeschosses waren stets geschlossen; die verbleichten grünen Gitterläden im ersten Stocke öffneten sich weder im Sommer noch im Winter, und an den Fenstern des zweiten und dritten Stocks sah man bestaubte und zerrissene Gardinen von altmodischem Möbelstoffe. Zu beiden Seiten des alten festen Hauses, das immer noch einen stattlichen Anblick bot und einer verlassenen fürstlichen Residenz aus der guten alten Zeit nicht unähnlich war, zog sich eine hohe, aus Bruchsteinen erbaute Gartenmauer hin, über die hinweg die starken Zweige alter Kastanienbäume hingen. Die Mauer mit dem Hause in der Mitte nahm fast die Hälfte der rechten Straßenseite ein. Im Bereiche dieses Besitzthums wuchs das Gras zwischen den Pflastersteinen empor. An ein Trottoir war nicht zu denken, der Besitzer war dem Bauen abhold.

Hinter diesem Hause breitete sich ein weiter Garten mit Treib- und Gewächshäusern, mit schönen englischen Anlagen, schattigen Spaziergängen, Lauben und großen mythologischen Figuren aus. Haus und Mauer schlossen drei Viertheile des großen Parks ein; den Rest begrenzte ein breiter Fluß, der das Grundstück von einer mit Gebüsch begrenzten Wiese trennte.

Und in diesen Räumen, die mehr als fünfzig Menschen ein freundliches Unterkommen gewähren konnten, wohnte ein einziger Mann, der weder Weib und Kind zu ernähren, noch eine Beschäftigung hatte, durch die er Andern nützte. Wie mancher Familienvater, dem die Sorge um ein Unterkommen für seine Lieben am Herzen nagte, sah seufzend zu den leeren Zimmern empor, in denen die Spinnen ungestört hausten.

In der ganzen Stadt hieß dieses einsame Haus das alte Schloß. Warum es so genannt wurde, konnte Niemand angeben, denn so weit die Erinnerung reichte, wußte man, daß es ein Wachsmuth bewohnte, ein echt bürgerlicher Mensch. Der gegenwärtige Besitzer hieß Jakob Wachsmuth, sein Vorgänger Andreas Wachsmuth und der Vorgänger Andreas' hieß Fürchtegott Wachsmuth. Sonderbar, keiner dieser Wachsmuthe war verheirathet gewesen, der Zufall hatte es gefügt, daß stets der einzige Brudersohn des jedesmaligen Besitzers als Erbe eingetreten war.

Obgleich Herr Jakob Wachsmuth ein einsames Junggesellenleben führte und sein Haus ihm wenig

Zerstreuung bot, so sah man ihn dennoch nie in Gesellschaft. Fama wollte wissen, der Geiz halte ihn ab, Freunde und Vergnügungen zu suchen. Jakob war bei dem Tode seines Onkels Andreas, vor dreißig Jahren, nach B. gekommen, hatte in aller Stille das Haus bezogen, sich nicht um die Welt gekümmert, und so bis auf den heutigen Tag fortgelebt. Seine Geschäfte, nämlich Geldgeschäfte, besorgte ein alter Rechtsanwalt, der Advokat Knorr. Von einem Prozesse, den Wachsmuth geführt, hatte man nie gehört, der wohllöbliche Magistrat der Stadt selbst kannte den alten Einsiedler nicht, denn Knorr vertrat seinen Clienten den Behörden gegenüber. Man hatte es versucht, ihn, den ersten Grundbesitzer, zur Annahme einer Stadtrathsstelle zu bewegen — umsonst, Knorr hatte dagegen protestirt.

Die Meinung, Jakob Wachsmuth lebe als Geizhals, der sich selbst die Annehmlichkeiten des Lebens versage, war eine völlig irrige; Jakob lebte wie ein Nabob in seinem Hause. Er hatte einen Kammerdiener, der so alt war als er selbst, nämlich dreiundsechzig Jahre; einen Koch, einen Gärtner und einen Bedienten. Jeder dieser Domestiken mußte über vierzig Jahre alt und unverheirathet sein, wenn er sie in den Dienst nahm. Jakob hatte eine Art kanonischen Alters festgestellt. Von einer Frau ließ er sich nicht bedienen, er schien das schöne Geschlecht zu hassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gute Küche) In Osterhofen gingen nach der Christmette — wie der „K. f. N." erzählt — zwei Herren in ein Gasthaus und ließen sich Suppe und Würste geben. Die Suppe wollte ihnen — und selbst dem mitessenden Wirthe — ob ihres sonderbaren Geschmackes gar nicht recht munden, doch wurde sie bis auf ein Restchen aufgezehrt. Nach etwa einer Viertelstunde bekamen die drei Herren Magenweh und Uebelkeiten, und nun erst wurde nähere Untersuchung angestellt, bei der sich herausstellte, daß der Wirth, welcher in der Abwesenheit der Köchin die Suppe gekocht hatte, anstatt Fleischbrühe — Waschlauge zur Zubereitung derselben genommen hatte.

(Der Geisterseher.) Ein leichtgläubiger Bauer kam zu dem Pfarrer seines Dorfes und erzählte ihm in der größten Bestürzung, er habe einen Geist gesehen. — „Wo habt Ihr ihn denn gesehen?" fragte der Pfarrer. — „Eben als ich an der Kirche vorüberging, sah ich den Geist dicht an der Mauer." — „Und in welcher Gestalt erschien er Euch denn?" — „Nun — nun — gerade wie ein großer Esel." — „Geht ruhig nach Hause und erzählet keinem Menschen etwas davon," entgegnete der Pfarrer; „Ihr seid ein furchtsamer Mensch und habt Euch vor Eurem eigenen Schatten gefürchtet."

(Anständiges Trinkgeld.) „He, Kellner, was kostet mein Wein da?" — „Einen halben Gulden, zu dienen." — „Hier ist ein Gulden." — „Bekommen Sie einen halben heraus . . ." — „Nein, den geben Sie dem, der den Wein trinkt!"

Räthsel.

Erste Silbe.

Ich bin der stärkste meinesgleichen,
Als König werd' ich anerkannt,
Ein stolzes Reich trägt mich im Zeichen,
Ein Sternbild wird nach mir benannt.
Nicht unter Eichen steht mein Thron,
Ich bin der heißen Länder Sohn.

Zweite Silbe.

Ein Thor, bald auf und bald geschlossen,
Mit Wall und Zäunen wohl verwahrt;
Wird gleich aus mir manch Pfeil geschossen,
Send' ich auch Boten beff'rer Art;
Doch, künden Schmerz sie oder Glück,
Noch Keiner kehrte je zurück.

Das Ganze.

Ich bin es, wird dir Lob gespendet,
Preis't dich als gut und klug die Welt;
Bin's, wenn sie deinen Namen schändet,
Für werthlos und für dumm dich hält.
Ich folg' dir in den Erdenschooß,
Du machst dich nimmer von mir los.

Auflösung der Charade in № 5:
Schlaf — Falsch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Samstag, 16. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

Das Innere seines Hauses kannten nur Wenige, da er keine Besuche empfing. Das alte Schloß glich einer Kolonie alter Männer, denn die Bewohner desselben hatten entweder große Glatzen oder weiße Haare. Dabei gingen alle sauber und fein gekleidet, Herr Wachsmuth selbst stand als Muster der Sauberkeit obenan. Niemand durfte eine Perücke tragen und wenn der Schädel völlig haarlos war. Die Wäsche besorgte eine Freundin des Kammerdieners, eine Wittwe von beinahe fünfzig Jahren, die in kurzer Entfernung von dem alten Schlosse wohnte. Der Kammerdiener führte den antiken Namen „David", aber hatte mit seinem biblischen Namensvetter durchaus nichts gemein als den Namen, — wenn die Geschichte den König als einen kleinen Mann schildert, so war unser David ein ellenlanger hagerer Mensch, der in seinem zwanzigsten Jahre Flügelmann beim ersten Garderegiment gewesen.

Es war im Mai; die Obstbäume und Kastanien des Gartens standen in voller Blüthe und auf den Beeten prangten Tulpen und Hyazinthen in schimmerndem Glanze. Da trat Herr Wachsmuth aus seinem Hause, um eine Morgenpromenade zu machen. Da das Wetter warm und schön war, trug er schwarze Hosen, schwarzen Frack, weiße Weste und weißes Halstuch. Das weiße Haar bedeckte ein feiner Filz in der Form eines Quäkerhutes. Wer den Besitzer des alten Schlosses nicht gekannt hätte, würde ihn für einen Pfarrer gehalten haben. Jakob rauchte eine echte Havannahcigarre und blies den blauen Rauch wollüstig in die heitere Morgenluft. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging er langsam durch die sorgfältig erhaltenen Wege des Parkes. Es war dies wahrlich eine kleine Welt für sich, dem Nichts fehlte, um das Auge zu entzücken. Und alle diese Herrlichkeiten existirten nur für einen einzigen Menschen. Die hohe Mauer verhinderte, daß man von der Stadtseite in den Park sehen konnte, und nach dem Flusse zu versperrte ein Wäldchen die Aussicht.

Peter, der alte Gärtner, arbeitete auf einem Beete. Als er seinen Herrn erblickte, rief er ihm mürrisch einen Morgengruß zu und setzte dann seine Arbeit fort.

Der alte Herr blieb stehen. „Peter!"

„Herr Wachsmuth!"

„Du könntest heute die Vasen in meinem Zimmer mit frischen Blumen füllen."

Der Gärtner, ein robuster, vierschrötiger Mann, erhob sich; er schob seine Ledermütze in den Nacken, daß das graue struppige Haar in die braune Stirne herabhing. Ein starker, ebenfalls grauer Bart rahmte das schweißtriefende Gesicht ein.

„Blumen soll ich schneiden?" fragte er, indem er sich mit dem Aermel seines schneeweißen Hemdes über die Stirne fuhr.

„Ja, Peter! Du weißt, ich habe sie gern in meinem Zimmer."

„Herr Wachsmuth, Sie haben ja einen ganzen Garten voll vor dem Fenster — warum soll ich denn die armen Blumen, die mir viel Mühe machen, abschneiden?"

„Weil ich es will!"

„Das ist allerdings ein Grund," antwortete Peter; „aber wenn Sie sich jeden Morgen um diese Zeit in den Garten bemühen, so haben Sie die Blumen in aller Frische vor Augen. Warum blühen sie denn hier? Es bekommt sie kein Mensch zu sehen, wenn nicht Sie. Aber bestehen Sie darauf — nun gut, so will ich ganze Ladungen in Ihr Zimmer tragen, wenn auch der Duft Ihrer Gesundheit schaden könnte. Ich habe Ihnen das schon längst gesagt. Wenn ich einige Stunden im Treibhause gearbeitet habe, bekomme ich stets Kopfschmerz."

„Du meinst, Peter, ich werde krank von dem Dufte?“

„Krank, Herr Wachsmuth? Sie können den Schlag auf der Stelle bekommen. Man kennt mehr als einen solcher traurigen Fälle.“

„Laß die Blumen!“ rief Herr Wachsmuth erschreckt, „ich werde von nun an jeden Morgen in den Garten kommen.“

„Gut, Herr!“

Der Gärtner begann wieder zu arbeiten; der Herr setzte seinen Spaziergang fort, indem er murmelte: Peter hat Recht, ich darf meine Gesundheit nicht auf das Spiel setzen.

Nach einer Viertelstunde kam Herr Wachsmuth bei dem Treibhause an. Fenster und Thüren des langen Gebäudes standen offen. Ein würziger Duft quoll dem Kommenden entgegen. Er blieb stehen und sah durch einen der geschlossenen Fensterflügel in die farbige Blüthenwelt des Treibhauses. Da glaubte er eine weiße Gestalt zu bemerken, die sich langsam zwischen den stillen Pflanzen hinbewegte. Sollte der Reflex der Sonne ihn täuschen? Er ging einen Schritt weiter, daß er durch ein offenes Fenster sehen konnte — nun ließ sich genau unterscheiden, daß eine zarte weiße Frauengestalt zwischen den Blüthen schwebte. Herr Wachsmuth erstarrte zur Bildsäule. Wie kam eine Frau in sein hermetisch verschlossenes Eigenthum? Und jene dort war eine Frau. Jetzt ging sie an dem offenen Fenster vorüber, er konnte ihr Gesicht unterscheiden — ein reizendes, blühendes Mädchengesicht, umwallt von einer Fülle dunkler Locken. Jakob glaubte eine Blumenfee zu sehen, eine geisterhafte Erscheinung, denn einem sterblichen Wesen war es unmöglich, in diesen Garten zu dringen. Er rieb sich die Augen, um den Blick klarer zu machen — da sah er, wie sich die weiße Dame zu einem Blüthenkelche neigte und den Duft desselben einsog. Nun erhob und wandte sie sich — da bemerkte sie den Lauscher — wie ein flüchtiger Schatten war sie verschwunden.

„Das ist wunderbar!“ murmelte Jakob. „Ein Mädchen promenirt in meinem Treibhause und beriecht meine Blumen. Sollte es ein Gaukelspiel sein? Aber ich bin doch nicht berauscht und mein Auge ist gut. Dort neben dem blühenden Cactus stand sie — ich habe deutlich gesehen, wie sich ihr schlanker Körper beugte, wie sie bei meinem Anblicke erschrack und dann verschwand.“

Herr Wachsmuth eilte nach der Hauptthüre des Treibhauses, trat hinein und schloß die Thüre hinter sich. Der warme Raum war still, die Pflanzen mit ihren schweren Blumen standen regungslos. Rasch ging er durch die blühende, duftende Gasse, bis er zu dem bemerkten Cactus kam — es war keine Frauengestalt zu sehen. Eine zweite Thüre gab es nicht, und da sie ihm nicht entgegen gekommen, mußte sie durch ein offenes Fenster entwichen, wenn sie eine Tochter Eva's, oder in Duft aufgelöst sein, wenn sie ein Geist gewesen war. Herr Wachsmuth glaubte nun zwar nicht an Geister, aber das Entweichen durch ein Fenster war mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß eine zarte Frau sie nicht beseitigen konnte. Es blieb Nichts, als die Annahme einer Täuschung. In diesem Falle beklagte Herr Wachsmuth, der kopfschüttelnd den Rückweg betrat, sein schwaches Nervensystem, das durch den starken Blumenduft sehr gereizt gewesen sein mußte. Er suchte den Gärtner auf. Peter arbeitete ruhig wie zuvor. Um sich keine Blöße zu geben, beschloß Herr Wachsmuth sorgfältig zu sondiren. „Peter, wann hast Du das Treibhaus geöffnet?“ fragte er.

„Vor einer Stunde, Herr.“

„Allein?“

„Ich brauche keine Hilfe.“

„Wo sind die beiden Gartenknechte?“

„Sie arbeiten heute in dem Gemüsegarten.“

Der Gemüsegarten war mindestens eine Viertelstunde von dem Treibhause entfernt.

„Ich bin besorgt, Peter, daß Fenster und Thüren des Treibhauses offen stehen. Wie leicht kann ein Unberufener dort großen Schaden anrichten, wenn keine Aufsicht geführt wird.“

„O,“ rief Peter, „wer sollte wohl in unsern Garten kommen! Ich stehe dafür, daß außer uns keine Seele das Treibhaus betritt. Neben der Thüre hängt meine mit Schrot geladene Flinte — und ich schieße gut!“

Peter's ruhige Sicherheit bestärkte den Glauben an eine Täuschung. Herr Wachsmuth ging in das Haus und betrat sein Zimmer, in dem David das Frühstück servirt hatte. Kaum hatte er sich zu Tisch gesetzt, als die Glocke gezogen wurde. David entfernte sich und kam gleich darauf mit dem Advokaten Knorr zurück. Herr Wachsmuth, der kein Freund von Geschäften war, lud seinen Rechtsanwalt mit bittersüßer Miene zu Tische ein.

„Was bringen Sie, Herr Advokat?“ fragte der Hausherr. „Brauchen Sie Geld?“

„Nein. Ich komme im Auftrage des Herzogs.“

„Was will der Herzog von mir?“

„Er will behufs Anlegung einer neuen Straße einen Theil Ihres Gartens kaufen.“

„Sie wissen, daß ich nicht einen Quadratzoll Erde verkaufe,“ antwortete Jakob ernst und fest.

„Der Anfrage hätte es nicht bedurft, um eine ablehnende Antwort zu ertheilen. So lange ich lebe, bleibt Alles, wie es ist."

Der Advokat trank ruhig ein Glas Wein und fuhr fort: „Ich kenne Ihren Willen, mein lieber Herr, aber ich kenne auch unsere Landesgesetze."

„Handle ich etwa gegen die Landesgesetze, wenn ich mein rechtliches Eigenthum nicht verkaufen will? Ich zahle Steuern und Abgaben pünktlich; mir däucht, damit habe ich alle Pflichten gegen den Staat erfüllt."

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

Auf dem Bahnhof hielt der Berliner Zug. Eine leichte Chaise rollte zu gleicher Zeit vor das Restaurationsgebäude, zwei Damen stiegen aus, überlieferten einem herzueilenden Kofferträger allerlei Gepäck und gingen dann Arm in Arm lebhaft plaudernd auf die lange Wagenreihe zu. — „Wohin wünschen Sie?" fragte ein Schaffner eilfertig, denn der Zug hatte höchstens zehn Minuten Aufenthalt. „Nach M.," antwortete die Jüngere der beiden Damen, und da der Beamte sofort die Thüre eines Coupé's aufriß, schloß sie die Freundin noch einmal herzlich in die Arme und sagte: „Es muß geschieden sein, Marie, leb' wohl!" „Adieu, Du Eigensinn," erwiederte die junge Frau zärtlich unter Thränen lächelnd, „reise glücklich und erlebe ein hübsches Abenteuer!" „Versuchen wir die Götter nicht!" rief die Freundin heiter, „ich bin nicht sehr abenteuerlustig!" —

„Kommt da Mama?" fragte in demselben Augenblick eine Kinderstimme aus dem geöffneten Coupé und ein junger Mann, der sich vorbeugte, um die Sprechende zu sehen, antwortete: „nein, es ist nur ihre Stimme!" — Die Freundinnen sahen sich an und lachten. „Da kommt's ja schon," sagte Marie leise, „Deine Stimme macht bereits ungewöhnliches Aufsehen und Du hast einen bildschönen Reisegefährten!" — „Einsteigen, meine Dame, einsteigen!" drängte der Schaffner; der Kofferträger lief herbei, wechselte Billet und Gepäckschein gegen Fahrgeld und Douceur, die junge Dame stieg ein, warf der Freundin noch eine Kußhand zu, die Lokomotive schrie gellend auf und jagte keuchend ihrem nächsten Ziel entgegen.

Nur der vorerwähnte junge Mann hatte den Gruß der Einsteigenden erwiedert, denn er war der einzige Passagier im Coupé außer einem kleinen Mädchen, das die Dame mit seinen dunkeln Augen neugierig ansah. Das Kind mochte etwa drei Jahre haben, es sah äußerst zart aus; sein Händchen ruhete in der Hand des jungen Mannes, über der die Dame jetzt mit Erstaunen den goldbetreßten Aermel einer Livrée erblickte; auch der Kragen des braunen Rockes war mit Tressen besetzt und auf den Knöpfen funkelte ein wohlausgeprägtes Wappen. Ihr Auge schweifte unwillkürlich über das Gesicht des Fremden: sie hatte nie schönere und aristokratischere Züge gesehen.

Sie wunderte sich über den schönen Bedienten in der zweiten Wagenklasse, aber sie dachte sogleich, daß er wohl nur wegen des zarten, kleinen Mädchens auf Reisen sei, und schauete sinnend zum Fenster hinaus dem weißen Dampf nach, der sich wie eine große Schlange zum Himmel hinauf wand. — „Wo ist meine Semmel?" fragte plötzlich das Kind, „ich bin so hungrig!" — Der junge Mann, der seine neue Reisegefährtin betrachtet hatte, fuhr bei der unschuldigen Frage zusammen und sagte hastig: „Ich habe hier keine Semmel, Du mußt warten, Griseldis!" — Die Kleine zog ein klägliches Gesichtchen und rief halb bittend, halb weinend: „Bringe mich zu Mama, sie hat gewiß meine Semmel schon hingelegt!" — Die Dame sah die Beiden an. Ein Ausdruck bitteren Schmerzes und äußerster Verlegenheit lag im Gesicht des Mannes im Livréerock, seine beiden schönen Hände faßten die des Kindes, aber er schien im Augenblick nicht zu wissen, was er Tröstliches sagen oder thun sollte. Die beste Wirkung mußte in der That eine Semmel hervorbringen, daher hatte die junge Dame ihre kleine Reisetasche geöffnet, und das appetitlichste Weißbrod aus einem verhüllenden Papier wickelnd reichte sie es dem Kinde mit einem Lächeln, das vielleicht ebenso, wie der Hunger bewirkte, daß die Semmel mit dem freundlichsten „ich danke" angenommen wurde. Der junge Mann sah zu, seufzte und sagte dann: „Sie haben mich von einer großen Verlegenheit befreit, gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen!" — Die Dame beugte leicht den Kopf, erwiederte aber nichts; sie fand das Benehmen des Dieners sonderbar und mochte außerdem nicht leiden, als Bürgerliche mit dem Beiwort „gnädig" angeredet zu werden, obwohl sie heimisch in Kreisen war, wo es Herren genug gab, die eine nichtadelige Dame dadurch besonders zu ehren glaubten.

Das kleine Mädchen hatte mit dem Weißbrod Zutrauen zu der freundlichen Geberin gefaßt; sie legte ihr Händchen auf deren Schooß und fragte: „Hast Du noch mehr Semmeln?" „Noch zwei!" erwiederte die Dame, „wenn Du wieder hungrig bist,

sollst Du sie haben!" „Du bist wohl eine Mama?" schwatzte das Kind weiter. „Nein," sagte die Fremde mit Lächeln und leisem Erröthen, „aber Du fährst gewiß jetzt zu Deiner Mama?" — Die Kleine wandte ihre dunkeln Augen fragend auf ihren Begleiter. Mit zuckender Lippe antwortete er, auf sie hindeutend: „ihre Mutter wurde heute früh begraben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In China ist es etwas so Seltenes, einen Bart zu besitzen, daß Derjenige, welcher einige Haare im Gesicht hat, sehr stolz darauf ist. Kaiser Vieng-Fu, der Sohn der Sonne, besaß einen Schnurrbart, der auf jeder Seite genau siebenunddreißig Haare enthielt, die er jeden Morgen sorgfältig zählte, denn die Kaiser sind in China nicht mit Arbeiten überhäuft, und überdies war dieser Schnurrbart Vieng-Fu's Entzücken, worauf er mehr hielt, als auf seine Krone. Leider trug es sich eines Morgens zu, daß der Barbier, welcher die Ehre hatte, das Antlitz des Kaisers zu bedienen, aus Versehen eines dieser kostbaren Haare mit abschnitt, so daß Vieng-Fu am folgenden Morgen blos sechsunddreißig Haare auf einer Seite zählte. Dies traf ihn wie ein Donnerschlag — weder der Aufstand der Taipings noch die Niederlage seiner Soldaten hatten ihn so in Zorn versetzt. Augenblicklich wurde der unglückliche Barbier enthauptet, sein Kopf mußte für das Haar büßen.

Paris. Ein Journal von St. Omer erzählt, daß man in einem Teiche der Umgegend dieser Stadt einen 50 Pfund schweren Karpfen gefangen habe, an dessen Schwanz ein Ring befestigt gewesen sei mit der Inschrift: „Losgelassen am 15. April 1697 von J. M., wiegt zwei Pfund." Der Karpfen wäre also über 172 Jahre alt geworden.

Als eine Merkwürdigkeit ist zu erwähnen der in London erschienene Shakespeare-Almanach, welcher für einen Penny eine kurze Stelle aus den Werken des großen Dichters auf jeden der 313 Wochentage im Jahre gibt. Die Sonntage, an denen der orthodoxe Engländer weder Shakespeare noch irgend einen andern weltlichen Schriftsteller liest, sind mit Stellen aus dem Gebetbuche ausgefüllt.

Dem „Freien Rhätier" theilt man aus Graubündten mit, daß in der Gemeinde Münster, wo noch das Tanzen verboten sei, auch Niemand am Sonntage vor 3 Uhr das Dorf verlassen dürfe ohne spezielle Erlaubniß des Vorstandes. Das Ausfahren an Sonn- und Festtagen sei dort gänzlich verboten!

* Viele treten eine Reise um keinen Preis an einem Freitag an; denn das, sagen sie, bedeutet Unglück. Diesmal aber haben wir Alle eine große Reise an einem Freitag begonnen; denn Neujahr fiel auf einen Freitag. Es wäre recht liebenswürdig von dem neuen Jahre, wenn es sich so einrichtete, daß ein alter Aberglaube zerstört würde.

* Nicht einmal Geld haben die Griechen, um die Beamten zu bezahlen, bei den Türken ist es auch nicht besser; aber obendrein muß Krieg geführt werden! So geht's halt zu bei den armen Leuten; wenn kein Geld im Hause ist, gibt's alleweil Streit, Hader und Krieg!

* Zwei große Diplomaten sind mit dem Grafen-Titel beschenkt worden, wovon der eine biß, der andere beußt. Wer heutzutage sich diplomatisch durchbeißt, der verdient auch eine Belohnung.

* (Komische Wahrheit.)

Es schloß der Treue festen Bund
Mit mir ein Weib — ein Freund — ein Hund.
Des Weibes festen Bund mit mir
Zerriß ein junger Offizier, —
Der Freund blieb treu mir, — bis zum Tod?
Nein! bis zum ersten Tag der Noth.
Mein Phylax nur verstand allein
Die schwere Kunst, mir treu zu sein.

(Miau)

Charade.

Für Forst und Garten ein nützlich Thier,
Fängt Raupen und Maden und will nichts dafür.
Ein Zeichen nun lösche am Anfang und Schluß,
Die deutsche Politik hat's, zum größten Verdruß.

Auflösung des Räthsels in № 6:
Leumund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Dienstag, 19. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

„Daß ich als Ihr Rechtsanwalt in Ihrem Interesse handle, bedarf wohl kaum der Versicherung. Darum hören Sie mich ruhig an: bei dem starken Verkehre, den die Eisenbahnverbindung erzeugt, ist die Anlegung einer neuen Straße von der Nothwendigkeit geboten. Der Bahnhof muß erweitert und den benachbarten Straßen eine größere Ausdehnung gegeben werden, um den so häufigen Unglücksfällen vorzubeugen. Eine Kommission hat festgestellt, daß die Hauptpassage durch Ihren Park geführt werden muß."

„Wer will mich zwingen?" fuhr Wachsmuth auf.

„Das Expropriationsgesetz. Nach diesem Gesetz müssen Sie den erforderlichen Raum abtreten. Man hat mir die Anwendung desselben in Aussicht gestellt, wenn Sie sich länger weigern. Nun rathe ich Ihnen zu unterhandeln, ehe man das betreffende Terrain taxirt und Ihnen dann den Taxwerth zahlt. In diesem Falle ist eine größere Summe zu erzielen. Der Herzog will den Garten kaufen und der Stadt damit ein Geschenk machen. Versäumen Sie also die gute Gelegenheit nicht, einen vortheilhaften Kauf abzuschließen."

Dem guten Jakob erstarrte das Wort im Munde. Eine solche Gewaltthätigkeit, die Vertreibung aus seinem Eigenthume hatte er nicht für möglich gehalten. Man sieht, wie wenig er mit der Außenwelt in Berührung gekommen war. Er versuchte Einwendungen zu machen und sprach von einem Prozesse gegen die Stadt und den Herzog — aber der Rechtsanwalt widerlegte Alles mit dem furchtbaren Expropriationsgesetze und fügte hinzu, daß man bis zum ersten Juli die Entscheidung des Besitzers erwarte. Herrn Wachsmuths bemächtigte sich nach und nach eine schmerzliche Stimmung, denn er wußte, daß er sich auf seinen einzigen Freund, den Advokaten, verlassen durfte. Dieser suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm die allzugroße Besitzung als lästig schilderte und fragte zum Schlusse:

„Haben Sie denn irgend eine Verpflichtung, den ganzen Komplex zu erhalten? Wahrlich, mein lieber Freund, Sie machen sich unnöthige Sorgen, unnöthigen Verdruß. Der vierte Theil Ihres Besitzthums genügt, um Ihnen ein angenehmes, bequemes Leben zu schaffen. Und wer weiß Ihnen einmal den Kampf gegen die Nothwendigkeit Dank, da Sie keine Erben haben?"

Jakob legte seine Serviette zusammen und nickte schmerzlich mit dem Kopfe. „Vielleicht haben Sie Recht!" murmelte er. „Bis zum ersten Juli ist noch eine lange Zeit — wir sprechen später über den Gegenstand."

Der Advokat entfernte sich, nachdem er noch einige Rechnungsablagen gemacht hatte. Nun begann das gewöhnliche Leben in dem alten Schlosse: Herr Wachsmuth langweilte sich, aß und trank, rauchte Cigarren, ging spazieren, las dann und wann in einem Buche und legte sich Abends neun Uhr schlafen. Schon früh am nächsten Morgen machte er die Wanderung durch den Garten. Das Treibhaus war geöffnet, aber es zeigte sich keine weiße Dame. Während des Spazierengehens erinnerte er sich jener weißen Frau, die in den Fürstenhäusern erscheint, wenn sich ein Unglück oder sonst ein wichtiger Fall ereignen soll.

Sollte auch ich ein Familiengespenst gesehen haben? fragte er sich lächelnd. Bis jetzt ist mir kein Unglück, nicht einmal eine Unannehmlichkeit zugestoßen — aber gestern, kurz vor der Drohung mit dem Expropriationsgesetze, mußte ich die weiße Erscheinung in dem Treibhause sehen — seltsam, seltsam!

Er suchte den Gärtner auf, der heute in der Baumschule arbeitete.

„Peter, man sagt, es wird jetzt viel aus den Gärten gestohlen..."

„Wer sagt das, Herr Wachsmuth?"

„Mein Advokat. Habe Acht auf das Treibhaus, Du weißt, es ist mein Augapfel."

„Possen!" rief Peter. „Niemand wird es wagen, in den Garten zu dringen."

„Jeder Mensch hat seine Neider und Neider sind Feinde."

„Ich will mit diesen Feinden schon fertig werden. Hinter der Thüre hängt meine Flinte. Der Erste, der sich sehen läßt, erhält eine tüchtige Ladung Schrot in die Knochen."

„Recht so, Peter, für jeden Frevel, den Du entdeckst, erhältst Du einen Thaler Belohnung. Ob nun ein Mann oder ein Frauenzimmer sich die Frechheit herausnimmt —"

„Mir gilt das gleich, Herr; ich thue meine Schuldigkeit als Gärtner."

Grausamkeit lag sonst nicht in dem Charakter Jakobs; aber er befand sich seit gestern in einem so ängstlich aufgeregten Zustande, daß er um jeden Preis über die weiße Frau ins Klare kommen wollte. Er hatte schlecht geschlafen und um die frühere Ruhe wieder zu gewinnen, mußte er Gewißheit haben.

Dem herrlichen Maitage folgte ein prachtvoller Frühlingsabend. Der klare Mond beschien den mit Blüthenschnee bedeckten Garten und auf einem Baume unweit des Hauses schlug lieblich eine Nachtigall. Jakob stand am Fenster und lauschte entzückt den Tönen, die weithin durch den Garten erklangen.

Wie bald wird das Geräusch der Stadt die Stille meines Parks vertreiben! flüsterte er schmerzlich vor sich hin. Wenn dort die Wagen rasseln und der große Verkehr sich regt, flieht die Nachtigall und mit ihr meine stille Freude. Ich tauge nicht für die Welt, ich mag nichts von ihr wissen — und doch rückt sie mir täglich näher, obgleich ich Thor und Thüre vor ihr verschließe. Ich bin doch recht arm trotz meines Reichthums! Es ist unmöglich, daß ich in stiller Zurückgezogenheit lebe.

Nach diesen Betrachtungen wickelte sich Jakob fest in seinen Schlafrock und ging in den Garten hinaus. Zum ersten Male in diesem Jahre machte er eine Abendpromenade. Die Kastanienallee war ihm zu düster, er trat auf den freien Platz, blieb stehen und betrachtete das große Haus, das er allein bewohnte. Die dritte Etage und das Dach mit den vier großen Schornsteinen ragten über die Baumwipfel empor, in denen ein lauer Abendwind säuselte. Rings herrschte eine feierliche Stille, die nur durch den Gesang der Nachtigall unterbrochen ward. Plötzlich zuckte Wachsmuth zusammen, denn er sah, daß zwei Fenster des dritten Stockes erleuchtet waren. Jene Zimmer hatte er seit dreißig Jahren nicht betreten und ebenso lange war die Treppe zu dem dritten Stocke verschlossen gewesen. Die Zimmer des zweiten Stockes waren zu Vorrathskammern eingerichtet. Wer konnte sich nun so spät noch in jenen Räumen befinden? Eine Täuschung, durch das Mondlicht bewirkt, war nicht möglich, da sich die erleuchteten Fenster von den übrigen deutlich unterschieden. Jetzt ließen sich sogar die Umrisse einer Gestalt erkennen, die langsam vorüberging. Herr Wachsmuth athmete kaum noch, er starrte regungslos nach dem Hause. Die Gestalt ging zum zweiten Male an dem Fenster vorüber und Jakob glaubte bemerkt zu haben, daß sie einen sehr dicken Kopf mit struppigen Haaren hatte. Er fühlte, daß seine eigenen Haare sich emporsträubten und daß ihm ein kalter Schauder durch den Körper rieselte. Sollte David, der Kammerdiener, sich in dem verlassenen Zimmer zu schaffen machen? Noch erschöpfte sich der Beobachter in Vermuthungen, als er die Stimme des Kammerdieners unten vor dem Hause hörte; er sprach mit dem Koche, dessen tiefer Baß ihm antwortete. Von den Domestiken konnte sich demnach keiner dort oben befinden und der Gärtner wohnte in einem Stübchen des Nebengebäudes. Die Sache ward höchst bedenklich. Gestern die Erscheinung im Treibhause, heute das Licht in den unbewohnten, seit lange verschlossenen Zimmern — es läßt sich denken, daß dem armen Jakob, dem das Leben so ruhig dahin geflossen war, ein wenig ängstlich um's Herz ward. „David!" rief er mit Anstrengung, um sich durch den Klang der Stimme völlig zu ermuthigen.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

„Sie befehlen, Herr Wachsmuth?"

„Komm' sogleich zu mir!"

„Wo sind Sie?"

„Bei der Fontaine."

Man hörte die raschen Schritte Davids auf dem Kiessande. Herr Wachsmuth hatte seine Blicke wieder nach den Fenstern gerichtet. Das Licht war verschwunden — die ganze Reihe der Fenster war dunkel. Sonderbar! murmelte Herr Wachsmuth.

Eine Minute verfloß; das Licht kam nicht wieder. Die Glocken in der Stadt schlugen Zehn. In der nächsten Straße ließ sich das Horn des Nachtwächters hören, dann folgte das allgemeine Wächterlied: „Hört, ihr Herrn und laßt euch sagen."

„Herr," sagte David, „es ist sehr kühl; Sie könnten sich einen tüchtigen Schnupfen holen."

Digitized by Google

Jakob erwachte aus seinem Sinnen; er fühlte, daß er wirklich ein wenig zitterte.

„Du bist doch mit Feuer und Licht vorsichtig umgegangen, David?"

„Gewiß, Herr!" murmelte der Kammerdiener. „Ich wette, daß kein Fünkchen in dem ganzen Hause glimmt. Valentin hat die Küche geschlossen, er ist zu Bett gegangen. Sämmtliche Lichter sind längst ausgelöscht. Wozu auch brauchen wir Licht, es ist ja heller Mondschein."

Herr Wachsmuth sah noch einmal nach dem dritten Stocke — Alles blieb dunkel. Gern hätte er dem Diener seine Wahrnehmung mitgetheilt; aber ein unerklärliches Gefühl hielt ihn davon ab, vielleicht die Furcht, sich lächerlich zu machen. Es lag ihm daran, sich den Respekt bei den Domestiken zu erhalten, und darum durfte es nicht scheinen, als ob er Visionen hätte, wozu er die weiße Frau in dem Treibhause und den großen Kopf an dem erleuchteten Fenster rechnen mußte, so lange ihm keine Beweise von der wirklichen Existenz jener Wesen gegeben wurden.

„Was befehlen Sie, Herr?" fragte David.

„Gehe voran und zünde Licht an, ich werde sogleich folgen."

David murmelte die Bedientenphrase „sehr wohl!" und entfernte sich. Jakob stand noch zehn Minuten — das Licht blieb aus. Dann und wann blitzten die Strahlen des Mondes aus den Fenstern zurück, sonst ließ sich an dem Hause nichts wahrnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Kontrast dieser Nachricht mit der heitern Harmlosigkeit des Kindes war erschütternd. „Armes Kind," rief die junge Dame, unwillkürlich die Kleine zu sich auf den Sitz hebend, aber mit unverholener Ueberraschung sah sie den Livréebedienten an, als das Kind fragte: „was ist denn begraben, Papa?"

Jetzt war es an ihm zu erröthen, aber er schien einen plötzlichen Entschluß zu fassen, und sagte: „Ich habe die Kleider meines Dieners anziehen müssen, weil ich verfolgt zu werden fürchtete." Er heftete, während er sprach, seine Augen auf das Gesicht der Dame, dessen klarer Ausdruck sehr gegen die leidenschaftliche und schmerzvolle Unruhe des seinigen abstach. „Ich hatte," fuhr er fort, „heute früh das Glück oder das Unglück, meinen Vormund im Duell zu tödten, weil er mich verleumdete und meine —" er brach ab und setzte dann mit unbeschreiblichem Tonfall hinzu: „dieses Kindes Mutter zu beschimpfen wagte!" — „Aber das Kind?" fragte sie, „was soll es auf der Flucht?" „Ich hatte keine Wahl," entgegnete er, „ich mußte sie mitnehmen; jeder Augenblick Verzug setzte mich der Gefahr aus, arretirt zu werden, zurücklassen konnte ich das arme Geschöpfchen nicht!" — „Werden Sie sie jetzt zu Verwandten bringen?" — „Sie hat keine!" sagte er finster. „Armes Kind," sprach die Fremde wieder, mitleidig auf die Kleine niedersehend, die sich an sie gelehnt hatte und friedlich eingeschlafen war. Welch ein tragisches Schicksal, welche doppelte, vielleicht dreifache Schuld lastete auf diesem Manne, der kaum dreiundzwanzig Jahre zählen mochte? — War es Wahrheit, was er so eben, wie zu seiner eigenen Erleichterung, der fremden Dame erzählt hatte? — Ihre Augen ruheten auf dem Kinde, während die seinigen mit peinlich forschendem Ausdruck an ihren Zügen hingen. Er schien zu erwarten, daß sie sprechen würde, aber sie schwieg. „Lieben Sie die Kinder?" fragte er dann plötzlich. „Ja," sagte sie milde und schwieg wieder. „Sie haben gewiß jüngere Geschwister?" „Nein, ich lebe mit einem alten Oheim allein," sagte sie. „In M., nicht wahr?" „Ja." „Es ist eine große Stadt, Sie können dort viel Zerstreuung haben, gnädiges Fräulein?"

Die Dame sah ihn an; ein leichter Ausdruck von Mißbehagen lag in Mienen und Ton, als sie erwiederte: „Wir leben ganz still, mein kleiner, bürgerlicher Haushalt beschäftigt mich genug!" — Er hatte gemerkt, daß sie unzufrieden war und wagte nicht mehr zu fragen; aber sein lebhaftes Auge haftete immer wieder auf ihrem Gesicht, das ernst und friedlich, mild und stolz zugleich aussah, und fiel dann sorgenvoll auf sein schlafendes kleines Mädchen, das an die Fremde gelehnt dalag wie im sichersten Schutz. Wenn sie ihn ansah, mußte sie unfehlbar in seinen Augen den dringenden Wunsch lesen, den er nicht auszusprechen wagte; sie ahnte vielleicht etwas dergleichen, denn sie sah nicht auf. Das Pfeifen der Lokomotive erinnerte daran, daß man sich einem Anhaltepunkte nähere. Der junge Mann sah zum Fenster hinaus, dann voll Unruhe auf das schlummernde Kind. „Ich habe einen nothwendigen Brief zu schreiben," sagte er gepreßt, „würden Sie die große Güte haben, sich des Kindes so lange anzunehmen, als wir an dieser Station verweilen?" „Ich will," erwiederte sie ruhig, „wir wollen sehen, daß die Kleine nicht aufwacht, damit sie Ihre Abwesenheit nicht bemerkt; wie heißt

sie doch?“ „Griseldis,“ sagte der Fremde unbehaglich, „ich wollte, sie würde umgetauft; ihre arme Mutter hatte einmal eine thörichte Vorliebe für den romantischen Namen. Wollen Sie die Gnade haben, mir den Ihrigen zu sagen?“ „Schütz,“ erwiederte sie höchst lakonisch.

Der Zug hielt, man stieg aus. „Eine halbe Stunde Aufenthalt!“ rief der Oberschaffner. Die junge Dame hatte leise und kräftig das schlafende Kind auf den Arm genommen, der Mann in Livrée ergriff ihren kleinen Reisesack und schritt in gemessener Entfernung hinter ihr. Ein Polizist, der den Zug mit ihnen verlassen, ging an den Reisenden vorüber; zufällig sah er den Bedienten an, stutzte, blickte in ein Portefeuille und trat dann rasch auf den jungen Mann zu, der soeben seine Börse in die Hand der Dame gegeben hatte mit den Worten: „wenn die Kleine etwas bedarf!“

„Wer sind Sie?“ fragte der Beamte plötzlich. „Diener der gnädigen Frau von Schütz!“ erwiederte Jener, die betreßte Mütze abnehmend, wobei er mit geschickter Handbewegung sein Haar dergestalt über die Stirne zog und so einfältig dreinsah, daß man kaum glauben konnte, dasselbe Gesicht zu sehen. Die Dame dagegen hatte unwillkürlich eine Haltung angenommen, welche das Vornehme ihrer Erscheinung, der selbst das Kind auf dem Arme nicht Abbruch that, noch erhöhte. „Besorgen Sie jetzt sogleich die Billets!“ sagte sie zu dem angeblichen Diener, den Beamten mit aristokratischer Sicherheit ignorirend, so daß dieser, der gerade kein Genie in seiner Art sein mochte, nicht zweifelte, hier wirklich eine gnädige Frau von Schütz vor sich zu haben mit ihrem Diener, welcher ihm einen Augenblick lang dem Signalement ähnlich geschienen, womit er einem jungen flüchtigen Referendarius nachgeschickt worden war. Er steckte daher das Portefeuille wieder ein, nachdem er die Dame unterthänig gegrüßt, und ging sich nach der gehabten Anstrengung zu restauriren, während der Pseudodiener dem Billetverkauf zueilte und sich von dort auf Umwegen in ein entlegenes Zimmer des großen Restaurationsgebäudes begab, einen Briefbogen und Stift aus seiner Schreibtafel nahm und hastig zu schreiben anfing.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Algierische Menschenfresser.) Wir haben im Laufe des letzten Jahres gräßliche Fälle von Mord aus Hunger gelesen, welche bei der arabischen Bevölkerung von Algerien vorgekommen waren. Wie es scheint, ist aber die Menschenfresserei dort noch zu Hause, wenigstens in der Art, daß das Menschenfleisch wie das von Thieren gegessen wird. Am 2. Dez. abhin kam nämlich vor dem Assisenhofe in Mostagamen ein Fall zur Verhandlung, wo 5 Personen einen jungen Wanderer, der in ihrem Zelte übernachtete, aus Habgier, um seine Kleider zu bekommen, im Schlafe ermordeten und dann, weil es einmal da war, von seinem Fleische kochten und auch einsalzten. Vier der Thäter waren während der Untersuchung, darunter einer am Tage vor der Verhandlung, gestorben. Der einzige Ueberlebende, Sahraui ben Yaya, wurde schuldig erklärt und bei Annahme mildernder Umstände zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, welches Urtheil er, als ihm der Dolmetscher solches in arabischer Sprache mittheilte, sichtlich befriedigt aufnahm.

* In der Universitätsstadt eines benachbarten Ländchens starb kürzlich ein behäbiger Lohnkutschereibesitzer, der eine dichterische Frau, viel Fuhrwerk und Knecht hinterließ. Nach der Todesanzeige ließ die Frau wieder eine Geschäftsempfehlung in das Blatt setzen, welche also hieß:

„Hiemit möcht' ich avertiren,
Daß ich mit meinem Knecht, Hans Hott,
Wie schon vor meines Mannes Tod,
Auch ferner werde fortkutschiren.“

* Wenn die nach Rumänien geschickten preußischen Kanonen als „Ackerbaugeräthe“ deklarirt waren, so verstand man darunter jedenfalls „Mähmaschinen!“

(Was ist der Mensch?) Ein Chemiker würde antworten: Der Mensch ist 45 Pfund Kohlenstoff und Stickstoff mit einem großen Quantum Wasser verdünnt.

Einsam sein macht stark — vereinsamt sein drückt uns zu Boden.

Auflösung der Charade in № 7:
Specht — Pech.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Donnerstag, 21. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

„Ich bin dreiundsechzig Jahre alt," murmelte er, den Rückweg antretend; „da kann ich mich wahrhaftig nicht wundern, wenn meine Augen schwach werden. Aber meine Leute dürfen es nicht merken; der Teufel traue dem Bedientenvolke, es benutzt jede Schwachheit des Herrn."

Als er sein Zimmer betrat, brannte die Kerze auf dem Tische.

„Schließe die Hausthüre, dann entkleide mich."

Der Kammerdiener kam dem Befehle nach. Dann leistete er seinem Herrn für heute den letzten Dienst. Eine Viertelstunde später zog Herr Wachsmuth die seidene Schlafmütze über die Ohren und legte sich in sein Eiderdunenbett, das in einem reizenden Alkoven mit gepolsterten Wänden stand. David kam mit der Bibel und setzte sich an den Marmortisch, um, der Gewohnheit gemäß, so lange vorzulesen, bis sein Herr eingeschlafen war. Jakob meinte, es sei gut, sich unter erbaulichen Betrachtungen vom Schlafe überraschen zu lassen, denn das Wort der Schrift besitze die magische Kraft, böse Träume zu verscheuchen. Ehe der Diener, der eine große Hornbrille auf der Nase befestigt hatte, zu lesen begann, sagte der Herr: „David, man meint zwar, der Mensch könne sich an Alles gewöhnen; aber es muß doch wohl nicht so sein."

„Warum?" fragte David, indem er über die Brille hinweg nach dem Bette schielte.

Da Jakob die weiße Nachtmütze bis über die Ohren herab und die Decke des Bettes bis unter das Kinn heraufgezogen hatte, so war von seiner ganzen Person nichts als Augen, Nase, Wangen, Kinn und Mund zu sehen.

„Ich habe geglaubt," antwortete der Mann im Bette, „daß mehr als dreißig Jahre genügen würden, um mich an ein zurückgezogenes Leben zu gewöhnen, aber seit einiger Zeit wird mir in diesem großen Hause mitunter unheimlich."

„Lieber Herr, dem wird bald abgeholfen sein!" meinte David.

„Wie?"

„Sie dürfen die weiten Räume nicht leer stehen lassen."

„Was soll ich hineinbringen?"

„Die Wohnungsnoth ist groß in der Stadt — vermiethen Sie den dritten Stock."

„Oh, oh!" rief Jakob. „Das ist ein schöner Vorschlag."

„Ich verpflichte mich, eine anständige Familie zu schaffen, die gut bezahlt. Damit üben Sie ein gutes Werk."

„Sprich nicht von solchen Dingen, David; in Familien gibt es Frauenzimmer, und Du weißt, daß ich diese Geschöpfe nicht leiden mag. Ich habe mein Haus und mein Grundstück lieb, das weißt Du; es kommt mir schwer an, einen Quadratfuß Landes davon abzutreten — aber wenn ich wüßte, daß ein weibliches Wesen unter meinem Dache wohnte, ich würde Alles um einen Spottpreis verkaufen und mir ein anderes Fleckchen suchen, wo ich in stiller Abgeschiedenheit leben könnte."

Der Kammerdiener wollte zu lesen beginnen; da richtete sich Herr Wachsmuth, wie von einem Gedanken ergriffen, plötzlich empor.

„David," fragte er, „wie kommt es, daß Du mir heute solche Vorschläge machst?"

„Wie das kommt, Herr?" murmelte der Diener.

„Du kennst meine Ansichten, meine Gewohnheiten, hast mir nie ähnliche Zumuthungen gestellt."

„Oh, Herr Wachsmuth, das ist sehr natürlich: Sie haben ja auch nie geäußert, daß Ihnen unser Haus unheimlich vorkäme. Wenn ich Ihnen den Vorschlag machte, so geschah es, weil ich kein anderes Mittel wußte. Je mehr Menschen in einem Hause wohnen, je gemüthlicher ist es darin."

„Lies, David, lies!“ sagte Jakob, der sich langsam in die Kissen zurücklegte. „Man wird alt und mit dem Alter kommen die Grillen — es ist ja auch nur eine Grille, die mich mein schönes Haus unheimlich finden läßt.“

„Ja, das Alter, Herr Wachsmuth!“ murmelte David mürrisch. „Es ist doch ein sonderbares Ding mit dem Alter. Auch mir kommen mitunter Gedanken, die mir früher nicht eingefallen sind.“

„Zum Beispiel?“ fragte Jakob.

„Wenn ich mein weißes Haar und meine Runzeln im Gesicht betrachte, so frage ich mich: zu welchem Zwecke hast Du bis jetzt in der Welt gelebt? Du hast gegessen, getrunken, geschlafen, einen Tag wie den andern Deinen Herrn bedient, dafür einen schönen Lohn erhalten, der in lauter blanken Thalern und Goldstücken in meinem Schranke liegt.“

„Aber, David, ist das nicht genug? Wie viele Menschen gibt es, die sich wie die Thiere plagen und dennoch kaum das liebe Brod davon haben. Mir scheint, Dir ist ein günstiges Loos zu Theil geworden. Sei nicht undankbar gegen das Schicksal, das Dich zu meinem Kammerdiener gemacht hat. Wer sorglos leben und Summen in seinen Schrank legen kann, hat sich wahrlich nicht zu beklagen.“

„Sie haben Recht, Herr Wachsmuth; aber nun kommt noch eine Frage, die sich mir bei dem Anblicke meines alten Kopfes aufdrängt, und mehr noch, wenn ich nach Ablauf eines Vierteljahres neues Geld dem alten hinzufüge.“

„Nun, was ist denn das für eine Frage?“

„Dann frage ich mich: wenn Dir der Herr über Leben und Tod die Augen zudrückt — was über Nacht geschehen kann — wem fällt das schöne Geld zu, das Du in einer Reihe von Jahren zusammen gescharrt hast? Da liegt nun der Lohn Deines Mühens — wem kommt er zu Gute? Fremden Menschen, die ich nie gesehen habe. Den Gerichten, die sich einstellen, um den Nachlaß zu reguliren. O, wie wird man lachen über den dummen David, der für Fremde gearbeitet und gespart hat! Bin ich nun todt, so läßt man mich begraben, höchst einfach, damit es keine Kosten verursacht; die Gerichte nehmen mein Geld, die Sache ist abgemacht und von dem dummen David spricht kein Mensch mehr. Sehen Sie, Herr Wachsmuth, Ihnen kommt das Haus unheimlich vor — mir mein Geldschrank, weil ich weiter nichts besitze. Das sind Ansichten, die das Alter mit sich bringt. Und wenn ich bedenke, daß ich noch älter werde, daß sich mir immer noch mehr solcher Fragen aufdrängen, daß meine zunehmende Schwäche einer Stütze bedarf — Herr Wachsmuth, es bleibt doch eine wunderliche Geschichte. In zehn Jahren sind wir Mitte der Siebziger — nun stellen Sie sich einmal vor, was wir Alle, die wir hier beisammen wohnen, beginnen sollen. Sie, Peter der Gärtner, Valentin der Koch und ich — brauchen wir nicht Alle einer jungen Stütze? Dann müssen wir fremde Menschen nehmen und diese lassen sich tüchtig bezahlen.“

Eine Pause trat ein. David wischte seine Brille noch einmal ab und Herr Wachsmuth sah starr auf die Decke.

„Du hast ganz wahr gesprochen,“ murmelte der Letztere endlich; „aber wer die Menschen kennt, wie ich sie kenne, bleibt ihnen fern, so lange es irgend geht. Glücklich der, der unabhängig von Andern leben kann. Es gibt keine Freundschaft, keine Liebe. Alle Regungen in der menschlichen Brust werden von Eigennutz bedingt.“

„Ueber diese Ansichten!“ murmelte David. „Sie müssen auch Ausnahmen gelten lassen.“

„Es gibt in dieser Beziehung nur eine Regel.“

„Herr, nehmen Sie mich wenigstens aus. Sie wissen, ich besitze ein hübsches Sümmchen; aber freiwillig würde ich mich nicht von Ihnen trennen. Kann ich eigennützig sein, der ich nicht weiß, was ich mit meinem Gelde anfangen soll? Und ebenso steht es mit Peter und Valentin.“

„Die Gewohnheit fesselt Euch an mich!“

„Also doch kein Eigennutz!“

Herr Wachsmuth richtete sich noch einmal empor. „Höre, David,“ sagte er in einem strengen Tone, „Du sprichst diesen Abend von Alter und Tod — ich glaube, Du willst mich im Auftrage Deiner Kameraden daran erinnern, daß es Zeit ist, mein Testament zu machen! O, ich begreife Deine rührende Rede nur zu gut. Ihr Alle seid zwar so alt wie ich; aber Ihr hofft doch noch mich zu beerben.“

„Lieber Herr Wachsmuth!“

„So ist es und nicht anders.“

„Nein, Sie irren. Ich sprach in der Absicht, wie ich gesprochen, daß Sie sich Ihre letzten Tage so angenehm als möglich machten. Mögen Sie noch lange leben! Sterbe ich früher als Sie, so erben Sie mein kleines Vermögen, nur um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht warte.“

„Ich brauche Dein Geld nicht!“ rief Jakob mürrisch.

„Herr Wachsmuth,“ rief der Kammerdiener lachend, „das wäre doch eine närrische Geschichte.“

„Was?“

„Daß Ihnen das Geld wieder zufiele, was Sie mir bis jetzt für meine Dienste gezahlt haben.

Dann hätten Sie länger als dreißig Jahre einen Bedienten umsonst gehabt. Sehen Sie, Herr Wachsmuth, wäre ich nun eigennützig, so lebte ich den Rest meiner Tage auf meine eigene Faust, ließe mich bedienen und spielte den Herrn. Aber ich bleibe Bedienter, nur um Ihnen meine Anhänglichkeit zu beweisen."

(Fortsetzung folgt.)

*Auf 'm Hund.

Wie oft hören wir von unsern Musensöhnen den Ausdruck: „Er kommt auf den Hund" — „er ist auf dem Hund". — Sie wie wir, verstehen den Sinn dieses Ausdruckes recht gut; aber es weiß wohl nicht Jeder, woher derselbe kommt, was er ursprünglich zu bedeuten hat und was er jetzt bedeutet. Ueber diese Fragen wollen wir unsern Lesern nachstehend Aufklärung geben. Im Jahre 1600 studirte auf der Universität zu Altdorf (welche 1807 mit Erlangen vereinigt wurde) ein schlanker rothhaariger Jüngling, aus Prag gebürtig, Namens Albrecht Graf v. Waldstein. Dieser lernte zwar nicht viel, war aber überall dabei, wo es Exzesse gab, und bekam daher viel Gelegenheit, hinter Schloß und Riegel über die ungerechte Behandlung nachzudenken, die ihm vom Senat und Richter der Universität angethan wurde. In jener Zeit wurde ein neuer Carcer (Studentengefängniß) gebaut, und man war gespannt, wer nach altem Brauche demselben den Namen verschaffen würde; dem Ersten nämlich, der eingesperrt wurde, bekam ein Carcer seinen Namen. — Wie beinahe Jedermann vermuthet hatte, so geschah es; Waldstein mit seinen rothen borstigen Haaren war der Glückliche, welcher zuerst in den neuen Carcer wandern mußte, der sohin den Namen Waldstein bekommen sollte. Was that nun aber unser Waldstein? Er nimmt seinen schwarzen Pudel mit dahin und läßt denselben vor sich in den Carcer laufen; dieser bekommt davon den Namen „Hund" und die ganze Studentenwelt nahm diesen Ausdruck in ihre Sprache auf. Wenn einer in den Carcer kommt oder darin sitzt, so hieß es: „er kommt auf den Hund" — „er ist auf dem Hund". Heute existirt dieser Ausdruck nur noch in abgeleiteter Bedeutung; ist nämlich Jemand körperlich oder im Geldbeutel krank, so heißt es: „er ist auf dem Hund".

Unsere Leser werden sich wohl schon gedacht haben, daß Albrecht v. Waldstein eine historische Person sein muß, indem sonst gewiß obige Anekdote längst nicht mehr existiren würde; sie haben vielleicht in demselben schon den spätern berühmten Feldherrn Albrecht v. Wallenstein, (— so änderte er seinen Namen um —) Herzog von Friedland, Generalissimus der kaiserlichen Armee im dreißigjährigen Kriege, erkannt, welcher am 24. Februar 1634 zu Eger in Böhmen, 51 Jahre alt, ermordet wurde, — ob auf Befehl des Kaisers wegen befürchteten Verrathes, oder in Folge einer Verschwörung seiner Unterfeldherren, das wird wohl die Geschichte nie völlig klar stellen. Schiller's „Piccolomini" mit dem Vorspiele „Wallenstein's Lager" und der zweite Theil „Wallenstein's Tod" stellt den Feldherrn natürlich in schönerm Lichte dar, als ihn die Geschichte kennt. — Er starb kinderlos und die angebliche Tochter Thekla hat nie gelebt. —

In unsern Tagen besteht hie und da die Gewohnheit, ein Gefängniß mit der Bezeichnung „Hotel" und unter Beisetzung des Namens Desjenigen, welcher zuerst darin eingesperrt wird, zu beehren. So wurde das neue Gefängniß in Landau „Hotel G." genannt von einem ehemaligen Polizei-Kommissär, der unter der Anschuldigung der Prellerei zuerst in dasselbe kam. Wer wird unserm neuen Bezirksgerichtsgefängnisse, wenn es demnächst von Beschuldigten und Sträflingen bezogen wird, den Hotel-Namen verschaffen?

Gemeinnütziges.

Zum Kopiren von Plänen und Maschinenzeichnungen für Fälle, wo in der Eile eine Anzahl genauer Kopieen des Originals verlangt werden und das Lithographiren sich nicht rentiren würde, ist nach G. Wharton Simpson (Photogr. Mittheilungen IV. Jahrg. S. 34) kürzlich folgendes Verfahren erfunden worden: Eine große Glasplatte wird mit einem nicht actinischen, aber transparenten Lack überzogen und getrocknet. Nun legt man die Platte über die Zeichnung und zieht die Linien mit einer scharfen Spitze nach, welche den Lack entfernt; dann benutzt man die Platte wie ein Negativ und druckt Abzüge davon in gewöhnlicher Weise.

Mannigfaltiges.

Essen. In unserer Stadt coursirt folgende ergötzliche Geschichte: Ein hiesiger Brauereibesitzer entschloß sich noch im Spätherbst, seinen Lagerkeller zu erweitern und wurde, damit die Arbeit noch vor Eintritt des Frostwetters beendet sei, eine große Anzahl von Tagelöhnern zum Ausschachten des Baugrundes angenommen. Zum Aerger des Bau-

herrn wie des Unternehmers wollte jedoch diese vorbereitende Arbeit gar nicht recht vorwärts schreiten, einmal wegen des regnerischen Wetters, sodann aber wegen der angeboren=mütterlichen Schnecken=boldenhaftigkeit der ehrsamen Ritter von Hacke und Schippe. — Auf einmal zeigte sich an der Baustelle ein ungemein reges Leben: noch vor Tagesgrauen waren sämmtliche Arbeiter auf dem Platz und schafften den ganzen Tag über mit einer Hast und Emsigkeit, wie nie ihres Gleichen. Die beliebte Frühstücksstunde wurde freiwillig aus dem Leben gestrichen, zum Anzünden des „Stummels" war keine Zeit; nicht Sturm noch Regen wurden beachtet und wenn einmal der Bauherr oder ein Anderer einen der Arbeiter ansprach, so erhielt er die verweisende Antwort: „Herr, man mot Nümmes bi de Arbeit störe!" Als in einer unglaublich kurzen Zeit der Grund bis zu einer Tiefe von 30 Fuß ausgeworfen, mußten die Fleißigen fast mit Gewalt von einem Eindringen in größere Tiefen abgehalten, zum Einstellen der Arbeit gezwungen werden, und mit einem letzten wehmüthigen Blicke schieden sie von der Stelle. Der Brauer aber rieb sich schmunzelnd die Hände und wechselte mit seinem Nachbar, der die Baustelle stündlich besucht und die Arbeit mit Interesse beobachtet hatte, ein Lächeln des vergnügtesten Einverständnisses. — Was hatte die Arbeiter zu dem ungeheuren Fleiße angetrieben? weßwegen lachten die Nachbarn so geheimnißvoll? Der Brauereibesitzer hatte in einen alten irdenen, vom Salz zerfressenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, auf dem in aller hümlicher Schrift die Worte standen:

„Hierunder ligt vill Gelt begrawe,
Un wer et fint, der soll et hawe.
Gedencke der Armen!"

— hatte den Topf mit einem verwitterten Schieferstein zugedeckt und ihn 3 Fuß tief in den auszuschachtenden Baugrund vergraben.

---

* (Ein Leitartikel.) De mortuis nil nisi bene und da wir sie bereits zu den Todten zählen, die Konferenz, so sei heute nur das Beste von ihr gesagt, — Nichts.

---

* Schulze: Warum hat ER sich in seinen Neujahrsjedanken so höllisch kurz jefaßt?

Müller: Na, ER muß doch fühlen, daß ER nich mehr viel zu sagen hat.

---

* Schulze: Also eine innigere Verbindung Berlins und Dresdens soll hergestellt werden?

Müller: Ja durch einen großartigen Kanal. Nur fürchte ich, daß dies nicht der passendste Weg sein wird.

Schulze: Wie so?

Müller: Weil dann die innige Verbindung zwischen Dresden und Berlin zu Wasser wird.

---

* Florenz. Viktor läßt das bekannte deutsche Burschenlied: „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt" durch die Deputirten in's Italienische übersetzen.

Ein Mann trank öfter in einem Bierhause den Anderen, wenn sie wegsahen, ihre Gläser aus. Man ertappte ihn endlich dabei. Zur Entschuldigung bezog er sich auf das Schild vor dem Wirthshause, welches ihn dazu berechtigte. Es stehe ausdrücklich darauf: „Hier trinkt man fremde Biere."

---

* (Seine Pläne.)

Da seht doch den Napoleon,
Den weisen Mann, den frommen,
Von Oestreich ein Erzherzog soll
Den span'schen Thron bekommen!
Ja, glauben Sie, man hat bei uns
Schon Mexiko vergessen?
In Oestreich wird, mein lieber Freund,
Nur einmal aufgesessen.

Lebensphilosophie.

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart, dort einen Kopfzeug zu versengen.

Wer die alten bewährten Freunde für neue vertauscht, handelt Blumen sich ein für die lebende Frucht.

Lobe nie, was Tadel verdient; doch tadle nicht Alles,
Was du nicht loben kannst. Kannst du nicht bessern,
so schweig'.

Die Hände sollst du regen,
D'rum hast du sie empfah'n!
Sie falten, bringt erst Segen,
Wenn du dein Werk gethan.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Samstag, 23. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

Nun las David ein Kapitel aus der Bibel. Gewöhnlich schlief Herr Wachsmuth, ehe das Kapitel zu Ende war — heute lag er noch mit offenen Augen und gefalteten Händen. David begann ein zweites Kapitel — aber der Schlaf übermannte den alten Mann; er las einzelne Zeilen zweimal oder übersprang mehre, wodurch natürlich das konfuseste Zeug zum Vorschein kam — endlich ließ er murmelnd das Haupt auf das große Buch sinken und schlief. Hier sah man deutlich die Macht der Gewohnheit: Davids Zeit zum Einschlafen war gekommen und er schlief ein. Das war noch nie geschehen, da die alten Leute genau nach der Uhr lebten. Herr Wachsmuth sah mit dem größten Unwillen den Schlafenden.

„Das ist heute ein entsetzlicher Tag!" flüsterte er vor sich hin. „Die Ordnung in meinem Hause ist ja völlig umgestoßen. Mein Bedienter schläft und ich wache. He, David, geh' zu Bett!"

Er mußte wiederholt rufen, ehe der Alte erwachte.

„Schlafen Sie, Herr Wachsmuth?" fragte er erschreckt.

„Ja, ich schlafe. Fort zu Bett!"

David nahm die Kerze und verließ, wie er jeden Abend pflegte, leise das Kabinet. Der Schlaftrunkene vergaß die Thüre zu schließen. Bei dem Scheine der Nachtlampe bemerkte es der Herr. Der Mensch ist nicht mehr zuverlässig, murmelte er. Mein Gott, wie wird es nach fünf bis sechs Jahren in meinem Hause aussehen, wenn die Hinfälligkeit der Domestiken so fortschreitet. Dieser ist zehn Minuten über seine gewöhnliche Zeit bei mir gewesen und schon schläft er. Was wird er beginnen, wenn er einmal an meinem Krankenbette wachen muß? In diesem Falle werde ich gezwungen sein, die Hilfe fremder Menschen in Anspruch zu nehmen.

Herr Wachsmuth seufzte tief und schwer. Die offene Thüre genirte ihn. David war nicht mehr zurückzurufen und aufzustehen wagte er nicht, da er fürchtete, er könne sich erkälten. Der Glockenzug befand sich in dem angrenzenden Wohnzimmer — was war nun zu thun? Der Hagestolz ergab sich in sein Schicksal; er versuchte vergebens einzuschlafen, aber die offene Thüre, die er verschlossen zu sehen gewohnt war, peinigte ihn. Das große schwarze Loch in der Wand kam ihm unheimlich vor. Gern hätte er sich die Mühe genommen, die Thüre zu schließen; aber durfte er es wagen, in die Zugluft zu treten, die aus dem großen Zimmer in das Kabinet strömte? Die Mainacht war kühl und Jakob hatte keine Lust, sich eine Erkältung zuzuziehen, an deren Folgen er sterben konnte. Der Gedanke an einen Arzt war ihm nicht minder fürchterlich, als der an den Tod. Vor zwanzig Jahren hatte er einmal an einem nervösen Fieber darnieder gelegen, das der Arzt für die Folge einer Erkältung ausgegeben — mit Schrecken gedachte er jener Zeit. Damals bestand seine kräftige Natur siegreich den Kampf mit der Krankheit; jetzt, in dem vorgerückten Alter, konnte der Ausgang ein anderer sein. Zu diesen Gedanken gesellte sich die Erinnerung an die weiße Frau im Treibhause und an das Licht im dritten Stocke des Hauses. Wie gern hätte er mit seinen Leuten darüber gesprochen; aber, wie schon bemerkt, er fürchtete sich lächerlich zu machen, und darum nahm er sich vor zu schweigen. Jakob verbrachte wachend eine traurige Nacht. Er hörte alle Glockenschläge der Thurmuhren und das laute Picken der Pendule in dem Wohnzimmer. Draußen vor dem Fenster schlug die Nachtigall so unermüdlich, daß Philomelens Gesang ihm lästig wurde. Von Zeit zu Zeit

sanken ihm die Augen zu; aber gräßliche Visionen rüttelten ihn wieder aus dem Halbschlummer. Bald sah er die weiße Frauengestalt auf der Schwelle der offenen Thüre, bald blitzte ihm ein scharfes Licht an den geschlossenen Augen vorüber. Dann fiel ihm das Expropriationsgesetz wieder ein — tausend Dinge plagten den armen Mann, der müde und matt war, als die Morgendämmerung durch die geschlossenen Vorhänge sich bemerkbar machte.

Es schlug sechs Uhr. David mußte mit dem Schlage kommen; aber er blieb aus.

Der Mensch ist später zu Bett gegangen, darum schläft er diesen Morgen länger, dachte Jakob ärgerlich. Er fügte sich in Geduld und wartete. Draußen hörte er die kräftige Stimme des Gärtners, die den beiden Arbeitern Befehle ertheilte. Gegen sieben Uhr endlich kam David. Er klagte sich mürrisch an, die Zeit verschlafen zu haben, das käme, meinte er, von der gestörten Ordnung. Der verdrießliche Jakob ließ sich ankleiden, nahm den Kaffee ein, sprach von Unbehaglichkeit und ging in den Garten. Er machte die Runde und kam zu dem Treibhause, dessen Fenster bereits geöffnet waren. In dem duftenden Raume zeigte sich nichts, das seine Aufmerksamkeit erregen konnte. Der Gärtner war nirgends zu sehen. Er ging nach der Fontaine zurück, die schon längst kein Wasser mehr ausstrahlte. Von hier aus konnte er den dritten Stock des Hauses beobachten. Die junge Morgensonne blitzte in den trüben Scheiben der geschlossenen Fenster. Jakob zählte und fand das Fenster, hinter dem er Licht und den großen Kopf gesehen hatte. Es mußte doch wohl eine Täuschung gewesen sein, denn Alles befand sich in der gewöhnlichen Ordnung. Schon wollte er weiter gehen, als er sah, daß sich ein Fensterflügel öffnete und die weiße Frauengestalt erschien, die sich über die Brüstung neigte, den Kopf in die Hand stützte und ruhig die Wipfel der Bäume betrachtete. Jakob erstarrte zur Bildsäule; er erkannte dasselbe reizende Lockenköpfchen, das er im Treibhause gesehen. Diesmal blieb ihm Zeit genug, sich zu überzeugen, daß die Erscheinung in dem Fenster keine Vision sei. Die schlaflos verbrachte Nacht hatte ihn zwar völlig abgespannt, er fühlte selbst ein leises Frösteln in den Gliedern — aber schon länger als fünf Minuten hatte er dasselbe Bild vor sich, obgleich er Stirne und Augen rieb. Das junge Mädchen verließ das offene Fenster und verschwand.

Also befindet sich wirklich eine Frauensperson in meinem Hause! murmelte Jakob, der immer noch das Haus anstarrte. Ein neuer Schrecken bemächtigte sich seiner. An das offene Fenster trat eine schwarze Frau; trotz der Entfernung ließ sich erkennen, daß sie älter als die erste, aber von großer Schönheit war. Auf dem dunklen, schlicht gescheitelten Haare trug sie ein weißes Häubchen mit schwarzen Bändern, die von dem Morgenwinde bewegt wurden, während sie über den Park hinwegsah.

Noch ein Weib! murmelte Jakob. Großer Gott, ist denn mein Haus ein Nonnenkloster geworden? Das ist nicht möglich, mein Auge muß mich täuschen. Aber da steht ja noch das schwarze Weib — jetzt fährt es mit einem weißen Tuche über das Gesicht, es starrt die Wolken an! — Diese Wesen erscheinen mir in allen Farben. Wenn das nicht Wirklichkeit ist, so bin ich närrisch geworden. Jetzt bewegt sie sich, tritt zurück — wahrscheinlich hat sie mich gesehen.

Jakob verblieb in seiner Stellung. Noch war die Reihe der Erscheinungen nicht beschlossen: ein altes Mütterchen mit schneeweißem Haare trat an das offene Fenster; es trug eine graue Mütze mit weißen Spitzen und ein hellgraues Tuch, das den ganzen Oberkörper einhüllte.

„Mein Gott, mein Gott, erhalte mir den Verstand!" rief Herr Wachsmuth laut aus. „Da kommt auch noch ein altes Weib! Alle Lebensstadien befinden sich unter meinem Dache!"

Das Haar sträubte sich ihm bei dem Gedanken empor: wenn das räthselhafte Wesen sich in diesen drei Gestalten zeigte! Ueber diesen Punkt sollte er nicht ins Klare kommen; das Mütterchen schloß das Fenster und die Erscheinung war vorüber. Das ging denn doch ein wenig zu weit — drei Frauen unter dem Dache eines Hagestolzen! Drei Frauen verschiedener Farben, verschiedenen Alters! Und ohne die Erlaubniß des Herrn und Besitzers. Jakob sah noch einmal nach dem Fenster — es war geschlossen.

In einem Anfalle von Wuth betrat er das Zimmer. Er zog die Glocke, als ob das Haus in Flammen stände. David, der lange Kammerdiener, erschien nicht sogleich. Der Elende! murmelte Herr Wachsmuth. Es unterliegt keinem Zweifel: er weiß um die Geschichte, die man hinter meinem Rücken spielt. Knorr hat Recht, das Haus ist zu groß, ich kann es nicht übersehen. Durch den Schornstein sind die Weiber nicht in das Haus gefahren, es muß ihnen Jemand die Thüre geöffnet haben und dieser Jemand ist David. Ich kann mich auf meine Leute nicht

mehr verlassen, sie sind schlecht und falsch wie alle andern Menschen. Das Gesindel wird mich noch ermorden, um zu meinem Gelde zu gelangen. Ich lebe ihm viel zu lange.

Er zog so heftig an der Klingelschnur, daß sie zerriß. Da trat der lange David ein, außer Athem, bleich und zitternd.

„Hast Du mein Rufen nicht gehört?“ donnerte ihn Jakob an.

„Nein, nein, Herr!“

„Wo warst Du?“

„Ach, Herr Wachsmuth, was ich befürchtet, ist eingetroffen!“ stammelte der Kammerdiener.

Jetzt bemerkte Jakob das bleiche Aussehen Davids, der zitternd vor ihm stand. Die traurige Verfassung des langen Menschen besänftigte seinen Zorn. „Mensch, Du erschreckst mich; was ist denn geschehen?“

„Ach, Herr, der arme Valentin, unser Koch —“

„Entsetzlicher, Du spannst mich auf die Folter, Du mordest mich! Heraus mit der Sprache!“

„Herr Wachsmuth, unser Valentin —“

David konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

„Mein Gott, was ist denn mit Valentin?“ fragte Herr Wachsmuth kleinlaut.

„Ich komme vorhin in die Küche, um Ihr Gabelfrühstück zu holen, da liegt der arme Mensch todt am Boden.“

„Todt? Todt?“

„Der Schlag muß ihn getroffen haben. Ich habe ihn mit Essig besprengt — er ist und bleibt todt!“

„Unmöglich, unmöglich!“ murmelte Jakob, der sich die Stirne rieb, denn er fühlte ein wenig Kopfschmerz, den die verschiedenartigen heftigen Gemüthsbewegungen bewirkt.

„Ueberzeugen Sie sich, mein lieber Herr.“

„Ich kann keine Leiche sehen.“

„Aber Sie müssen sich doch überzeugen —“

„Hole einen Arzt, vielleicht kann ihn die Kunst in das Leben zurückrufen.“

David wollte fort. „Halt!“ rief Herr Wachsmuth, der nicht minder bleich geworden war wie sein Kammerdiener. „Du darfst das Haus nicht verlassen, mußt bei mir bleiben. Peter soll den ersten besten Arzt und den Advokaten Knorr holen. Wohin, David?“

„In den Gemüsegarten, um dem Peter Auftrag zu geben. Ich gehe rasch, in zwanzig Minuten werde ich zurückgekehrt sein.“

„Bleibe bei Valentin; ich werde selbst gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war die junge Dame mit dem Kinde ebenfalls in die Restauration eingetreten; sie vermied indeß die großen Speisezimmer und trat in ein kleines Seitenkabinet, wo sie das Kind vorsichtig auf den Divan niederließ und zudeckte. Die Kleine schlief fort. Es war zwei Uhr; die Mehrzahl der Reisenden aß hier zu Mittag, aber die Dame empfand keinen Hunger; das Abenteuer, das sie gegen ihren Wunsch verlebte, verdarb ihr den Appetit. Als indeß ein Kellner mit fragendem Blick an der Thüre erschien, bestellte sie Bouillon und überlegte, ob es nicht besser sein möchte, das Kind zu wecken und etwas genießen zu lassen.

Sie hielt die Börse des Fremden noch in der Hand und betrachtete sie jetzt neugierig; es war ein Gewebe von blauer Seide; einer der beiden Ringe, die das Geld auseinander hielten, war ein starker Siegelring, in dessen Carneol ein Wappen, mit der siebenzackigen Krone darüber, eingeschnitten war; Goldstücke schimmerten durch die Seide.

„Welch' ein leichtsinniger Mensch,“ dachte das junge Mädchen und schickte sich an, das Kind zu ermuntern, um ihr von der Fleischbrühe zu geben, die der Kellner inzwischen gebracht hatte. Die Kleine öffnete die Augen und lächelte die Dame an, folgsam und zierlich trank sie die Brühe und hatte dann zu viel mit einem Butterbrödchen zu thun, um an den verschwundenen Papa zu denken. „Ich bin nur neugierig, ob er zu rechter Zeit wiederkommt!“ dachte die Reisende und schaute durch die Glasthüre auf den weiten Platz, den in der Länge und Breite die Schienen kreuzender Eisenbahnen begrenzten. Der Zug, mit dem sie weiter nach M. fahren mußte, stand bereits reisefertig, zahlreiche Passagiere gingen hinzu, um ihre Plätze einzunehmen, es läutete zum ersten Mal, da trat der Vater der kleinen Griseldis in das Kabinet. Sein schönes Gesicht sah wahrhaft verstört aus vor Unruhe und Kummer, er hob hastig das Kind empor, preßte es zärtlich an sich und sagte dann mit einschmeichelnder Stimme: „Willst Du ein artiges, kleines Mädchen sein und nicht Papa rufen, wenn ich nicht gleich da bin? Ich wollte Sie ersuchen, mein Fräulein,“ wandte er sich dann mit flehentlichem Ausdruck zu seiner Reisegefährtin, „ich wollte Sie ersuchen, das Kind bis M. unter Ihrem Schutz zu behalten! Man ist mir bereits auf der Spur, sie würde mich

jetzt verrathen und ich muß in der dritten Wagenklasse fahren, um meine Verfolger irre zu leiten; — aber ich mißbrauche Ihre Güte, ich fürchte —" es läutete draußen wieder zum Zeichen, daß die Reisenden einsteigen sollten. Die junge Dame zog ihre Uhr hervor, und das Kind auf den Arm nehmend, sagte sie: „Willst Du mit meiner kleinen Uhr spielen, Griseldis?" Das Kind war gewonnen; jauchzend faßte es mit beiden Händchen die Uhr, die junge Dame legte mit rascher Bewegung die Börse in die Hand des Fremden und eilte hinaus, auf den Perron zu. Der Flüchtling trug mit dem ernsten Anstand eines Kammerdieners im langen Rock den Reisesack hinterher. „Ein Billet für das Kind?" sagte stillstehend die Dame. Er gab es ihr in unterwürfiger Haltung. Als sie mit dem Kinde im Coupee saß, heftete er noch einmal seine dunkeln Augen mit unbeschreiblich bittendem Blick auf das junge Mädchen, sie erröthete leise, sah ihn aber unwillkürlich mit einem sanften Neigen des Kopfes mit dem Ausdruck der Gewährung an, da grüßte er und fragte: „Befehlen die gnädige Frau noch etwas?" „Es ist gut, Sie können gehen;" sagte sie ruhig, und er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Jahr 1869) ist ein interessantes Säkularjahr. Vor 100 Jahren, also 1769, sind viele große Männer auf die Welt gekommen, z. B. Napoleon Bonaparte, der durch sein Genie sich vom Advokatensohn zum Kaiser aufschwang; in demselben Jahre wurden geboren seine berühmten Heerführer Marschall Ney und Marschall Soult, merkwürdiger Weise auch seine beiden Gegner vom Schwert und der Feder, der Herzog von Wellington und der alte Arndt. Auch der größte Naturforscher, Alexander v. Humboldt, hat 1769 das Licht der Welt erblickt.

(Ein amüsantes Experiment) aus dem Gebiete der Physik empfiehlt der pariser „Kosmos". Man deckt nämlich eine ziemlich große Glasglocke voll atmosphärischer Luft auf Wasser und führt langsam einen Strom von mit Wasserstoffgas geschwängerter Luft durchs Wasser in den hohlen Raum. Das Resultat ist nicht eine plötzliche Explosion, sondern eine Reihe leichter Entladungen, welche innerhalb des Glockenraumes Kurven beschreiben. Der Effekt ist aber besonders brillant im Dunkeln, weil die aufsteigenden und sich entladenden Gasblasen wie Blitze leuchten und es aussieht, als habe man eine Glasglocke voll lebendiger Feuerfliegen.

* (Ein Güterzertrümmerer.) „Aber Konrad, Du vertrinkst ja einen Acker nach dem andern, was aber nachher, wenn die Aecker alle vertrunken sind?" — „Nachher vertrink' ich die Wiesen."

* (Compagnie.) Meister: „Warst du bei Herrn Burkheim und Kompagnie? Wer war zu Hause?"

Lehrling: „Alle Beide; Herr Burkheim war im Comtor und die Compagnie (Frau) saß am Tisch und schälte Aepfel."

* (Scherzfrage.) Was besteht für eine Aehnlichkeit zwischen Generalen und Kindern?

Antw. Beiden thut es weh, wenn sie geschlagen werden.

Poesie eines Mathematikers.

* (Der Inhaftirte.)

1sam sitz ich und gefangen,
2fel füllt den Busen mir!
Wer ver3bt das düst're Bangen
Und gibt Hoffnung mir da4?
Dar5rieden ich genesen?
Ach! e6t die Seele: Nein!
7eidet jedes Wesen,
Tr8et stöhnend, frei zu sein!
Hoffen? 9! Und keine Thräne
Bessert diese Jammers10e!

5 Darf in Frieden, 6 es ächzt, 7 sie beneidet.

Lebensphilosophie.

Verstand ist ein Edelstein, der am schönsten leuchtet, wenn er in Demuth gefaßt ist.

Die stärkste Feder in der Weisheit Flügel ist die Erinnerung begangener Thorheit.

Jede Eigenliebe, die nicht durch Erziehung geklärt, geläutert und gemildert worden, wird zum Egoismus.

Räthsel.

1.
Mein Vater ist hart, doch härter bin ich.
2.
Werd' ich dir versetzt, verwunde ich dich.
1. 2.
Man hängt mich oft auf und schauet gern mich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Dienstag, 26. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

Herr Wachsmuth verließ eilig das Haus. Er suchte den Gärtner auf und schickte ihn ab. Eine halbe Stunde verfloß dem armen Manne langsam unter der peinlichsten Stimmung. Da erschienen der Arzt und der Advokat zugleich. Alle, außer Jakob, der keine Leiche sehen konnte, gingen zu dem Koch. Nach kurzer Zeit traten die fremden Herren in das Wohnzimmer. Der Doktor erklärte, Valentin sei vom Schlage getroffen und menschliche Kunst zu schwach, um einen Todten ins Leben zurückzurufen. Bei der außerordentlichen Korpulenz des Mannes könne man sich über den jähen Zufall nicht wundern. Der Advokat, der zugleich vereidigter Notar war, nahm das Gutachten des Arztes zu Protokoll und versprach dafür zu sorgen, daß der Verblichene in das Hospital geschafft würde. Herr Wachsmuth war so erschüttert, daß er für den Augenblick die Frauengeschichte darüber vergaß. Sein Groll gegen David war verschwunden, er pries sich glücklich, daß er den langjährigen Diener unter den traurigen Verhältnissen in seiner Nähe hatte. Der Tod war einmal in sein Haus eingezogen, er konnte leicht unter den alten Leuten noch ein Opfer fordern. Wen dies traurige Loos wohl zunächst trifft? fragte sich Jakob schaudernd. Mit einer Art Genugthuung betrachtete er den langen hagern David, indem er sich sagte, daß diesen der Schlag sicherlich nicht treffen würde.

Um Mittag meldete David, daß man den Valentin fortgeschafft habe.

„Gott habe ihn selig!“ sagte Herr Wachsmuth. Dann faltete er die Hände und murmelte ein Vaterunser. Der Kammerdiener wollte den Tisch decken.

„Unnütz,“ sagte Jakob; „mir ist der Appetit vergangen. Ich kann die Speisen nicht genießen, die sich zuletzt unter der Hand des Todten befunden haben.“

Der Advokat erschien wieder. Er reklamirte das Vermögen des Verstorbenen.

„Wozu?“ fragte Herr Wachsmuth.

„Die Behörden suchen die Verwandten des Verstorbenen zu ermitteln; finden sich keine, so nimmt der Staat das Vermögen. Ein Testament ist nicht vorhanden?“

Niemand wußte von einem solchen. Valentin hatte weder an den Tod noch an ein Testament gedacht. Der Notar nahm also des Kochs Hinterlassenschaft, die aus zweitausend fünfhundert Thalern und einigen Werthsachen bestand, mit sich.

So viel jähe Veränderungen mußten den armen Jakob aus seiner Ruhe emporschrecken; er fragte sich, was wird geschehen, wenn Du plötzlich aus dem Leben scheidest? Man wird vergebens nach legitimen Erben forschen und der Staat nimmt das ganze Vermögen, das Du jetzt mit großer Aengstlichkeit zusammen zu halten suchst. Er seufzte tief und schwer. Der Begriff von der Vergänglichkeit alles Irdischen hatte sich ihm noch nie so klar aufgedrungen als heute. — Gegen Abend trat David zu seinem Herrn in das Zimmer. Der lange Mann hatte geweint.

„Herr Wachsmuth,“ sagte er, „es kommt mir recht leer in unserem Hause vor. In der Küche, in der Speisekammer ist es still und schaurig wie in einem Grabe. Der gute Valentin fehlt ja überall.“

„Er fehlt auch mir,“ sagte traurig der Hagestolz. „Mir ist, als ob ich einen nahen Verwandten verloren hätte.“

„Du lieber Gott,“ murmelte der Kammerdiener, „wer weiß, wie lange wir noch zu leben haben!“

„Ja, wer das wüßte!“ seufzte Jakob.

„Nun sind wir noch unserer drei im Hause. Wer soll die Küche versehen?"

Herr Wachsmuth hatte eine Zeitlang nachgedacht. Plötzlich sagte er: „David, wir sind an einander gewöhnt."

„Ja, Herr, das sind wir. Man merkt das erst recht, wenn Jemand ausscheidet. Ich muß weinen, so oft ich an der Küche vorübergehe."

„Wie wäre es, wenn wir mit dem fürlieb nähmen, was Du kochtest?"

„O, Herr, ich würde Ihnen eine schöne Sudelei vorsetzen. Nein, das geht nicht."

„Es wird schon gehen, David!"

„Demnach sollen wir uns noch mehr einschränken, sollen die wenigen Tage, die uns der Herr noch schenkt, kümmerlicher als je verleben — nein, darauf kann ich nicht eingehen. Soll mein Geld in der Kiste rosten? Oder soll ich für Leute sparen und darben, die ich nicht kenne?"

„Du hattest ja doch Verwandte?"

„Einen Bruder, von dem ich nicht weiß, ob er noch lebt und wo er sich aufhält. Herr, Sie gehen wahrhaftig zu weit; fast scheint es mir, als ob Sie menschenscheu wären. Der Koch muß ersetzt werden, oder — so schwer es mir auch fällt — wir müssen uns trennen."

Jakob fuhr erschreckt auf. „David, Du kannst von Trennung sprechen? Das war ein hartes Wort. Ich sehe, Du hast keine Liebe zu Deinem Herrn, der Dir stets ein Freund gewesen ist. Verhandeln wir denn: willst Du einen größeren Lohn haben?"

„Nein!"

„Was willst Du denn?"

„Eine Köchin, Herr, die für uns alte Leute sorgt."

„Eine Köchin? Mensch, bist Du von Sinnen!"

„Es muß eine weibliche Hand in unserem Hause walten, sonst ist es darin nicht auszuhalten. Wir haben gute Pflege, wenn wir krank werden — und wahrlich, ich fühle, daß mir eine Krankheit in den Gliedern liegt. Der Schrecken von diesem Morgen wird auch für Sie nicht ohne Folgen bleiben."

Wohl wahr, dachte Jakob; mir ist heute ganz sonderbar zu Muthe.

„Versuchen Sie es, Herr!" bat David.

Eine lange Pause trat ein. Herr Wachsmuth fühlte sich wirklich von einem leichten Fieberfroste geschüttelt. Der Schrecken und die Unterbrechung seiner täglichen Gewohnheiten hatten ihn krank gemacht. Er bedachte, daß er sich völlig fremden Menschen anvertrauen mußte, wenn David seinen Vorsatz ausführte. Der lange Kammerdiener sah so angegriffen und mürrisch aus, daß ihm Alles zuzutrauen war.

„David," sagte der Hausherr kleinlaut.

„Herr Wachsmuth!"

„Glaubst Du denn, daß wir eine gute Köchin bekommen werden?"

„Ich stehe dafür! Ich verschaffe ein junges Mädchen, das Ihnen wie eine Tochter ergeben ist."

„Ein junges Mädchen?"

„Ja, Herr. Es ist eine Waise, ein hübsches, braves Kind. Versuchen Sie es mit ihr — entspricht sie unsern Erwartungen nicht, nun so schicken wir sie wieder fort."

„Wer ist sie?"

„Eine ferne Verwandte unserer Wäscherin. Ich habe sie schon einige Male unterstützt."

„Nun, David, da es denn einmal sein muß — stelle mir das Mädchen vor — morgen, übermorgen!"

„Das kann gleich geschehen. Wilhelmine wohnt nicht weit von hier, sie mag kommen und uns ein Abendessen bereiten."

Jakob winkte seine Zustimmung, er konnte kaum noch sprechen. David ging.

Man setzt mir das Pistol auf die Brust, dachte Herr Wachsmuth; Verhältnisse und Menschen scheinen sich gegen mich verschworen zu haben. Gott gebe, daß es gut geht. Ach ja, ich fühle selbst, daß ich eine Veränderung vornehmen muß, und wenn David dabei gut fährt, so wird es ja wohl auch mir nicht schaden.

Der Abend war schön. Die letzten bleichen Strahlen der Sonne fielen schräg durch die großen Fensterscheiben in das Zimmer. Jakob, fest in seinen Schlafrock eingehüllt, saß in dem weichen Sopha und dachte über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge nach, als plötzlich die Thüre geöffnet ward. David steckte seinen langen Hals durch die Spalte der halb geöffneten Thüre.

„Herr Wachsmuth!" rief er leise.

„Nun?"

„Wilhelmine ist da."

„Schon?" murmelte Jakob. „Sie mag eintreten!"

Wie lange hatte er kein Frauenzimmer empfangen außer der alten Wäscherin! Es stand ihm jetzt ein seltener Besuch bevor. Man kann sich nicht wundern, wenn der alte Herr ein wenig befangen ward. In einer ängstlichen Spannung erwartete er die nächsten Augenblicke.

Endlich trat David ein; er führte ein junges Mädchen an der Hand, das ihm zwar nicht mit

Widerstreben, aber schüchtern folgte. Es trug ein schlichtes Kleid von schwarzem Merino; die ganze Toilette verrieth, daß es trauerte. Das dünne schwarze Umschlagetuch hing nachlässig über die züchtig verhüllten Schultern. Der Kopf mit dem vollen braunen Haare war unbedeckt. Die einfachen Kleider schlossen eine zarte, elegante Gestalt ein. Wie blühend, schön und ausdrucksvoll war das jugendliche Gesicht des Mädchens, das vielleicht achtzehn Jahre zählen konnte. Eine zauberische Anmuth lag in der ganzen Erscheinung. Jakob sah erstaunt seinen Kammerdiener an, als ob er fragen wolle: ist das die künftige Köchin?

Wilhelmine trat gesenkten Blickes in die Mitte des Zimmers und verneigte sich vor dem alten Herrn. Es ließ sich nicht verkennen, daß sie mit einer großen Befangenheit kämpfte. Bei dem Anblicke des lieblichen Kindes bemächtigte sich Jakob's eine seltsame, weiche Stimmung; es war lange her, daß er ein solches Frauenantlitz gesehen hatte. Die reinen Züge desselben erweckten schmerzlich freudige Erinnerungen. Auch unser Hagestolz hatte Jugenderinnerungen, Erinnerungen, die ihn von Zeit zu Zeit beschlichen, um ihn von einer fernen Vergangenheit träumen zu machen.

„Jungfer Wilhelmine ist geneigt, in Ihre Dienste zu treten, Herr Wachsmuth," begann David; „sie ist mit der Hälfte des Lohnes zufrieden, den Sie unserm Koch gezahlt haben. Die nöthigen Verabredungen sind bereits getroffen, es handelt sich nur noch um Ihre Genehmigung."

„Besitzt Demoiselle auch Erfahrung genug?" fragte Jakob, um Etwas zu fragen.

„Sorgen Sie nicht, mein lieber Herr," antwortete Wilhelmine mit sanfter Stimme; „ich habe Gelegenheit gehabt, den Haushalt genau kennen zu lernen."

„Bewähren Sie sich in dem Zeitraume von vierzehn Tagen, so schließen wir einen längeren Kontrakt ab. David, Du wirst die Anordnungen treffen, die erforderlich sind."

„Folgen Sie mir, Wilhelmine, ich werde Ihnen die Schlüssel übergeben."

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Wieder schrie die Lokomotive gellend auf und ächzte, der Zug flog über die Schienen von Station zu Station, nirgends länger als Minuten verweilend. Es dunkelte bereits, als man in M. ankam. Aber die junge Dame, die wir in der Heimath Ottilie Schütz nennen können, war zu bekannt mit der Oertlichkeit, um sich vor der Dämmerung zu fürchten; sie fühlte auch eine gewisse Erleichterung bei dem Gedanken, daß ihr sonderbares Abenteuer hier sein Ende erreichen müsse, und obwohl sie sich peinlicher Theilnahme an dem Schicksal des Kindes, sowie seines Vaters bewußt war, so sah sie doch nicht ein, wie es ihr möglich sein sollte, das Traurige und Gefahrvolle dieses Schicksals zu ändern. Als der junge Baron, dafür glaubte sie den Flüchtling nach seinem Siegelringe halten zu müssen, sie zuletzt so beweglich angesehen, um ihr, wie sie meinte, für die stundenlange Fahrt das Kind zu empfehlen, da hatten ihre Augen ihm tröstlich geantwortet und versprochen, die Kleine zu behüten, so lange sie in ihrer Obhut sei. Das Kind hatte es seiner Beschützerin nicht schwer gemacht; es war folgsam und freundlich, geneigt zu spielen oder zu rechter Zeit ein wenig zu essen.

Ottilie hatte ihren Schützling so lieb gewonnen, wie ein mildes, verständiges Mädchen von 24 Jahren wohl ein artiges, kleines Kind lieb gewinnt; sie trennte sich ungern von ihm, aber die Art, wie sie zu der Bekanntschaft gekommen, hatte für ihr Wesen zu viel Abenteuerliches, um sie nicht ein Ende herbeiwünschen zu lassen. Mit solchen Gedanken hatte sie sich von der letzten Station an beschäftigt; als der Zug hielt, nahm sie besonnen ihren Gepäckschein zur Hand, das Kind auf den Arm und trat auf den Perron, den Fremden erwartend.

Die Menge der aussteigenden Reisenden, die zum Theil in die Stadt, zum Theil nach der nahen Expedition einer andern Bahn eilten, machte es fast unmöglich, still zu stehen, dennoch schritt Ottilie nur langsam vorwärts, um dem Vater der kleinen Griseldis das Suchen nicht zu erschweren; indeß er kam nicht. Unzählige Herren eilten hinüber und herüber, Bediente trugen die Effekten der Angekommenen; der Erwartete war nicht unter ihnen. Die Menge verlief sich allmälich; Ottilie dachte, er würde schnell erst neue Billets auf der andern Bahn lösen; das Kind wurde ihr schwer, sie setzte es nieder und gab ihren Gepäckschein einem Kofferträger mit dem Auftrag, die Sachen nach der Wohnung ihres Oheims zu tragen. Sie wandte sich nach der Seite, wo der andere Bahnhof lag, da signalisirte dort ein gellender Pfiff die Abfahrt eines Zuges, und als Ottilie erschrocken auffuhr, trat ein Schaffner von jener Bahn auf sie zu, zog

die Mütze und einen Brief zeigend, sagte er: „Um Vergebung, Sie sind wohl die Dame, die auf den Brief vom Herrn Baron warten? Der Bediente hat ihn mir gegeben, weil er keine Zeit mehr hatte, es ist aber schon richtig!" — Ottilie hatte mechanisch den Brief ergriffen; sie zweifelte nicht, daß er an sie, daß es der sei, den der Flüchtling unterwegs geschrieben; es wurde ihr zum Erschrecken klar, daß er sie überlistet, um sich des Kindes zu entledigen. Heftige Angst ergriff sie, sie wollte ihm nacheilen, aber die schnelle Lokomotive hatte ihn ja schon stundenweit hinweg geführt, noch während sie es dachte. Sie war rathlos, aber ihr Herz empfand das tiefste Mitleid mit dem verlassenen Kinde, das so müde und doch so geduldig neben ihr wartete, sie nahm es wieder auf den Arm, stieg in eine Droschke und fuhr nach ihrer Wohnung. Wer weiß, was er schreibt! dachte sie unterwegs und rüstete sich, ihrem Oheim mit dem sonderbaren Gaste, den sie mitbrachte, entgegen zu treten. Der Gedanke war nicht beruhigend. Ottilie kannte zwar des Oheims gutes Herz, sie fürchtete nicht, daß er das verlassene Kind wegweisen würde, aber er war ein alter Mann, an Stille und Behaglichkeit gewöhnt und aus hypochondrischer Grille leicht geneigt, eine dunkle Angelegenheit von der schwärzesten Seite zu sehen. Sie wunderte sich daher nicht, daß der Kanzleirath, nachdem sie ihn bündig von der Art in Kenntniß gesetzt, wie sie zu dem Kinde gekommen, daß er da seinen guten alten Kopf in beide Hände nahm und laut stöhnend auf- und abschritt. „O mein Herr Gott!" rief er endlich, „das ist eine böse Geschichte, Ottilie; Du wirst Dich und mich unfehlbar ins Unglück stürzen! Wie konntest Du nur das Kind behalten? Was sollen wir damit? Du verstehst ja noch gar nicht mit Kindern umzugehen und ich bin zu alt dazu!" — Ottilie hatte anfangs betrübt zugehört, jetzt lächelte sie. Was der Oheim eben berührte, war für sie gerade die Lichtseite der ganzen Angelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Kuriosum: In Vannes (Frankreich) hat sich ein Weinhändler erhängt, weil er an der Zukunft des Kaiserreichs verzweifelte. Es muß schlimm um das Kaiserreich stehen, wenn selbst ein Weinhändler in seinem Keller nicht mehr hinreichenden Stoff findet, seinen Kummer zu beschwichtigen.

(Ein höflicher Richter.) Ein amerikanisches Blatt erzählt: Ein Richter im Westen, der seiner Höflichkeit wegen berühmt und populär ist und sich auf jede Weise bemüht, diese Popularität sich zu erhalten, hatte kürzlich einem Verurtheilten sein Todesurtheil zu verkündigen und entledigte sich seiner Pflicht in folgender Weise: „Gefangener, Herr D., darf ich Sie bitten, sich zu erheben? (Es ist eine Formalität, welche das Gesetz vorschreibt, sonst würde ich Sie nicht bemühen.) Sie sind eines Verbrechens angeklagt, welches, glaube ich, ohne jedoch irgend welche persönliche Meinung dabei geltend machen zu wollen, auf Mord lautete, und von einer Jury Ihrer Landsleute zu meinem großen Bedauern schuldig befunden worden. Ich habe Ihnen deßhalb leider, indem ich nochmals meine persönlichen Gefühle reservire, anzukündigen, daß Sie am Halse aufgehängt werden sollen, bis Sie todt — todt — todt sind. Bitte setzen Sie sich und erlauben Sie mir nur noch die Frage, um welche Zeit es Ihnen am besten passen würde, sich hängen zu lassen."

* Fünfzehn Grad Kälte, das ist wohl wenig, ich hätte so meinem Gefühle nach wenigstens siebzehn bis achtzehn geschätzt." „Was fällt Dir ein? für eine so kleine Stadt sind fünfzehn Grad schon viel. Ich glaube, sie haben in der Residenz, wenigstens an den Werktagen, nicht mehr als siebzehn."

* Ein Versmacher, der für einen großen Dichter gelten wollte, fragte neulich N.: „Nun, können meine Feinde mir wohl das Verdienst absprechen, daß meine Gedichte im höchsten Grade fließend sind?" — „Wässerig genug sind sie dazu!"

* Führer: Hier sehen Sie den Kamm des Gebirges, dort den Spiegel des See's!

Tourist: Aber wo ist denn die Bürste? Die gehört doch auch mit zur Toilette.

* Finanzbeamter: „Habt Ihr hierherum gutes Wachsthum?" —

Bauer: „O ja! Wenn sonst nichts wächst, so wachsen die Steuern!"

Auflösung des Räthsels in № 10:

Stahlstich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Donnerstag. 28. Januar 1869.

„Geheime Stimmen“.

Der Stern, der im Azur erglänzt mit hellem Schein,
Spricht: Sei rein.
Der Adler, der sich wiegt in wilder Wolken Schooß,
Spricht: Sei groß.
Und von der Blume heimwärts fliegend, spricht die
Biene: Der Arbeit diene.
Der Baum, der Früchte gibt Dem, der im Schatten
ruht, spricht: Sei gut.
Der Saphir spricht: Verachte nichts und keinen Stand,
Sieh, ich bin Sand.
Die Blume spricht, die Düfte streuet nah und ferne:
Lieben lerne.
Es spricht der Strom: Sieh' zu, nach welchem Ziel
zu streben, Lerne leben.
Das Blatt, das fällt: Und lerne sanft dich zu ent-
färben und zu sterben.
Es unterweisen Strom, Stern, Biene, Baum und
Blume im Menschenthume.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine verabschiedete sich durch eine anmuthige Verbeugung und verließ mit dem langen Kammerdiener das Zimmer. Der alte Herr sah noch lange nach der Thüre.

Seltsam, seltsam! murmelte er vor sich hin. Mir ist, als ob ich diese Züge schon gesehen hätte. Ich kann nicht leugnen, daß sie einen guten Eindruck auf mich gemacht haben; sie versetzen mich in eine Zeit zurück, in der ich einmal sehr glücklich war. Könnte ich mich ihrer doch ohne Schmerz erinnern, mein Alter würde mir vielleicht noch einige Freude bereiten. Man sagt, die Erinnerung mache wieder jung!

Er stand auf, ging in sein Schlafkabinet und öffnete dort einen Sekretär von schwerem Mahagoniholze. Aus einem verborgenen Fache desselben holte er ein Kästchen von schwarzem Ebenholze hervor; die Ecken dieses Kästchens waren mit starkem Silber beschlagen, offenbar mehr der Sicherheit als des Zierraths wegen. Mit einem zierlichen Stahlschlüssel, den er an der Uhrkette trug, öffnete er das Schloß des Kästchens, schlug den Deckel zurück und betrachtete den Inhalt, der aus zwei goldenen, mit Saphiren geschmückten Ohrgehängen, aus einem Halsbande von schwarzen Perlen, aus einer Armspange mit Diamanten und einem kleinen unscheinbaren Goldringe bestand. Schmerzlich lächelnd betrachtete er einige Minuten diese Kostbarkeiten, deren Form andeutete, daß sie einer fernen Zeit angehörten. Plötzlich überzog sein Gesicht eine Wolke des Mißmuths, er schlug hastig den Deckel zu und verschloß das Kästchen in den Sekretär. Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er rasch in dem Kabinete auf und ab.

O, es war doch ein schändlicher Streich! murmelte er vor sich hin. Hinweg, hinweg, ich werde Alles zu vergessen suchen! Ich hätte längst die Erinnerung verbannen sollen!

Nach einer Viertelstunde trat David ein. Der lange Kammerdiener, der seinen Herrn studirt hatte, erkannte sofort die Stimmung desselben. Er beschloß sie zu benützen.

„Herr Wachsmuth, unsere neue Köchin hat ihr Regiment in der Küche bereits begonnen.“

„Gut, David.“

„Mir ist ein wenig leichter um's Herz geworden, seitdem ich das Feuer prasseln und das Geräusch geschäftiger Hände höre.“

„Wenn's nur keine Weiberhände wären!“ grollte der Alte.

„Weiberhände, Herr, sind sanft, und wir bedürfen solcher Hände. Das Alter will gepflegt sein.“

Herr Wachsmuth blieb stehen und sah den Diener an.

„David, Du hast nicht wohlgethan, mir ein Mädchen in das Haus zu bringen. Ich werde mich nie an die Nähe eines solchen Wesens gewöhnen können, wenn ich mir auch noch so viel Mühe gebe."

„Gefällt Ihnen Wilhelmine nicht?"

„Ich habe noch kein Urtheil."

„Sie ist glücklich, daß sie endlich ein gutes Unterkommen gefunden hat."

„Du hast mir noch nichts über ihre Familie gesagt, David."

„Herr Wachsmuth, Wilhelminens Familiengeschichte ist ebenso kurz als traurig. Wie ich bereits gesagt, ist sie eine Verwandte unserer Wäscherin, bei der ich sie kennen lernte. Die gute Frau, eine Wittwe, hat selbst neun lebendige Kinder, die sie durch ihrer Hände Arbeit ernähren muß. Das ist doch fürwahr keine Kleinigkeit in jetziger Zeit. Aber Frau Former nahm dennoch die Tochter ihrer Schwester, Wilhelmine nämlich, zu sich. Hände zur Arbeit brauchte sie nicht mehr, denn es sind schon fünf Mädchen vorhanden, die waschen, plätten und stricken. Wilhelmine fühlte, daß sie in der armen Familie das Gnadenbrod genoß."

„Warum hat sie keinen Dienst gesucht?"

„Herr, sie hat ihn gesucht und jetzt gefunden. Ihre Mutter war mit einem Kaufmanne in H. verheirathet; der Mann spekulirte mit dem Gelde Anderer, wie das so häufig der Fall ist, machte einen betrügerischen Bankerott und erhängte sich in dem Schuldgefängnisse. Die Gläubiger nahmen unerbittlich Alles, was da war, und die Wittwe, die arm zu ihrem Manne gekommen — das wußte man — behielt nichts als das, was sie auf dem Leibe trug. Nun denken Sie, Herr Wachsmuth, das Elend!" fuhr David mit vor Rührung zitternder Stimme fort. Die Wittwe hatte zwar noch eine hochbetagte Mutter; diese aber bezog eine so geringe Pension, daß sie kaum davon leben konnte. Es hat einen harten Kampf gekostet, ehe sich die Frauen trennen konnten, die sich innig liebten und in den glücklichsten Verhältnissen gelebt hatten. Aber die Noth that einen Machtspruch: Wilhelmine ging zu der Wäscherin und ihre Mutter zu der alten Großmutter. So haben nun die armen Leute gedarbt und sich gekümmert, denn sie wären zu stolz, um Almosen anzunehmen. Das ist die Geschichte."

„O, Freund David, die Geschichte ist noch nicht aus!" rief Herr Wachsmuth, der seine Bewegung durch Heftigkeit zu verbergen suchte. „Mir scheint, es muß noch ein zweiter Theil kommen, der für mich interessanter ist als der erste. Wo wohnt denn jetzt die Familie, die Du unter Deinen Schutz genommen hast?"

David ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er antwortete ruhig: „Ja, es gibt allerdings noch einen zweiten Theil."

„Erzähle ihn."

„Sie wollen es, gut. Die beiden Frauen also bewohnten ein sehr bescheidenes Stübchen in unserer Straße. Der Zins dafür verschlang die Hälfte des kleinen Wittwengehaltes. Herr, Sie sind nicht viel mit den Menschen in Berührung gekommen, Sie wissen nicht, wie unbarmherzig die Hausbesitzer verfahren, die jedes Loch eine Wohnung nennen und sich theuer bezahlen lassen. Auch unsere beiden Frauen hatten unter der Häuserspekulation, die wie ein Fieber wüthet, zu leiden; die Besitzerin des Hauses, in dem sie still und eingezogen wohnten, war eine Wittwe, aber, Herr Wachsmuth, was für eine Wittwe!"

„Nun?" fragte Jakob mit gesteigertem Interesse.

„Die Wittwe eines Kaufmannes, der durch Akkorde und Bankerotte reich geworden. Das Weib besitzt mehrere Häuser — aber es schämte sich nicht, der Großmutter Wilhelminens zu sagen: Madame, wenn Sie nicht noch einmal so viel Zins zahlen, als Sie bis jetzt gezahlt haben, so verlassen Sie mein Haus. Das konnte die alte Dame nicht; sollte sie ihren ganzen Wittwengehalt nur für die Wohnung verausgaben? Da half kein Bitten, kein Flehen: entweder zahlen oder ausziehen."

Herr Wachsmuth war sehr erregt geworden. „Die armen Leute hätten das Letzte wählen sollen!" rief er zornig.

„Sie wählten es und suchten eine neue Wohnung; aber wo sie auch anfragten, man forderte Preise, die sie nicht zahlen konnten. Die gräßliche Wittwe hatte über die Wohnung verfügt und sie anderweit vermiethet. Der entscheidende Termin rückte heran und die Großmutter hatte noch eine neue Wohnung nicht gefunden. Da kam das Gericht auf Antrag der Wittwe und setzte die beiden Frauen auf die Straße, unter Gottes freien Himmel."

„David, David, geht denn das unter einer christlichen Bevölkerung?"

„O, Herr, es geht noch mehr in unserer lieben Stadt. Wären die beiden Frauen nun hiesige Bürgersleute gewesen, so hätte man sie in eine Art von Spital gebracht, aber sie waren ja

Fremde und darum sagte man ihnen: können Sie nicht selbst für sich sorgen, so verlassen Sie binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt, und gehen Sie nicht freiwillig, so transportirt man Sie."

„Unerhört! Und daran ist die hartherzige Wittwe schuld?"

„Keine Andere, Herr Wachsmuth!"

„Die Frauen arten in Ungeheuer aus, das ist bekannt!"

„Ein Mann ist dessen nicht fähig — nicht wahr, Herr Wachsmuth?"

„Nein, ein Mann besitzt Herz und Charakter. Die gräßliche Wittwe müßte die Gesellschaft von Rechtswegen vertreiben. David, man müßte alle Weiber zum Henker jagen!"

„Dann, lieber Herr, hätte man ja auch die beiden armen Frauen zum Henker gejagt, die schutzlos unter Gottes freiem Himmel standen. Nein, man muß billig sein und die Personen berücksichtigen. So wie es nicht lauter gute Männer gibt, so gibt es auch nicht lauter schlechte Frauen."

(Fortsetzung folgt.)

Zweibrücken.

Freitag den 29. Januar 1869

im

Fruchthall-Saale:

CONCERT

von

Alfred Jaell

unter der gefälligen Mitwirkung der

Frau Jaell-Trautmann.

Programm.

I. Abtheilung.

1) **Sonate** (D-dur) für 2 Pianos von W. A. Mozart, vorgetragen von Frau Jaell-Trautmann und Alfred Jaell.

2) a. **Variationen** von G. Fr. Händel.
b. **Walzer** von Fr. Chopin, vorgetragen von Alfred Jaell.

3) **Andante** und **Variationen** für 2 Pianos von R. Schumann, vorgetragen von Frau Jaell-Trautmann und Alfred Jaell.

II. Abtheilung.

4) **Concert** (E-moll) für 2 Pianos von Fr. Liszt, vorgetragen von Frau Jaell-Trautmann und Alfred Jaell.

5) a. **Lied ohne Worte** von Fel. Mendelssohn.
b. **Tannhäuser-Transscription** von Alfred Jaell, vorgetragen von Alfred Jaell.

6) a. **Barcarole** von A. Rubinstein.
b. **Türkischer Marsch** aus den Ruinen von Athen von L. v. Beethoven, vorgetragen von Frau Jaell-Trautmann und Alfred Jaell.

Concertflügel von Erard aus Paris.

Anfang um 6 Uhr Abends.

Einzelkarten zu 48 kr. (an der Kasse 1 fl.) und Familienkarten für 3 Personen zu 2 fl. sind bei Hrn. Buchbinder Römer und bei dem Cäcilienvereinskassier Hrn. Horn zu haben.

Alfred Jaell, einer der bedeutendsten lebenden Pianoforte-Virtuosen, der in der größten Vollendung Alles exekutirt, was von Bach bis auf Liszt für das Pianoforte komponirt worden ist, wurde geboren den 5. März 1832 in Triest. Von seinem Vater im Violinspielen unterrichtet, machte er solche Fortschritte, daß er schon in seinem achten Jahre mit den Violinconcerten von Beriot öffentlich auftreten konnte. In Folge der großen Anstrengung wurde er krank und der Arzt verbot ihm die Fortsetzung des Studiums der Violine. Von dieser Zeit an verwendete der kleine Jaell seine ganze Kraft auf das Studium des Pianoforte, auf welchem er später zu der größten Meisterschaft gelangte. Jaell machte viele Kunstreisen durch ganz Europa, von 1852—1854 durch Amerika und feierte überall die größten Triumphe. Im Jahre 1867 vermählte er sich mit der vortrefflichen Pianistin Marie Trautmann, einer Schülerin von Henri Herz und des Conservatoriums in Paris, mit welcher er in der letzten Zeit durch den Vortrag der großen Concertstücke für zwei Pianos den größten Enthusiasmus erregte.

Mannigfaltiges.

Aehnlich wie bei uns die Tauben, macht man in den Ebenen der Lombardei und Piemonts die Sperlinge zu Hausthieren, um der Unmasse von Insekten zu wehren, welche aus dem Bewässerungssystem zugleich mit der Fruchtbarkeit hervorgehen, und auch um für die Tafel billigen und schmackhaften Braten zu gewinnen. Die Ueberschwemmungen hinterlassen viele verwesende Stoffe, welche durch Myriaden von Insekten und Würmern verzehrt werden; aber wenn die Vegetation kräftig geworden ist, so würden die Insekten Alles verzehren, wenn nicht die Sperlinge zur Fütterung ihrer Jungen einen unablässigen Krieg

gegen sie führten. Die Italiener stutzen deßhalb den kleinen Sperlingen die Flügel, um sie möglichst lange im Neste zu halten und sie auf die Nahrung von Insekten anzuweisen. In den Mauern vieler Häuser sieht man Hunderte von Löchern zu Sperlingsnestern hergerichtet, ja, man findet an Kirchen dieselben zu Tausenden. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung sind hohe viereckige Thürme, die nur zu Sperlingsnestern erbaut sind und an den Straßen in jenen Ebenen stehen, wo meilenweit nichts als Getreide und Reis zu sehen ist. Der Eigenthümer steigt zu bestimmten Zeiten in seinen Thurm hinauf und kommt mit einem Korbe voll Sperlingen zurück, welche dann gerupft, gebraten und verspeist werden.

* Neu ist folgende Erklärung, welche zwei Bauern bei der Rückkehr vom Markte einander über den Telegraphen machten: „Denke Dir," sagte der eine zum andern, der den Hergang des Telegraphirens nicht begreifen konnte und dem er die Schnelligkeit desselben auseinandersetzen sollte, „eine ungeheuere Katze, welche so groß und lang ist, daß sie den Kopf in Deinem Dorfe, den Schweif aber in meinem Dorfe hat. Wenn ich die Katze nun in meinem Dorfe in den Schweif zwicke, wird gewiß in demselben Augenblicke der Kopf schon in Deinem Dorfe miauen. Da hast Du den Telegraphen."

* In der „Mannh. Abendz." wird folgende unmaßgebliche Frage gestellt: „Wäre es bei der gegenwärtigen Kälte und Zerrissenheit der deutschen Verhältnisse nicht besser, Einheiz- statt Einheits-Bestrebungen geltend zu machen? Einer, den die preußischen Zustände frösteln."

* In dem Inseratentheil eines Blattes wurde neulich ein verlaufener „Pinscher mit einem broncenen Halsband und mit rother Seide gefüttert" gesucht. — Ein merkwürdiges Hundefutter.

* Schulze: Also auf die Früchte des Kaiserthums weist Napoleon?

Müller: Ja.

Schulze: Das find' ich doch keck.

Müller: Warum denn? Er gibt dadurch wenigstens zu, daß sich dasselbe nicht mehr in der Blüthe befindet.

Lebensphilosophie.

Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Schiller.

O wenn nur Jeder gewiß glaubte, nach fünfzig Jahren, an einem bestimmten Tage, führt ihn die Natur auf ihren Richtplatz; er wäre anders! aber wir werfen Alle das Bild des Todes aus unserer Seele. — Der Gedanke und die Erwartung des Todes bessern so sehr, als die Gewißheit und Wahl desselben.

Jean Paul.

Der Schlaf ist halber Tod, der Tod die längste Ruh. —
Je mehr du schläfst, je minder lebest du.

Räthsel.

Bin eines von den selt'nen Worten,
Womit man Viel bezeichnen kann,
Du triffst mich an verschied'nen Orten
Und in verschied'nen Formen an.

Halt' ich als Paar recht fest zusammen,
Kommt Nichts in Stadt, in Hof und Haus,
Sei's was es sei — trüg's alle Namen
Von Mensch und Thier hinein — hinaus.

Nun blick' empor! wann Winde wehen,
Fang' lustig ich zu tanzen an
Und mach', daß sich selbst Steine drehen,
Und unten springt, was springen kann,

Ich schein' dir toll zu sein — doch bleibe
Ich auch nur ein Minütchen steh'n,
Ob rechts — ob links — an deinem Leibe
Wird bald man dich erblassen seh'n.

Schlägt mich der Feind, bin ich verloren,
Und oft mit mir das Vaterland;
Doch welch' Genuß für Herz und Ohren,
Schlägt mich die kunstgeübte Hand.

Der Vogel hat's — von andern Thieren
Ein Pferd, ein Fisch und eine Maus.
Und manch' Insekt trägt es zu Vieren,
Sieht oft recht bunt und komisch aus.

Doch während ich Dies niederschreibe,
Entflieht die goldne Zeit auf ihm,
Wünsch', daß sie dir recht gut vertreibe
Die Lösung dieser Homonym'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Samstag, 30. Januar 1869.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

„Was wurde nun aus den beiden Vertriebenen?" fragte Herr Wachsmuth David.

„Sie flüchteten zunächst zu der Wäscherin. Du lieber Gott, da war nicht ein Plätzchen mehr zum Sitzen, geschweige denn zum Schlafen. Ein Geschäft führte mich an jenem Tage zu unserer Wäscherin. Die rathlosen Frauen wandten sich an mich und baten um Hilfe. Herr Wachsmuth, ich dachte an unsere dritte Etage, in der das Ungeziefer sein Wesen treibt, ohne daß man es hindert. Sie haben das Benehmen der scheußlichen Wittwe verdammt —"

„Ah, Herr David," rief Jakob, „demnach hast Du Dir die Freiheit genommen, auf meine Kosten und ohne mein Wissen einen Akt der Wohlthätigkeit zu üben?"

„Ja, lieber Herr."

„Das ist viel!"

„Ohne Widerrede, Herr Wachsmuth."

„Du kennst meine Grundsätze in dieser Beziehung."

„Sie wissen, daß ich ein Menschenalter hindurch Ihr treuer Diener war."

„Und darum hättest Du wissen müssen —"

„Verzeihung, Herr Wachsmuth, wenn ich mich von dem Augenblicke hinreißen ließ. Ach, Sie hätten nur das Elend der Frauen sehen sollen. Ich habe also zwei Zimmer in Ihrem dritten Stocke vermiethet und wollte, da ich Ihr gutes Herz kenne, einen günstigen Augenblick abwarten, um Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Freund, das ist stark!" murmelte der Hausherr.

„Ich weiß es."

„Meine Möbel und meine Zimmer werden also von Frauen benutzt?"

„Ja, Herr; aber diese Frauen wissen nicht, daß sie ohne Ihre Erlaubniß wohnen, sie glauben sogar, daß sie Ihre rechtmäßigen Miethsleute sind."

„Was zahlen die Damen Miethzins?"

„Monatlich zwei Thaler."

„Nicht übel, David!"

„Herr, die Großmutter bekommt ja nur jährlich fünfzig Thaler Wittwengehalt. Wollen Sie handeln wie jene scheußliche Wittwe, die —"

„Nein, David; aber Du hast Dir zu viel angemaßt, wenn ich auch zugebe, daß Du mein Freund und Diener bist. Ich will glauben, daß Du sehr achtbaren Frauen Deine Hilfe zugewendet hast; aber meine Reputation ist auch zu achten, Freund David. Man kennt die Strenge meiner Sitten und die Regelmäßigkeit meines Lebens — was werden die Leute sagen, wenn sie erfahren, daß Wachsmuth, der Geizhals und Hagestolz, wie sie mich zu nennen belieben, unverheirathete Frauen und noch dazu drei Stück, unter seinem Dache hat? Die Lästerzungen werden meinen guten Ruf zerfleischen, den ich mir so sorgfältig zu bewahren gesucht habe. Man wird mich als einen alten Heuchler ausschreien und selbst der Ruf der Frauen wird darunter leiden. Hast Du das Alles bedacht, David?"

„Lieber Herr, Sie sehen zu schwarz!"

„Schweig', ich kenne die Welt."

„Leute in unserem Alter, Herr Wachsmuth —"

„Antworte mir, David."

„Fragen Sie, Herr Wachsmuth."

„Wer ist die herzlose Wittwe, welche die armen Frauen vertrieben hat?"

„Die Wittwe Beyer!"

„Jenes buckelige Weib mit dem Kropfe?" fragte Jakob überrascht.

„Dieselbe, deren Grundstück an unsern Garten stößt. Der Drache ist in der ganzen Stadt bekannt."

„Hm, hm!" murmelte Jakob. „Mit dieser Person will ich doch nicht auf gleicher Stufe stehen. Auf welchem Wege kommen und gehen meine Miethsleute?" fragte er laut.

„Sie benutzen die Treppe, die an der Giebelseite in den Garten führt. Durch die Thüre in der Mauer, wozu ich ihnen den Schlüssel gegeben, gelangen sie auf die Straße."

„Demnach hat man Alles gut vorbereitet. David, Du bist ein großer Schelm. Geh' und sprich nicht mehr von dieser Angelegenheit. Sorge dafür, daß mir die Frauen nicht begegnen. Wilhelmine mag ihren Dienst versehen, aber sage ihr, daß sie nur spricht, wenn ich sie frage."

„Soll geschehen, Herr!"

David verließ das Zimmer. Dem guten Alten war eine große Last vom Herzen genommen. Indem er ging, warf er einen Blick in den großen Spiegel und auf diese Weise konnte er gewahren, wie sein Herr still vor sich hin lächelte und mit dem Kopfe nickte, als ob er der Angelegenheit seinen Beifall zollte. David kannte die Gewohnheiten des Alten — er trocknete die Freudenthränen, die über seine durchfurchten Wangen rannen. Als er in die Küche kam, waren zwei Frauen am Herde beschäftigt. Beide trugen Trauerkleider. Die eine war eine Frau von vielleicht vierzig Jahren; ihr bleiches Gesicht verrieth den kummervollen Kampf, den sie mit dem Leben gehabt. Die zweite war Wilhelmine.

„Es ist Alles gut, Madame!" flüsterte David freudig. „Die erste Klippe ist überwunden, wir haben gutes Fahrwasser."

„Gebe Gott," flüsterte wehmüthig die Frau, „daß Ihr gut gemeinter Plan nicht scheitert."

„Jetzt bürge ich für das Gelingen. O, ich kenne meinen Herrn! Sind die Speisen fertig?"

„Ja!"

„So decke ich den Tisch. Fräulein Wilhelmine wird serviren helfen."

Herr Wachsmuth befand sich immer noch in seinem Kabinete. Ein leises Klopfen an der Thüre überraschte ihn. David machte sich anders bemerkbar. Sollte es Wilhelmine sein? Er öffnete die Thüre. Da stand die blühende Jungfrau in dem von hellem Kerzenlichte beleuchteten Zimmer. Die Frauengestalt drückte der Wohnung einen andern Charakter auf; Herr Wachsmuth fand, daß sie nicht mehr so leer und unheimlich war, daß ihm eine angenehme Gemüthlichkeit entgegen wehete, die er vorher nie empfunden.

Wilhelmine lud den Hausherrn zu Tische ein, dann entfernte sie sich. Mochte auch das Fasten einen großen Theil dazu beitragen, dem guten Jakob schmeckte es so vortrefflich, daß er die Speisen für besser bereitet hielt als früher. Es vereinigten sich alle Umstände, um den Verlust des alten Kochs weniger fühlbar zu machen. Von diesem Tage an ging Jakob nach und nach in seine frühere Lebensweise über, die neuen Miethsleute fielen ihm nicht lästig, da er sie nicht sah, und Wilhelminens Nähe wurde ihm täglich lieber. Alle jene kleinen Aufmerksamkeiten, die nur Frauen gewähren können, erinnerten den alten Junggesellen, daß ihm früher so Manches gefehlt hatte. Die Bequemlichkeit gefiel ihm und Wilhelminens anmuthiges Wesen brachte ihm mildere Begriffe von den Frauen bei.

Wir führen den Leser in den dritten Stock des alten Schlosses, nachdem vierzehn Tage verflossen sind. David hatte Sorge getragen, daß die verödeten Räume eine freundliche Gestalt erhielten. Maler und Tapezirer hatten darin gearbeitet, ohne daß es der Hausherr bemerkt. In einem der Zimmer saßen Nachmittags die drei Frauen, die Jakob Wachsmuth am Fenster gesehen hatte. Sie nahmen den Kaffee ein. Wilhelmine bediente eine alte Dame, die in einem großen bequemen Lehnstuhle am Fenster saß, von wo sich eine prachtvolle Fernsicht über den Park in das Feld hinaus bot. Die Wipfel der blühenden Kastanienbäume reichten mit den Spitzen bis an die Brüstungen und Gesimse. Der Garten glich, von oben gesehen, einem dichten Walde. Der Boden war nicht zu bemerken. Die Bewohner des dritten Stockes lebten wie in einer für sich bestehenden Region. Das Zimmer war neu tapezirt und mit guten Möbeln versehen. Die Ordnung darin war musterhaft.

„Du lieber Gott," begann die Großmutter, ihre Tasse in der Hand haltend, „wäre es mir doch vergönnt, mein Leben so zu beschließen. Wie lange hast Du gemiethet, Antonie?"

Antonie war Wilhelminens Mutter, jene bleiche Frau, die wir in der Küche gesehen haben.

„Leider haben wir noch keinen Kontrakt abschließen können," antwortete sie. „Der brave David meint aber, wir brauchten uns nicht zu sorgen."

„Die Menschen werden nicht alle so hartherzig sein wie jene Wittwe," meinte die Großmutter. „Wir leben ja so still und eingezogen, daß man von unserem Dasein kaum etwas merkt."

„Gleichviel, alte Junggesellen haben ihre Launen," meinte Frau Antonie. „Der Besitzer dieses Hauses ist so grillig, so seltsam, daß ich ihn

noch nicht einmal gesehen habe; es scheint, als ob er sich vor den Frauen fürchtet."

„Was ist der seltsame Mann? Wie heißt er?" fragte die Großmutter.

„Er ist ein enorm reicher Rentier, vielleicht der reichste Mann in der Stadt; er heißt Herr Wachsmuth."

„Herr Wachsmuth?" fragte die alte Dame.

„Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Ottilie verstand wohl mit Kindern umzugehen, denn sie liebte sie von ganzer Seele, und vorsorglich wie sie war, hatte sie bereits in Gedanken alle Einrichtungen getroffen, die für den kleinen Gast nöthig waren, während sie den Brief erbrach und ihren Oheim bat, zu hören, was der junge Mann, der ihr ein so rücksichtsloses Vertrauen bewiesen, zur Entschuldigung oder auch Begründung seiner Handlungsweise sagen könne. Zunächst war es eine Banknote von hundert Thalern, welche Ottilien beim Oeffnen des Briefes in die Hände fiel; sie legte dieselbe ruhig vor sich hin und las die hastig hingeworfenen Zeilen:

„Vergeben Sie mir, wenn Sie können, und verlassen Sie mein armes kleines Mädchen nicht, das ich mit der dringendsten Bitte an Ihr Herz lege, nur so lange dafür sorgen zu wollen, bis ich einen festen Zufluchtsort gefunden, von wo aus ich Ihnen Nachricht geben und wenn's sein muß, anders über das Kind disponiren kann. Ihre milden Züge, Ihre freundliche Stimme haben mein Vertrauen ermuthigt, obwohl ich auch Tadel und Argwohn darin erkannte. Ich muß es ertragen, daß Sie mich hart beurtheilen, ich habe jetzt nicht Zeit, Ihnen meine Verhältnisse darzulegen, wie ich sollte; selbst meinen Namen muß ich verschweigen, weil Sie sonst vielleicht in die Untersuchung verwickelt würden, welche man über mich verhängen wird. Halten Sie mich aber, ich beschwöre Sie, für keinen ganz Unwürdigen! Des Kindes Mutter, meine theure, allzuzarte Mathilde, liebte mich mehr als ihr Leben und das letzte Wort, was ich von ihr gehört, war die Versicherung, daß sie unaussprechlich glücklich mit mir gewesen. Sie war eine Waise, ihre Tochter hat keine Verwandte, nehmen Sie sich jetzt, verehrtes Fräulein, des Kindes an! Ich gehe nach England und hoffe, Ihnen bald Nachricht geben zu können; sollte Krankheit oder Tod mich daran verhindern, so bleibt ein treuer Freund, der Vollmacht hat, meine Angelegenheiten zu ordnen und meine Rechte zu vertreten, es ist der Referendarius —"

Muthlos ließ Ottilie das Blatt sinken! Der Name, der einzige Name, welcher einen Anhalt in dieser verwirrten Angelegenheit gewähren konnte, war völlig unleserlich; der Schreiber war jedenfalls vom Signal der Abfahrt des Dampfwagens überrascht worden, er hatte den Wohnort des Freundes nicht mehr hinzugefügt, unterschrieben war der Brief gar nicht. Vergebens studirte Ottilie die flüchtigen, halb verwischten Züge, die den Namen des Freundes bildeten, bald las sie diesen, bald jenen heraus, immer schien es nicht der rechte. Der alte Kanzleirath bemühte sich ebenso erfolglos. „Und dann ein Referendarius!" sagte er scheltend, „was kann der in diesem Falle nützen, der wird das Kind nicht nehmen wollen?" — „Nein, das glaube ich auch!" sagte Ottilie, gedankenvoll lächelnd, während sie der alten Magd schnelle Anweisung gab, einen großen länglichen Waschkorb mit Betten zu versehen und neben ihr eigenes Lager zu schieben. Sie hatte das Kind, das auf ihrem Schooße während dem Lesen des Briefes sanft eingeschlummert war, mit einem leisen Kusse geweckt, mit süßem Lächeln schloß es die Augen auf, um die schweren Lider gleich wieder sinken zu lassen. Ottilie ließ sie gewähren, löste Bänder und Bändchen an der zierlichen Kleidung des Kindes, hüllte sie dann in eines ihrer eigenen blendendweißen Nachtjäckchen, daß die Kleine ganz darin verschwand bis auf das braunlockige Köpfchen, das schlummermüde am Busen seiner Beschützerin ruhete. Der alte Herr hatte schweigend zugesehen; er hob die kleinen Schuhe des Kindes von der Erde auf, besah sie, lächelte und stellte sie sorgsam auf den Tisch. „Und Du willst wirklich das Kind hier behalten?" fragte er seine Nichte dann. „Was sollte ich sonst thun, lieber Oheim?" fragte sie dagegen. „Man muß die Sache der Polizei anzeigen!" sagte er heftig, während seine freundlichen Augen dem schlafenden Kinde folgten, das seine Aermchen um Ottiliens Hals geschlungen hatte, die es nun schweigend zur Ruhe trug.

Mit innerster Rührung sah sie auf das fremde Engelchen nieder, das in seinem Korbbette so rosig und sicher dalag, wie im Schooß der Mutter, die seit demselben Morgen in der schwarzen Erde schlief. „Was ist begraben, Papa?" hatte das Kind gefragt; Ottilie dachte jetzt daran und heiße

Thränen rannen auf das weiße Deckbettchen. Sie dachte des schönen, von Aufregung und Kummer erbleichten Angesichts, das sie so flehentlich angeschaut, sie fühlte, indem ein leichtes Frösteln sie überrieselte, daß der Flüchtling in diesem Augenblicke mit aller Kraft seiner leidenschaftlichen Gedanken die Weite durchdrang, die ihn von seinem Kinde trennte; sie sandte einen Friedenswunsch in seine Ferne und verließ, mit einem stummen Gebete beruhigt, das Lager der Kleinen, um noch einmal zu ihrem Oheim zurückzukehren.

Es gelang ihren ruhigen Vorstellungen bald, ihn von dem Vorhaben einer polizeilichen Anzeige abzubringen und wenn er auch stets auf die Idee zurückkam, daß sie Beide des Kindes wegen in schwere Untersuchung verwickelt werden würden, so war er doch in Folge seines Alters keineswegs zu energischen Maßregeln geneigt. Außerdem empfand sein gutes Herz Mitleid mit dem Kinde, und obwohl er behauptete, Ottilie würde sich nun um nichts weiter bekümmern wollen, ihre Gesundheit, ihr Ruf, ihr Haushalt, ja er selbst würden darunter leiden, wenn sie das Kind behielte, so wußte er doch in der That nicht zu sagen, auf welche menschliche Weise sie sich seiner hätte entledigen sollen. Den Angaben des jungen Mannes, die ihm Ottilie mittheilte, wollte er gar nicht glauben; er gab der Idee Raum, dieser abenteuerliche Mensch sei ein entlassener Schauspieler, der das Kind nur habe los sein wollen und was auch Ottilie von dem Livreerock, dem Duell, der Börse, dem Wappenringe und von der aristokratischen Erscheinung des Fremden sagen mochte, der alte Herr wollte nichts davon wissen, nur die Hundert-Thaler-Banknote war ihr siegreichstes Argument gegen den Schauspieler.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Ein Ehepaar überlegte, welche heimliche Freude sie wohl ihrer einzigen Tochter zu ihrem bevorstehenden Geburtstage bereiten könnten. — „Was meenste“, meinte der schlaue Papa, „wenn wir se heimlich französisch lernen ließen?“

* Gymnasiast: Was ist besser gesagt, Herr Professor, dramatischer Dichter oder Dramendichter?

Professor: Sagt man marinirter Lieutenant oder Marinelieutenant?

* Neulich deklinirte ein Kind das Wort „Petrus“ folgendermaßen: Petrus, Petri, Petro, Petroleum.

* Welche Damen verkehren am meisten in den untersten Schichten? — Die, welche Schleppkleider tragen!

Lebensphilosophie.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Oft verliert man das Gute, wenn man unzufrieden das Bessere sucht.

Charade.

Die beiden Ersten.

Wenn du erwachst zu Müh' und Sorgen
In deinem stillen Kämmerlein,
So laden sie, am frühen Morgen,
Dich traulich zum Gebete ein.
Bald schallen fröhlich ihre Lieder,
Bald gilt der Trauer ihr Gesang,
Bald rufen sie zum Tempel wieder,
Bald fleht um Hilf' ihr ernster Klang.
Sie messen jede Lebensstunde
Und rasten nimmer Tag und Nacht;
Aus ihrem ehern Zaubermunde
Wird uns ein Mahnruf jeder Schlag.

Die Letzte.

Wohl Mancher läßt sich auf mich nieder,
Und Viele ruhen aus auf mir
Nach Müh' und Arbeit ihre Glieder.
Vielleicht auch dien' ich, Leser, dir.

Das Ganze.

Ich trage unaufhörlich Lasten
Im hohen luftigen Revier;
Ob sie auch schwanken oder rasten —
Sie gönnen nimmer Ruhe mir.
Zu diesem Loose — diesem herben —
Bin ich verurtheilt bis zum Sterben.

Auflösung des Räthsels in № 12:

Flügel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 2. Februar 1869.

Nachruf an Lina D— in H—.

Laut hallt in dumpfem Ton der Glocken Paar,
Das zu der Freundin Grab die Freunde ruft;
Bald sinkt die ird'sche Hülle in die Gruft,
Die schon zu früh für sie geöffnet war.

Im Kreis geleitet Dich der Jungfrau'n Schaar,
Die Dir zu Ehr' in frischer Waldesluft
Zum Kranze Blumen wand von süßem Duft
Und Dir als Liebesopfer bringt ihn dar.

Noch in des Lebens Lenze blühtest Du,
Still und geduldig trugst Du jeden Schmerz,
Bis Dir im Tode brach das treue Herz.

Ach! voller Wehmuth schau'n wir himmelwärts
Und rufen trauernd Dir nun Abschied zu:
Auf sel'ges Wiederseh'n in Edens Ruh!

e. F.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch ward durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen.

„Das ist der lange David!" rief Wilhelmine. Sie öffnete. Der Advokat Knorr trat ein. Die Frauen kannten ihn; er war derselbe, der im Auftrage der Wittwe sie veranlaßt hatte, die frühere Wohnung zu räumen. Die Großmutter stand erschreckt von ihrem Stuhle auf; Frau Antonie erbleichte und Wilhelmine stieß einen leisen Schrei aus, als sie den ernsten Mann des Rechts erblickte. Dieser verneigte sich und sagte lächelnd: „Erschrecken Sie nicht, meine Damen. Der Notar kommt nicht immer als ein Unglücksbote, er hat sich mitunter auch eines angenehmen Auftrages zu entledigen, und zu diesen zähle ich den, der mich heute in Ihre neue Wohnung führt."

Die Frauen athmeten frei auf. Man bot Herrn Knorr einen Stuhl. „Was führt Sie zu uns?" fragte die Großmutter mit der Würde und Hoheit ihres Alters.

„Erlauben Sie mir ein kurzes Examen, verehrte Frau. Ist es auch nur eine Form, so muß ich sie doch erfüllen, da ich im Auftrage eines Dritten handle. Man hat mich an Frau von Martens gewiesen."

„Eleonore von Martens steht vor Ihnen," antwortete die alte Dame, indem sie sich ceremoniell verneigte.

„Besitzen Sie irgend ein Papier, das Ihre Identität beweist?"

Antonie holte ein Taschenbuch aus dem Sekretär und gab Herrn Knorr zwei ziemlich vergilbte Papiere. Dieser prüfte und sagte lächelnd:

„Dies genügt. Jetzt kann ich Ihnen, ohne mir den Vorwurf der Uebereilung zu machen, diese Quittung übergeben. Sie haben auf zwei Jahre den Miethzins für diese Wohnung vorausbezahlt." Er überreichte ein Papier. Dann fuhr er fort: „Auch sämmtliche Möbel, welche sich in diesen Zimmern befinden, sind von heute an Ihr Eigenthum. Der Besitzer des Hauses hat dafür die Summe von fünfhundert Thalern erhalten. Hier ist das gerichtlich beglaubigte Dokument."

Die Frauen sahen einander überrascht an.

„Mein Herr," bat Frau Antonie, „geben Sie uns nähere Auskunft — da wir nicht wissen, wem wir diese Geschenke zu danken haben —"

„Beruhigen Sie sich, Madame," unterbrach sie der Advokat. „Die Person, die bei uns erschien, um Ihre Angelegenheiten zu ordnen, ist eine der angesehensten in unserer Stadt. Leistet

sie Ihnen wirklich einen Dienst, so zögern Sie keinen Augenblick, ihn anzunehmen."

Die Delikatesse der Frauen konnte nichts dagegen einwenden. Herr Knorr grüßte und entfernte sich so rasch, daß ihm Frau von Martens ihren Dank nicht aussprechen konnte. Dafür folgten ihm aber die Segenswünsche der bedrängten und nun so glücklichen Familie.

„Ich wette, daß dies ein Werk Davids ist," flüsterte Wilhelmine ihrer Mutter zu.

In diesem Augenblicke trat der lange Kammerdiener ein. „Der Advokat war bei Ihnen — was hat er gewollt?" rief er hastig aus.

Die alte Dame hatte die Brille genommen und prüfte die beiden Papiere. Während dieser Zeit fand zwischen Wilhelminen und David folgendes leise geführte Gespräch statt.

„Sie wissen nichts davon, Herr David?"

„Ich weiß nur, daß ich den Advokaten meines Herrn zu Ihnen führen mußte. Auf dem Korridor befahl er mir zurückzubleiben. Solche Herren bringen in der Regel unangenehme Nachrichten."

„Diesmal hat er uns sehr angenehme gebracht."

Das junge Mädchen erzählte kurz, was geschehen war. David schlug vor Staunen die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Vielleicht hat Herr Wachsmuth einen Anfall von guter Laune gehabt," meinte Frau Antonie.

Der Kammerdiener zweifelte daran; er behauptete selbst, daß eine fremde Person die Hand im Spiele habe. Dann ließ er sich die Papiere zeigen. „Mein Herr hat die Zahlung angenommen," rief er aus. „Dies ist seine Unterschrift, die ich unter tausenden erkenne. Aber so viel steht fest: Herr Wachsmuth hat die erste Veranlassung zu diesen Papieren nicht gegeben. Das ist die erste Angelegenheit in unserm Hause, die mir ein Geheimniß bleibt. Aber es ist gut so; Sie sind dem alten Herrn keinen Dank schuldig. Der Advokat ist noch unten — vielleicht kann ich Etwas erfahren!"

Die Frauen wollten noch Fragen an ihn richten; der lange Mann lief davon.

„Ich errathe die Quelle dieses Glückes," sagte Frau von Martens. „Es lebt eine Jugendfreundin in der Stadt, die Frau des Banquiers M.; sie hat unser Unglück erfahren und ist uns zu Hilfe gekommen. Madame M. war stets eine delikate Frau und ich erkenne sie wieder an der Art der Hilfeleistung. Antonie, begleite mich, ich eile, meinen Dank abzustatten. Mein Gott, wie lange habe ich die Freundin nicht gesehen!"

Die beiden Frauen machten Toilette und gingen. Wilhelmine beschäftigte sich in der Küche. Hätte sie gesehen, daß Herr Wachsmuth mehr als einmal an der Thüre vorüberschlich und mit freundlichen Blicken nach der schmucken Köchin sah, die Vorbereitungen zum Abendessen traf!

Frau von Martens betrat nach einer halben Stunde ihre Wohnung wieder; sie war sehr erregt, denn die Frau des reichen Banquiers, die delikate Jugendfreundin, hatte den ihr zugedachten Besuch nicht angenommen und durch einen Bedienten sagen lassen, daß sie Frau von Martens nicht kenne. Das war ein harter Schlag für die trotz ihrer Armuth stolze Dame. Sie bereuete, eine Wohlthat angenommen zu haben, deren Urheber sie nicht kannte. So viel sie auch sann, sie erinnerte sich keiner Person, der sie ein solches Interesse an ihrem Schicksale hätte zuschreiben können. Antonie sah, daß diese Ungewißheit ihrer alten Mutter peinlich war. Aber was konnte sie thun, um Gewißheit zu erlangen? Acht Tage verflossen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete. Frau von Martens war unruhig, besorgt, sie sprach die Ansicht aus, daß der Hausbesitzer die Quittungen gesendet habe, vielleicht aus Rücksicht auf die Enkelin. Eines Morgens befahl sie, daß Wilhelmine die Küche nicht wieder betreten solle; es sei eine solche Beschäftigung unter den obwaltenden Umständen unpassend, selbst entehrend für das junge Mädchen.

„Mutter," sagte Frau Antonie, „Sie wissen, unter welcher Bedingung uns David diese Wohnung eingeräumt hat. Wir können uns nicht ohne Weiteres zurückziehen, wir müssen unser Versprechen halten."

„Mein liebes Kind, zwischen damals und jetzt liegt eine große Kluft! Von der Noth getrieben, nahm ich den gutgemeinten Vorschlag des Kammerdieners an und gestattete, daß Wilhelmine sich den Obliegenheiten einer Wirthschafterin unterzog. Aber heute können wir anders auftreten, denn wir haben auf zwei Jahre vorausbezahlt und sind Besitzerinnen dieser Möbel. Das ganze Verhältniß hat sich geändert. Was hindert mich, Vortheil daraus zu ziehen? Ich beauftrage Dich, liebe Tochter, den Dienst unserer Wilhelmine zu kündigen. Du kennst mich, hoffe darum nicht, daß ich meine Ansicht ändere. Es schnitt mir durch das Herz, als ich meine Enkelin verdingen mußte. Nach den schrecklichen Erfahrungen, die wir in letzter Zeit gemacht haben, wäre es eine offenbare Thorheit, die Wandlung der Verhältnisse unausgebeutet zu lassen, wie dies von jeher mein Fehler gewesen ist. Wir wohnen jetzt fü

unser Geld und nicht für unsere Dienste." Man sieht, die alte Dame besaß einen praktischen Sinn und festen Willen.

„Wenn nun Herr Wachsmuth freiwillig die Quittungen ausgestellt hat?" fragte Antonie.

„Das müssen wir doch wissen, mein Kind."

„Ich werde es zu erfahren suchen; bis dahin, liebe Mutter, lassen Sie Alles, wie es ist. Versprechen Sie mir das?"

„Ich gebe Dir acht Tage Frist."

Frau von Martens blieb beharrlich bei ihrem Willen. Da man gewohnt war, ihr in allen Dingen zu gehorchen, so beschloß Antonie, mit dem Herrn vom Hause Rücksprache zu nehmen, dessen Launen nun nicht mehr zu fürchten waren. Bei der Sicherheit der Existenz war auch jene Entschiedenheit des Handelns zurückgekehrt, die in drückenden Verhältnissen zu verschwinden pflegt, selbst bei sonst energischen Charakteren. Frau Antonie wollte ohne Davids Beistimmung nichts unternehmen. Sie suchte ihn in seinem Zimmer auf.

„Vermuthen Sie unsern Wohlthäter?" fragte sie.

„Nein, Madame."

„So wäre es wohl gut, daß ich mich Ihrem Herrn einmal vorstellte."

Der lange Mann lächelte. „Mein Herr muß sich freuen, seine Miethsleute kennen zu lernen; ja, Madame, es wird gut sein. Aber ich werde Ihnen sagen, wann Sie zu ihm gehen sollen. Bei ihm ist nicht eine Stunde wie die andere. Sie sind jetzt hier im Hause beschäftigt — ich werde sondiren."

David ging zu seinem Herrn, der soeben von einem Spaziergange aus dem Garten zurückgekehrt war. Der Kammerdiener bemerkte mit großer Genugthuung, daß sich der alte Herr in einer rosenfarbenen Laune befand.

„Eine Cigarre, David!"

David brachte das Geforderte. Jakob saß schmauchend in dem Sopha.

„Den Kaffee, David!"

„In zwei Minuten, Herr!"

Der lange Mann ging. Zwei Minuten später trat Frau Antonie mit dem glänzenden Kaffeeservice ein, das sie auf einen Tisch und den Tisch vor den Herrn setzte. Jakob sah erstaunt die bleiche Frau in Trauerkleidern an. Er wollte heftig werden, daß der Kammerdiener sich die Freiheit genommen hatte, eine Aenderung der Gewohnheiten herbeizuführen; aber der Ernst und die Würde in der Erscheinung der Frau hielten ihn davon ab. Antonie füllte die große Tasse und präsentirte sie dem alten Herrn, indem sie sich verneigte. „Verzeihung," sagte sie lächelnd, „wenn ich heute diesen Dienst übernehme, den zu verrichten seit einiger Zeit meine Tochter den Vorzug hat; aber ich wollte mich selbst unserm Miethsherrn einmal vorstellen."

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Er wird ja wohl Nachricht geben!" sagte Ottilie, endlich aufstehend, um Brief und Geldschein weg zu schließen; „das hoffe nur gar nicht!" entgegnete der Oheim, „das gib auf! Du siehst und hörst nichts wieder von diesem angeblichen Baron, und Gott weiß es, was dann aus dem Kinde werden soll!" „Ja, Gott weiß es!" sagte Ottilie mit freundlicher Zuversicht und gab dem Oheim die Hand zum Gutenachtgruß, um sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Aber sie konnte lange nicht einschlafen. Sie dachte der seltsamen Fügung nach, die das Kind ihr zuführte, die sie so bereit war, es zu lieben und dafür zu sorgen. Jetzt wurde die Lücke in ihrem Herzen ausgefüllt, die sie empfunden, seit Edmund, der Sohn ihres Oheims, eine Andere geheirathet hatte, nachdem er sie doch als Kind schon seine Braut genannt und später auf jede mögliche Art um ihre Gunst und Zärtlichkeit geworben.

Aber die Trennung von einem Jahre hatte damals viel geändert. Edmund hatte eine schönere Braut, eine brillantere Partie für sich entdeckt und löste zu seines Vaters Zorn und Schmerz in rücksichtsloser Weise sein Verhältniß zu Ottilien, die ihn ohne Vorwurf frei gab. Sie verbarg ihren Gram um des guten Oheims willen; sie redete ihm ein, Edmund habe das Recht gehabt, für sein Glück auf seine Weise zu sorgen, sie sei überzeugt, jene schönere und reichere Dame passe besser für den anspruchsvollen Mann, kurz, sie redete so lange zum Guten, bis der alte Herr seinem Sohn vergab und einwilligte, die neue Schwiegertochter bei sich zu sehen. Das war Ottiliens schmerzlicher Triumph. Aber der Frieden, den sie zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt, sendete seine Strahlen zurück in ihr Herz; nur wenn später die junge Frau, mit der sie einen ruhigen Briefwechsel unterhielt, ihr Mutterglück pries, wenn sie nicht müde wurde, ihr Söhnchen zu beschreiben, sein Wachsthum, seine Entwickelung, dann zog ein bitterer Schmerz

durch Ottiliens Seele; sie sah eine einsame kinderlose Zukunft vor sich und doch hätte sie so gern solch kleines, unschuldiges Geschöpf ihr eigen genannt. Jetzt schien dieser Wunsch erfüllt und schon fürchtete Ottilie, der Vater ihres holden Schützlings könne bald zurückkommen und ihr das Kind wieder nehmen. Nein, sie wollte es behalten, er selbst, der leidenschaftliche junge Mann sollte fern bleiben; wohl wünschte sie, daß er beruhigende Aufschlüsse über seine Verhältnisse, über die Zukunft der kleinen Tochter geben möchte, aber diese selbst sollte er ihr lassen, sie wollte sie pflegen und erziehen, und als schon der Schlaf ihre Augen geschlossen, träumte sie noch fort von dem Kinde, dem große schöne Schmetterlingsflügel gewachsen waren. Es flog damit über Blumenbeete und grüne Wiesen einem hohen Berge zu, auf dessen Gipfel sein Vater mit ausgebreiteten Armen stand und mit jenem flehentlichen Ausdruck der dunkeln Augen, den Ottilie nie wieder vergaß.

Am andern Morgen, als die Kleine, verwundert über die fremde Umgebung, nach Papa und Mama fragte, versuchte Ottilie von dem Kinde etwas Näheres über seine Eltern zu erfahren; aber die Aufschlüsse waren gering. „Papa heißt Papa!" erklärte sie auf Ottiliens Fragen, „und Mama sagt Leon zu ihm und Johann hat ihm seinen Rock geben müssen und Papa hat Johann seinen Rock angezogen", das war so ziemlich Alles, worauf sich ihre Mittheilungen beschränkten, die sie auch nur stückweise gab, denn Milch und Weißbrod, das Ottilie brachte, nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, noch mehr aber des Kanzleiraths alter, weißer Pudel, der neugierig hereinkam, den kleinen Gast zu begrüßen. Die Beiden wurden bald Freunde; das Kind vergaß überhaupt mit unglaublicher Schnelligkeit sein kleines vergangenes Leben, sogar seinen Namen Griseldis, den Ottilie, wie es der Vater des Kindes ja selbst gewünscht hatte, mit einem weniger ungewöhnlichen vertauschte. Sie nannte sie Hedwig und Hedwig wurde bald der Liebling, nicht blos vom Pudel Fido, sondern von Allen, die sie sahen. Der Großpapa Kanzleirath sagte nichts mehr davon, das Kind der Polizei zu überantworten; er spielte und schäkerte mit ihm und wenn der kleine Schelm ihm plötzlich das grüne Sammetmützchen von den weißen Haaren nahm und es sich auf die braunen Locken drückte und den Beraubten mit seinen glücklichen Augen ansah, dann lachte der alte Herr und fing das bildhübsche Kind, ließ es auf seinen Knieen schaukeln und Fido sah mit klugen Augen zu, dehnte sich behaglich und wedelte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Dame: „Ich wünsche ein Paar Locken zu meinem Chignon passend."

Coiffeur: „Wünschen Sie ein Paar hinter die Ohren?"

* Sohn: Papa, was ist denn das, ein Sonett?

Vater: Ein Gedicht, welches allen Leuten gefallen muß.

Sohn: Warum muß es denn allen Leuten gefallen?

Vater: Nun, weil es eben — so nett ist.

* „Aber sagen Sie einmal, weßhalb ist Ihr Bart noch ganz schwarz, während Ihr Haar vollständig weiß ist?" — „Weil das Eine zwanzig Jahre älter ist wie das Andere."

* In der Friedrichstadt zu Dresden fand jüngst folgendes Zwiegespräch statt: Die Frau Schindelmaier ruft nach dem 4. Stockwerke hinauf: „Madame Patzigen! Madame Patzigen!" — Die Patzigen (herabguckend): „Was ist denn?" — Die Schindelmaier: „'s ist heute so e scheener Tag, gehen Se heute Nachmittag mit betteln?"

Lebensphilosophie.

Die Leiden sind wie Gewitterwolken, in der Ferne sehen sie schwarz, über uns kommen sie grau. Jean Paul.

Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Räthsel.

Die Ersten drei sind von den letzten Beiden
Im Gange just das Gegentheil,
Denn jener Gang ist sanft, langsam, bescheiden,
Der Letztern Gang hat Kraft, ist laut, hat meistens Eil'.
Gleichviel, wer vorn, wer hinten steht von Beiden,
Mein Ganzes kann dadurch nicht leiden.

Auflösung der Charade in № 13:
Glockenstuhl.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Donnerstag, 4. Februar 1869.

Thränen.

Die Thräne ist ein leichter Tropfen
Vom klaren See der Menschlichkeit,
Aus stillverborg'ner Herzenstiefe
Quillt er empor in Lust und Leid.

Die Thräne ist ein Silberwörtchen,
Das leise von der Wimper fällt,
Wenn süßer Schwermuth Zauberfessel
Die Lippe sanft geschlossen hält.

Die Thräne ist der Augenblumen
Verklärter Thau, in stummer Nacht
Perlt träumerisch, jedoch am Morgen
Erhöht er seiner Blumen Pracht.

Die Thräne ist ein milder Segen,
O hemm' nicht seinen Segenslauf,
Die Kummerwolke des Gemüthes
Löst sich sogar in Thränen auf.

Die Thräne ist zu allen Stunden
Ein Diamant, der unbewußt
Als leichter Zeuge funkelnd redet
Vom Reichthum einer Menschenbrust.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

„Sie sind die Mutter Wilhelminens, Madame?"

„Ja, mein Herr! Unter meiner Leitung besorgt sie Ihre Küche. Sollte irgend Etwas Ihre Unzufriedenheit erregen, so bedarf es nur einer Andeutung ..."

„O, ich bin vollkommen zufrieden, Madame!" rief Jakob. „Ist es auch Demoiselle Wilhelmine?"

„Die Tochter hat nur zu beklagen, daß sie Ihr Wohlwollen, mein Herr, mit der Mutter nicht theilen darf."

Herr Wachsmuth gerieth in Verlegenheit.

„Was kann Ihnen an meinem Wohlwollen liegen?" murmelte er. „Sie haben Ihre Wohnung bezahlt und bedürfen der Nachsicht nicht mehr. Das Geschäft ist abgeschlossen."

„Für Sie mag es ein Geschäft sein, aber für uns ist es eine Herzenssache, denn wir schulden Ihnen großen Dank."

Jakob stieß eine große Dampfwolke aus, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„O, Madame, der Advokat hat bezahlt!" rief er.

„Und Sie haben die Zahlung angenommen; darin liegt schon eine Vergünstigung, die uns Mancher verweigern würde."

„Sie spielen auf die abscheuliche Wittwe mit dem Kropfe an! Mit einem solchen Drachen habe ich Nichts gemein, ich bin ein schlichter ehrlicher Mann, der mit seinem Hause keinen Wucher treibt, zumal in der Zeit der Noth. Wissen Sie, Madame, daß ich diesem traurigen Weibe zum Possen mit Ihnen den Kontrakt abgeschlossen habe?"

„Sie wollen sich unserer Dankbarkeit entziehen..."

„Nein, nein, es ist so! Doch lassen wir das. Aber warum stehen Sie denn, Madame? David, David, David!"

Der Kammerdiener, der an der Thür gelauscht hatte, sprang herein.

„Was befiehlt Herr Wachsmuth?"

„Einen Stuhl und eine Tasse."

Antonien traten die Thränen in die Augen; sie wollte Vorstellungen machen, aber David war so flink, daß sie nicht zu Worte kommen konnte. Sie mußte sich von ihm bedienen lassen, dann ging er hinaus.

„Madame," begann Jakob, „ich benutze die Gelegenheit, die mir Ihr Besuch bietet, um mit Ihnen über Wilhelminen zu sprechen. Fragen Sie nicht nach den Gründen, die mich leiten;

sondern erwägen Sie einfach die Vorschläge, die Sie hören werden. Wilhelmine ist zur Köchin nicht geschaffen."

„Begeht sie Versehen, mein Herr, so üben Sie Nachsicht —"

„Das ist es nicht; Ihre Tochter hat im Gegentheil meine Erwartungen übertroffen und ich sehe jetzt ein, daß ich ein Thor war, mich bisher unbeholfenen Männern zu überlassen. Wilhelmine ist jung, in meiner Küche erhält sie die Bildung nicht, der sie bedarf, um einen anständigen Mann glücklich zu machen — vertrauen Sie mir Ihre Tochter an."

„Zu welchem Zwecke?" fragte Frau Antonie.

„Ich schicke sie in ein Pensionat."

Dieser Vorschlag kam so unerwartet, daß Antonie ausrief:

„Das wollten Sie an meiner Tochter thun? Lieber Herr, man hat Sie als einen unzugänglichen Mann, und vorzüglich als einen Frauenhasser geschildert..."

„Ich begreife die Meinung der Welt, und sie hat auch nicht ganz Unrecht; aber Wilhelmine hat angefangen, mich von einem Vorurtheile zu befreien... lassen wir das, Madame. Was haben Sie mir auf den Vorschlag zu antworten?"

„Daß es außer meiner Zustimmung noch der meiner Mutter bedarf. Wilhelmine ist der Liebling der Großmutter, ich möchte sagen, ihre einzige Freude auf dieser Welt."

„Wie nennt sich Ihre Mutter?"

„Frau von Martens."

„Gut, ich werde morgen mit Frau von Martens sprechen."

Frau Antonie ging wieder; hatte sie auch nicht den Zweck erreicht, der sie eigentlich hierher geführt, so mußte sie doch die Stellung ihrer Tochter ändern, und damit geschah der alten Dame Genüge. Um zehn Uhr am folgenden Morgen ließ Frau von Martens durch David anfragen, ob sie ein Stündchen in dem Parke lustwandeln könne. David ward mit der Antwort zurückgeschickt, daß Herr Wachsmuth sich ein Vergnügen daraus mache, die Dame zu führen. Frau von Martens erschien allein in der Kastanienallee; obgleich etwas gebückt, so bewegte sie sich für ihr Alter doch ziemlich lebhaft. Ihre Toilette rief eine längst vergessene Mode in das Gedächtniß zurück. Da das Sonnenlicht blendete, trug sie eine Brille mit grünen Gläsern. Bei der Fontaine trat ihr Jakob entgegen. Nach der ersten Begrüßung stattete die Dame ihren Dank für die Erlaubniß ab. Sie war entzückt über die prachtvollen Anlagen, die zu durchwandeln sie sich so lange schon gesehnt habe. Man kam bei dem Treibhause an. Da Frau von Martens erschöpft war, führte er sie zu seinem Lieblingsplätzchen, einer Laube von blühenden Orangen. Sie sprach begeistert über die Blumenpracht, die menschliche Kunst und Sorgfalt hier entfalteten. Jakob kam nach und nach auf den Gegenstand, der ihm am Herzen lag.

„Meine Tochter hat mir davon gesagt; aber, mein Herr, die Sache ist so wichtig, daß sie einer reiflichen Ueberlegung bedarf. Offen gestanden, ich habe nicht Lust, meine Enkelin für die große Welt erziehen zu lassen. Ich habe in dieser Welt gelebt und kenne sie. Ein armes Mädchen mit sogenannter feiner Bildung ist das abhängigste Geschöpf auf Gottes Erde."

„Ihre Wilhelmine, Madame, kann sich sehr glücklich verheirathen, wenn sie eine Ausbildung erlangt hat, die jetzt erforderlich ist. Es muß Ihnen diese Ansicht von mir sonderbar erscheinen, der ich als ein Hagestolz bekannt bin; aber ich bin nach und nach zu der Erkenntniß gelangt, daß eine Familie ein großer Schatz ist."

(Fortsetzung folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Soweit stand Alles gut. Den wenigen Freunden, welche im Hause des alten Pensionär aus- und eingingen, hatte Ottilie einfach und offen mitgetheilt, wie sie zu dem Kinde gekommen; sie glaubten oder zweifelten, tadelten oder gaben Beifall, je nach ihrer Art zu sein; was man in weitern Kreisen von der Herkunft des Kindes dachte, das erfuhr Ottilie nicht und es war ihr gleichgiltig. Still und fest ging sie ihren Weg. Aber Monat auf Monat verstrich, Hedwig's Vater ließ nichts von sich hören; es kam kein Brief, kein Bote; selbst der Jahrestag ihres Eintritts in das Haus des Kanzleiraths ging vorüber, ohne Nachricht von dem jungen Manne zu bringen. Der Oheim sagte, das habe er zuvor gedacht, aber Ottilie empfand die Täuschung des Vertrauens, das sie edelmüthig genug dem Flüchtling gewährt hatte, schmerzlich, sie bemitleidete Hedwig, einen Vater zu haben, dessen Ehrenhaftigkeit nun so zweifelhaft war, und schloß damit, das Kind immer inniger zu lieben, je mehr es ihrer bedurfte. „Ich werde für sie arbeiten!" dachte und sagte sie, wenn der Oheim in seiner Weise ihr eine entsetzliche Zukunft aus-

malte, wie sie, nun vollends mit dem Kinde beladen, keinen Mann bekommen würde, wie er ihr nicht genug Vermögen hinterlassen könne, um sie, mit dem Kinde vollends, vor Mangel zu schützen, kurz, er sah alles mögliche Elend voraus; aber er war der Erste, der fand, daß Hedwig ein neues Kleid bedürfe, er kaufte ihr Spielzeug und Bonbons, und wenn sie unter seinen Büchern kramte oder mit seinen Federn kühne Versuche zum Schreiben anstellte, so nannte er sie eine kluge kleine Hexe und prophezeihete mit seltener Bereitwilligkeit, Gutes zu hoffen, daß sie einmal etwas Tüchtiges lernen würde.

Aber auch Ottiliens Zukunft, die er oft so düster gezeichnet hatte, gestaltete sich noch bei seinen Lebzeiten licht und angenehm. Ein Universitätsfreund Edmunds, Doktor Schaumann, besuchte den Wohnort und das Haus des Kanzleiraths; er lernte Ottilie kennen und schätzen, und da er Wittwer war und bei nicht unbedeutendem Vermögen, sowie einem angenehmen Wirkungskreise als Arzt doch nicht recht glücklich lebte, weil eine gemüthliche Häuslichkeit ihm fehlte, so bat er Ottilie, ihm eine solche als seine Gattin gründen zu helfen. Sie war betroffen und wagte nicht, nein zu sagen; der heitere und gescheidte Arzt gefiel ihr wohl, aber sein Antrag kam ihr so überraschend, daß sie, wie um Zeit zu gewinnen, auf das Kind deutete, das eben daher kam, dem Herrn einen allerliebsten Knix machte und sich anmuthig, wie es war, an seine Pflegemutter schmiegte. Doktor Schaumann bot der Kleinen die Hand. „Möchtest Du wohl mitkommen, Hedchen," sagte er, „in mein Haus und in meinen großen Garten, wo sehr viel Stachelbeeren sind?" — „Geht Mama mit?" rief das Kind mit leuchtenden Augen. — „Ich hoffe!" sagte er bittend. — „Wenn Sie uns Beide haben wollen?" fragte Ottilie sanft mit dem leisen Erröthen, das ihr Gesicht verschönerte, und Doktor Schaumann schloß, von Herzen glücklich, Beide in die Arme, und der gute alte Kanzleirath trank bei Tisch eine ganze Flasche Rheinwein und sah diesmal nicht nur die Gegenwart, sondern auch Vergangenes und Künftiges von rosigem Scheine erleuchtet und Fido, der Pudel, schüttelte freudig seine tausend weißen Locken, als ihm Hedwig in ihrer bezaubernden Kinderweise erzählte, daß Mama und sie und Großpapa den freundlichen Mann besuchen sollten und Blumen und Stachelbeeren pflücken sollten, so viel sie wollten.

Als sich Ottilie Abends allein fand, dachte sie mit Erstaunen über den Wechsel nach, der plötzlich in ihr Leben getreten. Seit Hedwig bei ihr war, hatte sie dieser in Gedanken ihre Zukunft gewidmet, und wenn auch der Vater des Kindes, von dem sie nichts als den Vornamen wußte, und Das, was er selbst in jenem hastigen Brief geschrieben, wenn er auch wahrscheinlich nie wieder kam, dennoch wollte Ottilie über seinem Kinde wachen, als solle sie jeden Augenblick Rechenschaft geben müssen, und auch jetzt wieder, wie so oft, sah sie in Gedanken seine dunklen Augen mit flehentlichem Ausdruck auf sie gerichtet. Sie fühlte sich beklommen. Ich will ja dein kleines Mädchen nicht verlassen, Leo! sagte sie halblaut für sich hin, ich will immer besser für sie sorgen, sie soll einen guten Vater haben, da du nicht nach ihr frägst! Sie hatte zum gestirnten Nachthimmel aufgesehen, als sie so ihre Gedanken flüsterte, da glitt schweigend ein heller Stern nieder und verschwand. Ottilie fuhr zusammen. Er ist todt! dachte sie, ja, ich fürchtete es immer, als er keine Nachricht gab, daß er keine mehr geben könne! und der weite Sternenhimmel spiegelte sich in den Thränen, die sie um den verlorenen Vater ihres Pflegekindes weinte. —

Ottilie und ihr Oheim hatten keine Nachforschungen über ihn und seine Verhältnisse angestellt; in der That fehlte dazu jeder Anknüpfungspunkt. Der Name des einzigen Freundes, an den der Fremde sie gewiesen, war nicht zu entziffern gewesen, sein Wohnort war unbekannt, ein öffentlicher Aufruf konnte nichts nützen und mußte Aufsehen erregen; die öffentlichen Blätter aber, in denen zur Zeit das Duell und damit alle Verhältnisse des Flüchtlings, sogar mit Nennung seines Namens, genau besprochen wurden, diese Blätter gehörten der Hauptstadt und einer andern Provinz an und wurden im Hause, im Bekanntenkreise des Kanzleiraths, nicht gelesen. So kam es, daß tiefes Dunkel und Schweigen auf eine Angelegenheit herabsank, die so einflußreich für mehr als ein Schicksal war, und die Nächstbetheiligten hatten keine Ahnung von dem verhängnißvollen Irrthum, der Kind und Vater getrennt hielt. Obwohl es einer viel späteren Zeit vorbehalten blieb, diesen Irrthum aufzuklären, so wollen wir doch hier von der Freiheit des Dichters, die Wahrheit zu erkennen, Gebrauch machen, um schon jetzt Licht über Ereignisse zu verbreiten, die den Betroffenen selbst so lange dunkel blieben. —

Baron Leo v. Löwenberg, eben der junge Mann, dessen Begegnung für Ottilie so folgenschwer gewesen, war von seiner Geburt an ein

auserlesener Liebling des Glückes, mindestens glaubten das Alle, die ihn als Knaben und Jüngling kannten, die sahen, wie er von reichen und liebenswürdigen Eltern mit verschwenderischer Sorgfalt erzogen wurde und wie er, ungeachtet der gefährlichen Einflüsse, welche allzuzärtliche Liebe und ein allzureiches Leben ausüben können, dennoch frische Kraft, geraden Sinn, reinen Willen und Wohlwollen für alle Menschen bewahrte. Verwöhnt war der junge Leo freilich. Er wußte es nicht anders, als daß er immer glücklich sein, immer Das erreichen mußte, was er wünschte und wollte; lagen doch stets die glänzendsten Mittel für ihn bereit und besaß er in sich selbst doch Alles, was Erfolg sichert: Verstand, Talente, äußere Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Jüngst wurde bei einem Neger, einem Einwohner der Südküste Afrika's, ein Medinawurm gefunden. Ein französischer Marine-Chirurg durchstach demselben einen Absceß am Beine, den er für einen Carbunkel hielt. Doch aus der Oeffnung der Wunde kam ein Wurm zum Vorschein. Das Thier, dessen Kopf mit einer Art Saugrüssel versehen war, wand sich langsam in die Höhe, bis vor und nach ein Viertel seiner Länge ausgekrochen war. Der Arzt nahm, wie das bei der Operation des Medinawurms üblich, ein hölzernes Stäbchen und hielt dasselbe dem Wurm vor, der sich ganz darauf aufrollte. Er hatte die Länge von stark drei Fuß. Der Medina- oder Guineawurm befindet sich in den heißen Gegenden Afrika's und Asiens, seltener in Amerika und Europa. Er gehört zu den Fadenwürmern, welche das Zellengewebe der Thiere, namentlich aber auch das des menschlichen Körpers angreifen. Die Neger, welche gewöhnlich barfuß laufen, sind von demselben am häufigsten heimgesucht. Er schleicht sich in das Zellengewebe der Haut ein und pflanzt sich auch dort weiter. Oft lebt er Monate lang ruhig, wenn er aber auf die Nerven drückt und Muskelfasern umschließt, so verursacht er furchtbare Schmerzen und Krämpfe. Er wird wohl bis zu 12 Fuß lang und sein Vorhandensein äußerlich durch eine Geschwulst angedeutet, welche erweicht und dann aufgeschnitten werden muß. Die nun folgende Aufwicklung auf ein Stäbchen darf nur langsam geschehen und dauert oft mehrere Wochen; denn reißt er ab und fault unter der Haut, so geht durch Brand oft das ganze Glied verloren.

Die „N. Rotterd. C." bringt einige Proben von dem offiziellen Style in Gemeinde-Verordnungen aus der Provinz Oberyssel. Die folgenden lassen sich nach Wort und Form genau im Deutschen wiedergeben: „Das Verbrennen in Oefen von altem Leder ist verboten". — Bei Entstehung von Brand soll die Glocke geläutet werden, zu welcher Zeit aus jeder Haushaltung wenigstens eine Person zur Hilfe eilen muß; wofür der Glöckner verantwortlich ist". — „Uebrigens sollen die Eingesessenen dieser Gemeinde vollkommene Freiheit haben, in der einen oder der andern Gemeinde zu begraben oder begraben zu werden". — „Saugende Lämmer bei Schafen oder Ziegen, die jünger als 2 Monate sind, sind von der Strafe befreit". — „Auch soll das Rauchen von Tabak oder Cigarren auf den Straßen durchaus verboten sein bei langdauernder Dürre und heftigem Winde, welche jedoch durch den Ausrufer vorher bekannt gemacht werden sollen". — „Alle Uebertretungen, welche in dieser Verordnung vorgeschrieben sind, sollen mit einer Geldbuße gestraft werden".

Scherzfrage: Worin gleichen sich ein König und eine putzsüchtige Dame?

Antw.: Beiden macht die Erhaltung ihres Staates die größte Sorge.

Seltsame Faulheit. „Wie kommt es, daß unser Kollege F.—, der doch für einen der faulsten Menschen gilt, so viele und dickleibige Romane schreibt?" „Wahrscheinlich ist er, wenn er einmal anfängt zu schreiben, zu faul, um die Feder wieder aus der Hand zu legen."

Räthsel.

Das Erste doppelt ruft man, wenn man fällt,
Das Zweite doppelt leert Wies' und Feld,
Das Dritte die beiden zusammen hält,
Und dem, der die Ersten trägt, das Ganze gefällt.
Und wenn's auch zum Orden ist avancirt,
So hat's doch nie ein Knopfloch geziert.

Auflösung des Räthsels in № 14:
Pianoforte — Forteplano.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Samstag, 6. Februar 1869.

Der Winter.

Ich, sprach der Lenz, bin Herr alleine!
  Mein ist die Krone und das Reich!
Im Nimbus meiner Sonnenscheine
  Tret' ich hervor: Wer ist mir gleich?
Ob meinem Haupt erblühen Lieder
  Und Blumen unter meinem Fuß,
Der Himmel selber neigt sich nieder
  Und bringt mir seinen Liebesgruß.

Der Winter sprach: Das sei bestritten,
  Das Recht, das sich der Lenz verleiht!
Auch unter meinen Mannestritten
  Vereist nicht alle Seligkeit.
Im Nimbus meiner Kerzenschimmer
  Ertrag' ich deinen stolzen Blick!
Prang' du in Lied und Blüthe immer,
  Ich prang' in Tänzen und Musik!

Der Frühling sprach: Sieh' meine Auen!
  Das sonnenvolle Blumenthal!
Der Winter sprach: Sieh' meine Frauen,
  Die schönen, in dem hellen Saal!
Da rief der Lenz: Was klingt so helle
  Wie Osterglock' und Pfingstgeläut'?
Ei, rief der Winter, du Geselle!
  Mein Glöcklein in der Weihnachtszeit!

Der Frühling sprach: Hast du in Blüthe
  Schon einen Apfelbaum geseh'n?
Das Auge wird daran nicht müde,
  Der Baum ist über Alles schön!
O, rief der Winter, eitler Knabe,
  Was ist's mit deines Baumes Pracht!
Die Weihnachtsbäume, die ich habe,
  Die glitzern anders durch die Nacht!

Mir, sprach der Lenz, in blauen Schalen
  Kredenzt der Himmel Sonnenschein!
Mir, sprach der Winter, in Pokalen
  Erglänzet sonnengoldner Wein!
Mir, rief der Lenz, mir windet Kränze
  Die Liebe, die zum Himmel sprießt!
Mir, rief der Winter, schlingt sie Tänze,
  Wo, Aug' in Aug', die Welt zerfließt!

Wo, sprach der Lenz, geht's freudenvoller
  Als wie bei meinen Festen her!
Ja, sprach der Winter, wenn mein toller,
  Mein lust'ger Karneval nicht wär'!
Kommt der mit seinen kleinen Schellen
  Und seinem bunten Narrenkleid,
So schlägt die Freude ihre Wellen
  Hoch über alle Möglichkeit!

Und bist du mir so ebenbürtig,
  Sprach nun der Lenz, an Macht so gleich,
So bist du auch zu herrschen würdig,
  So komm' und theil' mit mir das Reich,
Und war es nicht ein leeres Prahlen,
  Erregt allein durch deinen Neid,
So zeig' dich in den vollen Strahlen
  An deiner Pracht und Herrlichkeit.

Topp! sprach der Winter, sollst mich blicken
  In meinem hellsten Weihnachtsglanz,
Wie Scherz und Lieb' und Freud' mich schmücken,
  Umringt von Wein, Gesang und Tanz —
Da schwang der Frühling seine Schwingen,
  Die Schwingen glänzend veilchenblau,
Den schönsten Platz sich zu erringen
  Im Auge einer holden Frau.

Der Hagestolz.

(Fortsetzung.)

„Sie sprechen nicht aus Erfahrung, mein Herr," sprach Frau von Martens. „Ich selbst bin zweimal unglücklich verheirathet gewesen und wenn ich das Schicksal meiner Tochter Antonie bedenke, so möchte ich nicht nur die Ehe, sondern das ganze Geschlecht der Männer hassen. Wäre es möglich, ich schickte meine Enkelin in ein Kloster."

„Zweimal sind Sie verheirathet gewesen?" rief Jakob erstaunt.

„Leider ja! Wissen Sie, daß mich die Neugierde getrieben hat, Sie kennen zu lernen? Ihre Lebensweise gefällt mir, und wenn Sie grundsätzlich, nicht aus angeborener Scheu, die Menschen fliehen, so sympathisiren wir in diesem Punkte. O, ich habe traurige, trübe Erfahrungen gemacht."

„In Bezug auf die Männer?"

„Nicht anders. Ich halte sie für leichtsinnige, herzlose Geschöpfe. In Ihnen, mein Herr, treffe ich die erste Ausnahme."

„Danke!" rief Jakob, den die Alte amüsirte. „Dasselbe könnte ich von den Frauen sagen."

„Ohne Ausnahme?"

„Fordern Sie ein Urtheil, wenn ich die Ehre habe, Sie näher zu kennen."

„Mein Herr, dessen bedarf es nicht. Ich theile Ihnen eine Episode aus meinem Leben mit und Sie werden sich meine Antipathieen erklären können."

„Sie machen mich neugierig, Madame."

„So werde ich Ihre Neugierde befriedigen. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, ich seine einzige Tochter, der er eine sogenannte glänzende Erziehung geben ließ, um sie dereinst glücklich zu verheirathen. Die glänzende Erziehung machte aus mir ein schwärmerisches Mädchen, und da ich mich reich genug wußte, wählte ich mir einen Geliebten nach meinem Herzen. Die Wahl traf einen bleichen, interessanten Jüngling, während mich der Vater einem Edelmanne bestimmt hatte, der von Zeit zu Zeit in unser Haus kam. Ich bildete mir ein, Herr von Martens wollte mich des Geldes wegen heirathen —"

„Verzeihung," unterbrach sie Jakob, „Sie nennen sich jetzt noch Frau von Martens — wenn ich nicht irre, sagten Sie mir, Sie seien zweimal verheirathet gewesen — die Ehe mit dem Edelmanne —"

„War meine zweite."

„Demnach kam der blasse Jüngling nicht zum Ziele."

„Auch!" rief die Alte.

„Das ist wunderbar!"

„Ich werde Ihnen die Sache erklären. Ich ließ mich von dem Geliebten meines Herzens, der mir Treue mit den heiligsten Schwüren gelobt, entführen, als ich merkte, daß der Verlobungstag mit dem Edelmanne heranrückte."

„Das wird interessant!"

„Vielleicht würde ich es nicht gethan haben, wenn mein Kopf nicht mit Romanideen angefüllt gewesen wäre. Ohne Romantik gab es für mich keine Liebe."

„Wohin entführte Sie der Geliebte?"

„Erlauben Sie mir einzuschalten, daß ich meinen Entführer wirklich glühend liebte."

„O, ich glaube Ihnen. Aber fassen Sie sich kurz."

Frau von Martens nahm eine Prise aus einer kleinen Horndose; dann bot sie sie ruhig ihrem Nachbar.

„Danke, danke, Madame!"

„Ich fahre fort. Man entführte mich also in eine dänische Provinz, wo wir uns auf einen Königsbrief, den mein Geliebter für 100 Thaler gelöst, trauen lassen wollten. Wir fuhren mit Extrapost, an Eisenbahnen war damals nicht zu denken. Ich hatte mich zu einem Balle geschmückt, aber statt nach dem Ballsaale zu fahren, fuhren wir zum Thore hinaus. Die Braut war fertig, sie trug selbst Diamanten von großem Werthe. Die Zeit bis zur ersten Poststation verfloß unter süßem Kosen. Während die Pferde gewechselt wurden, bezahlte mein Geliebter. Wir fuhren weiter. Mein künftiger Gatte ward ruhiger, endlich traurig. Auf mein dringendes Fragen gestand er mir, daß er kein Geld mehr habe. Das war kein Unglück, ich hatte eine volle Börse in meinem Mantel. Der Wagen hielt und ich warf die ganze Börse dem Postmanne zu, ihn bittend, daß er uns rasch expedire. Auf der nächsten Station mußte ich mit einem Diamantarmbande bezahlen, das ich als Bürgschaft gab. Auf einer andern mit einem Ringe, und die Trauung, die wirklich erfolgte, mit einem Collier. Nun schrieb ich an meinen Vater und bat um Verzeihung und Geld. Mein Vater und ein Polizeikommissär brachten die Antwort — man sperrte meinen jungen Gatten ein und mich brachte man nach der Heimath zurück. Ich war trostlos vor Scham und Schmerz. Vierzehn Tage später sagte man mir: Dein Mann hat sich durch eine runde Summe bereit finden lassen, in die Auflösung der Ehe zu willigen, und der dänische Kirchenrath hat für eine runde Summe die Scheidung ausgesprochen — Du bist also wieder frei, hier ist die Scheidungsurkunde. Mein Herr, das empörte mich! Der Mensch also, dem ich meine Ehre anvertraut, hatte mich nicht geliebt, er hatte nur mein Vermögen im Auge gehabt. Wäre er standhaft geblieben, so hätte uns keine Macht scheiden können. Da sagte mein Vater: mein Kind, bedenke Deine Ehre; Herr von Martens liebt Dich,

er führt Dich sofort zum Altare, darum willige ein, ehe ein unglücklicher Zufall Dein Abenteuer verräth. Um meine Ehre zu retten, die jener Bube auf das Spiel gesetzt hatte, reichte ich theils aus Rache, theils aus Verzweiflung dem Edelmanne die Hand. Ich war eine Gattin ohne Liebe, eine Gattin mit dem tiefsten Kummer im Herzen. Selbst die Geburt meiner Tochter Antonie vermochte nur einen schwachen Lichtschein in meine Nacht zu werfen. Als mein Vater starb, hinterließ er mir nur geringes Vermögen. Mein Mann, der auf eine halbe Million gerechnet hatte, ward nun von seinen Schuldnern gedrängt und wir mußten unser kleines Gut verlassen. Jetzt begann für mich eine furchtbare Zeit: mein Mann hatte durch Zufall meine erste Verheirathung erfahren — der Groll über die getäuschte Hoffnung auf mein Vermögen verband sich mit dem Zorne über diese Verirrung — mein Mann mißhandelte mich, wenn er Abends trunken nach Hause kam. Endlich starb er im Säuferwahnsinne. Sein Tod erlöste mich von den Leiden, die der Geliebte meines Herzens mir bewirkt hatte. Hätte mich mein Vater, der vielleicht dieses traurige Ende vorausgesehen, nicht in eine Wittwenkasse gekauft, der Mangel würde mich und mein Kind getödtet haben. Das ist meine Leidensgeschichte."

(Schluß folgt.)

Novelle.

(Fortsetzung.)

Mit achtzehn Jahren ging Baron Leo von Löwenberg zur Universität und ward auch dort bald der Liebling Aller. Leo kannte kein Unglück. Als es daher einst plötzlich über ihn kam, als ein Uriasbrief ihn an das Sterbebett seines Vaters rief, als seine geliebte, zärtliche Mutter den Gatten nur wenige Tage überlebte und Leo nun inne wurde, daß er mit einem Male das Theuerste verloren, was er auf Erden hatte, da überließ er sich einem so unbändigen Schmerz, daß eine minder kräftige Natur demselben erlegen sein würde. Sein nunmehriger Vormund, ein strenger, kinderloser Mann, bedachte nicht, wie natürlich die leidenschaftliche Trauer des achtzehnjährigen verwöhnten Jünglings war. Mit mißtrauischer Kälte verwies er ihm sein trostloses Weinen, das er unmännlich und unedelmännisch nannte, und entfremdete sich damit Leo's Herz für immer. Verletzt in seinen besten Gefühlen, in der Liebe zu seinen verlornen Eltern, wie in seinem unbefangenen Selbstbewußtsein, zwang sich der Jüngling zwar zu kalter Selbstbeherrschung, aber zu gleicher Zeit erwuchs die Abneigung gegen seinen lieblosen Vormund, und noch ehe er das ihm verödete Vaterhaus wieder verließ, um zu den verlassenen Studien zurückzukehren, hatte er mehr als einmal sich den Anordnungen des Vormundes mit leidenschaftlichem Trotz widersetzt. Wohl hätte der ältere Mann mit Nachsicht und mit liebevoller Klugheit das vom ersten Schmerz wund geriebene Gemüth seines Mündels beurtheilen sollen, aber Nachsicht und Liebe waren ihm fremd, es konnte nicht fehlen, daß die Kluft, welche beide Männer trennte, immer weiter werden mußte.

Leo kehrte mit einem ganz in Trauer gehüllten Herzen nach der Universität zurück; vergebens bemühten sich seine Freunde um ihn; in leidenschaftlicher Trostlosigkeit wies er sie von sich und mied die Gesellschaft, die ihm plötzlich frivol und herzlos erschien, wenn er ihre Verbindungen, ihre Zuneigung mit dem Verhältniß verglich, das zwischen seinen Eltern und ihm bestanden und dessen beglückende Bande nun auf immer gelöst waren.

In solcher Gemüthsstimmung führte ihn der Zufall, der oft absonderlich romantische Launen hat, zu einer erschütternden Scene: ein bildschönes, siebenzehnjähriges Mädchen bekränzte stumm und thränenlos vor Schmerz den Sarg ihrer Mutter, einer französischen Sprachlehrerwittwe, die ihrer Tochter nichts hinterließ, als ihren Segen, ein wenig kalten Hausrath und einen Wiener Flügel, auf dem sie bisher selbst Unterricht ertheilt. Mathilde war, obwohl von armen Eltern, doch eben so zärtlich erzogen, wie Leo, und die Aehnlichkeit, wie die Größe ihres Schmerzes, erweckte die Sympathie der jungen Leute und beförderte eine schnelle Bekanntschaft. Leo fühlte sich verlassen, Mathilde war es in der That; er wollte ihr Rathgeber, ihr Beschützer, ihr Bruder sein, und unerfahren, weich und romantisch, wie sie war, ging sie ein Verhältniß ein, das freilich so thöricht war wie die beiden Leutchen selbst. Sie glaubten wirklich Geschwister im Herzen zu sein, als sie längst Liebende waren, und da sie endlich mit Jubel und Zagen, mit Erröthen und Zittern die große Entdeckung machten, da freilich beschwor Mathilde den vornehmen Geliebten, sie zu verlassen, sie nie wiederzusehen; aber er wollte davon nichts wissen. Er bewies ihr gründlich mit der bezaubernden Logik der Liebe, daß sie zu einander gehörten, daß er nicht ohne sie, sie nicht ohne ihn leben könne; er ging von der leidenschaftlichen Zärtlichkeit zum Zorn über, er drohete,

den alten, unschuldigen Wiener Flügel, ihren einzigen Nothanker, zu vernichten, wenn sie noch daran denke, Musikstunden zu geben und ihn nie wiederzusehen; sie sei die Seine, sie solle es noch mehr werden, und da ihre schutzlose Lage Zögern verbiete, so wolle er sich sofort für immer mit ihr vereinigen. Er schilderte ihr mit allem Enthusiasmus seiner Jahre und seiner leidenschaftlichen Natur ihr beiderseitiges Glück, er bat sie mit den süßesten Worten um ihr Jawort und Mathilde war schwach genug, in Alles zu willigen, was er wollen würde.

Leo schrieb an seinen Vormund und ersuchte ihn um seine Einwilligung zu der projektirten Heirath; jeder vernünftige Mann würde diese zunächst wohl verweigert haben, aber der Vormund that es in so despotischer und dabei so höhnischer Weise, daß Leo außer sich gerieth. Mathildens Liebe, ihre Bitten besänftigten ihn, sie war unbesonnen und romanhaft genug, ihm zu sagen, daß es ja keines Bündnisses vor der Welt für sie bedürfe, da ihre Herzen einander angehörten, und da er feurig das zugab, beschlossen sie kühn, die Welt zu ignoriren und nur noch für einander zu leben.

So gab es denn bald eine so ideale, konfuse kleine Wirthschaft, als nur je im quartier latin gefunden worden, nur mit dem Unterschiede, daß Leo ein deutscher Student und ein reicher Baron und Mathilde keine Grisette war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ball-Abenteuer.) Auf einem großen Hausball — so erzählt das „Wiener Fremdenblatt" — fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbitterte. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei diesem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Büffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur hinter den Schaufenstern unserer ersten Delikatessen-Händler sah, Fasane, seltene Seefische u. s. w., sie lagen und schwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student, dessen Begriffe von Delikatesse sich höchstens zum Kuchentische der „Schmauswaberl" verstiegen, schwamm in einem Meere des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein bischen zu viel. Endlich wollte er aufbrechen, der Champagner hatte ihm aber so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als einen solchen Silberhelm sein eigen nennen zu können. Die Weinkanne ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Büffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Fracks und suchte mit der süßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnet er zu seinem Unglücke der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage anhält, "ob er sich denn nicht unterhalte, daß er schon den Ball verlassen wolle. Der Student, in der größten Verlegenheit, stottert einige Entschuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubt, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn gekümmert, und in einer Anwandlung von Großmuth sagt sie: „Nein, mein lieber Herr Studiosus, Sie dürfen mir nicht früher fort, bevor Sie nicht mit mir ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits den Galopp begonnen, also vorwärts, junger Mann," schließt das schöne Fräulein die Anrede, „stürzen Sie sich mit mir in den Strudel." Ehe sich der Champagnerräuber besinnen kann, befindet er sich mitten im Gewoge der tanzlustigen Paare und stürmt durch den Saal. Urplötzlich erdröhnt ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht figürlich, sondern in Wirklichkeit „begossen" dasteht. Die Champagnerflasche im Frackschoße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren schon früher durchschnitten gewesen und durch die heftige Bewegung war der Wein ins Brausen gerathen. Mit einem gehörigen Knalle war der Stöpsel heraus- und der nachfolgenden Dame ins Gesicht geflogen, während das moussirende Getränk in schäumenden Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete und unfreiwillige Taufe verschaffte. Der Student mit dem Hinterlader neuester Konstruktion in der Fracktasche stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach diesem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrschte.

Auflösung des Räthsels in № 15:

Hosenband.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 9. Februar 1869.

Die Welt ein Maskenball.

Die ganze Welt ist zu vergleichen
Seit Vater Adams Sündenfall
Mit Hohen, Niedern, Armen, Reichen,
Im Großen einem Maskenball:
Die Larven alle sind verschieden,
Und obgleich viele häßlich sind,
Ist jede doch mit sich zufrieden,
Die Fratze wie das schönste Kind.

Nur wenig Masken tragen Kronen,
Die meisten sind im Domino,
Und wahrlich mehr als die auf Thronen
Des kurzen Maskenballes froh.
Doch leider sind bei solchem Feste
Die Dominos nicht alle gleich,
Die meisten decken arme Gäste
In diesem bunten Maskenreich.

Am frohsten sind die Harleline,
Die keine Lebenssorge drückt,
Sie scherzen, ewig heiter Miene,
Und sind vom Maskenball entzückt.
Bald ist die Mummerei zu Ende,
Und Jeder zieht die Maske aus;
Ein schwarzer Kutscher führt behende
Vom Maskenballe uns nach Haus.

Der Hagestolz.

(Schluß.)

Jakob hatte in fieberhafter Spannung zugehört. „Der starke Duft in dem Gewächshause spannt meine Nerven an — mir ist nicht wohl; Madame, ich bitte, folgen Sie mir in mein Zimmer.“

„Mein Gott! Sie sind wirklich unwohl — beeilen wir uns, in die frische Luft zu kommen.“

Die beiden alten Leute gingen dem Wohnhause zu. „Mir wird besser!“ sagte Jakob. „Ich kann den starken Blumenduft nicht ertragen.“

Frau von Martens wollte sich verabschieden. Herr Wachsmuth veranlaßte sie, ihn in das Zimmer zu begleiten. Dort angekommen, sagte er: „Setzen Sie sich, Madame, auch ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen.“

Er ging in das Schlafkabinet; gleich darauf erschien er wieder mit einem Kästchen in der Hand. Der Leser kennt das Kästchen bereits.

„Frau von Martens,“ begann er mit zitternder Stimme, „wissen Sie auch, was man Ihrem Geliebten gesagt hatte, der Ihretwegen im Gefängnisse schmachtete wie ein Verbrecher?“

„Nein!“

„Man hatte ihm gesagt, daß Sie ihm zehntausend Thaler bieten ließen, wenn er in die Auflösung der leichtsinnig geschlossenen Heirath willigte. Er würde es nicht geglaubt haben, wenn man ihm nicht den von Ihrer Hant geschriebenen Antrag auf Scheidung gezeigt hätte.“

„Was ist das, mein Herr? Den Antrag habe ich geschrieben, aber man hat mir gesagt, daß er das Geld angenommen — ich habe seine Quittung und Entsagung gesehen.“

„So hat man die Handschrift Ihres armen Jakob gefälscht.“

„Daran glaube ich nicht!“ sagte Frau von Martens. „Jakob hat sich nie wieder um mich gekümmert.“

„Er hat viel gelitten, hat seine Eleonore nie vergessen. Kaum hatte er das Gefängniß verlassen, so erhob er eine Erbschaft, und das Erste war, daß er von Station zu Station reiste, um die Schmucksachen einzulösen, denn er wollte ein Andenken an die Geliebte besitzen. Er ist nicht nur unverheirathet geblieben, er hat auch die Juwelen wie kostbare Reliquien einer Heiligen aufbewahrt. Hier ist Eleonorens Ring, Armband und Collier von schwarzen Perlen — und vor Ihnen, Madame, steht der Hagestolz.“

Die greise Frau erstarrte zur Bildsäule. Sie sah bald die Juwelen, bald Herrn Wachsmuth an. Endlich rannen Thränen aus ihren Augen, die unter der Brille herabrieselten.

„Das sind meine Perlen, die schwarzen Perlen, die in meiner Erinnerung leben, weil ich sie für Vorboten des mich betroffenen Unglücks hielt. Und Sie — Sie — ich erkenne Sie nicht wieder — das Alter hat jede Spur verwischt — aber Sie haben mir Zeugen vorgeführt, die unverwerflich sind. Jakob, mir scheint, wir sind Beide Opfer eines heillosen Betrugs. Glauben Sie mir, Sie sind glücklicher gewesen als ich, denn ich habe grausam gelitten."

Herr Wachsmuth küßte der Weinenden gerührt die Stirne. „Eleonore," rief er, „in weißen Haaren sehen wir uns wieder — damals waren Sie reich, ich war arm: gestatten Sie mir, daß ich für Ihre alten Tage sorge, denn jetzt bin ich reich. Die Liebe sollte uns nicht beglücken — mag es die Freundschaft."

Eleonore nickte mit dem greisen Haupte. „Ich bin's zufrieden, Jakob! Und nun, mein lieber Freund, sorgen Sie auch für meine Enkelin. Die Liebe hat uns ja nicht elend gemacht, sondern die Perfidie spekulativer Menschen."

„Glauben Sie mir denn, daß ich das Geld mit Entrüstung zurückgewiesen habe, das man mir für die Auflösung unserer Ehe geboten?"

„Ich glaube Ihnen!"

„Wilhelmine hat die Erinnerung an Sie lebhaft angefacht, das junge Mädchen mahnte mich an jene kurze schöne Zeit — darum sorgte ich für Sie. Eleonore, Sie schulden keinem Menschen Dank — ich habe Ihnen eine Wohnung in dem Hause gegeben, das unsere Wilhelmine einst besitzen wird. So schön wie Ihre Enkelin waren Sie, als ich um Ihre Hand warb."

„Armer Jakob!"

„Ich war kein Frauenhasser, ich bin nur meiner ersten Liebe treu geblieben, obgleich ich mich betrogen wähnte. Der Mensch kann nur einmal wahrhaft lieben."

„Nur einmal!" wiederholte Eleonore, unter Thränen lächelnd.

„David," rief Herr Wachsmuth dem Kammerdiener entgegen, „ich habe endlich eine Familie gefunden, mit der ich mein ganzes Haus theile."

„Wahrhaftig?" fragte der lange Mann lächelnd.

„Frau von Martens ist ja jene Eleonore, von der ich Dir früher erzählte, daß sie mich abgekauft habe."

„Ich weiß Alles, lieber Herr. Und hätte ich es nicht gewußt, so wären weder Wilhelmine, noch ihre Mutter und Großmutter in unser Haus gekommen."

Jakob sah den langen Mann mit großen Augen an. „Schelm," rief er, „so habe ich mich nicht geirrt; Du hast planmäßig gehandelt."

„Ja, Herr! Besser als ich konnte Ihnen kein Arzt und Philosoph helfen."

„Aber wie hast Du mein Geheimniß erfahren, das ich aller Welt verborgen gehalten?"

„Zuerst auf dem Gute der Frau von Martens, denn Sie müssen wissen, daß ich bei dem verstorbenen Manne derselben gedient habe, ehe ich zu Ihnen kam. Ich kann Ihnen bestätigen, daß die arme Eleonore sehr unglücklich war. Ihre alte Kammerfrau war die Vertraute, in deren Busen sie ihren Kummer ausschüttete. Damals belauschte ich eine solche Unterredung und erfuhr so das Schicksal der Diamanten. Gleich darauf engagirten Sie mich in H. Ich begleitete Sie, als Sie die Diamanten einlösten; die schwarze Perlenschnur, die Eleonore für unheilbringend gehalten, sagte mir, daß Sie Ihr erster Mann gewesen. Als ich nun die alte Dame in großer Noth wiederfand, leitete ich den Plan ein, der so herrlich geglückt ist. Hätte ich es unter andern Umständen wagen dürfen? Ihr Freund, der Advokat Knorr, weiß um die Sache, er hat mich redlich unterstützt. Nun, Sie müssen ja auch wohl merken, daß in der ganzen Geschichte eine gewisse Schlauheit liegt, die nur den Advokaten eigen ist. Frau Antonie hatten wir zur Vertrauten gemacht, denn Sie müssen wissen, daß sie mit dem Sohne Ihrer verstorbenen Schwester verheirathet gewesen ist. Sie hatten dem Advokaten Auftrag gegeben, ihn zu ermitteln —"

„Ich weiß Alles," murmelte Jakob; „Frau von Martens hat mir das Schicksal ihres Schwiegersohnes bereits erzählt. David, Du hast mir einen wichtigen Dienst geleistet, den Dienst eines wahren Freundes. Von jetzt an bist Du mein Kammerdiener nicht mehr: ich mache Dich zu meinem Wirthschaftsinspektor, denn von heute an werden wir ein Familienleben führen, wie es sich für einen reichen Mann schickt."

Herr Wachsmuth hat sein Wort gehalten. Das alte Schloß war nicht mehr so öde und still wie früher, denn es ward nun von heiteren Menschen bewohnt. Das Expropriationsgesetz kam nicht zur Anwendung, da der Besitzer freiwillig einen Theil des Gartens abtrat; dafür, daß er eine gute Entschädigungssumme erhielt, sorgte Herr Knorr.

Als zwei Jahre später die Bauten vollendet und die Stockwerke des Hauses glänzend eingerichtet waren, warb der Advokat um Wilhelminens Hand für seinen Sohn, der sich als Arzt in der Stadt etablirt hatte. Frau von Martens war noch so glücklich, ihre Enkelin zur Trauung zu schmücken. Den Ring und das Armband, das Jakob so lange bewahrt, mußte die reizende Braut anlegen; aber die schwarzen Perlen blieben in dem Käßtchen. Wilhelmine trug ein Collier von kostbaren weißen Perlen.

„Eleonore," sagte Jakob, als die jungen Gatten aus der Kirche zurückkamen, „so sahest Du einst aus!" Er deutete auf Wilhelmine.

„Und Du wie der Doktor!" flüsterte sie zurück.

„Wären wir nicht zu alt, ich wüßte, was geschähe."

„Nun?"

„Wir sind zu alt; beschließen wir unser Leben in Freundschaft."

Ein Handschlag besiegelte den Bund, den die beiden alten Leute geschlossen.

Eisenbahngespräch zweier Bauern aus der Umgegend von Pirmasens.

Lauk: Sage einmal, Commper, ist es wahr, daß es in der Pfalz noch Leute gibt, die da meinen, es lohne sich kaum der Mühe, von Zweibrücken nach Pirmasens eine Eisenbahn zu bauen, die Gegend sei zu unfruchtbar, „steril" heißen sie's, glaub' ich?

Hauck: Ei freilich! solche Aeußerungen werden öfter laut und man braucht nicht einmal in die Vorderpfalz zu gehen, schon die Homburger und Lautringer meinen, wir wohnten in einer Art Wildniß!

Lauk: So! nun da hab' ich Respekt dafür! Was müssen sie da erst in Altbayern von uns denken, dort drüben in München, wo sie in der Kammer die Gesetze machen. Aber, apropos: Da bin ich verwichenes Frühjahr, als mein Soldat Christian in Speier lag, mit der Eisenbahn dorthin gefahren — welch' eine elende Gegend zwischen Homburg und Kaiserslautern! (Ich habe da als herüber und hinüber zum Schalter hinaus geblickt.) Vom Schelmenkopf an bis Lautern nichts als Gebrüch und Torfwiesen und in dem leichten Moorboden Grundbirnstöckelcher so dünn als wie ein Strohhalm! Von Weizen, Hafer oder gar einer Kohlpflanze ist keine Spur zu entdecken. Und dann von Lautern bis gegen Neustadt hin eine wahre Thal**schlucht** ohne Wiesen, ohne Ackerfeld, beiderseits nichts als himmelhohe Berge, bedeckt mit Nadelholz und Felsen, geschmückt hin und wieder mit einer zerfallenen Räuberburg! So krumm ist das Thälchen, daß der Zug zehn- bis zwölfmal unter dem Erdreich hindurchkeuchen muß und sieht man ein bischen angebautes, hausdachsteil gelegenes Ackerland, so sind die Stückelcher so klein, daß man sie mit einem Leintuche zudecken könnte; ich glaub' wahrhaftig, daß sie den Mist all mit der Rückreez hinauf tragen müssen!

Hauck: Darin hast du ganz recht, und einem vernünftigen Bewohner jener von der Natur so stiefmütterlich bedachten Gegenden kann es gar nicht in den Sinn kommen, dieselben den herrlichen, wirklich fruchtbaren Thalgründen zwischen Zweibrücken und Pirmasens an die Seite stellen zu wollen; kaum dürften sie einen Vergleich aushalten mit der Strecke zwischen Pirmasens und Annweiler.

Lauk: Ja, man sollte fast glauben, Kaiserslautern mit seinen vielen Fabriken, ebenso Lambrecht, verdankten blos der Eisenbahn, **die sie jetzt schon mehr als 20 Jahre lang haben**, ihren verhältnißmäßigen Wohlstand.

Hauck: Auch hierin urtheilst du ganz richtig. In Städten und Gegenden, die Eisenbahnverbindungen haben und in Folge davon die Steinkohlen und andere Rohmaterialien leicht, billig und regelmäßig bezogen werden können, entstehen Fabriken, wodurch den ärmeren Bewohnern der umliegenden Ortschaften sicherer und höherer Verdienst geboten wird; und wo die arbeitende Klasse viel verdient, erzielt der Bauer höhere Preise für seine Boden- und andere Wirthschaftserzeugnisse. Von diesem Mehrerlös fließt dem Städter wieder ein Theil zu, Handel und Wandel kommen in Aufschwung, die Müßiggänger können sich nicht mehr über Arbeitsmangel beklagen, Armuth und Bettelei, diese Krebsschäden eines Staatskörpers, verschwinden und der allgemeine Wohlstand macht zusehends Fortschritte.

Lauk: Man muß dir Recht geben. Ich erinnere mich noch gut aus der Zeit, als die erste Eisenbahn in der Pfalz gebaut worden ist und wir noch häufig mit Kohlen nach Landau fuhren. Wenn man da in der Kaltenbach einkehrte, verfluchte der Posthalter **Schenk** selig die Eisenbahnen in den Abgrund der Hölle und sagte: „Jetzt, ihr Bauern, könnt ihr's Haferpflanzen bald aufgeben, die Eisenbahn frißt keinen und die Pferde müssen abgeschafft werden!" Aber es ist

ganz anders gekommen, als er prophezeihte, denn zu seiner Verwunderung und eigenem Schaden ist Beides, Hafer und Pferde, um's Doppelte aufgeschlagen! Ja, man meint wahrhaftig, die Eisenbahn fresse Hafer, man kann bauen, so viel man will, er wird doch nicht billig, und man kann wohl sagen, wenn man's genau überlegt: „Wo heutzutage keine Eisenbahn hingeht, da ist Armuth!"

Hauck: Nun, nachdem die Regierung nebst Abgeordnetenkammer sich so viele Jahre Zeit genommen, um zu prüfen, ob der Stadt Pirmasens mit Umgebung auch eine Eisenbahn gebühre, und nachdem die bisher bestandenen Hindernisse und Vorurtheile vermittelst eines kürzlich erfundenen Fusionsofens eingeschmelzt werden sollen, so dürfte endlich auch einmal dem Stiefkinde Pirmasens die lang entbehrte Mutterbrust zu Theil werden!

Lauk: Nur noch ein Wort; da muß ich einmal dumm fragen: Müssen wir denn auch an den Eisenbahnen, die in Altbayern gebaut werden, bezahlen helfen?

Hauck: Das versteht sich von selbst, insofern sie vom Staate gebaut oder Zinsenzuschüsse erforderlich werden, was jedes Jahr vorkommt. So viel ist sicher, daß es in ganz Bayern keine einzige Stadt mehr gibt so groß wie Pirmasens, die sich nicht einer Eisenbahnverbindung erfreute. Doch, wie gesagt, hoffentlich hat auch die Stunde für uns geschlagen.

K. M. X.

Mannigfaltiges.

Professor Halford in Melbourne hat die Entdeckung gemacht, daß der Biß giftiger Schlangen durch Einspritzungen mit Ammoniakgeist heilbar ist. In drei verschiedenen Fällen — deren zwei sich in Melbourne, einer in Newcastle, Neusüdwales, ereigneten — hat das Mittel sich als wirksam erwiesen, nachdem alle anderen Versuche aufgegeben werden mußten. Der Ammoniakgeist wird mit zwei oder drei Theilen Wasser verdünnt, und von dieser Mischung werden 20—30 Tropfen in eine der Venen eingespritzt.

Indische Eisenbahnen haben gegen eigenthümliche Hindernisse anzukämpfen. Bei uns in Europa verirrt sich wohl auch manchmal eine Kuh oder ein Schaf auf die Schienen, doch selten wird dadurch die Lokomotive aus dem Geleise geschleudert. Bei Sahibgunge aber verunglückte im Dezember ein Güterzug dadurch, daß ein Elephant sich ihm in den Weg stellte. Das Thier wurde von der Lokomotive zwar arg mitgenommen, behauptete aber doch das Schlachtfeld, insofern die Lokomotive mit einem Dutzend Güterwagen über den Damm geschleudert und zerschmettert wurden.

Eine Probe, wie von den unter schrecklichem Verdachte stehenden Besitzerinnen von englischen „Säuglingsfarmen", d. h. Häuser, wo Kinder in Pflege genommen werden, Contrakte mit den Müttern abgeschlossen werden, ist folgende: „Erhalten von Caroline Williams 5 Pfd. St., für welche Summe ich mich verpflichte, ihr Kind, Fanny Williams, zu adoptiren und bei mir aufzunehmen und es in anständiger Weise zu erziehen. Sollte ich dem zuwiderhandeln, so verpflichte ich mich, der besagten Caroline Williams die Summe von 20 Pfd. als Pöna zu zahlen. Das besagte Kind soll seiner Mutter oder den ihr Nahestehenden keine Mühe noch Kosten mehr verursachen. Anna Brown." Das Kind lebte vier Monate.

Im Saale des Polizeigerichtes von Liverpool ereignete sich vor einigen Tagen ein interessanter Zwischenfall. Einer der Magistrats-Personen ersuchte einen anwesenden Herrn, welcher längere Zeit bedeckten Kopfes dagestanden hatte, seinen Hut abzunehmen. Der Herr erwiederte, er sei ein Quäker, beim Polizeigerichte in Birmingham habe man ihn mit derlei Geschichten nicht behelligt, er werde seinen Hut nicht abziehen. Der Magistrat wies den Büttel an, den Störenfried auszuweisen, wenn er nicht sofort seinen Hut herunternehme, worauf der Quäker einem Polizisten erlaubte, ihm den Hut abzunehmen und während der Verhandlung in Gewahrsam zu halten.

Lebensphilosophie.

Der Engel weint und Ernte hält der Tod.
Soll nicht der Geist, will nur Gewalt gebieten;
Sind That und Sinn von echtem Korn und Schrot
Gewinn an Geist ihr, zieht im Troß nicht Nieten! —
Ihr schauet nie des Glückes Morgenroth,
Denkt ihr mit Fäusten euer Heil zu mehren,
Die Weltgeschichte wird dann immer lehren,
Der Engel weint und Ernte hält der Tod.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Donnerstag, 11. Februar 1869.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Mathildens Leben glich in der That einem Idyll, einem Zaubermärchen von Liebe und Glück. Kein fremder Fuß betrat die kleine, feenhaft eingerichtete Wohnung der Beiden; Mathilden's alte Dienerin und Johann, ein unvergleichlicher Bursche, den Leo aus der Heimath mit nach der Universität gebracht, bedienten das junge Paar mit bereitwilliger Treue. Nie hatte Leo fleißiger und mit mehr Erfolg studirt als jetzt; vorsichtig behielt er sein früheres Quartier bei, denn Niemand sollte sein Eldorado kennen; nur ein erprobter Freund war in das Geheimniß gezogen, gerade der seiner Gesinnung nach am meisten dagegen sein mußte, aber er liebte Leo aufrichtig, und nachdem er vergeblich diesem das Unsinnige, ja das Unrecht seines Treibens vorgestellt, vergebens ihn bestürmt, umzukehren, endete er damit, sein Freund zu bleiben und der Mathildens zu werden. Sie that ihm leid. Denn, wenn er auch glauben wollte, daß es Löwenberg jetzt Ernst sei mit der Versicherung, sobald er mündig, Mathilden der Welt als seine Gemahlin zeigen zu wollen, der ältere besonnenere Freund fürchtete, diese Gesinnung könne noch manchen Wechsel erleiden, und wie es auch kam, in jedem Falle war Mathilde verloren in den Augen der Welt. Indeß schien es, als sollte sie dies auch bald für ihren jungen Geliebten sein. Ihre immer äußerst zarte Gesundheit war seit Griseldis Geburt in ein bedenkliches Schwanken gerathen, und wie sehr auch Leo sein Herz gegen die Furcht, die holde Geliebte könnte ihm genommen werden, verschloß, dennoch drang diese Furcht leise vor, und was die Liebenden nicht wissen, nicht denken wollten, das war doch dem Freunde längst klar geworden. Er gab daher jede Einrede, welche das romantische Treiben des jungen Paares stören konnte, auf, er gönnte ihnen dies kurze Glück, an dem der Tod bereits leise nagte, wie der Wurm im Innern der Rose, und wie ungern er die Freunde auch verlor, dennoch unterstützte er mit Rath und That ihre Uebersiedlung nach einer kleinen Provinzialstadt, wohin sich Leo nach bestandener Prüfung als Referendarius hatte versetzen lassen. Es schien nämlich, als sei das Verhältniß seiner verborgenen Häuslichkeit nicht unbekannt geblieben und die Aufregung, welche daraus für Mathilde hervorging, mußte vermieden werden, denn mehr und mehr schwand ihre Kraft, wenn auch die Liebenden nicht an ernstliche Gefahr glaubten, wenn auch Mathildens leichtes Kränkeln ein allmälich schmerzloses Vergeistigen war, das sie fast zu verschönern schien, so fühlte sie doch das Bedürfniß der Ruhe immer dringender.

An dem neuen Wohnort, eben so lieblich eingerichtet, glaubten sie sich gesichert, aber sie irrten. Der Vormund, zu dem gewisse Gerüchte gedrungen waren, gerieth in den höchsten Zorn über die Möglichkeit, daß sein Mündel dergestalt seine Autorität verachtet haben sollte; er beauftragte geschickte Späher, denen es nur zu gut gelang, hinter einen Theil der Wahrheit zu kommen. Er verließ sofort die ferne Heimath, um sich selbst zu überzeugen und Leo zur Rechenschaft zu ziehen.

So kam es, daß eines Tages der alte in Selbstsucht verknöcherte Hagestolz, der starre Aristokrat, das kleine Feenschloß der Liebe betrat, das reizende Gartenhaus, das Leo und Mathilde bewohnten. Er war abwesend, sie ruhete matt und schön, wie eine blasse Rose, auf der Chaiselongue, in ein glückliches Anschauen ihres Kindes verloren, das müde vom Laufen, im Garten auf dem Teppich eingeschlafen war, ein Bild aufblühenden, wie die junge Mutter ein Bild verlöschenden Lebens.

Da kam der Vormund und was blindes Vorurtheil und kalte Rücksichtslosigkeit Kränkendes sagen können, das sagte der harte Mann dem armen jungen Weibe. Sie versuchte kaum etwas zu erwiedern, Schrecken und Schmerz machten sie sprachlos, ihr armes Herz klopfte fast hörbar in furchtbarer Aufregung, aber als er, nicht zufrieden damit, ihr Ehre und Sitte abgesprochen zu haben, ihr auch vorwarf, Leo's Leben, seine Zukunft ruinirt, ihn in den Augen der Welt zum Verführer oder zum Thoren gestempelt zu haben, da verlor sie jede Fassung, ihre Besinnung schwand, laut und angstvoll rief sie den Namen des Geliebten; ihn zu suchen, daß er sie vertheidige, floh sie in den Garten und sank dort mit einem leisen Schrei zusammen. —

Der Vormund, allein gelassen und nicht ahnend, welches Unheil er angerichtet, wollte sich entfernen und den unwürdigen Knaben aufsuchen, der so sich seinem Ansehen zu entziehen gewagt, als er den Schlüssel in Leo's Bureau erblickte und sich befugt, ja benöthigt hielt, einen Blick hinein zu werfen. Dieser Blick fiel gerade auf einen offenen Brief, dessen Unterschrift der Name eines jungen Mannes war, der damals als Hochverräther, als Rädelsführer demagogischer Umtriebe verfolgt wurde.

Hätte der Vormund recht hingesehen, so würde er sich überzeugt haben, daß der Brief die kurze Antwort auf Leo's Lossagung von dem irregehenden Freunde enthielt, aber mißtrauisch und heftig, wie der Alte war, warf er donnernd das Bureau zu, einen Fluch gegen die Hochverräther murmelnd, zu denen sein sauberer Mündel auch gehöre, als er gerade Leo gegenüber stand, der zitternd und schneebleich vor Zorn dem unwillkommenen Gast entgegen trat, nachdem er draußen von Johann erfahren, was vorgefallen und daß die gnädige Frau ganz erschrocken in den Garten gegangen sei. „Suche sie," hatte Leo gesagt und war zu seinem Vormund eingetreten.

Ohne Bedenken warf hier nun der alte Herr dem schon schwer Gereizten die maßlosesten Beschuldigungen entgegen; er nannte ihn Verführer, indem er sein Verhältniß zu Mathilde verdammte, er schalt ihn aber auch Staatsverräther, indem er zornig das Pult aufriß und Leo die Unterschrift jenes bescholtenen Namens entgegenhielt. Das war zu viel. Der junge Mann verlor die letzte, mühsam bewahrte Selbstbeherrschung und was er nun sagte, hatte nothwendig eine Herausforderung zur Folge, die der alte Edelmann ihm eben voller Wuth zuschleuderte, als die Thür aufgestoßen ward und Johann mit der Magd ihre bleiche, schöne Herrin hereintrugen als eine Todte. Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte Leo auf sie zu, um sich dann wie ein wüthender Löwe gegen den Vormund zu kehren: „Aus meinem Hause, Mörder!" donnerte er ihm zu, und Jener, erschüttert von dem Anblick des blassen Frauenbildes, verließ eilend das arme kleine Feenschloß der Liebe.

Mathilde erwachte nicht wieder. Vergebens beschwor Leo den Arzt, den Johann herbeigeholt, die Geliebte nur auf ein paar kurze Augenblicke zu erwecken, damit er noch einmal ihre Stimme hören, sie noch einmal lächeln sehen könne, — vergebens! — Der Arzt bat Leo mit Thränen in den Augen, sich männlich in ein Schicksal zu fügen, das hart sei, aber das zu erwarten gewesen. Ein Nervenschlag habe den schwachen Lebensfaden zerrissen und keine Macht der Erde könne ihn wieder knüpfen. „Nein, keine Macht der Erde!" wiederholte plötzlich sanft und gebrochen der arme, leidenschaftliche Jüngling und brach in Thränen aus. Aber in Kurzem sammelte er sich wieder und schrieb sofort an den Freund. Er bat ihn, in größter Eile zu kommen, Mathilden die letzte Ehre zu erweisen und dann sein Sekundant zu sein; darauf ordnete er seine Papiere, schrieb sein Testament zu Gunsten Griseldis' und eine Vollmacht für den Freund, ihn in allen Rechten zu vertreten, die übrige Zeit brachte er in Schmerz versunken neben der schönen Todten zu, bis der Freund kam. —

Mathilde wurde begraben, das Duell fand statt. Leo traf seinen Gegner in die Brust. Entsetzen ergriff ihn, als er den alten Mann stürzen sah. „Rette Dich," rief der Freund, „er hat Dich auch seinem Sekundanten als Demagogen geschildert, Du wirst doppelt streng verfolgt werden, ich will Deine Sache führen, aber jetzt mach', daß Du fortkommst."

Leo eilte nach Hause; er nahm die Kleider seines Dieners, der fassungslos weinte; die alte Magd war in Schwäche verfallen, seit sie ihre junge Herrin für todt hereingetragen; das Kind, die arme kleine Griseldis, hing sich an ihn und bat: „Papa, nimm mich mit, wo Mama ist, sie kommt nicht und ich habe sie doch so viel gerufen!" Das überwältigte ihn. Er nahm das Kind auf den Arm und verließ hastig das Haus, das vor Kurzem noch die friedliche Stätte der Liebe gewesen.

Im Coupé kam er zu trauriger Besinnung. Was sollte er mit dem Kinde und was sollte

die arme Kleine mit ihm? Die peinvolle Sorge, die er deßhalb empfand, der Schmerz um Mathildens jähes Ende, der Gedanke selbst an die finstere und schnelle Rache, die er an dem alten Vormund genommen, obwohl dieser sie heraufbeschworen, das Alles ließ ein Gefühl in ihm aufwachen, furchtbarer, drückender als jedes, das er bisher gekannt: es war die Reue. Sein ganzes Thun und Treiben erschien ihm plötzlich in anderem Lichte; mit ernüchterter Seele sah er jetzt auf die letzten vier Jahre zurück und wenn auch die Erinnerung an Liebe und Glück einen verklärenden Glanz über Mathildens Bild in seinem Innern bereitete, dennoch war nichts mehr geeignet, ihn über ihren Tod zu beruhigen, als die Gedanken, die ihn jetzt bestürmten, als die Wahrheit, die sich jetzt auch an Leo erwies: daß Niemand ungestraft die Schranken der Sitte durchbrechen kann.

Mit steigender Unruhe sah Leo ein, daß er das Kind nicht mit sich nehmen könne, ohne ihr ganzes kleine Wesen, ohne seine eigene Sicherheit zu gefährden; da traf er Ottilie und wir wissen, was weiter geschah. Der Ausdruck milden Ernstes, sowie ruhiger Sicherheit in Ottiliens Erscheinung hatte ihn gewonnen, und sanguinisch, wie er war, hoffte er sogleich bei ihr den geeignetsten Zufluchtsort gefunden zu haben. Aber ihrer Gehaltenheit gegenüber hatte er nicht den Muth, sie mündlich darum zu fragen, er fürchtete ihr Nein und entschloß sich daher noch einmal zu einer extravaganten Handlungsweise, wenn schon sein Gefühl sich dagegen auflehnte.

Mit der Hast eines Verbrechers schrieb er jenen Brief, mit schwerem Herzen richtete er den letzten Blick auf die Beschützerin seines Kindes und das Drohende seiner Lage gehörte dazu, um ihn endlich den gefaßten Entschluß ausführen zu lassen. Als der eilende Zug ihn von M. wegführte, in dem Augenblicke, wo sein Brief Ottilien übergeben werden mußte, hing sein Auge starr und schmerzvoll an den fliehenden Thürmen der Stadt; sie schwanden endlich und er athmete auf.

Die Nacht sank nieder, sternenlos und kalt; der Flüchtling fröstelte und mit steigender Beruhigung dachte er daran, daß sein armes kleines Mädchen in warmer Obhut sei, daß jenes milde Gesicht sich über sie neige, und tiefe Rührung überkam ihn. Er dachte an Alles, was er so plötzlich verloren, aber indem er männlich seinen Schmerz bezwang, erhob sich sein lebensvolles Gemüth an der Hoffnung, die ihm in seinem Kinde blieb, vor dessen Lager in demselben Augenblicke Ottilie stand und wie das Wehen von Geisterfittigen die Nähe seiner Gedanken empfand.

Rastlos eilte der Flüchtling weiter. Nachdem er in London angekommen, sich einigermaßen erholt und gesammelt hatte, schrieb er an Ottilie und dieser Brief war ein ganz anderer; er trug den Stempel eines befreiteren Gemüthes, man erkannte daran, daß der kräftige Sinn des vierundzwanzigjährigen Jünglings in der Freiheit Schmerz und Sorge bewältigt habe, daß aber Beides beigetragen, ihn besonnener, ihn mündig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Bewährtes Mittel gegen verschiedene Flecke in der Wäsche.) Sehr oft sind unsere Hausfrauen über Rothwein-, Himbeer-, Heidelbeer- und Moderflecke außer sich, in der Befürchtung, daß sie nicht wieder aus ihren heilig gehaltenen Wäschestücken herauszubringen seien. Kochsalz streuen und Citronensaft nehmen, ist immer ihr erstes Hilfsmittel, sie sind dadurch dem besten Mittel ziemlich nahe. Man löse in entsprechender Menge heißen Wassers eine kleine Quantität unterschwefligsaures Natron (sogenannter Antichlor) auf, benetze damit die befleckten Stellen der womöglich schon nassen Wäsche und streue dann einige Messerspitzen pulverisirte Weinsäure, so weit als die Flecken reichen, auf, verreibe es und sobald der Fleck verschwunden ist (man kann erforderlichen Falls einige Male so verfahren), nehme man lauwarmes Wasser zum Nachwaschen und verfahre wie gewöhnlich beim Wäschereinigen. Die Flecken sind beseitigt. Auch kann man an Stelle der Weinsäure starken Speiseessig verwenden.

Mannigfaltiges.

(Aus dem Wiener Leben.) Ein ergreifender Vorfall spielte sich am Sonntag Morgen in Wien an dem Ufer des Donaukanals, nächst dem Karlskettensteg ab. Eine Frau mit zwei in Lumpen gehüllten Kindern am Arme, deren Kleidung und Aeußeres die Merkmale der alleräußersten Armuth trugen, hatte sich mit hastigen Schritten und verzweiflungsvollen Geberden dem Wasser genähert, blieb am Uferrande einige Momente stehen und schleuderte dann eines der Kinder in die Fluth. Im nächsten Augenblicke warf die Mutter das

zweite Kind ins Wasser und erhob sich zum Sprunge, um auf demselben Wege zu folgen, als ein Arbeiter von rückwärts die Verzweifelte am Kleide faßte und zurückhielt. Inzwischen hatte sich ein Zusammenlauf von Menschen gebildet, der bald großartige Dimensionen annahm. Rettungskähne wurden ausgesetzt und nur mit vieler Mühe gelang es, die beiden unglücklichen Kinder aus den Fluthen zu retten. Die Mutter schrie weinend, man möge sie und ihre Kinder sterben lassen. Von zahlreichen Neugierigen gefolgt, wurde die Frau mit den Kindern nach dem Polizeikommissariate Roßau gebracht. Wie verlautet, ist dieselbe die Wittwe eines vor Jahresfrist gestorbenen kleinen Beamten, der wegen kurzer Dienstzeit seine Familie ohne Pensionsanspruch hinterließ, wodurch dieselbe in die bitterste Armuth gerieth.

Heidelberg. In dem Dorfe R. hatte ein hübsches Mädchen mit einem stattlichen Schäfer ein zärtliches Verhältniß, aber die Eltern zogen die Bewerbung eines reichen Müllers vor, und die Tochter war gehorsam. Da begegnet der Schäfer einmal dem neuen Brautpaar und schießt in toller Eifersucht Jedem eine, übrigens nur blind geladene Pistole ins Gesicht. Dafür erhielt er zwar wegen Körperverletzung eine zehnwöchentliche Kreisgefängnißstrafe, hatte sich aber das Herz der Geliebten zurückerobert, denn sie fand nach jener That, daß sie eben nur mit dem Schäfer glücklich werden könne, löste die Verlobung auf und will nun den Schäfer heirathen. Das ist eine „Dorfgeschichte", die den Vorzug hat, eine wirklich wahre zu sein.

Berlin. (Ein gestiefelter Ochse.) In dem benachbarten Friedrichshagen wurde am Montag früh ein „gestiefelter Ochse" bemerkt. Dieser, von zwei Männern geführt, trug an den Hinterfüßen ein Paar Stiefel, und das Räthsel dieser auffallenden Erscheinung wurde durch die Angabe, daß der schwere fette Ochse sich an den Füßen beschädigt habe, nicht recht einleuchtend gelöst. Später ergab es sich, daß einem Eigenthümer bei Dahlwitz des Nachts ein fetter Ochse aus dem Stalle gestohlen worden. Ohne Zweifel hatten die Diebe dem Thiere Stiefel angezogen, um die verrätherischen Fußtapfen möglichst zu verhüten.

Alles und Jedes ist Gegenstand für die Amerikaner zur Spekulation oder zum Wetten. Zwei angesehene Bewohner von Indiana hatten folgenden Vertrag stipulirt: Wenn Herr Seymour zum Präsidenten gewählt würde, sollte Herr B... verpflichtet sein, sich binnen sechs Wochen zu verheirathen, würde aber Grant gewählt, so müßte Herr C... binnen derselben Frist eine Frau nehmen. Wer sein Wort nicht halte, müsse eine Konventionalstrafe von 500 Dollars zahlen. Die beiden Wettenden sind natürlich ein Paar alte Junggesellen. Herr C... hat also binnen sechs Wochen eine Frau sich zu beschaffen gehabt und, um sein Geld nicht zu verlieren, dieselbe auch zu finden gewußt.

Als Fliegenfalle, die das Zimmer zugleich ziert, empfehlen die „Fraundorfer Blätter" den Hundskohl (Apocinum andros aemifolium), eine aus Nordamerika stammende, immergrüne Staude, die sehr gut im Topfe wächst. Die Pflanze ist buschig, hat viele Zweige, die mit länglichen, bläulichgrünen Blättern dicht bedeckt sind, und ist während des ganzen Sommers überschüttet mit blaßrothen, den Maiglöckchen ähnlichen Blumen, die einen köstlichen Orangenduft aushauchen. Die Staubfäden enthalten einen Honigsaft, den zu naschen die Fliegen die Blumen aufsuchen. Kaum aber haben sie davon genippt, so werden sie von den reizbaren Zähnen der Blumenröhre festgehalten und erdrückt. Fünf Fliegen können sich auf diese Weise nach einander in der Falle fangen, ehe die Blüthe welkt; da nun ein einziger Strauch bei 10—20,000 Blüthen bringt, so kann dadurch ein ganz artiger Fliegenschwarm vertilgt werden. Die Fortpflanzung des Hundskohls geschieht durch Samen, Stecklinge, ja selbst durch Wurzeltheile. Junge Sämlinge müssen stark versetzt, Stecklinge in der ersten Zeit mit einem Glase bedeckt werden. Der Same, die Prise zu 30 kr., und Pflanzen, das Stück 1 fl., sind aus Frauendorf zu beziehen.

Räthsel.

Durch Schmerz und Freude werden wir geboren;
Und sind als Arzt für beide auserkoren;
Und ist es nur der Schmerz der zarten Seelen,
Wohl jedem Wesen dann, wenn wir nicht fehlen;
Soll Wuth und Rache unsere Mutter sein,
Wer sollte dann sich unser's Daseins freu'n?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Samstag, 13. Februar 1869.

Bierbrauers Trost.

Wer heutzutag will Brauer sein,
Darf nicht die Ruh' verlieren,
Zumal die Gäste, grob und fein,
Das Bier stets kritisiren.
Daß man oft möcht' hinaus zum Loch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Dem Einen ist das Bier zu braun,
Dem Andern ist's zu helle,
Und jeder muß es erst beschau'n,
Eh' kaum er sitzt zur Stelle.
Sie tadeln fort die ganze Woch' —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Bald soll es haben einen Stich,
Bald wieder ist's zu bitter;
Dem Einen ist's zu wässerig,
„Zu dick!" schreit gar ein Dritter,
Und And're tadeln And'res noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Wenn's Bier recht kräftig ist und stark,
Daß man könnt' sein zufrieden,
Dann machen sie es erst recht arg,
Es wird das Haus gemieden:
„Es ist was drin, man kriegt gleich hoch",
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Sie rechnen Einem hier in Eil',
Was mich das Bier wohl koste,
Der Hopfen sei gar billig feil
Von Saaz bis nach Aloste!
Die Gerste auch sei wohlfeil noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Tagtäglich sagen sie, man soll
Den Preis des Biers abschlagen;
Man könnte werden taub und toll,
Was sie da alles klagen;
Ein Jeder will es bill'ger noch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Der Eine möcht' die Maas um acht,
Der And're gar um sieben; —
Ihr Gäste, nur ein wenig sacht',
Das wird uns nie belieben;
Da hätt' ja der Profit ein Loch —
D'rum graupet nur, ihr trinket's doch!

D'rum meinem Herzen geht's nicht nah',
Wenn sie auch immer wandern;
Mein Trost ist dies: sie machen's ja
Dem Einen wie dem Andern.
Und darum bleibt der Bierpreis hoch —
Was kümmert's mich, sie trinken's doch!

Novelle.

(Fortsetzung.)

Einfach, aber feurig war Leo's Dank; er erzählte Ottilien sein vergangenes Leben, er theilte ihr seine Pläne für die Zukunft mit; er legte ihr dar, auf welche Weise er durch den Freund für seine und des Kindes Existenz die ausreichendsten Mittel erlangen werde, und nun fragte er an, ob sie sich des Kindes ferner annehmen wolle. Er bat sie auf's Rührendste darum; mit dem Scharfsinn seiner glücklichen Begabung hatte er ihr Wesen aufgefaßt und sagte in Folge dessen gerade das, was sie unfehlbar gewinnen mußte. Und dieser Brief kam nie in Ottiliens Hände!

Leo hatte nur ihren Familiennamen erfahren, weder den des Oheims, bei dem sie lebte, noch seinen Stand, noch seine Wohnung. Er adressirte also einfach an Fräulein Schütz, aber zum Unglück gab es mehrere dieses Namens in M. Auf Ottiliens Briefen war stets ihr Vorname und ihre Wohnung angegeben, so kam es, daß Baron Löwenbergs Schreiben einer Putzmacherin

überbracht wurde, die wenig Arbeit, aber viel Neigung zu leichtfertigen Streichen hatte, und außerdem bei einem Bruder wohnte, der stets Geld brauchte wie sie selbst, und in dem Rufe stand, seine Mittel nicht aus den lautersten Quellen zu schöpfen, wozu die Kommissionsgeschäfte gehören mochten, die er betrieb. In solche Hände fiel Löwenbergs Brief, indem er auf den Fall, daß Ottilie das Kind behielt, 300 Thaler jährlich für dessen Unterhalt aussetzte, die er pünktlich in vierteljährlichen Raten schicken wolle, wogegen er bat, ihm bald und oft Nachricht unter der Adresse „Master Leo" nach London zu senden. Die Geschwister Schütz hatten nicht sobald das Alles gelesen, als sie einig waren, Vortheil aus dieser abenteuerlichen Geschichte zu ziehen. Die Putzmacherin beschloß die Ottilie dieses Master Leo zu sein und verfaßte in Folge dessen nicht ohne Geschick eine Antwort, in der sie die an sie ergangene Bitte gewährte, die Bedingungen annahm, sich klüglich jedes Urtheils über das, was der Baron sonst geschrieben, enthielt und von dem Wohlbefinden und Gedeihen des Kindes nur im Allgemeinen sprach, mehr von seiner Zärtlichkeit für den abwesenden Vater. Für den Standpunkt der Person, die ihn schrieb, war der Brief ganz gut berechnet, aber Baron Leo las ihn wieder und immer wieder mit steigendem Mißbehagen, mit schwer getäuschter Erwartung. Einige orthographische Fehler waren es nicht, was ihn am meisten störte, vielmehr der innere Gehalt des Briefes, woraus das Wesen der Schreiberin ihn so durchaus anders ansprach, als er von Ottilie erwartet. Ein fremder, ja ein unedler Hauch wehete ihm aus diesem Schreiben an; Alles, was darin stand, war zu billigen, aber es war wenig und mit einer Zurückhaltung gegeben, die mehr von der lauernden Vorsicht des Geldverleihers, als von der ruhig vornehmen Weise hatte, womit Ottilie, wie er meinte, fremde Zumuthungen entgegen genommen haben würde.

Was konnte Baron Löwenberg thun? — Er fragte sich das selbst, indem er seufzend den unglücklichen Brief zu sich steckte; er mußte froh sein, das Kind geborgen zu wissen.

Im Vaterlande war inzwischen eine Untersuchung seiner Angelegenheit verhängt, sein Vermögen unter Sequestration gestellt worden; der Freund, der auf's Eifrigste zu seiner Vertheidigung bemüht war, mußte jedoch mit größter Vorsicht den Aufenthalt des Flüchtigen geheim halten, bis es ihm gelungen sein würde, dessen völlige Unschuld an jedem demagogischen Unternehmen, sowie seine Schuld an dem Duell als gering darzulegen. Beides konnte nicht schwer sein, überdem hatte Leo einflußreiche Gönner an höchster Stelle, aber der wirklich erfolgte Tod des Vormundes, die ungesetzliche Hast des Duells, machten es wahrscheinlich, daß man die längere Festungsstrafe, welche dem jungen Gegner zuerkannt werden mußte, auch auf dem Wege der Gnade nur in eine ebenso lange Verbannung verwandeln konnte, um der stolzen Familie des Gefallenen, wie dem Gesetz zu genügen. Da aber im Grunde Jedermann überzeugt war, der junge Baron würde endlich den Besitz seiner Güter antreten, so gelang es dem thätigen Freunde insgeheim, auf seine Vollmacht hin eine bedeutende Geldquelle zu eröffnen, wodurch er im Stande war, in Wechseln nach London zu schicken, so viel Master Leo bedurfte. Eben diese schon so vielseitige Bereitwilligkeit des besonnenen Freundes machte es Leo unmöglich, ihm auch nun noch die Sorge für das Kind aufzubürden, die der mit dem Assessor-Examen beschäftigte Referendarius ohnehin wenig geeignet war zu tragen; überdies war es bei der jetzt so zweifelhaften Stellung des kleinen Mädchens zur Gesellschaft am gerathensten, sie in tiefer Verborgenheit zu lassen und dem jungen betrübten Vater blieb sonach nichts übrig, als die einmal getroffene Einrichtung beizubehalten und sich einzureden, Fräulein Schütz sei anders als ihr Brief, den sie scheinbar in Eile und Aufregung geschrieben. Er hoffte künftig befriedigendere Nachrichten zu erhalten, aber vergebens. Die Briefe, welche er, ungeachtet seiner Bitten um häufige Mittheilung, nur als Antwort seiner regelmäßigen Geldsendungen bekam, mißfielen ihm mehr und mehr; er bat zuletzt nicht mehr, sie zu vervielfältigen, ja er erwartete die Ankunft solchen Schreibens mit innerem Widerwillen, so stark war der Kontrast seines Inhalts mit der Idee, die er so gern mit dem Bilde verband, das er von der Beschützerin seines Kindes bewahrt hatte.

Indeß gab er sich mit all der ihm eigenen Lebhaftigkeit den vielseitig neuen Eindrücken hin, die er vom englischen Leben erhielt. Er studirte die eigenthümliche Nation, in deren Mitte er lebte, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gesetze, Handel und Wandel; er reiste im Lande umher, bald wandernd, bald von der raschen Lokomotive gezogen; er sammelte Schätze des Wissens und der Erfahrung, sein leicht beweglicher Sinn ließ ihn Freude suchen und finden, mancherlei Thorheit und mancherlei Gutes vollbringen, aber der Ter-

min des brieflichen Verkehrs mit der Pflegerin seiner kleinen Tochter fand ihn stets in London. Hastig erbrach er dann das Antwortschreiben, das er empfing, um es mit gerunzelter Stirne, mit zusammengepreßtem Munde wieder fallen zu lassen; es enthielt kaum mehr als die Quittung. Einmal jedoch war es länger, aber sein Inhalt machte Leo zum bleichen Steinbilde erstarren. Sein Kind war todt! Sein armes Töchterchen, das einzige Vermächtniß Mathildens und seines Jugendglückes war gestorben, das stand kurz und grausam in dem unglückseligen Briefe: keine Locke, kein Kleidchen, kein Spielzeug seines lieblichen kleinen Mädchens war beigefügt. Leo's Schmerz war fürchterlich, größer selbst als er ihn bei Mathildens Tod empfunden, so groß, daß er für den Augenblick jede Kraft in ihm lähmte. Als er sich nach einiger Zeit ermannt hatte, las er den unklaren Bericht von der Kinderkrankheit, die den Tod seines Kindes herbeigeführt, wieder und wieder, er konnte sich nicht hineinfinden, noch weniger begreifen, wie die Dame, der er sein Kind einst übergeben, ihm jetzt auf die Weise, wie er sie in Händen hielt, dessen Tod anzeigen konnte, so unverkennbar sprach aus dem herzlos hastigen Schreiben das Bedürfniß, mit einer lästigen Angelegenheit völlig abzuschließen.

Wie furchtbar hatte er sich durch ihre äußere Erscheinung täuschen lassen, wie hatte die Person, die jetzt so gemüthlos schrieb, sein armes Kind vielleicht behandelt, würde es nicht noch frisch und fröhlich leben, wenn er es mit sich genommen hätte? Der arme Leo litt unsäglich, aber er war nicht der Mann, dies still zu ertragen. Er beschloß, auf die Gefahr hin, erkannt und seiner Freiheit beraubt zu werden, nach Deutschland, nach M. zu gehen, um wenigstens die Stelle zu sehen, wo sein Kind noch vor Kurzem fröhlich gespielt, um das kleine Grab zu suchen, in dem es nun, von Vater und Mutter verlassen, ruhete.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt.)

Zweibrücken, 10. Febr. Von der Anschauung ausgehend, daß ein Lokalblatt vor Allem die Interessen des Ortes vertritt, wo es erscheint, und Vorgänge in demselben mit einer nüchternen Kritik bespricht, finde ich es für angezeigt, daß auch das „Zweibr. Wochenbl." eine Besprechung des „Ka=Ta=Tschin" bringt, der am verflossenen Sonntage von dem hiesigen kath. Gesellenvereine aufgeführt wurde. Wie man sich noch erinnert, hat dieser Verein schon in der vorigjährigen Fastnacht den Versuch gemacht, mit einer theatralischen Vorstellung vor das Publikum zu treten — und es ist dieser Versuch recht beifällig aufgenommen worden. In diesem Jahre zeigte die Aufführung des „Ka=Ta=Tschin" schon eine gesteigerte Leistungsfähigkeit. Ein komisches Stück bühnengerecht zu machen, ist keine leichte Aufgabe. Wer mit Aufmerksamkeit der Aufführung des „Ka=Ta=Tschin" beiwohnte, dem konnte nicht entgehen, daß die Komposition dieser burlesken Oper, welche, soviel mir bekannt, ursprünglich aus 2 Akten bestand und in eine 5aktige umgewandelt wurde, eine schwierige Arbeit gewesen sein muß. Der Dirigent des Orchesters, Herr Schultz, welcher auch Autor des musikalischen Theils des Stückes ist, hat in der Komposition der Ouverture, in der Einlage bekannter und in der Setzung neuer Musikstücke, die in anmuthigster Weise den Gang der Handlung umschlangen, sein Künstlertalent auf's Neue bewiesen. Schade, daß das Orchester nicht in gehöriger Weise besetzt war, um die Ideen des Verfassers zum Ausdrucke zu bringen, und einige im Orchester Mitwirkenden in nicht so leicht zu verzeihendem Fastnachtsleichtsinne den vollen Genuß mehrerer Piecen störten. Die Rückwirkung von dem Fehlgriffe eines Violinisten auf die Darsteller des Stückes konnte nicht ausbleiben. Im Ganzen spielten diese, lauter einfache Handwerker, ganz gut. Die Rolle des Kaisers war, wie gut besetzt, auch vortrefflich gespielt. Von dem Darsteller des „Pfiffikus", dessen theatralisches Talent man nicht verkennen konnte, wäre im 2. Akte etwas mehr Aufmerksamkeit auf den Dirigentenstock zu wünschen gewesen. Die „Sterngucherei" ist ihm sehr gelungen.

„Lu=Te=wig" und „Au=guß=Thee" spielten mit Ausnahme einiger Passagen, wo ihnen etwas mehr Wärme zu wünschen gewesen wäre, ihre Liebhaber=Rollen sehr gut. Der „Kriegsminister" und der „Minister des kaiserlichen Hauses" zeichneten sich durch Deutlichkeit des Vortrages aus. Auch die Mohrenknaben benahmen sich auf der Bühne sehr nett. Das Kostüm war gut gewählt und war insbesondere das der „Braut" für die Damenwelt sehr interessant. Der erste Aufzug des kaiserlichen Hofstaates war brillant. Im Einzelnen war der 1., 3. und 4. Akt ganz gut gespielt; der 2. und 5. dagegen hatten etwas Malheur. Der Glanzpunkt des Stückes lag unstreitig im 4. Akt. Das Spiel der „Braut" zu Anfang dieses Aktes war überraschend. Bei einer etwaigen Wiederholung des Stückes dürfte etwas

mehr Nüancirung in den Vortrag zu bringen und die besonders witzigen Stellen deutlicher hervorzuheben sein.

Mannigfaltiges.

* (Zur griechischen Orthographie.) Entweder kriechen die Griechen zum Kreuz, oder die Griechen kriegen Krieg. Kriegen können aber die Griechen aus Mangel an Geld nicht, so bleibt nichts übrig, als daß die kriegslustigen Griechen vor der Türkei kriechen.

* Die Steuern betragen in Deutschland bereits für jede Familie im Durchschnitt 50 Thlr. bei einem Durchschnittseinkommen von 250 Thalern. Die Franzosen stehen aber auch nicht besser. Bei einem Einkommen von 400 Thlrn. trifft es dort 80 Thlr. Steuer. Das kann gegenseitig den Krieg entleiden.

Bisher war es in Rouen Mode, die Journale beim Verkauf in den Straßen auszurufen. Da aber nun dort ein neues Journal unter dem Titel „Le progrès“ (der Fortschritt) erschienen ist, so hat der Präfekt angeordnet, daß man in Zukunft den Namen der Journale nicht mehr nennen darf. Er will nämlich nicht, daß man ruft: „Voilà le progrès! Qui désire le progrès?“ u. s. w.

(Neuerfundenes Pulver zum Feuerlöschen.) Aus Lüttich wird der „Rhein. Ztg.“ geschrieben: Der Erfinder, Herr Zaphle aus Brüssel, hatte einen Scheiterhaufen, bestehend aus 140 Bündeln Reisholz, 3 Karren trockenem Holz, 12 Säcken Hobelspähnen, 150 Kannen Petroleum und 225 Kannen Theer unter einer Bretterbude errichten lassen, welche an vier Ecken in Brand gesteckt, und erst nachdem das Feuer in größter Thätigkeit war, von der Feuermannschaft angegriffen wurde. Ein Einziger Wasserguß löschte die Flammen in einer Minute und in zwei Minuten war Alles beendet. Es wurde sodann noch ein zweiter Versuch gemacht, wobei das Feuer mit furchtbarer Wuth um sich griff und die Bretterbude mitnahm. Auch dieser Versuch lieferte dasselbe glänzende Resultat. Der Gouverneur, Bürgermeister und Stadtrath, sowie eine Menge Volks waren auf dem Platze und beglückwünschten den Erfinder.

(Resedabäume.) Ein berühmter Botaniker bringt in der „Bresl. Ztg.“ folgende Mittheilung: Durch angemessene Pflegung kann die Resedapflanze, welche Jedermann um ihres Duftes willen liebt, zum hübschen Strauche gezogen werden. Man wähle eine kräftige Pflanze, gebe sie einzeln in einen Blumentopf und schneide jede Blüthenknospe, sobald sie sich nur zeigt, sorgfältig ab. Im Herbste nehme man alle nach innen wachsenden Zweige weg, wodurch die Pflanze einen Stamm und die Form eines Bäumchens bekommt; sodann wechselt man ihren Blumentopf gegen einen größeren, der auch mit anderer frischer Erde gefüllt wird, stellt sie an einen warmen Ort und begießt sie täglich. Es dauert nicht lange, so sieht man, daß der Stamm Streifen bekommt und zu Anfang des dritten Jahres schon eine Rinde; man braucht nun die Knospen nicht mehr zu entfernen, und bald werden sie mit dem köstlichsten Dufte aufblühen, welches sich sofort während des ganzen Sommers wiederholt. Diese kleinen Resedasträuche können lange Jahre erhalten werden.

* (Was scheint werthloser zu sein, als die abgeschnittenen Cigarrenspitzen?) Tausende wirft man weg nur so mir nichts dir nichts. Aber nicht überall geschieht dies, und nicht von Allen. In München besteht ein eigener Verein, dessen Mitglieder sich verpflichtet haben, die Spitzen von allen Cigarren, die sie rauchen, zu sammeln. Fürst Fugger-Babenhausen ist Vorstand desselben. Die gesammelten Spitzen werden zu Schnupftabak verarbeitet in einer Fabrik Münchens und letzterer theuer verkauft. Aus dem Erlös kleidet der Verein jährlich auf Weihnachten ein Dutzend armer Kinder. Bravo!

Charade.

Freigebig bin ich immerhin,
Obschon ich selbst sehr dürftig bin
Und ohne Geiz und Leben.
Was man mir gibt, geb' ich gleich her,
Und wenn es auch das Beste wär',
Das Du mir könntest geben.
Die Köchin schenkt mir gar oft ein,
Und wär' es auch der beste Wein,
Von mir wird nichts genossen,
Mein Bauch ist zwar so ziemlich groß,
Doch ist er beinah' bodenlos
Und wie mit Schrot durchschossen.

Auflösung des Räthsels in № 18:
Thränen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 16. Februar 1869.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Unter dem Namen, mit dem Paß eines Master Leo gelangte er ungefährdet an das Ziel seiner Reise, aber sie war vergeblich. Er suchte die Wohnung auf, wohin er bis jetzt seine Briefe an Fräulein Schütz befördert; es wohnte keine Person dieses Namens mehr dort; die Frau, welche das Quartier inne hatte, kannte ihre Vorgänger nicht: der Hausbesitzer sei ein Viehhändler und eben auf Reisen. Leo fragte bei einem Kaufmanne in der Nähe, ob nicht Leute, Namens Schütz, hier gewohnt hätten, worauf dieser, es bejahend, in einen Strom von Klagen ausbrach, daß das schlechte Volk ihm noch die Bezahlung für eine Menge Viktualien schulde und nun bei Nacht und Nebel fortgezogen sei, Niemand wisse, wohin.

Der Baron mochte nichts mehr hören; entsetzt über die erhaltenen Nachrichten ging er weiter und schaute finster und trostlos an den Häusern empor, in deren einem zu derselben Zeit sein kleines Mädchen, von der zärtlichsten Liebe behütet, immer schöner emporblühete. Im Gasthof durchblätterte Löwenberg das Adreßbuch der Stadt nach dem Namen Schütz. Er fand einen Secondelieutenant, einen Kommissionär und eine Kochfrau darunter verzeichnet; die Wohnung des Kommissionärs war die, welche er bereits vergeblich aufgesucht hatte; er unterließ es bei den beiden Andern. Er ging auf den städtischen Friedhof und suchte die Gräber der Kinder, mit trauriger Aufmerksamkeit wandelte er zwischen den kleinen Hügeln umher, jeden sorgfältig betrachtend — aber vergebens: die Gräber waren stumm wie die Blumen, die auf ihnen blüheten!

Noch in derselben Stunde verließ der junge Mann die Stadt. Voll bittern Schmerzes und daher gleichgiltig gegen seine Sicherheit, setzte er seine Reise in Deutschland fort und suchte in der fernen Provinz den Freund auf. Als dieser nach der ersten Ueberraschung Worte fand, theilte er dem Baron mit, daß seine Begnadigung in Kurzem zu hoffen sei, der Flüchtling möge daher unter seinem englischen Namen als sein Gast bei ihm verweilen, aber Leo schüttelte den Kopf. Er theilte dem Freunde seinen Verlust, seine vergeblichen Bemühungen mit: „Verzeih'," sagte er traurig, „wenn ich Deine treue Sorge um meine Freiheit, um meine Rückkehr hierher schlecht vergelte, aber ich kann nicht bleiben. Als ich das Kind noch lebend wußte, sehnte ich mich zurück, ich dachte mir die Zukunft hell und schön aus; jetzt ist das vorbei, und der Gedanke, daß ich Mathildens, daß ich auch der Kleinen Tod durch meinen Leichtsinn verschuldet, verfolgt mich und treibt mich fort."

Vergebens bot der verständige Freund Alles auf, Leo im Vaterlande zurückzuhalten; umsonst erinnerte er ihn, wie schwach und zart Mathilde gewesen, wie viel zärtlich gepflegte Kinder ihren Eltern durch den Tod entrissen würden; der Baron gab das zu, aber er blieb bei seinem Entschluß, auf Reisen zu gehen. Er bat den Freund, die Stelle eines Justiziar seiner Güter mit ausgedehntester Vollmacht anzunehmen, er gab ihm alles Nöthige darüber schriftlich und verließ dann die Heimath mit dem Bescheide, daß er nicht wisse, ob und wann er wiederkehren würde.

Während der einsame Reisende die Welt durchstreifte, verlebte seine Tochter eine glückliche Kindheit unter Ottiliens liebevoller Obhut. Diese hatte, nachdem sie bald nach ihrer Verlobung die Gattin Doktor Schaumann's geworden war, ihren bisherigen Wohnort mit dem Städtchen vertauscht, wo Schaumann Arzt war, und hier, wie überall, hatte Ottiliens stille, aber anziehende

Persönlichkeit bald Anerkennung gefunden. Sie lebte, geräuschvollen Freuden abhold, ganz dem Glücke ihres häuslichen Kreises, dessen lieblichste Glieder Hedwig und der kleine Sohn waren, den Ottilie ihrem Gatten schenkte. Aber der Tod störte dies friedliche Glück, nachdem es wenige Jahre gedauert. Der gute alte Oheim starb und bald nach ihm, im besten Mannesalter, auch Dr. Schaumann. Ottiliens frommes Gemüth bewährte sich auch in diesem schweren Schicksal; mit Dank gegen die ewige Liebe blickte sie zurück auf die ruhig glückliche Zeit, die sie verlebt hatte, und indem sie tief und schmerzlich den Verlust ihres Gatten betrauerte, dachte sie mit Ernst daran, den beiden Kindern durch doppelte Sorgfalt den Verlust des Vaters zu ersetzen.

Ein beträchtliches Vermögen, das ihres Gatten schönes Vertrauen unabhängig ihrer Verfügung hinterließ, setzte sie in den Stand, zur Erziehung der Kinder Alles anzuwenden, was äußere Mittel beitragen können, und reinen, liebevollen Herzens, wie Ottilie selbst war, ging sie tief ein in das unschuldsvolle Leben ihrer Kinder. Sie lernte und spielte mit ihnen, sie zürnte gelegentlich und lächelte wieder mit feuchten Augen, wenn jene ihre kindlichen Fehler bereuten. So verging die Zeit, ohne daß sie daran dachte, aber auch ohne daß die Zeit ihrer gedacht hätte, wie es schien; denn während Hedwig sich auffallend schnell und in jeder Hinsicht auf's Schönste entwickelte, blieb sich Ottilie gleich; ihr frohes, leidenschaftsloses Leben erhielt sie jung und der Ausdruck stiller Klarheit, der ihre Züge charakterisirte, machte ihre Erscheinung noch so anziehend wie früher. Man konnte sie leicht für die ältere Schwester Hedwigs halten, die zu einem jener Wesen erblühete, die man öfter in Romanen, als in der Wirklichkeit findet, in denen Mutter Natur einmal all' ihre Gaben zu einem Prachtexemplar vereinigt. Das ideale Liebesglück ihrer Eltern schien verkörpert in Hedwig, in deren Gemüth wie in der äußern Erscheinung Mathildens weiche Schönheit mit der kraftvollen Leo's verschmolzen erschien.

Wenn eine Sorge zuweilen Ottilie beschlich, so war es die, über ihr zweifelhaftes Recht an dem theuren Kinde, das sie sich so völlig zugeeignet hatte; aber je länger, je mehr hatte sie die Ueberzeugung gewonnen, daß Hedwigs Vater, der junge vornehme Abenteurer, der schöne Baron Leo, der ungeachtet der langen Zeit, welche seit ihrem einzigen Zusammensein verflossen, noch deutlich in ihrem Gedächtniß stand, daß er gestorben sein müsse, denn, wie viel auch gegen ihn sprach, sein Wesen hatte ihr einen edlen Charakter verrathen und sie hielt ihn nicht fähig, seines Kindes vorsätzlich vergessen zu haben. Sie glaubte ihn todt, mithin sein Kind verwaist und ihr zu eigen gegeben, an deren Sorgfalt es einst der Vater selbst so vertrauensvoll gewiesen. In diesem Glauben ließ Ottilie es zu, daß Hedwig ihren Namen führte und sich selbst für ihre Tochter hielt. Wenige kannten die eigenthümlichen Umstände, unter denen das Kind aufgenommen worden, und diese Wenigen hatten sie mit der Zeit vergessen; so kam es, daß Niemand daran dachte, Hedwig ihren Platz als Ottiliens Tochter zu bestreiten, und diese hütete sich wohl, das Gemüth des holden Kindes mit Eröffnungen zu beunruhigen, welche ihr nichts geben, wohl aber die ruhige Sicherheit nehmen konnten, deren ihr kindliches Wesen sich in vollem Maße erfreute. Auch wurde Niemand durch Hedwigs Stellung beeinträchtigt, als der kleine Bruder Richard etwa, in Bezug auf das Erbe, das sie später mit einander theilen würden; Doktor Schaumann hatte nur einen ältern Bruder hinterlassen, der ein kinderloser Prediger war. Der Oheim, dessen Pfarrhaus in einer der schönsten Gebirgsgegenden Deutschlands lag, sah es gerne, wenn Ottilie, die er hochschätzte, einige Sommermonate alljährlich mit den Kindern bei ihm zubrachte, und für diese war der Aufenthalt im Pfarrhause, das weiß und friedlich zwischen waldgrünen Bergen lag, stets eine festliche Zeit. —

Dreizehn Jahre waren seit dem Ereigniß, das den Eingang unserer Erzählung bildet, vergangen, als ein einsamer Wanderer mitten im Walde stehen blieb und sich umschaute. Er schwieg, aber der Ausdruck seines Gesichts war sprechend; seine funkelnden Augen liebkosten gleichsam die Schönheit seines deutschen Vaterlandes, und wer ihn gekannt, wer gewußt hätte, daß die gebräunte und gefurchte Wange, das gelichtete Haar den rastlos Reisenden, den Besucher aller Zonen verriethen, der hätte wohl schwerlich vermuthet, daß der belebte Ausdruck seines Gesichts den Gedanken aussprach: „Mein schönes Deutschland!" Das Plätzchen, wo er eben stand, fesselte den Wanderer; er setzte sich auf einen bemoosten Felsstein, um den sich riesige Farrenkräuter drängten, er schaute an den mächtigen Bäumen hinauf, durch deren Laub die Strahlen der sinkenden Sonne auf das Sammtgrün des Mooses fielen; er horchte auf das Geschwätz des Waldbachs, der sich zwischen weiß gespülten Felsblöcken hindurcharbeitete

und stille, beschauliche Freude füllte das Herz des Wanderers. Leo v. Löwenberg — er war es — hatte den Besitz seiner Güter unbeirrt angetreten, als er nach zehnjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückkehrte. Er bewirthschaftete sie selbst und verbesserte sie nach den reichen Erfahrungen, die er gesammelt; er wandte auch dem öffentlichen, dem politischen Leben des Vaterlandes seine Aufmerksamkeit zu und nahm die Stellung in demselben ein, die ihm zukam; er gewann zu dem alten erprobten Freunde, den er wiederfand, neue, die ihm lieb wurden — aber trotz alledem war Leo nicht glücklich! Er war ein müder Mann. Der schwere Kummer, der den vom Glück verwöhnten Jüngling getroffen, hatte ihn damals rastlos in der Welt umher getrieben; überall suchte und fand er das Neue, lernte und genoß mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, aber des ewigen Wechsels überdrüssig, sehnte er sich nach stetiger Befriedigung und glaubte sie in der Ruhe der Heimath zu finden. Er täuschte sich. Bei allem Wohlsein, das sie ihm bot, fehlte seiner Heimath der Zauber des Familienlebens und er empfand das tief. Er beschloß zu heirathen; aber wie das meist Denen geht, die eine bedeutende Neigung, eine erste Liebe zu Grabe getragen, es wurde ihm schwer, sich für ein Mädchen zu entscheiden. Er verlangte plötzlich gewonnen zu werden; er wünschte, sein Herz sollte noch einmal sagen: „Die und keine Andere!“ und dazu wollte es immer nicht kommen.

Sonderbar genug schwebte seinem innern Sinne bei dem Gedanken an eine Lebensgefährtin nicht das romantisch-schöne Bild Mathildens vor, sondern jenes Gesicht voll Milde und Frieden, dem er einst so zuversichtlich vertraut, daß er das Theuerste, was er besaß, in seine Obhut gab; nur die bittere Erinnerung an die Enttäuschung, welche jene Beziehung ihm gebracht, an die widrigen Briefe, an den Tod seines Kindes, diese Erinnerungen ließen ihn schnell das Bild verscheuchen, das sich ihm oft wider Willen aufdrängte, gleichsam um ihn immer auf's Neue an das zu mahnen, was er sich damals und später gesagt, daß die äußere Erscheinung jener Dame einen räthselhaften Gegensatz zu ihrem Innern gebildet habe.

Diese Gedanken beschäftigten Leo auch jetzt, wo er, einer Anwandlung seiner alten Reiselust nachgebend, die schöne Gebirgsgegend durchwanderte und eben in dem Charakter der Waldpartie um ihn her das fand, was er im Leben suchte, heitere, lebensvolle Ruhe! — Die unberührte Frische, die Stille thaten ihm wohl, er überließ sich ihrem Zauber, als plötzlich ein jäher Angstschrei, ein lauter Hilferuf ihn aufschreckte; sein Bambusrohr schwingend, stürzte er durch das Dickicht, das ihn verborgen, auf den Waldpfad, wo ein bettelhaft aussehender Kerl mit einem Spitzbubengesicht ein junges, bildschönes Mädchen festhielt, das sich vergebens zu entziehen strebte. Ein schwerer Schlag von Leo's Rohr befreite das verzweifelnde Kind, aber der wüste Mensch sprang sogleich wüthend auf den Fremden los, ohne Weiteres einen Faustkampf beginnend. Der Baron hatte indessen nicht umsonst die Heimath der Yankees durchwandert; er kannte alle Kunstgriffe der Boxer, und die Gewohnheit der Selbstvertheidigung hatte seine Kraft und Gewandtheit so erhöht, daß er nach kurzem Kampf seinen Gegner dergestalt zu Boden warf, daß dieser für einige Zeit das Aufstehen vergaß.

Mit Entsetzen hatte das junge Mädchen dem wüthenden Beginnen der Männer zugesehen; war es Furcht oder Interesse, was ihre Zunge lähmte, sie stieß keinen Schrei aus, athemlos folgte sie mit den Augen den Bewegungen der Ringenden, aber ihre angstvoll gefalteten Hände hoben sich unwillkürlich, wie dankend empor, als der schöne, fremde Mann ihren Angreifer besiegte. Ohne sich weiter um den Strauchdieb zu kümmern, wandte sich Leo schnell zu der jungen Dame, und wie er soeben imposante Kraft gezeigt, so bewies er jetzt weltmännische Sitte und gemüthliche Theilnahme, indem er sie bat, ihm zu erlauben, sie schnell von dem Ort ihres Schreckens zu den Ihrigen führen zu dürfen, die sich ohne Zweifel in der Nähe befinden mußten. Er nahm ihren Arm und bat sie, sich auf ihn zu stützen, denn obwohl die Wiederkehr ihrer blühenden Farbe zeigte, daß sie den schlimmsten Eindruck des bestandenen Abenteuers bereits überwunden, so fühlte er doch das Zittern, das ihre ganze Gestalt noch durchflog. Er redete ihr sanft und heiter zu, sie antwortete nicht sogleich, und da er sie ansah, schimmerten Thränen in ihren Augen, während das holdeste Lächeln hindurchschien wie Sonnenlicht durch Mairegen. „Sie sind so gut,“ sagte sie dann, „ich bin Ihnen so viel Dank schuldig und verdiene gar nicht, daß der liebe Gott Sie gleich zu meiner Hilfe schickte, denn mein Oheim und Justus haben mich immer gewarnt, nicht so weit allein ins Holz zu gehen und ich habe es doch wieder gethan!“ Sie war über diesen Ungehorsam augenscheinlich sehr betrübt, doch bemeisterte sie ihr Gefühl schnell und

gab ihm in höflich verständiger Weise, aber mit einer kindlichen Vertraulichkeit, die ihn entzückte, über sich selbst die nöthigen Aufklärungen, indem sie die Bitte hinzufügte, er möge beim Oheim im Pfarrhause einsprechen, um noch länger Zeuge ihrer Reue und ihrer Dankbarkeit zu sein. Leo versicherte, sie nicht eher verlassen zu wollen, bis er sie der sichern Obhut ihrer Verwandten übergeben habe, und daß er die Gastfreundschaft, welche sie ihm voraussagte, gern für einige Stunden in Anspruch nehmen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Farbe zum Signiren der Fässer, Kisten, Colli's 2c.) Die gewöhnlich zu dem Zwecke benutzte Farbe ist eine Mischung von Kienruß und Leinöl, welche manche Uebelstände dadurch mit sich bringt, daß sie beim Stehen an der Luft nach und nach dicker wird, schwer trocknet, vor dem Gebrauch erst aufgerührt werden muß und dergleichen. Nach dem „Politechn. Notizblatt" soll man eine bessere Farbe erhalten, wenn man Asphalt in einer Flüssigkeit löst, die sehr flüchtig ist, so daß das Geschriebene bald trocknet, und dazu ist das Photogen oder gereinigtes Schiefer- oder Mineralöl vorzüglich geeignet. Diese Farbe dient auch sehr zum Ueberstreichen von Eisenwerk und Leder, macht es schön schwarz und glänzend und trocknet schnell; ebenso kann man diese Farbe zum Lakiren von Leder gebrauchen, wenn man reinen Leinölfirniß zusetzt, indem dieser die Eigenschaft hat, weich und elastisch zu bleiben und nicht abzuschuppen.

(Ein bewährter Kitt auf Eisen.) Einen vorzüglichen Kitt, um zersprungene eiserne Ofenplatten, Thüren an den Oefen 2c. wieder fest zu machen, erhält man, wenn man fein pulverisirtes Eisen, wie solches beim Droguisten zu haben ist, mit starkem Wasserglas zu einem dicken Brei anrührt und die Fugen 2c. damit bestreicht. Je stärker das Feuer dann gegeben wird, desto mehr verschmilzt der Kitt mit den zu verbindenden Eisentheilen.

Mannigfaltiges.

In den eleganten Stadttheilen von Paris begegnet man jetzt häufig einer Equipage, die durch ihre Pferde Aufmerksamkeit erregt, denn das eine ist schwarz wie Ebenholz, das andere weiß wie Schnee. Eine Dame in Trauer, dunkelfarbig gleich einer Andalusierin, nimmt den Fond des Wagens ein. Sie ist die Wittwe eines reichen Amerikaners, der sie in ihrem achtzehnten Jahre heirathete; die Hochzeit fand an seinem siebenzigsten Geburtstage statt. Zwei Jahre hindurch genossen die Neuvermählten des Glückes ihrer Verbindung, und in ganz New-Orleans sprach man nur von dem schönen Greise mit dem Silberhaar und der jungen Frau mit den Rabenlocken. Nach dem Tode des Gatten fand sich in seinem Testamente die Forderung, daß die Wittwe nie anders als mit einem Schimmel und einem Rappen fahren und sie sich drei Jahre nach seinem Tode wieder verheirathet haben solle. Geschähe das Eine oder das Andere nicht, so fiele das große Vermögen den Seitenverwandten zu. Nun fährt die arme (?) Dame umher und kann das Aufsehen nicht vermeiden. Man fragt nach ihr und erfährt die Testamentsklausel; dann zuckt man die Achseln und lehnt es ab, um einer Geldsumme willen sich — heirathen zu lassen. (Sollten das wirklich so Viele ablehnen, und gar noch in Paris?)

Bekanntlich werden die Wallfische harpunirt, d. h. so lange und so zahlreich mit Spießen beworfen, bis sie sich verblutet haben, was bei dem Meeresriesen eine lange Arbeit und für ihn ein qualvoller Tod ist; daher ist man auf den Gedanken gekommen, die Harpune mit Strychnin zu vergiften, um den Tod des Thieres zu beschleunigen, während ein Deutscher einen Apparat erfunden hat, welcher die Harpune durch Verbindung mit einer elektrischen Batterie zur Trägerin eines so bedeutenden Funkens macht, daß selbst ein Wallfisch ihn nicht ertragen kann. Mit diesem Apparate fangen nun unsere Grönlandsfahrer an, sich mehr und mehr zu bewaffnen, um künftig Wale „am Schlage" sterben zu lassen.

• Herr Jacobson, der Besitzer der mit Jahresschluß eingegangenen „B...-Zeitung", hat deren Ableben in eigenthümlich launiger Weise gefeiert. Er hat sich nämlich einen kleinen Sarg machen lassen, die letzte Nummer seiner Zeitung hineingelegt und dem Sarge die Inschrift gegeben: „Hier ruhen 13,000 Thaler."

Auflösung der Charade in № 19:

Schaumlöffel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Donnerstag, 18. Februar 1869.

A Sickinger Bauer an seine zwee College aus der Gegend vun Bermesens.

Grad sitz' ich an der Grumbeersupp'
Un will anfange z' esse,
Do kummt mei Fraa erinngesprung
Un froht: Hoscht du's schun g'lese?

Zwee Baure briw vun Bermesens
Hann dort metnanner g'sproche,
Das hot, ich sa' der's, ganz alleen
Noh Bermesens geroche.

Mer meent, — der Deiwel hol's —
(Verzeih mer Gott mei Schelle)
Uf d'r ganze weire Welt dhäts Wort
Vun Bermesens nor gelle.

Die redde vun der Eisebahn;
Ich könnt mich grad verraue,
Aß wie wann Bermesens alleen
Könnt Eisebahne baue.

Do les' nor, saht se, met der Supp'
Werscht heut noch fertig werre;
„Der volle Bauch studeert net gern,"
Sahn als die große Herre.

Ich leh mei Löffel weg un frog:
Wo is das g'schriwe g'wese?
Im Blad, in unserm Wocheblad
Do hann ich's grad gelese!

Ich hanns geles und hann gefunn:
— Dem Blinne —
Dem muß mer ah keen Ohliglicht,
Dem muß mer Gas anzinne.

Fraa, stell' die Supp' uf de Owe hin,
Brauscht net so arg ze scheere:
Ich will den zwee College nor
Die Gegend explizere.

Du thuscht des gure Bermesens
Jo gar so arig verachte,
Weil dei Pantoffle g'halle hann
Von siebe nor bis achte.

Ihr Herrn College, Hauck un Lauk,
Ich kann es Euch betheure,
Daß hinnerm Berg a Grumbeere gibt,
Noch dicker as die Eure.

A Kart die braucht mer net dezu,
Mer sinn studeerte Baure,
Wo Landstuhl leiht, das wisse m'r a,
Sunscht müßt mer uns bedaure.

Das Geld, das do die Baure hann
Bis Bermesens enniwer,
Das Vieh, die Frucht, ich kanns Euch sahn,
Do geht jo gar nix driwer.

Vun Mühle, Holz un Brennereie,
Do brauch mer net se redde;
Die schade a dem Städter nix,
Do druff kann jeder wette.

Vun Lannstuhl e Bahn noh Bermesens
Un noh Bergzabere — Winne —
So was rentabl's is, weeß Gott,
Uf dere Welt net z' finne.

Zweebrücke setze mer net enaus,
Wann mer Projekte mache,
Sunscht dhäten se greine, schelle uns,
Statt daß sie später lache.

Die baue noh Eschwiller hin,
Um dort sich anzeschließe,
Do kann der ganze Westrich sich
Met Bruderhand begrüße.

Vun Bermesens noh Lannstuhl hin,
Vun Kusel fort noh Preuße,
Do machen Ihr a Geschäftcher viel,
Wann dort die Schuh' verreiße.

Vun Vermesens noh Süde hin,
Is a noch viel z' hoffe,
Wann sich der derk'sche Sultan hat
Die Sohle abgeloffe.

Nor Vermesens net ganz alleen,
Das kann die Sach' net mache,
Do dhälen jo die annere Leut'
Das ganz Projekt verlache.

Der Westrich, der muß enig sinn,
Der muß zesamme halle;
Zweebrücke, Lannstuhl, Vermesens
Wer'n doch die Bahn erhalle.

A Sickinger saht, wie er's denkt;
Brauch' ich mich z' schenere?
Wenn grad gefusiont muß sinn,
Wolle mer uns fusionere!

Θ

N o v e l l e.

(Fortsetzung.)

Mit gemüthlicher Feinheit wußte Leo das holde Kind zu weiteren Mittheilungen zu bewegen; er erfuhr, daß sie selbst schon wochenlang zum Besuche im Pfarrhause sei, daß sie in einigen Tagen dort ihre Mutter, die verwittwete Doktorin Schaumann erwarte, die nun erst mit Bruder Richard nachkommen könne, da dessen Ferien begonnen; ihre lebhafte und graziöse Art zu sprechen, führte ihm Persönlichkeiten und Verhältnisse gar deutlich vor Augen, so daß ihn der Reiz dieser Unterhaltung die Länge des Weges vergessen ließ und er beinahe erschrack, als sie, ihre Rede unterbrechend, ausrief: „da kommt Justus!“ und das mit so eigenthümlich freudigem Tone, mit so unwillkürlichem Vorwärtseilen, daß er schnell fragte, wer denn Justus sei, ehe der Erblickte herankam. Sie gab ihm Auskunft, daß er Kandidat des Predigtamts sei und der Sohn der guten Tante Christine, die seit dem Tode ihrer Schwester, der Frau des Predigers, dessen Wirthschaft führe, da sie selbst früh Wittwe geworden. Sie konnte nichts mehr hinzufügen, denn wie man jetzt aus dem Walde tretend das freundliche Pfarrhaus liegen sah, so kam ihnen eben der Kandidat entgegen, ein schlanker Mann von schlichtem, ernstem Aussehen, das jedoch einen überraschenden Ausdruck gewann, wenn er lächelte, wie es jetzt geschah.

„Eben wollte ich Sie suchen, Hedwig!“ sagte er zu dem jungen Mädchen, sich artig gegen den Fremden verbeugend. Das arme Mädchen erröthete verwirrt, indem sie die Nothwendigkeit einsah, einen Beschützer vorstellen zu müssen, den sie nicht kannte, und ein Abenteuer zu erzählen, das sie verschuldet hatte. Leo half ihr sogleich. Mit heiterer Kürze berichtete er dem jungen Verwandten den Hergang ihrer Bekanntschaft, und sich selbst als Baron Löwenberg vorstellend, bat er um Erlaubniß, im Pfarrhause eine kurze Ruhe nehmen zu dürfen. Der Kandidat erwiederte das Schicklichste, aber obwohl, was er sagte, dem lebhaften Baron ein wenig pedantisch scheinen wollte, mußte er sich doch fast wider Willen angezogen fühlen durch die tiefe Freundlichkeit, welche in Justus' einfachen Worten, in seinem schlichten Wesen lag. Wir sagen: wider Willen, denn die Raschheit des Denkens und Wollens, die dem Jüngling Leo eigen gewesen, war auch dem Manne geblieben, und nicht sobald hatte er mit wirklichem Entzücken Hedwigs liebliche Natur erkannt, als ihm schon, während ihres harmlosen Geplauders, die Idee kam: wie, wenn du es wagtest, diese frische Blüthe, dieses köstlich unbefangene Kind für dein verwaistes Herz, für dein einsames Herz zu gewinnen?

Das stille Friedensbild, das ihm von seiner zukünftigen Gattin vorgeschwebt, verschwand vor dem lebhaften Eindrucke, den das schöne, naive Mädchen hervorbrachte, und alledem zufolge bemerkte er schon mit einigem Mißbehagen die Bedeutung, welche Justus in ihren Augen zu haben schien, und empfand selbst mit Erstaunen, daß er diese Bedeutung natürlich fand. —

Hedwigs Abenteuer versetzte ihre alten Verwandten im Pfarrhause in nicht geringe Bewegung. Der Prediger, ein guter, gewöhnlicher Mann, erging sich, nachdem er Baron Löwenberg als Hedwigs Beschützer begrüßt und auf's Herzlichste gebeten hatte, für einige Tage wenigstens sein Gast zu sein, in allen erdenklichen Vermuthungen, wer der rohe Mensch gewesen sein konnte, der seine Nichte überfallen, und ob er es auf deren Person, oder auf die kleinen Kostbarkeiten, auf die Uhr, die sie trug, abgesehen haben konnte. Die Tante Christine, eine wittwenhafte Frau, an deren sanftem Gesicht man Justus erkannte, ergriff immer wieder Löwenbergs Hand und drückte sie, ohne weiter zu sprechen, als mit ihren guten Augen voll Thränen der Dankbarkeit. Dann ging sie, das Abendbrod zu besorgen, wozu der Baron die Einladung angenommen; später wollte er ins Städtchen zurück, wo er bereits im Gasthofe Quartier hatte, weil es seine Absicht war, von dort aus Wanderungen ins Gebirge zu unter-

nehmen. Er versprach recht oft, ja alltäglich seine neugewonnenen Freunde zu besuchen und so geschah es. Seine Wanderungen führten ihn zuletzt immer in das Pfarrhaus, ja der Aufenthalt in demselben dauerte bald länger als seine einsamen Wege. Löwenberg war wie bezaubert von Hedwig, von ihrer holden Schönheit, ihrem natürlichen Wesen, das jeden Augenblick eine mehr als gründliche Bildung verrieth.

Wenn er da war, ließ er sie nicht aus den Augen, auf gemeinschaftlichen Spaziergängen war er an ihrer Seite; er wurde nicht müde, ihr von seinen Reisen, von seiner Heimath zu erzählen, und wenn sie kindlich offen ihr Wohlgefallen an ihm, ihre Bewunderung für ihn kundgab, so hoffte er erst, daß es ihm gelingen würde, sie ganz zu gewinnen, wenn schon er sich selbst mit Bedenken sagte, daß sein Alter wohl mehr als das Doppelte des Ihrigen betragen möchte.

Hedwigs Verwandte sahen anfänglich in seiner lebhaften Vorliebe nicht mehr, als in ihrer eigenen Zärtlichkeit für das theure Kind, nur Justus blickte tiefer, aber er äußerte nichts. Mit immer gleicher Freundlichkeit war er bemüht, dem Baron den Aufenthalt im Pfarrhause angenehm zu machen, und seine reichen Kenntnisse, die er ohne alle Anmaßung in der Unterhaltung zu benützen wußte, gaben seinen Gesprächen immer neuen Reiz, sowie seine ruhige Umsicht, seine heitere Bereitwilligkeit ihn bei den gemeinschaftlichen Ausflügen den vortrefflichsten Führer abgeben ließ. Er durfte nicht zurückbleiben, obwohl er es bisweilen zu wünschen schien, wenn Hedwig an Baron Löwenbergs Arm ging und mit leuchtenden Augen den Erzählungen des lebhaften Mannes horchte; aber es dauerte nicht lange, so suchten doch dieselben Augen den schweigsameren Justus, und sie schien erst ganz zufrieden, wenn er wieder an ihrer Seite ging und mit seinem milden Lächeln eine ihrer Fragen beantwortet hatte. Dennoch schien er bedrückt. Der Baron verhehlte absichtlich wenig, wie mächtig das holde Kind ihn anzog, und gerade gegen Justus hatte er andeutungsweise den Wunsch merken lassen, Hedwig und ihrer Familie näher zu treten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In England hat Jemand als wirksames Mittel zur Verbesserung der Staatsrevenuen eine Steuer auf Pianos vorgeschlagen, die sich durch die Leichtigkeit ihrer Erhebung besonders empfehle, da sich das Steuerobjekt durch „den abscheulichen Lärm", den es mache, von selbst verrathe. Wir halten das gar nicht für so lächerlich. Es gibt drückendere und unvernünftigere Steuern als eine Pianosteuer in England sein würde. Eine solche empfiehlt sich schon aus Gründen der Menschlichkeit und der christlichen Nächstenliebe, denn die Pianos sind hier unter den Händen des schönen Geschlechts zu einer unerträglichen Landplage geworden. Jede Engländerin, von der Herzogstochter an bis zur Nähjungfer, glaubt ihre „accomplishments" durch eine Verarbeitung des Piano's dem Ohre der Nachbarn aufdrängen zu müssen. Wohin dieser Modewahnsinn bei einer so durch und durch unmusikalischen Nation, wie der englischen, führen muß, brauchen wir nicht auszuführen. „Keine Ruh bei Tag und Nacht!" und die schmerzlichen Qualen für jedes Ohr, das sich nicht der glücklichen Unempfindlichkeit gegen Mißtöne und Gassenhauer erfreut, womit ein ächter Engländer die musikalischen Leistungen seiner Damen zu verlachen vermag. Eine Pianosteuer würde in England eine sehr vernünftige, ergiebige und menschenfreundliche Luxussteuer sein, viel gerechter als eine Auflage, welche dem armen Manne seine Lebensmittel vertheuert.

(Hindugebräuche.) Bei den Hindus werden im Kindesalter schon Verlobungen geschlossen, bei den Knaben im Alter von sieben bis zehn Jahren, bei den Mädchen von vier bis sechs Jahren. Im zwölften Jahre sind die Hindufrauen schon Mütter, im fünfundzwanzigsten Großmütter. Auch die Kinder der Häuptlinge auf Java und Madura werden als kleine Kinder verlobt, sechs bis zehn Jahre später findet die Trauung statt. Auch bei den Eskimos sollen die Kinder-Verlobungen vorkommen. Die Mangolen verheirathen sogar ihre verstorbenen Kinder. Es wird nämlich in Bezug auf die Verstorbenen ein Heirathsvertrag aufgesetzt; es werden die üblichen Hochzeitsgeschenke abgeliefert, und dann wird Alles feierlich den Flammen übergeben. Durch diesen Akt, meint man, seien die Seelen der Abgestorbenen Mann und Weib geworden, während die überlebenden Familien unter sich mit derselben Wirkung sich verschwägert halten, als wäre die Ehe wirklich vollzogen.

(Eine Anekdote vom Papste.) Das Londoner katholische Wochenblatt „Tablet" erzählt folgende Anekdote vom Papst Pius IX. Eine Deputation der Bäcker von Rom machte kürzlich Sr. Heilig.

keit ihre Aufwartung, um sich über eine jüngst in der ewigen Stadt etablirte Maschinenbäckerei zu beklagen, die, wie sie sagte, zu billigeren Preisen besseres Brod verkaufe, als sie zu liefern im Stande seien, ihnen mithin bedenklichen Schaden zufüge. „Heiliger Vater," sagte der Wortführer der Deputation, „das Geschick lastet schwer auf uns, die wir so lange für das öffentliche Wohl gearbeitet haben." „Sehr wahr, mein Sohn," erwiederte der Papst mit dem ihm eigenen Humor, „es ist auch hohe Zeit, daß Ihr ein wenig ausruht und andere Leute arbeiten lasset."

Der größte Mann seiner Zeit, oder wenigstens der längste, weilt jetzt in Berlin. Es ist dies Herr Mr. Jean Joseph Brice, der nicht weniger als 8 Fuß rh. mißt, also Herrn Murphy, der alle Welt in Erstaunen setzte, noch um einen Fuß überragt. Herr Brice ist 28 Jahre alt, trotz seiner Körperlänge sehr gut proportionirt und hat ein Gewicht von 400 Pfund. Am Sonntag ist Herr Brice dem Könige vorgestellt worden; sei gestern präsentirt sich derselbe im Walter'schen Lokale, Leipzigerstraße 105, dem Publikum.

In amerikanischen Blättern finden wir eine Notiz, die wir zur ernsten Erwägung „für Rechnung wen es angeht", wie es in dem Versicherungsjargon heißt, mittheilen. Der Mikado von Japan hat befohlen, alle Bewohner eines Hauses, in welchem auf irgend welche Weise Feuer entsteht, mit ihrer ganzen Familie zu enthaupten. Es ist das offenbar die einfachste, alle unangenehmen Weiterungen ausschließende Art von Schadenregulirung, mit deren Ausführung bei einer etwaigen Adoption des Prinzipes bei uns nach wie vor die Inspektoren der Versicherungs-Gesellschaften beauftragt bleiben könnten. In manchen Fällen würde sich das künftige Amt derselben von dem jetzigen nicht viel unterscheiden.

(Fabelhafte Ehrlichkeit.) Ein Geistlicher in Petaluma (Californien), Namens James Hunter, hatte sein Leben in der Manhattan-Lebensversicherungs-Kompagnie um 5000 Doll. versichert und bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode 399 Doll. an Prämien bezahlt. Sofort wurden Arrangements gemacht, seiner Wittwe den Betrag der Police zu verschaffen; diese weigerte sich jedoch, etwas anzunehmen, da ihr Mann der Kompagnie zur Zeit seiner Versicherung ein organisches Leiden verheimlicht habe, welches ihn nicht berechtigte, sein Leben so hoch anzuschlagen. Die Agenten in San Franzisko legten den Fall der Kompagnie vor, und die Direktoren beschlossen, vollständig überwältigt von dieser ungeahnten und ihnen gewiß selbst bisher gänzlich unbekannten Ehrlichkeit, der Mrs. Hunter in Anbetracht ihres nachahmenswerthen Benehmens aus den Mitteln der Compagnie 2000 Doll. zur Verfügung zu stellen.

(Sogenannte Vatermörder aus Eisenblech.) Prof. Dr. Artus in Jena erhielt vor Kurzem aus England patentirte sogenannte permanente Kragen (Vatermörder), die aus sehr dünnem Eisenblech und vorn zum Schluß mit einer Feder versehen waren, die sehr gut schlossen und deßhalb außerordentlich empfehlenswerth erscheinen, da sie schön weiß und mit einer Mischung von gleichen Theilen Schwerspath und Zinkweiß (Zinkoxyd) und Leinölfirniß überstrichen und mit einem feinen Damarlack überzogen waren und nach einem gewissen Gebrauch, nach dem Schmutzigwerden, nur mit Seifenwasser abzuwaschen waren, um sofort den Kragen wieder ein schönes Ansehen zu ertheilen. Da die Kragen also vermöge ihres Materials unverwüstlich erscheinen und stets mit wenig Mühe und Kosten gereinigt werden können, so dürfte auch bei uns dieser gewiß wichtige Industriezweig vielfach Beachtung finden.

* Ein ungebildeter Mensch warf Jemand vor, der ihm nicht die gebührende Achtung erwiesen zu haben schien, er besitze großen Stolz. Dieser erwiederte ruhig: „Da können Sie sich sofort vom Gegentheile überzeugen, ich spreche mit dem gemeinsten Menschen."

* (Verschieden — und doch gleich.) „Alle Menschen gleichen sich im Tode," predigte Schleiermacher eines Tages. — „Sonderbar!" rief Jemand, „daß die Menschen einander gleichen, wenn sie verschieden sind."

Lebensphilosophie.

Genüge dir und bettle nicht
Um Gunst und eitles Brod,
Und tauche nie dein Angesicht
Vor Großen in den Koth.

Hoffnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Samstag, 20. Februar 1869.

Novelle.

(Schluß).

Leo ersehnte die Ankunft der Mutter beinahe ebenso lebhaft, wie das junge Mädchen selbst, und wäre schon in der Hoffnung glücklich genug gewesen, als sie unbefangen einwilligte, ihn mit der Mama auf seinen schönen Gütern zu besuchen, wenn nicht eben die herzliche Kindlichkeit, womit Hedwig ihm begegnete, den Unterschied der Jahre, wie ihr Gefühl ihn auffaßte, in ein Licht gesetzt hätte, das seinen Wünschen nicht günstig war. Er nannte diese Wünsche bei sich selbst thöricht und doch empfand er die unabweislichste Neigung für das holde Kind. Sie selbst ahnte nichts von der ernsten Beziehung, die sein Vorschlag, mit der Mutter in seine Heimath zu kommen, haben konnte; sie freute sich, das schöne Schloß, den Park, die Wiesen und die trauliche kleine Kirche zu sehen, die er ihr beschrieben, aber sie wurde doch plötzlich still und betreten, als sie aufschauend einen ganz eigen traurigen Ausdruck in Justus' Zügen bemerkte. Sie wagte nicht, ihn um den Grund zu fragen, aber sie eilte hinaus, suchte die geschäftige Tante Christine auf und fragte: „Tante, was fehlt ihm, ist er krank?" und da zwischen diesen Beiden „er" immer Justus war, so erwiederte die gute Seele, die entweder schwieg oder sagte, was sie dachte: „ach, Hedwig, er fürchtet gewiß, Du heirathest einmal den Baron und ziehst weg!"

„Den alten Herrn?" lachte das sechzehnjährige Mädchen ganz erstaunt, weil ihr der vielgereiste vornehme Mann, dessen Haar mit Grau gemischt war und der für sich ganz allein große Güter besaß, nothwendig alt erschien, so daß ihr Tante Christinens Gedanke wirklich höchst lächerlich vorkam. Auch hatte sie nicht Zeit, demselben weiter nachzuhängen, denn den Wagen im Städtchen lassend, um ihre Lieben zu überraschen, trat Ottilie mit dem Sohn ein und schloß gerührt die schöne Pflegetochter in die Arme. Tante Christine und ihr Schwager begrüßten die theuren Gäste auf's Herzlichste, und es konnte nicht fehlen, daß man alsbald des Fremden gedachte, dem die Familie um Hedwigs willen verpflichtet war.

Ottilie eilte, dem Baron ihren Dank auszusprechen und trat, Hedwig an der Hand, in den Garten, wo sich Löwenberg befand. Als die voranseilende Tante Christine ihm die Ankunft von Hedwigs Mutter verkündet, hatte er sich schnell erhoben und um eine Geisblattlaube biegend, stand er plötzlich der Erwarteten gegenüber, seine dunklen Augen mit flehentlichem Ausdruck auf sie richtend, von der er künftiges Glück zu erbitten willens war. Ottilie erkannte diese Augen. „Leo!" rief sie in unaussprechlicher Ueberraschung, während innerste Bewegung ihr friedvolles Gesicht verklärte. „Mein Gott, Sie!" rief der Baron, ganz überwältigt von dem Lichte, das ihm aufging, „wo ist das Grab meines Kindes?" — „Das Grab? warum fürchten Sie das? Hier ist Ihre Tochter! Mein geliebtes Kind," fuhr sie, mit überströmenden Augen zu der sprachlosen Hedwig gewendet, fort, „sieh', hier ist Dein Vater!" —

Wir wagen es nicht weiter, die heftige Erschütterung, die Dankbarkeit, das Entzücken der drei Menschen zu schildern, welche sich hier nach Jahren der Trennung wiederfanden, die unbeschreibliche Empfindung des Vaters, der sein todt geglaubtes Kind in blühender Schönheit der Seele und des Leibes neugeschenkt erhielt, Ottiliens Wonne, so das Vertrauen gerechtfertigt zu haben, das ihr einst in so seltsamer Weise bewiesen worden. —

Die Erklärungen, welche dem ersten Sturme des Erkennens folgten, waren nicht weniger aufregend. Leo durchschaute bald, daß sein erster Brief von London aus in unrechte Hände gefallen, daß man ihn hingehalten, um sich durch einen bequemen Betrug in Besitz der Summen zu setzen, welche er zur Erziehung seiner Tochter schickte; daß die Aussicht, welche er damals gegeben, selbst bald nach Deutschland zurückkommen zu können, die Betrüger erschreckt und sie zu einer Lüge genöthigt hatte, welche ärger war als die erste: zu der Nachricht von dem vermeintlichen Tode des Kindes, womit sie zugleich jede Beziehung zu dem Vater abbrachen. Löwenberg theilte Ottilien dieses Alles mit; er sagte ihr, wie bitter er sich durch die falschen Briefe enttäuscht gefunden, wie der erlogene Tod des Kindes ihn gebeugt und wie er, nach dem vergeblichen Versuche, wenigstens eine letzte Spur des Kindes wiederzufinden, schmerzvoll die heimathliche Erde verlassen habe, um zehn Jahre lang in der Fremde zu schweifen.

Ottilie erzählte ihm dagegen die einfachen Thatsachen, welche seit jener Trennung im Dampfwagen, ihrem und Hedwigs Leben die bestimmte Richtung gegeben; sie versicherte ihm in der ruhig edlen Weise, die sie auszeichnete, wie Hedwig für sie von Anfang an ein reiches Segensgeschenk gewesen und wie die glückliche Entwicklung des theuren Kindes sie reich über ihr Verdienst belohnt habe für die Sorge, die sie seiner Erziehung gewidmet.

Alles, was sie sagte, klang Leo wie eine Botschaft des Friedens und des Glückes; er horchte ihrer freundlichen Stimme, während er leuchtenden Auges bald sie, bald seine Tochter ansah, die, wie in einem seligen Traume befangen, sich an den neugewonnenen Vater schmiegte und dabei zuweilen mit schelmischem Lächeln zu Justus hinüberblickte, der mit aufgehellten Zügen neben der glücklichen Gruppe stand.

Tante Christine rief zu Tisch. Leo erhob sich und seine Tochter bei der Hand nehmend, bot er Ottilien die andere, indem er sagte: „Wollen Sie mir die Versicherung geben, Theuerste, daß wir uns nie wieder trennen, so lange Gott uns das Leben vergönnt?“ — Sie reichte ihm statt der Antwort die Hand und das feine Erröthen, das er schon einmal gesehen, zog über ihr mildes Gesicht wie das Morgenroth künftigen Glückes!

Das Licht im Fenster.

„Ich will das Licht ins Fenster stellen, Gottfried, bis Du zurückkommst.“

„Nicht nöthig,“ erwiederte der junge Bursch, der bereits den Griff der Stubenthür in der Hand hielt, mit etwas unsicherer Stimme; „es ist, weiß Gott! nicht nöthig. Ich kenne den Weg im Finstern und — und — es könnte doch spät werden, ehe ich wiederkomme.“

„Nein, nein, mein Junge; 's ist holperiger Weg, und Du könntest gar in die Klippen gerathen. Auf ein Stückchen Talglicht oder ein wenig Oel kommt's nicht an. Du findest das Licht brennen, wenn Du kommst, darauf verlaß dich!“

Gottfried's Mutter bewohnte ein Häuschen am Strande, in der unwegsamsten, nur mit einigen elenden Bauten bestandenen Gasse des Ortes. Sie war die arme Wittwe eines Matrosen, wetterhart geworden in der Schule der Prüfung, welche der Besitz und die Ernährung von fünf Kindern über sie verhängte, gesund und fleißig, von derbem, aber gutem Gemüth. Waschen und Plätten für ärmere Leute, namentlich Fabrikarbeiter, Fischer und Matrosen, war ihr Erwerbszweig, in welchem Mutter Kameron sich tüchtig tummeln mußte. Ein großer Korb voll Plättwäsche, funkelnd wie frischer Schnee, stand neben ihr, als sie ihren Aeltesten an jenem dunkeln Abend entließ.

Gottfried war 18 Jahre alt, ein hübscher starker Bursch mit vollen Lippen und rothen Wangen. „Wenn er nur ein bischen steter wäre!“ pflegte seine Mutter von ihm zu sagen, aber Stetigkeit, Beharrlichkeit war Gottfried's Sache nicht. Er hatte die größte Lust am Seeleben, und gerade davor wollte ihn seine Mutter bewahren, weil sie in ihrer Ehe mit einem die größte Zeit seines Lebens abwesenden Matrosen des Elends genug ertragen und die schlechteste Ansicht von den materiellen Vortheilen eines Seemannes hatte.

Zu der Unstetigkeit ihres Aeltesten gehörte auch, daß er Abends sehr spät nach Hause kam. „Es würde Nichts ausmachen,“ meinte seine Mutter, „wenn sonst Alles gut an ihm wäre;“ sie zitterte manchmal im Stillen davor, daß er werden könne wie „Pieler's Jungen,“ die ihr trotz des Reichthums ihres Vaters ein Gräuel waren, weil sie zu viel tranken und allerhand Dummheiten verübten.

Sie liebte dennoch ihren Sohn, und als er so

in der Thüre stand, hoch gewachsen, derb und sanftmüthig, da glänzte ihr Auge vor Freude. „Er war doch gut gerathen," dachte sie, als er fort war, „und Dir einmal, wenn Deine alten Glieder nicht mehr können, ein rechter Beistand werden." Dann stellte sie das Licht ins Fenster, daß es weithin über den Strand hinausleuchtete. Die Zeit verstrich, die Mutter beendete ihre Arbeit, setzte sich eine Stunde auf ihren alten ledernen Sorgensessel, indem sie sich einem Halbschlummer überließ; dann, als Gottfried noch nicht kam, begab sie sich in ihr schlichtes Bett, und das Licht brannte aus, der Tag nahte, aber Gottfried war nicht zurückgekommen.

Ganz im Gegentheil hatte er diese Nacht dazu ausersehen, der mütterlichen Heimath und Aufsicht zu entfliehen. Das Leben daheim gefiel ihm nicht; die öfteren Mahnungen und strengen vorwurfsvollen Blicke der Mutter gefielen ihm nicht. Er hatte eine gewisse Hoffnung, reich oder wenigstens ein tüchtiger Seemann zu werden. Am frühen Morgen nach seiner Entfernung sollte im benachbarten Hafen ein Schiff die Anker heben, auf welches er sich als Matrose verdungen hatte. Er ging mit diesem Fahrzeug in die See und begann von da ab ein wildes, sorgloses Seeleben.

Das sagte ihm besser zu. Manchmal freilich, wenn der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte und in der Entfernung das rothe Feuerauge eines Leuchtthurms über die empörten Wogen hinblickte, erinnerte er sich des kleinen flackernden Lichtchens, welches die Mutter für ihn ins Fenster gestellt hatte, und im Innersten seines Herzens hörte er die Stimme seiner Mutter klingen; oder es war ihm, inmitten der wilden, rohen Lustigkeit der Schiffsmannschaft, als vernehme er über die Stille des Wasserspiegels eine der alten schottischen Balladen, womit seine Mutter die kleineren Geschwister in Schlaf zu singen pflegte.

Doch konnten ihn diese Töne und Stimmen nicht bewegen, seine schwankende Lebensbahn zu verlassen und heimzukehren. Die Jahre verstrichen, und endlich hörte er auf die innere Mahnung an die Heimath und die verletzte Kindespflicht nicht mehr. In damaligen Tagen waren nüchterne, die Mäßigkeit liebende Seeleute selten, häufig aber, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen herab, leidenschaftliche Brandytrinker. Gottfried trank wie die Andern. Er wurde breitbrustig und stark, seine Wangen bräunten sich, sein helles Haar wechselte die Farbe, seine Stimme ward tief und rauh. Er war in keiner Weise ein guter Mensch, aber ein guter Seemann.

Im Laufe der Zeit ward er deßhalb auch Offizier: erster Mate auf dem „Agamemnon". Seine Taschen waren gefüllt für alle seine Bedürfnisse. Die See war seine Heimath geworden, und wo er irgendwo vorübergehend an's Land kam, führte er jene Art wüsten Lebens, welches jeden Gedanken an Mutter und Geschwister verscheuchte. Er hatte „Freunde", — so dachte er wenigstens, — Männer, die ganz genau wußten, wenn neuer Sold in seiner Tasche klimperte; auch „Freundinnen", die nicht errötheten, seine Geschenke anzunehmen. Er war in Bezug auf solche kein „Knicker"; einst leerte er seine Tasche in den Schooß einer „Bettlerin", die, beiläufig gesagt, ein sehr hübsches Mädchen war.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Kunst, ein photographisches Bild auf einen dazu präparirten Stein zu bringen und diesen nach der bekannten Behandlung mit Säuren zum Abdruck zu benutzen, ist eine Verbindung der Photographie mit der Lithographie und gewährt vornehmlich zwei Vortheile: 1. die Möglichkeit, ein vollkommen naturgetreues Bild, und 2. dasselbe um so viel billiger herzustellen, als der Zeichner auf den Stein für seine Arbeit zu berechnen hätte. Dazu mag noch der Vortheil der außerordentlichen Schnelligkeit kommen, mit welcher eine photographische Anstalt ihre Objekte aufnimmt und vervielfältigt. Letzteres kam namentlich im Kriege von 1866 zur Bedeutung. Die Skizzen, welche die preußischen Genieoffiziere von irgend einer Gegend aufgenommen hatten, wurden in der Berliner photolithographischen Anstalt vervielfältigt und waren nach 36 Stunden in der nöthigen Anzahl als Orientirungskarten in der Hand aller Derer, die ihrer bedurften. Das Prinzip, nach welchem der Stein für die photographische Aufnahme zugerichtet wird, kann ein verschiedenes sein, und in der That befolgt die Berliner Fabrik eine andere Methode, als die in Paris und Rheims. Der auf dem Gebiete der Chemie wohl bewanderte und durch mannigfache Versuche bekannt gewordene Reallehrer Bronner in Eßlingen hat es nach fast zweijährigen Versuchen dahin gebracht, die Photolithographie auf dem Gebiete der Lehrmittel für die Schule, zunächst für die Landkarten, zu verwenden und hat eben jetzt einen Cyklus von 12 sogenannten Repetitionskarten herausgegeben.

Das neueste und, wie es scheint, bewährteste Mittel zum Haften der Farben auf Zink verdankt man dem bekannten Dr. Böttger, welcher denn auch dabei versichert, daß er es überall mit vollständigem Erfolge angewandt habe. Es besteht darin, daß man eine Lösung macht von einem Theil Chlorkupfer, einem Theil salpetersaurem Kupfer und einem Theil Chlorammonium, alles in vierundsechzig Theilen Wasser und dazu noch einen Theil von der im Handel vorkommenden Chlorwassersäure. Diese Mischung wird mit einem Pinsel über das Zink gestrichen, welches darnach unmittelbar eine tiefschwarze Farbe annimmt und nach Dr. Böttger's Erklärung einen basischen Chlorzink bildet. Die schwarze Farbe geht nach Verlauf von 12 bis 24 Stunden in Grau über und auf dieser grauen Oberfläche haftet und trocknet jede Oelfarbe und gibt dem Zink einen fest darauf haftenbleibenden Ueberzug, so daß weder die größte Hitze des Sommers, noch die stärksten Fröste, Schnee- und Regenmengen im Stande sind, denselben anzugreifen und zu zerstören. Dadurch bildet solcher Ueberzug eben sonach einen vollständigen Schutz für das Zink.

(Eine gefährliche Brautfahrt.) Der „Pos. Ztg." wird aus Kempten geschrieben: Einen so abenteuerlichen Polterabend, wie in voriger Woche ein Bräutigam in unserer Gegend erlebt, würde man kaum mehr in Romanen schildern dürfen, ohne der Uebertreibung bezüchtigt zu werden. Und doch ist's Wirklichkeit, die ich Ihnen berichte. Am Abend vom 26. zum 27. v. M. fuhr aus dem kleinen polnischen Städtchen Wielun ein Bräutigam mit einem Begleiter nach unserem Nachbarstädtchen Baranow, um daselbst am folgenden Tage seine Hochzeit zu feiern. Er fuhr ruhig durch die schneebedeckte Landschaft, als plötzlich die beiden Pferde unruhig wurden, ängstlich zu schnauben anfingen und vor jedem Baum an der Straße scheuten. Die beiden Passagiere sollten über den Grund nicht lange in Ungewißheit bleiben. Sehr bald hoben sich in einiger Entfernung die Gestalten zweier Wölfe ab, die heulend dem Fuhrwerk nachkamen. Es war eine sehr furchtbare Situation. Die beiden Reisenden nicht im Besitz von Waffen, und die Wölfe in unabweislicher Nähe. In dieser fürchterlichen Lage fuhr dem Bräutigam blitzschnell ein rettender Gedanke durch den Kopf. Rasch sprang er vom Wagen und schnitt die Stränge des einen Pferdes durch, das er den Wölfen preisgab, mit dem zweiten jagte der Schlitten davon. Bald war das freigelassene Pferd, das in seiner Angst gar nicht die Flucht ergriffen hatte, sondern zitternd stehen geblieben war, von den Wölfen erreicht, die sich mit einem Freudengeheul auf die Beute warfen. Unser Bräutigam aber gelangte in angstvoller Flucht, aber unversehrt, in dem Grenzstädtchen Goleslawice an. Für ein Pferd hatte er sein Leben eingetauscht und mit doppelter Freude trat er am andern Tage vor den Altar. Im Gedächtniß aber wird ihm die Brautfahrt wohl sein ganzes Leben hindurch verbleiben.

* Auf einer Puszta stürmten mehrere „Szegény legény" (Räuber) gegen die Thüre eines Lehrers, welcher gern dem Gott Bacchus huldigte — er solle aufstehen und ihnen Geld geben. Der Mann erhebt sich gemüthlich aus dem Bette, öffnet das Fenster und ruft den nächtlichen Ruhestörern ganz gemüthlich hinaus: „Ihr Narren, wenn ich Geld hätte, so wäre ich ja jetzt nicht zu Hause, sondern säße im Wirthshause." — Die Räuber waren mit dieser Antwort zufrieden und entfernten sich.

Der amerikanische Geistliche Dr. Witt Talmadge fällt über die Bedeutung der Presse folgendes Urtheil: „Ich erkläre, daß ich die Zeitungen für die großartigen Werkzeuge ansehe, durch welche das Evangelium gepredigt, Unwissenheit verbannt, Unterdrückung abgesetzt, Verbrechen ausgerottet, die Welt gehoben, der Himmel erfreut und Gott lobgepriesen wird. Im Gerassel der Druckpresse höre ich die Stimme des allmächtigen Gottes, die allen todten Nationen der Erde verkündigt: „Lazarus, stehe auf!" und der zurückweichenden Brandung der Finsterniß: „Es werde Licht!"

* Jemand fragte ein junges, hübsches Mädchen: „Wollen Sie mich haben?" — Schüchtern antwortete es: „O nein, aber wenn Sie mich wollen, — können Sie mich haben."

* Anagramm.

Ein Pensum habe ich erdacht,
Die meisten lösen's nicht, ich wette:
An welchem Halme hängen acht
Berühmte, große, reiche Städte?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 23. Februar 1869.

Zu unserer Zeit.

Ja, eine schwere Zeit — ihr klagt und weint,
Und ringet jammernd wohl die Hände,
Der Alpdruck, der euch zu erdrücken scheint,
Ihr fühlt ihn wohl und machet doch kein Ende.

Ihr klagt, daß eine Welt in Zweifelsnacht,
Daß nirgend sich der rechte Glaube finde,
Und holt darum, aus noch weit tieferm Schacht,
Des Pietismus moderfeuchte Binde.

Ein ew'ger Strudel reißt die Menschen hin,
Jagt in Extremen sie nach allen Winden,
Daß sie mit reinem, freundlich-schönem Sinn
Die Mitte nie und nie das Rechte finden.

Heut' noch — die Menschheit, kalt und glaubenlos,
Sie frechen Auges in den Himmel blicket.
Und morgen schon der Frömmelei im Schooß
In eine süßlich fromme Welt gerücket.

Noch heute schwärmt nach Freiheit eine Welt,
Die morgen schon der Knute sich wird beugen,
Und hoch als Schmuck die schnöde Fessel hält,
Um ihre tiefste Demuth zu bezeugen.

Noch heut' „Versöhnung", „Liebe" das Panier,
Daß sich die Welt zum reinen Lichte schwinge.
Und morgen schon die Welf und Waibling hier,
Führt man entbrannt die scharf geschliff'ne Klinge.

O, sänke doch ein einz'ger Sonnenstrahl
Aus lichter Höhe zu der Menschheit nieder,
Und brächte in die Herzen, die von Stahl,
Die alte Liebe und den Glauben wieder.

Daß aller Firniß, Lüge — Heuchelei
Von dieser schönen, reichen Erde schwinde,
Und sich ein Band der Liebe „seligfrei"
Beglückend um die ganze Menschheit winde.

Das Licht im Fenster.

(Schluß.)

In Gefahr, oder wenn es galt, einem andern Schiffe Hilfe zu leisten, war Gottfried Cameron der „Bravste der Braven". Nur war er weder generös noch brav genug, zurückzusteuern nach dem östlichen Port, wo er seine Mutter und das brennende Licht im Fenster im Stich gelassen hatte.

Fünf Jahre vergingen, zehn, fünfzehn. Ein Mann in den Dreißig war aus Gottfried Cameron geworden, ein Mann, welcher das tollste Leben unter der Sonne führte, ein Mann, dem Rum war wie dem Kinde Milch oder Wasser, ein Mann ferner, der seines Schöpfers nur in den Flüchen und Schwüren gedachte, die er gewohnheitsmäßig ausstieß; da kam der „Agamemnon" nach langer und stürmischer Reise ins Angesicht der englischen Küste — so wenigstens konnte man aus dem Lichtschimmer eines Leuchtthurmes schließen, dem einzigen in der Finsterniß sichtbaren Gegenstand.

Von den Wogen hin- und hergeschleudert, durch Felsen verletzt, kämpfte der „Agamemnon" noch tapfer um sein Ziel. Alle waren beim Anblicke des Lichtes erfreut, auch Cameron, welcher mit einem fürchterlichen Fluche versicherte, daß dies ein sehr angenehmes Licht sei.

Es war aber eine verhängnißvolle Nacht für den „Agamemnon": ein Funke von einer brennenden Cigarre, die eine unsichere, von allzu reichem Rumgenuß zitternde Hand hielt, fand seinen Weg wie ein Dämon in den Güterraum des Schiffes, und mitten im Dunkel der wild erregten Nacht brachen durch die Planken unter den Füßen der Mannschaft die rothen und gelben Zungen der Flammen.

„Feuer! Feuer!" ertönte es von allen Seiten zum schwarzen Himmel auf.

Die nun folgende Scene spottet jeder Beschreibung. Keiner, welcher sie überlebt hat, vermag sie zu vergessen. Es war vom Anfang des Feuers an keine Aussicht auf Rettung, als in den Booten, die sich im Nu füllten. Der Kapitän, todtenbleich, zeigte jenen Heldenmuth, welcher nur Seeleuten und tapferen Kriegern eigen ist. Aus dem alten Gewohnheitstrinker war ein nüchterner Mann geworden, der mit einer Art romantischer Neigung sein Schicksal mit dem seines Schiffes verknüpfte und, während er Alles aufbot, um jede lebende Seele sicher in den Booten unterzubringen, sich selbst vergessend schwur, mit ihm unterzugehen.

Ergreifende Bilder boten sich dar: der junge Passagier, an dessen Halse seine Braut hing, die Mutter, welche ihren Säugling an ihre Brust band und auf den Knieen inmitten des Tumultes betete; das Waisenkind, welches zu seinen Großeltern reisen sollte und halb verwundert, halb in Furcht drein starrte.

Auch die Matrosen waren wie umgewandelt, Helden geworden gleich ihrem Kapitän, und unter Allen stach der gigantische Cameron durch aufopfernde Hilfeleistung hervor. Alle, die in jener furchtbaren Nacht ihr Leben retteten, erinnern sich des broncefarbigen Mannes mit der Kraft eines Herkules.

So wurden denn alle Boote flott gemacht, einige, um den sichern Strand zu erreichen, andere, um unterzugehen. Alle trieben in die düstere, sturmvolle Nacht hinaus, gespenstig beleuchtet von den auf dem „Agamemnon" aufsteigenden Flammen. Nur Cameron und der Kapitän waren noch zurückgeblieben.

„Kapitän, es ist Alles aus!" sagte Cameron.

„Jawohl, mein Junge!" erwiederte dieser.

„Wir wollen uns die Hand reichen, haben manche böse Fahrt mit einander gemacht, aber dies ist die letzte."

„Vielleicht ist doch noch Rettung möglich, Kapitän — versuchen Sie es!"

„Nein, nein, mein alter Bursche; ich gehe mit dem Schiffe auf den Grund; hab' weder Weib noch Kind — das Schiff war mein Weib und ich will mit ihm sterben. Versuche Du es!"

Das waren die letzten Worte, welche gewechselt wurden. Ein mächtiger Donnerschlag ertönte — die Spiritusvorräthe waren vom Feuer erfaßt worden. In wenigen Augenblicken war Alles nur noch ein grausiges Chaos von Trümmern.

Cameron hatte ein Trümmerstück erfaßt, er kämpfte, halb bewußtlos, mit den Wogen. Als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich auf dem nassen Sande des Strandes und das Licht des Leuchtthurmes war sichtbar. Ein seltsamer Akt der Vorsehung hatte sein Leben gerettet. Halb ohnmächtig, wie zerschmettert blieb er geraume Zeit auf seinem nassen Bette liegen, dann richtete er sich auf und wankte vorwärts, und — o Wunder! — sein erfahrenes Auge erblickte bekannte Felsen, welche das auftauchende Mondlicht erhellte. Die See hatte ihn an den Strand geschleudert und oben auf dem Trockenen ging ein Mann — vielleicht ein Wächter der Ufersignale, welcher das altschottische Seemannslied sang:

„Im Fenster, Bruder, steht ein Licht für dich,
Im Fenster steht ein Licht für dich!"

Da glitten plötzlich die Thränen über Gottfried Cameron's Wangen und sein durch Angst und Schmerzen weich gewordenes Herz gedachte der Mutter Worte: „Ich will für Dich das Licht ins Fenster stellen."

Fast achtzehn Jahre waren vergangen und seine Mutter mußte in die Sechzig alt sein, aber sie war sicher längst todt. Irgend Jemand lebte indeß gewiß noch dort, wo sie gesorgt und gewacht hatte, der ihm über sie Auskunft geben konnte, und so machte sich denn der rauhe Seemann im Dunkel der Nacht auf, die Stätte seiner Jugend wieder zu betreten. Der Kompaß seines Herzens leitete ihn jetzt nach der Gasse, an welcher das alte Häuschen, das Paradies seiner Kindheit, lag.

Die Gasse war nicht mehr zu erkennen, zwei Reihen neuer Häuser faßten sie ein. Aber was war Das? Am Ende der Gasse, schon von Weitem erkennbar, flimmerte ein Lichtchen! War Das nicht ein Fenster seiner ehemaligen Wohnung? Träumte er oder war es Wirklichkeit? Er eilte mit raschen Schritten näher und näher.

Nein, es war keine Täuschung, das Licht stand wirklich im engen Fensterchen. Sein Fuß wankte, sein Herz klopfte in fiebernder Bewegung, als er mit dem Knöchel seiner harten Hand an die alte Hausthüre pochte.

Er wartete zitternd und die Thüre ward aufgethan, und in die Oeffnung trat eine alte Frau mit weißem Haar und hohlen Wangen — es war seine Mutter.

„Wer ist da?" fragte sie mit ihrem hart klingenden schottischen Accent.

„Ein armer Seemann, der Schiffbruch gelitten hat," sagte Gottfried mit halberstickter Stimme.

„Kommt herein und wärmt Euch!" versetzte die Alte. „Es ist eine böse Nacht. Gewiß hat Euch das Licht im Fenster hierher geführt. Es

brennt nun wohl an die zwanzig Jahre. Ihr wundert Euch doch nicht darüber? Ist's doch für meinen Sohn, der mich verlassen hat und noch nicht wiedergekommen ist. Manchmal hab' ich gehungert und Alles entbehrt, damit das Licht keine Nacht ausgehe; er fände sich sonst wohl nicht wieder heim. Die Andern sind alle todt, Alle — ich nur bin noch da, weil ich auf meinen Gottfried warten muß, und wenn er gekommen ist, will ich auch sterben."

Gottfried vermochte sich nicht mehr zu halten. Mit lautem Schrei und Weinen stürzte er zu ihren Füßen hin, umfaßte sie und küßte den alten Rock, den sie trug. Sie starrte ihn erst wie geistabwesend an — er merkte daran, daß ihre Gehirnthätigkeit gelitten und daß es Mutterliebe gepaart mit Wahnsinn war, welche so viele Jahre Nacht für Nacht ein brennend Licht ins Fenster gestellt, endlich aber erwachte ihr altes theures Selbst und sie nahm den bärtigen Kopf des Seemannes zwischen ihre hageren Hände.

„Siehst Du, ich wußte, daß Du wiederkommen würdest, Gottfried!" sagte sie und ihre Thränen flossen mit den seinen zusammen.

Einen bessern Sohn, wie Gottfried Cameron, gab es hinfüro nicht.

Er ward Kapitän eines Dampfschiffes, verheirathete sich und hatte das Glück, noch Jahre lang durch Liebesbethätigung einen Theil des seiner Mutter zugefügten Unrechtes wieder gut machen zu können.

Mutterliebe ist größer, denn alle Liebe, und überdauert alle Zeit — das ist die schöne Moral unserer kurzen Geschichte.

Eine Postschein-Geschichte.

„So!" sagte der Postdiener, indem er in den Laden des Kolonialwaaren-Händlers R. in Ebg. trat und zwei Postpakete auf den Tisch legte, „die machen zusammen neununddreißig Kreuzer, und dann bekomme ich noch drei Kreuzer für das Paket, das Sie gestern wieder holen ließen."

„Wieder holen ließen?" erwiederte fragend Herr R. „Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen?"

„Nun, Sie haben ja," erwiederte in aller Gemüthsruhe der Postdiener, „das Geldpaket, das Sie gestern zur Post gaben, wieder zurückholen lassen, und da kostet es eben, weil es schon eingeschrieben war, drei Kreuzer Gebühr."

Herr R. hatte am Abend zuvor durch einen seiner beiden Lehrlinge ein Geldpaket zur Post geben lassen und einen Postschein dafür genommen. Von einem Zurückholen des Pakets wußte er keine Silbe.

Er rief seinen Lehrling Franz herbei.

„Franz!" sagte er, „Sie haben gestern das Geldpaket zur Post getragen; nahmen Sie einen Schein dafür?"

„Ja!"

„Wo ist er?"

„Im Fache."

„Bitte, bringen Sie ihn."

Franz lief eiligst an's Brieffach, suchte den betreffenden Postschein und findet ihn nicht.

Der Prinzipal stutzte.

„Hm, ich weiß doch, daß ich ihn hierher gelegt habe, oben d'rauf auf die anderen, das kann ich beschwören," sagte Franz in einiger Aufregung.

Seinem Prinzipal kam aber die Sache etwas bedenklich vor: er suchte selbst nach dem Schein, und da er ihn ebenfalls nicht fand, bedeutete er dem Lehrling kurz, ihm auf die Post zu folgen.

Sie gingen.

Beide mochten sich auf dem Wege dahin mit gar sonderbaren Gedanken tragen; das sah man ihren ernsten Mienen wohl an.

Herr R. erfuhr nun von dem Postbeamten, daß gestern Abend, bald nachdem das Paket aufgegeben gewesen war, ein junger Mensch erschienen sei, der den Postschein vorgelegt und erklärt habe, er müsse das Paket wieder zurückholen, da soeben ein Brief von Seite des Adressaten eingelaufen sei, demzufolge dem Paket noch etwas beigeschlossen werden müsse. Darauf habe er, der Postbeamte, das Paket gegen Rückgabe des Scheines wieder ausgefolgt.

„Hier ist der Schein," fügte der Postbeamte hinzu.

Herr R. hörte mit wachsendem Erstaunen diese Erklärung an und fragte dann, ob der mitgebrachte Lehrling Franz derjenige sei, der das Paket wieder geholt habe.

„Nein," erwiederte der Beamte, „dieser hat es zwar gebracht, aber geholt hat es ein Anderer."

Franz athmete hoch auf.

Herr R. ging nun nach Hause und nahm jetzt seinen zweiten Lehrling Karl ins Verhör, der heute außergewöhnlich spät aufgestanden war und etwas verlebt aussah.

Karl stellte sich sehr verwundert und sehr beleidigt ob der Fragen, die sein Prinzipal an ihn richtete, und erklärte auf das Bestimmteste, gar nichts von der Angelegenheit zu wissen.

Also blieb nichts anderes übrig, als auch ihn auf die Post zu bringen, wohin er nur mit Widerstreben folgte. Hier wurde er sofort von dem Postbeamten als derjenige erkannt, der das Paket unter dem oben angeführten Vorwande wieder abgeholt hatte.

Nun war die Geschichte klar. Karl hatte den Postschein entwendet, um des Geldpakets habhaft werden zu können. Dasselbe enthielt 340 Gulden in baar. Der Dieb war nun erwischt, das Geld aber nicht, denn er leugnete Alles. Die Untersuchung seiner Taschen und Effekten führte nicht zu dem gehofften Ergebnisse; er mußte somit den Raub irgendwo versteckt haben.

Vorläufig erhielt er nun Zimmerarrest, da Herr R. die Sache nicht vor Gericht bringen, sondern mit Karls Eltern dies auf dem Vergleichswege abmachen wollte.

Die inzwischen angestellten Erkundigungen lauteten dahin, daß Karl sofort nach der That (es war Sonntags) mit seinem Freunde, einem Barbiergehilfen, in ein außerhalb der Stadt gelegenes Wirthshaus ging und daselbst bis Nachts 2 Uhr die Welt mit Champagner hoch leben ließ. — Der Wirth — jedenfalls ein Ehrenmann — half mit seiner ganzen Familie strebsamst mit, und das schäumende Getränk floß buchstäblich in Strömen. Ein Theil des Geldes war also bereits verpraßt.

Inzwischen war Karls Vater angekommen, um die Sache zu ordnen.

Man ging auf des jungen Mannes Zimmer, aber siehe da, — der Vogel war ausgeflogen. Er hatte sich über das Dach des Hinterhauses in ein benachbartes Haus geflüchtet und von da, wie man später erfuhr, auf den Bahnhof.

Die Geschichte ließ sich nun nicht mehr geheim halten, die Polizei nahm die Sache in die Hand und ein paar Tage darauf erwischten sie das lockere Bürschlein in Strasburg. Von dem Gelde fanden sich aber nur noch circa 200 Gulden bei ihm vor.

Es erfolgte nun die gerichtliche Untersuchung und der jugendliche Verbrecher wurde zu 6 Monat Arbeitshaus verurtheilt.

Moral: „Postscheine sind Papierwerthe, man halte sie unter Verschluß."

Mannigfaltiges.

* (Auch ein Beitrag zum Gartenbau!) Es kann wohl für Salatliebhaber nicht ohne Interesse sein, hier eine Pflanze besprochen zu sehen, die für Jedermann von großem Werthe und wohl schon längst dem Namen nach, aber nicht in der Praxis bekannt ist; und zwar ist dies die buntblätterige Forellen-Cichorie, nicht mit der hier fälschlich benannten Cichorie (Löwenzahn) [Leontodon Taraxacum] zu verwechseln. Dieser Salat wird ebenfalls durch Samen fortgepflanzt, den man in jeder Samenhandlung bekömmt, und wird die Kultur desselben, die sehr einfach ist, nur kurz erwähnt: Im Frühjahr, sobald wie möglich gesäet, Ende November oder Anfangs Dezember vorsichtig ausgemacht und in einem Keller oder an sonst einem frostfreien Orte eingeschlagen, mäßig feucht gehalten, liefert derselbe während des Winters einen wohlschmeckenden, sehr gesunden Salat. Zu bemerken wäre nur, daß in einem dunklen Raume der Trieb der Pflanze, der den eigentlichen Salat liefert, von selbst gelb wird, während bei hellen Orten dies durch Bedecken erzielt werden muß, und daß die Wurzel nach dem Abschneiden immer wieder treibt.

* In einer westphälischen Zeitung wurde den Gelehrten folgende Frage aufgegeben: Ist es nicht möglich, ohne Zuthun des Seidenwurms, durch Anwendung chemischer und technischer Prozesse aus den Blättern des weißen Maulbeerbaums Seide zu gewinnen? — Gleich darauf erschien in einem andern Blatte die Frage zur Lösung: Ist es möglich, durch Anwendung chemischer und technischer Prozesse, aus dem Grase und den Kräutern, welche das Schaf frißt, Wolle zu erzeugen?

* Als man einem jungen Manne bemerkte, seine Angebetete sei auf eine Dame eifersüchtig, erwiederte er: „Und sie sollte auf dies Musterexemplar modernster Oberflächlichkeit, auf diese kettenbehängte, ringbesteckte, lockenumflatterte, krinolinenumbauschte, seidenumrauschte Modepuppe wirklich eifersüchtig sein?"

Auflösung des Anagramms in № 22:

Kornhalm; nämlich Konstantinopel.
Ofen.
Rom.
Neapel.
Hamburg.
Amsterdam.
London.
Moskau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Donnerstag, 25. Februar 1869.

* Pariser Gerichtsverhandlung.

Ein Ehrenhandel, so heiter ausgeglichen, aber dann in einen Zuchtpolizeifall ausgeartet — das ist wohl der Mühe werth, ihn zu erzählen.

Die Geschichte ist folgende: Ein gewisser Ruchon kömmt eines Tages an den Schalter eines Bankhauses, um eine Anweisung von 160 Francs einzukassiren. Es war gerade nicht besonders warm; der Schalter war geschlossen. Ruchon klopft; der Kassier neben seinem guten warmen Ofen, gerade mit *einer Rechnung* beschäftigt, gibt keine Antwort. Neues und stärkeres Klopfen; auch dieses bringt den Kassier nicht aus seiner Ruhe. „Himmelsakrament!" schreit nun Ruchon in völliger Ungeduld, „ich erfriere hier und muß fort, zahlen Sie meine Anweisung!" Diesen Ausruf begleitete er mit einem dritten Klopfen, daß man meinte, die Scheiben müßten zu Grunde gehen. Der Kassier bequemte sich jetzt endlich, ohne aber nur den Kopf in die Höhe zu heben, zu der Antwort: „Gleich, es brennt ja doch nicht im Hause!" — und rechnete wieder fort. Jetzt aber machte Ruchon einen Höllenspektakel und drohte mit dem Huissier. Der Kassier, Namens Cartin, steht nun auf und öffnet brummend den Schalter. Ruchon gibt sein Billet ab mit der Aeußerung: „Das ist doch heiter!" Der Kassier nimmt dasselbe und sagt halblaut: „Das ist doch ein rechtes Stückvieh!" Nachher trug er das Billet ein und drückte den Stempel mit „bezahlt" darauf. Während dieser Beschäftigung streckte Ruchon, der die lobende Aeußerung gehört hatte, seine Hand durch den Schalter und langte dem Kassier eine schallende Patsche; der Kassier hielt seinen Backen mit der Hand und war wie angedonnert; kaum konnte er hervorstammeln: „Die find' ich doch ein bischen hart! (wenn er die Ohrfeige meinte, hatte er ganz Recht). Darauf nahm er aus seiner Kasse die 160 Francs und legte sie dem Ruchon hin, der sie nachzählte; unser Kassier — eingedenk der Bibellehre: „Mit dem Maße, mit dem ihr messet, wird euch wieder gemessen werden," — läßt nun seinerseits die Hand zum Schalter hinausspazieren, hängt dem Ruchon eine erschreckliche Ohrfeige ein und macht seinen Schalter wieder zu.

Man erräth wohl, was jetzt gefolgt ist; es wurde ausgemacht, am andern Tage sich zu schlagen und die beiden Kampfhähne — wenig bewandert in derlei Händeln — bestimmen, anstatt die Sache einfach den Zeugen zu überlassen, Zusammenkunft in einem Kaffeehaus, wohin auch die Zeugen beordert werden sollen.

Zur bestimmten Zeit war Alles versammelt und den Zeugen wurde nun die Sache auseinandergesetzt. Das wiehernde Gelächter dieser Zeugen zu beschreiben, in das sie bei der Erzählung des Abenteuers ausbrachen, ist kaum möglich; sie hielten sich die Seiten und krümmten sich zusammen: „Nein" — sagten sie — „das ist zu schön, Ihr könnt Euch nicht schlagen, Ihr seid quitt, die Ehre ist hergestellt, gebt Euch die Hand und laßt uns mit einander frühstücken." Und das Lachen wollte kein Ende nehmen und wiederholte sich so oft und so stark, daß am Ende unsere blutdürstigen Gegner auch davon ergriffen wurden und zum Frühstück einwilligten.

Man ging nun zu diesem französischen Gabelfrühstück; hielt sich aber ein bischen zu lang damit auf; da man nicht mehr ernstlich von der Duellgeschichte sprechen konnte, scherzte man darüber, und vom Scherze kam es zum Prahlen. Ruchon äußerte zum Kassier: „Ein Glück für Sie, daß das Duell unterblieben ist; ich bin sehr gewandt mit dem Degen, ich hätte Sie angespießt wie ein Kaninchen, und nun wäre ich untröstlich wegen Ihrer Frau und Kinder." — „Was" — erwie-

derte der Kassier — „Sie hätten mich angespießt — mich? ... zu Ihrem Unglücke kenne ich einen geheimen Stoß, der immer trifft — den Kirchhofstoß, welchen ich dem Tambour von meiner Kompagnie abgelernt habe." Nachdem man einmal auf diesem Wege war, kam man bald zu bitteren, verletzenden Redensarten; die Zeugen waren selbst nicht mehr ruhig genug, um unsere zwei Bramarbasse zur Ruhe zu bringen, die am Ende zu Persönlichkeiten und zu Schimpfreden kamen, so daß schließlich Ruchon dem Kassier eine Bouteille an den Kopf warf, wodurch dieser eine bedeutende Wunde erhielt, wegen deren die Sache vor das Korrektionelltribunal kam. Hier wurde nun von den Zeugen die Kaffeehaus-Scene und was vorging, erzählt, wodurch Alles zur Kenntniß des Publikums kam. Ruchon trug 8 Tage Gefängniß davon und muß 50 Francs Schadenersatz zahlen. (Gaz. de Trib.)

* Das Versteckensspiel.

Zwei Mädchen, beide jünger als 16 Jahre, Schwestern, die eine braun, die andere blond, saßen am letzten Tage des Jahres 1868 auf der Bank des Korrektionelltribunals zu Paris, sich in Ausbrüchen der Verzweiflung überbietend. Stößt Marie einen Angstschrei aus, so antwortet Angelina durch ein Verzweiflungsschluchzen. Wenn man sie so sieht und hört, so würde man bei allen Heiligen schwören, daß diese Täubchen in ein fürchterliches Wespennest gerathen seien und daß die ihrer Unschuld zugefügten Stiche von denjenigen sind, welche nie mehr heilen.

Allein siehe da! es erscheint vor den Schranken ein junger Mann, der nicht weint und der behauptet, er sei es, der in ein Wespennest gerathen, und daß die Wespen gerade die zwei verscheuchten Tauben sind, die auf schlaueste Art, indem sie ihre Hinterlist unter den kindlichsten Artigkeiten versteckten, ihm sein Portemonnaie aus der Tasche gestipitzt haben.

Auf die Aufforderung des Präsidenten erzählt er also: Beim Ueberschreiten des Boulevard Montmartre blieb ich vor diesen zwei Mädchen stehen, die so aus Herzensgrund lachten, daß es eine Freude war anzusehen. Ich bin zwar nicht besonders herzhaft, aber ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, über was sie so lachten. Da antwortete mir die kleine Blonde: „Meine Schwester hat den Wunsch ausgesprochen, in ein Kaffeehaus zu gehen, um Kaffee mit Milch zu trinken, und als wir unser Geld zählten, hatten wir zusamme nur 2 Sous. Meine Schwester sagte darauf: Ei nun, wir bekommen auch um 2 Sous — und das machte uns lachen, wie Sie es gesehen haben." — Nach dieser Erzählung lachten sie nur noch um so ärger. Da ich gerade keine Stelle habe und über meine Zeit verfügen kann, lud ich die beiden Fräulein ein, mit mir zu gehen und nach Wunsch auf meine Kosten Milchkaffee zu trinken. Sie gingen mit in ein Kaffeehaus in der Schäferstraße. Unter fortwährendem Lachen verschlang jede ihre Tasse Kaffee mit drei mürben Brödchen und zwei Zuckerstängeln. Da das Ding ein bischen schnell ging, machte ich kurzen Prozeß und zahlte die Zeche; hiebei sahen sie mein Portemonnaie, das gut gespickt war, ich hatte 45 Franken darin. Ich beging nun die Dummheit, dasselbe in meine Westentasche, statt wie gewöhnlich in meine Hosentasche zu stecken. Nach eingenommenem Kaffee schlugen mir die Damen vor, Versteckchens zu spielen. Wir spielten mehrere Touren und so oft ich sie erwischte, war das ein Jauchzen, ein Stoßen und ein Herumreißen, als sollten Einem alle Gelenke auseinander gehen. Am Ende, als letzte Tour, versteckten sie sich auf der Seite eines Hinterzimmers; ich wartete lange auf das J — etzt! verlor aber die Geduld, da es zu lange dauerte und fing an zu suchen. Die Kaffeewirthin sagte mir, ich fände sie nicht mehr, sie seien weggegangen, und es wäre gut, wenn ich es auch so machte, zuvor aber noch ein Schnapsgläschen bezahlte, welches bei unserem Nachlaufen zerbrochen worden war. Ich griff in die Tasche, um zu zahlen, aber mein Portemonnaie war fort; wir suchten mit Licht und Streichhölzchen, es war aber nicht da.

Zum Unglück für unsere beiden Nachtigallen stellte es sich heraus, daß sie am Tage nach dem Versteckspiel und die folgenden Tage allerhand schreiende Schulden bezahlt hatten, während sie vorher nur 2 Sous besaßen. Das Gericht fand demnach den Beweis des Diebstahls für erbracht, sprach aber aus, daß die Mädchen nicht mit völliger Zurechnungsfähigkeit gehandelt haben, erkannte demnach keine Strafe gegen sie, verwies sie aber auf zwei Monate in ein Besserungshaus.

Eisenbahngespräch.

Lauk: Sage, Commper, was würdest du wohl für eine Richtung einschlagen, wenn du eine Eisenbahn von Pirmasens nach der Türkei zu bauen hättest?

Hauck: Da wüßte ich keine bessere Richtung aufzufinden, als von Pirmasens aus schnurstracks über Bergzabern und Winden durch's badische Ländel.

Lauk: Und wenn du von Pirmasens aus die beste Linie nach Zweibrücken und von dort ins Kohlenrevier bei Saarbrücken und überhaupt nach Rheinpreußen und Nordfrankreich anzugeben hättest?

Hauck: Wie kannst du da nur noch fragen! Der nächste und bequemste Weg nach jenen Städten und Ländern geht unzweifelhaft über die Sickinger-Höh' und Landstuhl; denn bekanntlich kann man ja, ist man einmal in Landstuhl, bis Rom fahren.

Lauk: Hm, hm, was du mir da sagst, will mir doch nicht recht einleuchten.

Hauck: Das braucht's auch gar nicht; es ist schon genug, daß auf der Sickinger-Höh' die „dicksten Grundbeeren" wachsen und daß das Projekt eigentlich von einem „studeerten Bauer" herrührt, der sogar ohne Landkart' weiß, wo er zu Haus ist, und aus purem Eifer für Eisenbahnprojektenmacherei seine „Grundbeerensupp'" stehen läßt und trotz hungrigem Magen anfängt, Gedichte zu machen!

Lauk: Nun, das ist freilich was Anderes. Aber was versteht man denn unter dem Wörtel: „fusioniren"?

Hauck: Das will so viel heißen, als wie wenn die „studeerte Bauern" hinter ihrem Vieh oder ihren Fruchthaufen sitzend, auf ihr Geld pochen und dann die Städter, mit denen sie sich in freundschaftlichen Verkehr setzen möchten, durch allerlei Anzüglichkeiten lächerlich zu machen suchen; — auf diese Weise entsteht sicherlich in sehr kurzer Zeit die innigste Konfusion!

Lauk: Ah so! Das versteht Unsereiner halt nicht genug; hätten wir nur auch ein bischen „studeert".

X

Mannigfaltiges.

Ueber einen Veilchengarten in Potsdam schreibt man den Fr. Bl. „Der Gärtner Friedrich vor dem Berliner Thore hat seinen über zwei Morgen großen Garten am Havelufer (Babelsberg gegenüber) ganz zur Veilchenzucht eingerichtet. Man denke sich an tausend Mistbeetfenster, unter denen das Leben dieser Frühlingsboten frisch keimt und Blüthen treibt. Wird ein Fenster aufgedeckt, so duftet ein violetter Sammtteppich entgegen, nur spärlich vom Hellgrün der Blätter hier und da gesprenkelt. Unter anderen ist es noch grün, hier versprechen die ansetzenden Knospen erst nach Tagen, Wochen reiche Beute. Auf der Eisenbahn gehen Veilchensendungen, wohl verwahrt gegen tückischen Frost, nach Königsberg in Preußen, nach Danzig, Posen, Stettin, ebenso nach Hamburg, Mecklenburg, Sachsen u. s. w. Doch vor allen Orten ist es Berlin, das den größten Ertrag verbraucht. Durch Dampfheizung werden bedeutend bessere Erfolge erzielt, als früher, da man die Kästen durch Dung erwärmte. Vom Mai bis zum August stehen die Veilchen im Freien, um sich zu erholen.

(Schnell begriffen.) In Ann Arbor, im Staate Michigan, erwähnte der an der dortigen Universität angestellte Professor der Geschichte, der unlängst von einer Reise nach Europa zurückgekehrt war, bei Eröffnung seiner ersten Vorlesung des ungenirten Lebens der deutschen Studenten und des auf einzelnen deutschen Universitäten herrschenden Gebrauches, vor Erscheinen des Professors den Vorlesungssaal mit Tabaksrauch anzufüllen. — Am nächsten Morgen hatte unser Professor Gelegenheit, sich zu überzeugen, mit welcher Gelehrigkeit sich seine Schüler in die „deutsche Methode" zu finden gewußt hatten, indem er die Atmosphäre, wie er sagte, so dicht, als die dichteste irgend einer deutschen Universität fand.

Im Danziger Werder war bei einem Mennoniten, der seiner Kaltblütigkeit wegen bekannt ist, ein Dieb eingebrochen und mit einem Dolch bewaffnet an das Bett des Besitzers, der allein schlief, getreten. Unter der Drohung ihn zu ermorden, wollte er wissen, wo jener sein Geld liegen habe. Der Mennonit bemerkte ihm hierauf, er würde es allein doch nicht finden, er wollte es ihm aber zeigen, wenn ihm kein Leid angethan würde. Darauf kleidete er sich ruhig an, geht mit dem Diebe durch mehrere Zimmer, öffnet dann einen Schrank, nimmt schnell aus demselben zwei Pistolen und hält sie dem Diebe mit den Worten auf die Brust: „Ut welkem Büdel beleewt em?" (Aus welchem Beutel beliebt Ihm?)

(Consequenz.) Ein kleines Mädchen sagte kürzlich zu seiner Musiklehrerin: „Warum geben Sie mir ein schlechtes Zeugniß?"

„Weil du schlecht gelernt hast."

„Dann muß ich gerade ein gutes Zeugniß haben."

„Wie so?"

„Papa hat mir gesagt, daß man Schlechtes mit Gutem vergelten soll."

(Hausfrau.) Als die geistreiche Frau Friedrich's von Schlegel (die Tochter Moses Mendelssohn's) einst bei weiblichen Handarbeiten angetroffen wurde und man ihr vorwarf, daß sie eine ihrem Geiste angemessenere Beschäftigung wählen sollte, sagte sie: „Ich habe immer gehört, daß es schon zu viel Bücher in der Welt, aber noch nie, daß es zu viel Hemden gibt."

* Ein Kaufmann im Kurhessischen hat jüngst einen ihm präsentirten Wechsel von 800 fl. verzehrt und ist deßhalb in Haft genommen worden. — Die Armeen sollen schon Millionen verschlungen haben und kein Mensch denkt daran, sie in Haft zu nehmen. Das ist doch eine Ungleichheit des Rechtszustandes, die uns gar nicht gefallen will.

* Kaufmann: Hier, mein liebes Kind, hast du dein Pfund Zucker und sage deiner Mama, daß der Zucker aufgeschlagen habe.

Kind: Mama, sagt man denn beim Zucker aufschlagen oder aufklopfen?

Mama: Gewöhnlich nennt man's aufklopfen.

Kind: Nun dann soll ich dir sagen, daß der Zucker aufgeklopft wär'.

* Nach der Konferenz gab es Gelegenheit, daß ein junger Lieutenant dem Kaiser das entfallene Perspektiv aufhob. „Danke, Herr Hauptmann!" sagte der Kaiser in der Zerstreuung. — „Bei welchem Regimente?" fragte der Lieutenant rasch. — „Bei meiner Garde!" entgegnete der Kaiser, dem diese Geistesgegenwart gefiel.

In einem Wechsel=Comtoir sind 3 Brüder, Namens Tag, angestellt, von denen der Jüngste die Kasse führte. Neulich präsentirte nun ein Fremder einen Wechsel dorten und erhielt zur Antwort: „Warten Sie, bis der jüngste Tag kommt!" — „Der jüngste Tag?!" fragte der Fremde erschrocken, „so lange kann ich nicht warten!" — Die Ankunft des Kassiers belehrte ihn endlich, daß er nicht bis zum jüngsten Tag zu warten hatte.

* (Treffende Antwort.) Hauptmann: Kanonier Schmelzle, sag' Er mir einmal, zu was hat eigentlich der Staat sein Militär? — Schmelzle: Darüber habe ich auch schon nachgedacht.

* Scherzfrage. Welches Wort vereinigt in sich vier berühmte deutsche Schriftsteller?

Antw. Stahl — Feder — Gabel — Kant.

Lebensphilosophie.

Verleumder sind nur gereizte Bienen: stehe still unter ihnen, und sie summen zwar um dich her, aber sie stechen dich nicht.

Willst du mit Verderbten auch verderbt werden? Wird nicht ein Wassertropfen, der auf Staub fällt, in Koth verwandelt? Fällt er aber auf eine Blume, so glänzt er wie eine Perle.

Aufklärung ist eine richtige, volle und bestimmte Einsicht in unsere Natur, Fähigkeiten und Verhältnisse; ein heller Begriff über unsere Rechte und Pflichten.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden.

Silbenräthsel.

Dacht' ein britisch Kaufmannsblut
Einst in seinem Sinn:
„Ganz gewiß, es ist nicht gut,
Daß allein ich bin!"
Bald als schmucker Freiersmann
Vor Papa er stand,
Frug mit keckem Muthe an
Um der Ersten Hand;
Sprach: „Ich kann die Zweit' und Dritt'
Aus dem Fundament,
Machte dabei meinen Schnitt,
Und ich bin solvent.
Doch hab' ich das Silbenpaar
Auch im andern Sinn
Stets geübet recht und wahr,
Da ein Mann ich bin.
Seht, das Ganze wird sie nie
Leiden meinerseits,
Auf den Händen trag' ich sie,
Nie geschieht ihr Leid's.
Darum, werther Herr, vertraut
Euer Kind mir an;
Gebt, ich bitt', sie mir zur Braut
Und mich ihr zum Mann!"
Und der Papa, der ihn kannt',
Gab ihm gern der Tochter Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Samstag, 27. Februar 1869.

Glühende Augen.

Von Friedr. Eggert.

„Ihro Majestät die Kaiserin haben zu befehlen geruht, daß zur Feier Höchstihres Namenstages der „Fidelio“ von L. van Beethoven aufgeführt werden soll.“

Herr Umlauf, der Opernkapellmeister in Wien, seufzte tief, als er diese Zeilen las.

Wer sollte die Leonore singen? Seit Anna Milder-Hauptmann, für welche Beethoven die Parthie geschrieben, sich am Hoftheater in Berlin befand, hatte „Fidelio“ in der Bibliothek ruhen müssen, da es Herrn Umlauf nicht geglückt war, eine neue, gleich tüchtige Leonore zu entdecken.

Ja, er seufzte, obgleich er an Wilhelmine Schröder dachte.

„Es bleibt mir keine Wahl,“ sagte er sich zuletzt. „Die Schröder ist die einzige Sängerin in ganz Wien, deren Stimmmittel ausreichend sind. Ihre lyrischen Parthieen, die Emmeline, die Agathe, werden mir unvergeßlich bleiben, und wenn sie auch im Stande ist, die Leonore zu singen, so liegt es doch bei ihrer Jugend auf der Hand, daß sie die Leonore noch nicht spielen kann. Und wie verliert gerade diese Rolle, wenn sie nicht auch vollendet gespielt wird!“

„Was?“ rief Beethoven, als Umlauf ihm mittheilte, daß die Parthie bereits in den Händen der Schröder sei, „die Mamsell Schröder, eine Siebzehnjährige, und meine Leonore?! Wißt Ihr denn nicht, Umlauf, daß man, um eine solche Rolle übernehmen zu können, gelebt, geliebt, gelitten haben muß? Daraus wird nichts; meine Oper soll lieber gar nicht gegeben werden. Wie kann man einem Kinde diese erhabene Gestalt anvertrauen!“

Der Kapellmeister zog die Schulter hoch und das Kabinetsschreiben aus der Tasche.

„Lieber Freund, jeder Einwand ist überflüssig. Hier haben Sie den allerhöchsten Befehl schwarz auf weiß; die Oper muß also gegeben werden. Sie wissen so gut wie ich, daß uns eine bessere Leonore im Augenblick nicht zu Gebote steht; wir müssen also sehen, was sich aus der Demoiselle Schröder machen läßt, und ich hoffe, daß ihre Mutter —“

Beethoven, die Hände auf dem Rücken, schritt in der Stube auf und ab. „Na, meinetwegen,“ stieß er hastig hervor, „wenn's denn einmal sein muß. Das aber sag' ich Euch, Umlauf, ich will mit der ganzen Sache nichts zu schaffen haben. Ich werde auf's Land gehen, obgleich es mitten im Winter ist, und wenn Ihr mir etwa damit kommen wollt, daß ich meine Oper dirigiren soll, so sind wir die längste Zeit Freunde gewesen!“

Der Kapellmeister schwieg, aber er lächelte. Als er dann ging und wieder an die zu jugendliche Leonore dachte, mußte er abermals tief seufzen ....

Wilhelmine warf in diesem Augenblick die Locken in den Nacken und verließ das Klavier.

„Du bist nicht zufrieden, Mutter,“ sagte sie, die Hand auf ihren Arm legend; „ich sehe Dir's an, was Du mir jetzt sagen willst.“

„Nun?“ Frau Sophie Schröder, die ihrer Tochter, während sie am Klavier probirte, besonders über das Spiel in den Kerkerscenen verschiedene Rathschläge ertheilt hatte, blickte ihr jetzt gespannt in die glänzenden Augen. „Nun, mein Kind?“

„Ich werde nur den ersten Akt bewältigen können. Es fehlt mir, um auch mit dem zweiten Akt Ehre einzulegen, die Schule, die Erfahrung, die Leidenschaft. Das, Mutter, willst Du mir sagen. Du bist um mich besorgt, Du fürchtest gar, ich werde — plumpsen — — Nein, liebe Mutter, laß Deine Leonore nur erst auf den

Brettern sein. Dort ist mein Boden, da wächst mir der Muth! Freilich," fügte sie hinzu, „wenn der Beethoven im Theater wäre, dann brächt' ich vor lauter Angst rein gar nichts heraus. Ein Glück, daß er auf das Land will; Umlauf hat es mich fest versichert!"

Die Uebungen am Klavier und die mütterlichen Rathschläge wurden fortgesetzt. Von Anfang an hatte Frau Schröder die Ansicht der Männer getheilt: Wilhelmine sei zu jung, um Leonore auch spielen zu können. Während nun die Mutter den Theaterproben mit sich steigernder Angst entgegensah, konnte die Tochter dieselben kaum erwarten. In ihrem Stübchen fühlte sie sich wie der befiederte Sänger im Käfig, auf den Brettern aber wie die Lerche, die schmetternd zum sonnigen Himmel emporsteigt.

Bei den ersten Proben drückte Herr Umlauf zuweilen ein Auge zu, um nicht durch häufigen Tadel Wilhelmine muthlos zu machen. Daß sie Recht gehabt, mußte die Mutter jetzt einsehen: auf der Bühne gewann ihr Spiel an Bedeutung; nur mußte es in den Augen einer Künstlerin, wie Sophie Schröder war, noch zu studirt und vor Allem zu wenig dramatisch erscheinen. Herr Umlauf fing sogar in den folgenden Proben zu schmunzeln an, doch wenn er dann an Generalprobe und Aufführung dachte, dann überlief es ihn eiskalt: er kannte Beethoven!

Der auf das Land gehen, wenn die Aufführung seiner Oper bevorstand! So hatte er ja stets gesprochen, allein noch in jeder Generalprobe war er plötzlich wie ein Geist im Orchester aufgetaucht, hatte den Taktstock ergriffen und Sänger und Musiker nicht nur getadelt, sondern wahrhaft gepeinigt. Da also Umlauf das wußte, so hatte er Wilhelminen, um ihr die Angst bis zuletzt zu ersparen, fest versichert, daß der Meister diesmal wirklich verreisen werde.

Auf dem Stephansthurm schlug es Sechs.

Sänger und Musiker waren zur Generalprobe versammelt. — Frau Schröder stand hinter der ersten Coulisse.

Da plötzlich erschien hinter dem Souffleurkasten eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, mit wirrem Haar und leuchtenden Augen. Das Orchester, die drei Bassisten, die beiden Tenore, die zwei Sopranstimmen und der ganze Chor der Staatsgefangenen und Wachen seufzten — Herrn Umlauf wurde es sehr warm, obgleich draußen der Schnee hoch lag...

„Mein Gott!" stammelte Wilhelmine...

„Muth, mein Kind!" rief die Mutter ihr zu.

„Anfangen!" rief Beethoven und hob den Taktstock.

Die Ouverture begann. Der Meister, dessen Schwerhörigkeit schon damals einen hohen Grad erreicht hatte, vermochte dennoch jeden Ton zu unterscheiden: „er hörte mit dem Herzen". Jede Minute fast klopfte er auf das Pult.

„Die Hörner haben im fünften Takte Adagio — die zweiten Violinen müssen ganze von halben Noten unterscheiden lernen — Was? Das sollen reine Läufe sein? Bocksläufe sind's!"

„Schwere Arbeit; Holzspalten ist nichts dagegen," flüsterte der Posaunist dem Flötenbläser ins Ohr, als die Schlußakkorde der Ouverture verhallt waren.

„Kommt noch ganz anders," gab der Flötist zurück.

Wilhelmine hatte sich unterdessen gefaßt, gesammelt. „Zeige ihm, daß Du keine Furcht kennst, selbst vor ihm nicht. Vielleicht nimmt er's auch im zweiten Akte weniger streng, wenn er im ersten mit Dir zufrieden ist."

Die Hand auf dem Herzen, so trat sie nach Marcellinens großer Arie in die Scene. Der Tadel des Meisters traf sie am wenigsten; Rocco, der Kerkermeister, und der verliebte Jaquino hatten am meisten unter seiner Strenge zu leiden. Nach jeder Nummer wuchs ihr der Muth, und besonders die Arie vor dem Finale:

„Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern,
Den letzten Stern des Müden nicht erbleichen;
O komm, erhell', erhell' mein Ziel,
Sei's noch so fern, die Liebe wird's erreichen —"

trug sie so zart und innig vor, daß es wie ein sonniger Schimmer über das Antlitz Beethoven's flog. „Gut, gut, Mamsell Schröder!" rief er nach dem Finale hinauf; „hätte das von einem so jungen Frauenzimmer nicht so erwartet. Alles aber kommt auf den zweiten Akt an. Da ist die Mamsell die Hauptperson und wenn Sie da nicht so zu spielen verstehen, daß jedem Zuhörer die Haare zu Berge steigen, dann machen wir nichts, gar nichts. Nun, werden ja sehen. — Anfangen!"

Ein Zittern befiel sie nach diesen Worten; Fassung und Vertrauen waren plötzlich dahin. „Muth, Muth!" rief ihr die Mutter vergebens zu. Sie drückte die Stirne an die Coulisse und heiße Thränen rollten ihr über die Wangen, während der gefangene Florestan über das entflohene Glück klagte.

„In des Lebens Frühlingstagen ist das Glück von mir gefloh'n," wiederholte sie leise.

Florestan aber fuhr fort:

„Willig duld' ich alle Schmerzen,
Süßer Trost in meinem Herzen:
Meine Pflicht hab' ich gethan!"

„Ja, meine Pflicht, auch ich will sie thun, so gut ich's vermag," rief sie da sich zu, und festen Schrittes trat sie nun mit Rocco zur melodramatischen Scene hinaus.

Beethoven hatte weniger zu tadeln, als Alle gefürchtet, und Wilhelmine athmete wieder leichter und leichter. Dann aber, vor dem großartigsten aller Quartette, legte der Meister plötzlich den Taktstock nieder und rief aus: „Jetzt, Mamsell Schröder, jetzt kommt's! War mit dem Umlauf nicht zufrieden, weil er Ihnen die Parthie gegeben hat. Zeigen Sie mir jetzt, daß er Recht gehabt. — Weiter! Wo bleiben die Hörner?"

Ein schwerer Seufzer glitt von ihren Lippen; die rasch einsetzenden Hörner aber übertönten ihn.

Das Quartett begann. Pizarro tritt auf, um Florestan zu ermorden. Leonore, die in Florestan den Gatten erkannt, stürzt mit durchdringendem Schrei hervor und bedeckt ihn mit ihrem Körper: „Durchbohren mußt Du erst diese Brust!"

„Halt," ruft Beethoven, „Ihr Niedersinken war kein Stürzen. Und das wäre ein Schrei in höchster Seelenangst? Mückengesumme war's! Noch einmal!"

Wilhelmine wiederholt die Stelle.

„Das war erst recht nichts. Dem Publikum muß es zu Muthe sein, als ob die Decke zusammenstürzt. Immer noch einmal!"

Zum dritten, zum vierten Male führt sie diese vier Takte aus.

„Immer matter und schlechter!" In ganzer Gestalt hat Beethoven sich erhoben, heftig gestikulirend, mit verstörten Mienen steht er da. „Mamsell, Sie bringen mir die ganze Oper um. In solchem Augenblick müssen Sie doch etwas fühlen, Sie müssen ja rasen! — Weiter gehen. Am Schluß kommen wir wieder auf diesen Punkt zurück."

Thränen glänzen in ihren Augen; auf Umlaufs Stirne perlt der helle Schweiß. Frau Schröder ballt die Hände um das Taschentuch; alle Uebrigen schütteln die Köpfe.

Jetzt schleudert Pizarro Leonore zurück. „Halt ein!" ruft Rocco. Da kommt der Muth der Verzweiflung über sie und sie bricht in den Ruf aus: „Tödt' erst sein Weib!"

Da fingen die Augen des Meisters zu glühen an und sein Zorn erwachte, der in den letzten Lebensjahren seine vielen liebenswürdigen Eigenschaften verdunkelte.

„Halt, halt!" rief er. „Hat sich bei einem der Anwesenden ein Haar gesträubt? Wenn die Milder an diese Stelle kam, sind sämmtliche Haare zu Berge gestiegen und Mark und Bein wurden erschüttert. Meine Oper, meine arme Oper! Mamsell Schröder, haben Sie denn außer Ihren Tönen gar nichts in der Brust? Tödt' erst sein Weib — da muß ja Alles in Ihnen lodern, brennen, aus Ihren Augen müssen die Flammen schlagen! Nicht nur singen, sondern auch spielen, schreien, toben, rasen!".

„Aber lieber, bester Beethoven," wagte Umlauf zu bemerken, „Sie sind auch gar zu erregt. Ich sagte Ihnen ja gleich, daß wir keine Wahl hätten. Was soll das morgen Abend werden, wenn —"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem Professor Nawratil, Direktor der Central-Anstalt für künstliche Fischzucht in Salzburg, ist es gelungen, fortpflanzungsfähige Bastarde von Fischen zu erzeugen; er schreibt darüber an die N. Fr. Pr. Folgendes: „Gleich in der ersten Kampagne der Anstalt war mein Augenmerk auf die künstliche Erzeugung von Kreuzungs-Produkten zwischen Edelfischen gerichtet, und in der That gelang namentlich die Kreuzung zwischen Salbling und Seeforellen so vollständig, daß dieser Bastard sich als kräftiger und schnell wachsender Edelfisch durch die dreijährige Wirksamkeit der Anstalt einen Namen unter den Fischzüchtern Deutschlands erwarb. Unsere Salzburger Bastarde wurden alljährlich sehr begehrt und somit der Piscikultur ein neuer ausgezeichneter Mastfisch vollständig gesichert. Diese Thatsache konnte mir natürlich nicht genügen, weil mich wiederholte anatomische Untersuchungen während des Wachsthums dieser Fische, durch die ganz normale Ausbildung des Sexualsystems, zu der Annahme berechtigten, daß der allgemeine Satz der Wissenschaft: daß Bastarde steriler Geschlechtsbeschaffenheit, also nicht fortpflanzungsfähig seien, hier sich als unrichtig zeige. Mit größter Spannung sah ich daher dem Zeitpunkt entgegen, wo diese Fische in den Laich treten würden, welcher Zeitpunkt heuer, als in ihrem dritten Lebensjahre,

auch eintrat. Ich ließ die Fische fangen und fand, daß dieselben, und zwar beide Geschlechter, und alle, nicht einzelne, mit ganz reifen und gesunden Generationsstoffen strotzend gefüllt waren, so daß ich circa 4000 Stück wohlbefruchteter Eier gewann, welche sich seither ganz normal entwickeln. Welche unberechenbare Tragweite diese Erfahrung für die Wissenschaft hat, läßt sich daraus schließen, daß eine neue fortpflanzungsfähige Art von Edelfischen, also nicht Blendlinge, erzeugt wurden."

* Knubbe: Sag' mal, Stubbe, ick lese in de Zeitung jetzt so ville von Fusion. Was is'n det vor'n Ding sonne Fusion? Is des vielleicht desselbe, was Komfusion is?

Stubbe: Jott bewahre! Fusion is jrade das Jejentheil. Durch die Fusion wollen se aus de Komfusion raus. Ick werr Dich des janz richtig verdeutschen. Wenn Du an Weißbier Stibelwichse jiesen duhst, un an dieses Jebräu wieder Lampenöl, feinen Bittern un saure Milch, des is Komfusion, weil da nämlich keene wissenschaftliche Methode drin is. Wenn Du aber in Wasser Viktriol jießen duhst un Zink rinschmeißt, des is ne wissenschaftliche Mischung un des is ne Fusion.

Knubbe: Ne, erlaub mal Stubbe, des is'n Feuerzeug.

Stubbe: So is et.

* Dorfbarbierswitze.

Wie man's treibt, so geht's;
Wie man's pflanzt, so steht's,
Wie man's wirft, so fliegt's,
Wie man's schnupft, so riecht's,
Wie man's schleift, so schneidt's,
Wie man's straft, so schreit's,
Wie man's heizt, so bäckt's,
Wie man's kocht, so schmeckt's,
Wie man's füttert, springt's,
Wie man's spielt, so klingt's,
Wie man's jagt, so flieht's,
Wie man's malt, so sieht's,
Wie man's wirft, so fällt's;
Wie man's näht, so hält's,
Wie man's treibt, so geht's,
Wie man's schmiert, so dreht's.

* Die Seiler feierten vormals das Fest Pauli Bekehrung als das ihres Schutzheiligen. Die Ursache, warum sie gerade dieses Fest gewählt hatten, ist eine der seltsamsten. Es ist bekannt, daß Paulus ausgegangen war, um gegen die Christen zu kämpfen, daß ihn unterwegs ein schreckliches Gewitter überfiel und eine Stimme vom Himmel ihm befahl, wieder umzukehren. Das that er denn auch auf der Stelle. Da nun bekanntlich die Seiler, wenn sie Stricke machen, rückwärts gehen müssen, so wählten sie den rückkehrenden Paulus zu ihrem Heiligen.

* „Du hast Dich wohl während meiner Abwesenheit recht sehr nach mir gesehnt, liebes Weibchen?" sagte ein soeben von der Messe heimgekehrter Kaufmann liebkosend zu seiner Frau. „Ach ja, lieber Mann," antwortete die zärtliche Gattin, „denn wenn ich Deinen Schlafrock an der Thür hängen sah, seufzte ich immer: Ach hinge doch Dein lieber Mann da!"

* (Sei doch zufrieden mit dem, was du hast.) Einen reichen, aber geizigen Mann ärgerte nichts so sehr, als wenn einer seiner Bekannten erbte, und er rief einst bei einem solchen Vorfalle im höchsten Zorne: „Ich glaube, wenn alle Teufel in der Hölle stürben, ich würde von ihnen nicht einmal ein Paar Hörner erben." Seine junge schöne Frau suchte ihn zu beruhigen und sagte: „Mein Gott, lieber Mann, sei doch mit dem zufrieden, was du bereits hast."

* „Finden Sie zwischen mir und meinem Sohne eine Aehnlichkeit?" fragte Jemand seinen Freund, auf den Kleinen deutend, der sich noch in den Armen der Amme befand. — „Allerdings!" erwiederte der Freund. „Sie sind ein Beamter und Ihr Sohn ist ein Beammter."

* „Wie, Sie wollen, daß wir die Juden emanzipiren?" sagte ein Lord, der ziemlich tief in Schulden steckte, zu einem Reformer. „Besser wäre es, wenn die Juden einige von uns emanzipirten."

* „Keine Rose ohne Dornen!" sagte ein sehr bescheidenes Fräulein, als man dasselbe eines Ausschlags am Munde wegen bedauerte.

Auflösung des Silbenräthsels in № 24:
Mißhandeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Dienstag, 2. März 1869.

Glühende Augen.

(Schluß.)

„Mein Kind!“ ruft in diesem Augenblicke Frau Schröder und stürzt in die Scene.

„Wasser!“ ruft Rocco.

Florestan fängt die Ohnmächtige in seinen Armen auf.

Ein leises Murren geht durch die Versammlung und Umlauf faßt sich ein Herz. Rasch auf den Meister zuschreitend, sagte er ihm laut genug, daß Alle es hörten: „Beethoven, so geht's nicht. Es ist dies der peinlichste Augenblick meines Lebens, wo ich Ihnen erklären muß, daß es unmöglich ist, Ihnen morgen die Leitung Ihrer Oper zu überlassen. Orchester und Sänger sind in Verwirrung gerathen, den Zustand der Schröder haben Sie vor Augen und —“

„Ganz überflüssig das,“ entgegnet ihm Beethoven mit höhnischem Lachen, indem er sich fest in seinen Mantel wickelt und den Kragen hochschlägt. „Wär' mir gar nicht eingefallen, morgen zu kommen. Hab' von heute genug, übergenug. Mag solch' eine Stümperei nicht wieder mit ansehen und bedaure die Kaiserin, daß sie's partout sehen will. — Guten Abend wünsch' ich.“

Schnellen Schrittes verließ er das Orchester. Umlauf wird umringt, man schüttelt ihm dankend die Hand. Als Wilhelmine wieder die Augen aufgeschlagen, versichert er sie, daß er selber morgen dirigiren, daß Beethoven jedenfalls nicht kommen werde.

Da legt sie ihre Hand in die seine; auf ihren bleichen Wangen liegt Sonnenschein. „Haben Sie Dank,“ spricht sie leise; „nun spiele ich morgen, so gut ich es vermag. Unter seiner Leitung hätte ich's nimmer gekonnt; ich fürchte mich vor seinen glühenden Augen.“

Der Hof trat in die Logen — die Ouverture begann. Wilhelminens erster Blick, als sie auf die Bühne kam, fiel ins Orchester. Beethoven war wirklich nicht da. Sie hätte aufjauchzen mögen. Der Beifall, der ihr ward, gipfelte in der sogenannten Hoffnungs-Arie, und glücklich wie ein Kind warf sie sich in die Arme der Mutter, als die Gardine gefallen war.

Bald darauf gab der Regisseur das Zeichen: zweiter Akt.

Florestan hatte seine Arie über das entflohene Glück beendet. Während die Violinen das nun folgende Melodrama einleiteten, erschienen Leonore und Rocco im Hintergrunde des Kerkers. Sie gingen an's Werk, die Grube zu graben.

„Du zitterst, fürchtest Du Dich?“ fragte Rocco und in demselben Moment fing seine Stimme zu zittern an.

„O nein, es ist nur so kalt,“ gab sie zurück und schaute ihn fragend an, da sein zitternder Ton ihr aufgefallen war.

Eine flüchtige Bewegung seines Kopfes sagte ihr, daß ihm nichts sei, und beruhigt fuhr sie im Dialoge fort.

Er aber flehte im Stillen Thalia an: die Muse möge hernieder steigen und, um Leonorens willen, mit ihrem Gewande den Mann verhüllen, der sich soeben zur Seite des Kapellmeisters niedergelassen.

Wilhelmine, während sie grub und das nun folgende Duett begann, bemerkte den eben Eingetretenen nicht.

Zum Entsetzen der Musiker und Umlaufs hatte er plötzlich zwischen ihnen gestanden und sich dann neben den Kapellmeister gesetzt, der Mann im langen Mantel und mit den glühenden Augen — Beethoven.

Den ganzen Tag über hatte er seiner Haushälterin versichert: keine Macht der Welt brächte

ihn heute in das Theater. Gegen Abend hatte er seinen gewohnten Spaziergang angetreten. Plötzlich — wie das so gekommen, das wußte er selbst nicht — hatte er vor dem Theater gestanden. Die Uhr ziehend, hatte er sich gesagt: Jetzt fangen sie an, werden eine schöne Musik machen. Sei du klug und bleib' draußen. Dann war er auf- und abgeschritten und hatte im Geiste Nummer auf Nummer verfolgt. Jetzt sind sie beim Terzett. Jetzt fängt der Marsch an. Wenn der Pizarro im Duett einen Ton nachhinkt, wirft er das ganze Duett um. So, auch das wär' zu Ende, jetzt noch das Finale. Aktschluß. — Ob ich nach Hause gehe? — Er hatte den Platz auch wirklich verlassen und war durch einige Gassen geschritten, dann aber — und wieder wußte er nicht, wie das so gekommen — hatte er abermals vor dem Theater gestanden. Der zweite Akt hat eben angefangen; gewiß eine schöne Aufführung! So, Florestan ist gleich fertig — wird er heute das hohe a finden? Wenn er nur gut Takt hält, die Violinen werden ja sonst konfus. Eins, zwei, drei, vier — — und er vergaß, daß er auf dem Platze stand, er schlug mit beiden Händen den Takt und schritt dabei gerade aus, einige Stufen hinan, über einen Korridor, und mit Einem Male saß er zu seinem eigenen Erstaunen auf einem Stuhl neben Umlauf.

Der glich natürlich einem Fieberkranken. Er zitterte für Wilhelmine, für das Ganze; kaum vermochte er den Taktstock zu schwingen. Schreckliche Gedanken durchkreuzten sein Hirn: wenn sie ihn bemerkt, ist es um ihre Ruhe geschehen. Sie wird erschrecken, sich vergessen, aufschreien — vielleicht wieder eine Ohnmacht — die Aufführung ist gestört. Dann trifft uns der Zorn der Kaiserin, ich falle in Ungnade — bin ohne Stellung — o Gott, jetzt das Quartett und er, er hier!"

Die Arme über dem Mantel gekreuzt, den Kopf gesenkt, so saß Beethoven da. Seine Augen unter den buschigen Brauen funkelten. Er nagte an der Lippe und warf den Kopf nach rechts, wenn die Geigen, nach links, wenn die Blaseinstrumente einzusetzen hatten.

Und jetzt das Quartett!

Pizarro tritt auf, den Dolch in der Hand. Leonore, über Florestan sich werfend, schleudert dem Mörder das „Durchbohren mußt Du erst diese Brust!" entgegen.

Beethoven wühlt sich in den Haaren und fängt leise zu murren an.

„Liebster, Bester," flüstert Umlauf ihm zu, „ich beschwöre Sie!"

Pizarro reißt Leonore hinweg; sie aber stürzt wieder zu dem Gefangenen, ihn noch einmal bedeckend. In diesem Augenblicke, drei Takte vor der verhängnißvollen Stelle, macht sie eine Bewegung mehr nach links — und in ganz demselben Augenblicke richtet Beethoven das Haupt empor und läßt seine Augen auf Leonore ruhen.

Wie Kohlen glühen diese Augen im Orchester.

Diese gefürchteten Augen — jetzt treffen sie mit den ihrigen zusammen. Ist das Wirklichkeit oder ein Spuk neckender Geister? Ein wenig richtet sie sich auf — er selbst, Beethoven! Und im Nu tanzt Alles vor ihren Augen, nur die beiden glühenden Punkte stehen unbeweglich da und werden größer und größer. Kaum kann sie noch den Taktstock erkennen — noch zwei Takte, noch ein Takt — dann — —

Da befällt sie eine namenlose Angst. Ihre Kniee wanken, sie ist todesmatt. Sie lehnt sich zurück, krampfhaft greifen ihre Hände nach dem Haupte — immer größer werden die glühenden Augen, immer entsetzlicher — und jetzt —

„Tödt' erst sein Weib!!"

Sie singt es nicht, sie schreit es hinaus. Das war ein Aufschrei in der Todesangst, ein Schrei, der, Mark und Bein erschütternd, in die Herzen der Hörner drang.

„Mein Weib, was hast Du um mich geduldet!" klagt Florestan.

Leonore, halb bewußtlos, wirft sich in seine Arme und singt nicht, nein, sie stößt es fast weinend hervor, das „Nichts, nichts, nichts"!

Da erst wich der Zauberbann, der jedes Herz gefangen hielt. Ein Beifallssturm brach los, der nicht enden wollte. Beethoven aber, Thränen in den Augen, saß regungslos.

Die steigende Angst hatte sich in ihrer Haltung, ihren Mienen, ihren Bewegungen ausgedrückt; aber das Alles war der Situation so ganz angemessen, daß es auf das Publikum die erschütterndste Wirkung übte. Die junge Künstlerin hatte — Dank den glühenden Augen — in unbeschreiblicher Angst ihre Leonore gefunden, und sie selbst hat später gestanden: „Was ich mit aller Anstrengung des Verstandes, mit aller Anspannung der Einbildungskraft nicht hatte finden können, das that für mich im entscheidenden Augenblicke — meine wirkliche Furcht und Angst."

Als der Vorhang gefallen, eilte Beethoven auf die Bühne. Er umarmte Wilhelmine, die Mutter, alle, alle; er hätte am liebsten die ganze Welt an das jubelnde Herz gedrückt. Nun strahlten seine Augen und, Wilhelmine wieder in seine

Arme schließend, rief er aus: „Meine, meine Leonore! Habe Dank! Jetzt wird meine Oper unsterblich werden — unsterblich durch Dich!"

Wer wüßte es nicht, daß dieses Wort in Erfüllung gegangen! Wilhelmine Schröder-Devrient hat es erreicht, daß „Fidelio" im Triumph durch die Welt flog und zahllose Herzen ewig sich gewann. „Und hätte sie weiter nichts gethan in ihrem thatenreichen Leben, ihr Ruhm würde unsterblich sein."

Die Vefi vom Kronenhof.

I.

„Wo's Edelweiß blüht an der Felsenwand,
Da droben bin i gar wohl bekannt.
Da droben freut mi mei Lebe sei',
I moa, es kunnt ninderscht schöner sei.

Da drob'n, da hast an Fried vor die Leut'.
Da is's ihna z'hoch, es is ihna z'weit,
Da drob'n bist mit dein Gott alloa,
Da laßt si' All's leicht und fröhli thoa!" —

Von den blauen Bergen hallte das Echo Antwort und unmittelbar darnach klang's dicht neben dem Sänger, einem stattlichen Burschen in schmucker Waidmannstracht, hinter den rothbraunen, wild zerrissenen Felssteinen: Ohoio, hoiho, ihoiho!

„Meiner Six, das ist der Vincenz vom Einödhof," rief der Sänger des Jagdliedels aus, indem er Halt machte und mit den dunklen, blitzenden Falkenaugen rings umher spähte. „So kann kein Bub' jodeln im ganzen Oberland!"

„Schau', Gambs-Urberl (Gemsen-Urban), diesmal hast ins Schwarze troffen," rief eine tiefe Stimme dicht neben dem Jägersmann und eine kräftige Jünglingsgestalt schwang sich mit mächtigem Satze über einen Felsblock zur Rechten des Angeredeten.

„Grüß' Dich Gott, Vincenz," rief der Jäger dem Jodler herzlich entgegen und schüttelte ihm die braune Rechte. „Das machst recht, daß Du endlich einmal Dich aus der Einöd' wieder unter die Menschen thust. Man hat Deinen Jodler wohl nimmer vergessen im Oberland, aber Du selbst lebst seit Jahr und Tag wie ein Einsiedler da drunten! Willst gewiß nach der Kirchweih' drüben?"

„Richtig, Urberl. Der Vater hatt' gestern seinen Namenstag und heut' wollen wir ihn feiern. S'ist das erste Mal, seit die Margareth', mein lieb's Mütterle, todt ist!" Das Auge des Burschen senkte sich bei den letzten Worten zu Boden. Der Ton seiner Stimme zitterte.

„Ist der Vater schon drüben?" fragte der Urban nach einer Weile, indeß beide die nackte, mit Steingeröll übersäete Höhe rüstig hinanschritten.

„Freilich! Er hatt' drüben zu Bertlsgaden ein Geschäft gehabt in aller Früh'."

„Das ist gescheidt, daß Ihr's Einsiedlerleben endlich einmal aufsteckt. Kein Menschenaug' hat Euch fast gesehen seit vielen Monden!"

„Du weißt ja ebenso gut wie ein Jeder vier Meilen in der Runde, wie's Unglück dem armen Vater zugesetzt hat seit der letzten großen Viehseuch'! Man arbeitet sich nur mühsam heraus!"

„Hm, ich dächt' doch, der alte Wastel (Sebastian) vom Kronenhof hätt' ihm geholfen?"

Vincenz zuckte die Achsel und zupfte an einigen Blumenbüscheln, die er just in der Hand hielt. Endlich sagte er halblaut: „Ich weiß nicht viel von der Geschicht', die beiden Alten stehen sich überquer!"

„Freilich thun's das, aber der Wastel muß wohl Gründe gehabt haben, daß er trotzdem ein Darleh'n hinausgegeben hat auf den Einödhof. Man sagt darüber so allerlei! doch was kümmert's mich! Schau', da sind wir schon droben! Laß uns dem heiligen Kilian sein Recht anthun und dann frisch hinunter zum See!"

Die Burschen lüfteten alsbald die Hüte vor dem Standbild des Heiligen und verrichteten ein stilles Gebet.

Ein lang gedehntes Thal eröffnete vor ihren Augen da oben das herrlichste Panorama. Den vordern Theil der breiten Tiefe nahm ein Bergsee ein, in dessen klaren Fluthen sich der wolkenlose, tiefblaue Julihimmel spiegelte. Hinter demselben dehnten sich grüne Matten und Felder aus. Hinter hohen Linden lugte die blitzende Spitze eines Kirchthurms hervor. Zahlreiche Gehöfte standen rings zerstreut und nisteten zum Theil sogar an den Abhängen der Bergwände, welche ringsumher terrassenförmig gegen das liebliche Thal abfielen.

Zahlreiche Kähne durchfurchten von allen Seiten das stille Thalwasser und lustige Jodler erklangen aus denselben bis zu den beiden Burschen hinauf. Ganz aus der Ferne erscholl eine lustige Tanzmusik.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Etwas vom Kaiser Franz II.) Als im Jahre 1817 der Kaiser mit seiner Gemahlin, die eben erst mit ihm verbunden war, die Provinz

Galizien bereiste, nahten sich ihm viele mit Bittgesuchen. Unter andern erwartete ihn, mit einer Bittschrift in der Hand, ein junges Mädchen auf einem Hausflur und warf sich ihm zu Füßen. Er hob sie auf und sagte: „nicht knieen vor Menschen, nicht knieen!“ und fragte herablassend nach ihrem Begehr. Sie war so bewegt, so befangen, daß sie nicht sprechen konnte. Der Kaiser redete ihr freundlich zu und fragte wiederholt: „Was möchten Sie gern?“ Da erwiederte sie endlich: „Ich möchte heirathen!“ Der Kaiser lächelte und sagte: „Ja, da muß man sich eins suchen, ich hab's auch so gemacht!“ — Da setzte sie sich und erzählte stotternd, sie sei versprochen mit einem Offizier, aber der Heirathskonsens werde ihr verweigert, weil sie nicht das gesetzlich vorgeschriebene Vermögen habe. „Ja, mein liebes Kind,“ sagte der Kaiser, „das Gesetz kann ich nicht changiren, aber wir wollen sehen, ob wir die Sache nicht doch noch arrangiren können.“ Er nahm ihr die Bittschrift ab und einige Tage darauf bekam sie die Anweisung, sich die gesetzlich vorgeschriebene Mitgabe aus der Chatouille des Kaisers auszahlen zu lassen.

Als das bekannt wurde, bekam der Kaiser unzählige ähnliche Bittgesuche, aber keins hatte ähnlichen Erfolg. Um alle Heirathslustigen auszustatten, wäre kein Kaiserreich reich genug gewesen.

So freigebig sich der Kaiser bei jener Gelegenheit zeigte, so wirthschaftlich belohnte er bei einer andern Gelegenheit. Er ritt über eine Brücke, da jagte ihm der Wind den Filzhut vom Kopf und ins Wasser; ein Soldat, der das sah, schwang sich über das Brückengeländer, stürzte sich ins Wasser, schwamm dem Hut nach und brachte ihn dem Kaiser, und der Kaiser faßte in die Tasche und gab dem Soldaten — einen Zwanzigkreuzer, etwa sieben Silbergroschen. Das hat mir ausnehmend gefallen. Wer sein Leben wagt um den Kaiser zu retten, verdient eine kaiserliche Belohnung, wer es wagt um einen Filz zu retten, eine filzige Belohnung.

Unter den Angestellten der New-Yorker Banken ist eine ganz neue Art der Lebensversicherung in Vorschlag gebracht worden. Das Beitrittsgeld kostet pro Person 1 Doll. ohne Rücksichtsnahme auf Alter oder Gesundheit; beim Tode eines Mitgliedes wird der ganze Kassenbestand an dessen Familie ausgehändigt, und die Mitglieder zahlen abermals pro Mann 1 Doll., und so fort. Vom ökonomischen Standpunkte aus betrachtet, wäre das Unternehmen allerdings eine verfehlte Spekulation, als wohlthätiger Verein dagegen empfiehlt es sich sehr.

(Ein edler Schwiegervater.) Im Staat Indiana soll ein Mann seinen Schwiegersohn nach dessen Hochzeit verklagt und eine Rechnung für Thee, Butterbrod und Lichter, die derselbe, während er der Tochter die Cour machte, verbraucht haben soll, eingereicht haben. Der Prozeß ist noch nicht entschieden. Der junge Mann will zahlen, wenn der Alte seine Tochter wieder zurücknimmt.

(Aus dem Souffleurkasten.) Die meisten Schauspieler sind denkende Künstler, d. h. sie denken, daß sie Künstler sind.

Der gottloseste Mensch ist und bleibt doch der Schauspieler; nie wendet er den Blick nach Oben, wenn er in Noth ist, sondern immer nach Unten, zum Souffleur.

Manchen Sängerinnen ist nur dann wohl, wenn sie krank sind.

Mancher Künstler spielt die Ritter sehr gut, trotzdem er immer knapp ist.

Bei manchem Trauerspiele schwitzt man sehr, ohne warm zu werden.

Bei vielen Sängern steckt die Stärke nur in den Vatermördern.

* (Im Handschuhladen.) „Fräulein, ich wollte Sie bitten, meinem Herrn in Zukunft nicht mehr Nr. 7½, sondern statt dessen Nr. 8. zu verkaufen.“ — „Aber das kann Ihnen doch höchst gleichgiltig sein?“ — „Bitte, durchaus nicht; denn wenn Sie meinem Herrn Nr. 7½ geben, kann ich sie nicht tragen.“

(Im Kaffeekränzchen.) Die Frau des Universitätsprofessors N.: „Ja, die Zeiten sind wirklich recht schlecht geworden; sonst hatte mein lieber Mann an 40 Studenten in seinem Colleg, jetzt kaum mehr 4. Und mein Mann ist wahrlich nicht schuld; er hat noch die nämlichen Hefte, wie vor 30 Jahren.“

Wien. Die soeben zusammengesetzte Kommission, welche einen Vertheilungsmodus für die Kanalräumung aufzustellen hat, soll den anmuthigen Titel „Kanalräumungskostenrepartitionsmodusregulirungskommission“ führen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Donnerstag, 4. März 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Vincenz stand mit übergeschlagenen Armen noch immer neben dem steinernen Heiligenbild. Es war, als könne er sich nicht losreißen von dem bezaubernden Panorama. In seinen tiefblauen Augen lag ein feuchter Schimmer, der zu den kräftigen, ernsten Zügen des Mann-Jünglings eigenthümlich genug kontrastirte. Der Jäger hatte sein Augenmerk auf den spitzen Filzhut des Burschen gerichtet, der Jenem vielleicht zufällig entfallen war.

„Schau, schau, das hat was auf sich!" rief er mit neckischem Lachen und deutete auf ein Büschel Edelweiß, welches den Hut zierte. „Das trägt kein Bursch so mit sich herum, er wüßt' nit zuvor, wem er das seltene Pflänzchen geben sollt'!"

„Ich wußt's nimmer," gab Vincenz unbefangen zur Antwort. „Ich bin nit ausgangen, das da zu suchen. Ich fand's so zufällig droben und riß es ab, ohne zu wissen, wem ich's schenken sollt'! Das kannst mir glauben!"

„Du, nimm Dich in Acht," spottete der Jäger, ihm den Hut zurückgebend. — „Weißt, daß die Vefi drüben ist?"

„Die Vefi?" fragte der Bursche seinen Begleiter und sah ihn mit seinen großen Augen verwundert an.

„Freilich! Wirst doch in Deiner Einöd' die nit vergessen haben? Vor'm Jahr zu Fronleichnam, daß Du sie drüben aus der Wimbach geholt hast, glaubte alle Welt, es wird bald richtig sein mit Euch Beiden!"

„Die Vefi? Das Kind?"

„Nun, die Kinderschuh' hat's alleweil schon vertreten. Muß zu Lichtmeß achtzehn sei!"

„Der reiche Wastel vom Kronenhof würd' recht bald Ja dazu sagen!" meinte mit einem recht bittern Tone der Vincenz.

„Hm, wer weiß, wenn Dein Vater selbst den Brautwerber macht? Das ist gewiß, der vermag Alles über den Wastel! Wenn er auch Deinem Alten gern aus dem Wege geht, so ist doch was dran, was die Leut' sagen. Dein Alter hat ihn im Sack! — Und dann, was willst? Bist etwa nicht der schmuckste und der fleißigste Arbeiter auf viele Meilen in der Rund'? Das muß Dir der Neid nachsagen! Was wär's also? Schau, Ihr Beid' wär't ein Paar, wie's nimmer so schön droben in St. Paul getraut worden ist!"

„Was Du nur redst, Urberl! Meine Seel' hat nimmer an das Mädel gedacht und denkt überhaupt an keins! Daß ich ihr dazumal 's Leben gerettet hab' — na das hätt' jeder Andre auch gethan, wenn er just, wie ich, dazu kommen wäre!"

„Na, verred' es nit, Vincenz. Weiß ich doch, daß die Vefi trotz all ihrem Stolz und sakrischem Hochmuth doch schon auf manch' einer Kirchweih' Dir nachgefragt hat, was die doch sonst nimmer thut!" —

„Mir nachgefragt? Geh', Urberl, Du machst nur Dein' Spaß mit mir! Die stolze Vefi vom Kronenhof und der arme Einödbauer Vincenz! 's wär', als ob sich — nein, so was ist nimmer zu vergleichen! Laß mich aus! — Schau, ich hab's nimmer im Sinn, mich nach 'nem Dirndel umzuschauen!"

„Da haben wir's! Das ist die rechte Red'! — Ja, Du bist halt ebenso stolz wie die Vefi!"

Darauf gab der Vincenz keine Antwort und die Beiden schritten stillschweigend neben einander her. Gambs-Urberl schaute nur immer gradaus zu den Kähnen im See und horchte der fernen Tanzmusik. All seine Gedanken waren nur bei dem Feste, dem sie Beide entgegen gingen. Nicht so der Vincenz. Sein feucht schimmerndes Auge blickte sinnend nach allen Seiten. So kam es, daß er bald diese, bald jene Frage überhörte,

die sein geschwätziger, lebenslustiger Begleiter derweil an ihn richtete, bis dieser endlich anhub:

„O mei' (o du mein Gott), ich kenn' mich nimmer aus mit Dir, Vincenz! Schau, vordem warst der lustigste Bursch weit und breit, immer der erste von allen beim Tanzen wie beim Preisschießen und jetzt schaust so finster drein! Was ist denn mit Dir alleweil?"

Das klang so aufrichtig, so voll wahrer Theilnahme, daß Vincenz stehen blieb und dem Jugendgespielen die Hand auf die Schulter legte.

„Schau, Urberl," begann er mit unsicherer Stimme, „kaum weiß ich's so recht selbst. Man sagt freilich, die Zeit hat ein Kraut für alle Schmerzen, aber 's ist doch nit wahr. Hab's selbst nun erfahren! Seit den Vater das Unglück traf — erst der Hagelschlag und dann die Viehseuch' — seitdem war's aus mit der alten Lustigkeit. Ich kann's nimmer vergessen, daß dem alten Mann die Haar' weiß worden sind von Kathrin bis Weihnacht! Ist's doch auch, als läg' ein Fluch seit dem Tag auf dem Einödhof und das Geld von dem Wastel — na, das hat erst recht keinen Segen gebracht. Und dann — schau, Urberl — dann kann ich's nimmer verwinden, daß sie mir mein' Mutter hinausgetragen haben. Alleweil noch mein' ich, daß ich sie vor mir seh' mit ihren freundlichen Augen und den weißen Haaren, die aus dem schwarzen Kopftüchel hervorkamen! Immer hör' ich ihre Stimm', damit sie Abends gebetet hat, wann wir zusammen saßen und drüben von St. Paul die Glocken den Tag ausgeläutet haben! Dem Vater selbst ist mein Wesen nit lieb! Fast gewaltsam hat er mich dieses Mal wieder unter die Menschen gezwungen!"

„'s ist doch alleweil schon ins dritte Jahr, daß die Mutter todt ist?"

„Ich mein' immer, 's wär' gestern gewesen! Ins dritte Jahr! Ja, ja. Sie starb just an dem Tag, da ich die Vesi aus dem Wimbach zog! Schon drei Jahr'! Wie doch die Tag' hinlaufen, man meint, sie flögen so schnell wie die Wolken da drüben über die Schneeberg'! — Ja, Kamerad, das ist nimmer der lustige Vincenz von vordem! Und nun — nun da wir dem Dorf immer näher kommen und die Musik ganz deutlich schon herüberschallt — schau, da druckt's mir fast das Herz ab!"

„Bist mir ein kurioser Kamerad, Vincenz! Aber wenn's nur erst wieder drin bist im Gaudi, da wird Dir die alte Lebensfreud' schon wieder kommen!"

Laut und vernehmlich ward inzwischen der Zuruf von den Bergen und unten vom See, der die beiden Ankömmlinge grüßte. Zumal dem Vincenz galt der fröhliche Willkomm! Ueberall reckten sich ihm Hände entgegen, Mützen wurden ihm zugeschwenkt von den Kähnen, Dirnen wie Bursche, Alte wie Kinder riefen ihn beim Namen, und das Alles klang so aufrichtig, so herzlich, daß man wohl merken konnte, wie sehr der Einödbauer in Aller Gunst stand. Da war fast kein Ende des Grüßens und Fragens, und zu seiner innigen Freude merkte der Urberl, wie sich bei seinem Jugendgespielen allgemach die Wangen rötheten, wie das sinnende feuchte Auge sich immer mehr aufhellte.

* * *

Vincenz schritt unverweilt dem Tanzplatze zu, den man unter der großen, fast vierhundertjährigen Linde unweit der Dorfwirthschaft hergerichtet hatte.

Dort saßen auf rohgezimmerten Holzbänken die Alten, welche sich nicht mehr des Tanzes freuen konnten, obschon es oft vorkam, daß doch noch hie und da ein recht weißköpfiges gebücktes Männchen auch aus ihrem Kreise sich zu einem Ländler mit seiner Alten herbeiließ. Das junge Volk lagerte auf dem Rasen, der steinerne Maßkrug, hochgefüllt mit dem schaumigen Bier, ging rüstig von Hand zu Hand, denn die bayerischen Kehlen haben von jeher einen absonderlichen Durst gehabt. Der noch wenig gestampfte Rasen stach seltsam ab gegen die schwarzen, eng anliegenden Beinkleider, die blendend weißen Hemdsärmel der glühenden Burschen und gegen die seidenen Röcke und die bunt eingefaßten, mit echtem Silberschnürwerk gezierten Mieder der tanzlustigen Dirnen, deren Augen gar keck und froh unter dem bis zur Stirne herabreichenden seidenen Kopftuch hervorlugten. Auch einzelne blauweiße Uniformen von den in der Nähe stationirenden Dragonern und die zeisiggrünen der Landgensdarmen schimmerten mit ihren lichten Farben hie und da aus dem bunten, lustigen Getümmel hervor. Die graue Joppe mit grünem Stehkragen kennzeichnete den Jäger, die dunkle Jacke mit echten Silbergeldstücken statt der Knöpfe den Bauern. In den Tanzpausen klangen Schnaderhupfeln rings aus dem Kreise, die in schneller Improvisation oftmals von Gruppe zu Gruppe der am Boden gelagerten Tanzgesellschaft oft weit hinaus sich fortsetzten bis in die grüne Au. Am Ende derselben gen Osten an eine abschüssige Bergwand gelehnt, stand das Gasthaus des Lindenwirths, weithin sichtbar durch das rothe Ziegeldach und die blen=

dend weißen Mauern. Vom Dach flatterte die blauweiße Fahne. Im Vorgarten der Schenke war eine rohgezimmerte Tribüne für die Musikanten hergerichtet, deren rothe Nasen durchweg zur Genüge verkündigten, daß ihnen Gambrinus der liebste Schutzpatron sei. Statt der Noten hatten sie den Maßkrug vor sich.

Es war erklärlich, daß man zwei so seltene und doch so beliebte Gäste, wie den Einödbauer Vincenz und den Mankei Franz (Murmelthier Franz), einen beurlaubten Dragoner, der unter der grauen Joppe noch die blaue Militärweste trug, besonders freundlich bewillkommnete. Ueberall reichte man ihnen den schäumenden Bierkrug entgegen, den der Exdragoner niemals verschmähte. Aus mancher Gruppe von nah und fern lud man die Beiden zum Sitzen ein und mancher Bursche blickte mit Neid, manche Dirne voll Sehnsucht zu den schönen Mannsbildern hinüber, die da Arm in Arm über den grünen Plan wandelten.

„Du willst sicher zuvörderst den Vater aufsuchen," flüsterte der Franz mit plötzlichem Erröthen dem Freunde zu. „Ich seh' da drüben grad die Urschel von der Stern-Alm, um die mir's just zu thun war! Laß mich also und grüß' derweil den Herrn Vetter schönstens von mir."

Vincenz nickte ihm lächelnd zu und ging nach dem Wirthshaus, vor dem die reicheren Bauern, die Förster und Beamten zechten. Schon von ferne erkannte er den Vater, der in der Mitte von einigen älteren Bauern saß. Unweit von ihm stand der Wastel vom Kronenhof, eine untersetzte Figur, hager, grobknochig, etwas gebeugt. Trotz des Sonntagsstaates schien der Alte nicht gar zu stattlich. Das graublonde Haar war ihm fast in die Stirne gewachsen. Die ehernen Züge des kleinen zusammengedrückten Gesichts machten einen fast zurückschreckenden Eindruck. Er stand auf seinen Stock gelehnt, die Hände in den Hosentaschen und blickte mit sichtlichem Ingrimm zu dem alten Einödbauer hinüber.

„Kann Dir schon Platz machen, wenn ich Dich genir'," rief der Kronenhofbesitzer mit unterdrückter Wuth zum alten Lienhuber hinüber.

„Ich jag' Dich alleweil nit," meinte dieser gutmüthig, sich lächelnd zu seiner Umgebung wendend, deren Mienen allesammt nicht gerade viel Freundschaft für den Wastel verriethen.

„Jagen? — Jagen ließ ich mich auch nit," entgegnete trotzig und lauter der Bauer und über das gelbe Gesicht zog es wie dunkler Feuerschein. „Wer wollt' und dürft' mich jagen? Ich hab' ein gut's Gewissen und darf überall frei und offen hinstehen, wo ich mag!"

„Na, da ist's ja schon gut," rief der Einödbauer sehr phlegmatisch. „Da ging ich auch nit! Ich hab' Dir nichts einbrocken wollen mit meiner Red'!"

„Nit? — Wirklich nit? Und doch fangst überall mit Deinen Sticheleien an! Wo Du nur hinkommst, ziehst über mich her und hast den Leuten allerlei zuzuflüstern über mein Gehöft, über meine Verwandtschaft, über mich selbst! Nur wegen Deiner hab' ich so viele Feind'! Du hast überall die Leut' aufgehetzt wider mich! Gib Acht, daß nit der Tag kommt, wo ich sag': Kilian, nun gehörst mein! Gib Acht, sag' ich Dir!"

So hatte sich der Alte immer mehr und mehr in Wuth geredet. Dunkelroth glühten Stirne und Wangen, die Hand, mit der er sich auf seinen Knotenstock stützte, zitterte merklich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Diebe und Bettler in London. Wenn die Statistik die interessante Thatsache ergibt, daß von fünf wegen Diebstahls verurtheilten Individuen vier nicht zum zweiten Mal vor Gericht erscheinen, die Unterdrückung des Verbrechens mithin eine sehr wirksame ist, so unterliegt es auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß in keiner Stadt der Welt die Ausbildung der Diebe für ihre Profession mit einer solchen Sorgfalt betrieben wird, als in London. Die Aspiranten werden von jungen Dieben unterrichtet, die nur zwei oder drei Jahre älter sind, als ihre Schüler. Als Gesetz gilt dabei, daß die Würde eines Lehrers nur solchen Individuen zu Theil wird, die wenigstens sechs Mal wegen Diebstahls gesessen haben und verurtheilt worden sind. Nicht minder sorgfältig werden die Bettler in London für ihr Gewerbe erzogen. Kürzlich fand man in einer Straße der Hauptstadt folgendes Plakat angeschlagen:

„Die Kunst des Bettelns in sechs Lektionen!

Der Professor Lazarus Rooney gibt sich die Ehre, einem verehrten Publikum anzuzeigen, daß er ein Collegium gegründet hat für den theoretischen und praktischen Unterricht im Betteln. Jede anständige Person von gewöhnlichem Verstande kann sich durch einen Kursus von nur sechs Lektionen in den Stand setzen, auf Kosten des Publikums gemächlich und ohne Furcht vor irgend einer politischen Revolution zu leben. Die

Bedingungen des Professors sind sehr gering. Auch nimmt er für einen mäßigen Preis Kinder in Pension. Die seiner Sorge anvertrauten Kinder werden unterwiesen, alle möglichen Gestalten anzunehmen und zwar ohne Gefahr für ihre Gesundheit. Gegen einen angemessenen Preis werden ferner die besten Straßen in den wohlthätigen Stadtvierteln nachgewiesen. Der Professor Rooney ist reichhaltig versehen mit Attesten und täuschend nachgeahmten Narben von allen Arten von Wunden. Intelligente Frauen und sonst geschickte Personen können für ein Billiges täglich Zwillinge erhalten, die zur Ausbeutung der Straßen durch ihre Aehnlichkeit vortrefflich geeignet sind. Auch liefert der Professor Hunde für die Blinde, Krücken, Verbände — kurz Alles, was zum Betrieb der Industrie des Bettelns erforderlich ist. Alle Aufträge für die Provinz werden prompt und verschwiegen ausgeführt, 21. Princess street St. Gilles."

(Frauenlist.) Auf der Burg Hohenschwangau befindet sich unter anderen ein Gemälde, welches den Herzog Ludwig, Sohn des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, darstellt, wie er zu den Füßen der schönen Böhmin Ludmilla um Liebe fleht. Dies Bild stützt sich auf eine merkwürdige historische Thatsache aus dem Jahre 1203. Die kluge Frau (sie war die Wittwe Adalbert's von Bogen) ließ nämlich drei Ritter auf eine spanische Wand malen, und als nun eines Tages der Herzog wieder zu ihren Füßen kniete und um Erhörung flehte, sagte sie: er solle ihr vor den drei Rittern die Ehe versprechen. Ludwig glaubte sich vor drei gemalten Männern keine besondere Verpflichtung aufzuerlegen und leistete das Versprechen. Da plötzlich traten drei lebendige Ritter hinter der spanischen Wand hervor, welche als Zeugen seines Eheversprechens galten. Wüthend entfernte sich der Herzog; nach einem Jahre aber kam er doch und löste sein Versprechen ein.

(Ein poetischer Schuster.) Trotzdem daß alle Welt schreit: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten," hat doch Hansen Zeckel, einer aus der Dichterzunft des Hans Sachs, dieses Sprichwort unbeachtet gelassen, indem er über seine mit Recht gesegnete Lebensbestimmung nachstehendes drollige Verschen gemacht hat:

Minister flicken am Staat,
Die Richter flicken am Rath,
Die Pfarrer am Gewissen,
Die Aerzte an Händen und Füßen, —
O Hansen, was flickest denn du?
Du flickest an den Ministern,
An Aerzten, Richtern, Magistern
— Zerrissene Schuh'!

* (Kapitalverbrechen.) „Sage mal, Papa, was heißt das eigentlich, Kapitalverbrechen?" „Das ist sehr einfach, mein lieber Sohn. Wenn einem sein Geld nicht bringt mindestens zwölf Prozent, begeht er ein Kapitalverbrechen!"

* (Ein glücklicher Zufall.) Peter: Aber, Seppel, hast denn in der Zeitung nit g'les'n, daß in dein Ort d'Viehseuch' ausbrochen is? Seppel: No nit a Wort! S' größte Glück is nur, daß i grad net derham bin.

(Kochgeschirr aus Papiermaché.) Bereits seit Jahren ist man mit der Herstellung von Gefäßen aus Papiermaché beschäftigt; die American-Papier-Maché-Manufacturing-Company betritt jetzt den Markt mit Papiergefäßen, welche chemisch präparirt, ganz unempfindlich gegen die Wirkungen von Wasser oder Säure sind. Die Geräthe können in einen Ofen gestellt werden, bis das Wasser siedet, eben so hat Sonnenhitze oder Kälte keinen Einfluß auf sie. Wo Holz reißt und Eisen rostet, bleiben sie unversehrt, dabei sind sie leicht und unzerbrechlich.

(Blutungen stillen.) Das Bluten einer Wunde an Menschen und Thieren kann durch eine Mischung von Weizenmehl und Salz, zu gleichen Theilen gemischt, gestillt werden, wenn diese Mischung auf die Wunde gestreut und mit einem Lappen darauf festgebunden wird. Ist die Blutung stark, so wendet man eine Quantität von etwa 2—3 Schoppen oder 1—1½ Maß Inhalt an. Man kann diesen Ueberschlag Stunden, ja Tage lang aufliegen lassen, wenn es nöthig ist. Er läßt sich später leicht losmachen und entfernen.

Lebensphilosophie.

Schaffet die Thränen der Kinder ab! Das lange Regnen in die Blüthen ist so schädlich!

Jean Paul.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Samstag, 6. März 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Der alte Lienhuber hatte sich bei den letzten Worten seines Feindes erhoben. Sein Auge blitzte voll Zorn, die Lippen bebten. Als er sich aber anschickte, Antwort zu geben, trat der Vincenz hinter dem Zaune hervor. Absichtlich unterdrückte da der Alte seine Rede und sagte mit gedämpfter Stimme: „Du kannst mich jederzeit suchen im Guten wie im Bösen — ich mein', Du weißt, wo ich zu finden bin!"

Der Wastel murmelte etwas in den Bart, das vielleicht Niemand außer dem Einödbauer verstand. Vielleicht war's auch nur für den bestimmt. Just in dem Augenblicke trat der Vincenz an den Tisch. Der Kronenhofbauer würdigte den Burschen keines Blickes, sondern machte sich mit sichtlicher Wuth davon. Halblautes Gelächter tönte ihm nach.

„Was hast wieder gehabt mit dem?" fragte Vincenz, der, durch den dichten Menschenstrom abgehalten, jetzt erst in des Vaters Nähe kam und nur dessen letzte Worte gehört hatte.

„Laß gut sein, Du kennst ja den alten Brummbär!" entgegnete der Vater, aber in seinem Gesicht zuckte es krampfhaft. Er mochte die letzten hell geflüsterten Worte des Wastel doch noch nicht so schnell vergessen haben. — „Laß ihn nur gehen, der wird uns nimmer schaden!" setzte er nach einer Weile hinzu, nachdem er sich, wie es schien, gewaltsam zur Ruhe gezwungen hatte. „Wer von uns Beiden das beste Gewissen hat, darüber bin ich schon ruhig! Da, Vincenz, trink'! Schau lustig drein, Bub! — Wann wir auch nur auf der Einöd' hausen und arm sind wie Feldmäus' um Lichtmeß — besser so, als auf'm Kronenhof und —" Der Rest der Rede erstarb in unverständlichem Murmeln. Das Auge des Alten blitzte nach der Gegend hin, wo der Wastel verschwunden war. Die kaum erzwungene Fassung schien schon wieder dahin. Kopfschüttelnd schaute der Sohn zu ihm hinauf, als er den Maßkrug auf den Holztisch niedersetzte, daß der Boden aussprang und das Bier zu Boden lief. Da ward der Alte seiner nutzlosen Wuth inne und laut auflachend sagte er mit eigenthümlichem Humor zum Vincenz: „Siehst, so muß einmal Alles hinwerden!"

Die Umsitzenden hatten von dem halblauten Gespräch nicht viel vernommen, denn nach der Begrüßung des Vincenz hatte sich unter ihnen selber ein so lauter Diskurs über den reichen, stolzen Kronenhofbauer entsponnen, daß jetzt der Einödbauer und sein Sohn darauf aufmerksam wurden.

„Was hast Du alleweil auch mit dem Alten?" forschte Vincenz. „Ueberall raunen mir's die Leut' ins Ohr, daß Du zu dem menschenscheuen und hochmüthigen Patron in einem besondern Verhältniß stehst, daß er sich heimlich vor Dir fürcht', daß Du was von ihm weißt!"

„Darnach mußt nit fragen, Vincenz," gab der Alte trocken zur Antwort. „Vielleicht erfährst Du's 'nmal — vielleicht auch nit! Darüber aber darfst ruhig sein, ich bin bei der Geschicht', die zwischen uns spielt seit alten Tagen, ganz unschuldig und kommt's zu Tag, so ist's nur der Wastel allein, der sich davor zu fürchten hätt' ... Ist schon so Manches an's Licht kommen, wo die klugen Leut' glaubten, es sei auf ewig im Dunklen! Haha, wer weiß, wie's läuft! Wer weiß!"

Damit setzte er den Krug an die rothen Lippen, that einen kräftigen Zug und reichte ihn dann dem Sohne, indem er in verändertem Tone hinzufügte: „Doch jetzt schau' Dich drüben um beim jungen Volk! Dazu bist ja herkommen! Lustig, Vincenz! Weißt, ich hätt's gern, wann's wieder so würdest wie ehedem!"

„Wie ehedem!" wiederholte der Vincenz ganz leise und gab den Bierkrug zurück. Dabei flog's ihm über das dunkle Auge und fast unwillkürlich kehrte er sich abseit. Der Vater aber schritt der nächsten Gruppe zu, in der Meinung, daß Vincenz seinen eben ausgesprochenen Wunsch erfüllen werde.

Vom Tanzplatz klang eben ein neuer Walzer. Alles strömte dem Rasenplatze zu. Das Gedränge riß denn auch den Vincenz fast wider dessen Willen mit fort. Am Eingang zum Garten schob ihn die Menschenwoge dicht an dem Wastel vorüber.

„Ich geh' heim," rief dieser Jemand hastig zu, den Vincenz im Augenblicke nicht sah. „Bleib' Du, so lang Du magst und komm' dann mit der Crescenz nach!"

Mit diesen Worten eilte der Alte wie ein angeschossener Eber durch den Menschenknäuel und entschwand bald dem Auge des Burschen. Als dieser sich wandte, stand dicht hinter ihm die Vesi. Sein großes Auge zuckte unwillkürlich, als er des schönen, üppigen Mädchens ansichtig ward, das so stolz und übermüthig auf ihn herniedersah, als begegne ihr der arme Einödbauer, der ihr einst das Leben gerettet, heut' zum ersten Male. Das Gedränge schob Beide so neben einander eine Weile dahin. An ein Ausweichen war nicht zu denken. Vincenz schaute auch bald wieder abseit. Sein Gruß war nur durch ein stolzes, kaum merkliches Kopfnicken von der Dirne erwiedert. Gleich darauf — aber das sah Vincenz nicht — flog eine leichte Röthe über das sonst so marmorkalte Gesicht des Mädchens. Sie warf trotzig die Lippen auf, als ärgere sie dies Erröthen. Im Gedränge hatte Niemand Acht darauf. Schon war der Ländler im vollen Gange und Jeder beeilte sich, noch an dem Tanze Theil nehmen zu können. Vom rohgezimmerten Orchester her winkte ihm der Gambs-Urberl zu.

„Na, hast gesehen?" rief er dem Freunde entgegen. „Wann Du mit der Vesi tanzst, lass' ich einen Extra'n aufspielen!"

Zufällig schritt die Genannte an ihm vorüber. Sie drehte stolz den Kopf nach dem Jäger und rief mit spöttischem Tone: „Bist etwa Tanzmeister worden bei der Kirchweih'? Laß für Dich einen Extra spielen, wenn die rothe Barbara will, und kümmre Dich nimmer um andre Leut'."

„Hoho, nit gar so geschupft (kapriziös) thun, Vesi," gab lachend der Bursch zurück.

Die alte Crescenz, die Großmagd vom Kronenhof, trat dazu. „Wollen wir heim?" fragte die Alte.

„Nein, Crescenz. Ich bleib' schon, wenn's dem Vater auch nit gefällt," gab die Vesi kurz zur Antwort, ergriff den Arm der Magd und ging eilends davon.

Vincenz hatte sich absichtlich fern gehalten. Jetzt kam er näher. Verdrießlich schaute der Gambs-Urberl dem stolzen Dirndel nach und stampfte unwillig auf den Rasen.

„Daß Dich der und jener, Du sakrisch' Ding Du," brummte er.

„Laß gut sein," meinte der Vincenz, „jetzt siehst, daß ich vordem Recht hatte! Ist's was zwischen uns zwei Beiden?" —

„Ich glaub's selber nit," meinte der Jäger, dessen Blicke noch immer der hübschen Vesi nachflogen. „Schau, da tritt sie mit dem Xaver Grumpelshuber in die Reihen! Hei, wie die Röck' ihr fliegen und die Silberschnür'! Aber ich bin schon verspunna (schlau) genug, ihr den Spaß zu verderben. Heda, Musikanten, aushalten (aufhören)! Aushalten, sag' ich! Für mich — einen Ländler extra!" Er warf bei diesen Worten ein halb Dutzend Kronenthaler auf den Musikantentisch. Der Tanz brach ab und ein Ländler begann, den der Urbel mit dem nächststehenden Dirndel vortanzte. Alle Andern mußten abbrechen und, falls sie weiter tanzen wollten, sich ihm anschließen. Vesi trat mit ihrem Burschen alsbald aus der Reihe. Der Xaver aber, ihr Tänzer, drohte wild hinüber zum Urbel, der mit einem übermüthigen Jodler antwortete.

„Das hat uns der Vincenz eingebrockt," sagte Vesi zu ihrem Tänzer, die Lippen aufeinander beißend. „Schau nur, wie er triumphirend zu uns herüberblickt!"

„Der Vincenz? Wie, ist der auch da?" fragte sich wendend der Bursch.

„Freilich, siehst'n nit? Da bei den Baßgeigen steht er, just uns verquer! Der hat's dem Urberl eingegeben! Schau!" —

„Das thut der Vincenz mir schon nit an," gab Jener zur Antwort. „Und weil's alleweil gar (zu Ende) ist mit'm Tanz, so laß mich zu ihm gehen. Muß doch dem alten Kameraden die Hand bieten!"

„Geh' nur, Xaver, aber komm auch nit wieder. Von mir bekommst heut' keinen Tanz nimmer. Daß Du's weißt!"

„Was bist denn so unwirsch? Was hast mit dem Vincenz?"

„Nix! Was sollt' ich mit dem Buben haben? Der Wetterhahn auf dem Kirchdach ist mir just so gleichgiltig wie der!" —

Ihre Stimme zitterte vor Wuth und Erregung. Der Xaver achtete nicht darauf, verabschiedete sich kurz und ging zum Vincenz hinüber.

„Alle halten's mit dem stolzen Buben!" rief die Vefi, unwillig am Mieder nestelnd, und doch konnte sie das Auge nicht abwenden von dem Platz, an dem der Einödbauer soeben den alten Freund begrüßte.

„Wer ist denn der stolze Bub', den's meinst?" fragte die Crescenz hinter ihr.

Wieder stieg die Gluth in ihr Gesicht. Sie fächelte sich mit der seidenen Schürze Kühlung zu, ohne Antwort zu geben.

Der Tanz ging zu Ende. Vefi ergriff die Großmagd beim Arm und zog sie abseit zum Wirthshaus hin.

„Mich freut's nimmer dahier," flüsterte sie ihrer Begleiterin zu. „Laß uns hinüber ins Dorf! Wann ich mich nit mit der Anna Marie und der Barbara um was verredt hätt', ich ging gleich heim!"

„O mei'! Was hast'n nur wieder! Bist gar so g'schupft alleweil! Bleib' da! Schau, nun wird's erst recht lustig! Hast'n Vincenz aus der Einöd' gesehen? Denk', seit drei Jahr' war der nimmer auf 'ner Kirchweih'. Alle Dirnen schau'n nach ihm aus. Ich hab's wohl bemerkt, aber er hat noch mit Keiner sich in die Reih' gestellt! Was meinst, der Bub' tanzt am besten von allen im ganzen Oberland und 'ne Freud' ist's, wie er die Dirndel schutzen (in die Höhe schwingen) thut! Meiner Seel', ich hab' nimmer ein so schön's Mannsbild gesehen, wie den Buben!"

„Fangst Du auch noch an?" brummte unwirsch die Vefi. „Was Ihr nur an dem übermüthigen Buben gefressen habt? Alle Welt ist in ihn vernarrt, selbst die Mannsleut'! Geh' mir doch mit dem!"

„Na, nur nit so unwirsch! Hast denn ganz vergessen, daß —"

„Nix hab' ich vergessen, aber gemahnt sein will ich nimmer daran!"

(Fortsetzung folgt.)

Die dumme Gans.

Wodurch hat sie es verschuldet, die arme Gans, daß man sie kurzweg mit diesem wenig schmeichelhaften Epitheton belegt und damit nicht selten eine unzweideutige Anspielung auf irgend eine Vertreterin des schönen Geschlechts macht? Buffon sagt: „Wenn der Mensch alle moralischen Eigenschaften der Gans hätte, er wäre vollkommen." Gewiß! Abgesehen davon, daß Plinius und andere aufmerksame alte und neue Beobachter die Bescheidenheit, modestia, als eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Gans konstatiren, so besitzt dieses vielgeschmähte Thier noch zahlreiche Vorzüge, die einen Ehemann unbedingt glücklich machen müßten, wenn sich seine Auserkorene, die Bescheidenheit mit inbegriffen, aller Eigenschaften der Gans rühmen könnte.

Denn die Gans ist treu, anhänglich, wachsam — wir wissen, daß sie ein Mal das Kapitol gerettet — musikalisch und noch mehr als Das: die Gans ist klug, ja, sie ist schlau. Die dumme Gans ist ebenso schlau, wie irgend ein anderes Thier, dem der Mensch in offenkundiger Weise vindizirte. Leider können wir uns auf eine weitläufige Ehrenrettung des vielverkannten Thieres nicht einlassen und müssen uns darauf beschränken, durch einzelne, theils von uns wahrgenommene, theils von glaubwürdigen Augenzeugen erhärtete Beobachtungen die nicht unbedeutenden geistigen Fähigkeiten unserer Klientin in ein besseres Licht zu stellen.

Eine Gans, die auf einem Hühnerhofe mit einem Hahne zusammenlebte, wurde von diesem wiederholt auf herausfordernde Weise angegriffen und geneckt. Lange Zeit ertrug sie diese Unbilden mit wahrhafter Gänsegeduld; eines Tages aber, da der Beleidiger gar zu kühn war, packte sie ihn plötzlich bei dem Genicke, schleppte ihn trotz seines Sträubens bis zu einem kleinen Teiche und tauchte ihn so lange unter, bis sie ihn ertränkt hatte. Wir glauben, daß dieser wohldurchdachte Racheakt auf die angebliche Dummheit der Gans ein günstiges Streiflicht wirft.

Eine andere Gans, vielmehr ein Gänserich, hatte im Sommer seinen Aufenthalt mit Vorliebe auf einem Weizenacker genommen; des Morgens verließ er unbemerkt seine Gefährten und fand sich erst des Abends wieder bei ihnen ein. Anfangs fühlte er sich auf dem Weizenfelde sehr heimisch. Nachdem er aber einige Male vertrieben worden, fraß er nur noch nach vorausgegangener genauer Rekognoszirung und drückte sich bei Annäherung eines Menschen platt auf den Boden. Wenn die Gänse des Dorfes ausgetrieben wurden, so antwortete er nie auf ihr Geschrei, er versteckte sich vielmehr, bis sie vorüber waren, um nachher desto ungestörter an seiner gut gedeckten Tafel zu speisen. Endlich kam man ihm auf seine Schliche und beobachtete ihn genauer, aber trotzdem gelang es ihm noch öfter, zu entwischen und seinem Privatvergnügen im Weizenfelde obzuliegen.

Ein schlesischer Gutsbesitzer erzählte uns einen nicht minder interessanten Zug von einem kriegerischen, händelsüchtigen Gänserich, den er auf seinem eigenen Hühnerhofe zu beobachten Gelegenheit hatte. Besagtem Gänserich hatte sein lebhaftes Temperament schon manche Züchtigung zugezogen, ohne daß er seine kriegerischen Gelüste, welche ihn zu übermüthigen Angriffen auf andere Thiere, zu Ausflügen auf fremdes Gebiet und dergleichen mehr verleiteten, bezähmt hätte. Im Gegentheil, er suchte auch die übrigen Mitglieder des Hühnerhofes zu ähnlichen Extravaganzen zu verführen, was ihm bei wahrscheinlich angeborener Beredtsamkeit nur zu gut gelang. So rief er denn eines Tages eine neue exemplarische Züchtigung auf sein sündenschweres Haupt herab. Man fesselte ihn an dem einen Fuße derart, daß er wohl den Teich erreichen und darin sein tägliches Bad nehmen konnte, aber allen weiteren Ausflügen war ein Riegel vorgeschoben. Wie ein zweiter Prometheus stand er nun am Ufer und sah traurigen Blickes seine Genossen in lustigen Schwärmen auf den spielenden Fluthen dahingleiten; da ermannte er sich zu einem verzweiflungsvollen Entschlusse. Unter lautem Geschrei, mit hocherhobenen Flügeln stürzte er ins Wasser, soweit es die hemmende Fessel gestattete. Aber vergeblich! Ein zweiter und ein dritter Versuch hatten kein besseres Resultat. Da, wie von einer augenblicklichen Eingebung beseelt, stürzte er sich noch ein Mal in die Wellen, doch nicht um zu fliehen, sondern um zu sterben. Besser der Tod, als schmachvolle Knechtschaft. Tief im Wasser liegen Kopf und Hals, die Wellen spielen mit den herabhängenden Flügeln, die Füße ruhen unbeweglich auf der Oberfläche. Kein Zucken verräth, daß noch Leben in dem Thiere ist. In diesem traurigen Zustand wird der Gänserich von einem Diener herausgezogen und am Uferrande trocken gebettet. Scheinbar todt liegt er da, umgeben von den trauernden Freunden. Man befühlt und bemitleidet ihn, und in der Ueberzeugung, ein todtes Thier vor sich zu haben, läßt der Gutsherr die Fessel am Fuße auflösen. Kaum war dies geschehen, so kehrte das scheinbar entschwundene Leben wieder, und der Gänserich beeilte sich, seiner Freiheit im Teiche froh zu werden. Das Interessanteste an der Sache aber ist, daß sich der Gänserich während seines Selbstmordversuches beobachtet wußte und sich, nachdem er bereits drei Tage hindurch am Ufer angebunden gewesen, erst am vierten, da er mehrere Personen längere Zeit am Ufer verweilen sah, seiner selbstmörderischen Melancholie in die Arme warf.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Den in London anwesenden siamesischen Zwillingen droht dort in nächster Zeit eine gefährliche Konkurrenz zu erstehen. Eine Riesin ist aus Neuschottland in der englischen Hauptstadt eingetroffen, um aus ihrer ungewöhnlichen Leibesbeschaffenheit eine Geldquelle zu machen. Personen, die sie gesehen, wissen die ihr trotz der ungeheuren Dimensionen angeborene Grazie und Schönheit der Formen nicht genug zu loben. Miß Swan — dies ist ihr Name — zählt erst zwanzig Jahre und mißt 8 Fuß 2 Zoll; und mehrere medizinische Autoritäten, welche diese Naturseltenheit in Augenschein nahmen, stellen ihr noch weiteres Wachsthum in Aussicht.

* (Herr im Hause.) „Sind Sie der Herr dieses Hauses?“ fragte ein Reisender, als er an ein Gasthaus kam, unter dessen Thür der Wirth stand.

„Zu dienen, mein Herr,“ antwortete der Wirth. „Meine Frau ist vor drei Wochen gestorben.“

Ein eingebildeter Geck sagte zu einem Barbierjungen: „Hast Du auch schon einen Affen rasirt?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiederte der Junge, „aber wenn Sie sich setzen wollen, will ich es versuchen.“

* Ein sehr kleiner Mensch konnte den Glockenzug an einem Hause nicht erreichen. Er bat daher einen Großen, der eben vorüberging, statt seiner an der Glocke zu ziehen. — „Möchte wissen,“ sagte Dieser, während er läutete, „wozu so kleine Leute, wie Ihr, nur auf der Welt sind!“ — „Um sich von so großen, wie Ihr seid, bedienen zu lassen!“ lautete des Kleinen Antwort.

* (Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.) Diese Erfahrung machte neulich ein Lehrer bei seinem geographischen Unterricht, als er die jetzt dem preußischen Staate einverleibten Reiche Hannover rc. als „integrirende“ Bestandtheile bezeichnete, und den Schüler Müller repetirend fragte, was Hannover sei. — Der Knabe antwortete sehr naiv: „Hannover ist ein „intriguirender Bestandtheil von Preußen!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 9. März 1869.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Die Alte schüttelte den Kopf. Nur mühsam folgte sie dem Mädchen, dessen Schritte immer schneller wurden. „Was wollen wir nur im Dorf?" fragte sie, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Ich weiß selbst nit. Nur fort von hier! Ach, mir ist Alles so verleidet auf einmal, daß ich weinen könnt' vor Wuth!"

„Na, in der Laun' will ich Dich nit stören," meinte sehr trocken die Alte, welche jetzt tief aufathmend stehen blieb und die Arme in die Seite stemmte. „Glaubst, ich bin Dein Narr und lauf' wie'n Windhund mit Dir in die Wett'? O nein, dadrum bin ich just nit herkommen! Geh', wohin Du willst, Du unwirsch Dirndel!"

„Du gehst mit mir, Crescenz," rief Vesi gebieterisch.

„Nun grad nit; hier hast mir nix zu befehlen! Daß Du's nur weißt! Dahier auf der Kirchweih' bin ich 'ne freie Dirn' wie Du; — drüben beim Lindenwirth hab' ich 'n paar Vettern sitzen sehen, die such' ich jetzt auf. Da magst mich später finden, wann Du mit mir heim willst. Für jetzt: behüt' Gott!" —

„Crescenz, geh' nit!" wiederholte die Dirne und ihre Augen funkelten vor Zorn, während ihre Stimme fast schluchzend zitterte.

„Nein, nein und tausendmal nein! Mir sollst den Festtag nit verderben! Behüt' Gott!"

Damit drehte sich die Alte kurz um und schritt, ohne sich umzublicken, dem Wirthshause zu.

Die Vesi richtete sich hoch auf. Ihr dunkles Auge flammte empor, doch auf den halb geöffneten Lippen erstarb das drohende Wort, welches sie der Alten nachschicken wollte. Die Hände hatten sich vor Zorn und Ingrimm geballt und ihre Füße stemmten sich in den Boden. Von fern klang die Musik und das Jodeln der Tänzer. Das brachte sie wieder zu sich.

Nein, den Triumph sollen's nit haben über mich, sagte sie zu sich selbst, indem sie höhnisch zum Tanzplatz hinüberschaute. Der Vincenz würd' sich am End' was drauf zu gut thun! Nun just recht nit! Tanzen will ich, tanzen ihm zum Verdruß! Die Buben sollen sich heut' nimmer auskennen mit mir, so zuthunlich will ich sein mit jedem und keinem will ich 'n Tanz ausschlagen; keinem außer — außer'm Vincenz! Hm, der wird aber nit kommen! Und wann er nur käme, daß ich ihm vor allen so recht kalt und geruhig sagen könnt': Nein, mit dir mag ich nit! Ach, mein Leben gäb' ich drum! — Der übermüthige Bursch! — Na, wer weiß, welch' Gelegenheit sich find't, daß ich ihm was anthu', was ihn kränkt in seinem Stolz!

Unter solchem halblauten Selbstgespräche schritt sie dem Tanzplatze zu. Eben trat der Vincenz mit einer blutarmen Sennerin zum Tanze an und dicht neben sich hörte die stolze Kronenhofstochter den Mankei-Franz ausrufen: „Recht so, Vincenz, zeig's den Madels, daß Du noch der Alte bist, laß sich die reichen und stolzen Katzen todt ärgern vor Neid, die Dich ausschlagen!"

Die Vesi drückte die Nägel in die innere Handfläche. Mit der Miadei (Mariechen) tanzt er, flüsterte sie giftig in sich hinein. Just die bettelhafteste von allen unsern Almerinnen. Wie sich das Ding mit ihm dreht! Keine acht Tag' mehr soll sie bei uns im Dienst sein, dafür will ich sorgen! Und wie lustig er jetzt drein schaut, der übermüthige Bub'. Alle Welt sagt, er sei menschenscheu geworden. Hm, davon merk' ich nix. Und ich hab' mir eingebild't, daß — ha, wie freundlich er mit der Miadei plauscht und wie ihn das dumme Ding affisch anschaut! —

Ich will auch tanzen just ihm zum Trotz! — I, Xaver, Du kommst mir just wie gerufen. Komm', tanzen wir selbander mit hinein!" —

„Muß schön danken," gab der Angeredete höhnisch zur Antwort. „Hast mich ja selber vordem abgewiesen. Nun hab' ich mich für den ganzen Abend mit der Resei versprochen. Behüt' Gott derweil, schöne Vefi!"

Damit eilte der Bursche lachend davon.

„S' ist um die Kränk' zu kriegen," knirschte die stolze Dirne ihm nach. Sie blinzte nach allen Seiten nach einem ledigen Tänzer. Nirgends ließ sich einer erspähen. Der Tanz schien ihr eine Ewigkeit zu dauern. So stand sie und stampfte den Takt nach auf dem Rasen, während ihr blitzendes Auge zwischen den bunten Paaren immer wieder und wieder den verhaßten Vincenz suchte.

* * *

Schon neigte sich die Sonne gen Westen. Kühlere Lüfte flogen vom Gebirg her ins Thal. Immer wilder ward der Tanz, immer lauter das Lärmen. Der braune Saft des Gambrinus hatte die Gemüther sichtlich erhitzt. Laute Zankreden leiteten bereits hier und da die Schlägereien ein, ohne welche man sich im Oberland keine richtige Kirchweihe denken kann.

„Wir wollen aufbrechen," bat, als der Tanz geendet, der Vincenz den Gambs-Urberl, der ihm eben entgegenwankte: „Mich freut das wilde Gelärm nit und bald geht's an's Raufen, da bin ich erst recht nimmer dabei!"

„Hast Recht, Bruderherz," gab der Urberl mit etwas schwerer Zunge zur Antwort. „Gib Acht, was ich mir ausgedacht hab'! — Du mußt wissen, daß heut' Nacht zwischen dem Kilian- und Cyrillustag die Dirnen ein absonderlich Spiel treiben da droben in der Klamm!"

„Ja, ich weiß! Sie werfen die Buschen von Almrausch (Strauß von Alpenrosen) hinab ins Wasser und wenn sie gradaus hinunter schwimmen, so meinen's, sie haben den Freier zu erwarten in dem Jahr. Weiß schon, Urberl!"

„Also gib Acht, die wollen wir dabei abfangen. Bist dabei?"

„Mir schon recht!"

„Komm' also hinunter zu den Spielleuten, da hab' ich mein Stutzen und mein Joppen. Gib mir Deinen Arm! S' gibt die schönste Mondnacht. Da ist der Weg hüben und drüben gar schön bis zur Klamm und da droben lüftet man sich den Kopf ein wenig wieder aus. Offen gesagt, ich hab' auch schon so was von 'nem Dampes (Rausch)!"

Er zog den Vincenz mit sich fort, ergriff Joppe und Stutzen und trat sodann den Heimweg mit dem Gefährten an.

Der junge Einödbauer schien im Verlauf des Festes ein wenig aufgeheitert. Seine Wangen glühten wie ehedem vor Lebenslust und aus allen seinen Zügen sprach ein fröhlicherer Sinn, ein frischerer Muth als zuvor.

Jetzt, da der Festjubel hinter ihm erklang und die Beiden über die stillen, thauigen Wiesen durch das stille Thal den einsamen Bergen zuschritten, schien die Zeit gekommen, sich dem Freunde gegenüber auch auszusprechen über diese Wandelung. Der Gambs-Urberl aber war in seiner jetzigen Verfassung keineswegs geneigt, auf ein Gespräch einzugehen, das irgendwelchen logischen Zusammenhang hatte. Dem Vincenz war's drum ganz recht, als der Jäger endlich den Vorschlag machte, sich zu trennen, um oben und unten den Dirnen in der Klamm den Weg abzuschneiden.

Urberl schritt den bequemen Fußsteig entlang, den er für sich auserwählt. Vincenz schlug sich seitwärts durch das Haselbuschwerk. Ueber Steingeröll führte der schmale Pfad ziemlich steil bergan. Auf einem kleinen Plateau machte er endlich Halt und blickte thaleinwärts. Wie friedlich lag die dämmernde Ebene vor ihm da! In frommer Erregung nahm er den Hut vom lockigen Haupt. Der Anblick mochte ihn überwältigen wie am Mittag, da er mit dem Urberl vor dem See stand.

„Wer da sagt, daß ihn's Leben nimmer freut," rief er unwillig aus, „der verdient's auch nit, daß ihm der liebe Herrgott 's Leben geschenkt hat. O du mei', wie ist's da droben gar so wunderbar schön! Wie im Traum liegt drunten das Dorf! Mir ist's, als hätt' ich seit vielen Jahren so was nimmer gesehen! — Der Vater hat Recht! S' ist nimmer gut, sich so in die Einsamkeit zu vergraben! Ist mir doch heut' seit Jahr und Tag zum ersten Mal wieder das Herz offen geworden, das sich verschlossen hatte vor aller Welt mit seinem Gram! Frisch auf, Vincenz, der da droben wird Dir und dem Vater zur Seite stehen! Es kommen die alten Tage wieder, da ich gefühlt, daß ich jung sei und ein Recht hatte, mein Theil zu nehmen an der Lebensfreud', die der liebe Herrgott ausgegossen hat über die ganze Welt! — Schau, wie die Sterne da über die dunklen Berge hinziehen! Wie herzige Augen blicken's herab tief, tief in meine Seele! S' ist gar zu lang, daß ich gewußt und gefühlt,

was das thut und wie's ist, wann so freundliche Augen in Lieb' auf uns schauen!" — So stand er lange in stillem Selbstgespräch und schaute zu den mondhellen Bergen hinüber und aufwärts zum lichten Sternenhimmel. Endlich schreckten Menschenstimmen ihn auf, die von ferne aus dem Tiefland aufklangen.

Ob's der Gambs-Urberl ist? dachte der Bursch, der sich just erst wieder auf seine Verabredung mit dem Jugendfreund besann. Ich muß mich dran halten, wenn ich noch zur rechten Zeit kommen will, den neugierigen Dirndeln den Paß oberhalb der Klamm zu verlegen. Und lustig sprang er den Berg hinan. Beim Kreuzweg bog er dann, der Weisung des Jugendfreundes folgend, ab. Eine hohle Gasse nahm den nächtlichen Wanderer alsbald auf. Durch die überhängenden Büsche warf der Mond sein blasses Licht. Ein tiefer Abgrund gähnte und aus demselben rauschte in der nächtlichen Stille das Tosen des reißenden Waldbaches herauf.

Der würzige Duft, die laue Nachtluft, der volle Mondschein, das Rauschen des Wassers, die tiefe Stille auf den Bergen — das Alles mochte in Vincenz manche alte und liebe Erinnerung erwecken. Oft stand er lauschend still. Von Zeit zu Zeit war's ihm, als höre er in der Ferne bereits das Kichern der Dirnen.

„Horch! Da war's ganz deutlich!" rief er endlich stillstehend. „Sie sind's — wann ich nur wüßt', daß der Urberl drunten schon auf dem Platz ist, so möcht' ich's Signal zur Jagd geben! — Horch, schon wieder! S' müssen eine ganze Menge sein! — Wenn ich fortgeh' bis zum Eck da droben, wird's just recht sein. Gibt dann der Urberl Antwort, so geht die Jagd los! Entweder sie kommen herauf zu mir oder hinunter zum Urberl!"

Leise schritt er abermals vorwärts über das Steingeröll. Endlich war das Eck erreicht. Auf einem mondhellen Plateau standen die Dirnen zusammengeschreckt wie eine Gemsenheerde und starrten die Höhen hinauf.

Mit lautem Lachen sprang der Vincenz hervor. Lautes Kreischen und Schreien der Mädchen folgte, die in rastloser Flucht den weiteren und ungefährlichen Weg bergabwärts wählten.

Rasch entschlossen stürzte er mit lautem Jodler den fliehenden Dirndeln nach. Wie flüchtige Rehe jagten diese vor ihm auf. Nur die weißen Hemden sah er flattern und die bunten Bänder am Hute. Der Mond barg sich hinter Gewölk, der Weg verengte sich abermals in einen Hohlweg. Vincenz, des Weges aus alten Zeiten wohl kundig, verdoppelte seine Schritte. Da huscht es plötzlich dicht neben ihm auf wie eine Gemse, die von Fels zu Fels springt. Vielleicht hat's Dirndel was verloren und ist so zurückgeblieben. Noch ein mächtiger Sprung und er hat's erhascht an der flatternden Schürze, noch ein Griff und es liegt in den Armen des tollen Burschen, dessen lautes, herzliches Lachen gleichwohl jede Furcht aus dem Mädchenherzen bannen mußte, daß ihr von ihm etwas Unrechtes geschähe.

„Lös' Dich aus!" rief er dem Dirndel zu. Die aber stellte sich fest auf die Füße, legte ihre Arme auf die seinen und suchte sich mit mächtiger Kraft loszuringen von dem Burschen.

„Kannst lang zappeln Du!" sagte der Vincenz, ohne sich im Geringsten anzustrengen. „Mir kommt's nit aus! Was ich einmal angreif' mit meinen zwei Armen, das lass' ich nit aus! Gib's Busserl her, Dirndel! Das ist 'n alter Brauch und Niemand wird Dich nachher drum schmähen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die dumme Gans.

(Schluß.)

Einen nicht geringeren Beweis von List lieferte eine Partie Gänse, die man in einem Stalle eingesperrt hatte. Sie machten die Thür auf und kamen heraus. Wie es ihnen gelang, die Thür zu öffnen, läßt sich nicht einmal vermuthen. Da wurde die Einrichtung getroffen, daß die Thür nur mit einem Stricke, welcher hoch angebracht war, aber in den Stall hineinhing, geöffnet werden konnte. Nun bemühten sich die Gänse wieder, die Thür aufzumachen, und schnappten, da dies nicht gelingen wollte, unaufhörlich nach dem Stricke. Da ihn aber keine erreichen konnte, kauerte sich eine von ihnen nieder und nahm eine andere auf den Rücken, welche nun den Strick mit dem Schnabel faßte und durch Ziehen die Thüre öffnete. So kamen die Gänse abermals aus der Gefangenschaft, und da man sie wieder einsperrte und beobachtete, sah man die schlaue Weise, auf welche sie sich befreiten.

Wir dächten, diese Züge würden hinreichen, die Gans von dem Vorwurfe der Dummheit, welchem ihr nur unsere so weit vorgerückte Zeit macht, zu reinigen. Denn niemals galt die Gans als ein dummes Thier, im Gegentheile, sie erfreute sich im Alterthum des besten Renommees, und Aelian berichtet uns bereits von einer Art ägyptischer Gänse, welche wegen ihrer außerordent-

lichen Schlauheit Fuchsgänse, Chenalopages genannt, von den Aegyptern als heilige Thiere verehrt, aber unbeschadet dieser Verehrung und ihrer Schlauheit auch mit großem Appetite verzehrt wurden. Waren doch der Ochs und die Gans die einzigen Thiere, deren Fleisch die Aegypter genossen, und es ist wahrscheinlich, daß sie das Fleisch der ersteren aßen, um Kraft zu bekommen, das der Gans aber vielleicht lediglich in der Absicht, sich geistig zu stärken. Und Plinius, ein warmer Anwalt der Gans, sagt: „Man wäre fast zu glauben versucht, diese Thiere wüßten die Weisheit zu würdigen, denn man erzählt, daß eines derselben der beständige Begleiter des Peripathetikers Lacides gewesen und ihn nie, weder auf der Straße noch im Bade, weder bei Tag noch bei Nacht verlassen habe.“ Und Athenäus berichtet, daß der Philosoph, ihr dankbarer Freund und Begleiter, nachdem die weisheitliebende Gans das Zeitliche gesegnet, ihr ein prächtiges Leichenbegräbniß veranstaltet habe.

Von ähnlicher Anhänglichkeit einer Gans an des Ptolomäus Zitherspielerin, Glauke, erzählt Aelian, und zahlreiche seelenvolle Züge unserer vielverleumdeten Klientin aus späterer Zeit berechtigen uns auch zu einer besseren Meinung von ihrem für Freundschaft und Liebe tiefempfänglichen Gemüthe, als von dem „dummen Thiere“ im Allgemeinen gehegt wird.

Mannigfaltiges.

Die „Herm. Ztg.“ erzählt folgende nette Geschichte von der Anhänglichkeit eines Pferdes. Vor etwa zwei Jahren wurde von dem Postmeister in Tövis (Siebenbürgen) eines seiner besten Pferde gestohlen. Unlängst wird dem karlsburger Postmeister ein Pferd zum Verkauf angeboten. Der Postknecht, der früher in Tövis gedient hatte, erkennt auf den ersten Blick das unter seiner Obhut längere Zeit hindurch gestandene Pferd und theilt seine Entdeckung dem kauflustigen Postmeister mit. Dieser schickt zur Polizei. Der Mann der Sicherheitsbehörde erscheint. Der Verkäufer kann sich über das Eigenthumsrecht nicht ausweisen und wird festgenommen. Man bescheidet zur Anerkennung den töviser Postmeister, welcher, weil er krank ist, seine Schwester schickt, die das Pferd im strengsten Sinne des Wortes erzogen hatte. Die Dame kommt nach Karlsburg. Der Dieb leugnet standhaft. Sie, die Erzieherin, ruft den Gaul beim Namen. Der erkennt nach zweijähriger schmerzlicher Trennung die Stimme seiner Pflegerin, reißt sich von den Banden, die ihn an den Pflock fesseln, mit größter Gewalt los, stürzt wiehernd und alle Hindernisse vor sich niederwerfend vor die Gebieterin, bleibt vor ihr stehen, und der Pferdedieb war überwiesen.

In Paris existirt in der Straße François I. kein Haus, welches die Nummer 13 trägt, obgleich sie weit über 13 Häuser enthält. Warum nicht? Auf sehr einfache Weise. Als die Beamten des Herrn Haußmann in Erfüllung ihrer arithmetischen Pflicht die Häuser der Straße François I. bezifferten, hübsch von eins anfangend, die ungeraden links, die geraden rechts, kamen sie hinter der Nr. 11 an ein Haus, dem sie die Nr. 13 anzuhängen gedachten. Aber sie hatten ohne den Wirth gerechnet, oder vielmehr ohne die Wirthin. Diese treffliche Dame ist die Cousine eines Marschalls und der Marschall ist der Marschall des Kaisers. Madame hat keine Lust, ihr Eigenthum durch eine fatale Nummer verschimphiren zu lassen. Sie opponirt, sie appellirt an ihren Vetter, der Vetter redet ein gutes Wörtchen an passender Stelle — man kann die Verwandtschaft doch nicht sitzen lassen, denkt der Herr Präfekt — und auf Nr. 11 folgt Nr. 11 bis.“ Aber der Nachbar will die verhängnißvolle Dreizehn auch nicht, und damit er keinen Spektakel macht, erhält er seine richtige 15 — nicht etwa — nein behüte! vorn auf die Hausthür erhält er sie. Dreizehn schläft und Madame hat 11 bis.“ In einer andern Straße vermißt der Rechenkundige die Zahl 101, welche in Paris nicht gerade in gutem Geruch steht, und zwar vermißt er sie aus einem ähnlichen Grunde, wie sich denn auch Beispiele anderer Art in Menge für die hier bestehende Wirthschaft anführen ließen.

* Herr: „Ach, wüßten Sie, liebes Fräulein, wie ich für Sie glühe!“

Dame: „Mein Gott, also bin ich am Ende an Ihrer rothen Nase schuld?“

(Auch nicht übel.) Die „Bayerische Zeitung“ gab mit großer Entrüstung einem ihrer Mitarbeiter den Laufpaß, weil derselbe eine lebhafte ausführliche Schilderung eines Fackelzuges geliefert hatte, der wegen schlechten Wetters gar nicht stattgefunden hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Donnerstag, 11. März 1869.

Mannsgefühl.

Was dich auch hart betroffen,
Geh' männlich drüber hin,
Bewahr' dein Auge offen
Und halte frei den Sinn.

Zu Thaten mußt du streben,
Denn Handeln ziemt dem Mann:
Nur der verdient das Leben,
Der's selber sich gewann.

Gefahren laß nicht schrecken
Den biedern, starken Muth,
Und Sorgen müssen wecken
Des Willens edle Gluth.

Du mußt ins Leben dringen,
Was deine Kraft erreicht,
Das mußt du dir bezwingen,
Bis jede Schranke weicht.

Nichts kann dir widerstehen:
Dem Mann gehört die Welt,
Die Brust ihm Aethers Wehen,
Der Gottheit Athem schwellt.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Die Dirne blieb stumm und verstockt, wandte und drehte sich und ihr keuchender Athem strich heiß über seine Wangen.

„Quäl' Dich doch nit," rief der Bub mit gutmüthigem Lachen. „Gib Dich gefangen, 's ist nun einmal nit anders!"

„Ich will nit," stieß sie trotzig zwischen den Zähnen hervor und erneute ihre Anstrengungen, sich gewaltsam loszureißen.

„Du willst nit, aber mußt!" entgegnete der Vincenz mit drolligem Phlegma, obschon die Dirne ihm fast die Finger verdrehte.

„Ich will nit müssen!" keuchte sie. Wieder riß das trotzige Dirndel ihm fast die Arme herum. Den Burschen mochte dieser Widerstand reizen. Fester schnürte er die Arme um ihre Brust. Da ward's Dirndel still, ganz still und fiel machtlos an ihn, und auf seine pochende Brust sank ihr glühendes Haupt. So lag sie wortlos, zitternd am ganzen Körper. Da erbarmte es den Burschen. Er öffnete die Arme und sagte mit sanfterem Tone wie vordem: „Jetzt geh', ich will den Kuß nimmer! Kein Mensch soll dem Vincenz Lienhuber nachsagen, daß er einem Dirndel 'nen Kuß mit roher Gewalt abgezwungen hätte!"

„Der Vincenz Lienhuber," stammelte sie tonlos. „Du — Du bist's — —?"

„Freilich! Ist's denn so zum Entsetzen?"

„Der Vincenz!" rief sie nochmals, sich schnell emporrichtend. —

Just in dem Moment trat der Mond hervor über die Klamm und wie übergossen von dem weißen Lichtmeer sah der Bub die Vesi vom Kronenhof vor sich stehen. Fast geblendet trat er vor ihr zurück. So schön war ihm das Dirndel nimmer zuvor erschienen. Wortlos stand er wie gebannt an der Felswand neben ihr.

„Ja, die Vesi ist's," flüsterte sie voll Ingrimm, Scham und Wuth. „Das ist 'ne Gaudi für Dich, Du stolzer Bub! Gelt? — Kannst's nun ausposaunen Deine Heldenthat, daß Du just die erwischt hast in der Klamm bei dem dummen Spielwerk, darüber alle Andern ihr Gespaß treiben! Freust Dich nit? Du — Du — —!"

„Du kennst mich nit, Vesi," gab er nach langem Schweigen endlich sanft zur Antwort. „Niemand soll's erfahren, daß ich Dich hier und zu dieser Stund' erwischt hab'. Ich geb' Dir mein Wort darauf als ehrlicher Bub'!"

Er reichte ihr die Rechte. Sie blickte ungewiß und staunend zu ihm auf. Es war, als hätte

ein Zauber die Beiden ergriffen, wie sie sich so ins Auge schauten.

„Glaubst mir nit?" fragte er fast weich.

Sie drückte hastig seine Hand, noch einmal funkelte ihr dunkles Auge wie ein Blitz auf, dann murmelte sie hastig: Behüt' Gott! — und schnell, wie in schrecklichster Furcht, flog sie den Pfad thalabwärts dahin.

Regungslos wie ein Steinbild lehnte der Vincenz an der Felsenwand und blickte ihr lange, lange nach, bis sie endlich im dunklen Thal verschwand. Er wußte selbst nicht, wie ihm zu der Stunde geschehen und wie im Traume ging er dann heim durch das stille Gebirg, heim in die ferne Einöd, über die schon das Morgenroth aufstieg, da er an die Thüre des Vaterhauses klopfte.

II.

„Na, was ist mir denn das?" zankte der Kronenhofbauer am andern Mittag mit der Crescenz, seiner Großmagd, da er, vom Felde heimkehrend, diese unter der offenen Gallerie vor dem stattlichen Bauernhause sitzen sah. „Ist denn etwa heut' auch noch Festtag, daß Du daher höckst in der Laube (offene Gallerie) wie 'ne Stadtdam' und die Händ' in 'n Schooß legst?"

„Nu, nit gleich so grantig (unwirsch), Wastel," gab die Alte gleichmüthig zurück. „Ich muß da die Rechnungen für die Vefi in Ordnung bringen. Zertheilen kann sich der Mensch nit, obschon bei Dir's manchesmal noth thät', wenn man Dir zu Willen sein möcht'!"

„Wo ist denn das Dirndel, das sakrische?"

„Weiß nit! Hast sie nit draußen 'troffen? Im Haus ist sie nit!"

„Mit der kennt sich auch kein Mensch mehr, selbst ihr eigener Vater nit!" brummte der Bauer, die Pfeife hervorlangend. „Wie lang warst denn bei der Kirchweih'?"

„Hab' die Uhr nit schlagen hören, als ich die Thüre zuschloß."

„Aber die Vefi ist doch mit Dir kommen?"

Die Alte brummte in sichtlicher Verlegenheit einige unverständliche Laute vor sich hin und schrieb dann mit verdoppeltem Eifer, sich halblaut vorbuchstabirend, in ihrem Buche weiter.

„So 'ne Kirchweih' ist auch noch nimmer dagewesen," knurrte der Wastel, indem er die Pfeife mit dem Schwamm in Brand setzte.

„Wie meinst das?"

„Na, nit mehr wie fünf Bub'n haben's die Hirnschalen einschlagen. Der Bader von drüben hat mir's gesagt. Kaum Einer wird davon kommen! Gleich fünf auf einmal! So unverschämt sind wir zu meiner Zeit nit gewesen!"

„Hast's vielleicht derweil vergessen," warf halblaut die Alte dazwischen.

„Aber gleich hab' ich mir's denkt, wie ich 'n Vincenz erschaut hab' in der Au. Das ist der ärgste Hagmoar (Hauptrauser) zehn Meilen in der Rund'. Just so 'n wilder Kumpan, als wie sein Alter ein heimtückischer, elender Schleicher ist!"

„Die Welt sagt das just nit von den zwei Beiden!" meinte die Crescenz.

„Aber ich sag's und weiß auch warum! Aber der alte Lienhuber soll nur Obacht geben, daß ich nit einmal über ihn komm'!' rief der Wastel und lehnte sich an den Stützbalken der Gallerie, durch dessen wilde Weinranken ein kühler Luftzug strich. — „Auf'n Nachmittag richt's mir mein best's Gewand," sagte der Bauer, ohne sich umzudrehen, nach einer Weile zur Alten. „Ich will hinüber zum Sepp auf der Ruadsmühl. Wir haben's gestern auf der sakrischen Kirchweih' drüben schon verredt, daß der Xaver zu Lichtmeß hin auf's späteste die Vefi in die Eh' nehmen thut!"

„Die Vefi den Xaver! Und das sagst so ganz nebenbei? J, das ist ja 'ne ganz aparte Neuigkeit! Will denn die Vefi?"

„Ob's will oder nit! Ich will's und damit basta! Sie soll nimmermehr aufmucken. Das magst ihr nur gleich sagen in meinem Namen. Dieses Mal duld' ich kein' Widerred'!"

Die Alte zuckte die Achsel und rief lakonisch: „Na, dann ist's ja gut! Wegen meiner schon lang!"

„S'ist ja 'ne Schand', daß die Dirn' noch nicht unter die Haube ist! Die reichste Dirn' auf zehn Meilen in der Rund'. Ich denk', mit dem Xaver ist's nit gefehlt. Hat seine drei Mühlen, denn der Alte setzt sich zur Ruh', sobald der Sohn 'ne Frau ins Haus bringt. So hat er mir's gestern zugesagt. Was meinst zu der Partie?"

„Na, sonst wär's schon recht, wann nur die Vefi will. Du weißt, die hat 'nen ganz kritischen Kopf. Wenn ihr der Xaver sonst ansteht — 's ist ein schmucker Bub und Geld haben's auch in der Ruadsmühl, das weiß 'n Jedes im Gebirg. Gut wär's schon, wenn die Vefi bald ihre eigene Wirthschaft kriegt. Ich halt's bald nimmer aus mit ihr. So unwirsch wie alleweil war's nie!"

„Eben darum soll's und muß's sein, Crescenz."

„Aber der Kronenhof — was wird mit dem?"

„Ja freilich, der — weißt, ich hab' so meine eignen Plän'! Dir muß ich's ja doch sagen früher oder später, und ich weiß, Dir darf ich's schon

anvertrau'n. Schau, ich will's Gehöft verkaufen. Mich freut's nimmer!"

Die Alte schaute erstaunt zu ihm auf und schien ganz sprachlos über diese unerwartete Eröffnung.

„Verkaufen?" sagte sie endlich mit gepreßter Stimme. „O du mei', Wastel, das ist Dein Ernst nit!"

„Gewiß ist's mein Ernst! Ich halt's nimmer aus dahier! Ueberall machen's mir finst're Gesichter, gehen mir aus dem Weg und ziehen sich zurück vor mir! Wer hat denn Umgang mit uns? Nur solche, die was brauchen vom reichen Wastel! Meinst nit, ich wüßt', was sie mir heimlich nachreden und was ihnen der Einödbauer vorgeschwatzt hat? Anfangs hab' ich mir wenig draus gemacht! Auf die lange Zeit hält aber kein Mensch so was aus! Ist's doch, als hätt' ich die Pest im Gewand, wie sie sich von mir allesammt wegdrucken!"

„Wann Du ein gut's Gewissen hast, was machst Dir aus alledem?" sagte die Alte, ihn starr anblickend. Er ertrug den Blick nicht und stopfte an der halb ausgebrannten Pfeife. Sie erhob sich und trat dicht an ihn heran.

„Weißt, was ich gehört hab'?" sagte sie mit leiser Stimme. „Er ist wieder 'nmal da —"

„Er? Wer hat's gesagt?" rief erbleichend der Wastel.

„Die Buacha-Resei war in der Früh' dort."

„Kommt die auch noch alleweil daher? Hab' ich ihr nicht 's Gehöft verboten? Und, und die hat's gesagt? Die?! Na, da ist's nur ein Schreckschuß!"

„'n Schreckschuß?" wiederholte die Crescenz mit dumpfer Stimme. — „Die Buacha-Resei kennst so gut wie ich. Die weiß's schon! Wer stünd' denn auch ihm näher als die Resei! An die wird er sich zuerst wenden!"

„Und dann an den Einödbauer," flüsterte der Wastel, dessen zitternde Hand nach dem nächsten Holzstuhl tastete, damit er sich aufrecht erhielt in der tödtlichen Angst, die den Alten über diese geheimnißvolle Nachricht ergriffen zu haben schien — „dann ist's ohnehin zu End' mit mir und dem Kronenhof!" murmelte er nach einer Pause.

„Hätt's das abwenden können zur rechten Zeit," meinte in ihrem früheren Gleichmuth die Großmagd. „Nun ist's zu spät!"

Der Wastel stierte eine lange Weile mit verglasten Augen ins Leere. Die schmale Brust hob und senkte sich sichtlich während des inneren Kampfes, den er derweil bestand. Dabei murmelte er unartikulirte Laute vor sich hin. Die alte Crescenz schien sich an seiner Zerknirschung zu weiden.

„Hab' ich Dir's nit oft genug gesagt," begann die Crescenz auf's Neue, „aber niemals hast drauf gehört und alle Mahnungen in den Wind geschlagen in Deinem stolzen Trotz. Nun ist's Unglück vor der Thür. Meiner Seel', ich hab's längst gefürcht't, daß es so kommen wird! Weißt noch, wie er's letzt' Mal da war? Mir steht die Gestalt ewig vor Augen? Du hast Dich in die Wuth hinein geschrieen, sonst hätt'st wie ich dastehen müssen voll Erbarmen und voll Reu'! Weißt noch, wie Du die Flinten von der Wand hast gerissen und auf ihn angelegt! Wie er da den blutigen, nackten Arm aufhub und rief: „Gib Acht, daß Dich diese Stund' nit reut!"

„Ja ich weiß, ich weiß!" wimmerte der Alte, die Augen schließend, als steige nun auch vor ihm das entsetzliche Schreckbild auf, welches selbst in der Erinnerung noch einen solchen Eindruck auf die Crescenz machte.

„Und dann, dann ist er hinaus," fuhr diese mit erhöhter Stimme fort — „hinaus in die wilde Nacht, in den Regen und Sturm, ausgestoßen wie 'n fremder kranker Hund aus dem Haus, ausgestoßen wie 'n Dieb auf die Straßen! Noch im Wind hab' ich's Fluchen gehört von draußen! Mir schnitt's durch die Seele, nur Du hattest kein Erbarmen — und 's war doch Dein Fleisch und Blut! Gib Acht, Wastel, die Vergeltung bleibt nit aus! Gib Acht!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Hahnemann und der Engländer.) Der Erfinder der Homöopathie brachte bekanntlich seine letzten Lebensjahre in Paris zu. Eine Französin, die er in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre heirathete, hatte ihn dort hingezogen. Auch dort vollbrachte er eine Reihe bedeutender Kuren und sammelte viele Schüler um sich. Das Alter schwächte aber wohl nach und nach seine Geisteskräfte, wenigstens übertrieb er seine eigenen Vorschriften oft in einer abgeschmackten Weise. Er verschrieb nur die allerkleinsten Dosen. Fast rechtfertigte er den Scherz des großen Dupuytren, der einmal sagte:

„Hahnemann wirft einige seiner Kügelchen von dem Pont Neuf ins Wasser, und schickt seine Patienten nach Havre mit den Worten: „Schöpfet Wasser aus der Seine, trinkt und ihr werdet genesen!"

Wie gesagt, er gab zuweilen zu diesen Spöttereien Anlaß und vielleicht auch zu der folgenden Anekdote, die, wenn nicht wahr, doch gut erfunden ist.

Eines Tags fährt ein reicher englischer Lord bei Hahnemann vor, um ihn wegen einer Krankheit um Rath zu fragen. Der Greis hört aufmerksam die Darlegung des Patienten an, nimmt ein Fläschchen, öffnet es, hält es unter die Nase des Lords und sagt:

„Riechen Sie! .... Gut! Sie sind geheilt!"

Der Engländer, überrascht, was seinen Landsleuten selten begegnet — erwiedert:

„Was bin ich schuldig?"

„Tausend Franken!" lautet die Antwort des immer anwesenden Famulus.

Der Insulaner zieht ein Fünfzig Livres-Billet aus seiner Tasche, hält es unter die Nase des Arztes und sagt:

„Riechen Sie! .... Gut! Sie sind bezahlt!"

Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer.

Aus Breslau meldet das „Bresl. Handelsblatt" von einer wichtigen Erfindung für Lebensrettung bei Feuersgefahr. Dieser sehr einfach und sinnreich konstruirte (Galibert'sche) Apparat besteht aus einem aus luftdichtem Stoffe angefertigten Sack, welcher vermittelst eines kleinen Blasebalges mit Luft angefüllt wird. Zwei mit einem Mundstück verbundene Schläuche führen der Person, welche in einen mit Rauch gefüllten Raum eindringen muß, Luft zu und ermöglichen es ihr vollständig, in diesem so lange zu verweilen, als der Luftvorrath in dem Sacke ausreicht. Der Betreffende trägt eine Brille mit Kautschukeinlage um die Gläser, um zu verhindern, daß die Augen vom Rauche leiden. Außerdem hängt am Gurt eine Pfeife mit Guttaperchablase, welche vermöge eines Druckes auf die Blase einen Ton von sich gibt, wenn die eingeschlossene Person das mit Rauch angefüllte Lokal verlassen will.

* (Neue Heizungsmethode.) Die „World" berichtet aus New-York von der Erfindung eines Apparats, der nichts weniger bezweckt, als die Kamine und Oefen zu beseitigen und das gewöhnliche Heizungsmaterial durch Gas zu ersetzen, welches aus sich zersetzendem Wasser gewonnen wird. Der Apparat ist tragbar und vermag ein Zimmer von mittlerer Größe innerhalb drei Minuten vollkommen zu erwärmen. Das Geheimniß des Erfinders besteht in der Zersetzung mittelst des Wassers. Daß ein Resultat, wie das angegebene, möglich ist, kann Niemand überraschen, der etwas von der Chemie versteht. Die einzige Frage ist nur, ob das Resultat mit geringeren Kosten als durch Holz und Kohle erreicht werden kann? Noch weiß man nicht, ob diese Frage, auf die in der That Alles ankommt, durch den amerikanischen Erfinder gelöst ist.

Dem „Journal agricole" entnimmt man folgende landwirthschaftliche Winke und nützliche Anleitungen: Der Kopfsalat erhält nur in sehr fettem Boden große, dichte Häupter, in magerem dagegen nie. Viele Leute — selbst auch Landwirthe — vermuthen in dem Nichthäupteln einen anderen Grund und beschuldigen oft den Samen, was aber durchaus unrichtig ist. Wer nicht genug für den Garten verwenden will oder kann, wird nie großes Gemüse oder schönen Kopfsalat erzielen. — Bienenköniginnen lassen sich künstlich erzeugen aus den Eiern, vielmehr Maden der gewöhnlichen Arbeitsbienen, sobald man diese mit mehr oder besserer Nahrung füttert und die Zellen bei erhöhter Temperatur erweitert.

* (Farbenwechsel der Blumen.) Vermengt man mit der Erde, in der sie sitzen, Holzkohlenstaub, so werden die Blüthen der Georginen, der Rosen und anderer Blumen viel dunkler und gefüllter. Kohlensaures Natron färbt die Kelche der Hyacinthen roth; Eisenstaub färbt sie blau, violett; phosphorsaures Natron verändert die Blumenpracht aller Gartenzierden auf die verschiedenste Art.

Räthsel.

Der ehrenfest und ohne Lug,
Bieder, treu, fern von Betrug,
Mit weisem Fleiß und Gottgedenken
Sein Schifflein wird durch's Leben lenken,
Der stehet da bis an sein End',
Als das, was meine Erste nennt.
Einen vielbesungenen Helden zeiget dir die Zweite,
Der all sein Sinnen nur des Vaterlandes Freiheit weihte.
Willst Beide nun zum Ganzen du verbinden,
Das schützend deinen Leib umschließt,
Wenn Kälte droht, wenn Regen gießt,
So muß, was doppelt ist, verschwinden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Samstag, 13. März 1869.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Der Alte stand wie vom Donnerschlag aus heiterem Himmel getroffen regungslos an dem Pfeiler. Die Pfeife war seiner Hand entfallen. Die Kniee schlotterten, da er jetzt endlich sich aufrichtete und dem Hause zuschritt, ohne irgend ein Wort zu erwiedern.

„Das ist das gerechte Strafgericht Gottes," murmelte Crescenz, sich bekreuzigend, ihm nach. „Die heilige Jungfrau wolle uns in Gnaden behüten und nur das Aergste abwenden! Mir ging's an's Leben, wann das Haus, in dem mein Haar in Ehren grau geworden — Nein, nein, alle lieben Heiligen wollen davor uns bewahren! — Verkaufen will er den Kronenhof? Du meine Güte — und was wird dann aus mir? Freilich, ich kann's mir nun wohl denken, daß es dem Wastel zu eng wird im Haus seiner Väter. Das böse Gewissen druckt ihn auf jedem Stuhl und in jedem Bett! Der böse Geist ist nun 'mal drin!"

Sie hatte sich wieder an ihre Schreiberei gesetzt, aber mit der Arbeit wollte es nicht mehr vorwärts. Unwillig schlug sie das große Buch zu, stützte die rothen Arme auf den Tisch und legte den Kopf in die Hände. So starrte sie hinauf in den Himmel, welcher sich immer trüber und trüber umzog.

„Endlich kommt sie heim!" murmelte sie, als in der Ferne das Kleid der Vesi zwischen den Nußbaumhecken hervorschimmerte. „Gut, daß sie den Vater nit getroffen hat! Meiner Seel', wie schaut's Dirndel heut' wieder drein! Jung, gesund, schön und reich — und doch nit zufrieden! Ja, ja, das ist eben der böse Geist in dem Haus, der Alles verquer macht. Die Sünden der Väter werden heimgezahlt an den Kindern!"

„Grüß' Gott, Crescenz!" rief die junge Dirne der Alten zu, als sie sich langsam der Gallerie genähert, „bist fertig mit der Schreiberei?"

„So beinah'. Aber was ist Dir? Bist noch immer so unwirsch als in der Früh'? Was druckt Dich?"

„Weiß selbst nit," gab sie zur Antwort, indem sie sich neben der Magd niederließ und die Blumen auseinander zupfte, welche sie aus dem Felde mitgebracht. „Mir ist so eigen," fuhr sie nachdenklich und träumerisch fort. „S' ist, als müßt' ich immer weinen und weiß nit warum. Das macht mich unwirsch und wüthend über mich selbst. Ach — 's ganze Leben ist doch nichts! Gar nichts, Crescenz!"

„Was das nur wieder für gottlose Reden sind! Sollt'st dem lieben Herrgott auf den Knieen tagtäglich danken für all' die Gnad', die er Dir just gegeben hat vor vielen Tausend! Muß Dich wohl durch 'ne aparte Neuigkeit aufrütteln aus Deinem Kopfhängen. Ich weiß was, das Dir 's Blut recht fröhlich durcheinander rütteln soll. Eben hat mir's der Wastel gesagt!"

„Der Vater? Was wär's für Neuigkeit von dem?"

„Auf d' Lichtmeß sollst heirathen!"

Die Vesi schaute die Alte eine Weile groß an, dann brach sie plötzlich in ein übermäßig lautes Lachen aus

„Das ist 'n guter Spaß, Crescenz," rief sie. Solche Ding' mußt schon vorbringen, das paßt mir just heut'!"

„S'ist purer Ernst, Vesi. Der Vater will Dich mit dem Xaver von der Ruadsmühl' zusammengeben!"

„Mit dem! Der Spaß wird halt immer besser!"

„Er erwart't, daß Du diesesmal nit widersprichst. Er hat sich's ernstlich in den Kopf gesetzt. Lach' drum nit. S'ist ja doch nur er-

zwungen; thu' nit vor mir so fremd! Ich kenn' Dich in- und auswendig und weiß, daß Dir's bei der Red' nit zum Lachen ist!"

„So, das weißt? Ei, wie Du gescheidt bist! Also der Xaver von der Ruadsmühl'? Hahaha, just der soll's sein! Und auf d' Lichtmeß! Ja, das ist kurios. Da hab' ich ja weiter nix dabei zu thun, als mein Ja zu sagen. Aber weißt, Crescenz, das Ja, das sagt die Vefi nicht, all ihr Lebtag nicht!"

„Wegen meiner; mir ist's recht, wenn Du 'ne alte Jungfer werden willst. Bin ich doch selbst eine worden!"

Das Gespräch stockte eine Weile und es möchte wohl bei der Vefi der Schlußstein einer langen, stillen Gedankenreihe sein, als sie plötzlich in ganz verändertem Tone fragte: „Hat der Vater nix gemerkt von gestern Nacht?"

„Nein, Vefi. Er hat geschlafen, da ich Dich einließ. Aber ich laff' mich nimmer auf so was ein. Nimmer!"

„Soll auch nimmer vorkommen," entgegnete sie hastig, sich plötzlich entfärbend. „Ich weiß selbst nit, wie mir die Tollheit einkommen ist. Die Anne-Marie hat mich halt beschwatzt!"

„Was hast denn getrieben?"

„Frag' nit, Crescenz! Mir ist's ohnehin so giftig, daß ich's gethan hab'!"

„Und wann ich's errathen thu'?"

„Das kannst nun und nimmermehr!"

„Gib Acht und sag' mir's ehrlich, ob's nit so war! In der Klamm bist gewesen und hast Buschen geworfen mit den Dirndeln, um's Wasser zu befragen, wann's Heirathen an Euch käm'?"

Die Gluthröthe, die Vefi's Wangen jetzt überflog, überhob die Dirne jeglicher Antwort. Die Alte lachte in sich hinein und fuhr dann, dem Mädchen zutraulich näher rückend, mit verschmitztem Lächeln fort: „Warum hast denn 's Orakel da befragt? Ist Dir 'n Bub' irgendwo nit gleichgiltig? Geh', Vefi, mir kannst's wohl schon anvertrauen, bin ich nit wie Deine Mutter gewesen allweil von Dein' Kindsbeinen an? Sag's, Vefi?"

Aber die Vefi schwieg. Ihre Lippen zuckten wohl einige Male auf und nieder, aber kein Laut kam hervor. Die Alte rückte noch näher und legte den Arm um den Nacken des Mädchens.

„S'ist nit richtig mit Dir, Dirndel," wisperte sie. „Schon lang hab' ich so was gemerkt; nix ist Dir recht! Deine Launen wachsen von Tag zu Tag wie der Hopfen und immer ist's Aprilwetter in Deinem Gesicht, man kann's ja nit voraussagen auch nur auf 'ne halbe Stund'! Das ist just so die Stimmung, wann die Liebe anfangt, im Herzen zu glimmen! Man weiß nit, was da drinn Ungewohnt's sich eingenistet hat, und das druckt, klemmt, sticht und brennt, daß das Menschenkind sich nimmer auskennt!"

„Was Du nit Alles weißt!" entgegnete spöttisch die Vefi, indem sie sich aus den Armen der Alten ziemlich unsanft losmachte. „Ich hab' kein Lieb; wüßt' nit, wie ich dazu käm'!"

„Ja, Schatzerl, wenn man das immer wissen könnt', wär's oft anders. Aber das kommt, ohne daß wir was dazu thun. Es fliegt einem so an und man kann sich's nit erwehren, sondern muß fein still halten, und will man's mit Gewalt wieder austreiben, reißt man oft das Herz mit 'raus und da ist's erst recht am End'!"

„Bei mir sitzt's noch recht fest in der Brust," meinte die Vefi, „und ich fühl' nichts Fremdes drin. Was Dir heut' nur einfällt! Möcht' wissen, welcher Bub' im ganzen Oberland mir's anthun könnt'!"

„Na, verred's nit! Vorgangen ist allweil doch was mit Dir, das laff' ich mir nun einmal nit nehmen!"

„Mei Kreuzerl hab' ich verloren in der Klamm — das ist Alles!"

„Was, das goldene Kreuzerl von der Mutter selig?"

„Just das!"

„Ja, das ist ein böses Geschick! Freilich, darüber kann man wohl unwirsch sein! Das bedeut't allemal Unheil, wenn einem so ein heiliges Erbstück abhanden kommt! Und das hast verloren, Vefi? Siehst, das sind die Folgen von dem tollen Leichtsinn! Gib Obacht, daß Dir's nit schlimm ausschlagt! Das Kreuz war geweiht vom Augsburger Bischof selig. Ich weiß, wie's Deine Mutter mit hergebracht hat, da sie als Frau in den Kronenhof kam vor mehr als zwanzig Jahren. Sie hat's niemals von der Brust gelassen bis an ihr selig End'! Das gibt ein Unglück — für Dich und vielleicht für uns Alle. Wie soll man so'n klein Kreuzerl finden zwischen dem wilden Gestein und dem Buschwerk in der dunklen und engen Klamm! O mei', das ist 'ne böse Geschicht'! Schau nur, daß der Wastel 's nimmer merkt!"

„Das wär' mein geringster Kummer!" sagte leichthin das Mädchen, welches bei dem Lamento der Alten spöttisch das Gesicht verzog. „Doch, was ich fragen wollt', Crescenz. Was ist denn das mit der Buacha-Resei?"

„Mit der Buacha-Resei! Ist sie Dir auch in den Weg kommen?"

„Freilich da oben neben der alten Feldkapellen und hat mich angerufen schon ganz weit und gewunken hat's, daß ich stehen bleiben sollt'. Und wie sie herankam, da hat's gekichert und den zahnlosen Mund weit aufgerissen und gesagt: ob mein Vater schon die Neuigkeit wüßt', die sie Dir vermeldet. Der rothe Ruap wird Euch schon die Suppen einbrocken, hat's gesagt, und dann ist sie davon, aber noch aus weiter Fern' hab' ich ihr heiseres, höhnisches Lachen gehört, so daß mir's eiskalt über den Rücken lief. Sag', Crescenz, was ist's mit dem rothen Ruap und was kümmerts den Vater?"

„Nix weiß ich!" gab die Alte brummig zur Antwort und ging dann unter einem erdichteten Vorwand, der sie eilends ins Haus rufe, mit schnellen Schritten davon.

Die Vesi schaute der Crescenz zugleich erstaunt und mißmuthig nach. Endlich warf sie den hübschen Kopf stolz zurück in den Nacken, als sagte sie zu sich selbst: was quäl' ich mich um eure Heimlichkeiten. Damit schritt sie durch den kleinen Blumengarten, der ihrer besonderen Pflege anvertraut war, zu der Felssteinmauer vor, von welcher der Kronenhof nach allen vier Seiten umhegt war. Dort stützte sie den Kopf gar trotzig in die Hand und lehnte so am Pfosten der breiten Eingangsthüre, die ein Hollunderbusch überschattete.

Der Himmel hatte sich inzwischen ganz mit dunklen Gewitterwolken überzogen und schon begann es von den Bergen hin und wieder zu donnern.

„Just so ist's bei mir da drinnen," flüsterte sie vor sich hin, zu dem finstern Gewölk aufblickend. „Ach, ich könnt' laufen, so weit die Welt ist, laufen vor mir selbst! Was möcht' ich jetzt drum geben, wenn ich die letzte Nacht zurückhaben könnt'! Immer seh' ich den trotzigen, stolzen Buben vor mir stehen in der mondhellen Klamm, wie er mich anschaute so triumphirend, so höhnisch! Freilich hat er mir sein Wort geben, daß er nimmer sagen wollt', wie wir uns da zusammen troffen haben. Aber wer sagt mir, daß er's halten thut? Mir ist, als wüßt's schon heut' alle Welt und lacht mich jedes Gesicht höhnisch darum an! Wie er nun prahlen wird, der stolze, hochmüthige Bub', daß er die Vesi vom Kronenhof hat in seinen Armen gehabt und daß sie ihn angebettelt hat, sie nur loszulassen, und daß es nur von seiner Großmuth abgehangen hätt', mich ohne Busserl freizugeben! O ich wollt', ich läg' drunten in der Wimbach, da er mich vor Jahr und Tag herausgezogen hat! Warum ließ er mich nit liegen in dem wilden Wasser? Da war's zum ersten Mal, daß er die Arme um mich schlang, da fühlt' ich schon einmal sein Herz an der Brust pochen und sah ihm tief in sein blaues Auge, wie in der letzten Nacht. Und just so stolz und hochmüthig wie gestern war er auch dazumal. Du bist's! hat er ganz kalt gesagt, als sei's irgend 'ne arme Almerin, die er gerettet hätt'. Und dann hat er mich hinüber getragen zum Moos, und als ich mich schnell aufraffte und das Wasser aus den Haaren schüttelte, hat er mich höhnisch angelacht und gesagt: Bist dieses Mal gut davonkommen, hüt' dich nur vor'm Schnupfen! Und dabei hat er gelacht und ist davon. Bin ich ihm denn so gar nichts, dem stolzen Buben? Und das Schlimmste ist, daß alleweil meine Gedanken troß alledem nur bei ihm sind. S'ist, als folgte mir überall hin sein Schatten nach und oft glaub' ich selbst im Traum seine Stimme zu hören."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Professor Haas in Stuttgart warnt auf's Neue vor giftigen Kleiderstoffen, insbesondere vor grünen Stoffen. Es kam ihm erst vor einiger Zeit ein Tarlatan unter die Hände, der mit Arsenik grün bestrichen war. Die kleine Fläche von 450 Qudratcentimetern ergab bei der Untersuchung einen Gehalt von 180 Milligrammen arseniger Säure. Demnach wäre auf einem einzigen Ballkleide ein Giftstoff, um 400 Personen zu tödten, wenn 0,1 Gramm hinreicht, um einen Menschen zu tödten.

In den Petroleumlampen kommen seit einiger Zeit neue Dochte zur Verwendung, die unverbrennlich sind. Dieselben bestehen aus Asbest und werden von Puscher, Chemiker in Nürnberg, angefertigt. Das Licht ist vollkommen hell und weiß, die Flamme rußt auch ohne Cylinder nicht, welcher Umstand namentlich bei kleinen Lampen ins Gewicht fällt, die als Nachtlicht dienen.

(Mittel, das echte Gold oder Silber zu erkennen.) Um sich zu überzeugen, ob ein Stück Metall Gold oder Silber, oder ob es nur Gold- oder Silberimitation ist, hat man zwar den Kiesel-

schiefer (den schwarzen Probirschiefer), es gibt aber auch noch ein anderes recht gutes Probirmittel, und dies ist das salpetersaure Silberoxyd, der allgemein bekannte Höllenstein. Wenn man damit eine Stelle des zu untersuchenden Metalls, nachdem man sie ein wenig befeuchtet hat, gelinde reibt, so wird die geriebene Stelle kaum eine Spur von der Reibung zeigen, wenn das Metall Gold oder Silber ist; dieselbe hingegen alsbald dunkel erscheinen, wenn das Metall aus einer Gold- oder Silberimitation besteht. Uhrmacher, welchen alte Uhren zum Verkauf angeboten werden, können sich dieses Verfahrens zur Prüfung der Gehäuse auf Gold oder Silber bedienen.

Mannigfaltiges.

(Unverschämter Druckfehler.) Ein Komponist hatte zu einer Musik-Aufführung in der Kirche ein geistliches Lied vierstimmig drucken lassen. Zur Bezeichnung der Dynamik und Rhythmik hatte er darüber gesetzt: Sanft, langsam und mit Nachdruck. Das Lied wurde in der Druckerei erst spät fertig, und der Komponist empfing die abgezogenen Exemplare erst in der Kirche, kurz zuvor als das Lied gesungen werden sollte. Nichts Böses ahnend, vertheilte er sogleich das in Partitur gedruckte Lied. Schon als er das Zeichen zum Anfang gegeben, hörte er ein unterdrücktes Lachen, was später, während das Lied gesungen wurde, so zunahm, daß es die Töne überwucherte, so daß das Tonstück durchaus verunglückte. Die Schuld an dem ganzen Unglück hatte ein Buchstabe, ein umgekehrtes n. Der Setzer hatte nämlich gesetzt: „Sauft, langsam und mit Nachdruck."

* In einer Gesellschaft von jungen Herren und Damen, wo es sehr munter zuging, machte einer den Vorschlag, Gesichter zu schneiden und demjenigen, der nach dem Ausspruch der Stimmenmehrheit das dummste machen würde, eine Prämie zu verleihen. Die Damen sollten die Prämie bestimmen, die Herren die Kosten gemeinschaftlich tragen. Man war es zufrieden und die Herren gaben sich durch die fratzenhafteste Verzerrung des Gesichtes die größte Mühe, die Prämie zu gewinnen. Plötzlich wandte sich eine Dame zu einem der letzteren und rief: „Bravo! Ihnen gebührt der Preis!" — „Mir?" war die Antwort, „mir? — Verzeihen Sie, Fräulein, ich habe noch gar nicht daran gedacht, ein Gesicht zu schneiden; so sehe ich immer aus."

* Ein Gastwirth in Gaskogne bekam neulich Streit mit einem Gaste und versetzte diesem eine Ohrfeige. Auf die Klage des Geschlagenen verurtheilte das Gericht den Wirth zu 100 Thlr. Schadloshaltung an den Geohrfeigten. Die Sache war kaum einige Tage bekannt, als ein anderer Gast aus der Gegend in jenem Wirthshaus einkehrte und dort 8 Tage wie ein Graf lebte. Dann fragte er: „Herr Wirth, was bin ich schuldig?" — Der Gefragte schlägt sein Buch auf und zählt zusammen: Sechsundfünfzig Thaler. — „Ganz wohl, Herr Wirth; nun geben Sie mir gefälligst eine Ohrfeige und vierundvierzig Thaler heraus."

* „Wer will etwas von diesem Schwabenkopfe," fragte ein französischer Offizier bei einer Tafel, an welcher mehrere württembergische und französische Offiziere saßen, denen man soeben einen Kalbskopf auftrug. „Ich will davon," sagte ein Württemberger, zerlegte die Hirnschale des Kopfes, nahm für sich das Hirn heraus, legte ihn wieder zusammen und präsentirte ihn am Tische herum mit den Worten: „Wer will noch etwas von diesem Franzosenkopfe?!"

* In einem Briefe an die „Sächsische Zeitung" sagt eine englische Dame, Beust liebe mehr die Damen als das Geld. — Mir hat er sich immer zurückhaltend gezeigt, obgleich (oder weil?) ich mich mehrmals an ihn gedrängt habe. (Borussia.

* In einem neueren Trinkliede lese ich:

Von dem Glase bis zum Munde
Schaff' ich eine Eisenbahn,
Und mit jeglicher Sekunde
Kommt ein neuer Zug dort an.

Das heißt gewiß ein respektabler Zecher!

* Von 1000 Kaiserjägern sollen nur 40 schreiben können? Diese in der bayerischen Kammer erzählte Anekdote ist ganz gewiß unrichtig. In Wien allein leben über 3000 Köchinnen, die alle von Kaiserjägern Liebesbriefe empfangen.

Auflösung des Räthsels in № 30:
Mann — Tell. Mantel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 16. März 1869.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

„Tagelang kann ich darüber nachsinnen," fuhr die Vesi in ihrem Selbstgespräche fort, „was ich ihm anthun möcht', und dann — dann wird's mir mit einem Male so weinerlich zu Sinn, als hätt' ich ein Mitleid mit ihm. Heiliger Joseph — da kommt er selbst! Uih, wie heiß mir's auf einmal über die Backen läuft! Ist's denn gar so schwül mit eins worden? War doch vordem so kalt. Er winkt mir zu. Was soll mir das? Ich will ihm nit die Red' gönnen. Wenn ich nur aufkönnt'; wie Blei liegt mir's mit einem Male in den Füßen!" Mühsam erhob sie sich. Ihre Kniee zitterten.

„Grüß' Gott, Vesi!" rief der Bub schon von ferne. Seine Stimme klang gar herzlich und weich und sein Gesicht leuchtete just wie in der Nacht zuvor, da er wortlos vor ihr gestanden in dem hellen Mondlicht. Freudig blitzte das Auge, das sonst fast immer ein feuchter Schimmer trübte. Es schien eine Wandlung mit ihm vorgegangen, die sich in jeder Miene verrieth.

Die Vesi konnte jetzt nicht mehr davon Kaum vernehmbar wiederholte sie den Gruß.

„Ich wollt' Dich um was fragen, Vesi," fuhr der Vincenz fort. „Ich hab' ein gülden Kreuzerl 'funden in der Klamm; schau, ist's vielleicht Deins? Sonst zeig's doch den Dirndeln, die mit Dir waren bei Nacht!"

Dabei zog er Vesi's verlorenes Kreuz aus der grauen Joppe und reichte es dem Mädchen mit sanftem Lächeln hin.

„Ja, 's ist meins," rief die Vesi, hastig nach dem Geschmeide langend. Ihre Hand berührte dabei unwillkürlich die seine. Ihr war's, als sprühten Funken zu ihr hinüber. — „Dank' Dir schön!" fügte sie mit gepreßter Stimme hinzu.

„Hat nix auf sich, 's ist gar gern geschehen, und wann Du mir sonst was von dem Gespaß in der Nacht da verübelt hast, so sind wir nun doch quitt. Gelt!"

„Wir sind's, Vincenz!"

Sie putzte das Kreuz mit der Schürze, obschon dieses so licht und rein wie die Sonne. Brauchte sie dabei doch nicht ihr Auge zu dem seinen aufzuschlagen. Das hätte sie in diesem Augenblicke nimmer über sich vermocht und doch fühlte sie, wie das seine auf ihr ruhen müsse so warm, so fest, als wolle der Blick tief hineindringen in ihre Brust — vielleicht just dahin, wo eben das Herz urplötzlich so überschnell zu schlagen anfing, daß es ihr fast den Athem benahm.

„Ist's vielleicht gar ein Angedenken?" fragte der Vincenz nach einer Weile, der auch seinerseits wie festgebannt vor ihr stand.

„Hab's von der Mutter selig!" entgegnete sie kaum hörbar.

Noch immer wagte sie nicht aufzuschauen. Wie ein Zauber lag es auf ihr. Und seltsam, all ihr Stolz und Trotz und all ihr heimlicher Groll wider den Vincenz schien dahin.

„Da freut mich's nun doppelt, daß ich's 'funden hab'," erwiederte er. „Wirst alleweil, wann Du's anschaust, nun auch an mich so ein klein wenig denken müssen. — Wird Dir das leid sein, Vesi?"

Dabei ergriff er ihre Hand und abermals fühlte sie das seltsame Funkensprühen, das ihr von den Fingerspitzen durch den ganzen Körper lief. Just in dem Augenblicke rief aus dem Haus die Stimme des alten Wastel. Mit einem schnellen Behüt' Gott! riß sich die Dirne los und eilte davon.

Auch der Vincenz zuckte unwillkürlich zusammen bei jenem Rufe. „Behüt' Gott!" erwiederte er.

Die Vesi mocht's kaum noch gehört haben, so hastig machte sie sich fort.

Schon fielen schwere Regentropfen. Der Bursch stand wie angewurzelt noch immer unter dem Hollunderstrauch. Auf seinem Gesichte strahlte etwas, das aus der tiefsten Seele emporgestiegen sein mußte. Es war wie ein glückseliges Lächeln und doch auch wieder eine tiefe Wehmuth. Endlich raffte er sich auf, warf noch einen langen Blick auf das Gehöft und schritt an dem dunklen Gebüsch entlang, das von außen die wüste Felssteinmauer des Kronenhofes bekleidete. Das Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht und noch oftmals mußte er rückwärts schauen, bis endlich der dunkle Wald ihn aufnahm. Ihm tönt es jetzt allüberall wie lustiger Vogelsang ins Ohr und seltsam — ein Name war's, den immer und immer wieder sein Ohr aus den Jubeltönen herauszuhören vermeinte! Ein Name, der über Nacht seinem Herzen so theuer geworden war, wie nichts in der Welt! Und so mochte es wohl kommen, daß er mit froher Stimme im Dahinwandeln singen konnte wie ehedem, da man ihn den lustigen Buben geheißen im ganzen Oberland. In jedem Pulsschlag, in jedem Nerv strömte ein ganz neues, freudigeres Leben und ihm war's, als seien seine Augen urplötzlich aufgethan, als athme er in einer ganz andern Welt! Alles war licht und klar in ihm und um ihn und die Zukunft lag vor ihm wie eine liebliche Fernsicht vom Gebirg im Morgensonnenglanz.

Wie ein Wunder war's über ihn gekommen und sie, die dieses Wunder gewirkt, sie, die von Stund' an alle seine Gedanken umfaßten — die Vefi war's, die stolze Vefi vom Kronenhof!

So hatte er sie noch nimmer gesehen als in der Nacht zuvor, da er wie geblendet vor ihr stand. So war ihr Bild nie seinem Auge, nie seiner Seele eingeprägt worden, als in jener seligen Stunde! Ihm war's wie ein Erwachen aus langem Träumen, wie die urplötzliche Lösung eines Räthsels, das ihn lange, lange gequält!

Wie sie ihm an's Herz gesunken war, machtlos, zitternd, weinend wie ein Kind und ein weiches Erbarmen den tollen Uebermuth urplötzlich vertrieben hatte, da war's geschehen, das seltsame Wunder! Wie vom Zauber umsponnen war seit dem Augenblicke all sein Denken und Sinnen!

Der Weg zur Einöd war weit. Fast eine Stunde mußte der Bursch thalabwärts wandern durch die nassen Felder. Aber ein liebliches Bild schwebte vor ihm her durch die dunkle Ebene, dem folgte er frohen Muthes.

— — — — — — — — — — — — —

Das einsame Haus auf der Einöd war endlich erreicht. Schon mußte der Tag auf die Neige gehen. Die Thür stand angelehnt; er trat in die dunkle Flur.

Vincenz öffnete die Thür des kleinen Zimmers im Erdgeschoß, das er mit dem Vater gemeinschaftlich bewohnte. Es war leer.

Auch der alte Caro fehlte, der sonst jedem Eintretenden entgegenbellte. Horch — klang das nicht wie ein Wimmern? Lauschend blieb er stehen. Sein Ohr vernahm keinen Laut. Dumpfe Schwüle herrschte in dem kleinen Gemach. Ihm perlte ohnehin nach dem schnellen Gange der Schweiß von der Stirne. Er setzte sich an's Fenster und nahm einen Stock zur Hand, den er in seinen Mußestunden kunstreich schnitzte. Die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand gehen. Daß er Niemand daheim traf, beunruhigte ihn nicht mehr.

Sie sind sicher alle drüben auf der Pacht-Alm, dachte er bei sich. Der Morgen war so schön für die Heuernt'.

Er summte einen Schnadahupferl vor sich hin und griff wiederum zum Schnitzmesser.

„S' Dirndel kommt mir doch alleweil nit mehr aus 'm Sinn," murmelte er lächelnd. „Sagen will ich's doch dem Alten als gleich, wenn er heimkommt von der Pacht-Alm. Freilich, freilich, wenn ich denk', der reiche Kronenhofbauer und wir? Aber was hilft's Alles, ich hab's Dirndel nun mal lieb, das ist klar wie der helle Tag! Ja, ich hab's gern — aber sie — die Vefi! Schau, darauf hab' ich in all meiner närrischen Lieb' noch nit denkt! Ja, und wie kommt's mir denn just jetzt ein, als ob da ein Zweifel sein könnt'? War sie nit so lieb und gut zu mir, da ich ihr 's Kreuzerl geben hab'? So lieb und gut wie nimmer zuvor! Ja, wie könnt' sich denn auch ein Menschenherz vor einem andern verstocken und zuschließen, wenn ein anderes ihm so herzinnig entgegenschlägt! Aber freilich, der Alte wird zuerst doch fragen: Wie ist's mit dem Dirndel? Seid's Ihr Beiden einig? Darauf könnt' ich ihm nit Antwort geben. Na, was hilft's anders, ich muß der Vefi klar heraussagen, wie's mit mir steht. An Gelegenheit soll's nit fehlen und den Muth hab' ich auch. Herrgott, ich wüßt' nit, wozu ich nit den Muth hätt', wenn's um das Dirndel ging! Die hat wie mit einem Schlag den alten, lustigen Vincenz wieder in mir und aus mir herausgekehrt, der mit fröhlichem Vertrauen hinausschaut in die Welt und der's gewohnt war, daß ihm Alles glücken mußte, was er nur anfaßte. Ohoio, hoihoiho! Ja, ja, der Urberl hat Recht, ich bin der lustigste Bub im

Oberland! Ohoio! Horch, was war denn das? Dieses Mal war's nimmer Täuschung. Ganz deutlich hab' ich's wimmern hören. Kam's von oben? Hm, wer sollt' da sein! Klang ganz jämmerlich wie ein letztes hilfloses Röcheln?"

Er war aufgestanden und näherte sich der offenen Thür. Mit traurigem Gewinsel sprang ihm aus der dunklen Hausflur der alte Pudel entgegen, dessen freudiges Gebell sonst jeden Hauseinwohner beim Eintritt zu grüßen pflegte.

Vincenz beugte sich zu dem treuen Thiere hernieder und streichelte ihm das kurzgekräuselte Fell. Der Hund winselte demungeachtet fort und schien seinen Herrn mit sich fortziehen zu wollen. Immer wieder und wieder lief er ins Innere der dunklen Flur und kehrte dann winselnd zurück.

„Was ist das mit dem Thier?" murmelte der Bursch. Vergebens hatte er gewartet, daß sich jener klägliche Laut wiederholte, den er vordem schon zweimal vernommen. „Ist dir was geschehen, armer Pudel? Seltsam, er zerrt und zerrt, als solle ich ihm irgend wohin folgen! Es klang auch wie 'ne menschliche Stimme vorhin. Will doch das Haus durchstöbern, wer weiß, was da geschehen sein mag?"

Er folgte dem Thiere, das plötzlich vor einer angelehnten Kammerthüre Halt machte und mit einem Male laut zu heulen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Violin-Virtuose Miska Hauser.

Der Violinist Hauser, der dahier nächstens ein Concert geben wird, ist nicht nur durch sein Geigenspiel und seine reizenden Kompositionen eine vielgefeierte Erscheinung, sondern auch durch seine zehnjährige Reise um die Welt, deren Erlebnisse der interessante Künstler in einem zweibändigen Reisewerke (Leipzig bei Herbig) veröffentlicht hat.

Miska Hauser, im Jahre 1822 zu Preßburg in Ungarn geboren, äußerte schon frühzeitig einen ungewöhnlichen Hang zur Tonkunst. Nach seiner Ausbildung durch Böhm und Meyseder in Wien unternahm er in Begleitung seines Vaters, der einst als vorzüglicher Violin-Dilettant zu Beethoven in naher Beziehung stand, den ersten Ausflug nach Deutschland, der sich jedoch unter stets steigernden Erfolgen zu einer achtjährigen Concertreise durch Europa bis an die Grenzen Sibiriens ausdehnte. 1848 nach Wien zurückgekehrt, folgte er einem Rufe nach Amerika. In Begleitung des Pianisten A. Jaell, Betinis und der Sängerin Mlle. Patti durchzog er das Gebiet der Union nach allen Richtungen. 1854 nach New-York zurückgekehrt, schiffte er längs des Ohio- und Mississippistroms dem zauberhaften Süden zu. Dann eilte er wieder nach New-York zurück, wo er im Concert der Jenny Lind zum ersten Male den „Vogel" hören ließ und einen Enthusiasmus erzielte, der ihn zum Liebling der Yankees machte. Unter gesteigertem Beifalle durchzog er zum dritten Male die Vereinigten Staaten, ging nach Zentral-Amerika und schiffte den stillen Ozean entlang nach Kalifornien. In San Franzisko, der Stadt des Goldes, stritten Lola Montez, Henry Herz und Ole Bull bereits um die Palme. Da wollte es ein pikanter Zufall, daß Hauser's Geige große Schwierigkeiten überwand. Lola Montez nämlich sollte nach ihrer neuesten Verheirathung die Bühne betreten, und das Haus füllte sich zum Erdrücken. Lola erschien in feenhafter Toilette und schickte sich zum Tanze an. Ein lautes Gelächter empfing die heirathslustige Spanierin, und erbost über den ungalanten Empfang, rief sie der versammelten Gentry das Wort Lumpengesindel zu. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wie ein Sittengericht. Faule Aepfel und Orangen durchschwirrten die Luft, das Parterre drängte gegen die Bühne, das Orchester wurde übersprungen, Geigen und Bässe zerbrochen, und halbohnmächtige Weiber schrieen im Gedränge. Hauser sah aus einer Loge den Vorgang mit an und dachte: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen," als der verzweifelte Impresario händeringend an ihn heranstürzte und flehentlich bat, sein Haus zu retten und durch sein Spiel die Menge zu beschwichtigen. Beklommenen Herzens folgte Hauser dieser Aufforderung, und bald stand er mit Fidel und Bogen bewaffnet, vor dem kriegerischen Publikum. Pfeifen und Zischen empfing auch ihn, kaum aber setzte er den Bogen in Bewegung, so lauschte Alles dem Märchenliede des „Vogels", bis sich das Entzücken durch donnernden Applaus Luft machte. Da stürzte die gereizte Spanierin halb rasend auf die Bühne, um den Tanz fortzusetzen, aber einem Orkane ähnlich erneuerte sich der Tumult. Man rief nach dem Direktor. Der Gerufene kam. „Theaterdirektor," rief eine Stimme aus dem Parterre, „wir haben unsere Dollars ausgegeben; die Tänzerin Montez ist unwürdig, vor uns zu erscheinen. Der Geiger hat soeben Wunder bewirkt, ein wüthendes Publikum besänftigt, ergrimmte Herzen erheitert; Theater-

direktor, wir wollen die Montez nicht mehr sehen, wir wollen Miska hören!" Tobende Akklamation. Und nun spielte Hauser unter dem Jauchzen eines zum Tollhause gewordenen Schauspielhauses sein ganzes Repertoir zu Ende. Lola Montez aber mußte, als sie unter einer gräulichen Katzenmusik in ihr Hotel zurückkehrte, von Bewaffneten geschützt werden. — In Lima, berühmt durch Weiber und Orangen, gab Hauser viele Concerte und die reizenden Creolinnen warfen ihm ganz entzückt ihre Blumen zu, während man in Valparaiso gegen seine vom Teufel verhexte Geige eiferte und der Menge den Besuch der Concerte verbot. Dort faßte er den Entschluß, nach Australien zu segeln. Nach einer zweimonatlichen, von Sturm und Schiffbruch bedrohten Fahrt, erreichte er O'Taheiti. Auf dieser Insel ruhte er aus und komponirte seine jetzt weltbekannten Lieder, und man kann sagen, der Zauber dieser idealen und paradiesischen Natur fand Echo in seinem Herzen und weckte darin die verwandten Töne. Die Indianerkönigin Pomare hörte von dem fremden Geiger und ließ sich denselben durch ihren Missionar vorführen. Pomare hatte ihren kaffeebraunen Hofstaat um sich versammelt und bald stand Hauser im Dämmerlichte unter grotesken Gestalten in seltsam bunten Trachten.

Er griff wie mechanisch in die Saiten und ließ ein träumerisches Präludium ertönen. Aber die barfüßige Königin und ihre schnatternden Hofdamen hörten nicht und setzten seinem Liede die empörendste Gleichgiltigkeit entgegen. Das Fiasco vor Augen, ergriff unser Geiger das letzte Mittel, d. h. er spielte den Karneval, dieses wirkte; ein Murmeln der Ueberraschung erhob sich nach jeder Passage und ging bei den Flageolettönen in ein Beifallsgejohle über, wie ein zivilisirtes Publikum kaum hervorzubringen vermag. Pomare's Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchse, erschien mit einigen halbkostümirten und tättowirten Diplomaten und Hofdamen, die bald den Virtuosen, bald seine Geige anstaunten und ihn mit den abenteuerlichsten Beifallshuldigungen überschütteten. In Australien wurde Hauser gleich einem Boten der Musen geehrt und gefeiert.

Mit einer Fülle schöner Erinnerungen verließ der schlichte Bogenkünstler 1859 Australien und kehrte über Indien und Aegypten direkt nach Wien zurück. In Wien lohnte man seine Vorträge mit den stürmischsten Beifallbezeugungen. Aber schon nach dem dritten Concerte griff das ungewohnte Winterklima seine Gesundheit an und Hauser mußte abermals den Süden aufsuchen. Er ging nach dem Orient, besuchte Kairo, Alexandrien und Konstantinopel, wo er durch die Gesandten Englands und Oesterreichs beim Sultan eingeführt wurde.

Von Konstantinopel wendete sich Hauser nach Italien. In Triest gab er im Winter 1861 eine Reihe überfüllter Concerte und ging über Verona nach Mailand. Die Schwierigkeiten, die dort anfänglich seinem Namen entgegenstanden, besiegte er durch die Macht seines Bogens. Er spielte im Theater della Scala unter Zudrang und Begeisterung, die, wie dortige Zeitungen berichten, bei Paganini nicht größer sein konnten. Von dort ging er nach Turin, wo er trotz der heißen Sommermonate zehn Concerte gab. Von Italien ging Hauser durch die Schweiz nach Frankreich. In dem von Musikproduktionen überflutheten Paris gelang es ihm gleich in seinem ersten Concerte, die Gunst Lutetiens zu erringen. „Seine Lieder ohne Worte", schrieb Berlioz im „Journal des Debats", mit welchen graziösen Miniaturen er die größten Wirkungen erzielte und seine Zuhörer förmlich bezauberte, waren für Paris etwas ganz Neues. Er mußte fast jedes Stück zweimal spielen. — Neulich hat er auch in Dresden mit großem Beifall concertirt.

Mannigfaltiges.

* In einer Gesellschaft von Herren und Damen wurde Jemand aufgefordert, zu entscheiden: ob die Männer oder die Frauen gescheidter wären, „Ohne Zweifel die Frauen," entgegnete er, „denn diese heirathen Männer, während die Männer Frauen heirathen."

* Gast: Da steht schon wieder in großer Schrift: „Hier wird nicht gepumpt!" Solche Neuerungen schaden den Wirthen mehr, als sie nützen. Ich hätte z. B. noch ein Seidel getrunken, aber nun werde ich es bleiben lassen.

* Ein Geizhals hielt sich eine Katze, die er dadurch fütterte, daß er Speckschwarten an ihr abrieb, worauf das arme Thier stundenlang damit zubrachte, sich zu lecken und so den Hunger vergaß.

* **Prag.** Der Kurfürst erhielt von mehreren Verehrern zwei Fläschchen persisches Insektenpulver für den bewußten Thronsessel, damit keine Schaben hinein kommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Donnerstag, 18. März 1869.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Schnell entschlossen öffnete Vincenz die Thür, durch die der Hund eilends hineinsprang mit lautem Gebell.

„Wer da?" rief der Bursch mit lauter Stimme in die dunkle Schlafkammer hinein. Zugleich bemerkte der Bursch auf dem Bette des Vaters eine Gestalt, welche das Gesicht der Wand zugekehrt hatte. „Heiliger Gott, bist Du's, Vater?" rief der Bursch.

„Vincenz, mein armer Bub," hauchte der alte Einödbauer mit schwacher Stimme.

„Du bist's!" stöhnte der Bursch, sich über den Aechzenden beugend. „Mein Gott, was ist Dir zugestoßen? Bist krank und liegst so mutterseelenallein dahier in der dunklen Kammer? Wo ist die Kathrin? Was ist Dir zugestoßen?"

Aber der Alte gab auf keine Frage Antwort. Die Zunge schien gelähmt und nur wenige unartikulirte Laute vermochte er hervorzubringen.

Vincenz holte den Nachtleuchter und zündete den Docht mit zitternden Händen an. Endlich ward's hell in der Kammer. Vincenz stellte das Licht zu Häupten des Liegenden auf einen Holzschemel. Als das gelbliche Licht auf das Haupt des Alten fiel, taumelte der starke Bursch entsetzt zurück. Ein erdfahles, schmerzverzerrtes Gesicht starrte ihn an, das er kaum noch als das des Vaters erkennen mochte. Ueberwältigt von Schmerz warf er sich vor dem Lager auf die Kniee und ergriff die kalte Hand des Alten. Ein lauter, markdurchdringender Schmerzensschrei folgte seiner Bewegung.

„Heilige Mutter Gottes, was hat Dich troffen?" fragte er mit tonloser Stimme.

Der Alte machte vergebliche Anstrengung, ihm Antwort zu geben. Sein halbgebrochenes Auge starrte mit unendlichem Schmerz zu dem Sohne hinüber. Den kräftigen Trank, wie der Landmann in einsamen Gehöften ihn stets für alle Fälle daheim hat und den der Vincenz schnell herbeigeholt, schlürfte der Alte mit sichtlichem Behagen. Seine schmerzverzerrten Züge wurden allgemach ruhiger und das krampfhafte Röcheln hörte auf.

„Es ist aus mit mir," stöhnte endlich der Alte kaum hörbar. „Die Kathrin holt den Pfarrer von St. Paul, daß ich doch — wie ein Christ hinscheid'."

„Vater, Vater, was red'st da!" schrie der Vincenz bei diesen Worten auf.

„Ich fühl's selbst, daß es aus ist mit mir!" röchelte der Alte in langen Zwischenpausen, die einzelnen Worte mühsam hervorholend. „Droben bei der Heuernt' ward mir so schlecht, daß ich heim mußt'. Kaum war ich hier innen, um's Elixir zu nehmen, das ja für Alles gut sein soll, da, da kam's über mich! Weißt, just — just wie vor zwei Jahr' auf Fronleichnam — wo der Doktor schon gesagt hat: wenn's wieder so käm', müßt' ich dran glauben. Nun ist's so weit, mein armer Bub!"

„Vater, es kann nit sein," rief der Vincenz in überströmendem Schmerz. „Es kann nit sein. Ich selbst will hinüber zum Doktor rennen und sollt's mein letzter Weg sein!"

„Bleib', Vincenz. Ich will, daß Du bleibst. Mir hilft kein Doktor mehr! Nur der Pfarrer ist mir noth — nur der noch — sonst nichts auf dieser Welt! Komm', richt' mich höher auf, mein Athem ist gar schwer! So, so ist's besser. Hör' mich an, ich muß noch reden mit Dir! O heilige Jungfrau, ich hab' ja nimmer 'dacht, daß es so schnell gehen würd' — und ich hab' Dir noch so viel zu sagen. Der Wastel —"

„Laß doch alles Uebrige, Vater, sag' mir —"

„Nein, mein Bub, grad das ist's Wichtigste. Gib Acht! — O du mei', wenn ich's nur noch vermöcht'! Ich hör' mich ja selbst kaum mehr. Der Wastel — Die Schuld von vor drei Jahren ist noch nicht getilgt. — Die Schuld weißt — — Der Kronenhof hat's Recht — und das Geld — er ist gar hartherzig — ich hab's nie zahlen können — das drückt mir's Herz ab, daß ich hin muß, bevor das abgethan ist. — Aber der Wastel wird schon nachsichtig sein, wann's ihm sagst. — Hörst mich auch? — Der rothe Ruap — und das Testament — ich hab's gehört — der Wastel kann mit seinem Gewissen — o Gott, wie ist's mir so siedigheiß — heilige Jungfrau, steh' mir bei!"

Erschöpft sank der Alte nach diesen abgerissenen Reden, die für den in namenloser Angst horchenden Sohn für den Augenblick kaum einen Zusammenhang zu haben schienen, in die harten Kissen seines elenden Lagers zurück. Sein Athem ward immer langsamer, immer schwerer.

Rathlos kniete der Vincenz noch immer neben dem Alten. Der schreckliche Unfall des Alten hatte ihn so unvorbereitet getroffen, daß der Schmerz den sonst so entschlossenen Mann vollständig darnieder warf. Schauriges Schweigen herrschte in dem kleinen Gemach. Fast so bleich wie der Alte war das Gesicht des armen Burschen, der in stummer Verzweiflung mit gefalteten Händen zu ihm aufstarrte. Nur das Winseln des treuen Hundes unterbrach von Zeit zu Zeit die unheimliche Stille. Endlich tönt die Hausglocke. Der Hund schlägt an. Schritte nahen. Der Vincenz richtete sich auf

Der Pfarrer ist's mit der alten Kathrin. Trotz des Unwetters war der würdige Seelsorger der Alten in die Einöd gefolgt. Kein Meßner folgte. Er selbst trug das heilige Sakrament.

Als ihn der Alte kommen sah, richtete er sich mit einer fast übermenschlichen Gewalt in die Höhe. Vincenz umschlang den Sterbenden und weinte laut.

Der Pfarrer begann sein Gebet. Ein eigenthümlicher Glanz trat in das Auge des Alten. Die alte Magd war weinend in die Kniee gesunken. Der Herr war mitten unter ihnen!

Als der Seelsorger endlich den Alten mit dem heiligen Oele bekreuzte und das absolvo sprach, sank lautlos das Haupt zurück.

III.

Es waren vier Tage nach dem Tode des alten Einödbauers. Im Westen verglomm allgemach das rosige Licht und durch die Waldlichtung dämmerte es stärker und stärker, über die Wiesen zogen weißgraue Nebel. Ein düsteres Schweigen herrschte oben auf dem Gebirg.

Unweit jenes alten Steinbildes vom heiligen Kilian, dessen wir bereits im Anfang unserer Erzählung erwähnten, lag in einer wildromantischen Schlucht eine alte Baracke. Ueber der braunen Thüre, die selbst am Tage sorgfältig verschlossen war, hing ein Wirthshausschild in einer alten rostigen Eisenstange. Die Malerei des Schildes war längst verblaßt. Alter Epheu kletterte von allen Seiten an den Wänden herauf. Ein kleiner Garten umschloß das zerfallene Haus, das man auf den ersten Anblick für ganz unbewohnt halten mußte. Unter einer alten, vielfach zerborstenen Linde standen einige rohgezimmerte Tische und Bänke, von grünem Moose fast ganz überdeckt.

Das Haus verdiente den üblen Ruf, in dem es stand, mit vollem Recht, und jeden ehrlichen und rechtlichen Bewohner der Gegend nahm es Wunder, daß man höheren Orts noch nie gegen das heillose Wesen und Treiben in der Waldschenke der Buacha-Resei eingeschritten war. Stand es doch fest, daß dort nur Wilddiebe und anderes lichtscheues Gesindel verkehre und ganz offen beschuldigte man die Wirthschaftsinhaberin der Mitwissenschaft an manchem Verbrechen, welches die Umgegend in Schrecken und Angst versetzt hatte. Niemand hatte in Folge dessen Verkehr mit der Buacha-Resei, die von sehr guter Familie und mit dem reichen Wastel auf dem Kronenhof nicht allzu weitläufig verwandt war.

Vor dieser Schenke standen an jenem Abend zwei Männer in eifrigem Gespräch. In dem einen erkennen wir sogleich den Wastel, und dieser war's, der eben jetzt laut ausrief:

„Nun zu allen Teufeln — das Gebot kannst Dir doch gefallen lassen, und ich mein', Du thät'st alleweil gescheidt, d'rauf einzugehen!"

„Ich will nit!" entgegnete der andere, eine kurze schmächtige Figur mit einem rothhaarigen Gnomenkopf.

„Ueberleg' Dir's doch 'nmal!"

„Nix da! Wann's Du Deiner Sach' so gewiß wärst, wie Du vorhin geprahlt, weßhalb kämst Du dann selber zu mir in die verrufene Waldschenke? Glaubst, ich wär' ein so dummer Bauernhenkel, daß ich mich mit Dir nit auskenn'?"

„Gut, so mag's geh'n, wie's will! Wir sind, was wir waren: geschiedene Leut' für nun und alle Zeit!"

„Meinethalb! Aber gib Acht, Wastel! Ich hab' Dir gesagt, daß ich nunmehr nix zu gewinnen hätt' auf der Welt! So Einem soll man nicht die letzte Stütze rauben — sonst kocht all der langverhaltene Groll einmal über und — was auch draus wird, es läßt sich nimmer zurückhalten!"

„Willst mir am End' gar drohen?" fragte der Wastel und versuchte seinen Worten einen höhnisch-stolzen Anflug zu geben.

Der Andere lachte in sich hinein und stützte sich auf den Knotenstock, den er immer tiefer in das nasse Erdreich bohrte.

„So Einem wie mir ist schließlich Alles gleich!" stieß er leise hervor.

„Ich werd' mich zu schützen wissen!" gab Wastel zur Antwort. „Und so wären wir wirklich am End'?"

Der Gefragte nickte und blinzelte mit seinen kleinen Mausaugen höhnisch zu dem alten Bauer auf.

„Gut, Du hast's nit anders haben wollen! In Dein Begehren kann ich nit einwilligen, daß Du's nur weißt! Kein Gesetz der Welt kann mich dazu zwingen!"

„Gesetz hin — Gesetz her," rief der Andere mit rohem Lachen. „Geh' doch nur, Du guter, braver Wastel! Sollst bald etwas Weiteres von dem Ruap hören!"

Dabei nickte er noch einmal dem Kronenhofbauer höhnisch zu, riß den Stock aus der Erde und schlich in die verrufene Schenke, in der man ihn kurz darauf nach Bier schreien hörte.

„Verwünscht!" brummte der alte Wastel und zog die Augenbrauen zusammen. „Der Starrkopf ist nicht zu beschwatzen und nachgeben kann ich ihm nit! Hm, ich will's auch nit! Kein Gesetz der Welt wird dem rothköpfigen Lumpen seine Ansprüche bestätigen. Ich hab's ja schwarz auf weiß. Ich hab' ihm 'nen Vergleich geboten, um endlich einmal Ruh' zu haben vor — na vor der Crescenz! Er will nit drauf eingehen! Gut, nun ist's am End'."

Mit schnellen Schritten eilte er bergabwärts und über die thauigen Wiesen seinem Gehöft zu, das etwa eine gute halbe Stunde von der verrufenen Waldschenke entfernt sein mochte. Noch war's ziemlich hell, auch war über die Bergreihe im Osten schon längst der Vollmond aufgegangen.

Am Garteneingang lehnte die alte Großmagd, als der Kronenhofbauer in sichtlicher Erregung und schweißtriefend heimkam.

„Der Vincenz ist da gewesen," rief sie ihm entgegen und schien über diese wichtige Neuigkeit den üblichen Abendgruß ganz vergessen zu haben.

„Der Vincenz von der Einöd?" — wiederholte fragend der Alte, indem er keuchend stehen blieb und sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne wischte.

„Ja, denkt's Euch an! Und sehr dringend hat er nach Euch gefragt und noch heut' Abend wollt' er wiederkommen!"

„Wird's wohl auch nöthig haben," brummte der Alte, indem er die Arme übereinander schlug.

„Was hast mit ihm, Wastel? Der arme Bub! Das ganze Gebirg nimmt Theil an seinem Unglück. Der alte Lienhuber ist doch alleweil ein rechtschaffener Mann gewesen und Jedermann hat ihn gern gehabt. Nun hat er dahin müssen noch in den besten Jahren! Herr, du meine Güte — 's geht doch manchmal gar rasch mit dem Menschen! So ein Fall ist immer wie 'ne Mahnung an Alle, die zurückbleiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine originelle Testamentsklausel wurde kürzlich in Brooklyn aufgestellt und auf eine noch originellere Weise umgangen. Es starb daselbst nämlich ein altes Fräulein und ließ ihren einzigen Bruder als Erben einer Rente von 10,000 Pf. St. zurück. Dieser Bruder ist eines der geizigsten Geschöpfe, welches die Welt seit der Entdeckung der sieben Erbsünden noch hervorgebracht; aber er betete seine Schwester an und seine Schwester ihn. Die Testamentsklausel war nun folgende: Da ich meinen Bruder zum Heile seiner Seele zwingen will, endlich die Wonne der Wohlthätigkeit kennen zu lernen, vermache ich ihm u. s. w. — unter der Bedingung, jeden Tag dem ersten Armen, den er auf seinem Wege treffen wird, einen Dollar zu geben." Die ersten Tage überwand der Geizhals seinen instinktiven Widerwillen und gab den Dollar, um der theuren Todten zu gehorchen, aber mit so viel innerer Pein, daß „die Wonne der Wohlthätigkeit" für ihn ein mehr und mehr unlösbares und geheimnißvolles Räthsel wurde. „Ich erfülle den letzten Willen meiner Schwester nicht," sagte er sich, „denn ich empfinde Das nicht, was sie gewollt, daß ich dadurch empfinden lernen sollte!" Und dieser Gedanke raubte ihm den Schlaf. Was sollte er thun? Endlich verfiel er auf folgendes Auskunftsmittel: „Jeden Abend übergibt er seiner Haushälterin einen Dollar mit dem Auftrage,

ihn dem ersten Armen zu geben, dem sie begegnen würde; dann erwartete er sie, in Lumpen gehüllt, auf ihrem Wege, hält ihr die Hand entgegen, murmelt mit weinerlicher Stimme: „Ein Almosen!“ und der Dollar fällt wieder in seine Tasche. „Jetzt,“ sagte er zu sich selbst, „habe ich Deinen letzten Willen erfüllt, theure Schwester; ja, ich fühle es tief im Herzen, jetzt kenne ich die Wonne der Wohlthätigkeit!“

Vor einigen Wochen hatte man in der Nähe von Flandersbach, Kreis Mettmann, ein Kind spielend in die Wiege gelegt. Dasselbe wußte aber einen nicht weit davon entfernt liegenden Nadelköcher mit Nähnadeln zu erwischen. Man denke sich den Schrecken der Angehörigen, als gleich darauf das Kind heftig aufschrie und ihm sofort schon eine Nadel aus dem Munde genommen wurde, während man glaubte, eine andere stecke noch in der Speiseröhre Es wurde alles Mögliche angewandt, um dieselbe zu entfernen, konnte aber in dem engen Raume nicht mehr gefunden werden. Man hoffte schon, sich darin geirrt zu haben. Das Kind wollte aber nicht mehr recht froh werden, besonders ging ihm das Schlucken hart an. Nach einiger Zeit wurde am Halse ein Geschwür sichtbar, welches durch angewandte Mittel aufging und eiterte, aber auch in der Mitte ein kleines, schwarzes Pünktchen zeigte. Da der Vater des Kindes Rücksprache mit einem erfahrenen Arzte genommen und derselbe es nicht als eine Unmöglichkeit betrachtete, daß die Nadel noch irgendwo stecke, so nahm er eine kleine feine Zange, packte damit das schwarze Pünktchen und zog die wenigstens 1½ Zoll lange Nähnadel heraus, welche von einer Seite quer durch die Speiseröhre und den Hals gegangen war.

(Da lachten alle Beide.) Karl XII. von England fragte einst einen Bischof, der nebenbei wegen seines guten Gedächtnisses bekannt war: „Warum lesen Sie Ihre Predigten stets ab?“

„Majestät,“ antwortete der Mann Gottes, „Ihre Gegenwart macht immer einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich nicht wage, mich meinem Gedächtniß zu überlassen.“

Der König lächelte geschmeichelt, und der Bischof fuhr fort:

„Erlauben Majestät mir dagegen die Frage: Warum lesen Sie Ihre Thronreden ab? Sie müssen doch andere Gründe haben!“

„Allerdings, Herr Bischof, ich lese meine Reden; denn ich scheue mich, den Zuhörern ins Gesicht zu sehen, weil ich so oft und so viel Geld von ihnen verlange.“

Und sie lachten alle Beide.

* Der Sohn eines Israeliten hatte sich als Freiwilliger gemeldet, war aber wegen Verwechselung des „Mir“ und „Mich“ abgewiesen worden. Als er dies dem Vater klagte, entgegnete derselbe kopfschüttelnd: „Wie haißt, mei Sohn; is es doch ganz eenerle, ob se dich mal im Dativ oder Akkusativ taudtschießen!“

* Fopp: Woher hast du denn den schöne Hut, Jopp?

Jopp: Na, vom Huterer.

Fopp: Was kost't er denn?

Jopp: „Weiß ich's? 's war ja kein Mensch im Laden, von wem hätt' ich's denn erfahren sollen?“

* Scherz-Räthsel.

„Liebes Mädchen, laß dein Zieren,
Deine Neigung trügt mich nicht;
Wozu Worte noch verlieren,
Wenn die Erste für dich spricht.
All dein Zürnen, all dein Grollen
Meine Liebe nur erhöht,
Magst du auch mit mir oft schmollen,
Wenn's nur nicht von Erst'rer geht.
So sprach schmeichelnd zu Rosine
Hans, ein kleiner Don Jouan;
Doch sie sprach mit ernster Miene:
„Hänschen, du bist sehr im Wahn,
Dein Betragen ist nicht männlich,
Das du schuldest mir aus Pflicht,
Sondern es ist jenem ähnlich,
Was das letzte Pärchen spricht.
Willst du in der Ersten tragen
Auch noch ferner Trug und List —
Dann muß ich dir offen sagen,
Daß du nicht mein Ganzes bist.“
Und verblüfft schlich Hans von dannen,
Ihm behagt nicht solcher Ton,
Wie gewonnen — so zerronnen,
Denkt er mit Resignation.
Doch den Groll, der in ihm gähret,
Er beim Wein und Spiele stillt;
Sieh, was Röschen nicht gewähret,
Ward ihm durch ein Kartenspiel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Samstag, 20. März 1869.

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

„Fangst das Predigen schon wieder an?" sprach der alte Wastel zu der Crescenz. „Hast schon was 'rausgeschnubert, was den Vincenz herführt?"

„Wie soll ich dazu kommen?"

„Na, weil's doch immer Deine Nase in Alles stecken thust!"

„Ich wollt', ich könnt's, Wastel! Glaub' mir, ich wollt's! Zum Exempel in Dein Gewissen möcht' ich's mal hineinstecken und die Augen, die Ohren und die Hände dazu, um zu sehen und zu hören, was drin vorgeht, und's zu zwicken und zwacken, daß 's Dich nimmer ausläßt bei Tag und bei Nacht!"

Wastel versuchte zu lachen. „Hast wieder recht gut geschmiert," sagte er zur Alten, mit der Achsel zuckend, obschon er nicht im Stande war, den strengen, forschenden Blick auszuhalten, den die stechenden Augen der alten Magd auf ihn warfen. „Wo ist die Vesi?" fragte er dann mit verändertem Tone, indem er sich abseit kehrte und in die Abenddämmerung hinausschaute.

„Droben sitzt sie und spielt Zither!"

„Ich hör' nix davon!"

„Ich auch nit! 's freut sie halt nit mehr! Das geschnupftige Ding wird von Tag zu Tag närrischer und mit ihren Launen ist nimmer auszukommen. Werd' mich bald dafür bedanken, mit der länger zusammenzuhausen. Denk', Wastel, oft red's sogar im Schlaf allerlei närrisches Zeug. Gestern hat's sogar geweint und laut gesagt: sie wollt' dem alten Einödbauer ein Kreuz stiften, weil dem Sohn nix blieben wär', um ihm ein Grabmal zu geben!"

„Davon hat's im Schlaf gered't? Hm — heut' Morgen hat sie mich darum so kurzab gebeten, als ob ich auch gleich Ja sagen müßt' und gar keine Red' dawider wär'!"

„Na, Du hast aber doch auch Ja gesagt? Gelt?"

„Hm, sollt' mir einfallen, dem — dem ein Grabmal herzurichten, dem, hohoho!"

Die Alte wandte sich kopfschüttelnd abseit.

„Ja, Dir ist's wieder nit recht," fuhr der Bauer hitziger fort, der froh schien, die lang zurückgehaltene Wuth auf einen andern Gegenstand überleiten zu können. — „Dir wär' ein marmorn Kreuz nit zu viel für den Einödbauer! Gelt? — Bin froh, daß ich den Kerl nimmer zu sehen bekomm'!"

„Recht fein christlich geht's alleweil zu auf'm Kronenhof, das muß ich sagen!" rief die Alte ärgerlich. „Scheinst dem Ruap auch 'ne Prob' von der christlichen Nächstenlieb' gegeben zu haben, weil's so unwirsch heimkommst. Na, mir ist's recht, wenn's Strafgericht Gottes kommt, wird's die nit treffen, die unschuldig sind an dem, was im Kronenhof Unrecht's geschehen ist seit Jahr und Tag."

Der Wastel zuckte unwillkürlich zusammen bei diesen Worten.

„Jesus, Maria, Joseph, da kommt er!" rief fast in demselben Athem die Alte.

„Wer kommt?" fuhr der Bauer erschreckt auf.

„Der Vincenz! Schaust nit?"

„Ah der!" brummte der Wastel, tief aufathmend. Die Alte sah ihn noch einmal scharf an, dann ging sie kopfschüttelnd ins Haus.

Der Vincenz näherte sich dem Kronenhof in der That. Kaum erkannte man den blühendschönen und lustigen Burschen in dem bleichen Jüngling wieder, der jetzt mit gesenktem Haupt, langsamen und unsicheren Schrittes auf den reichen Wastel zukam. Der Alte setzte sich in Positur. Seine Miene war streng und ehern, um den fest zusammengekniffenen Mund lag ein höhnischer Zug.

„Grüß' Gott!“ sagte der Bursch, den Hut ziehend, mit tonloser Stimme.

Der Bauer nickte ein klein wenig mit dem Kopfe, ohne im Uebrigen seine Stellung zu verändern.

„Ihr mögt's Euch wohl denken, warum ich daher komm',“ begann der Vincenz sehr gedrückt.

„Hm — Grund hast wohl, denk' ich!“

„Mir ist's nimmer zuvor bekannt gewesen, daß der Vater Euer Schuldner war.“

„Dreihundert Gulden!“ warf Wastel ein, den Kopf hochmüthig zurücklehnend.

„Dreihundert Gulden!“ wiederholte Vincenz mit tiefem Seufzer.

„Kannst zahlen?“ fragte barsch der Alte.

„Ihr wißt selbst, daß der Herr aus der Residenz, dem die obere Waldung zusammt der Einödhöhe gehört, all unser Hab und Gut gleich mit Beschlag belegt hat. Mir ist nix übrig geblieben als mein bissel Gewand und mein Jagdzeug! Gleichwohl fällt's mir nit bei, Euch vorzuenthalten, wozu Ihr's Recht habt!“

„Ja, allerdings das Recht. Und ich will's geltend machen. Ich brauch's Geld. Auf Kathrin ist's fällig!“

„Ich weiß; der Vater hat's auch so notirt. Ihr seht aber selbst ein, daß ich bis auf Kathrin die ganze Summe unmöglich zahlen kann. Darum bin ich gekommen, Euch einen Vorschlag zu machen!“

„Vorschlag? Hm, was soll denn da herauskommen?“

„Ich hab' gehört, daß Ihr den Sepp und den Franzl aus'm Dienst entlassen wollt wegen ihrer Geschicht' mit dem Förster — und da — da —“

„Nun, was denn?“ fiel der Alte barsch ein, da der Bub stockte und schwer nach Athem rang.

„Da wollt' ich denn für die Beiden zusammen einstehen. Daß ich's ausführen kann, wißt Ihr. Ich hab' schon die Kraft für Zwei. Jeder von ihnen hat fünfzig Gulden bei Euch gehabt, macht auf's Jahr hundert und nach drei Jahren wär' die Summe abverdient, die ich Euch für den Vater selig schuldig bin. Ist's Euch so recht, Wastel?“

Der Alte schaute ganz erstaunt zu dem Burschen auf. Sprachlos stand er eine lange Weile. Endlich rief er: „Gut denn, mir ist's recht. Freut mich, daß Du damit den ehrlichen Willen zeigst, Deine Schuld zu zahlen. Gut denn; wir sind einig!“

„Nur eins beding' ich mir aus,“ sagte der Vincenz, da Jener ihm die Rechte zum Handschlag entgegenstreckte, „daß jeder dritte Sonntag mein ist. Der Förster drüben will mir das Schußgeld nit entziehen und damit verdiene ich mir's Gewand.“

„Soll mir recht sein. Hier hast 'nen Kronenthaler als Draufgeld, Vincenz, und offen gestehen muß ich Dir's schon, daß mich Dein Vorschlag freuen thut und aller Welt will ich's sagen, daß ich Respekt kriegt hab' vor dem Einöd-Vincenz! Aber für Zwei hast Dich verdingt. Das vergiß nit! Ablassen thu' ich Dir nix. Ich will damit nur mein Recht und das darf man sich nach altem Bauerngrundsatz nit streitig machen lassen.“

„Sollt's auch haben, Wastel. Wann tret' ich denn ein?“

„Hm, Du hast heut' erst den Alten zu Grab gebracht,“ brummte der Bauer. „Da weiß ich nit —“

„Das laßt Euch nit quälen. Je eher ich eintret', desto eher bin ich frei. Ich tret' morgen ein.“

„Gut, Deine Kammer soll bereit sein. Aber noch Eins! Du weißt, wie ich mit Deinem Vater gestanden bin und was er mir Alles heimlich angehängt hat bei den Leuten. Du bist nun mein Knecht und ich kann's Dir befehlen und von Dir fordern, daß Du alle üble Nachred' auf Deinen Herrn läßt!“

Der Vincenz blickte ihn mit seinen feuchten Augen eine Weile an. Es war, als besinne er sich, wovon jetzt die Rede sein könne.

„Ich weiß nix von Euch, Wastel, das zur üblen Nachred' Anlaß böt',“ meinte er offenherzig.

„Hm, Dein Alter muß aber doch 'glaubt haben, daß er was wüßt',“ sagte der Bauer mit etwas unsicherer Stimme, „worauf er sich stützen könnt'. Du weißt, wie leicht 's ist, einen Menschen in üblen Leumund zu bringen, wenn man irgend ein Wort von ihm verkehrt oder irgend was aufgehorcht hat und falsch auslegt zu seiner Ungunst. Hat Dein Vater Dir nie so was von mir kund gethan?“

„Niemals, Wastel.“

„Vielleicht doch — in der letzten Stund'?“ fragte der Alte mit leiserer Stimme und seine Mienen verriethen zur Genüge, wie ängstlich er auf die Antwort des Burschen harrte.

„Auch da nit,“ gestand Vincenz aufrichtig, ihm frei in das Auge blickend, so daß der Alte das seine zu Boden schlagen mußte.

„Hm — so mag's denn gut sein,“ sagte er endlich sichtlich erleichtert. „Behüt' Gott! Auf Morgen denn also!“

„Ja, auf morgen — und auf drei Jahr'!“ entgegnete der neugedungene Knecht, den Hand-

schlag gebend. Langsamen Schrittes ging er dann in die Dunkelheit hinaus.

„Was hast denn mit dem Vincenz gehabt? Oder ist er's nit, den ich da weggehen sehe?" fragte plötzlich Vesi's Stimme vom obern Stockwerk hernieder.

„Neugierige Elster, die Du bist," rief der Vater hinauf. „Verdungen hat er sich bei mir auf drei Jahr' als Knecht, um die Schuld zu zahlen vom Vater selig!" Damit ging der Alte ins Haus.

„Verdungen als Knecht!" rief die Vesi laut vor sich hin. Die Nachricht mußte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf sie machen. Sie lehnte eine Weile regungslos am Fensterkreuz und preßte ihre schneeweiße Stirne gegen das kalte Halteisen. „Er als Knecht auf dem Kronenhof," wiederholte sie wie abwesend.

„Wo bleibst denn?" rief aus der Nebenkammer die Stimme der alten Crescenz.

Der Ruf schreckte sie auf. Sie eilte zur Thür und rief der Magd die Neuigkeit zu.

„Der Vincenz als Knecht!" rief auch sie mit sichtlichem Staunen. „Das gibt 'n Unglück!"

„Unglück? Warum das?" fragte die Vesi, die ihren stolzen spöttischen Ton bereits wiedergefunden hatte. „Dem hochmüthigen Buben wird nun wohl endlich sein elender Trotz vergehen. Ich denk', der Vater wird dem neuen Knecht schon den Hoffahrtsteufel austreiben!"

Ein lautes unweibliches Auflachen folgte diesen Worten, so daß die alte Magd erschreckt zusammenfuhr.

„Wie Du nur so unmenschlich reden magst!" sagte sie. „Der arme Bub war alleweil einer der bravsten, stillsten und bescheidensten im ganzen Oberland. Nun hat er noch das Unglück mit dem Vater gehabt. Erbarmt's Dich nit?"

Die Dirne zuckte spöttisch die Achsel.

„Hast doch dem Alten ein Kreuz stiften wollen," fuhr die Crescenz fort.

„Ja, ich hab's wollen, jetzt weiß ich aber selbst nimmer, wie ich auf die Dummheit fallen bin. Was kümmern mich fremde Leut'! S' freut mich alleweil, daß der Vater nit Ja gesagt hat!"

„Pfui, Du red'st ebenso unchristlich wie der Wastel! Gib Acht, Vesi, daß der liebe Herrgott Dich nit noch einmal straft um Deinen Stolz und Dein hartherziges Wesen!"

Die Dirne lachte laut auf und schlug dann die Thüre zu, daß es laut durch das stille Haus krachte und die alte Crescenz sich unwillkürlich bekreuzigen mußte.

„O du mei'! Ist's doch, als hätte der leidige Gottseibeiuns bei der Dirne Quartier gefunden," murmelte sie dann, das Nachttuch um die grauen Haare bindend. „Sie ist justement so unwirsch wie der Wastel! Was nur draus werden soll? Der Vincenz als Knecht auf'm Kronenhof — der Ruap drunten in der Waldschenk' — hier aber Alles voll Unfrieden, Gift und Galle — die heilige Jungfrau behüte uns alle in Gnaden!"

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Eine unzerstörbare Tinte bereitet man nach einer Mittheilung von C. Puscher durch Abreiben von 1 Quentchen Anilinschwarz mit einer Mischung von 60 Tropfen concentrirter Salzsäure und 7½ Loth Alkohol. Die erhaltene tiefblaue Lösung wird mit einer heißen Auflösung von 1½ Quentchen arabischem Gummi in 6 Loth Wasser verdünnt. Diese Tinte greift Stahlfedern nicht an und kann weder durch concentrirte Mineralsäuren noch durch starke Laugen zerstört werden. — Verdünnt man die Anilinschwarzlösung anstatt mit Gummiwasser mit einer Auflösung von 1½ Loth Schellack in 6 Loth Spiritus, so erhält man einen Anilinlack, der sich nach dem Auftragen auf schwarzgebeiztes Holz, Messing oder Leder durch seine außerordentliche tiefe Schwärze auszeichnet.

Mannigfaltiges.

Der „Moniteur" veröffentlicht folgende Heilmethode des Dr. Buisson in Fällen der Tollwuth. Dieser Arzt hatte das Unglück, bei der Behandlung einer von dieser Krankheit befallenen Frau eine kleine Wunde an seinem Finger mit dem Speichel der Kranken in Berührung zu bringen. Am neunten Tage nach diesem Vorfalle fühlte er plötzlich alle Symptome der Hydrophobie, großen Schmerz in der Kehle und in den Augen, Widerwillen gegen jedes Getränk, Sucht zum Beißen, Speichel-Anhäufung im Munde rc. Er ließ sich sofort in ein Dampfbad bringen, wo nach kurzer Zeit, sobald die Temperatur auf 52 Centigrade (115 Grad Fahrenheit) gestiegen, alle vorbenannten Symptome verschwanden. Er war gänzlich und für immer geheilt. Dr. Buisson soll seitdem mehr als 80 Personen auf dieselbe Weise von der Hydrophobie geheilt haben. Die Wirkung der Dampfbäder ist selbstredend eine ungleich sichere, wenn

sie als präservatives Mittel angewandt werden. Sobald Jemand von einem tollen Hunde gebissen ist, soll er sogleich ein russisches Dampfbad nehmen und dieses auch während der folgenden acht Tage jeden Tag einmal wiederholen. Die Temperatur des Wassers muß schnell auf 57 Grad gebracht und dann langsam bis zu 63 Grad (Centigrade) gesteigert werden.

Ueber den Nutzen der Maulwürfe werden von Dr. Neuffer, Sekretär des landwirthschaftl. Vereins in Eßlingen, interessante Mittheilungen gemacht. Einem Handelsgärtner wurden durch Engerlinge eine Kollektion Nadelgewächse, einem zweiten Rosen und Wellingtonia zum großen Theil an der Wurzel beschädigt. In beiden Fällen wurden Maulwürfe angekauft und in den betreffenden Abtheilungen mit ganz besonders befriedigendem Erfolg ausgelassen. Gleichzeitig wurden Maulwürfe, in Kisten mit Erde angefüllt, und Engerlinge eingegraben: Ein Maulwurf verspeiste in einer Nacht 47 Stück Engerlinge. Durchschnittliche Verzehrung eines Maulwurfs waren 60—70 Stück Engerlinge in 24 Stunden.

Eine originelle volkswirthschaftliche Idee beschäftigt den Thierschutzverein von Genf: Im Interesse der Vermehrung der insektenfressenden Vögel, worauf man in den letzten Jahren ganz wesentlich die Landwirthschaft aufmerksam zu machen beginnt, will derselbe eine Ausstellung von künstlichen Vogelnestern veranstalten und die besten Modelle prämiiren.

• Ein Korporal erscheint bei einem Notar. Korporal: „Meine frühere Geliebte N. N. hat mich bei Gericht wegen Forderung verklagt, weßhalb ich für den k. Advokaten N. N. eine Vollmacht zu meiner Vertretung brauche." Anwalt: „Wollen Sie eine Generalvollmacht oder —" Korporal: „Warum nicht gar eine Generalvollmacht, wenn ich nur Korporal bin!"

• Eine Zigeunerin gab ihrem Kinde eine Schale und befahl ihm, Essig zu holen. Bevor aber das Kind fortging, wurde es von der Mutter geprügelt. Ein Fremder, der vorüberging, fragte, warum die Kleine geschlagen werde? „Damit sie die Schale nicht zerbricht," war die Antwort. — „Ich meine," versetzte der Fremde, „dazu hätte es noch Zeit, wenn sie die Schale zerbrochen hat." — „O nein," erwiederte die Mutter, „dann wär' es schon zu spät."

• Der Bischof von Worcester, Dr. Hugh, gab während einer Krankheit seinem Diener den Auftrag, das Wetterglas an sein Bett zu bringen, um den Stand der Witterung zu erkennen. Mitten im Zimmer jedoch ließ der Tölpel das Glas fallen, so daß es in Stücke zerbrach. „Ich fürchte, wir bekommen Regen," sprach der Bischof lächelnd, „denn ich habe das Glas noch nie so tief fallen sehen."

• Morgengebet eines Gensdarmen, nachdem er gehört, daß auf Erwischung des Postdiebes Becher eine große Belohnung gesetzt sei. Herr! Laß diesen Becher an mir vorübergehen, aber so, daß ich ihn sehe!

• (Würde der Kunst.) Den Logenschließerinnen in Karl Schulze's Theater in Hamburg ist von der Direktion befohlen worden, den Damen, die während der Vorstellung den Strickstrumpf oder ähnliche Arbeiten zur Hand nehmen, diese Beschäftigung zu untersagen, da das Theater ein „Kunstinstitut" und keine „Strickschule" sei.

• Am vergangenen Samstag hat es in Rom geschneit, eine sehr seltene Erscheinung dort, zumal bei der ziemlich vorgerückten Jahreszeit; der Schnee ist indeß nicht liegen geblieben. Wenn in Rom der Schnee auf den Straßen liegen bleibt, was äußerst selten vorkommt, so wird an dem Tage der Schuljugend Ferien gegeben.

Räthsel.

Man muth' es mir nicht zu, die Schuld zu tragen,
Beging, als zartes Kind, ich einen Mord —
Man sieht die Menschen vor Gefahren zagen,
Trägt später mich die Mutter wüthend fort.
Auch außerdem sucht man mir auszuweichen;
Doch viele brauchen öfters mich zum Spiel, —
Oft pflege ich als Blume mich zu zeigen;
Doch bringt der Lenz mich an des Lebens Ziel,
Ich fände dennoch Rettung in der Erde,
Dann steig' ich, werthlos, mit der Zeit im Werthe.

Auflösung des Scherzräthsels in № 33:
Herzbub.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Dienstag, 23. März 1869.

Morgen — Mittag — Abend.

Siehst du im Osten das rosige Schimmern
Der Sonne — das purpurrothe Flimmern?
Wie prachtvoll sich ein Zauberschein verbreitet
Und sich die Nacht vom lichten Tage scheidet!

So sind der Kindheit erste Stunden
Noch an den sanften Schlaf gebunden;
Die Mutter schützt das zarte Leben,
Dem noch die Engel Träume weben.

Und helle, wie die Sonne im Zenithe
Mit klarem Scheine strahlet — nimmermüde,
So wirkt der kühne Mann nach allen Seiten,
Ihn schreckt nicht steile Höh', noch Meeresweiten.

So übet er die Kräfte Schlag auf Schlag
Und mühet rastlos sich — so lang es Tag;
Und eifrig eilet er von That zu That,
Bis endlich sich der stille Abend naht. —

Siehst du die Sonne langsam niedersinken,
Siehst du, wie ernst die dunklen Schatten winken?
Bald schwindet auch der Sonne letztes Glüh'n,
Am Firmamente still die Wolken zieh'n.

So steht der Greis am düstern Grabe,
Läßt hinter sich die stolze Habe,
Herab senkt sich die dunkle Nacht,
Der Lebenslauf, er ist vollbracht!

Die Vesi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

IV.

St. Kathrin war vorüber, den tanzlustigen Buben und Dirnen ein gar verhaßter Tag, denn nach alter Ordnung muß von dem Tag an bis nach Weihnacht die Fidel schweigen auf allen Tanzböden.

In Feld und Wald gab's der Arbeit noch immer gar viel und auch auf dem Kronenhof erhielten alle Hände fast mehr zu thun, als sie zu leisten vermochten. Der alte Wastel war ein Landwirth, wie er im Buche stand, und unnütze Feiertage gab's bei ihm nicht. Er griff selbst an wie der beste seiner Knechte und darum forderte er auch von allen denselben Fleiß, dieselbe Regsamkeit.

Es war in aller Frühe an einem der letzten Novembertage. Die alte Crescenz hanthierte in der offenen Gallerie in der Wäsche herum. Vom Gesindehaus näherte sich ihr Vincenz, einen prächtigen Strauß Herbstblumen in der Hand.

„Grüß' Dich Gott, Crescenz," rief er freundlich der Alten zu, — „grüß' Dich Gott an Deinem heutigen Namenstage und nimm da den Buschen von mir an, zum Beweis, daß ich wohl an Deinen Ehrentag denkt hab'. Kann Dir nix Anderes bieten, weil ich nur 'n armer Knecht bin — mußt schon so vorlieb nehmen!"

„I du meine Güte, daran hast denkt?" rief die Alte, indem sie freudestrahlend den Strauß entgegen nahm. „Ich dank' Dir, Vincenz! — Meiner Seel', Du bist der einzigste, der der alten Crescenz was Lieb's anthut, denn der Wastel und die Vesi denken schon seit Jahren nimmer an meinen Namenstag, und meine Verwandtschaft drüben im Gebirg auch nit! Bin halt so 'n altes Hausmöbel, das im Winkel verstaubt! Wer kümmert sich in der weiten Gotteswelt um die Crescenz!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, welche langsam über die eingefallenen Wangen herniederrollten.

Der Vincenz ergriff ihre Hand und drückte sie gar warm. Sprechen konnte er nicht, denn die Rührung übermannte ihn.

„S'ist schon vorüber," sagte endlich die Alte, „was soll auch 's Weinen! Damit ändert sich's nit. Der liebe Gott hat's nun so gewollt mit

mir und da soll ein frommer Christenmensch sich fein geduldig schicken. Als ich so jung war wie Du, Vincenz, da hab' ich mir's nit denken können, daß es so kommen möcht' mit mir — daß ich sterben müßt' so mutterseelenallein ohne Kind und Mann an fremder Leute Herd. S' war alleweil ein recht trübes Leben und wenig Sonnenschein darin, Gott gönn's Dir besser, Vincenz! Bist ein Bub, dem man's recht aus voller Seele wünschen darf, daß er sein Glück macht!"

„Glück? Ach, Crescenz, das Wort ist nun wohl für alle Zeit aus meinem Kalender gestrichen! Glück?!"

„Na, wer wollt' in Deinen Jahren so hoffnungslos sein! Bist ein kräftiger, stattlicher Bub und im Feld wie im Wald weißt z'schaffen, daß Bauer wie Förster Dich beloben. Da kann's Dir nit fehlen. Die drei Jahr' auf'm Kronenhof gehen auch wohl vorüber und dann bist 'n freier Bub wie ehedem, kannst für Dich selbst schaffen, was und wo Du magst! Schau — 's ist nun schon im vierten Monat, daß Du da bist! Wie doch die Zeit vergeht!"

„Im vierten Monat! Mir aber war's wie 'ne Ewigkeit!"

„S' kommt Dir halt schwer an, Du armer Bub! Aber mußt den Kopf nit sinken lassen, Vincenz. Ueber den Wastel kannst Dich auch nit beklagen!"

„Ueber den nit —" entgegnete er zögernd.

„Hm — ja, ich weiß, was Du hinzusetzen möcht'st. Ja, die Vesi! Ich kenn' mich selbst nit aus mit der Dirn'! So stolz und trotzig war's niemals wie alleweil. Weißt, sie ist halt 'n verzogenes Nesthäckchen. War schwächlich als Kind und noch dazu das einzigste. Wuchs auf im Ueberfluß und weiß nit, was Noth und Kummer heißt! Wer nie in der Schule gewesen ist, hat meisthin ein hartes Herz. Launig ist die Dirn' wie 'n Apriltag. Oft kann sie so lieb und so gut sein wie 'n Kind und 'ne Stund' darnach ist sie so herrisch und stolz wie 'ne Stadtmamsell. Ich werd' nimmer klug aus dem, was sie treibt. Denk' Dir's, da hat's vor drei Monat schon die arme Miadei von der Kronalm aus dem Dienst gejagt. Die Miadei, weißt —" setzte sie mit eigenthümlicher Betonung hinzu — „das arme hübsche Ding, mit der Du auf der Kirchweih' getanzt hast, wie der Wastel mit Deinem Vater selig den großen Streit gehabt hat!"

Der Vincenz schaute sie fragend und ungewiß an.

„Ja, denk's nur," fuhr die Alte geschwätzig fort. „Der Wastel hat anfangs nit wollen, denn die Miadei ist ein recht gutes Dirndel alleweil gewesen und treu und fleißig, daß man ihr nix konnt' vorwerfen. Aber die Vesi hat an dem Wastel herumgebohrt, bis er sie endlich gehen ließ. Jetzt ist's droben beim Roschah in Dienst."

Der Vincenz antwortete kein Wort. Was in ihm vorging, verschloß er in tiefster Seele und nicht eine Miene des bleichen, kummervollen Gesichtes verrieth, welches Weh ihn erfüllte.

Die Alte schien auf ihre Erzählung jedenfalls eine Antwort zu erwarten. „Du sagst kein Wort dazu?" fragte sie nach einer Weile.

„S' steht dem Knecht nit zu, sich um die Herrschaft zu kümmern," sagte er ausweichend und trat dabei zu einigen Bäumchen im Vorgarten, die er vor Beginn der Feldarbeit in der Frühe pfropfen wollte. Von dort aus ließ sich mit der Alten bei dem Waschkorb immerhin ein Gespräch führen. Vincenz schien jedoch kaum dazu aufgelegt. Die redselige Alte ließ ihm aber nicht lange Ruhe.

„Hast gestern wieder gut's Schußgeld gehabt?" fragte sie nach einer Weile. „S' war ja Dein Sonntag, wann's mir recht ist!"

„Der Herr Förster ist gar zu gut mit mir. Wann's so fortgeht mit meinem Verdienst, so hab' ich bald so viel beisammen, daß ich dem Vater ein Kreuz kann stiften!"

„Warst gestern auf'm Friedhof?"

„Freilich, 's ist mein erster Gang an jedem freien Tag und mich erbarmt's allemal, wenn ich so den halbnackten Hügel seh'!"

Eine lange Pause trat ein. Die Alte murmelte unverständliche Worte in sich hinein. Keiner von den Beiden merkte darauf, daß sich im Oberhause das Bleifenster von Vesi's Kammer öffnete.

Immer heller brach die Sonne durch die dunklen Wolken hervor und der graue Nebel stieg allgemach aus den Thälern des Hochlandes in die Höhe.

„Wann's doch so 'ne Witterung auf St. Kathrin gewesen, nur zum letzten Tanz," meinte die Alte. „Hast denn schon gehört, daß sie wieder gar so wild gerauft haben, Vincenz? Gelt, Dich hat's Tanzen nie recht gefreut?"

„Doch, Crescenz! Jetzt aber nimmer!"

„Geh', Vincenz, bist auch gar zu kleinlautig. So 'n Bub wie Du, geh'! Also vordem hat's Dich gefreut? Hm, hast dazumal 'nen Schatz gehabt! Ja, da thut sich's gleich ganz anders. Was wirst Du denn auf einmal so roth im Gesicht? Gelt, ich hab's troffen mit dem Schatz! Na, zu mir darfst schon Vertrauen haben, Vincenz. Sag' mir's!"

Der Bursch schaute mit großen Augen zu ihr hinüber. Die Gluth war noch immer nicht aus seinem Angesicht gewichen.

„Ich hab' keinen Schatz," sagte Vincenz endlich kurzab.

„Geh', Vincenz, das mach' 'ner Andern weiß! Du — Du solltest kein Dirndel haben, dem Du so insgeheim gut bist!"

„Das ist 'ne andere Red', Crescenz, und weil gerad' Du's bist, die mich darnach gefragt, so will ich auch die Antwort nit schuldig bleiben darauf. Ja, ein Dirndel, dem ich insgeheim gut bin, die gibt's. Aber nennen kann ich Dir's nimmer. Ihr Name ist tief innen bei mir verschlossen, im hintersten Herzenswinkel und dort erspäht ihn kein Menschenaug'. Getrau' ich mir doch jetzt selbst nimmer, den Namen auch nur auszusprechen. Früher — ach, was denk' ich armer Bub an das, was früher war. Damit ist's nun doch mal aus!"

„Na hör', das ist mir 'ne kuriose Lieb'! warum machst alleweil solch' Geheimniß davon? Ich sollt' denken, daß sich keine Dirn' Deiner zu schämen hätt' und für Dich unerreichbar wär'. Hab's Dir ja schon zuvor gesagt! Wenn's ein Dirndel von Fleisch und Blut ist, wird's so einen schönen und tüchtigen Buben nit ausschlagen. Oder ist sie Dir untreu worden?"

„Ja schau, darauf kann ich Dir wieder keine Antwort geben. Die Lieb' ist so über mich gekommen, wie der Frühling kommt — über Nacht. Ich hab's Dirndel wohl oft schon gesehen, aber niemals denkt, daß sie's just wär', die der liebe Gott für mich bestimmt hätt'. Auf einmal war's aber richtig. Ich hab' mich nit dagegen wahren können. Wo ich bin und geh', was ich thu' und treib', steht ihr Bild mir vor den Augen!"

„Und hast ihr nie gesagt, daß Du ihr so gut bist? Fürchtest Du, daß sie Dich etwa nit möcht' und ausschlägt?"

Vincenz senkte betrübt das Haupt.

„Geh' doch gleich hin und faß Dir Courage zu der Frag'," rief plötzlich Vefi's Stimme von oben. Der Ton war spitz und herb. „Den schönen und stattlichen Vincenz wird doch Keine ausschlagen. Die Crescenz gibt's Dir schwarz auf weiß, wenn Du's haben willst. Geh' also! Da hier die Blumen schenk' ich Dir zum Brautbuschen!"

Und zu den Füßen des erstaunten Burschen sank ein riesiger, halb verwelkter Blumenstrauß. Vefi's Fenster aber flog zu und die Glassplitter fielen in den Waschkorb der alten Crescenz.

„Sie hat Alles gehört!" rief Vincenz, der noch immer wie erstarrt emporblickte und mit einem Male leichenblaß geworden war.

„Na, was wär' dabei!" fragte ganz arglos die Alte.

Der Bursch murmelte in sich hinein, raffte hastig sein Arbeitszeug zusammen und ging mit einem kaum hörbaren „Behüt' Gott!" in sichtlicher Erregung davon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Nürnberger Trichter", eine in stenographischer Schrift von dem Vorstand und dem Schriftführer des Nürnberger Stenographenvereins (Fr. Monninger und Gg. Kretter) herausgegebene humoristische Zeitschrift bringt u. A. folgende Glosse:

Motto: Des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth zu genießen
Ist Tugend und Begriff,
Vernunft und Möglichkeit.

Wenn einer uns're Kunst versteht
Und dennoch schreibt kurrent
— Und wenn der Krebs mit Gravität
Sich Master Vorwärts nennt
— Wenn Eines Meisters Jünger kalt
Versagen sich die Hand —
Dann, lieber Freund, verspürst du bald
Des Lebens Unverstand.

Wenn dumme Frösche einst mit Müh'
Zum Herrn den Storch gewählt,
Der nun als hochgebornes Vieh
Nach Lust sie frißt und quält,
Der ihnen, so es ihm gefällt,
Befiehlt, sich selbst zu spießen,
— Dann gilt's den Unverstand der Welt
Mit Wehmuth zu genießen.

Wo Braunschweigs Adamiten kühn
Das Paradies erneu'n,
Und fromme Mucker in Berlin
Des Doktor Preuß sich freu'n,
— Wo einer Braut des Pastors Hand
Derb um die Ohren pfiff,
Da, Heil dir, frommes Vaterland,
Ist Tugend und Begriff.

Doch wenn auch Vieles sonderbar
Und ungeräumt uns scheint —
Hat auch der Kunstgenossen Schaar
Sich nicht sobald geeint,

— Haust in der dummen Frösche Hauf
Fürst Storch noch lange Zeit —
Es bleibet doch: Die Hoffnung auf
Vernunft und Möglichkeit.

* (Kunst oder Natur.) Unter der Pariser Damenwelt ist ein hitziger Streit entbrannt; wie Montecchi und Capuletti stehen sich die reaktionären und progressistischen Toiletten gegenüber. Die Reaktionären kämpfen gegen das Eindringen des schlechten Geschmackes und besonders gegen jede Nachahmung und Annäherung der skandalösen Eleganz der Parvenus und der Abenteurerinnen. Von Tag zu Tag wächst die Gruppe der reaktionären Damen; mit lauter Stimme verkünden sie ihre reformatorischen Ideen, die sich zunächst auf den Haarputz richten. Die Parole ist die Abschaffung des falschen Haares. Eine elegante Dame soll immer so aussehen, als habe sie sich selbst frisirt. Sobald man an ihrer Haartoilette die Hand eines professionsmäßigen Künstlers bemerkt, schwindet der Zauber; — also keine berühmten Friseure mehr! Am Tage werden die geflochtenen Haare einfach zusammengewunden und in ein Netz gesteckt, und weit entfernt, in pyramidaler Form sich emporzuthürmen, fallen sie in den Nacken hinunter à la Niobe; Abends genügt es, sich einen einfachen Kranz, eine Guirlande von Rosen, Lianen oder Epheu aufzusetzen, und von Vergoldung, allerhand Spielzeug und thörichtem Wesen, das sich mit einem falschen Chignon kombinirt, soll nicht mehr die Rede sein. Das falsche Haar soll wieder nur ein Detail, ein schüchterner Hilfsgenosse sein, nicht aber die Hauptpiece, um nicht zu sagen der einzige Schmuck des Kopfes. Einfachheit der Frisur ist jetzt das sichere Kriterium der Reaktion. Dies Alles sieht sehr vernünftig aus und läßt sich vielleicht eine Weile durchführen, aber es steht zu befürchten, daß man doch zuletzt wieder zu der den Männern so verhaßten Damenfrisur zurückkehren werde.

(Eisbär und Tanzbär.) In einer nordischen Residenz zirkulirt folgendes Bonmot: Auf einer Tanzpartie beschäftigte sich einer der Eingeladenen, ein junger Herr, Namens Bär, ausschließlich mit der Vertilgung von Fruchteis, ohne jemals seinen Pflichten als Tänzer zu genügen. Die Frau vom Hause bemerkte dies sehr mißfällig und wendete sich darum mit den Worten an den Sünder: „Erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie hier nicht als Eisbär, sondern als Tanzbär eingeladen sind.“

* (Ethymologie des Wortes „Napoleon“.) Man schreibt aus Paris: Die letzte Nummer der „Cloche“ ist konfiszirt und der Verfasser, Herr Uhlbach, vor den Untersuchungsrichter beschieden worden. Die inkriminirte Stelle ist folgende: „Ich erhalte den Prospektus eines ethymologischen Lexikons, welches von dem Unterrichtsminister selbst empfohlen wird. Ich suche die Ableitung der Namen, welche ich vor Allem liebe, und komme an den Namen Napoleon. Er ist gebildet aus dem griechischen nai, welches besagen will: gewiß, wahrhaft, und aus apoléo tödten, vernichten. Also Napoleon heißt: der wahrhafte Zerstörer. In Zukunft wird vielleicht einmal ein Napoleon, der nicht auf dem Throne sitzt, bei dem Justizminister seinerzeit um die Erlaubniß bitten, einen unangenehmen Namen zu ändern, der mit Henker gleichbedeutend ist.“

* Ein junger Mann schickte mehreren Freunden Einladungskarten mit den Worten: „Ich lade Euch zum jüngsten Gericht, morgen Abend neun Uhr.“ Einige der Karten-Empfänger erschracken, gingen aber doch hin und fanden — die ersten jungen Bohnen aus einem Treibhause.

* Diebe sind witzig in Wort und That oft. Kürzlich ließen sie an der bestohlenen Pfarrkirche zu Berchtholdsdorf bei Wien einen Zettel zurück, auf dem geschrieben stand, daß sie nur die Kirche „vom Staat“ getrennt hätten.

Lebensphilosophie.

Still waltet Bescheidenheit ferne von Glanz
Und äußerem prunkendem Schimmer;
Gern windet sie fremden Verdiensten den Kranz,
Und prahlet mit eigenen nimmer;
Sie lachet der Thorheit, doch spottet sie nicht,
Sie mahnet mit Huld, wenn der Irrende spricht,
Und achtet im ärmlichen Kleide
Den Bruder, als deckte ihn Seide.

Nicht: wer dein Vater war? sondern: was hast du Gutes gethan? wird man am Weltgericht dich fragen.

Dem, der sich weise dünkt, dem sag' auf's leiseste: „Wer sich zu weise dünkt, ist nicht der Weiseste.“

Auflösung des Räthsels in № 34:
Das Eis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Donnerstag, 25. März 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

„Da werd' nun wieder ein Menschenkind klug daraus!" grollte die Alte.

„Woraus willst klug werden?" fragte Wastel plötzlich.

Erschreckt fuhr Crescenz empor. Ihr war's, als müsse der Frager just aus der Erde gestiegen sein, so unerwartet kam ihr derselbe in dem Moment.

„Nix!" gab sie schnell gefaßt und barsch zur Antwort. „Der Vincenz war eben da und plauschte mit mir."

„So, geplauscht hat der? Ist sonst nit seine Art! Muß schon sagen, mit dem Buben bin ich wohl zufrieden. Ist still und treu, alleweil nüchtern und ehrlich, und arbeiten thut er richtig für Zwei — wie er sich verdungen hat!"

„Das will ich glauben. Aber Du kannst's nit verantworten, so was zu verlangen!".

„Hab' ich's verlangt? Bist schon wieder obenhinaus mit dem Maul! Angeboten hat er sich dazu und ich hab's angenommen, weil wir auf die Art einzig und allein in Richtigkeit kommen! Ueberdies ist mir Alles zu Glück ausgeschlagen, seitdem der Bub auf dem Kronenhof ist. Nur die Geschicht' mit dem Xaver geht noch immer nit, wie sie soll. Die Vefi ist bockbeiniger als jemals. Zwingen kann ich sie nit zur Eh', denn die ist im Stand' und sagt dem Herrn Pfarrer grad ins Gesicht hinein: ich mag nit; und läßt den Bräutigam am Altar stehen!"

„Könnt' schon kommen!" meinte die Alte in ihrem trockenen Tone.

„Na und weißt, ich hab's mit dem Alten von der Ruadsmühl' ganz richtig gemacht, schwarz auf weiß," fuhr der Kronenhofbauer unwirsch fort, indem er die Pfeife in Brand setzte. „Wann die Geschicht' bis auf Lichtmeß nit zu Stand' kommt um meine Schuld, dann muß ich ihm ein sakrisches Reugeld zahlen!"

„Wie hast auch nur so 'nen Traktat eingehen können. Du bist doch sonst so bedächtig! Wußtest Du nit, daß die Vefi 'nen Eisenkopf hat?"

„Freilich hat's den!" brummte der Alte. „Ist sie schon unten gewesen? Hm — da kommt sie grad! Schaut auch wieder aus wie sieben Meilen schlechter Weg. Was nur der sakrischen Dirn' jetzt alleweil im Kopf herumspukt. Wann's so dreinschaut, hab' ich nit die Courage, ein ernstes Wort mit ihr zu reden. Und ärgern will ich mich nit schon in aller Früh'! Behüt' Gott also bis Mittag!" Damit machte sich der Alte aus dem Staube.

„Na, ist der Vincenz wirklich zu seinem heimlichen Schatz gangen?" rief sie spöttisch der alten Magd entgegen. „Glück auf damit! Einen Korb wird sich der nit holen, der stattliche, schöne Bub. Hm, Du hast's grad nöthig, dem eitlen und stolzen Burschen so zu schmeicheln. Das kannst lieber bei Seit' lassen!"

„Ich red', wie ich mag und will und wie's recht und wahr ist! Ob Dir's passen thut oder nit — das kümmert mich wenig. Oho, so weit ist's doch noch nit kommen auf dem Kronenhof, daß man kein Wort mehr reden darf, als was die Herrschaft just so gnädig ist, zu erlauben. Damit kommst bei mir just an die Rechte!"

Die Vefi hatte für diesen Wortschwall der Erzürnten nur ein höhnisches Achselzucken und ging dann, ohne ein Wort zu erwiedern, im Garten auf und ab.

Die Alte brummte und knurrte während ihrer Arbeit in stiller Wuth fort. Oh, ich wüßt' schon, sagte sie unter Anderm in lautem Selbstgespräch, was der stolzen Dirn' noth thät', um ihr den Teufel auszutreiben. Harte Arbeit und hin und

wieder statt des Essens ein Gericht Prügel von fester Hand. Aber der Wastel ist zu schwach gegen sie und ließ sie alleweil wie 'ne Stadtdam' aufwachsen. Wüßt' doch nit, ob's der starken Dirn' schaden thät', sich einmal so abzurackern, wie wir's alle Tag' müssen. Das ist ja der Segen der Arbeit, daß einem dabei alle bösen Gedanken vergehen. All' die dummen Launen der Vefi kommen nur von ihrer Faulheit her. Meiner Seel', die Dirn' ist sonst gar nit so übel. Gescheidt ist sie wie eine und hübsch dazu. Aber der alte Adam muß erst herausgetrieben werden — der dumme Stolz, der Trotz, der Eigensinn! Wenn die über Nacht recht ins Elend käm' — du mein, was sollt' wohl werden mit ihr? Sie meint, es müßt' alleweil so fortgehen! Niemand ist seiner Zukunft gewiß und wenn einmal der alte Wastel —"

Ihre Selbstunterredung ward plötzlich durch die Frage Vefi's unterbrochen: „Weißt schon, daß ich dem Xaver rund heraus 'nen Korb gab?"

„So! Na, da wird der Vater 's Reugeld zahlen müssen!"

„Was kümmert's mich? Ist ja reich genug. Ich mag den Xaver nit und überhaupt kein Mannsbild!"

„Oho, willst 'ne alte Jungfer werden wie ich!"

Die Vefi schaute spöttisch zu ihr auf. Auf diese unerwartete Frage mochte sie wohl so rasch nichts zu entgegnen wissen.

„Schau, das ist immer 'ne elende Lüg'," fuhr die Alte fort, welche plötzlich ihr Lieblingsthema gefunden zu haben schien, „wann so'n junges Dirndel, wie Du eins bist, so was sagt! Bei mir hat's nun mal nit sein sollen. Das aber kann ich Dir sagen, mir druckt's oft 's Herz ab, wenn ich so 'ne glückliche Mutter mit ihren Kindern an mir vorübergehen seh' und mich dann so im Stillen fragen muß: ja wozu warst denn Du alleweil da?"

„Warum hat's denn bei Dir nit sein sollen, Crescenz?"

„Ah, das ist 'ne traurige Geschicht' und ich denk' selbst nit gern dran!"

„Geh', erzähl' mir's. Versprochen hast mir's schon seit Jahr und Tag, so oft wir davon gered't haben!"

„Schau, Du weißt, meine Eltern waren drüben in Schwaben daheim und hatten einen großen Hof, und ich ward erzogen wie Du und war justement so verwöhnt, so eigensinnig. Kein Bub war mir gut genug und die Körb', die ich damals ausgetheilt, hätten eine ganze Auslag' füllen können! Endlich aber gefiel mir Einer. Ein armer Jäger war's, von Würzburg daheim, der bei unserm Förster Forstgehilfe war. Den wollt' ich und weil ich — gleich Dir — gewohnt war, daß mein Vater mir in Allem zu Willen war, so dacht' ich, er müßt's auch darin sein; aber da setzte der Alte seinen Kopf auf und sagte ein festes Nein! Vergebens waren meine Bitten, meine Thränen. Da kam der leidige Krieg und mein Bub mußt' mit. O du mei', ich seh' ihn noch vor mir, wie er Abschied nahm. Jahr und Tag verging, ich blieb ihm treu. Wir schrieben uns nur wenig. Wozu auch? Ich wußt' ja, daß er mich gern hatt'. Vater und Mutter starben schnell nach einander. Ich bekam einen Vormund, der mich um Alles betrog und in nit gar zu langer Zeit war ich so arm wie 'ne Kirchenmaus. Aber die Lieb', die ich so treulich im Herzen trug, hielt mich aufrecht. Kannst glauben, daß es mir, der verwöhnten Dirn', hart ankam, Dienste zu nehmen. Aber Noth lehrt beten und arbeiten. Da kam mein Bub zurück. Er suchte mich auf im elterlichen Gehöft, denn ich hatt' mich noch nit getraut, ihm zu schreiben, was sich inzwischen begeben. Er erfuhr, wie's um die Crescenz stehe und — ging davon." Die Stimme versagte ihr und sie bedeckte die Augen mit ihren rothen Händen.

„Das war spottschlecht," meinte die Vefi, deren Ton wirkliche Theilnahme verrieth.

„Bald hernach," fuhr die Magd mit zitternder Stimme fort, „hat er 'ne Andre genommen. Er lebt noch; hat ein eigen Haus und 'ne gute Stelle — aber ist kinderlos."

„Das ist die gerechte Strafe!" meinte die Vefi.

„Na, ich hab's mit der Zeit verwunden."

„Na siehst, so ist halt alles Mannsvolk und da willst mir noch Vorwürf' machen, wenn ich nichts davon wissen will!"

„Wollt' man von einem alleweil auf alle schließen, ja, wie stünd's dann überhaupt in der Welt! Ich hab' mich getäuscht, aber zum Glück passirt's nit jeder, und wenn ich nit so verwöhnt, so dumm gewesen wär', hätt' ich's doch vielleicht merken können, daß mich der Franzl doch nur meiner Gulden willen lieb gehabt hat!"

Die Vefi hatte der Alten mit sichtlicher Aufmerksamkeit zugehört. Als Jene schwieg, richtete sie ihr feurig blitzendes Auge in die blaue Ferne hinaus. Man sah's ihr an, daß sie etwas bewegte, dem sie keinen Ausdruck geben konnte.

„Hat Dir der Vincenz nit gestanden, wer's Dirndel ist, das er gern hat?" fragte sie plötzlich.

„Ja, wie kommst denn auf den alleweil?"
„Na, ich mein' nur! Ist's etwa die Miadei?"
„Was Du Dir auch alles einbild'st!"
„Na, warum nit! Hübsch ist's Miadei. Gelt, Crescenz, sag', ist sie nit sehr hübsch?"
„Närrische Frag', bist denn eifersüchtig auf die arme Dirn'?"
„Ich eifersüchtig? Ich — auf die Miadei? Was Dir einfällt?"
„Ja, warum fragst denn so dalket? Soll ich mal den Vincenz ausholen," fuhr die Alte nicht ohne merklichen Hohn fort — „was der über die Schönheit der Miadei sich denkt?"
„Den Vincenz? Hm, warum denn just den?" fragte schnippisch die Dirne, ohne aufzublicken.
„Na vielleicht wär's doch am nöthigsten, grad ein Mannsbild darüber zu fragen!"
„Was geht mich Dein dummer Vincenz an? Immer kommst mit dem! Bist selbst auf Deinen alten Tag in ihn verschossen!" sprudelte die Dirne giftig hervor. „Was kümmert mich der stolze Bub! Ich weiß nit, warum Du immer den hervorholst! Laß mich ungeschoren mit Deinem Vincenz!" Und trotzig ging sie davon.
Wann das nit der giftigste Haß ist, kicherte die Alte vor sich hin, dann ist's justement die höchste Lieb'!

* * *

Ein Tag ist schnell dahin, wenn die Arbeit drängt. Die Stunden fliehen wie eilende Wolken und immer zu früh kommt die Nacht für den rüstigen Landmann. Das frühzeitige Aufstehen bedingt ein ebenso frühzeitiges Schlafengehen. Nach der Betglocke, die vom nächsten Dorf hell genug bei stillem Wetter herüberklang, war deßhalb auf dem Kronenhof nie viel Leben mehr.
Der Abend war für die Jahreszeit auffallend mild und sternenklar. Die Vesi, welche so gut wie gar nichts geschafft, begriff selten die Müdigkeit ihrer Umgebung. Bis zu später Stunde konnte sie am offenen Fenster sitzen und zu dem Mond aufstarren, oder zu dem blauen Gebirg im Osten. So auch an diesem Abend.
Horch, das ist 'ne Zither! rief sie, aus ihrem stillen Nachsinnen aufschreckend. Meiner Seel', das muß der Vincenz sein! — S' klingt da vom kleinen Stadel herüber, wo sein Schlafkammerl ist! Die Vesi stützte den Kopf in die Hand und lauschte dem Spiele. Warum er nur so 'ne traurige Weis' angestimmt hat, dachte sie. Immer trüber klang es aus den Saiten, immer wehmüthiger. Sie wußte nicht, wie es kam, aber auch in ihrer Seele zuckte es wie stilles, unendliches Weh, das sich in eben solchen Tönen hätte Luft machen mögen. Ihr war's, als begegne sie überall im dunklen Laub den feurigen Augen des Vincenz. Sie öffnete auch noch den zweiten Fensterflügel und lehnte sich tief hinab über das Blumenbrett, mit dessen welken Sträußen sie in der Frühe den armen Buben so verhöhnt hatte. Drückend fiel ihr das jetzt mit einem Male auf die Seele.
Sie wischte die Thränen aus den langen schwarzen Wimpern und warf trotzig den Kopf zurück. Was kümmert mich dem Buben sein Leid, die Miadei ist's, die er liebt! rief es laut durch Vesi's Brust. Unwillkürlich entfuhr ihr ein halblauter Ton der Wuth. Das Spiel verstummte mit einem Mißton. Die Dirne lehnte schamroth und athemlos am Fenster. Plötzlich knisterte das Gebüsch und auf den mondhellen Rasen trat Vincenz.
„Ah, Ihr seid's, Vesi!" sagte er zu ihr hinaufschauend. „Ja — ich!" stotterte die Dirne.
„Gefreut's Euch nit, daß ich spiel' — so will ich schon aufhören!"
„Na wegen meiner — ich hör' so nit drauf! S' war mir nur 'ne Mott' ins Aug' geflogen, darum schrie ich just auf!"
„Gute Nacht, Vesi!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* In Paris befindet man sich im neunzehnten Jahrhundert. In der Betragne aber sind viele Kantone noch im vollen Mittelalter. Folgendes Faktum zeugt dafür, und wenn es nicht aus durchaus glaubwürdiger Quelle mitgetheilt wäre, würde man es ohne Weiteres in die vergangenen Zeiten verlegen müssen. — Ein junger Bauernknecht kam dies Jahr auf die Liste der Konskriptionspflichtigen und mußte sein Loos ziehen. Da er sich aber mehr zu seinem Pfluge und den Ochsen, die vorgespannt werden, hingezogen fühlte, als zu der Gefahr, die ihm möglicher Weise von Hinterladern drohte, so verlangte er von dem Schäfer des Dorfes ein schlechtes Loos. Die schlechten Loose sind nämlich die niedrigsten. — Der allweise Schäfer fragt ihn: Wie viel seid ihr, die ihr zu ziehen habt? Einundneunzig. — Nun gut, vierzig davon werden genommen, also bist du zufrieden, wenn du Nr. 61 ziehst? — Ja gewiß! — Gut, die soll dir werden. Um aber 61 zu ziehen, mußt du dich vielen Bedingungen unterwerfen. Erstens mußt du 61 Mal mit der linken Hand das Kreuz schlagen.

— Gut, das soll geschehen. — — Darauf 61 Stück Gewürznelken in 61 Gläsern Wasser in 61 Stunden trinken. — Unangenehm ist es, aber ich mach' es. — Dann mußt du mir 61 Franken geben. — Das ist schwer, aber ich werde sie mir zusammen borgen. — Dann mußt du dir die Nummer 61 im Rücken deiner Jacke einnähen, aber von der innern Seite. — Das ist nicht schlimm, meine Mutter kann das machen. — Nachdem er all diese Bedingungen redlich erfüllt, geht unser junger Bauernbursche im Triumphgefühl zur Verloosung und greift zufällig die Nummer 19. Erstaunen und Verzweiflung! Er fährt sich verwirrt durch's Haar, guckt seine Zahl an, aber diese bleibt vollständig ungerührt Nr. 19. — Jetzt zum Zauberer: alter Schurke, du wirst mir sofort meine 61 Franken wieder geben. — Aber die Zauberer geben Orakel, aber niemals empfangenes Geld wieder. — Ich habe Nummer 19 gezogen und muß dienen. — Dann hast du nicht alle meine Bedingungen erfüllt! — Ich habe Nichts vergessen, habe 61mal mich mit der linken Hand bekreuzt, einundsechzig Gewürznelken binnen 61 Stunden verschluckt, die 61 Franken gegeben, meine Mutter hat mir Nr. 61 in die Jacke genäht, sie ist noch drin. — Nun, laß mal sehen! — Er zieht die Jacke aus; die Alte hatte, weil die Nummer 61 innen eingenäht werden sollte, die Jacke umgekehrt, aber den Kragen nach unten; jetzt, wo der Schäfer sie mit dem Kragen nach oben besah, war es eine wohlkonditionirte 19. — Der unglückliche Bauernjunge bat den Zauberer um Verzeihung, aber für Geld und gute Worte um ein Schutzmittel gegen Kugeln.

* Ein Grieche und ein Italiener stritten sich um den Vorzug ihrer Nationen. Der Grieche, welcher den Italiener auf einmal schlagen wollte, sagte hitzig: „Griechenland ist der Boden, aus dem alle Gelehrte hervorgegangen sind!" „Das ist wahr," entgegnete der Italiener, „darum findet man auch keine mehr dort."

* Zu einem sehr schlicht gekleideten Kaufmann, dessen Frau großen Aufwand mit ihrer Garderobe machte, sagte Jemand: „Ihr Anzug sticht doch gar zu sehr gegen den Ihrer Gemahlin ab!" — „Ja, lieber Freund," lautete die Antwort, „das ist Repräsentation des Hauses; meine Frau kleidet sich nach dem Journal und ich nach dem Hauptbuche."

* Schwierige Arbeit. „So oft man doch zu dem Baron Nignuzei kommt, sagt er, er habe zu thun. Was hat denn der eigentlich für Geschäfte?" „Wissen Sie, der will zum Militär und hat das Maß noch nicht, da muß er jetzt recht wachsen; sonst hat er gerade nichts zu thun."

* A. wurde von B. verklagt, weil er ihn eines Diebstahls beschuldigt habe. Vor dem Richter sagte A.: „Ich habe Herrn B. keinen Dieb genannt, sondern nur behauptet, daß ich meine Geldbörse gewiß wieder gefunden hätte, wenn mir Herr B. sie nicht hätte suchen helfen."

* „Wer ist Dein Vater, lieber Kleiner?" — „Mein Onkel." — „Wie so, Dein Vater ist Dein Onkel?" — „Nun ja, erst war er mein Vater, dann heirathete er meiner verstorbenen Mutter Schwester und ward mein Onkel."

* „Um's Himmelswillen!" rief eine trauernde Frau dem Todtengräber zu, „begraben Sie diesen Todten nicht neben meinen Mann!" — „Warum nicht?" rief der Leichenbestatter. — „Weil er an den Pocken gestorben ist, und mein Mann hat sie noch nicht gehabt!"

* „Meinen Kopf zum Pfande, wenn es nicht wahr ist!" rief ein Schauspieler in einem Streite. — „Das glaube ich," entgegnete der Direktor, „da verlieren Sie nicht viel!"

Räthsel.

Beklagenswerth, wo in die ersten Zwei
Ein Volk in unsern Zeiten noch gespalten!
Nicht kann sich da die Dritte frei entfalten,
Denn allerwegen lauert Tyrannei.

Daß solch ein Volk wohl zu bejammern sei,
Du glaubst's gewiß; doch siehe, die Gewalten
Des unglücksel'gen ersten Paares halten
Auch uns umklammert, scheinen gleich wir frei!

Noch hat die freie Dritte nicht die Massen
Mit ihrem Flammenhauche so durchdrungen,
Daß Alle gleich das schlimme Ganze hassen;

Noch tritt dasselbe jeden Tag in krassen
Beispielen uns entgegen unbezwungen. —
Und wird es je sich ganz bezwingen lassen?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Samstag, 27. März 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

„Vincenz!" rief Vefi.

„Was soll's?"

„Wollt Ihr mir 'ne Frag' beantworten!"

„Warum nit? Was wollt Ihr wissen?"

Eine Pause trat ein. Die Vefi hatte die Hände fest auf die Brust gepreßt, ihr war's, als müsse jeden Augenblick darin etwas springen. Sag' mir mal, Vincenz, wie heißt's Dirndel, dem Du insgeheim gut bist?" keuchte sie endlich hervor.

„Das kann ich Dir nit sagen, Vefi!"

„Geh', sag' mir wenigstens, in welchem Monat hat's ihren Namenstag, daß ich heimlich bei mir ausrathen kann!"

„Was liegt Dir dran?"

„Ich möcht's nun einmal gern wissen," bat sie ganz weich.

Jetzt war das Verstummen an den Vincenz gekommen. Eine schnelle Gluth flog über sein Gesicht.

„Na sag's," rief sie noch einmal hinunter.

„Im Jänner ist er!" entgegnete er rasch.

„Im Jänner!" wiederholte sie sinnend.

„Grüß' Gott!" rief's von unten herauf. Der Ton war so eigen, daß es ihr durch die Seele zuckte. Als sie hinabsah, war der Bub verschwunden.

Im Jänner! murmelte sie. Der Kalender lag dicht neben ihr auf dem Wäschkasten. Mit zitternder Hand schlug sie das Büchlein auf. O du mei'! rief sie, als packte sie plötzlich ein heftiger Schreck. Am dritten Jänner ist ja Genovefa! An meinen eigenen Tag hab' ich nit denkt! Wie mir's Herz schlägt; ich bin sein Schatz! Ich! — Wie Blei ist's mir in den Füßen und vor den Augen flimmert's mir, wie's Sonnenlicht durch die bunten Kirchenfenster! Aber nein, das kann ja nit sein; das ist ja nit möglich! Wie kam mir das nur ein? Nein, ich muß schauen, welche Namenstag' der Jänner sonst noch bringt. Agnes und Martina. Wer hat nur solche Namen hier herum? Die haben wir ja gar nit! Pfarrers Köchin — richtig, die heißt Martina, aber die ist schon in den Fünfzig! O du mei', wenn ich's nur herausbringen könnt', was das für 'ne Vefi ist! Derer mag's doch mehrere geben. Die Miadei ist's also auf keinen Fall. Die ist's nit, die hat er nit gern! Ich weiß nit, warum mich das just so ganz absonderlich gefreut! Aber 'ne Vefi! Halt, auf der Ruadsmühl' ist 'ne Magd, die so heißt. Na, die kann's aber nit sein, die hat Pockennarben. So Eine nimmt sich der Vincenz nit. Ja, wo ist sonst 'ne Vefi? Mir brennt der Kopf wie Feuer und alle meine Gedanken fliegen so wirr durcheinander, daß ich mich gar nicht besinnen kann. Ich weiß meiner Seel' keine Vefi mehr. O du mei', wie mir's Herz klopft! Sollt's doch sein! Ja, wie ist mir denn? O, könnt' ich ihm nur für 'ne kleine Minute ins Herz sehen, daß ich wüßt', was für 'ne Vefi da drin steckt! Oder hat er mich am End' nur schnell damit ablisten wollen? Nein, wider Willen ist's ihm so herausgekommen, das hab' ich an seinem Grüß' Gott! gemerkt. O du mei', ich glaub's noch immer zu hören und wie er mich angeschaut hat. Mir war's, als fielen Blitze in mein Herz hinein. Sollt' ich's wirklich sein, die er gern hat? Aber er war doch immer so kalt und hat niemals nach mir gefragt. Hm — freilich, der arme Einödbauer hat doch Respekt gehabt vor der reichsten Erbin im Oberland. Hat sich denkt, die weist dich gleich ab und da bist so gescheidt und läßt's dir nit merken. Und jetzt, da er sich hat verdingen müssen, schon erst recht. Ja, so wird's sein. Ach, wüßt' ich's nur gewiß! O, ich wollt's ihm heimzahlen, was ich heimlich um

den stolzen, übermüthigen Buben mich gegiftet hab'. Wüßt' ich's nur: ausspotten würde ich ihn vor allen Leuten. Nein, Vesi — das thät'st doch nit. Warum wollt'st ihn verspotten? Rechtlich und schmuck ist er doch, wie keiner im ganzen Oberland, und tüchtig und brav dazu, das sagt sogar der Vater und der läßt sonst so leicht Keinem ein Lob zukommen. Wüßt' ich's doch nur!

So saß die Vesi in halblautem Selbstgespräch noch bis zu später Stunde am Fenster, und der Mond, der über dem Gebirge stand, warf sein Silberlicht über ihr schönes, sinnendes Gesicht — und zu gleicher Zeit auch noch über ein anderes, das bleich und schmerzlich zu ihm auffah durch die Eisenstäbe seines Kammerfensters, hinter dem das Strohbett des Vincenz stand!

V.

Es gibt oft Tage, ja Stunden selbst, die mehr auf uns einwirken durch die Ereignisse, die sie bringen, durch die Sinnesänderung, die sie bewirken, als viele Jahre. Auch in Vesi's Seele war in jener Nacht ein solcher Blitzstrahl gefallen. Daß sie die Vesi sei, die der Vincenz als seinen heimlichen Schatz bezeichnete, unterlag bei ihr nun keinem Zweifel mehr! Ihr alter Stolz, ihr Trotz schien oft etwas dagegen einzuwenden, obschon sie sich's nicht verhehlen konnte, daß sie dem Vincenz schon lange gut sei.

Wie ganz anders klang jetzt das: grüß' Gott! womit sie der alten Crescenz am andern Morgen entgegentrat.

„Du, Crescenz," sagte sie mit einer Zutraulichkeit, welche die Alte staunen machte, „ich weiß jetzt, wer dem Vincenz sein Schatz ist!"

„So, hat er's Dir gesagt?"

„Hm, ich hab's errathen!"

„Na, so sprich, wer ist's?"

„Na, so horch'. Dem Vincenz sein Schatz hat seinen Namenstag im Jänner!"

„Ja, da bin ich so klug wie im Voraus."

„Im Jänner haben wir Agnes, Martina und Genovefa!"

„Na, und —?"

„Na, Vesi ist's! Ich bin's!"

Ein lautes Auflachen der Alten folgte.

„Was lachst denn?" fragte die Dirne, welcher der Zorn das Gesicht bereits dunkelroth färbte.

„Na, Vesi, nimm mir's nit übel, aber wenn mir's Leben kostet hätt', ich müßt' lachen! Du — dem Vincenz sein Schatz? Nein, das ist zu gespassig. Du hast's just nit so getrieben, daß der Dir gut sein könnt'. Geh' doch, er hat sein Spaß mit Dir 'trieben!"

„Nein, Crescenz, bei allen Heiligen nit. Mir wurd's gleich siedigheiß. So scherzt kein Bub!"

„Aber bei allen lieben Heiligen, Dirndel, was soll nur draus werden?"

„Das weiß ich nit!"

„Ja, ich auch nit. Der Vincenz ist — na, Du weißt, wie ich über ihn denk'. Aber — na sag' mal geschwind, Vesi, bist Du ihm denn auch wirklich gut? Gemerkt hab' ich's heimlich schon lang!"

„Du hast's gemerkt? O du mei'!"

„Was hast gemerkt? Nix hast gemerkt!" rief plötzlich die rauhe Stimme des alten Wastel dazwischen. Mit lautem Schrei fuhren die Beiden auseinander. „Schöne Geschichten sind mir das! Die Kronenhof-Vesi und so'n Knecht von Habenix! Also darum willst den Xaver nit? Oho, nun will ich Dir anders kommen! Da müssen wir denn doch gleich rein Haus machen. Schau, da kommt der Bub just recht aus dem Stadel daher. Heda, Vincenz, auf 'n Wort!"

Er grub seinen Stock in die Erde und lehnte sich mit dem Rücken an denselben an. Seine grauen Augen blitzten und seine schmalen Lippen zuckten vor innerem Grimm.

Die Vesi lehnte todtenbleich, keines Wortes mächtig, an der Gallerie.

„Nun bricht's Gewitter los!" murmelte die alte Magd.

Arglos näherte sich der Vincenz seinem Herrn. Als er der Vesi ansichtig wurde, überflog Purpurroth seine braunen Wangen.

„Komm' daher, Vincenz," rief er barsch dem Knecht entgegen — „daher und sieh mir Aug' in Aug'! Ist's wahr, hast heimlich eine Liebelei mit der Dirn' da?"

„Vater, ich bitt' Dich," rief die Vesi dazwischen.

„Still Du; mit Dir hernach! Erst red' der da! Gib Antwort, Vincenz; wie ist's?"

„Eine Liebelei hab' ich niemals gehabt, Wastel, und möcht's auch nit, weil —"

„Nix von Ausflücht'. Also ich meine: hast's gewagt, Deine Augen auf meine Tochter zu werfen und ihr zu sagen, daß sie Dein Schatz sei!"

Der Vincenz hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Seine Brust wogte in furchtbarstem Kampf. Endlich erhob er das dunkle Auge zur Vesi, als wollt' er fragen, welche Antwort er geben sollte.

„Gib Antwort!" knirschte der Bauer, dessen Wuth dieses Schweigen noch zu steigern schien.

„Vater, ich will nit," stotterte die Vesi, des Alten Arm ergreifend. Wüthend schleuderte dieser die Tochter zurück, welche fassungslos sich an die

alte Crescenz drängte. Vergebens harrte Vincenz auf einen Blick, der für ihn hätte bestimmend sein können.

„Ich will der Vater nit sein von einer Dirn', die sich also vergessen kann," schrie er das Mädchen an. „Meinen Fluch hast, wenn Du ein Wort dem Burschen da zu lieb red'st. Du aber gib Antwort, Vincenz! Laß Dein Weinen, Crescenz! Ein Kreuzdonnerwetter auf alles Weibsvolk unterm Himmel! Die Vesi ist dem Xaver von der Ruadsmühl' angelobt, dabei bleibt's! So will ich's. Ich will Euch schon rucken und Dich zumeist, Du störrischer Bub. Zum letzten Male sag' offen, wie steht's mit Euch, was ist an der Sach'! Vom Hof jag' ich die Dirn'!"

Noch immer kein Blick von der Vesi. Als aber der Vater von dem Fluche sprach, brach das Mädchen mit lautem Aufschrei zusammen.

„Wastel, wie könnt' ich's wagen, mich so kühn zu versteigen!" begann Vincenz endlich mit kaum vernehmbarer Stimme, „ich, der arme Lohnknecht, der verschuldete Frohner, der nix sein eigen nennt, als seine gesunden Glieder — und die reiche, die stolze Kronenhoftochter. Wie möcht' ich so was denken! Wann ich auch die Vesi lieber hätt' wie mein Leben, wie dürft' ich's nur aussprechen. Würd' sie mich nit ausspotten und von sich stoßen? Würdest Du's nit, Vesi?"

„Wenn sie's nit thut, so jagt' ich sie Dir nach. Wie 'ne Betteldirn' jagt' ich sie mit der Hetzpeitsch' vom Hof! Und mein Fluch folgte ihr für alle Zeit."

— „Vesi!" — Es war ein Aufschrei aus den innersten Tiefen einer verzweifelnden Menschenbrust. Der Vincenz wußte vielleicht selbst nimmer, was er mit diesem einen Tone Alles gesagt hatte.

Des Vaters Fluch! murmelte die Dirne, ohnmächtig zusammenbrechend.

„Na, was soll's Geschrei? Bring' die Vesi ins Haus," herrschte der Bauer der Magd zu. „Mit Dir mach' ich hernach kurzen Prozeß. Mit Dir bin ich auch bald fertig. Will weiter nimmer fragen. Ich hab' mit eigenen Ohren gehört, wie die Dirn' da voll Freud' und Triumph der Crescenz erzählt hat, daß sie Dein Schatz sei. Ihr paßt nun mal nit zusammen. Du hast's ja eben selbst gesagt. Fort mußt Du und das gleich! Deine Schuld erlass' ich Dir — aber nimmer kommst mir wieder auf's Gehöft, verstanden!"

„Und so — so wollt Ihr mich davonjagen?"
Die drohende Miene schreckte den Feigling.

„Nimm's nit so," sagte er viel ruhiger. „Schau, ich hab' der Vesi den Xaver ausgesucht. Einen armen Bub will ich nit auf den Kronenhof einsetzen. Also schlag' Dir's aus'm Sinn. Drüben hab' ich Bekannte genug und will Dir 'ne gute Stell' verschaffen. Ueble Nachred' sollst von mir gewiß nit haben. Bist der Dirn' erst aus den Augen, so will ich's schon mit ihr ausmachen, wie ich's mit ihr vorhab'!"

„Fürchtet darum nit! Die Vesi hat sich mit der Crescenz und Euch ein Gespaß gemacht, wann's gesagt, sie sei mein Schatz," sagte Vincenz, tiefsinnig zu Boden starrend. „Wann's mich lieb hätt' und ich wüßt's — schaut, Wastel, daß ich nun grad herausred', wann ich's wüßt', da sollt's und würd's mein eigen!"

„Hoho, kommt jetzt der Dieb aus'm Versteck! Vorhin pfiff der Vogel ganz anders! Doch genug. Aus ist's und muß sein! Pack' Dein Sach und dann geh, wann Du magst, die Schuld ist geschenkt. Gib Dir keine Müh' wegen der Vesi, ich lass' sie heut' nimmer aus und in der Nacht — meine Flinten sind geladen!"

„Wer gibt Euch ein Recht, so mit mir zu reden? Bin ich ein Gauner, ein Straßenräuber, daß Ihr — Doch genug. Ihr seid mir zu wenig, als daß ich mit Euch noch hadern will über die dumme Drohung! Ich geh' schon — das ist Euch genug. Warum ich geh', ist meine Sach'!"

Damit schritt er stolz an dem Alten vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus dem Wiener Leben.) Wien ist reich an kleinen gemüthlichen Vereinen. Da sind z. B. die *Waldsasser*. Jedes Mitglied muß an einem Vereinsabende 1 Seidel Waldsasser Bier trinken. Da ist der *Taschenseitl-Verein*. Jedes Glied trägt einen Taschenseitl als Erkennungszeichen und muß, wenn es sich verredet, einen Kreuzer Strafe zahlen. Das Erträgniß wird vertrunken. Da sind die *Gschamigen* (Schamhaften) beim Stiefel im Lerchenfelde. Wer am meisten trinkt, ist der gschamigste. Die *Reinbrüderl* mit ähnlicher Tendenz bei der damischen Pitschen. Der *Mischverein*, lauter Kartenspieler. Jedes Mitglied wird „Misch" genannt. Die *Gablitzer Bauern*, jedes Glied muß in Bauerntracht erscheinen, ebenso die Damen. Der *wilde Gesang* mit einem kleinen Vereinsorchester. Die *Schundia*, in welcher Niemand

Digitized by Google

etwas zu reden hat als der Vorstand. Der Gibs-Verein (von Geben) beim neuen Blumenstock. Beim Einstand sind so viel Krügl Bier zum Besten zu geben, als der Verein Mitglieder zählt. Jeder, der ein Nagel Bier stehen läßt, hat Strafe zu entrichten. Der Champagner-Verein, klein aber niedlich. Aus den Strafen z. B. für Schneuzen, Nießen oder Hinausgehen wird der Champagnerfond gebildet, welcher erst am Schlusse der Versammlungen angegriffen werden darf. Da sind die Katzenköpfe, eine Art Ritterbund mit Kostüm, Insignien, Zeremonien. Dazu der Haarbeutelverein, die Biedermänner (Verein von Beamten der Südbahn), die Zerstreuten, dann der Verein der Vereinslosen, in welchem nur solche aufgenommen werden, die keinem Vereine sonst angehören. Es gilt also auch hier das Wort: „Es gibt nur Eine Kaiserstadt, es gibt nur Ein Wien."

* Ein übermüthiger junger Ausländer forderte in einem Kaffeehause zu München die Anwesenden auf, mit ihm Billard, die Partie um einen Dukaten, zu spielen. Niemand wollte entriren. „Nun denn," rief der Fremde, „wer spielt die Partie um eine Ohrfeige?" — „Do bin i do," erwiederte der anwesende launige Hofmusikus Pranger, trat zum Billard und ergriff ein Queue. Bevor aber noch die Partie begann, sprach Pranger sehr höflich: „Mai lieber Herr! 's is in Boarn Modi, daß man z'erst (zuerst) setzt, vor ma z'spielen anfängt," — und hiermit verabreichte er dem Fremden eine derbe Ohrfeige; bevor aber dieser wieder zur Besinnung kam, war der flinke Pranger längst aus der Thüre.

* Ein Steinmetze errichtete einen Grabstein mit der Aufschrift des Alters des Verstorbenen: 89. Indeß fanden die Freunde des Entschlafenen, daß derselbe ein Jahr älter gewesen sei und baten den Steinmetz, der biographischen Wahrheit gemäß, noch ein Jahr hinzuzufügen. Er that es gern und buchstäblich und der Grabstein gab die Jahre des Verstorbenen nun auf 891 an.

* Jopp: Was glauben Sie, daß Grant gegen Europa für eine Politik einschlagen wird: eine friedliche oder eine kriegerische?

Fopp: Ich weiß nicht, war er von Haus aus Weißgerber oder Rothgerber?

* Peter: Ah, Sie lesen die Zeitung? Was gibt es denn Neues in der Politik?

Seppel: Das Politische lese ich nie, davon wird mir der Kopf so dumm, ich lese blos die Heiraths-Anträge und sonstige Unglücksfälle.

* In der Armee eines Großstaates dienen 14,000 Offiziersbursche; im 30jährigen Kriege marschirte ein General mit 5000 Mann zehn Jahre lang hin und her und galt für eine Macht, mit der man rechnen müsse; heute braucht man 14,000 Mann zum Stiefelputzen und Kleiderausklopfen.

* In Bremen ist das größte Weltwunder unseres Jahrzehnts zu sehen, nämlich ein Ueberschuß von 57,000 Thl. in der Staatskasse.

* Ein Gefangenwärter zählte seine geschlossene Kompagnie zusammen. Jemand, der das mit ansah, erklärte dieses für eine Kettenrechnung.

* (Aus dem juristischen Examen.) „Welche polizeilichen Mittel hat man, dem Verbrechen der Schriftfälschung zu steuern?" — „Man lehre die Schuljugend nicht schreiben."

Lebensphilosophie.

Komplimente sind häufig angenehme Lügen, woraus man Netze strickt, um Getäuschte ins Garn zu ziehen. Es sind böhmische Steine, die man für echte Steine anzubringen sucht.

Harmonie ist die Quelle, Hochachtung das Band der Freundschaft.

Räthsel.

Es schwinget sich, oft stolz, oft nur bescheiden,
Die Kreatur mit meinen ersten Beiden
Zu Höhen auf, zur Tiefe nieder;
Sie tödten, sie beleben wieder;
Durch sie theilt sich das Maß der Zeit,
Sie fröhnen auch der Eitelkeit.
Der Uebel erstes ist das Dritte! —
So klagt der Menschheit fromme Bitte. —
Das Ganze, nicht zum Ernst gemacht,
Wird von den Bessern nur belacht.

Auflösung des Räthsels in № 36: Kastengeist.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Donnerstag, 1. April 1869.

Passionsgeschichte der Freiheit.

(Didaskalia.)

Palmsonntag.

Auf Nacht der Knechtschaft folgte Morgenroth,
Man schwang die Palmenzweige statt der Knuten,
Verschwunden schien der Geistesdruck, die Noth;
Die Ketten schmolzen in der Freiheit Gluthen;
Man trat die Pergamente in den Koth,
Auf denen der Bedrückten Flüche ruhten,
Und von Begeist'rungsflammenschein umloh't
Schien froh das Leben Alle anzumuthen.

So war der neunundachtz'ger Palmentag,
Von dreißig, und von achtundvierzig der:
Hossiannah' Dem, der uns erretten mag,
So singt das Volk um seiner Helden her.

Charfreitag.

Und Abend wird's, gewitterschwüle Nacht,
Am Horizonte zucken fahle Blitze;
Der Vorhang reißt, indem der Donner kracht,
Dämonen dringen schnaubend durch die Ritze
Die Sklavengeißel wüthet neu mit Macht,
Und: „Kreuzigt Den an der Empörer Spitze!"
So heult es wild: verspottet und verlacht
Greift man ihn auf, daß er sein Blut verspritzte.

Man trieb auf's Blutgerüst, vor Flintenmäuler
Und in der Kerker Nacht in jenen Tagen
Der Reaktion den „Wühler". — Und der Heuler: —
Er hat die Freiheit an das Kreuz geschlagen!

Ostern.

Ist sie nun todt, die Freiheit immerdar?
Ist ganz dahin das Leben ihrer Streiter?
O nein! Auch wenn sie schlummert manches Jahr:
Die Freiheit glühet in der Asche weiter.
Und wie die Sonne mächtig, hehr und klar
Steigt sie empor trotz Waffen, Roß und Reiter,
Vorüber zieht die Wolke der Gefahr,
Die Erde lacht, der Himmel blauet heiter.

Wir wallen zu des Freiheitskämpfers Grab;
Da spricht sein Geist zu uns: Seid ohne Sorgen!
So wahr auf Nacht es stets ein Frühroth gab,
So harrt der Freiheit auch ein Ostermorgen!

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

VI.

Eine Stunde später schritt Vincenz mit einem leichten Bündel aus dem Kronenhof thalabwärts. Sein Blick haftete am Boden, sein Antlitz war bleich und verstört. Ein vorspringender Berg gewährte noch einmal den Ueberblick des ganzen Gehöftes, das er verlassen. Düster und unheimlich schaute das hohe Haus über die niederen Ahornbüsche hinaus. Ringsum keine Menschenseele, nur hoch oben in der kühlen Luft zog kreischend ein Raubvogel seine Kreise. Vincenz ließ sich auf einen moosbedeckten Stein nieder und starrte trüb in das Gefilde hinaus.

Meine eigene Schuld ist's, murmelte er vor sich hin, daß es so 'kommen ist! Warum mußt' mir's Herz auch über die Lippen springen! Aber dennoch — dennoch! So lang ich's in mir trug, das Geheimniß, konnt's mich nit mehr quälen als jetzt. O, Vefi, — Vefi, wann du nur ein Wort, ein einziges gesagt hätt'st! Da wär' mir's leicht gewesen zu scheiden. So geh' ich in dem schrecklichsten Zweifel. O du mei', wie konnte ich auch jemals hoffen, daß sie dem armen Einödbauer sich in Lieb' hätt' zuwenden können. Und was nun, wohin? Wenn mich mein Vater selig so sehen könnte. Wie ein Vagabund steht sein Sohn dahier auf der Landstraße, hinausgejagt ist er worden wie ein Hund, dem man kein Obdach mehr geben mag. Wenn's nit der Vater wär' von ihr — ich wüßt' nit, was ich thät'. Hinaus in die weite Welt, fort nur von hier. Vergessen

will ich Alles wie ein Traum; ausreißen will ich ihr Bild aus dem Herzen da. Ja, wenn's Herz dabei nur nit mit muß. Armer Vincenz, wie stolz war dein Hoffen, wie hoch stand dein Sinn! Vorbei — vorüber; fort, fort — 's ist ja nit anders!

„Vincenz, Vincenz!" rief es dicht hinter ihm.

Er sprang empor — vor ihm stand die Vesi, bleich, mit flatternden Haaren, athemlos.

„Um Jesu Maria willen, was ist, Vesi!"

„Du sollst nit so gehen, Vincenz," sagte sie, hastig das Haar zurückstreichend — „und wann's meine letzte Stund' wär'! Du sollst wissen, wie's mit mir steht und was ich von Dir halt'. Ich schäm' mich selbst, daß ich vor dem wüthigen Vater 's nit frei heraussagen konnt', was ja doch so wahr ist, als ich leb' —"

„Vesi, was meinst damit?" rief er, mit gefalteten Händen zu ihr aufstarrend.

„Daß ich Dich gern hab', Vincenz, und nit lassen kann und nit lassen will von Dir!"

„Vesi! O du mein Gott, ist's denn wirklich so?"

„Ja, Vincenz, es ist so! Ich glaub', es war schon lange so, aber ich hab' mich selbst nit auskannt und nie gewußt, daß es Lieb' war, was mich immer zu Dir zog. Nun aber weiß ich's und schäm' mich meines Stolzes und Trotzes. Du wirst darum nit kleiner von mir denken. Mir hätt's das Herz abgedruckt, wenn ich Dir das nit gesagt hätt'."

Sie streckte ihm ihre Hände entgegen, während das erröthende Gesicht sich zu Boden senkte.

„Vesi! O heilige Jungfrau, ich kenn' mich nit aus vor Freud'! Du hast mich gern! Vesi, nun ist Alles gut. Schau, das eine Wort hat mich stark und muthig gemacht. Nun ist's nichts mit dem Abschied für alle Zeit — nun mußt mein sein. In Jahr und Tag tret' ich hin vor den Alten und sollst staunen wie. Glaub's, er sägt dann nit mehr nein. Keine Ruh' und keine Rast will ich haben, bis daß ich's zu was gebracht. Der Himmel wird uns schon beistehen. Nun kommt mir mit eins alle fröhliche Hoffnung wieder und der alte Lebensmuth läßt mich getrost in die Zukunft blicken."

„Glaubst, daß der Vater sein Ja sagt?"

„Er muß — er wird, Vesi! Aber aushalten mußt halt schon so lang!"

„Kannst schon drauf bauen, Vincenz! Was auch der Vater anstellen mag, ich will keinen Andern wie Dich. Aber was willst denn beginnen, sag'?"

„Dahier bleiben darf ich nit lang," entgegnete der Bursch nachdenklich. „Ich hab' dem Wastel 's Wort geben, bis morgen um diese Zeit jenseits der Berge zu sein. Aber sei guten Muthes, mein Dirndel!"

„Vesi, Vesi!" rief es plötzlich im Gebüsch.

Die alte Crescenz war's, die schon von Weitem winkte.

„Der Vater ist uns auf der Spur, gib Acht, Vesi, aber laß ihn nur ankommen, alleweil will ich schon anders zu ihm reden als vordem!"

„Der rothe Nuap ist bei ihm," entgegnete die Dirne, „und da konnt' ich schon wagen davon zu gehen — ach, ich hätt's auch ohne das gethan, denn 's Herz wär' mir gebrochen!"

Jetzt kam die Alte vollends heran.

„Rasch nach Haus," keuchte sie. „Ein Mordskrakeel ist in der untern Stube. Der Wastel hat dem Nuap gedroht, ihn niederzuschießen wie 'nen Dieb. Mach', daß Du heimkommst!"

„Geh, ich bitt' Dich auch," drängte Vincenz. „Du sollst schon von mir hören."

„Behüt' Dich Gott, mein Bub!"

„Behüt' Gott, Vesi! Bis an mein Lebensend' will ich Dir diese Stund' nit vergessen!"

„Berg und Thal kommen nit zusammen, wohl aber der Menschen Kinder," sagte die alte Crescenz, welche mit sichtlichem Wohlgefallen gemerkt hatte, daß endlich die starre Eisrinde aufgethaut sei, die bislang das stolze Herz der Vesi umschloß — „schwer wird's halten, sehr schwer, aber der liebe Gott wird ja doch ein Einsehen haben!"

„Behüt' Gott, Vincenz!" flüsterte Vesi nochmals. „Mag nun kommen, was will, ich bin auf Alles gefaßt!"

„Behüt' Gott, mein Schatz!"

Sie drückten sich die Hand und schauten sich tief in's Auge.

Auf's Neue drängte die Alte zum Scheiden.

Endlich riß sich die Vesi los... Crescenz bat den Vincenz inständigst, zurückzubleiben. — So stand er denn auf der Höhe und schaute den Beiden nach, mit dem Hut winkend, bis sie hinter den Bäumen verschwanden.

Bald hernach klang es vor- und rückwärts aus den Thälern und an die Bergwände hinan und über den blauen See und bis hinauf zu den schneeigen Gipfeln: Hoiho, ohioho, hohiohio!

Und der so sang, das war der Vincenz — der alte frühere Vincenz, der lustigste Bub im Oberland.

Ja, der Vincenz von ehedem! So kam er an der Klamm vorüber.

Da stand er lange und schaute den steilen Weg hinab. Dort war es ja, wo er sein Dirndel gefunden. Das überglücklichste Herz leuchtete aus seinen dunklen Augen.

Hinauf den Berg und wieder hinab und aus voller Brust das heiterste Lied! Es mußte ausströmen, was in ihm überwog vor lauter Seligkeit und Glück.

Wie so ganz anders klang jetzt das Lied aus seinem Munde, was einst der Gambs-Urberl in jener Nacht sang, als sie von der Kirchweihe kamen:

„Is am Himmel koa Stern,
Daß i 'n schauget so gern,
Als a Dirndel am Land,
Als die oa, die i moa!"

Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er plötzlich vor der Waldschenke stand. Zum Förster hatte er zunächst hinüber gewollt. Wie kam er nun in das verrufene Thal? Auf den altbekannten Pfaden mußte er irre gegangen sein in seiner Freude.

Die Buacha-Resei stand just vor der Thüre. „Das ist gescheidt, daß Ihr auch 'nmal 'ner armen Wittib einen Verdienst zubringt," rief das häßliche Weib dem Burschen entgegen. „Die Zeiten sind gar so schwer und keiner läßt was drauf gehen. Ihr aber seid 'n lustig Blut zu allen Zeiten gewesen. Kommt näher!"

Vincenz starrte verwundert vor sich hin. Das Mitleid mit dem armen, fast in Lumpen gekleideten Weibsbild überwog bald.

„Mag's sein," murmelte er. „S' ist ein Abschiedstrunk und ich brauch' Stärkung zum Weg!"

„Euch darf ich schon nix anders bringen, als 'ne Flasche vom Weißen! Gelt!"

„Na, meintswegen!"

Der Wein kam. Vincenz ergriff sein Glas, hob es hoch empor und stürzte es dann auf einen Zug hinunter.

„Das galt sicher Eurem Schatz!" kicherte die Alte, welche mit übergeschlagenen Armen neben ihrem Gaste stand.

Vincenz nickte und schwieg fortan.

„Meiner Six, da kommt er schon zurück und in welchem Aufzug!" rief plötzlich die Wirthin, nachdem sie mehrere Fragen an den Burschen gerichtet, die ohne Antwort blieben.

Unwillkürlich blickte Vincenz empor. Eine wüste Figur klomm hastig durch das rothe Gestein und dürre Gestrüpp thalabwärts. Die Gestalt und Gesichtszüge erinnerten auffällig an den Kronenhofbauer, obschon erstere weit häßlicher waren. Das Kostüm bot ein buntscheckiges Gemisch von Militär- und Civilkleidung, zerfetzt und beschmutzt. Das brandrothe Haar fiel tief herab auf den Nacken und klebte vor der schweißigen Stirne.

„Wer ist denn das?" fragte Vincenz, mit dem Finger hinausdeutend.

„Der rothe Ruap ist's!" gab die Buacha-Resei zur Antwort.

„Hm, da bin ich just so klug wie zuvor. Wahrscheinlich einer von den Kumpanen, um derentwillen Eure Schenk' überall in solchem schlechten Ruf steht. Wie könnt Ihr Euch über Mangel an Einkehr beklagen, wann Ihr solch' Gesindel duldet!"

„Wie Ihr nur gleich nach dem Schein so arg schlimm reden mögt! Der arme Kerl! Aus purem Mitleid hab' ich ihn bei mir aufgenommen, weil er nirgends einen Ort hat, um sein müdes Haupt hinzulegen. Wißt Ihr denn nicht die Geschicht' von dem Kronenhofbauer? Alle Welt sagt', daß Euer Vater selig auch davon wußte!"

Der rothe Ruap war inzwischen in den kleinen Garten getreten. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken.

Der Mensch schien in höchster Erregung.

„Wiederum nix!" rief er mit lautem Hohnlachen der Wirthin zu. „Jetzt hilft nichts mehr. Jetzt mag der Teufel sein Spiel haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Resultate der letzten Volkszählung

sind nunmehr vollständig bekannt, und durch deren Veröffentlichung durch das statistische Bureau in München ist es möglich geworden, einige interessante Zusammenstellungen und Vergleichungen zu machen, und ist hiebei besonders die Bevölkerung der Fläche, welche sie bewohnt, gegenübergestellt.

Im ganzen Königreiche wohnen durchschnittlich 3413 Seelen auf einer Quadratmeile. Von den einzelnen Kreisen ist die Pfalz am dichtesten bewohnt, es bewohnen hier 6580 Seelen eine Quadratmeile. Auf die gleiche Fläche kommen:

in Oberbayern	2552	Seelen,
„ Niederbayern	3004	„
„ Oberpfalz	2755	„
„ Oberfranken	4137	„
„ Mittelfranken	4157	„
„ Unterfranken	3760	„
„ Schwaben u. Neuburg	3285	„

In der Pfalz selbst differirt die Dichtigkeit der Bevölkerung im Verhältniß zum Gesammtdurchschnitte bedeutend, und liefern die deßfallsigen

Berechnungen wirklich überraschende Resultate; wenn wir die einzelnen Kantone gegenseitig vergleichen, so bewohnen eine Quadratmeile im

1)	Kanton Landau	9854	Seelen,
2)	„ St. Ingbert	9370	„
3)	„ Speier	9136	„
4)	„ Ludwigshafen	8866	„
5)	„ Frankenthal	8579	„
6)	„ Grünstadt	8555	„
7)	„ Edenkoben	8283	„
8)	„ Neustadt	7193	„
9)	„ Germersheim	6900	„
10)	„ Bergzabern	6899	„
11)	„ Zweibrücken	6678	„
12)	„ Dürkheim	6361	„
13)	„ Lauterecken	5492	„
14)	„ Blieskastel	5473	„
15)	„ Obermoschel	5176	„
16)	„ Kandel	5157	„
17)	„ Kusel	5111	„
18)	„ Waldmohr	4966	„
19)	„ Kaiserslautern	4940	„
20)	„ Wolfstein	4927	„
21)	„ Otterberg	4922	„
22)	„ Homburg	4889	„
23)	„ Winnweiler	4835	„
24)	„ Kirchheimbol.	4835	„
25)	„ Landstuhl	4666	„
26)	„ Rockenhausen	4535	„
27)	„ Göllheim	4254	„
28)	„ Hornbach	4236	„
29)	„ Pirmasens	4225	„
30)	„ Annweiler	3142	„
31)	„ Waldfischbach	2663	„
32)	„ Dahn	2240	„

Die Militärbevölkerung ist nirgends mitgezählt, da sich dieselbe nicht ständig am Garnisonsorte aufhält und ein unrichtiges Verhältniß gegenüber anderen Gegenden geben könnte, die keine Garnisonsplätze haben.

In ganz Oberbayern erreichen nur wenige Landgerichte eine Bevölkerung von 4000 Seelen (per Quadratmeile), kommen also noch nach dem erst sub Ziff. 29 aufgeführten Kantone Pirmasens. Im Landgerichte **Werdenfels** kommen nur 674 Seelen auf eine Quadratmeile. Oberbayern, welches auf 309,59 Quadratmeilen 790,137 Seelen zählt, würde eine Bevölkerung von 1,758,471 Seelen (das ist 122 Proz. mehr) haben, wenn es so dicht bewohnt wäre als die Pfalz! In ganz Bayern wohnen auf 1377,78 Quadratmeilen 4,708,649 Seelen, aber nach dem gleichen Verhältnisse würde es 7,825,566 Seelen = 66 Proz. mehr sein.

Mannigfaltiges.

* **Amerika** hat uns zuerst mit papierenen Kragen und Manchetten versehen, welche in Amerika einen sehr verbreiteten Gebrauch finden. Nun werden auch dort **Papierhüte** angefertigt, die, den Strohhüten täuschend ähnlich, diese ersetzen sollen. Ihre Fabrikation ist einfach. Ein Panama z. B. wird galvanoplastisch überzogen und auf diese Weise eine Metallform gewonnen. In diese wird die Papiermasse gegossen, dann gepreßt, getrocknet, und der Papierhut löst sich leicht. Alsdann wird er durch einen Anstrich wasserdicht gemacht und ihm die gewünschte Farbe gegeben. Die Hüte sind von außerordentlicher Leichtigkeit und Geschmeidigkeit und ihre Elastizität läßt bei ihnen nicht so rasch ein Brechen zu wie beim Stroh Dazu kommt der sehr wohlfeile Preis. Was will man noch mehr?

* In der „Salzburger Zeitung“ befindet sich folgendes Inserat: „Ich gebe hiermit bekannt, daß ich, Walburga Neumeyer, Alleinbesitzerin des Höglergutes in Wals bin, und daß mein Ehegatte, Joseph Neumeyer, bei mir nur als Knecht in Diensten steht; warne daher Jedermann, sich mit ihm in Rechts-Geschäfte einzulassen.“

Lebensphilosophie.

Es geht die alte wohlbewährte Sage,
Daß in der Wiege jedem Menschenkinde
Zwei Engel zugesellt für seine Tage,
Damit durch sie es seine Wege finde.
Zu bösen Thaten oft lockt es der eine,
Der and're räth das Heilige, das Reine.

Die Engel, Freund, sie bleiben für dein Leben.
Es ist „Vernunft“, es ist die „Leidenschaft“.
Du magst dem ein', dem and'ren dich ergeben,
Denn dazu ward dir freie Willenskraft.
Gelingt dir's nun, „Vernunft“ dir zu erließen,
Wirst du des Lebens höchstes Glück genießen.

* **Hinter goldnen Worten** liegt oft ein eisernes Herz.

Das ist die beste Freundschaft, wenn die Freunde sich im Guten zu übertreffen suchen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Samstag, 3. April 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Fortsetzung.)

Erst jetzt fiel das unheimlich lauernde Auge des rothen Ruap auf den Gast und er verstummte. Scheu und unstät schlich er an der Jasminlaube vorüber, in welcher der Vincenz stand. Die Wirthin folgte ihm. Beide traten ins Haus.

Alles, was dem Vincenz just an dem Tage durch Herz und Hirn ging, paßte so wenig zu den Eindrücken, die hier auf ihn eindrangen, daß es ihn drückte und engte. Rasch entschlossen sprang er auf, legte einen Gulden neben die noch halb gefüllte Flasche und wollte eben, auf Alles verzichtend, davongehen, als der rothe Kerl wieder aus dem Hause kam und ihm ganz vertraulich zuwinkte.

„Du bist's, Vincenz Lienhuber, wie ich höre!" rief er dem erstaunten Burschen entgegen. „Na, vor mir brauchst nit davonzulaufen. Hör' mich nur ein Weilchen an und Du wirst, so denk' ich, gern mit einem alten Freund Deines Vaters die Flasche da ausstechen. Resei, noch 'n Glas!"

„Wer aber seid Ihr?"

„Der Ruap vom Kronenhof! Der enterbte Bruder des reichen Wastel, des ehr- und herzlosen Lumpenhundes! Ja, staunt mich nur an. Ich kenne solche Blicke wohl. Man gewöhnt's, wenn Einem das Schicksal so heruntertritt. Nein, zum Teufel, ich gewöhn's nit. Ich kann nit leiden, wenn so ein Glücklicher mit Verachtung auf mich herabblickt. Du hast am wenigsten Ursach' dazu. Seit einer Stund' bist Du ja mein Leidensgefährt'. Ich weiß wohl, was vorgegangen ist auf'm Kronenhof; davongejagt hat Dich mein Herr Bruder! Das ist nix, Kamerad. Das schüttelt man wohl ab, aber was er mir angethan — das frißt durch Leib und Seele! — Hat Dir Dein Vater nie was erzählt vom Ruap?"

„Niemals, so viel ich weiß!"

„Hm, das ist seltsam. Hätt' ich vor'm Jahr schon gewußt, daß er eingeweiht war in die sakrische Geschicht', stünd's jetzt wohl anders um den Wastel. Aber Euer Vater ist todt — und kann nit mehr Zeugniß ablegen für den Ruap!"

„Zeugniß für Euch?"

„Freilich; er soll's gehört haben, wie mein sauberer Bruder da den alten, fast verrückten Vater auf dem Sterbebett beschwatzte, daß ich enterbt ward. Ich war dem Alten stets lieber wie der Wastel, darum hat er mich immer hinausgeschickt, daß er heimlich den Alten herumkriegen möcht'. O, ich weiß schon, wie er's angestellt hat."

„Und Ihr wagt's, meinen Vater der Mitwissenschaft an einem solchen Bubenstreich zu zeihen?" rief der Vincenz drohend.

„Das nit, Kamerad. Er weiß halt nur, daß der Alte fast irrsinnig war und der Herr Jurist vom Wastel bestochen worden sein muß. Die Crescenz hat ja selbst vor den Leuten manchmal davon gered't. Na, jetzt ist's gleichviel. Was hilft's Reden! Der Herr Bruder ist Erbe und bleibt Erbe und mich jagt er davon, wie er Dich davongejagt hat! Ein Schuft, wer so was vergessen kann! Nein, Vincenz, gleiches Unglück macht bald Freundschaft. Zu zweit' können wir's leichter auswetzen. Schlag' ein, Kamerad!"

„Der Teufel mag Euer Kamerad sein; ich nit!"

„Ja, ja, das ist wieder der münchner Hochmuth!" knirschte der Rothe. „Wenn Du wüßtest, wie's in solcher Menschenseel' ausschaut, die ihr Lebtag nit gewußt hat, wie's thut, so recht glücklich und zufrieden zu sein —!"

„Alle Welt weiß nit, was dieser oder jener im Herzen trägt," entgegnete finster Vincenz, „weil's ihm nit auf der Stirn geschrieben steht. Ich will keine Kameradschaft mit Dir!"

„Nur zu 'nem Streich gegen den Wastel!" flüsterte der verächtliche Kerl. „Dem stolzen Protz sollten wir Eins mitsammen auswischen. Hernach geht Jeder seine Straße!"

„Ich geh' sie alleweil schon," rief Vincenz, warf der Buacha-Resei seinen Gulden hin und ging eilends davon.

„Stolzer Bursch das! Gib Acht, daß ich Dich nit treff'!" drohte der Rothe ihm nach.

„Was sagt'st da vorhin," forschte jetzt die neugierige Wirthin, „der Vincenz ist vom Wastel davongejagt! Warum denn?"

„Weiß nit!"

„Und Du bist also auch fertig mit ihm?"

„Für nun und alle Zeit!"

„Was soll's jetzt werden?"

„Weiß nit!"

„Bist wieder mal unwirsch. Mir kannst Alles anvertrauen; ich gönn' dem Wastel nit 's Weiße im Aug'!"

„In mein Geschäft paßt keine Weibsnase; laß mich gehen."

„Willst wieder aus?"

„Du siehst's ja! Der Lumpenhund soll's noch heut' erfahren, mit wem er's zu thun hat!"

„Du siehst gar so wild drein. Was hast vor?"

„Laß mich, Resei!"

„Kommst heim auf die Nacht?"

„Weiß nit!"

Mit diesen Worten entfernte sich der wüste Gesell aus der Waldschenke. Grobe Schimpfworte der Alten, die ihn aus Mitleid bei sich aufgenommen, folgten ihm.

Der Ruap schlug denselben Weg ein, den kurz zuvor der Vincenz genommen. Er pfiff ein gemeines Lied vor sich hin und hieb die hohen Disteln rechts und links vor sich nieder. Hin und wieder blieb er stehen, rang nach Athem, ballte die Fäuste und blickte gen Westen hinüber, wo hinter dem Kronenhof die Sonne hinabsank. Unverständliche Fluchworte murmelte er oft zwischen den Zähnen. Sein rothes Haar flatterte im Wind, der sich immer stärker erhob. „Wie versetz' ich ihm Eins, daß er's fühlt bis an sein Lebensend'!" — das war das einzig verständliche Wort, das immer wieder und wieder über die blauen Lippen kam.

Immer steiler und abschüssiger ward der Weg. Bald war die Klamm erreicht. Durch diese machte er einen bedeutenden Umweg zu Wastels Gehöft, dem immerfort als Ziel seiner Wanderung das blutunterlaufene, unheimlich zuckende Auge zugewendet blieb. Gleichwohl wählte er nach kurzer Ueberlegung diesen Pfad.

Bis ich herunter bin, ist's Nacht! murmelte er in sich hinein. — Bis dahin werd' ich ja wissen, was ich will. Horch, da läuten sie schon zum Abendgebet! Hm, wie's doch manchmal so eigen Einem ins Ohr klingt; hab's lang nit so gehört, wie just heut'. Die Zeit ist lang dahin, wo ich auch den Hut herunterzog und mein stilles Gebet sprach. Damals lag noch die ganze Welt vor mir offen. Der Wastel war von Jugend auf selten daheim, weil wir Zwei zusammen nit gut thaten. Wann er dann mal am Sonntag von Berchtesgaden herüber kam, gab's alleweil auch noch Streit. Der Haß war in uns von Jugendzeiten an. Aber der Vater war gut. Sie sagten: er hätt' mich immer lieber gehabt, just darum, weil alle Welt mich der rothen Haar' wegen ausgespottet hat. Was konnt' ich auch dafür? Aber von klein an haben's mich auch darum gefoppt und genarrt, und wann ich ihnen da einmal 's heimzahlte, ward des Fluchens kein End'. Haben sie's doch endlich so weit gebracht, mich auch aus des Vaters Herzen zu reißen. Wär' ich nit trotzig auf und davon, wär's doch anders 'kommen. Derweil ich droben in München war, fing der Wastel schon die Schleicherei beim Alten an. Nun kam die Geschicht' mit der Anna. Weil's 'ne Städtische war, wollt's mir der Alte nit geben. Dabei bin ich nit übel gefahren. Als sie mich ausgezogen hatt', ließ sie den Rothkopf laufen, und da ich dann heimkam, war's Gespött erst recht groß. Alle Wetter, was denk' ich dran! Kann ich's denn nie vergessen? Hm, welcher Mensch kann so 'ne Vergangenheit vergessen, wie ich sie hatt', wann er sich von der Zukunft grad so wenig versprechen darf? Ist's da am End' ein Wunder, wenn's so weit mit Einem kommt? So weit! Hm, was Schlechtes kann man mir doch nit nachreden; ich bin ein Bettelhans worden und ein Saufaus — ja, aber auf'm Gewissen druckt nix, als was ich mir selbst angethan hätt'. Hm, wie kam's denn nur, daß mir beim Gebetläuten erst so eigen zu Sinn ward? Hätt' mir der Wastel geben von der reichen Erbschaft, um was ich bat — so wär' ich hinüber nach Amerika. Dort hätt' ich vielleicht ein neues Leben beginnen können. Nun ist's aus damit; der Wastel hat mir's unmöglich gemacht. Ja, er allein! Und ich wollt' doch nur mein Recht von ihm. Die Hölle komm' über den Filz! Wo hinaus nun? Wieder betteln, wieder mich necken lassen, wie den Affen hinterm Gatter, wieder durch Schnee und Sturm, bald mit Dieben, bald mit dem Gethier im Wald! Kann ich denn dafür,

daß meine Arme so schwach sind und nit so schaffen können wie die andern Burschen? Jeder Bauer lacht mich aus in acht Tagen, wann ich mich für 'nen Knecht will verdingen. Schweinehüter, ja das wär' möglich! Der Ruap vom Kronenhof Schweine hüten! Und wer hat's so weit gebracht? Der Wastel! Was hält mich denn noch ab, ihm 's heimzuzahlen? Hat er Mitleid gehabt mit mir? Warum sollt' ich's mit ihm haben? Schau, da glänzen schon Lichter vom Dorf her; das ist vom Pfarrhaus. — Der alte Herr; mir wird's siedigheiß, wenn ich ihn von Weitem seh'!

Absichtlich bog er von dem breiten Feldweg ab, den er bisher verfolgt. Im weiten Umkreis umging er die Ortschaft. Niemand war auf den Feldern mehr zu sehen. Vom Dorfkirchthurm schlug die neunte Stunde.

Klirrende Schritte wie von bespornten Fußgängern schreckten ihn auf. Zwei Gensdarmen kamen ihm grad entgegen. „Du bist's, Ruap!" rief einer derselben, da sie ganz nahe waren.

„Warum nit?" fragte der Rothkopf, höhnisch grüßend.

„Was hast wieder mit dem Wastel gehabt?"

„Geht's Euch was an?"

„Na, ich frag' nur, weil er uns eben gefragt hat, welchen Schutz er von Rechtswegen gegen zudringliche Bettler hätt'!"

„Ich bin Erb' vom Kronenhof so gut wie der!" schrie in ausströmender Wuth der Ruppert.

„Wann Du's nur schriftlich hätt'st wie der Wastel!"

„Der elende Kerl hat mich darum betrogen! Ihr wißt's Alle so gut wie ich selbst. Mein Alter hat wohl gewußt, daß ich mich nit durchbringen könnt' mit dem Geripp' da!"

„Die Gemeind' wird aber so 'nen jungen Burschen doch nit verhalten sollen?" fragte höhnisch der eine Grünrock.

„Nein, nein, das soll's nit," brüllte der Ruppert auf.

„Vielleicht find'st im Narrenhäusel bald Freiquartier," lachte der herzlose Mann.

Der Ruap knirschte vor Wuth und wenig fehlte, daß er nicht mit geballter Faust Rache nahm für diesen Spott. Der Gendarm aber schleuderte den armen Schwächling mit einem Ruck weit zurück, daß er heulend in die Dornenbüsche fiel.

Hohnlachend schritten die Gensdarmen davon.

Da war denn auf's Neue der böse Geist losgelassen in der umdüsterten Seele des Armen. Knirschend richtete er sich auf. Das Blut rann ihm über das Gesicht.

Pfui über euch elendes Gesindel! zischte er mit den Zähnen blöckend. O könnt' ich euch doch nur ein einzig Mal an den Kragen! Und der Wastel, der Wastel! Hinauf zu ihm; nun ist's Maß voll. Nun hält mich nix zurück!"

Er stürmte davon. Weg und Steg schienen ihm von Alters her noch wohlbekannt. Der Kronenhof war bald erreicht.

Hinter einem Ahornbusch kauerte der wüste Gesell nieder. Von hier aus übersah er das ganze Gehöft. Das letzte Abendglühen war längst im Westen verglommen. Dunkle Wolken hielten den Mond zurück. Immer heftiger wurden die Windstöße vom Gebirg her.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Ein chinesisches Begräbniß in San Franzisko ist ein seltsames Schauspiel. Ein besonderer Begräbnißplatz, der Yerba-Buena-Kirchhof genannt, ist den Angehörigen des himmlischen Reiches angewiesen. Wenn die Leiche nach dem Grabe getragen wird, streut ein feierlich blickendes Individuum kleine Papierstreifen, die auf beiden Seiten mit weisen Sprüchen des Konfuzius beschrieben sind, umher; und an der Thürschwelle des Hauses, wo der Verstorbene gewohnt, werden rothe Papierschnitzel mit ähnlichen Inschriften ausgeschüttet. Auf das Grab wird ein gebratenes Huhn, eine Quantität Reis und eine Flasche chinesischen Weines gelegt, und nach beendeter Zeremonie entfernen sich die Trauernden, ohne einen Blick rückwärts zu werfen. Diesen Begräbnissen pflegt aber außer den Chinesen eine Klasse von Leuten beizuwohnen, die ein Bischen aufgeklärter denken, als jene. Eine Anzahl amerikanischer Rowdies, die sich in der Nähe des Grabes verborgen hielten, stürzt sich, sobald die Leidtragenden den Kirchhof verlassen haben, auf die zurückgelassenen Eßbarkeiten und Getränke und vertilgt dieselben an Ort und Stelle in größter Gemüthsruhe. Hat die Leiche mehrere Monate im Grabe gelegen, so werden die Knochen derselben ausgegraben, gewaschen und sorgfältig mit einer Bürste gereinigt, dann in einen zinnernen Sarg gelegt und einem chinesischen Handlungshause, das dafür verantwortlich gemacht wird, zur Aufbewahrung übergeben. Wenn eine genügende Anzahl der interessanten Memento's angesammelt ist, wird ein Schiff gemiethet und die Särge werden mit ihrem Inhalt nach Schanghai,

Canton oder Hongkong expedirt. Jüngst verließ ein solches Schiff, mit 400 todten Chinesen befrachtet, den Hafen von San Franzisko.

* Ein breslauer Eisenkaufmann nahm, wie die „Bresl. Ztg." meldet, in diesen Tagen an einem Buch- und Musikalienhändler eine ganz eigenthümliche Revanche. Ersterer ließ nämlich bei Jenem durch seine Leute einen großen Eisenblock von 14 Zentnern abladen, welchen Auftrag die Arbeiter, trotz des Widerspruchs seitens des Buchhändlers, auch rasch ausführten und dann ruhig ihrer Wege abzogen. Die Veranlassung dieser Maßnahme war dadurch entstanden, daß der Buchhändler dem Eisenkaufmann das ganze Jahr über eine große Anzahl Bücher, Brochüren, Musikalien und überhaupt die neuesten Erscheinungen der Kunst und Literatur überschickt hatte, die dieser unbeachtet zurücklegte und nicht retourniren ließ, in Folge dessen er nach Jahresschluß eine Rechnung von weit über 100 Thlr. erhielt. Alle Einwendungen seinerseits, daß er nichts zur Ansicht haben wollte, auch niemals etwas verlangt hätte, blieben unberücksichtigt, weil laut beigedruckter Bestimmung: „wenn nach vierzehn Tagen die übersandten Druckschriften nicht zurückgeschickt sind, dieselben ins Eigenthum des Empfängers übergehen" und demzufolge bezahlt werden müssen. Nachdem unter so bewandten Umständen dem Eisenkaufmann nichts Anderes übrig blieb, als seine Rechnung auszugleichen, konnte er es sich doch nicht versagen, dem Buchhändler auch einmal etwas aus seinem Geschäft unaufgefordert zur Ansicht zu übersenden, und wählte er zu diesem Behufe einen 14 Zentner schweren Eisenblock, den Jener ihm, wenn er ihn nicht behalten will, binnen vierzehn Tagen wieder zurückschicken muß.

* Der Minister v. d. Heydt stellt für das nächste Jahr ein Defizit von sieben Millionen in Aussicht. — Es wird immer heydterer!!

* Beim letzten Examen der Einjährig-Freiwilligen in Wiesbaden erregte ein Schüler große Heiterkeit. Er wurde gefragt: „Wann waren die Schlachten von Jena und Auerstädt?" und antwortete: „Das ist schon lange her und unser Lehrer hat gesagt, daß wir die Schlachten nicht zu wissen brauchten, in denen die Preußen Hiebe bekommen!"

* Ein Buchbinder hatte von einer Schule mehrere Landkarten erhalten, um sie zu repariren. Auf der Rechnung, die er nach Rückgabe der Karten ausstellte, las man unter Anderem:

Europa im Norden ausgebessert	12	kr.
Deutschland zusammengeklebt .	9	„
Frankreich durch frischen Leim gezogen	6	„

* Ein zum Tode Verurtheilter erkrankte im Gefängnisse. Nach einigen Tagen besserte sich sein Zustand wieder, worauf der Gerichtsarzt berichtete: „Der Delinquent ist wieder hergestellt und kann jetzt ohne Nachtheil für seine Gesundheit hingerichtet werden."

* Ein Gourmand rühmte mit begeisterten Worten einen Truthahn, den er eben verzehrte. „Sie haben ihn ganz gegessen?" fragte der Zuhörer. — „Ja freilich." — „Wie viel waren Sie denn?" — „Unsrer Zwei." — „Wer denn?" — „Nun, Ich und der Truthahn."

Lebensphilosophie.

Freiheit des Herzens und Freiheit des Geistes sind Fesseln, welche uns die Verhältnisse schmieden. Freiheit ruft das Herz und schmiegt sich in Fesseln der Liebe. Freiheit ruft der Geist und schmiegt sich in Fesseln der Zeit.

So wie die untergegangene Sonne das schönste Licht in die Gegend wirft, welche sie verlassen hat: so eines geliebten Menschen heiliges Andenken auf den zurückgeblieben einsamen Freund.

* Liebe ist die Leiter, worauf wir empor klimmen zur Gottähnlichkeit.

Räthsel.

Ich bin ein Schwimmer flink und munter,
Ich schwimm' bald oben, tauch' bald unter.
Doch liest du mich in einer Zeitung,
Dann bin ich oft so von Bedeutung,
Daß, setzest du ein Zeichen vor,
Ich rasch muß steigen oder fallen;
Und all' der Börsenmänner Chor
Liebt mich und pflegt mich sehr vor Allen!

Auflösung des Räthsels in № 37:
Federkrieg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Dienstag, 6. April 1869.

Die Vefi vom Kronenhof.

(Schluß.)

Licht um Licht erlosch rings umher. In Wald und Feld kein Laut. Langsam näherte sich der Knap dem Gehöft. Auf den Knieen kroch er über das thauige Gras, wo hier und dort der Wind einen dürren Ast herabgeworfen, hielt er an und belud sich damit. Ein Bündel Reisig, das am Hofthor lag, kam ihm außerdem zu Statten, und die Ausführung des schändlichen Racheplanes, der inzwischen in ihm gereift war, konnte auf kein Hinderniß mehr stoßen.

Der Wind geht nach Westen! murmelte er, am Hofthor lehnend. So kann ich dort unter dem Ahorn die Komödie ruhig mit ansehen, ohne im Qualm zu ersticken. Ausspioniren wird mich in dem nassen Graben Niemand und — und wenn's wäre, na so ersparen sie mir den Weg zur Klamm, und es ist am End' auch ganz gleichgiltig, ob ich mich hier ins Feuer stürz' oder in den felsigen Abgrund! Hab' ich doch meine Rache am Wastel gekühlt!

Er schlug mit seinem Stein Feuer und bald fing das dürre Reisig die Funken. Der Wurf auf's Schindeldach des Hauses und ein anderer auf den Stall dicht daneben gelang. Ein größeres Bündel legte er vor die Thüre. Dann kroch er in sein Versteck. Mit angehaltenem Athem stand er dort, die Hände fest ineinander gepreßt, der Kopf lehnte an dem verwitterten Ahornstamm.

Rasch nährte der Wind die Flammen. Schon züngelten diese über beide Dächer und fraßen bereits an dem trockenen Gebälk der Gallerie ab. Ein höhnisches Grinsen trat in das bleiche Gesicht des Ruppert.

„So ist's recht!" rief er mit teuflischem Kichern, wenn wieder und wieder eine große Flamme aufschlug. „Im Dorf drunten merken sie's nit so bald — der Buchenwald verdeckt's Gehöft zu gut. — Heissah, wie's lodert!"

Noch blieb es still im Hause. Auf einmal drang ein furchtbarer Schrei an das Ohr des Brandstifters und bald nachher lief ein Knecht, halb angekleidet, aus dem Stall in den Hofraum.

„Ho, dem ist's schon zu heiß da drinnen," murmelte Ruppert, der mit eisiger Kälte dem Schauspiele zusah, als sei er bei demselben nicht im Geringsten betheiligt.

„Feuer! Feuer!" brüllte der Knecht.

Fenster öffnen sich. Von dort ein Angstschrei und von hier. Lauter wird's und lauter. Die Mägde stürzten laut schreiend aus ihren Kammern.

„Rettet, was zu retten ist!" schrie der Knecht.

Die Crescenz war derweil auch schon munter. Die Flammen züngelten dicht vor ihrem Fenster. Sie weckten den Hausherrn, der in einem todtenähnlichen Schlaf dalag. Nach dem ersten Schreck fand der Wastel seine Ruhe und Thatkraft wieder. Rasch angekleidet stürzte er hinab in den Hof, wo ihm die Vefi bereits mit lautem Weinen entgegenkam.

Hoch auf zum Himmel schlug die Flamme. Die Thiere brüllten in den Ställen, Knechte und Mägde rannten wild durcheinander. Umsonst gebot der Wastel Ruhe. Jeder kümmerte sich nur um die Rettung der eigenen Habe und Niemand gab den mit kalter Besonnenheit bedachten und ganz zweckentsprechenden Anordnungen des Hausherrn Gehör. Kein Einziger zeigte bei dem Unglück irgend welche Anhänglichkeit an denselben.

Das obere Stockwerk des Wohnhauses war bereits ein Raub der Flammen. Niemand folgte dem Gebot, ins Dorf zu laufen, um Hilfe zu holen. Von allen Seiten schleppte man nur die eigenen Habseligkeiten herbei.

„Crescenz, geh' Du hinab!" schrie Wastel ihr zu. „Wasser ist genug droben; nur eine Spritze!"

Vom Dorf ertönte in dem Augenblicke die dumpfe Feuerglocke.

„Das wär' Hilfe in der Noth!" schrie der Wastel. „In fünf Minuten müssen sie da sein. Das Stadel ist hin; greift zu Eimern, daß wir's Wohnhaus retten. Der Rauch schlägt nach Westen; kommt doch, ihr Leut', und greift an!"

Vesi, Crescenz und ein Knecht folgten dem Ruf.

Die geringen Wassergüsse nützten indeß wenig. Immer höher schlug die Flamme auf.

Der Ruppert stand wie angewurzelt in dem dunklen Versteck und starrte in die Gluth. Da schnupperte es hinter ihm im Graben, ein lautes Bellen folgte und der Kopf eines riesigen Hundes tauchte dicht neben ihm auf. Umsonst suchte er das Thier durch Schläge zu vertreiben. Er floh dann durch den Graben. Der Hund folgte. Er biß in das Bein des Fliehenden. Der Ruap sprang mit einem Wuthgeheul in den Garten. Ein heller Feuerschein schlug ihm entgegen und dicht vor ihm stand der Wastel mit dem Wassereimer.

„Du bist's!" schrie er, das Gefäß zurückschleudernd. „Du hast's angerichtet!"

Einen Augenblick stand der Rothkopf geblendet, stumm, keuchend da.

Schon näherte sich das Rollen der heranfahrenden Spritzen. Verworrene Stimmen wurden in der Ferne hörbar.

„Ja, ich bin's!" rief er.

„Bleib' da, Brandstifter," entgegnete der Wastel, ihn am Arme packend.

Die Meisten im Hofe achteten kaum auf die Scene, da ihr eigenes Interesse sie nur beschäftigte. Vesi und Crescenz allein näherten sich eilends den feindlichen Brüdern. Aber schon hatte auch der Ruap den Bruder gepackt.

Schon hörte man ganz vernehmlich die Kommandoworte der herangaloppirenden Gensdarmen, die im unteren Dorfe kantonnirten.

„Ins Feuer mit dem Brandstifter!" schrie außer sich vor Wuth der Kronenhofbauer.

So zerrten sie mit wildem Fluche sich hin und her. Vergebens riefen die beiden Weiber nach Hilfe. „Nun denn, hinein!" brüllte endlich der Ruap, und ehe sich's der Bruder versah, hatte er ihn mit sich in die offene Gallerie gezogen. Im dichten Rauch verschwanden beide Gestalten.

„Vater, mein Vater!" rief die Vesi mit lautem Aufschrei.

„Wo, wo ist die Gefahr?" fragte eine Stimme hinter ihr.

Schon wurden die Spritzen gestellt und die herbeigeeilten Retter eilten nach den Ställen, um das Vieh in Sicherheit zu bringen. Die Gensdarmen saßen ab und cernirten die Brandstätte. Gluthroth war Alles ringsumher und das Geschrei und Getön so groß, daß die Vesi kaum die obigen Worte vernommen, als die Crescenz, sich umblickend, plötzlich aufschrie: „Jesu Maria, der Vincenz!"

„Dich sendet die heilige Jungfrau daher!" rief die Vesi, sich an ihn schmiegend. „Der Ruap, der Brandstifter, hat sich mit dem Vater ins Haus gestürzt. Dort, dort, o rette, hilf!"

Der Bursch flog, ohne ein Wort zu sagen, dem Rauch zu. Vergebens rief ihn das Kommando zurück.

Die Wasserstrahlen flogen zischend in das Gebäude.

Vesi stand abgekehrt von allen noch so drohenden Aeußerlichkeiten in stillem Gebet, indeß die Crescenz zu den Gensdarmen eilte und dort mit zitternder Stimme Anzeige machte von dem zweiten Verbrechen des Ruap.

Ein lauter, mehrstimmiger Aufschrei aus dem brennenden Hause erschütterte indeß alle Umstehenden. „Auf, Ihr Leut'!" rief der Korporal seinen Gensdarmen zu. „Auf, dem wackeren Vincenz zu Hilfe!"

Entschlossen drangen die Grünröcke vor. Die Wasserstrahlen hatten das Erdgeschoß bisher von den lodernden Flammen ziemlich frei erhalten. Nur im Hintergrund sah man durch die aus ihren Angeln gebrochene Thüre eine rothe Gluth.

Sie warfen ihren Schein auf drei Gestalten, die im Innern des brennenden Gebäudes einen schrecklichen Ringkampf auf Leben und Tod ausfochten, während über ihnen die Flammen zusammenschlugen.

Wieder ein Schrei! Es war die heisere Stimme des rothen Ruppert. Gewaltsam riß er sich los vom Vincenz, der ihn gepackt hielt und stürzte sich wie ein Thier gerade hinein in die Flammen. Den Wastel zog der Vincenz aus dem Qualm hervor. Ohnmächtig brach der Alte draußen zusammen und jammernd stürzten sich die Weiber über ihn. Der Vincenz hatte nur eine Blutwunde am Kopf. Es war die letzte Schandthat des Brandstifters, der sich selbst gerichtet!

„Da hast 'n den Vater, Vesi!" rief der Vincenz, tief aufathmend, während die Gensdarmen ihn mit lautem Zurufe grüßten. Die Vesi drückte die Hand des braven Burschen in stummem Schmerz. Schon auf den ersten Anblick mochte sie erkannt haben, daß der Vater seinen schrecklichen Brandwunden erliegen müsse.

Man schaffte den Alten aus dem Hofraum, wo dann mit vereinten Kräften dem zerstörenden Element bald Einhalt gethan ward.

Crescenz, Vesi und Vincenz umstanden den Sterbenden. Nach ärztlicher Hilfe war ein Gendarm ins Dorf gesprengt.

Kühlende Umschläge, die Crescenz im Drang der Noth doch bald herbeizuschaffen wußte, linderten die Schmerzen des Alten nur wenig. Ein stürzender Balken hatte die Brust beschädigt.

Er deutete es den Umstehenden durch Zeichen an, daß er dort den gewaltigsten Schmerz empfinde.

Auf dem Vincenz haftete unablässig sein Blick. Mit gewaltiger Anstrengung hob er endlich den Arm und ergriff die Hand seines Retters, der wie durch eine Fügung Gottes noch zu einem stillen Lebewohl zum Kronenhof hinabgeschlichen war, kurz bevor der rothe Ruppert seinen wilden Racheplan ausführte.

„S'ist ein Wink von oben," murmelte der Alte mit kaum verständlicher Stimme zum Vincenz. — „Ich will ihm folgen, daß mir's leicht sei, wann ich hinüber muß. — Nimm denn die Vesi! Ich seh', Gott hat's so gewollt! Behüt' Gott, Vesi! Bet' für Deinen armen Vater! Behüt' Gott, Crescenz! Du hast recht gehabt; das Strafgericht Gottes ist 'kommen wie ein Dieb über Nacht! Vergeßt die Armen nicht! — O Gott — nun wird's mir klar, wie ich hätt' so anders leben müssen, um ruhig zu sein in diesem Augenblick! Jesu, Maria, Joseph — wie wird mir?! — Heiligste Mutter Gottes, bitt' für mich Armen!" — Er sprach's mit bebenden Lippen. Konvulsivisch zuckte es durch seinen Körper.

Die Vesi betete still weinend. Der Alte ließ die Hand des Vincenz auch jetzt nicht los.

Von der Brandstätte kam günstige Meldung.

Immer schwerer ward der Athem des Sterbenden. Der Arzt kam noch immer nicht. Der würdige Pfarrer aber, der Arzt für die noch kränkere Seele des Alten, stellte sich ein.

Ein eigenthümliches Zucken flog über das Gesicht des Alten, da sich der ehrwürdige Herr den weinenden Frauen näherte.

Der Wastel wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihm. Der Pfarrer begann sein Gebet mit lauter Stimme. Der Sterbende faltete die Hände, seine Augen schlossen sich. Als der Geistliche von der Reue sprach, die allein Gnade erweckt bei Gott, erhob sich der Wastel noch einmal. Er winkte die Tochter zu sich heran.

„Denk' dieser Stunde allezeit," flüsterte er. Dann legte er die Hände der Liebenden ineinander. „Nun bin ich bereit!" röchelte er. „Das war noch abzuthun. Jetzt darf ich an mich denken!" Und mit fester Stimme betete er, wie der reuige Christ thun soll, der nach Vergebung schmachtet. Mitten im Gebet fuhr er zusammen, die Hände tasteten nach der Brust und mit lautem Aufschrei sank er leblos zurück.

„Betet für die arme Seele!" sagte der Seelsorger. — Vom Dorf klang die Morgenglocke. Rosig dämmerte es im Osten.

Vesi und Vincenz beteten an der Leiche um Frieden für die arme Seele. —

Nach Jahr und Tag — der Kronenhof war wieder aufgebaut und in demselben wirthschaftet das glücklichste Paar im Oberland — erhob sich auf jener Stelle ein großes Steinkreuz mit zwei rothen Herzen. Eine alte Frau hat mir die Deutung gesagt. Es war die Crescenz und der hab' ich diese Geschichte von den feindlichen Brüdern und der Vesi vom Kronenhof getreulich nacherzählt.

Im Oberland weiß sie Jedermann und kommst du einmal hinauf in die schönen bayerischen Berge, so frage nur selbst nach, vielleicht erzählt sie dir dann ein Enkelkind des alten Wastel und führt dich ein in den Kronenhof. Dort wird dir's wohl sein, denn die Leut', die da hausen, sind gar gute, fromme Leut' und bei solchen ist alleweil gut einkehren.

Mannigfaltiges.

* Ein Prager Blatt bringt einige pikante Züge aus dem Leben des Bibliothek-Beamten und Kreuzherrenordens-Priesters Zimmermann, welcher in Prag als Zensor angestellt war. Er legte jedes Wort auf die Waagschale und befragte bei jeder Stelle seine Loyalität und sein katholisches Gewissen, ehe er diese in einem Werke passiren ließ. Zu seiner Zeit durfte kein „Roman" erscheinen; dieses Wort verwandelte er in eine „Erzählung". In einem Drama wurde der Name „Maria" in „Marina" umgeändert, weil ersterer Name eine Beleidigung der heiligen Jungfrau wäre. Jemand schrieb, daß es schicklich sei, Opfer auf den „Altar" des Vaterlandes niederzulegen; allein Herr Zimmermann ließ diese Opfer auf den „Teller" des Vaterlandes niederlegen. In einer Erzählung richtete ein Geliebter an seine Herzensdame die Frage, welcher Weg zu ihrem Schlafgemache führe, worauf diese antwortete: Der Weg zu meinem Schlafgemache führt durch

die Kirche. Die „Kirche“ schien Herrn Zimmermann in Verbindung mit dem Schlafgemache herabgewürdigt und er schrieb statt „durch die Kirche“ ganz gemüthlich: „durch die Küche“. Die Worte „Freiheit“ und „Aufklärung“ durften in Schriften nicht vorkommen; als Jemand geschrieben: „Stellt die Aufklärung der Finsterniß entgegen,“ strich er diesen Satz und schrieb: „Stellt Lichter der Finsterniß entgegen.“ Statt des Satzes: „Der Vorhang wurde im Tempel zu Jerusalem durchrissen und das alte Testament vom neuen getrennt,“ schrieb Herr Zimmermann: „Der Vorhang wurde im Judenhause zerrissen und die alte Zeit von der neuen getrennt.“

* (Das Brautstück, nicht der Mann.) In Neapel passirte neulich folgende kuriose Geschichte: Der Sohn eines reichen Banquiers hatte sich sterblich in ein Mädchen von geringer Familie verliebt und beschloß, sie zu heirathen. Die Familie des Mädchens war damit sofort einverstanden, und dieses schlug das Anerbieten nicht aus, weil sie sonst auf eine gesicherte Zukunft nicht rechnen zu können glaubte. Alles war bereit, die Hochzeit sollte in einigen Tagen gefeiert werden. Der Banquierssohn hatte Alles auf's Beste besorgt. Er hatte auch seiner Braut ein über hunderttausend Franken werthes Brautstück geschickt, was in dem Viertel ungeheuren Spektakel machte. Freundinnen der Braut wünschten dasselbe zu sehen. Als sie eben die Schmucksachen bewunderten, rief das Mädchen aus: „Welches Unglück, daß ich das Brautstück nicht bekommen kann ohne den langweiligen Mann!“

„Mein Fräulein, Sie sollen zufrieden gestellt werden,“ sagte der just im selben Moment eintretende Banquierssohn; „ich lasse Ihnen das Brautstück und suche mir eine Frau, die mich besser zu schätzen weiß.“

Sprach's und ging, und das Dämchen behielt das Hochzeitsgeschenk. Solcher Thörinnen dürfte es wohl noch mehr, solcher Thoren aber gewiß sehr wenige geben.

* In Vincennes, im nordamerikanischen Staate Indiana, wohnt nach einem Blatte aus Chicago ein Mann von 83 Jahren, der, ohne je sich als Mormone zu bekennen, 18mal verheirathet war und Vater von 63 Kindern ist. Ein anderer biblischer Patriarch, deren man jetzt genug in den Vereinigten Staaten finden kann, ein gewisser Johnson Harris, starb jüngst in der Grafschaft Perry, Staat Illinois. Derselbe hinterläßt 12 Kinder, 106 Enkel, 237 Urenkel und 12 Ur-Urenkel; im Ganzen also 367 Nachkommen.

* (Planetenerscheinungen im April.) In diesem Monat sind nur die beiden Planeten Mars und Saturn sichtbar. Der erstere legt im Sternbild des großen Löwen denselben Weg von West nach Ost zurück, den er im vorigen Monat in umgekehrter Richtung durchlaufen hat. Gegen 9 Uhr Abends befindet er sich bei einer Höhe von 60 Grad über dem Horizont in unserem Meridian und ist sogleich an seinem glänzenden rothen Lichte bemerkbar. Saturn geht gegen Mitternacht in Südost auf und kommt Morgens 4 Uhr in den Meridian. Er verändert den ganzen Monat seinen Ort am Himmel fast nicht, sondern bleibt ruhig in dem westlichen Zweig der Milchstraße stehen, in welchen er im vorigen Monat eingetreten ist.

* (Frauen-Staat.) Frau: „Das lobe ich mir, daß die Frauen in England das Wahlrecht beanspruchen. Ihr Männer wollt uns aber auch nirgends zur Geltung kommen lassen und müßt doch zugestehen, daß auch wir Etwas vom Staate verstehen.“ — Mann: „Ja wohl, mein Kind, man braucht nur die an Neujahr einlaufenden Rechnungen vom Kaufmann, Schneider, Marchande de modes, der Putzmacherin ꝛc. anzusehen.“

Lebensphilosophie.

Die Jugend sollte eine Sparbüchse sein, worin wir Schätze für das Alter ansammeln.

Nie hätte uns ein Mensch betrogen,
Ein glatt Gesicht uns nie berückt,
Wär' Jedem, wie dem Stempelbogen,
Sein Werth gleich auf die Stirn gedrückt!

Lange und große Titel gleichen Vergrößerungsgläsern; der gebildete Mann kennt ihre Konstruktion und ihren Werth, aber die große Menge gafft mit Staunen d'rein.

* In der Jugend denkt man, in der Welt sei Wunder was für Glück und Genuß anzutreffen, aber nur schwer dazu zu gelangen, während man im Alter weiß, daß da Nichts zu holen ist, also vollkommen darüber beruhigt eine erträgliche Gegenwart genießt und sogar an Kleinigkeiten Freude hat.

Auflösung des Räthsels in № 39:
Ente. Rente.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Donnerstag, 8. April 1869.

Die Wilderer.

1. Kapitel.
Der Oheim und der Neffe.

Sehr verdrießlich ging der Forstmeister von Wallenow in seiner Stube umher, welche ganz mit Jagdstücken des alten Ridinger und mit verschiedenen trefflichen Landkarten behängt war. Sein Jägerbursche, Balthasar, ein offener, muthiger Junge, hatte ihm soeben ausführlich berichtet, daß er den Abend vorher im Rothen Grunde auf drei Wilddiebe gestoßen sei, welche gerade ein Stück Wild ausweideten und bei seiner Annäherung nach ihm geschossen hätten; die Kugel habe aber nur seinen Hals gestreift und ihm nichts geschadet.

Den Forstmeister ärgerte der Jagdfrevel ganz besonders aus zwei Gründen. Erstens war der herrliche Sommer in einen schönen Herbst übergegangen, das Laub hing in den ersten Tagen des November noch fast sämmtlich auf den Bäumen und war durch die schwachen Nachtfröste kaum gefärbt. Es hatte eine ziemliche Eichelmast und starke Büchelnmast gegeben. Die Saue und Hirsche waren feist, Rehe im Ueberfluß vorhanden, welche um so mehr geschossen werden sollten, weil Wallenow nicht vergaß, daß sie nach starker Aetzung von Buchecken im Herbste zum Frühjahr leicht verenden.

Jeder Morgen war leicht nebelig und klärte sich zum sonnenhellen Tage auf, kurz, es war ein Jagdwetter, wie der Waidmann es sich wünscht.

Obgleich dem Forstmeister der Wald viel wichtiger war als das Wild, so freute der gesunde, kräftige Mann, der im kaum vollendeten 59sten Lebensjahre stand, sich noch des Waidwerks wie ein Jüngling. Die Wilddiebe aber störten ihm diese Freude gewaltig, indem sie ihm nicht nur manches Wild tödteten, sondern auch durch das wiederholte Schießen auf Alles, was ihnen vorkam, gerade aus den Revieren, in welchen er in der nächsten Woche eine große Treibjagd halten wollte, größtentheils verjagten. An der Treibjagd aber wollte selbst der Erbprinz Theil nehmen.

Der andere Grund seines Aergers lag tiefer. Man glaube nicht, daß sein Eigennutz schwer verletzt war, weil die Wilddiebe nicht allein den Landesherrn, sondern auch ihn beraubten, zu dessen Gehalt der Ertrag der ganzen niedern Jagd, mit Einschluß der Rehe, gehörte, denn der Forstmeister, ein unverheiratheter und mäßig lebender Mann, gebrauchte kaum die Hälfte seiner schönen Einnahme, obgleich er sein Hauswesen seinem Stande gemäß eingerichtet hatte.

Durch die Buschklepper fühlte er sich in seiner Ehre beleidigt. Durch Muth und Kraft, durch umsichtige Klugheit und standhaftes Verfolgen seines Zieles hatte er es dahin gebracht, daß schon seit länger als zwanzig Jahren in dieser Gegend, in welcher er etwa 25 Jahre Forstmeister war, die Wilddieberei, welche vordem hier stark im Schwunge war, gänzlich aufgehört hatte. Und nun, seit etwa einem Jahre, war sie wieder eingerissen.

Zuerst hatte er es kaum glauben wollen, wenn ihm seine Jäger im vorigen Herbste berichteten, sie hätten in mondhellen Nächten zuweilen im Walde schießen hören, auch zu Zeiten Stellen angetroffen, wo offenbar das Wild ausgeweidet sei. Er behauptete dann, der Fuchs habe dort wohl ein kleines Reh angefallen.

Einem Manne wie er, der von dem Ansehen und der Furcht überzeugt ist, die seine Kraft und Beharrlichkeit eingeflößt haben, läßt sich schwer überführen, sein Ansehen habe abgenommen, die Furcht vor seinem Auge und seinem Arme sei verschwunden, und gleichsam, um ihn zu ver-

spotten, wage man, in den nächsten Revieren zu wilddieben.

Allein die Ueberzeugung ward ihm aufgedrungen, als seine Jäger im Frühling ein angeschossenes und verendetes Reh fanden.

Er ließ nun fleißig den Wald durchstreifen.

Zuerst schienen die Wilddiebe mit großer Vorsicht und gleichsam mit Schonung zu verfahren. Nur selten ward den Sommer hindurch Wild geschossen und immer in der Ordnung und jägerrecht, niemals eine Ricke oder ein altes Thier.

Aber ungefähr seit einem Monat war der Unfug und die Frechheit der Wilddiebe entsetzlich gewachsen. In den schönsten Revieren, sogar ganz in der Nähe der Wohnung des Forstmeisters, trieben sie ihre Räuberei. Sie zersprengten die herrlichsten Rudel, schossen ohne Unterschied, was ihnen vorkam, und natürlich am meisten die durch lange Schonung weniger scheu gewordenen alten Thiere und Ricken.

Der Forstmeister war sogar geneigt zu glauben, daß eine kürzlich vorgefallene Beraubung eines Postboten, zwei Meilen von seiner Wohnung, von denselben Buschkleppern begangen sei, welche seine Hirsche schossen, wie denn wenigstens die Forstbeamten die Wilddiebe zu jedem Verbrechen fähig hielten.

Eine Art Drohbrief gegen den Forstmeister und seine Jäger und der gestrige Schuß auf Balthasar hatten noch mehr seine gerechte Erbitterung gesteigert, aber den muthigen Mann nicht eingeschüchtert, da er immer gewohnt war, mit Kraft, ohne Scheu und Nachsicht gegen diejenigen zu verfahren, welche er für Verbrecher hielt.

Ueberhaupt war wohl von wenigen Männern, welche ein öffentliches Amt bekleideten, der Grundsatz: „seine Pflicht zu erfüllen und dann Niemand zu scheuen", so unabweichlich in seinem ganzen Leben durchgeführt, als von diesem Manne, der nicht nur durch eine treue und bis ins Kleinste genaue Amtsführung, sondern auch durch einen streng-sittlichen Lebenswandel sich von so Vielen unterschied, welche bald bezweifelten, bald belächelten, daß er, ein lebenskräftiger unverheiratheter Mann, sich Manches versagte, was sie Genuß des Lebens und der Freiheit nannten.

Aber gerade gegen die Verletzung der Sittlichkeit war er äußerst streng und forderte Enthaltung alles dessen, was er sich selber versagte, von allen seinen Hausgenossen.

Wie hätte es daher anders kommen können, als daß er bei Manchen nicht nur für streng, sondern für menschenfeindlich galt, weil durch ihn einigemal solche Hausgenossen unerbittlich entfernt waren, welche die Sittlichkeit verletzt hatten.

Er galt sogar für hart und ungerecht, weil er jedesmal alle Forst- und Jagdfrevler ohne Schonung verfolgt und der gesetzlichen Strafe überliefert hatte.

Man verdachte ihm sogar seine Aeußerung, daß ihm nichts so unwürdig und schädlich scheine, als jene Schlaffheit der Gesetze, welche zwar verbiete und drohe, aber sich scheue und sträube, die Drohung wahr zu machen, denn solche falsche Milde, sagte er, sei eine erbärmliche Schwäche und befördere das Verbrechen.

Er zielte hierbei vorzüglich auf die Wilddieberei, indem er zu bemerken meinte und unverhohlen äußerte, daß nur zu häufig manche Obrigkeit solchen Verbrechern durchzuhelfen suche und auf diese Weise demjenigen, der sein Leben gegen sie wage, allen Schutz und natürlich auch den Muth und die Lust nehme, gegen sie seine Pflicht zu erfüllen.

Der Forstmeister war übrigens in seinem Umgange durchaus nicht unfreundlich oder zurückstoßend, vielmehr freundlich, zuvorkommend und nach Umständen höchst artig.

Gegen seine Untergebenen, welche ihm sehr anhingen, war er liebreich und für ihr Wohl thätig, obwohl im Dienste genau und streng. Gegen seine Hausgenossen war er freundlich und durchaus nicht stolz, obgleich seiner Würde nichts vergebend.

Gegen die Armen war er in hohem Grade mildthätig, bei Weitem mehr, als die Meisten, welche in seiner Nähe lebten, wußten oder ahnten.

Als ein besonderer Zug verdient noch bemerkt zu werden, daß er, der unverheirathet war und in dessen Hause niemals ein Kind lebte, doch gegen die Kinder, besonders gegen die kleinen Mädchen, sehr freundlich war und oft mit heiterer Miene ihrem Spiele zusah.

Der Forstmeister, welcher jene Zeit noch erlebt hatte, da es für Geisteskraft und Aufklärung galt, frivol zu sein oder doch zu scheinen, war nicht nur, wie man es nennt, im Allgemeinen religiös, sondern er war ein Christ und hatte kein Bedenken, auch so zu erscheinen.

Zwar besuchte er die Kirche nicht so oft, wie es wohl geschehen wäre, wenn er das Kirchdorf näher als anderthalb Stunden von seiner Wohnung gehabt hätte, doch las er viel in der Bibel und war mit ihrem Inhalt von Jugend auf genau bekannt, ja, sie diente ihm zu einer Rathgeberin und sogar zu einem Orakel, bei dessen

Befragung wohl eine Art Aberglauben nicht in Abrede gestellt werden konnte.

Als dieser würdige Mann, sehr verdrießlich über den Frevel in seinem Forst, in seiner Stube auf- und niederging und überlegte, wie er dem Unwesen steuern sollte, trat der Uhlanenlieutenant v. Messing ein, welcher sich gern sein Neffe nannte, obgleich er höchstens ein Vetter im fünften Grade vom Forstmeister war.

Von Messing war ungefähr 23 Jahre alt und stand gewöhnlich mit seiner Schwadron in einer der größeren Städte des Landes, kam aber oft auf Monate lang, wenn nicht die Exerzirzeit war, zu seinem Onkel, wie er den Forstmeister nannte, mit seinem Bedienten und zwei Pferden heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Präsident Johnson und die Zahl 7.

Eine seltsame Erscheinung, auf die wir der Kuriosität wegen aufmerksam machen, ist die häufige Wiederholung der Zahl Sieben im Leben des Ex-Präsidenten (der Verein. Staaten Nordamerika's) Johnson. Der Name Johnson enthält sieben Buchstaben; mit dem 14. Jahre wurde er Schneiderlehrling, zweimal sieben; er betrieb dieselbe sieben Jahre. Als er es aufgab, war er 21 Jahre alt, dreimal sieben. Im Jahre 1828, viermal sieben, wurde er zum Alderman der Stadt Greenville, V. C., und im Jahre 1835, fünfmal sieben, wurde er in die Legislatur von Tennessee erwählt; er war damals 28 Jahre alt. Im Jahre 1842 im Alter von 35 Jahren, fünfmal sieben, wurde er in den Kongreß und im Jahre 1857 im Alter von 49 Jahren, siebenmal sieben, wurde er in den Ver.-Staaten-Senat gewählt. Am 7. März wurde er zum Militärgouverneur von Tennessee ernannt und im Jahre 1864 im Alter von 56 Jahren, achtmal sieben, wurde er zum Vice-Präsident nominirt. Eine so häufige Wiederholung einer einzigen Zahl in dem öffentlichen Leben eines Mannes gehört gewiß zu den Seltenheiten.

Mannigfaltiges.

* Ueber die Zündstreichhölzchen macht O. Ule in der von ihm und K. Müller redigirten „Natur", 1869, Nr. 3, folgende Mittheilung: „Man hat berechnet, daß in Frankreich 6, in England 8, in Belgien 6 Streichzündhölzer pro Kopf und Tag verbraucht werden, und in dem rauchenden Deutschland dürfte die Zahl leicht noch größer sein. Nehmen wir indeß nur die kleinste Zahl als Durchschnitt an, so erhalten wir doch für ganz Europa einen täglichen Verbrauch von 2 Milliarden, und diese repräsentiren mindestens 400,000 Pfd. Holz. Der jährliche Verbrauch würde also etwa 145 Millionen Pfd. Holz betragen. Von den leichten Holzarten (Espe und Pappel), die gewöhnlich dazu verwendet werden, wiegt der Kubikfuß nicht mehr als etwa 15 Pfd. Demnach würden in Europa allein jährlich gegen 10 Millionen Kubikfuß oder 90,000 Klafter Holz in den so wenig geachteten Zündhölzern vernichtet werden. Rechnen wir dazu den Verbrauch an Phosphor, der ungefähr 420,000 Pfd. jährlich beträgt, und den Lohn der Arbeiter, deren Zahl man auf 30,000 schätzt, so ergibt sich ein Gesammtwerth der jährlichen Zündholzfabrikation in Europa von mindestens 65 Millionen Thalern."

* Auf dem zwischen Louisville und New-Orleans fahrenden Dampfer Richmond erscheint eine Zeitung, die Richmond Head Light. Ein Redakteur und zwei Setzer sind an diesem sicherlich einzig in seiner Art dastehenden Blatte, welches drei- bis viermal während jeder Fahrt herauskommt, beschäftigt, welches Vorkommnisse des Stromlebens bespricht, außerdem aber von Hotelwirthen und anderen Geschäftsleuten vielfach zur Verbreitung von Annoncen benutzt wird.

* Einen neuen Zweig weiblicher Industrie hat eine junge Dame in Chicago entdeckt. Sie macht in den Zeitungen bekannt, daß sie „jungen Herren, welche sich in Gesellschaft des schönen Geschlechts unsicher fühlen und schüchtern sind, Unterricht in Etiquette und der Art und Weise, wie mit Damen zu verkehren, ertheilt. Rathschläge an Liebhaber und solche, die es werden wollen, sind extra zu honoriren." Wie es heißt, hat sie sich eines starken Zuspruches zu erfreuen.

* (Politikus.) Der berühmte Hofprediger Abraham a Santa Clara sagte: „Das Wort Politikus fängt mit einem P an. Dieser Buchstabe schickt sich in alle Sättel. So man ihn gewöhnlich formirt, ist er ein p, da man ihn umschlägt, ein d; dasselbe aufwärts wird ein q geschaut, dafern man dieses umschlägt, wird ein b, und solchergestalt soll ein Politikus geartet sein, daß er sich in alle Modelle fein bequemen könnte."

* Poln. Crone, 28. März. Ein aus Amerika hier eingegangener Brief bringt u. A. auch folgende Mittheilung, deren Wahrheit von dem Schreiber verbürgt wird. Die Thatsache ereignete sich erst vor einigen Wochen. Die Neger in Amerika schmücken sich gern mit den Namen berühmter Männer: Cäsar, Scipio, Hannibal, Aurelius, Washington, King James (König Jakob), Abraham Lincoln u. s. w. Kürzlich lag ein solch schwarzer Herr betrunken im Rinnstein und schrie wie wahnsinnig; er wurde gepackt und in das Loch gesteckt, nächsten Morgen entrauscht vor den Bürgermeister geführt: Wie ist Ihr Name? Der Neger antwortete mit großer Würde: Graf Bismarck — homerisches Gelächter. Der Bürgermeister aber spricht: Sie sind entlassen, einem so großen Manne muß man etwas durch die Finger sehen, künftighin machen Sie aber Ihrem Namensvetter in Berlin mehr Ehre.

* Eine in London gestellte höchst sonderbare Preisaufgabe, deren Lösung mit 50 L. belohnt werden soll, verdient Erwähnung: „Ueber den Nutzen und den Mißbrauch der Musik im öffentlichen Gottesdienste, wie auch über die Gefahr der Einführung gemalter Fenster in Kirchen." Es braucht nur noch hinzugefügt zu werden, daß besagter Gegenstand vom „Standpunkte der heiligen Schrift aus" beleuchtet werden soll, um den Urheber der Preisaufgabe genugsam zu charakterisiren.

Ein Fürst besuchte in Begleitung vieler mit Orden geschmückter Herren eine Sternwarte. Der Astronom empfing den hohen Gast, benahm sich aber verlegen. Ein Hofherr äußerte dem Fürsten seine Verwunderung darüber. „Kein Wunder," entgegnete derselbe, „es überrascht ihn, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen."

* Einem ziemlich scharf angetrunkenen Herrn, welcher von einem Balle kam, entfiel bei Glatteis auf der Straße sein Hut und man hörte ihn nun, während er sich an einer Straßenecke hielt, folgende Rede an seinen Hut halten: „Wenn ich dich aufhebe, so falle ich; wenn ich falle, so hebst du mich nicht auf; darum lass' ich dich im Stich;" worauf er stolz weiter wankte.

* (Auch ein Mißverständniß.) Hans: Hast du gehört, die Bauern wollen dem Herrn Pfarrer den Zehnten nicht mehr zahlen?" — Michel: „Na, er wird schon warten bis zum Fünfzehnten!"

* (Ein rechtschaffener Mann.) An einem öffentlichen Orte sprach neulich Jemand von einer gewissen Aufregung in Dürkheim. Die Ursache davon sei, daß der katholische Pfarrer einem Manne das kirchliche Begräbniß verweigert habe. Nach den genauern Umständen befragt, meinte der Urheber des Gespräches: der Verstorbene sei zwar niemals in die Kirche gegangen und habe auch in 17 Jahren kein Abendmahl empfangen, doch sei derselbe ein rechtschaffener Mann gewesen. Eine Erkundigung gab nun die andere. Man interessirte sich um die Krankheit, um deren u. s. w. Nun, sagte der Erzähler, er hat sich todt getrunken. Dann war er ein Lump, meinte da ein Zuhörer. O nein, entgegnete der Andere, das nicht Er war ein rechtschaffener Mann, denn er hat seine Sachen bezahlt.

Lebensphilosophie.

Eine gefährliche Schifffahrt ist der Sterblichen Leben;
Oft ergreift der Sturm unser gebrechliches Schiff.
An dem Ruder das Glück, es lenkt uns hierher und dorthin,
Zwischen Hoffen und Furcht schweben wir wechselnd umher;
Der hat glückliche Fahrt, unglückliche Jener, und Alle
Nimmt ein Hafen zuletzt unter der Erde uns auf.

Räthsel.

Wer erste Silbe richtig hat,
Hat in der Schweiz drin eine Stadt.
Die Zweit' ist mächtig ausgedehnt
Und wonnig, wenn sie grünt.
Die Dritte ist ein Wort nur klein,
Das kann niemalen weiblich sein.
Das Ganze war von niederm Stand,
In Augsburg seine Wiege stand.
Sein gutes, holdes Töchterlein
Sollt' einem Herzog eigen sein.
Darob sein Vater heftig grollt,
Drum haben Henker sie geholt.
Die Arme — doch so hold und gut —
Mußt' enden in der Wasserfluth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Krauzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Samstag, 10. April **1869.**

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant lebte bei seinem Onkel viel wohlfeiler als in der Stadt, denn er lebte hier ganz ohne Kosten. Von seiner Mutter unterwiesen, that er nach seiner Meinung alles Mögliche, um die Gunst des Forstmeisters zu gewinnen und zu bewahren, weil er sich als dessen nächsten und natürlichen Erben betrachtete. Der Forstmeister lud ihn zwar gerade nicht ein, er machte ihm aber auch kein unfreundliches Gesicht, wenn er kam, noch gab er ihm zu verstehen, daß ihm seine Ankunft oder sein längerer Aufenthalt unangenehm sei; er ließ ihn gewähren, wie man so zu sagen pflegt, und war damit zufrieden, daß der Lieutenant, welcher doch nun einmal sein Verwandter war und dessen Eltern zu seiner schmalen Gage, mit der er unmöglich auskommen konnte, nicht viele Zuschüsse zu geben im Stande waren, sich während einiger Monate im Jahre bei ihm aufhielt.

Der Herr v. Messing war so ein Lieutenant, wie es viele gibt oder damals gab.

Nachdem er bis zum 15ten Jahre das Lesen und Schreiben, wenn auch nicht ganz orthographisch richtig, und so viel Geographie und Geschichte gelernt hatte, daß er sehr gut wußte, Europa läge nicht in Ostindien und Christus sei lange Zeit vor Friedrich dem Großen geboren, und nachdem er selbst einen schönen Anfang im Französischen gemacht hatte und wußte, daß man „eh bien!“ sagen könne, wenn man Jemand aufmuntern wolle, oder wenn man sonst Nichts zu sagen wisse, und „plait-il?“ wenn man dem Kameraden eine gestopfte Pfeife überreiche oder ein Glas Wein einschenke, und „à vous!“ wenn man ihm zutrinke; nachdem er sogar begriffen hatte, daß man, um eine Aehnlichkeit auszudrücken, „à la“ vorsetzen müsse, was besonders hübsch klinge, z. B. „das sei ja ein Kerlchen à la Teufel“, trat er als Kadet in das blaue Uhlanen-Regiment ein, lernte gut reiten und mittelmäßig fechten, ziemlich trinken und männlich fluchen, und ward im 18ten Jahre Cornet und im 23ten Jahre durch besonderes Glück und Empfehlung Lieutenant.

Er blieb aber in seiner Ausbildung nicht still stehen, las schon als Cornet Romane und Novellen und übte sich in deutschen Aufsätzen, indem er nicht selten mit Kammermädchen und einmal sogar mit einer Schauspielerin, welche sich selbst eine Mimin nannte, Liebesbriefe wechselte.

Dabei vernachlässigte er seine äußere Ausbildung nicht. In seinem Anzuge ward er immer zierlicher und gesuchter und widmete demselben viele Zeit.

Einstmals sagte er einem Freunde, welcher ihn fragte, womit er seine Stunden ausfülle:

„Wenn ich des Morgens aufgestanden bin, meine Pfeife geraucht, hernach gefrühstückt und meine Toilette gemacht habe, und gerade nicht exerzirt oder eine Parade abgehalten wird, so gehe ich vor dem Mittagessen noch zu einem Kameraden oder ich reite spazieren; den Nachmittag aber habe ich für mich.“

Daß Herr v. Messing etwas eitel war, soll ihm nicht als eine besondere Eigenschaft zugerechnet werden, ebensowenig, daß er sich für einen Unwiderstehlichen bei den Mädchen hielt.

Ausgesuchte Sorgfalt widmete er dem großen blonden Schnurrbart, welcher wirklich das Ausgezeichnetste an seinem Kopfe war, und sein Haupt trug er gerade in der steifen Binde. Wenn seine Beine auch etwas schief waren, so verstand er diesen Fehler des Wuchses unter den weiten Beinkleidern ziemlich zu verstecken.

Der Lieutenant war klug genug, die Winke seiner Frau Mutter zu befolgen, wenn er sich bei dem Forstmeister aufhielt. Er fluchte dann fast gar nicht und trank sehr mäßig, um sich nicht zu vergessen.

Von seinen vielen Siegen, wirklichen und erlogenen, über die Küchen- und Kammermädchen schwieg er dann gänzlich und suchte lieber von Pferden zu reden, von denen er ziemliche Kenntnisse hatte, sowie von der Jagd, und ein natürliches Gefühl leitete ihn, sich in diesem letzten Stücke von dem Herrn Onkel belehren zu lassen und dessen Bemerkungen und Andeutungen immer die größte Aufmerksamkeit zu schenken, als hätte er gewußt, daß fast alle Menschen gern belehren, unstreitig, um ihren überwiegenden Verstand und ihre Kenntnisse zu zeigen, und daß sie denen leicht gewogen werden, welche sich von ihnen belehren lassen.

So war also im Ganzen der Forstmeister dem Vetter gar nicht abgeneigt und dieser nährte die nicht unbegründete Hoffnung, den Onkel, der in den vielen Jahren nicht wenig erspart haben mochte, dereinst zu beerben.

Als der Lieutenant zu dem Forstmeister eintrat, um ihm einen guten Morgen zu wünschen, mit ihm von der baldigen Treibjagd zu reden und ihn zugleich um einen guten Rath zu bitten, wie er sich dabei zu benehmen habe, um sich dem Erbprinzen recht zu empfehlen, ward er bestürzt, als er den alten Mann so unmuthig, mit hastigen, offenbar durch den Zorn beschleunigten Schritten auf- und niedergehen sah und vor sich hin murmeln hörte.

Der Lieutenant wurde etwas bestürzt und dachte: Soll er erfahren haben, daß ich —

„Denken Sie sich — die verfluchten Wilddiebe — sie verheeren mir meine ganze Wildbahn, sie zersprengen alle Rudel — und nun gar im Rothen Grunde. Der Balthasar hat ihrer drei getroffen, wie sie ein altes Thier ausweideten; sie haben nach ihm geschossen.

So geht es nun schon länger als fünfzehn Monate, nachdem ich zwanzig Jahre Ruhe gehabt habe. Aber so soll es nicht bleiben. Wir müssen eine große Streiferei halten; ich will alle Förster und Jäger im Reviere aufbieten und mir noch von den Feldjägern zwanzig Mann dazu geben lassen. Ich meine, wir wollen sie schon fangen — wenn die Herrn Beamten sie nur nicht wieder laufen lassen.

Heute Nachmittag will ich selber mit Balthasar und dem Förster Wilke den Rothen Grund und den Alten Hagen durchstreifen. Ich denke, Sie gehen mit. Wir können uns dann theilen und vielleicht finden wir die Buschklepper, vielleicht werden sie uns auch gewahr und weichen, wenigstens auf einige Zeit, aus diesen Revieren.“

Der Lieutenant nahm bereitwillig den Vorschlag an.

2. Kapitel.

Der Forstmeister läßt sich im Walde etwas vorsingen.

Eine kleine halbe Stunde nach dem Mittagessen — es war kaum halb zwei Uhr — zogen alle Vier mit Doppelflinten über der Schulter in den Wald.

Es war ein heiterer Nachmittag, wie wir deren in der ersten Hälfte des November noch manche haben. Der Morgen war nebelig gewesen, aber der Nebel war gefallen und die Sonne schien nun hell und klar.

Schon einigemal nach heiteren Tagen war in den wolkenlosen Nächten ein leichter Frost eingetreten und hatte schon Kraft genug gehabt, das Laub an den Bäumen leicht gelb und roth zu färben.

Der bunte Herbst hatte mit seinen Streifen den ganzen Wald durchzogen, aber das Laub hing noch größtentheils an den Bäumen. Das Spinngewebe des fliegenden Sommers flatterte hier und dort an den Aesten und zog an der Traube des Waldes mit den seidenen Fäden durch die leicht bewegte Luft.

Im Thale war es ziemlich warm, aber der Wald nahm bald die Forstmänner auf.

Das große Revier des Forstmeisters war mit Recht ein Wald zu nennen. Es zog sich über drei Meilen in die Länge und über anderthalb Stunden in die Breite über eine doppelte Bergkette von Sandsteinbildung und über das dazwischen liegende Thal, sowie durch alle Seitenthäler und Gründe.

Eichen nahmen das große Mittelthal, die Gründe und den Fuß der Berge, sowie die Südseite der Abhänge selbst, bis auf die halbe Höhe ein.

Die Eichen standen fast ganz rein, man duldete zwischen ihnen kein Weich- oder Unterholz und sie bildeten, bis auf einzelne junge Zuschläge, einen lichten Wald, durch den man fast immer oben den blauen Himmel sehen konnte, obgleich die Bäume dicht genug standen.

Höher hinauf standen die Buchen in großen Zuschlägen, sehr verschiedenen Alters, und häufige Dickungen wechselten mit geschontem Hochwald, Stangenholz und Schlagrevieren.

So sehr man sich auch bemühte, einen reinen Buchenwald darzustellen — denn die damalige Zeitansicht war gegen gemischte Waldung — so waren doch Birken und die Zitter- und Schwarzpappel eingedrungen.

Viele Quellen entsprangen an den Bergen, fast in gleicher Höhe, wo die Tanne die Buche ablöste, und vereinigten sich zu Bächen, welche rasch in den tief ausgehöhlten Rinnen herabstürzten, oder sie zogen sich vereinzelt durch ein schmales, sumpfiges Thal und verloren sich in der Erde, um am Fuße des Berges wieder hervorzubrechen und ihr in der Erde gesammeltes Wasser mit den volleren Bächen zu vermischen.

Nur an einer Stelle in dem ganzen Forst zwischen den beiden Bergreihen hatte ein Weiher ein breites Wasserbecken gebildet, in den zwei Bäche von verschiedenen Seiten einströmten und aus welchem ein stärkerer Bach sich ergoß, der eine Zeit lang in dem Thal zwischen den beiden Bergketten umherirrte, bis er in einer tiefen Schlucht eine der südlichen Höhen durchbrach und ungestüm den Abhang hinabbrauste durch den Eichenwald, dessen Wurzeln er tränkte, bis am Fuße des Berges sein Lauf regelmäßiger und langsamer wurde.

Dieser große Weiher lag fast in der Mitte des großen Forstreviers und war mit dichtem Walde umschattet. Man hatte hier die Natur frei walten lassen. Mächtige Eichen streckten ihre breiten Arme oft bis an die Ufer und wurden von glattstämmigen Buchen überwipfelt, über denen wieder riesige Rothtannen hervorragten.

Die Birke mit dem silberweißen Stamme drängte sich durch, wo sie Raum fand, und stand oft schräg über dem Rande des Weihers, so daß ihre hängenden Zweige fast das Wasser berührten.

Die Eberesche mit den rothen Beerenbüscheln gedieh auf dem feuchten Grunde und der Ahorn mit dem breiten, schöngezackten Weinblatte hielt die äußersten Ufer besetzt, gemischt mit schlanken Eschen und Ellern und der wasserliebenden Pappel.

Aber nicht gesondert standen die Bäume, sondern Büsche von Weiden und Haseln, mit Geisblatt und Masholder, mit den dunkelrothen Zweigen des Hartriegels und den glänzenden Stachelblättern des Hülsendorns gemischt, und der frische Anflug des jungen Holzes verband den ganzen Umkreis des Weihers zu einer schattigen Dickung, durch welche nur der durstige Hirsch und der Fuß des Jägers sich schmale Stege gebahnt hatten, und die überall von unzähligen Drosseln durchschwärmt war, welche durch die hellrothen, dreikantigen Beeren des Spillbaums, durch die rothen Korallen des Johannisflieders und Geisblattes und durch die schimmernden Trauben der Eberesche angelockt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Die weiblichen Haartouren.) Bei den neuerdings in Paris gegen die Chignons aufgetauchten Agitationen dürfte nachstehende Notiz von Interesse sein: Bekannt sind die riesenhaften Gebäude, welche mit Hilfe künstlicher Gestelle im 17. und 18. Jahrhundert aus den Haaren der Damen auf ihren Häuptern aufgeführt wurden. Da trugen sie die Erdkugel oder den Himmelsglobus im Durchmesser von einem bis 2 Fuß auf dem Kopfe; auf jener bildeten bunte Bänder die Grenzen der Erdtheile und Länder; auf diesem Goldflitter die Sterne. Zum Minerva-Helm wurde das Haar aufgekämmt, ja, man höre, zur Fruchtschale wurde es hergerichtet, welche, etwa eine Elle hoch, wirkliche Weintrauben, Zitronen, Birnen, Kirschen und andere Früchte trug. Da erfaßte zu Anfang der 1760er Jahre eine Anzahl Damen eine leidenschaftliche Vorliebe für griechische Coiffure, welche damals der Pariser Friseur Legros wieder einzuführen suchte. Die Zahl der Verehrerinnen dieser Haartracht wuchs, welche bekanntlich nicht durch künstlich gedrehtes und geflochtenes Haar, sondern dadurch gebildet wird, daß das lange seidige Haar nach hinten in ein Büschel oder Knoten zusammengefaßt oder gebunden wird, wobei, weil ein schmaler Stirnbogen den Griechen für schön galt, das Haar, wellenförmig um die Schläfe fließend, die Stirne eng begrenzt. Leider wurde diese Reaktion bald unterdrückt und zwar auf merkwürdigem Wege. Sämmtliche Haarkünstler der Modestadt Paris erhoben sich wie ein Mann gegen ihren Kollegen Legros, welcher sie um Brod und Einkommen zu bringen drohte, strengten einen Prozeß gegen ihn an und erkämpften — ein gerichtliches Verbot der Coiffure à la grecque. Darnach steigern sich die Haarthürme der Damen zu immer wachsender Höhe, so daß im Jahre 1778 der Direktor der Pariser Oper ein Maß vorschrieb, welches die das Theater besuchenden Damen nicht überschreiten durften, wenn sie eingelassen sein wollten. Plötzlich verlor Marie Antoinette im Jahre 1760 ihr schönes Haupthaar und in Folge dessen fielen

die Haare der Hofdamen unter der Scheere der selbst die Mode überwältigenden Etiquette. Man frisirte sich à l'enfant, d. h. mit geringelten kurzen Locken. Doch blieb diese Frisur nur auf die Hofkreise beschränkt; erst gegen Ende der Schreckensherrschaft kam mit dem griechischen Kostüme die entsprechende Haartracht wieder auf; die Titustracht des Kaiserreichs wich geschmackvollen Frisuren.

* (Ludwig XVII.) Wir lesen in einem französischen Blatte: In Cholet zirkulirt seit einigen Tagen eine Nachricht, welche bei vielen Personen Sensation macht. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Tod des wirklichen Ludwig XVII. Bekanntlich hat Niemand mit Gewißheit zu sagen vermocht, was aus dem unglücklichen Prinzen geworden ist. Einige behaupten, er sei in Folge der schlechten Behandlung, die ihm der Schuster Mimon zu Theil werden ließ, gestorben. Andere meinen, er sei bei einem Schiffbruche auf dem Schiffe umgekommen, welches ihn nach England hätte führen sollen. Viele Betrüger haben es versucht, das geheimnißvolle Verschwinden des Prinzen auszubeuten und sich für den Sohn Ludwig XVI. auszugeben. Aber sie hatten ein Interesse daran, diese Rolle zu spielen, während bei der Thatsache, welche jetzt die Bevölkerung von Cholet aufregt, keine Spur von Eigennutz und noch weniger von Charlatanismus mit ins Spiel kommt.

Man erzählt nämlich Folgendes: Vor langen Jahren kam in einer düstern Nacht in dem Trappisten-Kloster Bellefontaine, zwei Stunden von Cholet, ein Mann in Begleitung einer anderen Person an. Die letztere überreichte dem Superior ein Kästchen mit der ausdrücklichen Bedingung, dasselbe solle erst nach dem Tode seines Gefährten geöffnet werden, der seine Tage in diesem Asyl des Friedens zu beschließen wünsche. Erst dann sollte der Name des in das Kloster Eintretenden und dessen Lebensschicksale veröffentlicht werden.

Dieser Mönch nun, dessen Gesicht eine erschreckende Aehnlichkeit mit dem Typus der Bourbonen hatte, ist vor wenigen Tagen gestorben und viele Leute versichern, daß in dem Kästchen gefundene Papiere auf das Evidenteste beweisen, daß der verstorbene Trappist der Sohn Ludwig XVI. war. Der Körper ist einbalsamirt worden und die feierliche Beisetzung wird noch auf längere Zeit verschoben. Mehrere Bischöfe und eine Menge anderer Personen haben sich nach Bellefontaine begeben, um den Trappisten zu sehen, der so hohen Ursprunges sein soll.

* In N. wurde im Theater, weil sich der Anfang der Vorstellung ungebührlich verzögerte, auf dem obersten Range der Gallerie ein gewaltig großer Lärm und Unfug gemacht. Hierüber schrie Jemand vom Parterre aus, voll Zorn und Wuth nach oben hinauf: „Seid ruhig, ihr Ochsen!" Eine Stimme von oben antwortete hierauf: „Verzeihen Ihre Gnaden, hier oben ist der Heuboden, der Stall ist unten!"

* Strehlen. Ein eigenthümliches Unglück hat dieser Tage einen Husaren unserer Garnison betroffen, indem ihm ein Pferd das rechte Ohr nicht nur wegbiß, sondern auch auffraß, so daß von einem Wiederansetzen der Ohrmuschel keine Rede mehr sein kann.

* Unter den Wühlern erfreuen sich die Maulwürfe einer immer steigenden Popularität. Die Schwaben, die keine Maulwürfe haben, kaufen sie sich, um sie in Gärten, Wiesen und Felder zu setzen, damit sie die Engerlinge und anderes Gezeug vertilgen.

* Posen, 1. April. Zum Ankauf von Maulwürfen für die königlichen Forsten des diesseitigen Regierungsbezirkes sind dem Vernehmen nach gegen 150 Thlr. verausgabt worden. Bekanntlich werden mit denselben die Forsten zur Vertilgung des Ungeziefers besetzt.

Lebensphilosophie.

Ein wenig Geiz schadet dem Weibe Nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und dieses Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Göthe.

Räthsel.

Im Norden ist's ein deutscher Fluß,
Auch drückt man drauf gar manchen Kuß.

Auflösung des Räthsels in № 41:

Bernauer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Dienstag, 13. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Das Revier zu beiden Seiten des Weihers, in der Länge einer halben Stunde und bis zu der Höhe der beiden Bergreihen hinauf, hieß der Rothe Grund.

Die Sage, welche in einem alten Liede lebte, deutete diesen Namen in folgender Weise:

Es hätten vor manchem Jahrhundert auf den Gipfeln beider Berghöhen zwei Burgen gestanden, gerade einander gegenüber, so daß der Weiher im Grunde zwischen denselben lag.

Zwei Brüder hätten zuletzt diese Burgen besessen, aber in beständiger Uneinigkeit über die Grenze ihres Jagdreviers gelebt. Da wären sie zuletzt einig geworden, an einem Sommermorgen zu gleicher Zeit beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne jeder von seiner Burg in den Grund niederzusteigen und in der Richtung nach dem Weiher, so rasch sie vermöchten, zu eilen; wo Beide sich dann treffen würden, da sollte die Grenze sein.

Der ältere Bruder habe sich aber schon beim Morgenroth auf den Weg gemacht und hatte daher schon den ganzen Grund durchschritten, als ihm sein Bruder raschen Laufs entgegeneilte.

Der Letztere habe diese Entscheidung nicht gelten lassen wollen und so seien sie von Vorwürfen und Zanken zum Schwerte gekommen und im Kampfe sei der ältere Bruder an der Stelle erstochen worden, wo noch ein halbversunkenes Steinkreuz stehe.

Der jüngere Bruder aber sei landflüchtig geworden und beide Burgen, von denen man nur noch die Umwallung erkennen könnte, seien verfallen. Von dem Blute des erstochenen Ritters sei die Gegend der Rothe Grund genannt.

Die Sage gründete sich wahrscheinlich auf eine wahre Begebenheit und in einfachen Weisen lebte sie in dem Liede fort, dessen schlichter Volkston in diesen Versen nicht erreicht wird:

Roth ward der ganze Himmel
Vom ersten Sonnenstrahl,
Da liefen sie schon vom Berge,
Die Grafen, in das Thal.

Zu Fuße mußten sie laufen
Und jagen ohne Pferd,
Jedoch ihr Wanderstecken
Das war ihr scharfes Schwert.

Und wer am flinksten gelaufen,
Erhält den besten Gewinn,
Doch wer am besten kann stechen,
Der nimmt ihn wieder hin.

Sie trafen sich unten im Grunde,
Die beiden Brüder allein;
Sie fochten in grimmigem Hader
Dort bei dem Kreuze von Stein.

Sie haben gefochten zwei Stunden,
Das Gras vom Blute ward roth;
Sie wichen nicht, bis durchstochen
Der älteste Bruder lag todt.

Die vier Forstmänner waren kaum eine Viertelstunde im eigentlichen Walde gegangen, als sie sich auf den Vorschlag des Forstmeisters theilten, indem er selber mit dem Jäger Balthasar dem Bache entgegen in einer Schlucht nach dem Rothen Grunde emporstieg.

Der Lieutenant mit dem Förster sollten sich links ab nach dem Alten Hagen wenden. Am Weiher wollten sich Alle wieder treffen.

Die beiden Letztern setzten ihren Weg, langsam bergan steigend, ohne besondere Abenteuer fort, nur daß sie in einem Buchen-Zuschlage eine junge Frau aus dem Dorfe trafen, welche für ihre Ziegen Gras und Laub schnitt.

Der Lieutenant, welcher gern der Armuth unter die Arme griff, wenn sie jung war, nahm sich der Frau an und bewog den Förster, es ihm allein zu überlassen, der Forstfrevlerin eine Strafe

aufzulegen, wodurch jedoch in ihrer Wanderung eine Verzögerung entstand, welche nicht ohne Folgen blieb.

Der Forstmeister, welcher mit seinem Jägerburschen langsam den Eichenwald am Fuße der Bergreihe durchschritt, begann, um sich die Zeit bis dahin zu kürzen, daß sie in den dichten Buchenwald kamen, mit seinem Begleiter ein Gespräch, indem er ihn fragte:

„Was war das für ein Lied, Balthasar, das Du vorgestern Abend auf dem Hofe sangest oder wohl eigentlich nur brummtest; die Melodie gefiel mir wohl, aber die Worte konnte ich nicht verstehen."

Der Bursche erwiederte: „Das ist ein altes Lied, Herr Forstmeister, das die Mädchen hier im Dorfe singen, und weil es eigentlich ein Jägerlied ist oder ein Jäger darin vorkommt, so habe ich es gelernt und singe es zu Zeiten für mich."

Der Forstmeister versetzte: „Laß es doch einmal hören."

„Ach, eigentlich gefällt es doch wohl dem Herrn Forstmeister nicht, denn es ist so alt und —"

„Singe nur," sagte der freundliche Mann, „es wird ja kein Schelmenlied sein; hier dürfen wir noch laut sein, sprechen und singen. Wir haben noch eine Viertelstunde bis zu den Buchen, aber dort müssen wir sachte auftreten."

Balthasar begann mit nicht unangenehmer Stimme:

Es ging ein Jäger zu jagen,
Ein' Stunde, noch eh' es thät' tagen,
Zu schießen einen Hirsch und ein Reh.

Da begegnet ihm auf der Haide
Ein' Maid im schlohweißen Kleide,
Die gefiel dem Jäger so wohl.

„Schön' Maid, willst du mit mir jagen,
Ein' Stund', noch eh' es will tagen,
Zu schießen einen Hirsch und ein Reh?"

„Ach, Jäger, ich kann ja nicht jagen,
Dein' Bitt' wollt' ich nicht versagen,
Um was es auch immer mag sein."

Er faßte sie wohl um die Mitte
Und trug sie in seine Waldhütte
Und blieb bis zum Abende spät.

Die Strophen, die Balthasar aus diesem Volksliede, das an der Oberweser noch häufig gesungen wird, auslassen mußte, lauten folgendermaßen:

„Auf, Jäger! die Zeit ist verflossen,
Hast geschlafen, hat mich nicht verdrossen.
Eine reine Jungfrau bin ich noch.
Eh'r wollt' ich mein Haar lassen fliegen,
Als mich ein Jäger sollt' besiegen."
So sprach sie dem Jäger zum Spott.

„Nun kannst Du aufhören," unterbrach mit etwas unwilligem Tone der sittlich strenge alte Mann das Volkslied. „Was ist das wieder für ein Lied? Du sagtest, es sei ein Jägerlied! Hast Du denn in Deiner Jugend nicht bessere Lieder gelernt, um solches Zeug zu singen?"

Balthasar seufzte: „Ach Gott, genug! Ich habe vom Küster gehörig Prügel dabei bekommen. Aber alle diese Lieder aus dem Kinderfreunde und dem Schöppenstädtischen Volksliederbuche —"

„Aus dem Hoppenstädtischen, willst Du wohl sagen," verbesserte der Forstmeister.

— „Ja, alle diese Lieder kommen mir so läppisch vor, seit ich konfirmirt bin; ich mochte sie gar nicht mehr singen und die Andern mochten es auch nicht. Ich habe sie fast alle vergessen; von einigen weiß ich nur noch den Anfang: „„Es war ein Lämmchen weiß wie Schnee —""

„Und christlich waren sie eben auch nicht, sondern es hieß immer, wie edelmüthig die Türken und Heiden gegen uns seien. So wird in einem Liede ein Türke Ibrahim gelobt, der einem Christen einen Pfirsich gegeben, als der König Ferdinand die Stadt belagern ließ. Soll ich etwas singen, so will ich lieber mein Volk und uns Christen loben. In anderen Liedern mußten wir immer singen, wie unschuldig wir Kinder wären, und wer dabei nicht gerührt aussah oder gar lachte, bekam Prügel, und wir wußten doch nichts von unserer Unschuld."

„Das verstehst Du freilich nicht besser," unterbrach ihn der Forstmeister. Aber in seinem Herzen dachte er, daß das wohl nicht die rechten Lieder für die Jugend und das Volk seien, welche die Jugend nicht mehr mag, wenn sie aus der Schule ist, und welche dem Volke zuwider sind.

Der alte Mann kannte seine in der Jugend gelernten Gesänge noch alle und hatte sich oft, so mangelhaft sie auch waren, in trüben Stunden an ihnen erquickt.

Der Forstmeister sagte nun: „Geh' jetzt leise und rede nicht, wir müssen hier in den Buchen behutsam sein."

Die beiden Jäger kamen nun in eine Dickung von jungen Buschheistern. Balthasar erbat sich flüsternd die Erlaubniß, rechts den Dohnenstieg abzusuchen; er wolle schon früh genug am Weiher im Rothen Grunde eintreffen.

Der Forstmeister setzte im Bergschritt seinen Weg fort. Sein Auge betrachtete den Wald, der zum großen Theile das Werk seiner Hände war, mit dem Blicke eines Gärtners, der seine Blumen prüfend betrachtet. Die stille Lust über das, was er schon angelegt hatte, und über dessen Gedeihen wechselte mit der Thätigkeit des Geistes, welche nicht ruhet, immer mehr zu bessern, immer weiter zu wirken, und welche nicht müde wird, Pläne zu machen, was noch geschehen soll.

Beide Gefühle gaben seiner Seele jene behagliche Befriedigung, welche der sichere Lohn jedes treuen Mannes ist, der in dem Segen seiner Wirksamkeit seine Belohnung findet.

So stieg der Forstmeister den Berg hinan und über seinen Gipfel wieder in das Thal hinab. Der stille Wald störte nicht den behaglichen Gedankengang seiner Seele. Die Blätter fielen ohne Geräusch von den Bäumen. Die meisten Vögel waren schon fortgezogen, nur die Drosseln streiften durch die Gebüsche, die Meisen und Finken riefen von den hohen Gipfeln und der rothe Heher ließ oft die Eichel und Büchel, mit der er zu Baum geflogen war, niederfallen, indem er sie aufpicken wollte.

Die Eichhörnchen sprangen geräuschlos an den dicken Baumstämmen hinauf und trugen sich die letzten Vorräthe in ihre Winterlager.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein echtamerikanischer Humbug, womit das New-Yorker Publikum im vorigen Jahr genasführt wurde, ist kürzlich aufgedeckt worden. Die zahlreichen Besucher der Gebhard'schen Bad- und Schwimmanstalt am Fuße der 66. Straße erinnern sich noch wohl des dort gefangen gehaltenen Wallfisches und des großen Interesses, welches Alt und Jung an den leichten Bewegungen dieses Meergiganten nahmen, der unter seinen springbrunnenähnlichen Strahlen, die seiner Nase entströmten, in den Wellen des Eastriver bald ruhig dahin glitt, bald mit wilden Schlägen seines Hintertheils die Wogen peitschte, daß das Wasser hoch aufspritzte. Wohl Viele werden sich noch der großen Aufregung erinnern, die ein rücksichtsloser Yankee hervorrief, der seinen Revolver auf den Wallfisch abschoß, um selbst auf die Gefahr hin, den Werth des Thieres ersetzen zu müssen, zu erproben, ob die Kugeln die Haut und das Fleisch des Thieres durchdringen oder schadlos an dessen Panzer abprallen. Wer hätte damals gedacht, daß dieser Wallfisch ein künstlich konstruirtes Boot gewesen, das, mit Segeltuch überzogen, in seinem Innern sieben Männer barg, von denen mehrere die floßähnlichen Ruder führten, andere die Wasserstrahlen aus der Nase des Thieres trieben, und der siebente, der Erfinder dieser Maschine, die Bewegungen desselben leitete. Wer hätte damals gedacht, daß der rohe Yankee mit seinem Schießen nicht das Leben eines Thieres, sondern jenes mehrerer seiner Mitmenschen leichtsinnig bedroht? Ein Glück war es, daß die Kugeln nur an den Köpfen der Insassen des Wallfisches vorüberpfiffen, ohne Schaden zu thun. Ja, wird der Leser fragen, warum und wozu jetzt nachträglich die Enthüllung, wie kommt sie zu Tage? Ganz einfach. Herr Gebhard hat nämlich das Geld, welches ihm die Schaustellung des „Wallfisches" einbrachte, recht gerne in seine Tasche gesteckt, auf der andern Seite aber vergessen, dem eigentlichen Unternehmer die bedungene Vergütung zu bezahlen, so daß demselben, der sich als „Naturforscher" Andernach entpuppte, nichts anderes übrig blieb, als vor Richter Stemmler, wo er klagend Zahlungshilfe suchte, den Schleier von dem Geheimniß zu lüften. Der Richter fand die Forderung des neuen Jonas begründet und erkannte ihm 867 Dollars Entschädigung zu.

* (Ein amerikanischer Prozeß wegen Eheversprechen.) Cincinnati (Staat Ohio). Ein interessanter Civilprozeß gelangte jüngst in unserem Staate zur Entscheidung. Ein gewisser Bradshaw wurde wegen Verletzung eines Eheversprechens verklagt, das er Mary Ferguson, einer Putzmacherin zu Springborough, gegeben hatte. Zu seiner Vertheidigung führte er an, daß afrikanisches Blut in den Adern der Klägerin fließe und daß nach den Staatsgesetzen von Ohio eine Ehe mit ihr ungesetzlich sein würde. Gegen diese Gründe wurde seitens der Klägerin eingewendet, daß das vierzehnte Amendement zur Vereinigten Staaten-Konstitution oder die Civilrechtsakte das Staatengesetz als ungiltig verwerfe, aber der Gerichtshof ließ dieses Plaidoyer nicht gelten und hielt das Staatengesetz aufrecht. Die Gerichtsverhandlung nahm hierauf die Form einer Untersuchung des angeblichen afrikanischen Blutes der Klägerin an. Zeugen wurden vernommen, um nachzuweisen, daß sie in Virginien geboren, dort mit ihrer Mutter, einer unverheiratheten Mulattin, seit Jahren gelebt, und daß ihr Vater ein weißer Virginier sei. Drei Aerzte,

welche sie während einer Krankheit behandelt hatten, erklärten, in den Adern ihrer Patientin afrikanisches Blut entdeckt zu haben, andere ärztliche Zeugen wiederum sagten das Gegentheil aus, und diese erzielten schließlich die Majorität. Nach achttägiger Verhandlung gab die Jury das Verdikt zu Gunsten der Klägerin und sprach ihr eine Schadenersatzsumme von 10,000 Doll. zu.

* Wie die Komponisten in früherer Zeit zu einem Musikfeste gewandert. Im Frühling 1818 wanderten fünf Männer „von honettem Aeußeren" mit dem Ränzel auf dem Rücken die Bergstraße hinauf über Heidelberg zum Mannheimer Musikfest; es waren Spohr und Methfessel mit drei Thüringer Freunden. Methfessel hatte die Guitarre an der Seite hängen, und jeder der drei Thüringer trug ein Waldhorn auf dem Ranzen. Wo sie durch ein Dorf oder Städtchen kamen, da bliesen sie, spielten und sangen, von einem Schweife jubelnder Zuhörer gefolgt, stiegen auf die Burgen, ließen sich Essen und Trinken hinaufbringen und ihre Rundgesänge und Hornfanfaren in das weite blühende Land hinaustönen. Auf dem Heidelberger Schlosse, wo Methfessel besonders durch seine komischen Lieder ergötzte, die er meisterhaft zur Guitarre sang, wurden sie erkannt und von einer Deputation des Heidelberger Gesangvereins eingeladen, die Neckarfahrt nach Mannheim auf dem festlich geschmückten Schiffe des Vereins mitzumachen. Da begannen dann die fünf Wanderer ihr Blasen und Singen aufs Neue, bis sie in Mannheim landeten und dort als Ehrengäste begrüßt wurden. „Ja sogar eine Wohnung in einem Privathause wurde mir angetragen," fügt der Erzähler, Spohr in seiner Selbstbiographie, hinzu. Er lehnte aber dankend ab und schlief mit seinen Freunden auf der Streu, weil es in den überfüllten Wirthshäusern keine Betten mehr gab. Dies war in derselben Zeit, wo Spohr nach dem Erscheinen des Faust und der Zemire auf der Höhe seines Ruhmes stand, und Methfessel seiner größten Popularität sich erfreute. Wie anders pflegen jetzt unsere gefeierten Komponisten zu den Musikfesten zu reisen. Sie können darum wohl noch Lieder vom Wandern singen, aber kein Lied, welches jeder Wanderer singt.

* Aus Aberdeen wird eine sonderbare Heirath gemeldet: Der Nagelschmied James Nald nämlich, welcher im dortigen Gefängnisse die Schwurgerichtsverhandlungen gegen ihn wegen Raubanfalles erwartet, hat sich in einem der Säle des Gefängnisses mit einer gewissen Jane Anderson verheirathet. Der Gefängnißgeistliche wollte die Trauung nicht vornehmen, ein Stadtgeistlicher aber hatte die Bedenken nicht und vollzog den feierlichen Akt in Gegenwart des Gefängniß-Direktors und mehrere Wärter und Wärterinnen, welche letztere als Brautführer und Brautjungfern fungirten. Nach der Ceremonie wurde der Bräutigam in seine Zelle abgeführt, und die glückliche Braut durfte nach Hause gehen.

Letzter Gruß an Zweibrücken!

Da lieg' ich nun, die Kräfte sind geschwunden,
Die Mörderhand, die taglang mich geschunden,
Sie hat mir auch den letzten Stoß versetzt.
Mein stolzes Haupt gesenkt zur Erd' hernieder
Und weithin dehnen sich die starken Glieder
Im Todeskampf zerrissen und zerfetzt.

Es sind schon hundert dreißig Jahr' verstrichen —
Welch' Zeit war damals und mit heut' verglichen!
Daß man mich pflanzte an die neue Brück';
Ich wuchs empor zu aller Menschen Freude,
Ich dehnte mich nach Oben wie ins Weite,
Und bald streift' über Dächer stolz mein Blick.

Ein sturmbewegtes war mein ganzes Leben,
Doch stand ich fest, kein Zittern und kein Beben
Hab' bis zum heut'gen Tage ich gekannt.
Wie manches Alte sah ich untergehen
Und Neues, Schönes aus der Erd' entstehen:
Es sei mein vis-à-vis nur noch genannt.

Wohl spaltete des Blitzes Strahl die Rinde,
Mein schönster Ast ward mir geholt vom Winde,
Und immer noch war ich ein starker Baum;
Ich dachte stets, daß einst vor meinen Blicken
Sich stolz vergrößern würd' die Stadt der Brücken,
Doch siehe da, es war ein eitler Traum.

Als man die neue Brück' anfing zu bauen,
Da ward mein jüng'rer Bruder weggehauen:
Es war mir bei dem Anblick gar nicht wohl.
Und meine Ahnung — schon nach wen'gen Tagen
Hört' ich an meinem Fuß 'nen Herrn zum andren sagen:
„Auch der muß um, denn er ist mürb und hohl!"

Trotz Blitzes Strahl bin ich hier steh'n geblieben
Und trotz des Sturms, der arg sein Spiel getrieben,
Zur Zierde theils und theils der Stadt zur Wacht;
Jetzt ist's vorbei — der Stadtrath hat gesprochen —
Da lieg' ich nun, mein Leben ist gebrochen,
Der Stadt, ihr sei mein letzter Gruß gebracht.

?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Donnerstag, 15. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der unerwartete Retter.

So kam der Forstmeister, nicht fern von dem großen Weiher, an eine Stelle, wo im letzten Sommer Kohlen gebrannt waren. Der Boden, wo der Meiler gestanden hatte, war schwarz und die aus Stangen und Reisern erbaute und mit Farrenkraut gedeckte Hütte der Köhler lehnte sich, noch in gutem Zustande, an eine große Buche.

Eben wollte der Forstmeister in die Hütte hineingehen, als aus derselben ein Kerl hervorsprang und ihn bei der Brust ergriff, ehe er seine rasch von der Schulter gerissene Flinte anschlagen konnte.

Der muthige Mann suchte seinen Hirschfänger zu ziehen, aber schon war ein zweiter Kerl dem ersten aus der Hütte gefolgt und auf seinen Pfiff sprang auch schon ein dritter hinter den Bäumen hervor. Das ganze Aussehen dieser drei Männer, die frechen Züge in dem Gesicht des Einen und die geschwärzten Gesichter der beiden Andern, ihr grober und zum Theil zerrissener Anzug und ihre Waffen verriethen nur zu deutlich ihr Gewerbe als Wilddiebe und wohl noch etwas Schlimmeres, denn der zuletzt Gekommene war mit einer langen Flinte bewaffnet und trug, wie die beiden Andern, welche ihre Schießgewehre in der Hütte gelassen hatten, im Gurt ein starkes Messer.

In ihrem Rothwälsch riefen sie sich nur wenige Worte zu und die Hand dessen, der zuerst den Forstmeister bei der Brust gefaßt hatte, griff ihm an die Kehle, als es dem Angefallenen gelang, durch einen gewaltsamen Ruck so weit seinen rechten Arm zu befreien, daß er sein Jagdmesser ziehen und mit ihm den linken Arm des Angreifers durchstechen konnte. Doch ein heftiger Schlag mit dem Gewehrkolben auf seine Schulter lähmte ihm den Arm. Das Jagdmesser entsank ihm und die würgende Hand des ersten Angreifers und ein Faustschlag des zweiten Räubers stürzte ihn zu Boden. Indem man ihm den Mund zu verstopfen suchte, konnte er, schon halb erwürgt, nur mit letzter Anstrengung rufen: „Hilfe! Balthasar!"

„Stech' ihn doch todt, Brenner, den grünen Hund!" rief der, welcher ihn bei der Kehle hielt, dem mit der Flinte Bewaffneten zu. Dieser zückte schon sein Messer über den Liegenden, als es in demselben Augenblicke pfeifend durch die Luft zischte, der Kerl über den Forstmeister hinstürzte und der Knall einer Flinte donnerte.

Der Wilddieb war gut getroffen: die Kugel war ihm von hinten mitten durch den Kopf gegangen und er zuckte kaum noch einmal.

Die beiden andern Buschklepper ließen den halb Erwürgten los, sprangen auf und ergriffen die Flinten, der Unverwundete das Gewehr seines erschossenen Kameraden, der vom Forstmeister durch den Arm Gestochene dessen Flinte.

In dem Augenblicke brach auch schon der Schütze zwischen den Bäumen hervor, mit erhobener Flinte auf den zustürzend, der eben seines Kameraden Gewehr auf ihn anschlagen wollte, denn nur durch schnellen Angriff konnte er dem Schusse entgehen.

Doch der Hahn knackte, der Räuber drückte ab — allein es erfolgte kein Schuß, aus dem einfachen Grunde, weil das Gewehr nicht geladen war. Ehe noch der Wilddieb sich mit der Flinte in Vertheidigung setzen oder sein Messer ziehen konnte, empfing er einen Kolbenschlag, welcher ihm die linke Schulter zerschmetterte und ihn zu Boden streckte.

Der dritte schon Verwundete konnte, seiner schmerzhaften Wunde wegen, nicht schnell genug damit zu Stande kommen, das lederne Futteral, welches der Forstmeister, nach der Weise vorsich-

tiger Jäger, über den Stein gezogen hatte *), abzureißen und in Anschlag zu kommen, als der, welcher seinen Kameraden niedergeschlagen hatte, auch schon mit erhobener Waffe auf ihn eindrang.

Er konnte den linken Arm nicht gebrauchen, um die Flinte zu heben, und warf sie weg, zog zwar sein Messer, doch suchte er zu entfliehen. Allein er kam nicht weit, denn von der andern Seite war Balthasar herangeeilt und drohte ihn niederzuschießen, wenn er nicht stände.

Er warf sein Messer weg und ergab sich. Die Arme wurden ihm auf den Rücken geschnürt und er von Balthasar mit einer Koppelleine an den Stamm einer Buche gebunden. Das ganze Getümmel hatte kaum so lange gedauert, als die Erzählung desselben.

Beide, der Retter in der Noth und der Jägerbursche, gingen nach der Köhlerhütte zurück, und während Balthasar dem Niedergeschlagenen den rechten Arm mit einem Tuche auf den Rücken band und ihm unter schwerer Drohung befahl, ruhig liegen zu bleiben, kam der siegreiche Retter dem Forstmann zu Hilfe. Der Letztere hatte den Leichnam des Erschossenen von sich abgewälzt und saß auf dem Boden; seine Kleidung war mit Blut überströmt und gelähmt hing der rechte Arm herab; das Gesicht war noch hochroth und aufgedunsen und die Augen standen von dem Würgen weit hervor. Doch kam er bald zum Bewußtsein und übersah mit einem Blicke die gräßliche Gefahr, aus welcher ihn der Mann errettet hatte, welcher jetzt bemüht war, ihm vom Boden aufzuhelfen.

Der Forstmeister sagte: „Sind Sie es, Herr Einnehmer? — Wie hat Gottes Hand Sie so wunderbar hierher geführt, gerade in dem Augenblicke der höchsten Noth? — — Und dazu mit der Flinte bewaffnet,“ setzte er etwas leiser hinzu.

Der Angeredete schwieg und war bemüht, die Kleidung des Forstmeisters zu säubern und ihm von seinem eigenen schwarzseidenen Halstuche eine Schlinge zu machen, in welcher er den gelähmten Arm tragen konnte.

Dann steckte er ihm das entfallene Jagdmesser wieder in die Scheide und bat ihn, sich auf seine Schulter zu stützen, er wolle ihn nach Hause führen, wenn er noch zu gehen vermöge; Balthasar könne die Gefangenen bewachen.

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diese Erzählung noch in einer Zeit spielt — etwa um 1823 — wo das Zündhütchen und das Perkussionsschloß zwar schon, aber erst seit Kurzem, erfunden war, wo aber fast alle Jagd- und Soldaten-Gewehre noch mit dem sogenannten Steinschloß versehen waren.

Der Verwundete, welcher nach dem Schrecken und der Todesgefahr seinen Geist noch nicht vollkommen gesammelt haben mochte und dem manche Gedanken verwirrt die Seele durchkreuzten, erwiederte: „Noch nicht, noch nicht! Die Andern müssen auch bald kommen, dann wollen wir gleich die Wilddiebe mitnehmen.“

Der Einnehmer wandte sich ab und blickte umher, wer wohl noch erwartet würde. Da sah er jenseits des von der Hütte nicht weit entfernten Weihers den Lieutenant und den Förster, welche den Schuß gehört hatten, hastig heraneilen. Als sie nahe genug waren, rief der Forstmeister ihnen bedeutsam zu: „Hier ist der Rothe Grund; heute hat er seinen Namen mit Recht verdient.“

Mit wenigen Worten erzählte er ihnen nun seine Gefahr und wem er seine Rettung verdanke.

Der Lieutenant fand nicht Zeit zu vielen Worten, um sein Bedauern auszudrücken und seine Versicherungen, was er hätte thun wollen, wenn er zur Stelle gewesen wäre, denn einige Blicke, welche er mit dem Retter seines Oheims wechselte, setzten seinem Redefluß einen Damm entgegen, ein scharfer Beobachter hätte bemerken können, daß diese Blicke Haß und Verachtung ausdrückten.

Auf dem Wege zur Wohnung des Forstmeisters ging der Einnehmer neben Ersterem und trug dessen wie sein eigenes Gewehr.

Die beiden Forstleute folgten mit den zwei lebenden Gefangenen, welche sie aneinander gebunden hatten, und mit deren Flinten.

Balthasar hatte frisches Pulver auf die Pfanne geschüttet und drohte, die Wilddiebe bei dem geringsten Versuche zur Flucht zu erschießen, wozu sie jedoch ohnehin nicht im Stande waren, da der mit dem Kolben Niedergeschlagene, auf Balthasar gestützt, sich kaum fortschleppen konnte und nach kurzem Gange mit dem Jäger zurückgelassen werden mußte.

So kamen sie nach einem langsamen Zuge von anderthalb Stunden ins Dorf zurück, in welchem bald eine allgemeine Bewegung entstand, denn die meisten Einwohner liebten den rechtlichen Forstmeister.

Der getödtete Buschklepper wurde von einigen Knechten auf einer Bahre nachgeholt und die beiden lebendigen, nachdem der Schwerverwundete auch auf einer Bahre herbeigetragen und seine Wunden verbunden waren, wurden an einen sichern Ort gebracht und dort gefangen gehalten.

* * *

Viertes Kapitel.

Der Einnehmer erzählt, was ihn beglückt und bedrückt.

Der Forstmeister hatte zwar einen heftigen Schlag erhalten, doch war kein Knochen zerbrochen, aber seine rechte Schulter und der Oberarm waren stark geschwollen und er litt deßhalb viele Schmerzen.

Nachdem er verbunden worden war, hatte er mit seinem Retter eine lange Unterredung. Der Gegenstand derselben mußte einen tiefen Eindruck auf den Einnehmer gemacht haben, denn es war unverkennbar, daß er in großer Aufregung, die nicht allein wie Freude über das Gelingen seiner kühnen That und über die Lebensrettung eines trefflichen Menschen aussah, nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Der Einnehmer hatte dem würdigen Forstmeister von seiner Herkunft und seinen früheren Schicksalen offenherzig erzählt, wie dieser es verlangte.

Er sei eine Waise, erzählte der Einnehmer, und habe seinen Vater niemals gekannt, über dessen Person er nur ganz unbestimmte Vermuthungen hege; auch erinnere er sich seiner Mutter nicht, von welcher er, nach der Erzählung seines Pflegevaters, nur schließe, daß sie die Wittwe eines österreichischen Offiziers gewesen sei.

Zu jener Zeit, so habe ihm sein Pflegevater oft erzählt, als der Erzherzog Karl das französische Heer unter Jourdan bei Amberg gänzlich geschlagen (1796) und das völlig aufgelöste französische Heer im raschen Siegeslauf dem Rhein zu und bald über den Strom geworfen, als fast an jedem Tage Gefechte mit den fliehenden Feinden vorgefallen wären, welche schon im Vordringen durch ihre Zügellosigkeit bekannt, nun in versprengten und verfolgten Horden sich die größten Gräuel erlaubt hätten, da sei eines Abends mit ihm, einem damals etwa anderthalbjährigen Knaben, seine Mutter in einem trostlosen Zustande, an Leib und Seele zerrüttet, vor seines Pflegevaters Wohnung angekommen.

Der mitleidige Mann, der Pächter eines kleinen Vorwerks, das einem *.*schen Barone gehörte, und seine wackere Gattin hatten Mutter und Kind aufgenommen.

Jene sei aber sogleich in ein hitziges Fieber gefallen, welches ihr die Besinnung und am dritten Tage ihrer Krankheit das Leben geraubt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Pariser Sitten.) Eine blühende und frische Brünette von 20 Jahren in aufgewichstester Toilette, Stiefeln von Rehleder, Handschuhe von Hundsleder, Fräulein Therese Jollibois, erschien am 1. Februar als klagführende Partie vor dem Korrektionell-Tribunal in Paris, in stolzer Haltung. Auf die Frage des Präsidenten nach ihrem Stand erwartete das Publikum „Rentnerin" oder wenigstens „Schauspielerin" zu hören; aber weit entfernt — mit einer Ungenirtheit, die man ihr hoch anrechnen muß, gibt sie sich als „Köchin" an.

Präsident: „Sie haben gegen den jungen Julian Klage erhoben, der Ihnen 60 Franks gestohlen haben soll. Wie ging das zu?"

Therese: „Ganz einfach, Herr Präsident; er hat mir das Geld aus meinem Zimmer gestohlen."

Präsident: „Aus Ihrem Zimmer? Sie sind ja Köchin; erlaubt Ihnen Ihre Herrschaft, in Ihrem Zimmer Besuche anzunehmen?"

Therese: „Das wär' das Wahre; — aus meinem Zimmer, das ich in der Stadt habe."

Präsident: „Wie! Mit Ihrem Lohn als Köchin reichen Sie aus, um noch ein besonderes Logis zu bezahlen?"

Therese: „Da die Herrschaften wollen, daß man mit den Hühnern auf die Stange geht, muß man sich eben einrichten wie man kann."

Präsident: „Also — Sie haben diesen jungen Menschen mit in Ihr Zimmer genommen, er hat Ihr Vertrauen mißbraucht und Ihnen Geld gestohlen."

Therese: „Welches Geld gerade gerüstet war, um meinen Miethzins zu bezahlen; die Pariser sind doch freches Kanallienzeug, sie versprechen Einem das Heirathen und bestehlen uns."

Julian: „Wenn ich mit der Fräulein in der Kirche zusammengetroffen wäre — ja dann; aber auf dem Ball!"

Präsident: „Das war doch kein Grund sie zu bestehlen."

Julian (mit Ton und Haltung von tiefsinnigster Wahrheitstreue): „Wollte ich denn das Geld behalten? Man trifft sich auf dem Ball, macht dort Bekanntschaft; am andern Morgen hat nur Eines Geld, das Andere nicht, nimmt es deßhalb dem Ersten weg, ohne zu fragen, aus Furcht abgewiesen zu werden, besonders von Damen; deßwegen besteht aber doch immer der Entschluß, das Geld zurückzugeben."

Präsident: „Sind Sie gewillt, es heute zurückzugeben?“

Julian: „Auf's Ernsteste gewillt, aber nicht im Stande; im Gefängniß nimmt man nichts ein. Stellen Sie sich vor, meine Herren, wenn ich ihr das Geld nicht zurückgäbe, könnte ich mich auf keinem Ball mehr sehen lassen; alle diese Damen würden mir den Rücken kehren; o! in diesem Punkte sind die Damen strenge.“

Therese: (mit einem Seitenblick voll Verachtung): „Du großmauliger Prahlhans! — geh!“

Das Gericht gibt ihm 6 Monate Gefängniß.

Der „Courrier von San Franzisko“ theilt folgende Begegnung mit: Vor einigen Tagen ging der Oberkellner eines unserer ersten Hotels Nachts die Washingtonerstraße entlang und befand sich plötzlich einem sehr strolchartig aussehenden Individuum gegenüber, das mit einem Pistol auf ihn anlegte und „die Börse oder das Leben“ forderte. — „Wenn Sie nichts wollen als Geld,“ sagte der unerschrockene Oberkellner, „das will ich Ihnen wohl geben.“ Und er that, als wollte er in der Tasche seiner Beinkleider Geld suchen. Dadurch beruhigt, ließ der Räuber den Arm mit der Pistole sinken. Aber zu gleicher Zeit sah er sich nun seinerseits von einem riesigen Revolver bedroht, den der Angegriffene statt des Geldes aus der Tasche geholt. „Eine einzige verdächtige Bewegung und Du bist des Todes!“ sagte der letztere. Dann fügte er mit einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, hinzu: „Und nun, Freund, bitte ich mir Dein Geld aus!“ — Miene und Geste begleiteten diese Bitte so energisch, daß der Räuber einsah, ihm bleibe nicht gut was anderes übrig, wenn er mit dem Leben davonkommen wolle, als mit seiner Baarschaft herauszurücken, und übergab seinem Klienten 37 Dollars, welche dieser ganz gemüthlich einsteckte und am anderen Tage einer milden Stiftung übermachte.

* (Vornehme Sitten.) Eine der berühmtesten Modehandlungen in Paris hat vor Kurzem ihre Rechnung an eine der vornehmen Eleganten übersendet. Dieselbe beträgt 62,000 Frks., darunter 5000 Frk., geschrieben: fünf tausend Franken für Madeira. Die Klientinnen dieses Hauses lieben es allerdings, um bei der Auswahl der Stoffe nicht von Kräften zu kommen, diese durch Eintauchen von Biskuit in Madeira zu stärken. Aber 5000 Frks. ist etwas stark.

* Neuerdings hat man ein eigenthümliches Mittel entdeckt, die Rosen stets frisch zu erhalten. Man schneidet nämlich die Rosenknospen kurz nach ihrem Aufspringen sammt dem Stengel ab, verschließt diesen letzteren mit Siegellack und umhüllt jede einzelne Knospe mit einem wohlverklebten dichten Papierdütchen, das indessen weit genug sein muß, um die Knospe nicht zu berühren. Alsdann hängt man die Knospen an den Stengeln in einen der Luft nicht zugänglichen Raum, einen Schrank. Wünscht man nun etwa im Winter Rosen, so nimmt man die Papierhülle weg, schneidet das versiegelte Stengelende ab und sengt dieses ein wenig am Feuer. Setzt man alsdann die Knospe in frisches Wasser, so erscheint innerhalb zweier Stunden die prächtigste Rose.

Zwei Mitglieder des Liverpooler Velocipeden-Clubs haben jüngst eine Reise von Liverpool nach London auf Velocipeden gemacht. Sie verließen Liverpool am Mittwoch Abend und trafen Samstag Abend wohlbehalten und nur wenig ermüdet in London ein.

Lebensphilosophie.

Hüt' dich vor Wünschen, Menschenkind!
Die guten flattern fort im Wind,
Und keiner ist, der taubenfromm
Zurück mit grünem Oelblatt komm'.
Die schlimmen hascht der Teufel ein
Und stutzt nach seinem Sinn sie fein,
Erfüllt sie dir zu Leid und Last,
Wenn du sie längst bereuet hast!

Aus vielem, nicht etwa Erlebten, sondern Nur-Sehen und Nur-Hören die reichste Selbsterfahrung zu schöpfen, ist Bildung.

Unser Leben will Licht, unser Herz will Liebe, unsere Vernunft will Gott.

Ein gesunder Blick für die Tiefen and Höhen des Erdenlebens scheint in den meisten Fällen auch ein langes Leben zu verbürgen.

Höflichkeit ist wie eine Scheidemünze — zwar nicht von Golde, nur von Kupfer; doch jeder kennt sie, jeder nimmt mit ihr vorlieb.

Auflösung des Räthsels in № 42:

Lippe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Samstag, 17. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Aus einzelnen unzusammenhängenden Reden und Ausrufen habe das Ehepaar zu errathen geglaubt, daß sie den Tod ihres Mannes, eines Offiziers, bejammere, und aus dem von ihr wiederholt ausgerufenen Namen „Ludwig", daß ihr Kind so hieße; daher er auch den Namen behielt.

„Ludwig?" unterbrach ihn der Forstmeister, dessen Vornamen auch so lautete, „ich denke, sie heißen Dornen?"

Der Gefragte fuhr fort:

„Das war meines treuen Pflegevaters Name, den ich annahm, Ludwig blieb mein Vorname.

Meine Pflegeeltern hielten mich wie ihren Sohn und erzogen mich mit ihren Kindern, da alle ihre Bemühung, über mich Auskunft zu erhalten, vergeblich gewesen war. Die wenige Kleidung meiner unglücklichen Mutter, obgleich zum Theil abgetragen und zerrissen, verrieth keinen niederen Stand — aber sogar das Hemd, das sie trug, hatte kein Namenszeichen mehr, und es schien, als wäre dasselbe absichtlich entfernt. Ein lutherisches kleines Gebetbuch hatte vorn einen geschriebenen Spruch, aber keinen Namen.

Das Buch führte zu der Vermuthung, daß meine Mutter aus einem lutherischen Lande stamme, vielleicht aus Sachsen oder Württemberg.

Meine braven Pflegeeltern hatten entweder nicht darauf geachtet oder sie verstanden es nicht, aus der Betonung der unzusammenhängenden Worte, die meine Mutter während des Phantasirens ausgestoßen hatte, ihr Vaterland zu errathen.

Da ich eine große Liebe für die Jägerei und das Forstwesen zeigte, so gaben meine Pflegeeltern mich zu einem Förster im A . . . . schen in die Lehre.

Dort blieb ich beinahe vier Jahre, als der Mann, welcher mir bis dahin Vater gewesen war, starb Er hatte keine Schätze gesammelt und seine Wittwe konnte mich nicht weiter unterstützen; sie selbst mußte sich auf das Aeußerste einschränken, um für ihre eigenen Kinder zu sorgen, von denen zwei noch jünger waren als ich.

Es war im Anfang des Jahres 1813. Ich, der ohne alle Unterstützung war, faßte den Entschluß, als Freiwilliger in das Jägercorps zu treten, das Ihr Landesherr gegen die Franzosen errichtete.

Ich mußte mich heimlich entfernen, da der A . . . . sche Fürst damals noch von den Ketten des Rheinbundes gefesselt war. Ich machte den Krieg in den Jahren 1813 und 1814 mit und war zum zweiten Male 1815 in Frankreich.

Als im andern Jahre, nach dem zweiten Pariser Frieden, das Jägercorps aufgelöst wurde und ich, damals freilich kaum zweiundzwanzig Jahre alt, um eine mäßige Forstbedienung anhielt, mich auf meine Dienste im Kriege und eine empfangene Wunde berufend, entgegnete man mir, und wohl nicht ganz mit Unrecht, ich, als ein unbekannter Ausländer, dem noch viele forstwissenschaftliche Kenntnisse fehlten, könne auf eine solche Stelle nicht gegründete Ansprüche machen, wenigstens seien, um meine Wünsche zu berücksichtigen, von meiner Seite ein etwas gesetzteres Alter oder mehr Erfahrung im Forstdienste erforderlich. Doch wolle man, rücksichtlich meiner im Felde bewiesenen treuen Dienste, meiner eingedenk sein.

Was sollte ich machen? Wovon sollte ich mich ernähren?

Als ein solcher Jäger, der nichts ist, als ein Bedienter im grünen Rocke, wollte ich mich nicht

verdingen, nachdem ich dem Vaterlande gedient und es bis zum Oberjäger gebracht hatte.

Es wollte mir, da ich ein Ausländer war und gar keine Fürsprache hatte, nicht glücken, bei einem Forstmeister oder Oberförster als eigentlicher Jäger einzutreten und zu dem Forstfach mich weiter auszubilden, auf welchem Wege ich wohl zuletzt in eine Försterstelle eingerückt wäre.

Zudem — ich will es nicht verhehlen — drängte mich ein süßer Wunsch, bald in eine unabhängige Lage zu kommen. Ich hatte, als ich im Sommer 1813 verwundet wurde und mich bis zur Genesung in dem Städtchen B . . . aufhielt, meine jetzige Frau kennen gelernt.

Sie war die Tochter eines verstorbenen Rektors, arm und hilflos, und lebte nach dem Tode ihrer Eltern in dem Städtchen bei ihrem Onkel, einem Krämer, bei dem ich einquartirt wurde, da meine Wunde nicht so schwer war, daß ich in einem Kriegshospital zu liegen brauchte.

Ein verwundeter Krieger gewinnt gewöhnlich die Achtung und das Mitleiden eines Mädchens — und sie war mir bald sehr theuer; ich gewann ihr ganzes Herz.

War ich doch nach ihrer Mutter Tode der Erste, der ihr eine recht herzliche Liebe bewies, denn so brav auch ihr Oheim war, so fehlte doch jene warme Innigkeit in seinem Benehmen gegen seine Nichte, welche es allein einer zartfühlenden Seele kann vergessen lassen, daß sie von Andern abhängt und vielleicht Andern lästig wird.

Kurz, Sie werden es natürlich finden, daß nach dem Frieden kein Wunsch in mir so lebendig wurde, wie der: eine wenn auch nur kleine Anstellung zu erhalten, um meine Verlobte, die damals eben ihr neunzehntes Jahr vollendet hatte, als meine Gattin heimzuführen, der ich kaum in mein dreiundzwanzigstes Jahr eingetreten war.

Man bot mir, da ich mit der Feder und dem Rechnungswesen Bescheid wußte, endlich, nachdem ich wohl länger als ein Jahr um eine Anstellung nachgesucht hatte, die kleine Einnehmerstelle in diesem Dorfe an, welche höchstens 120 Thaler Einkommen gewährt, und gab mir dann anstatt der Wohnung 10 Thaler Zulage.

Da der Oheim meiner Frau sich für eine Kaution, die ich als Einnehmer mit 1200 Thaler zu machen hatte, zu verbürgen bereit war, so glaubte ich es mit Gott wagen zu können, von dem Einkommen dieser Stelle mich und die, welche ich über Alles liebte, zu ernähren. Ich nahm also die Stelle an und führte meine Marie heim.

Wir waren im ersten Jahre äußerst glücklich, so sehr wir uns auch einschränkten — wir hielten nicht einmal eine Magd. Wir brachten uns ohne Schulden zu machen durch, bis meine Frau nach einem Jahre mit dem ersten Kinde, einer Tochter, mich beschenkte; ich selber verrichtete die Dienste einer Wärterin.

Als aber nach dem dritten Jahre meine Frau mir einen Sohn gebar und sie ein schweres und langwieriges Wochenbett durchzumachen hatte, da kam die Noth, da kam der Mangel; ich mußte Schulden machen.

Als meine Marie sich wieder erholte und, da sie den kräftigen Jungen nährte, nun kräftige Nahrung verlangte, es mir jedoch an Allem fehlte, als der Arzt, der Apotheker und die Hebamme bezahlt sein wollten, da — ich habe es ihr niemals merken lassen und ihr meine Noth immer verschwiegen — da, ich konnte mir nicht helfen und die anvertraute Kasse war mir ein Heiligthum — ich täuschte mich, ich suchte mich zu überreden, die Noth würde mich entschuldigen —"

Der Forstmeister unterbrach ihn gerührt:

„Ich kann es mir denken, ich will Ihnen die Wiederholung erlassen. Was ich weiß, hoffe ich, weiß nur ich allein — und Herr Dornen, wie auch die Sache ablaufen möge, hier ist mein Wort und meine Hand, Ihnen soll geholfen werden. Aber werden Sie an mir nicht irre."

Viertes Kapitel.

Der Lieutenant bekommt Witterung und der Einnehmer kann sich nicht freuen.

Was der Einnehmer außer seinen Lebensumständen dem Forstmeister noch entdeckt hatte und von dem dieser hoffte, daß es jenem bis jetzt allein bekannt sei, davon hatte, um uns eines Jägerausdrucks zu bedienen, schon ein Anderer Witterung bekommen, welche er eifrig verfolgte.

Dieser sogenannte Spürhund war der Herr Lieutenant von Messing. Und was dieser hochbegabte junge Mann entdeckt oder errathen hatte, das soll auch unsern Lesern nicht verschwiegen bleiben.

Der Einnehmer hatte, von häuslicher Noth gedrängt, seit fünfzehn Monaten mehrmals Wild geschossen.

Die vorangegangene Erzählung mag vielleicht dargelegt haben, wie ein Mann, den man bis dahin mit Recht einen Ehrenmann nennen hörte,

dazu hingerissen werden konnte, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen.

Vielleicht werden Manche noch mehr bereit sein, ihn zu entschuldigen, wenn er in dem Wahne war, nur dem Landesfürsten oder dem Oberjägerhofe in der Hauptstadt geschehe ein nicht bemerklicher Abbruch, wenn er einige Rehe schieße, da er nicht wußte, daß der Ertrag dieses Wildes dem Forstmeister zustehe, zu dessen Stelle die ganze niedere Jagd gehörte, zu der auch die Rehe gerechnet wurden.

Dabei möge man auch nicht übersehen, daß der Einnehmer ein ehemaliger Feldjäger gewesen sei, der sich in Frankreich sogar oft genöthigt gesehen hatte, zur Mahlzeit erst ein Stück Wild zu erlegen.

Die alte Jagdlust mochte ihn auch wohl mit hingerissen haben, und wäre er der Gesetze des Landes, in welchem er lebte, recht kundig gewesen, so hätte eben der letzte Umstand am allerbesten dazu gedient, ihn nicht nur in den Augen der Menschen, sondern auch vor dem Richter zu entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

* (Der Staar als Maikäfervertilger.) Bald wird der Maikäfer, der im vorigen Jahre in so ungeheuren Massen bei uns auftrat, wieder seinen Frühlingsbesuch erneuern, um, abgesehen von dem Schaden, den er selbst an den Pflanzen anzurichten vermag, nach kurzem Aufenthalte zum Zwecke seiner Fortpflanzung sein dreijähriges Leben zu beschließen und durch das Weibchen dem Erdboden die Eier anzuvertrauen, denen die noch schädlicheren gefräßigeren Engerlinge entschlüpfen. Werden wir auch heuer kein eigentliches Flugjahr haben, so mag es immerhin nicht zu früh sein, auf eine Vertilgung der Engerlinge hinzuweisen, die, wenn auch eine unmittelbare, doch eine der wirksamsten ist. Der bekannte Hamburger Handelsgärtner John Boot schreibt der Dr. Koch'schen Wochenschrift für die Gärtnerei und Pflanzenkunde: „In Ihrem Blatte sehe ich einige Mittel zur Vertilgung der Engerlinge angegeben. Es wundert mich dabei, gar nichts von dem Mittel, das ich hier anwende, zu finden, um dem Maikäfer gründlich den Garaus zu machen. Vor ungefähr 10 Jahren wurden wir auf das allerempfindlichste von dem Engerlingfraß heimgesucht, ganze Rhododendron und Coniferen-Anpflanzungen gingen verloren, ebenso litten die Kornfelder. Bei solchen Verwüstungen hören alle künstlichen Mittel mehr oder weniger auf zu wirken. Wir griffen zu dem sehr einfachen, den Staar zu kultiviren. Wir ließen gegen 100 Brutkästen von der allereinfachsten Konstruktion machen, und siehe da, im Frühjahre waren sie alle besetzt. In welch kolossalem Maße die Staare alles Ungeziefer fressen, darüber finden Sie Spezielles in Lang's Naturgeschichte. Wenn der Maikäfer aus der Erde kommt oder vielmehr kommen will, so ist der Staar da; er holt ihn förmlich heraus, pickt mit seinem Schnabel auf dem Erdboden herum und findet so den Maikäfer. Fast bei jedem Loch, aus dem ein Maikäfer entschlüpft, findet man sogleich die Flügel und das sonst nicht Genießbare, Beweis genug, daß der Maikäfer sich keiner Minute seines Lebens freut. Wir ließen die Brutkästen vermehren und mögen jetzt gegen 175 bis 200 Stück haben. Maikäferjahre haben wir in den letzten 10 Jahren seit Einführung der Nistkästen genug gehabt. Der Engerlingsfraß, wie wir ihn wiederholt hier gehabt haben, ist aber nicht wieder vorgekommen und im Verhältniß zu früher ist das Auffinden der Engerlinge bei tiefer Bearbeitung des Bodens weit geringer."

Mannigfaltiges.

* (Aufgabe in französischer Orthographie.) Bei Gelegenheit einer kriegsgerichtlichen Verhandlung in Paris, welche die „Gazette des Tribunaux" vom 15. Febr. ds. Js. erzählt, kam zur Sprache, daß der Angeklagte — ein Infanterie-Korporal — im Wirthshause eine Aufgabe in der Rechtschreibung gestellt hatte, indem er Folgendes aufschrieb: St. mor dit à son cheval mor: mor ton mor, mais si tu me mor, tu es mor. — Die Andern ärgerten sich, daß sie die Aufgabe nicht vollständig lösen konnten, und daraus entstand Disput und Schlägerei. Wir haben viele Leser, die französisch verstehen — junge und alte; vielleicht macht es einem oder dem andern Unterhaltung, die Lösung mit Uebersetzung zu versuchen; für alle Fälle bringen wir solche in einem der nächsten Blätter.

* (Ein Schnellfuß vor Gericht.) Unsern Lesern ist wohl zum größten Theile bekannt, was ein Schnellfuß (von den Franzosen Vélocipéde genannt) ist; so heißen die dreiräderigen einsitzigen Wägelchen, welche die daraufsitzende Person mit den

Füßen fortbewegt, indem die Räder durch Treten in Gang gebracht werden. In Zweibrücken finden sich zwei solcher Wägelchen, und wer eins zu sehen oder zu probiren wünscht, hat bei Hrn. Eisenhändler Frank auf dem Placken hiezu Gelegenheit. — Diese Velocipedes sind in Paris stark in Gebrauch und es besteht daselbst sogar ein Journal unter dem Titel le Vélocipéde — ein humoristisches Blatt für die Sportsmen und Velocemen (d. h. für die Liebhaber von Pferdewettrennen und Schnellfußfahren). Nun konnte es nicht fehlen, daß allerhand Verwicklungen und Störungen der Passage dadurch hervorgerufen wurden, und die Civilgerichte haben schon öfter über Entschädigungsklagen wegen Schadens, der durch Anprallen der Schnellfüße an andere Fuhrwerke, Scheuwerden von Pferden u. s. w. entstanden war, zu entscheiden gehabt; denn unsere Velocipedisten (— so werden die Fahrkünstler genannt —) rasen förmlich dahin, indem sie per Stunde 4 Stunden zurücklegen. — Am 6. April abhin hatte aber auch die Strafjustiz mit einem Schnellfuß zu thun, indem gegen einen Herrn Pascaud, Lehrer der Gymnastik, ein Protokoll errichtet worden war, welcher zwei verschiedene Hallen an zwei entgegengesetzten Enden von Paris hat, nämlich in der rue Vaugirard und in der rue St. Gilles. Diesen weiten Weg fährt er auf einem solchen Wagen, und vor einigen Tagen prallte er in der rue St. Antoine an ein Fuhrwerk an, welches ihm entgegenkam, und rannte dem Pferde in die Flanken, ohne sonst Schaden zu machen, noch selbst Schaden zu nehmen, indem er sich geschickt im Gleichgewicht hielt. Polizeiagenten, durch das Ereigniß herbeigelockt, errichteten aber Protokoll und führten unsern Professor mit seinem Fuhrwerk vor den nächsten Polizeikommissär. Vor dem Friedensrichter wehrte er sich aus Leibeskräften dagegen, daß, wie der Polizeikommissär aufstellte, ein Schnellfuß einem verbotenen Spiele auf den Straßen gleichzuachten sei, und behauptete, es sei dieser ein Fortbewegungsmittel wie jedes andere Fuhrwerk oder wie ein Reitpferd. Der Friedensrichter erklärte aber den Schnellfuß für analog einem verbotenen Kegelspiel, Faßwerfen u. dgl., soferne nämlich durch denselben die freie Passage gehemmt wird, wie es hier der Fall war, und verurtheilte den Schnellfüßler zu 1 Franc Geldstrafe. Die „Gazette des Tribunaux", welche diesen Rechtsfall erzählt, spricht die Vermuthung aus, daß Pascaud Kassation nachsuchen werde.

* Eine Berliner Köchin brachte ihrer Madame den Bescheid, daß der Kaufmann Holländischen Käse nicht mehr habe und sie sich dafür Schweizerkäse habe geben lassen. — „Jott, nee," rief die Madame, „Du läßt Dir ooch Allens in de Hände stechen! Der olle Schweizer hat ja so ville Löcher, die in't Jewicht fallen — damit wird man ja betrogen!"

* A. und B. sprachen über die Ehe. A. sagte: „Möchten Sie, Freund, daß Ihre Frau nach Ihrem Tode sich wieder verheirathe?" — B. erwiederte: „Weßhalb nicht? Gewiß, ich habe dann Jemand, der meinen Tod aufrichtig beklagt!"

Lebensphilosophie.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und and're
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist und fühlt sich bald ein Mann.

Göthe.

Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selber kräftig in die Höhe.

Jean Paul.

Die wahren, echten Freundschaftsbündnisse, mit denen wir uns wenig beschäftigen und die wir doch stets wiederfinden, sind wie die festen Mauern des Alterthums gediegen und ohne Wanken, die keiner Stütze bedürfen und stets bereit sind, uns zu schirmen und Obdach zu gewähren.

Räthsel.

Auf's Erste geh'n die Städter gerne,
Oft in die Nähe, oft in die Ferne;
Im weiten Feld und in dem Wald
Ist meiner beiden Letzten Aufenthalt.
Das Ganze, im Ersten aufgestellt,
Ordnung und Sicherheit es aufrecht erhält;
Auch ist's der Verfasser, drum rathet er dir:
Thue nichts Böses, sonst kommt er zu dir.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Dienstag, 20. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Damals galten allerdings noch die Gesetze, daß derjenige, welcher vom Hunger gedrängt, ein Stück Wild schoß und es mit den Seinen verzehrte oder veräußerte, um Brod zu kaufen, zum Karrenschieben verurtheilt wurde; daß dagegen der, welcher beweisen oder nur wahrscheinlich machen konnte, er habe von unwiderstehlicher Jagdlust getrieben in verbotenen Revieren gejagt und Wild erlegt, mit einer mäßigen Geldstrafe und einem gelinden Verweise davon kam.

Das Gerücht von dem Handgemenge des Forstmeisters mit den Wilddieben und von der muthigen Hilfeleistung des Einnehmers hatte sich durch das Dorf verbreitet und war bald zu seiner Gattin gelangt, welche in treuer Frauenliebe mit ihren beiden Kindern, das dreijährige Mädchen an der Hand, den Knaben auf dem Arm, dem Gatten entgegeneilte, als sie ihn kommen sah.

„Ach, Ludwig!“ sagte sie und hing an seinem Halse und weinte und lächelte, „ach, lieber, lieber Mann!“ schluchzte sie.

Durch die Thränen aber funkelte ihr Auge vor Freude und Stolz. Wenn auch die glücklich überstandene Gefahr ihr Herz beklemmte, so erhob die Seele die Freude über seine Rettung.

Wie hätte sie auch als Frau nicht darauf stolz sein sollen, einen in der Gefahr muthigen, im Kampfe starken Mann den ihrigen zu nennen.

Mußte es doch ein dem Weibe beseligendes Gefühl sein, das ihre Brust durchdrang, als er sie an sich drückte: „Hier bin ich sicher, in seinen Armen ist mein Schutz!“

Plötzlich aber rief sie:

„Bist Du aber auch nicht verwundet?“

Sie riß sich aus seinen Armen los, forschte besorgt und wurde bleich, als sie Blut an seiner Hand und auf seinen Kleidern sah, aber es war das Blut des durch den Arm gestochenen Räubers, den er hatte binden helfen.

Darauf fuhr sie beruhigt fort:

„Wie wird nun der alte, brave Forstmeister Dir noch viel mehr Dein Vergnügen, die Jagd, gestatten und Dir das Wild gewiß noch wohlfeiler geben.“

Dornen hatte seiner Marie gesagt, der Forstmeister habe ihm erlaubt, zu Zeiten in seinem Revier zu jagen, und ihm das geschossene Wild zu einem Spottpreise überlassen, doch dürfe sie zu Niemand davon reden.

Als sie aber jetzt der Jagd erwähnte, da ward Dornen's Auge finster und ein sehr trüber, bitterer Zug ging über seine Stirn und schloß seine Lippen.

Sie fragte besorgt:

„Was ist Dir, lieber Mann?“

Er erwiederte:

„Ach, es ist nichts; ich bin etwas erschöpft.“

Sie traten darauf in ihre Wohnung.

Dornen's Herz zog sich mit Bitterkeit zusammen, da das, worüber er sich hätte freuen, worauf er hätte stolz sein können, ihm durch die Erinnerung an Etwas verdorben wurde, das ihn mit Unruhe erfüllte und dessen er sich schämen mußte.

So stört und raubt der Mensch, der vom Pfade strenger Rechtlichkeit auch nur im Geringsten abweicht, dadurch sich oft auch die Freude und den Segen seiner guten Thaten.

Das Gewissen des Einnehmers war auch viel zu einfach und er verstand auch viel zu wenig Kunst, sich durch Spitzfindigkeit selbst zu täuschen; sonst hätte er sich vielleicht eine Art Trost bereitet, zu denken:

„Wäre ich nicht in den Wald gegangen, ein Reh zu schießen, so hätte ich den braven Forstmeister nicht aus Mörderhänden retten können."

Sechstes Kapitel.

Der Forstmeister stellt Betrachtungen an und fällt in die Hände des Verbündeten seines Neffen.

Indessen saß der Forstmeister mit dem verbundenen Arm in seiner Stube im Lehnstuhl und hatte unter dem Vorgeben, er wolle ruhen und, wenn es möglich sei, etwas schlummern, jede Störung untersagt.

Er wollte aber nur allein sein, um ungehindert überlegen zu können, was er thun solle. Hätte der Schmerz in seinem Arme ihn auch schlafen lassen, so hielten seine Gedanken ihn doch in Spannung und Unruhe.

Er überlegte, wie er zu handeln habe.

Das Gebot seiner Pflicht kämpfte in seiner Seele mit der Neigung für seinen Lebensretter.

Noch niemals hatte er wissentlich seine Pflicht übertreten. Gern übte er Nachsicht, aber noch niemals hatte er Nachsicht gezeigt, wo es ihm die Pflicht versagte.

Sein natürlicher, durch einen reinen Lebenswandel geschärfter Sinn für das Rechte erinnerte ihn, dort desto mehr auf seiner Hut zu sein, wo ihn eine Vorliebe oder ein günstiges Vorurtheil für Jemanden überreden wollte, seine Pflicht nicht auf's Strengste zu üben.

Er murmelte vor sich hin:

„Was soll ich thun? was darf ich thun? Hätte er nur lauter Rehe geschossen, so hätte er nur mir geschadet und Niemand könnte es mir verwehren, den Schaden, den er mir zugefügt hat, ganz allein zu tragen, ohne daß ein Dritter sich darum zu kümmern, oder es auch nur zu erfahren brauchte. Aber die Hirsche, die gehören mir nicht!"

Der Einnehmer hatte mit großer Aufrichtigkeit eingestanden, er habe im Ganzen dreizehnmal Wild geschossen, elf Rehe und zwei Hirsche.

Die Hirsche aber und die Sauen wurden zur hohen Jagd gerechnet und ihr Ertrag gehörte nicht zur Einnahme der Stelle des Forstmeisters, sondern er mußte das Hochwild regelmäßig schießen lassen und Hirsche und Schweine gegen die Gebühr des Schießgeldes nach dem Jägerhofe der nicht weit entfernten Hauptstadt abliefern.

Er durfte zu seinem Gebrauche jährlich wohl vier Hirsche und eben so viele Sauen schießen und nach der Forstkammertaxe sich berechnen; er sollte aber solche nicht verkaufen oder überhaupt ganz oder ungetheilt an Andere überlassen, wenn ihm gleich nicht verwehrt war, einzelne Theile von ihnen nach altem Gebrauche zu verschenken.

Man sieht leicht ein, daß man durch diese Bestimmung hatte verhindern wollen, daß nicht etwa ein Forstmeister zum Nachtheil des Landesherren einen unerlaubten Handel mit Hochwild treibe, weil es dann unmöglich gewesen wäre, ihn zu beaufsichtigen oder zu controliren.

Nachdem der Forstmeister noch eine Zeitlang über die peinliche Lage, in der er sich seinem Lebensretter gegenüber befand, nachgedacht hatte, murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin:

„Wenn Dornen nur nicht die beiden Hirsche geschossen hätte, so könnte ich die ganze Sache vertuschen, ich dürfte schweigen, ich dürfte Alles unterdrücken. Aber nun — ich muß ihn anzeigen, mein Eid fordert es von mir; mein Amt legt mir die Pflicht auf. Ich darf nicht schweigen.

Habe ich bisher jeden Waldfrevler, jeden Holzdieb in die Forstwrugen einschreiben lassen; habe ich durch strenges Halten am Gesetz und durch unabweichliche Anwendung desselben Ordnung und Segen in meinen Forstkreis gebracht, so darf ich auch hier nicht schweigen, wo mein eigenes Herz mich bestechen will, daß ich von dem Wege abweiche, den der Arm des Gesetzes mir zeigt — ich darf nicht.

Ich darf das Auge nicht schließen, das gesehen hat, die Zunge darf nicht schweigen, wo sie reden soll — und wäre es mein eigener Sohn.

Ach Gott, ich soll, ich selber, für den er sein Leben gewagt, dem er das Leben gerettet hat, ich soll sein Ankläger werden, ich soll gegen ihn zeugen!

Sie werden ihn, und wenn ich noch so sehr für ihn bitte, sie werden ihn seiner Stelle entsetzen, wohl gar — ich mag es nicht aussprechen!

Er wird in's Elend gestoßen, durch mich — der Retter durch den Geretteten — und mit ihm seine Frau, für die er Alles thun würde — und mit ihr und seinen Kindern soll er betteln! Und wenn ich ihn auch vor Mangel sichere, wie will er ein entehrtes Leben, ein öffentlich beschimpftes Dasein, wie kann er es ertragen — er wird zu Grunde gehen — durch mich!"

Thränen traten dem Rechtschaffenen in die Augen.

Mit der freien Linken nahm er das grüne Sammtkäppchen vom Haupte und drückte es in der Hand zusammen, sah mit nassem Blicke empor und sprach:

„Herr, mein Gott, Du hast mich schon oft geprüft — Du hast mich schon einmal recht schwer geprüft — aber Du hast mich doch erleuchtet und geführt auf den rechten Weg, ob auch mein Fleisch und Blut widerstrebte.

Herr, mein Gott, Du Vater des Lichts! erleuchte mich auch jetzt, zeige mir den Weg und führe mich den Pfad Deiner Gebote! — und ob mein Herz mir auch brechen sollte!" setzte er mit schwacher Stimme hinzu.

Der fromme Greis wischte mit dem Sammtkäppchen die Thränen ab, welche während des Gebets unbewußt seinen Augen entflossen waren.

Er bot alle Kraft seines Gemüthes auf, um die Weichheit, die ihn übermannt hatte, zu besiegen. Es gelang ihm; er sammelte sich und überdachte mit mehr Ruhe den Fall.

Der Abend brach schon an.

Plötzlich öffnete sich die Thür und sein Neffe trat mit dem Feldscheerer herein, der eine weitläufige Entschuldigung auszukramen begann, warum er erst jetzt komme, indem er nach dem fast eine Stunde entfernten Dorfe Grünhagen gewesen sei.

Er habe dort seines alten Freundes und Kriegskameraden, des Wachtmeisters Grundlos, alten Wundschaden verbunden und bedaure, so spät zu kommen.

Seine Rede wurde jedoch durch des Forstmeisters Wort unterbrochen, daß, wer in der Erfüllung seines Berufes beschäftigt sei, keiner Entschuldigung bedürfe.

Um aber die Wahrheit zu sagen, so hatte der Feldscheerer Schmarre, so hieß der Ehrenmann, etwas gelogen, aber so, wie Leute von Erfahrung zu lügen pflegen: es war halb wahr, was er vorbrachte, und halb nicht wahr.

In der That war er bei seinem Freunde, dem Wachtmeister Grundlos, gewesen und hatte sich auch wirklich mit dessen altem Schaden, den dieser aus dem Felde mitgebracht hatte, angelegentlich beschäftigt, aber nur nicht, um ihn zu verbinden oder zu heilen, sondern vielmehr, um ihn zu öffnen und noch mehr zu erweitern.

Dieser alte Schaden war nämlich kein anderer, als daß der Wachtmeister, welcher eine ziemliche Pension genoß, eine eigene große Bauerstelle und weder Frau noch Kinder hatte, seinem Namen im Trinken Ehre zu machen suchte, wobei ihn der Feldscheerer mit ungewöhnlicher Großmuth unterstützte, indem er für seine Hilfe kein Geld nahm, sich sogar nicht einmal seinen Weg bezahlen ließ, da er, wie viele Halbärzte und ganze Aerzte, ausnehmend gern aß und noch viel lieber trank, besonders dann, wenn ein anderer die Zeche bezahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Weltausstellung in London.

Ueber den Plan einer neuen Welt-Ausstellung in London schreibt die „Engl. Korrespondenz": „Mit der großen Pariser Ausstellung von 1867 schien dem Weltausstellungsfieber für lange Zeit ein Ziel gesetzt zu sein. Da London durch Paris an Glanz und Massenhaftigkeit übertroffen worden war, und da weder Wien noch Berlin, noch irgend eine andere Hauptstadt des Festlandes ihrerseits hoffen durfte, Paris in den Schatten zu stellen, traten die Plane neuer Ausstellungen, die auf mehreren Seiten aufgetaucht waren, nacheinander in den Hintergrund. Um unliebsame Vergleiche zu vermeiden und sich nicht kopfüber in Unternehmungen zu stürzen, denen sich von vornherein kein günstiger Erfolg prophezeihen lassen konnte, entschlossen sich die betreffenden Regierungen, einen gelegeneren Zeitpunkt abzuwarten. Der Entschluß war ein weiser. Alle Welt stimmte ihm bei, und ganz besonders thaten dies die vielgeplagten Industriellen, welche mit Schrecken an die Geldkosten der Londoner und Pariser Ausstellungen zurückdachten. Desto überraschender dürfte die Neuigkeit klingen, daß man sich in London mit dem Gedanken einer neuen Welt Ausstellung trägt. Noch hat keine Zeitung ein Wort darüber laut werden lassen; wir unserseits aber können die Richtigkeit dieser Angabe verbürgen und hinzufügen, daß der Plan schon weit genug vorgerückt ist, um ehestens der Oeffentlichkeit übergeben werden zu können. Als sein Vater ist Herr Cole, der Direktor des Kensington Museums, zu bezeichnen, der im Verein mit dem Prinzen Albert, Lord Granville und Anderen die Seele der beiden ersteren Ausstellungen gewesen. Daß er nicht nach der bisher beliebt gewesenen Schablone entworfen wird, braucht kaum erst bemerkt zu werden, denn eine Riesen-Ausstellung früherer Gattung ließe sich in London gegenwärtig eben so wenig wie in Berlin und Wien mit Aussicht auf Erfolg durchführen. Der Plan fußt auf einer ganz neuen Unterlage. An die Stelle der Massenhaftigkeit soll diesmal strenge Auswahl

treten. Statt Alles aufzunehmen, was die Industriellen aller Länder einzusenden für gut befinden, soll nur dem Allerneuesten und Vorzüglichsten eine Stelle eingeräumt werden. Sie soll — wenn der Ausdruck erlaubt ist — mehr den Charakter eines Industrie-Museums, als einer Industrie-Ausstellung an sich tragen, soll durch die hohe Bedeutung ihres Gehalts doppelt und dreifach das ersetzen, was ihr an Größe des Umfanges und künstlichen Ueberreizen fehlen wird. Um diesen Zweck zu erreichen, wird der Antrag gestellt werden, daß das bisher geübte Prinzip der Jury umgekehrt werde — statt daß diese nämlich, wie bisher, am Orte der Ausstellung über das bereits Ausgestellte entscheide, soll eine an strenge Gesetze gebundene Jury im eigenen Lande jeweilig bestimmen, welche Gegenstände werth seien, vermöge ihrer überwiegenden Vortrefflichkeit und Neuheit im Londoner Industrie-Museum ausgestellt zu werden. In der Zulassung allein würde eine hohe Auszeichnung liegen, die mehr werth wäre, als die bis jetzt ertheilten Ehrenmedaillen und Orden. Die Industriellen eines jeden Landes würden Richter und Geschworene unter sich sein; und vielen augenscheinlichen Mißbräuchen, die bisher — aus politischen und anderen Gründen — bei den Preisvertheilungen vorkamen, würde dadurch wirksam vorgebeugt werden. Jeder Ausstellungsgegenstand würde das Beste darstellen, das in seiner Gattung von dem betreffenden Lande geliefert werden kann. Mittelmäßige und schlechte Erzeugnisse blieben ausgeschlossen und — was bei allen zukünftigen Ausstellungen gewaltig berücksichtigt sein will — es fielen die schweren Kosten für die Ehrenpreise von selber fort, da diese einzig und allein in der Zulassung bestehen sollen. Hierzu noch eine andere finanziell wichtige Grundbedingung: Dem Einsender sollen außer den Frachtgebühren nach und von London keinerlei Kosten weiter erwachsen. Die Auspackung, Aufstellung und Bewachung, die Schaukasten und was sonst erforderlich ist, soll aus dem zu bildenden Ausstellungsfonds bestritten werden. Den Ausstellern selber und den Einzelstaaten soll nicht — wie dies in Paris der Fall war — die Last ungeheurer Kosten aufgezwungen werden. Der neue Plan denkt lediglich an die Förderung der Industrie. Was darüber hinausgeht, wie z. B. Anziehung vieler Fremden, Erzielung großer Einnahmen durch glänzende Schaustellung und Befriedigung der Laien-Neugierde durch nebenläufige Reize — liegt ihm vollkommen fern. Hiemit hätten wir den Grundgedanken derer wiedergegeben, die den neuen Ausstellungsplan entworfen und jetzt emsig bemüht sind, ihn der Verwirklichung entgegenzuführen. Auf weitere Details können wir vorerst nicht eingehen und bemerken nur noch, daß die Einladung möglicher Weise schon für das Jahr 1872 erlassen werden wird."

Mannigfaltiges.

* Ein neuer Gaunerkniff wird von der Pariser „Gazette des Tribunaux" bekannt gegeben: In der Provinz war das nacherwähnte Manöver öfter ausgeführt worden, kam nun aber vor wenigen Tagen auch in Paris vor. Ein Mann tritt in einen Tabakladen, wo — wie in Frankreich in andern Läden auch — Briefmarken verkauft werden. Er begehrt für 5, 10 oder 20 Franken Marken, läßt sich sodann noch eine einzelne Marke geben, um einen in der Hand gehaltenen unverschlossenen Brief zu frankiren. Hierauf legt er anscheinend die gekauften Marken in den Brief, siegelt diesen recht sorgfältig und greift in die Tasche, um zu zahlen, — aber siehe da! er hat sein Geld vergessen. Er bittet nun den Brief einstweilen aufzubewahren, bis er Geld geholt hat, und eilt schnell fort — auf Nimmerwiedersehen. Die Leser errathen wohl, was kömmt; nachdem der Tabaksdebitant lange genug gewartet zu haben glaubte, ohne daß der Käufer gekommen wäre, öffnet er den Brief und findet darin — das Material, aus dem Gott die Welt geschaffen hat, nämlich Nichts.

In England wird folgendes einfache Mittel gegen Wespenstich angewendet: Man drückt die Oeffnung eines Schlüssels 2—3 Minuten lang auf die Stichwunde, dann verschwinden Schmerz und Geschwulst.

Rechtschreibung mit Uebersetzung der Aufgabe in französischer Orthographie in № 45 der Pfälzischen Blätter: Saint-Maur dit à son cheval maure: mors ton mors! mais si tu me mors, tu es mort. — Der heilige Maurus sagte zu seinem maurischen (afrikanischen) Pferde: Beiß' auf dein Gebiß! beißest du aber mich, so bist du verloren (todt).

Auflösung des Räthsels in № 45:

Landjäger.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Donnerstag, 22. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Der Feldscheerer Schmarre ließ sich auch Chirurgus nennen und von dem Schenkwirth und vielen Bauern gelegentlich Herr Doktor, denn er verstehe mehr, sagte er, als mancher lateinische Doktor und sei doch viel wohlfeiler.

Er hatte auch viele glückliche Kuren an Menschen und gelegentlich auch an Thieren in dem Dorfe und der Umgegend verrichtet. Es gab kein schiefes Bein und keine verstümmelte Hand, keinen Finger, an dem ein Paar Glieder fehlten, kein Gesicht mit zollbreiten Narben in der ganzen Umgegend, welche nicht die Geschicklichkeit seiner Hände rühmten. „Ja," sagten die Befragten, „hätte unser Doktor Schmarre nicht geholfen, es wäre noch viel schlimmer geworden."

Mit großer Sicherheit und Dreistigkeit, welche nur den erfahrenen Wundärztin, den Meistern einer Sache eigen ist, behandelte er die Gebrechlichen. Doch nahm er leichte Sachen niemals zu leicht, sondern im Gegentheil behandelte er die leichten Fälle, einfache Fleischwunden, Quetschungen der Haut, leichte Verstauchungen mit großer Wichtigkeit und Umständlichkeit und bewies durch sein Verfahren, daß auch solche leichten Fälle unter seinen Händen langwierig und gefährlich werden konnten.

Dagegen behandelte er die bedenklichen Fälle, Verrenkungen, Knochensplitterungen, Knochenbrüche und Gelenkausfaß mit einer gewissen Leichtigkeit, mit einfachen Kompressen und blauem Spiritus, um, wie er sagte, den Patienten bei gutem Muth zu erhalten. Der Erfolg rechtfertigte sein Verfahren, denn Diejenigen, welche nicht am kalten Brande starben, rühmten noch als Krüppel seiner Hände Werk.

Er schröpfte ferner mit vielem Erfolg und die Bauerndirnen ließen sich gerne von ihm schröpfen, denn er war ebenso spaßhaft wie verschwiegen.

Sein Aderlassen war sehr wirksam, denn selten kam ein Bauer, dem er Blut abgelassen hatte, vor einem Monat wieder zu Kräften. „Der Aderlaß hilft gegen den Tod," pflegte Schmarre zu sagen.

Im Zahnausziehen suchte er seinen Meister; es war immer nur ein Ruck, und wenn der Zahn nicht brach, so kam er gewiß und oft noch ein Theil der Kinnlade mit ihm.

Auch war Herr Schmarre ein inwendiger Doktor, wie die Bauern ihn nannten. Er trat auch eigentlichen Krankheiten entgegen und seine Hilfe verdient um so mehr Lob, da sie ihm schon öfter von dem Kreisphysikus der nächsten Stadt ernstlich untersagt worden war.

Die Bauern aber suchten gern Hilfe bei ihm, denn er war billig und nahm für seinen Rath und seine Arznei, die er selber verfertigte, kaum so viel, als der Arzt für das Rezept allein. Wie alle großen Aerzte, führte er alle Krankheiten auf höchst einfache Fehler des menschlichen Organismus zurück.

Außer den Flüssen, Krämpfen und der Gicht, die er alle drei noch zu den äußeren Krankheiten rechnete und ohne Unterschied mit dem blauen Spiritus behandelte, zählte er nur Leberkrankheiten, Lungenfehler und Koliken und theilte diese wieder in Kopfkolik, Brustkolik und Bauchkolik.

Wie bei äußeren Schäden sein blauer Spiritus und seine Brandsalbe berühmt waren, welche letztere er selbst aus Bleiweiß und Baumöl verfertigte, so sein selbstverfertigter Brustsaft für Säuglinge und kleine Kinder bis zu fünf Jahren. Die Kinder, die diesen Brustsaft erhielten, wurden fast alle wieder gesund, wenn sie nur die ersten vier Wochen überstanden.

Es war ein Glück für den Forstmeister, daß Herr Schmarre nach der Besichtigung der Verletzung zwar ein bedenkliches Gesicht zu machen sich anstrengte, jedoch, durch die Beschäftigung mit dem alten Schaden des Wachtmeisters Grundlos heiter gestimmt und muthig gemacht, die Quetschungen, da kein Knochen zerschmettert war, für nicht gefährlich erklärte, die er schon durch einen kunstgerechten Verband und durch seinen vortrefflichen blauen Spiritus in einer Woche zu heilen hoffe.

Es wurden nur wenige Worte zwischen dem Forstmeister und dem Lieutenant gewechselt, welcher es sich sehr angelegen sein ließ, dem Oheim seine große Theilnahme zu beweisen.

Aber auch aus den wenigen Worten und aus der mit einem besonderen Nachdrucke vorgebrachten Frage des Lieutenants, wie der Einnehmer doch zu der Flinte gekommen und zur rechten Zeit aus der Dickung hervorgesprungen sei.

Der Wundarzt spürte aus diesen Andeutungen bald Etwas heraus und machte sich daraus seine eigene Geschichte, wozu seine durch den Aufenthalt im Dorfe Grünhagen aufgeregte Einbildungskraft ihm mit schönen Erfindungen und Entdeckungen ausnehmend half.

Diese neue Geschichte war aber für die Ehre des Einnehmers nicht am vortheilhaftesten, denn einmal nahm es der Feldscheerer beim Entdecken oder Erfinden und bei dem Wiedererzählen neuer Geschichten mit der Wahrheit nicht zu genau, wenn er vom Fluge seines Geistes sich fortreißen ließ, und zweitens war er gegen den Einnehmer eingenommen und hielt, wie die allermeisten Menschen, die Leute, welche er nicht leiden mochte, für schlecht.

Des Wundarztes Widerwille gegen den Einnehmer entsprang aber wieder aus zwei Gründen: erstens hatte Dornen bei seiner Ankunft im Dorfe die vertraute Bekanntschaft des sehr zudringlichen Schmarre durchaus vermieden, ja, er war ihm auffallend ausgewichen, und dann hatte weder er noch seine Frau jemals die Hilfe des Wundarztes beansprucht.

Nach angelegtem Verbande beim Forstmeister ging der Feldscheerer mit dem Lieutenant nach dem Gewölbe, wohin die beiden verwundeten Buschklepper gebracht waren, untersuchte und verband die Wunden, wobei er den Stich durch den Arm für sehr bedenklich erklärte, obgleich der Hirschfänger des Forstmeisters nur durch das Fleisch gegangen war, weder den Knochen getroffen, noch eine Sehne oder ein größeres Blutgefäß verletzt hatte. Dagegen meinte er, den zweiten Räuber bald wieder herzustellen, dem der Gewehrkolben des starken Dornen, den Kopf an der linken Seite streifend, den Schädel und Kinnbacken bedeutend verletzt, die Schulterhöhe und das Schlüsselbein fast ganz zermalmt und die zweite Rippe gebrochen hatte, wie sich am folgenden Tage bei der genauen Untersuchung durch den Kreisphysikus ergab.

Der Verwundete lag in Betäubung und warf bedeutend Blut aus.

Als der Lieutenant mit dem Feldscheerer das Gewölbe verließ, in welchem die beiden Verwundeten von einem Jäger bewacht wurden, warf Schmarre einige Aeußerungen und verdächtige Fragen hin, aus welchen v. Messing mit seinem bekannten Scharfsinn bald errieth, wie die Gesinnung des Wundarztes gegen den Einnehmer sei.

Wie tief nun auch ein Chirurgus, der sich mit einem Wachtmeister dutzte und mit ihm trank, unter einem Lieutenant stand, so ließ doch der edle v. Messing der klatschenden Zunge des Feldscheerers einen weiten Spielraum und ermunterte sogar dessen Gespräch, welches ihm behagte, durch manches: „Allerdings, mein werthester Herr Schmarre!"

Ja, er stimmte bald in höchst geringschätzigen Ausdrücken gegen den Retter seines Verwandten ein und verdächtigte ihn sogar.

Schmarre wurde immer gesprächiger.

Der Lieutenant äußerte während des Gesprächs: „Der Einnehmer hat aber, ma foi, eine verdammt schöne Frau!"

Der Feldscheerer blickte dem Sprecher pfiffig ins Auge und meinte: „Der Herr Lieutenant ist doch nicht häßlich und welches Weibchen kann wohl einem Uhlanen widerstehen?" —

Wie zart diese Schmeichelei auch war, so machte der Geschmeichelte doch dazu ein süßsaures Gesicht. Damit hatte es aber folgende Bewandniß:

Der edle v. Messing hatte auf einem Spaziergange die blühende Gattin des Einnehmers im Garten erblickt und sie sehr schön gefunden, was sie in der That auch war.

Der Lieutenant hatte Bekanntschaft angeknüpft und sie in ihrer Wohnung einigemal besucht, wobei die junge Frau sich zuerst nichts Arges gedacht, sondern den Neffen des von Allen hochgeehrten Forstmeisters mit Artigkeit empfangen hatte, zumal da dieser sich gestellt, als wolle er zugleich ihren jedesmal abwesenden Mann besuchen.

Als aber der Ritter seiner Schönen mit ausgesuchten Romanphrasen — er hatte sich wirk-

lich aus Romanen schriftliche Auszüge gemacht — immer mehr zusetzte, als er das nächste Mal mit Gewalt immer liebenswürdiger und zuletzt ein wenig unverschämt werden wollte, da ward die Enttäuschte sehr böse, verwies dem Herrn sein Betragen und sagte es ihrem Manne.

Der Einnehmer trat das nächste Mal plötzlich in die Stube, als der Uhlane doch wieder vorzusprechen gewagt hatte — und dieser, der sich in seiner Ehre und in dem Heiligthum seiner Liebe zugleich angegriffen glaubte und auch heißes Blut besaß, verwies ihm mit scharfen Worten sein Betragen und verbot ihm zuletzt, sein Haus wieder zu betreten, mit der hinzugefügten Drohung, er werde ihn sonst aus dem Hause werfen und es dem Forstmeister anzeigen.

Wenn der Herr v. Messing auch von Holz gewesen wäre, so hätte ihn dies in Wuth setzen müssen. Und doch konnte er sich nicht rächen. Er hatte die entsetzliche Beleidigung hinnehmen und doch schweigen müssen, damit nur der Forstmeister, der sittlich strenge Mann, nichts erfahre und ihm obendrein die Erbschaft entgehe.

Wie willkommen mußte seinem Herzen also die Entdeckung sein, die er gemacht zu haben glaubte, daß der Einnehmer auch ein Wilderer wäre, und wie freute er sich, in dem Feldscheerer einen Feind Dornen's gefunden zu haben.

Schmarre schien sich gern brauchen zu lassen und war auch zum Aufspüren, Klatschen, Lügenerfinden und Lügenverbreiten ungemein brauchbar.

Der edle v. Messing ließ sich daher herab, dem Wundarzt im Vertrauen seinen Verdacht über den Retter seines Oheims mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mozarts Requiem.

Die letzte Arbeit des großen Meisters der Töne war seine Todtenmesse, das Requiem. Wohl selten ist ein Kunstwerk eigenthümlicher entstanden, als dies. Wenige Monate vor seinem Heimgange saß der kranke Komponist trübsinnig im Lehnstuhl, als ein Wagen vor das Haus fuhr. Ein Fremder ließ sich melden, der Herrn Mozart zu sprechen wünsche, und trat mit den Worten ein: „Ich komme mit einem Antrag von einem sehr angesehenen Manne zu Ihnen."

„Von wem?" fragte Mozart den Fremden, dessen Aeußeres eine Standesperson verrieth.

„Er will nicht genannt sein," erklärte dieser.

„Nun der Name thut auch nichts zur Sache; was steht ihm denn zu Diensten?"

„Eine Todtenmesse von Ihnen; er hat eine unvergeßliche Freundin verloren, an deren Sterbetag er alljährlich die Messe aufführen lassen will."

Den kranken Künstler durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. „Ich nehme den Auftrag an!" sagte er lebhaft.

„Führen Sie das Werk mit Liebe aus," versetzte der Fremde, „Sie arbeiten für einen Kenner."

„Um so besser!" nickte Mozart.

„Wie bald aber denken Sie damit fertig zu sein?" fuhr der Unbekannte fort.

„In vier Wochen."

„Und wie hoch schätzen Sie die Arbeit?"

„Hundert Dukaten."

„Sehr wohl," sagte Jener und zählte sie auf den Tisch; „in vier Wochen komme ich wieder." Er ging. Mozart stand eine Weile nachdenklich, dann lief er fest an seinen Schreibtisch, begann, als wäre ihm eine Inspiration geworden, zu schreiben und schrieb so anhaltend, daß seine Frau fürchtete, die übermäßige Anstrengung könne seinen Tod herbeiführen. Doch trotz aller ihrer Bitten arbeitete der Meister fort und fort, oft bis spät in die Nacht. Einst, als sie von Neuem in ihn drang, sich zu schonen, wies er sie heftig zurück: „Ich setze es für mich selbst, dies Requiem, und muß eilen, damit es zu meinem Begräbniß fertig wird!"

Inzwischen waren die vier Wochen verflossen. Die Komposition hatte ihr Ende noch nicht erreicht, als der Fremde sie abzuholen erschien.

„Ich habe nicht Wort halten können!" rief Mozart ihm entgegen.

„Gut Ding will Weile haben," erwiederte der Andere, „wie lange glauben Sie noch daran zu arbeiten?"

„Noch vier Wochen. Ihre Aufforderung hat sehr viel Interesse bei mir erregt, und so hab' ich mich weiter darin vertieft, als ich Anfangs vorhatte."

„In dem Fall reicht auch das Honorar nicht zu," meinte der Besteller und zählte auf's Neue fünfzig Dukaten auf.

„Aber ich bitte Sie recht sehr," sagte Mozart, „machen Sie mir kein Geheimniß daraus: von wem kommt das?"

„Der Name thut ja Nichts zur Sache, in vier Wochen komme ich wieder!" Damit verschwand er. — Die Anfälle von Schwindel und

Ohnmacht, die den Meister schon vor Beginn des Werkes heimgesucht, stellten sich immer häufiger ein. Er arbeitete mit desto mehr Liebe; die Nähe des Todes goß eine Art himmlischer Weihe auf ihn. Eine Stunde vor seinem Hinscheiden durchblätterte er die abgeschlossene Partitur.

Der Unbekannte kam nicht wieder.

Mannigfaltiges.

* Als ich eines Tages den Zug verpaßt hatte, erzählte Jemand, der den Westen Amerika's bereist hat, der „Glasbr. Montags-Ztg.", ging ich langsam durch den kleinen Ort bis zu dem Kirchhof. Schon die Inschrift belehrte mich, daß derselbe, wie die meisten in Amerika, auf Aktien gegründet war und einer Privat-Gesellschaft angehörte. Ich trat ein und fing mit einem dort beschäftigten Arbeiter ein Gespräch an. Ich erfuhr, daß der Kirchhof erst ein und ein halbes Jahr alt sei und wunderte mich sehr über die außerordentlich große Anzahl der Gräber mit ihren weißen, eleganten Grabsteinen. „Das hat sein Aber, mein Herr," erwiederte der Todtengräber, den ein Trinkgeld gesprächig gemacht hatte, „die meisten Grabsteine sind Puppen!" Als mir der Ausdruck etwas dunkel schien, fuhr er fort, „ja, Puppen, d. h. sie stehen da, wie eine Reihe Zähne, aber Keiner ist darunter begraben. Wenn man auf der Eisenbahn sitzt, kann man die blanken Dinger glänzen sehen." „An dem Kirchhof ist noch was zu verdienen," sagt dann Einer oder der Andere, „der gedeiht vortrefflich!" und so nimmt Mancher eine oder ein paar Aktien, um vielleicht später einmal die Zinsen und Dividenden hier selbst unter solcher Puppe abzuliegen!"

* Ein Dienstmädchen brachte einen Brief auf die Post mit der Aufschrift: „An meinen Bräutjam zu Kyritz." — Der Postbeamte machte sie darauf aufmerksam, daß der Brief ohne Namenangabe des Adressaten nicht befördert werden könne und erbot sich, den betreffenden Namen auf das Couvert zu schreiben. — „Ja, Kuchen," erwiederte das Mädchen, „et braucht nich Jeder zu wissen, wer mein Bräutjam is!"

* Zwei junge Damen hatten sich erzürnt und sich tüchtig geschimpft. — „Haben sie sich häßlich genannt?" fragte ein Herr. — „Nein!" lautete die Antwort. — „Nun, so nehme ich es auf mich," schloß der Herr, „sie wieder mit einander zu versöhnen!"

Lebensphilosophie.

Gleiche Gefahren bedrohen den Menschen im Glück und Unglück; hier durch zu wenig, dort durch zu viel Muth.

Oeffne für fremdes Elend dein Auge, so öffnet sich auch bald dein Herz.

Wer sich des Guten freut, das seinem Nächsten zu Theil wird, ist fast ebenso wohlthätig als der, welcher Wohlthaten spendet.

Das Veilchen.

Such' dir ein Blümelein
Im Morgenthau,
Und denk', so möcht ich sein
Wie's Veilchen blau,
So treu und innig,
So still und sinnig —
Bescheidenheit
Mein duftig Kleid.

Weckt früh die Sonne mich,
Schlägt rein mein Herz;
Klar hebt mein Auge sich
Und himmelwärts
Nach Licht und Klarheit,
Nach Lieb' und Wahrheit,
Wie's Veilchen traut
Zur Sonne schaut.

Stürmt's draußen in der Welt,
Verberg' ich mich;
Wenn milder Regen fällt,
Erquickt er mich.
Ruh' sanft im Schlummer,
Wie ohne Kummer
In Gottes Huth
Das Veilchen ruht.

Und kommt des Menschen Fuß
In meine Näh',
Bring' ich ihm Veilchengruß —
Willkomm, Ade!
Mit frohem Munde
Spricht er: Im Grunde
Muß wo im Grün
Ein Veilchen blüh'n.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Samstag, 24. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Der Verdacht haftete in der Seele des Wundarztes, ja, das ausgesprochene Wort des Lieutenants brachte eigentlich das nur zum vollen Bewußtsein, was schon in undeutlichen Zügen sich in ihr gebildet hatte.

Der Feldscheerer stimmte natürlich bei und Beide verabredeten auf des Lieutenants Zimmer, was zu thun sei, um den Plan zur Reise zu bringen, den Einnehmer gänzlich zu verderben und bei dieser Gelegenheit dann noch die schöne Frau zu gewinnen — nämlich für den Uhlanen. Schmarre bekam seine Rolle, auszuspüren, wer denn eigentlich der Einnehmer sei, d. h. von woher und in welchen Verbindungen, und dann sogleich im ganzen Dorfe und der Umgegend, so weit als möglich, die Entdeckung von der Wilddieberei Dornen's zu verbreiten, ja selbst seine Bekannten in der Hauptstadt davon brieflich zu benachrichtigen.

Siebentes Kapitel.

Der gefangene Wilddieb wird verhört und bekennt hinterher noch Allerlei aus seinem Leben.

Der Abend war indessen zur Nacht geworden und es wurde still in der Wohnung des Forstmeisters.

Obgleich durch die Begebenheiten des Tages sehr erschöpft, fanden doch die meisten Theilnehmer an demselben wegen ihrer Schmerzen oder ihrer Aufregung in der Nacht nur wenig oder gar keine Ruhe.

Am folgenden Morgen sandte der Forstmeister einen berittenen Jäger mit einem kurzen Bericht in die nächste Kreisstadt, welche vier Meilen von dem Dorfe entfernt war.

Erst am darauffolgenden Tage gegen Mittag trafen zwei Justizbeamte in Begleitung des Kreisphysikus bei dem Forstmeister ein.

Die Beamten stellten ein ausführliches Verhör mit allen Personen an, welche bei dem Ueberfall der Räuber handelnde oder leidende Theilnehmer oder Zeugen gewesen waren.

Die übereinstimmende Aussage des Forstmeisters, Dornen's und Balthasars, verbunden mit dem Geständniß der beiden Buschklepper, bewirkte die Erklärung der beiden Beamten, daß sowohl der Forstmeister nur in erlaubter Nothwehr seinen Angreifer, als auch der Einnehmer in nothwendiger und gerechter Vertheidigung des Angegriffenen gegen dessen beabsichtigte Ermordung und nachher in eigener Selbstvertheidigung die Räuber getödtet oder verwundet habe.

Die Frage, warum Dornen mit der Flinte bewaffnet in den Wald gegangen sei, war allerdings auch aufgeworfen, aber der Forstmeister, der zwar, um diesen für seinen Retter kritischen Punkt zu beseitigen, keine Unwahrheit sagen wollte, z. B. er habe dem Einnehmer die Jagd erlaubt, hatte durch eine schonende Enthüllung des ihm von Dornen gemachten Geständnisses bewirkt, daß die Untersuchung gegen den Einnehmer, wegen unbefugten Jagens, von dem Kriminalprozeß gegen die beiden Räuber getrennt blieb.

Der Kreisphysikus hatte die Verletzung des Forstmeisters untersucht und für nicht gefährlich erklärt, jedoch einen Verband angelegt und dem Schmarre die fernere Behandlung vorgeschrieben, mit Verbot der Anwendung seines blauen Spiritus.

Der durch den Arm gestochene, aber nicht schwer verwundete Räuber ward von Neuem verbunden, auf einen Leiterwagen gesetzt und in das Kriminalgefängniß der Kreisstadt gebracht.

Den zweiten Räuber, der aus seiner Betäubung nur durch einen doppelten Aderlaß geweckt wurde

und welcher nur mit Mühe die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, erklärte der Kreisphysikus für tödtlich verletzt und gab die Versicherung, daß er kaum noch einen Tag leben könne, daß er aber auf dem Transport ins Kriminalgefängniß unfehlbar an einem Blutsturz aus der schwer verletzten Lunge sterben würde.

Dieser Umstand entschied, den Verletzten in der Wohnung des Forstmeisters zurückzulassen.

Kaum waren die Beamten wieder abgefahren, so schien sich der zurückgelassene Verwundete etwas zu erholen und bat darum, einen Beichtvater zu ihm zu schicken, denn er sei Katholik und wolle beichten. Als man ihm erklärte, in der ganz lutherischen Gegend sei kein katholischer Geistlicher zu finden, bequemte er sich, den Zuspruch des nächsten Pfarrers anzunehmen.

Der Geistliche, ein frommer Mann, kam auch bald und wußte das Zutrauen des Sterbenden durch tröstenden Zuspruch so zu gewinnen, daß der Verwundete, welcher die Nähe seines Todes fühlte, ihm Vieles entdeckte, — gräßliche Dinge, wobei dem Zuhörer schauderte.

Eine Kette von Rohheiten, Ausschweifungen, Gewaltthaten und Verbrechen zog sich durch das Leben des Elenden. In seiner Jugend wurde er gänzlich von seinen Eltern verwahrlost, welche bald mit Trödelkram, bald mit Leiermusik das Land durchzogen, und dann von der Mutter, nachdem sein Vater dieselbe heimlich verlassen hatte, zum Betteln und Stehlen angehalten.

Er war niemals in eine Schule gekommen und seine Religion bestand in der Kunst, die drei Kreuze zu schlagen und den englischen Gruß herzusagen, so oft er an einem Kreuze oder Marienbilde vorbeikam.

Nur einmal, etwa in seinem 14. Jahre, habe er gebeichtet und das Abendmahl empfangen — seitdem nie wieder; er sei auch nie anders wieder in eine Kirche gekommen, als um sie zu berauben.

In seinem 15. Jahre wäre seine Mutter in einem Dorfe in der Pfalz gestorben und er sei darauf sich selbst überlassen gewesen, habe gebettelt, sei unter eine Diebsbande gerathen, aus heimathlosen Juden und allerlei Gesindel zusammengesetzt. Diese hätten ihn erst recht ins Stehlen eingeweiht und er habe ein liederliches Leben begonnen.

Bald sei er einer der kühnsten der ganzen Bande geworden und am Mittel- und Oberrhein, in der Pfalz und in der Schweiz habe er sich in Diebstählen, gewaltsamen Einbrüchen, Beraubung der Reisenden ausgezeichnet.

Als aber diese Bande gesprengt, er gefangen, bald aber wieder ausgebrochen sei, da habe er sich der Räuberbande am Donnersberge, jenseits des Rheins, angeschlossen, welche in den damaligen höchst unruhigen kriegerischen Zeiten unter dem berüchtigten Hauptmann Schinderhannes, alle Obrigkeit verhöhnend, mit grenzenloser Frechheit am hellen Tage große Dörfer und Flecken überfallen, geplündert und gebrandschatzt, ganze Karawanen von Marktleuten beraubt, Mühlen- und Edelsitze gestürmt, ausgeplündert und angezündet habe, bis nach manchen frechen Thaten und zahlreichen, blutigen Gefechten fast die ganze Bande gefangen und hingerichtet worden sei.

Sie hätten sich seitdem vom Rauben und Stehlen und vorzüglich von der Wilddieberei ernährt, wären verschiedentlich eingefangen und eingekerkert, aber meistens nach einigen Monaten, weil man sie keines Verbrechens vollkommen habe überführen können, wieder losgelassen, bis sie vor ungefähr zehn Jahren abermals gefangen, der Wilddieberei und mehrerer Räubereien überführt und Beide auf zwanzig Jahre zur Kette und Zwangsarbeit von der D.... Regierung verurtheilt worden wären.

Länger als acht Jahre hätten sie Ketten getragen, bis es ihnen Beiden, mit Hilfe eines dritten Gefangenen, desselben, der durch den Arm gestochen sei, gelungen wäre, sich ihrer Banden zu entledigen, auszubrechen und zu entkommen.

Sie hätten ihre alten in einen Steinbruch versteckten Waffen nach so langer Zeit noch wieder gefunden, zwar verrostet, aber noch in brauchbarem Zustande.

Sie wären aus dem Darmstädtischen Lande entwichen, hätten sich auch im Kurfürstenthum Hessen nicht für sicher gehalten und wären nach mancherlei Umwegen in diese waldige Berggegend gelangt, wo sie seit länger als einem Jahre die Wilddieberei getrieben und ihre Beute in der Gegend umher und bis zur Hauptstadt verkauft hätten.

Sie wären auch wohl einen Kreis von zwanzig Meilen weit gestreift und hätten sich niemals lange in einer Gegend aufgehalten.

Durch die Bauern, welche das Wild hassen, und durch die Köhler seien sie mit Pulver und Blei, mit Lebensmitteln und sicheren Nachrichten versehen, ob und von wem sie zuweilen verfolgt würden.

Der Räuber schwieg, wie erschöpft, einige Zeit. Nach einer Weile jedoch, wie im Kampfe mit sich selbst, ob er noch mehr bekennen sollte, regte

das Gefühl des nahen Todes und die innere Angst ihn wieder auf und mit halblauter Stimme begann er abermals: „Es ist nicht allein Thierblut von mir vergossen, ich habe auch mit Menschenblut meine Hände gefärbt, indem ich, ebenso wie der erschossene Brenner unter der Bande des Schinderhannes, bei verschiedenen Einbrüchen und offenen Räubereien im Walde Menschen angegriffen und getödtet habe — mein Kamerad tödtete zwei Menschen, ich einen.

Gott wird es mir vielleicht vergeben, da es nur ein Jude war, den ich erschoß, weil er mit der Axt nach mir hieb, als wir einbrachen.

Zudem galt Niemand unter der Bande etwas, der nicht wenigstens einmal, wie sie es nannten, roth gefärbt hatte.

Aber — ach! Maria und Joseph! — eins ist es, was mich noch viel schwerer drückt!"

(Fortsetzung folgt.)

Ehemals und jetzt.

Noch im Jahre 1672 brauchte Frau von Savigny, wie sie selbst erzählt, zu einer Reise von Paris nach Marseille einen vollen Monat, noch 1681 waren für Ludwig XIV. nicht weniger als zehn Tage erforderlich, um von Paris ins Bad von Archambault zu gelangen, ungeachtet Colbert zuvor befohlen hatte, alle Wege herzustellen und die Gräben möglichst auszufüllen. Um 1750 ging alle vierzehn Tage eine Landkutsche von Dresden nach Berlin, und als in demselben Jahre Klopstock mit Gleim im leichten, mit vier Pferden bespannten Wagen den Weg von Halberstadt nach Magdeburg zurücklegte, fand er dies Heldenstück so außerordentlich, daß er es mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. —

Wer heute die Reise um die Welt mit direkt gehenden Postdampfern machen will, kann diesen Zweck unter Benützung der Eisenbahnen von Suez und Panama in 104 Tagen (mit einem Aufwand von 1740 Thlr.) erreichen und zum Voraus die Stunde seiner Heimkehr bemessen. Angenommen, er sei in England ansässig, fährt er in 2 Stunden von Folkestone nach Boulogne, durchfliegt in 24 Stunden Frankreich, besteigt in Marseille einen Dampfer der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company und gelangt in 6 Tagen über Malta nach Alexandrien. Unbekümmert um Pyramiden, Mumien und dgl. alte Geschichten durchschneidet der Zug die Landenge nach Suez in 50 Stunden. Ein Dampfer der eben erwähnten Gesellschaft führt den Touristen in 6 Tagen durch das rothe Meer nach Aden; 11 Tage später legt er in Ceylon an. Hätte er 7 Tage frei, so genügte die Zeit zu einem Abstecher über Madras nach Calkutta, 15 Tage genügten nach Singapore, weitere 5 Tage für Schanghai, von wo direkte Gelegenheit nach Peking und Jeddo vorhanden wäre; aber auf diese Nebenrouten verzichtend, gelangt unser Reisender in 21 Tagen nach Melbourne und in drei weiteren Tagen nach Sidney. Nochmals 7 Tage auf dem Wasser und er wiegt sich zu Wellington auf Neu-Seeland in dem Bewußtsein, seinen Freunden in Europa diametral sich gegenüber zu befinden. Die Hälfte des Erdumfangs ist in 56 Tagen überwunden.

Seit dem Juni 1866 durchschneiden vier große Dampfer geradlinig zweimal im Monat die Südsee und bringen den Reisenden in 28 Tagen nach Panama; 4 Stunden nachher ist er in Colon, kommt in 5 Tagen über Jamaika, Haiti nach St. Thomas und ist nach weiteren 14 Tagen wieder in Southampton, das er vor 104 Tagen verlassen hatte. —

Während früher die an sich spärlichen Kommunikationsmittel zugleich höchst mangelhafter Natur waren und um der hohen Kosten willen nur Wenigen zu gute kamen, stellt sich die Post heute, die entlegensten Winkel der Erde in ihren Bereich ziehend, in vielfachster Gliederung leicht und expedit Jedermann zu Diensten — und beschränkt sich dafür auf einen Ersatz, der im Vergleich zu dem Vortheil, welchen sie dem Einzelnen bringt, gleich Null ist; und nicht genug wurden Brief-, Paket- und Güterporto immer weiter ermäßigt, Frankomarken und Briefcouverts eingeführt, Erleichterung des Posttransits, Vermehrung der Kurse, Gleichförmigkeit und Vereinfachung des Postdienstes angeordnet und damit schnellere Beförderung und sichere Kontrole bezweckt; fahrende Expeditionsbureaux auf den Eisenbahnen eingerichtet; Postvereine wurden organisirt, denen sich mehrfache, auf dem Grundsatze vollständiger Reziprozität beruhende Verträge, durch Einfachheit der Bestimmungen und Niedrigkeit der Portosätze empfehlend anschlossen. —

Um die kürzesten Wege zu gewinnen, scheut der unaufhaltsam vorwärts strebende erfinderische Geist des Menschen vor keinem Wagniß zurück. Dem treulosen Elemente des Wassers bieten wir, geführt von Maury, dem Pfadfinder der Meere, mit unsern Wind- und Seekarten Trotz und sichern

und beschleunigen dadurch die Fahrt von einer Küste zur andern; wir erfinden Rettungsbote, bauen Leuchtthürme und Leuchtschiffe, ersinnen die wirksamsten Apparate für Tag- und Nachtsignale, wissen selbst dem Taucherwesen eine bisher unerreichte Vollkommenheit zu geben und dadurch für die Schiffahrt, den See- und Hafenbau, die submarine Fischerei auf Perlen, Korallen und Schwämme in richtiger Ausbeutung der errungenen Vortheile den größten Nutzen zu schaffen; wir durchstechen die Landenge von Suez und rücken damit dem aus dem grauesten Alterthum uns zuwinkenden Indien um tausend Meilen näher; wir durchbohren mit ungeheuren Kosten einen riesigen Gebirgsstock und stellen damit eine schnellere, ununterbrochene, von Wind und Wetter unabhängige Verbindung diesseits und jenseits der Alpen her; wir schlagen Brücken über Meerengen, wir spannen den telegraphischen Kabel durch die Wüste und den Ocean, und dem Gedanken ist damit für seinen Flug eine Kraft geschaffen, die selbst nicht an die Schranken von Zeit und Raum gebunden ist; und das Mährchen vom Siebenmeilenstiefel ist durch die Eisenbahn zur Wahrheit geworden.

Die Rolle, welche diese in der modernen Welt einnimmt, hat sich dem bisherigen Maßstabe menschlicher Berechnung völlig enthoben: individuelle und internationale Beziehungen, Handel und Industrie, Finanzen, alles was Einfluß auf den Wohlstand, das äußere Glück, die Größe der Völker hat, knüpft sich heutzutage an der Herstellung dieser schmalen Leisten aus Metall. Die Lokomotive ist die nützlichste Schöpfung des Menschengeistes. Die älteste Eisenbahn ist kaum vierzig Jahre alt, und schon dehnen sich die Schienen über alle Welttheile aus. Jährlich wächst ihre Länge, und sie strecken sich in unbekannte, ja unbewohnte Gegenden, um deren bisher unverwendbare Produkte auf den Markt zu bringen; welche Veränderungen sie am Ende des Jahrhunderts auf dem ganzen Erdboden hervorgerufen haben werden; wer vermag es vorherzusagen? —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Pariser Diebskniffe.) Der sogenannte „Diebstahl auf's Herausgeben" (vol au rendez-moi), früher in Paris häufig vorgekommen, bestand darin, daß der Gauner in einem Laden eine Kleinigkeit kaufte, ein größeres Goldstück auf die Ladentheke legte, mit dem Ersuchen, ihm herauszugeben, worauf er die Münze einstrich, zugleich aber, wo es ihm gelang, das ganze Stück wegeskamotirte; natürlich glückte es nicht immer und wurde auch nicht selten der Dieb gefangen. — Nun haben aber in den letzten Tagen zwei associrte Gauner durch Zusammenwirken etwas Variation und mehr Aussicht auf Erfolg in das Geschäft gebracht. Sie gingen mit einander in einen Tabaksladen; der eine forderte 3 Cigarren von der Sorte Londres und legte einen Napoleon auf den Ladentisch; der andere begehrte für 6 Sous Rauchtabak und legte 3 Zweisousstücke neben das Goldstück. Der Kaufmann servirte beide Kunden und gab auf die 20 Franks heraus; als aber die Käufer fortgegangen waren, fehlte das Goldstück, welches vermuthlich der Tabakskäufer, als er die 6 Sous hinlegte, gleichzeitig weggstipitzt hatte. Der Kaufmann soll sich vorgenommen haben, ein andermal erst das große Geld in Sicherheit zu bringen, ehe er herausgibt, dann passirt ihm wenigstens nicht mehr das Nämliche. (Gaz. d. Trib.)

* (Nützliche Verwendung gebrauchter Briefmarken.) Pastor Maurach zu Oberpahlen in Livland bittet in der „Kurl. Gouv.-Ztg.", ihm die alten abgestempelten Briefmarken einzusenden. Die Chinesen, dieses eigenartige, sonderbare Volk, haben nämlich eine besondere Leidenschaft dafür gefaßt, Schirme, ja sogar ganze Zimmer mit solchen Briefmarken zu bekleben und kaufen solche zu vielen Tausenden auf. Die rheinische Mission, die ihren Vertreter in China hat, sammelt nun die Marken, verkauft sie zu 1 Thaler das Tausend und läßt für das gelöste Geld die Kinder erziehen, welche die Chinesen ausgesetzt oder als Sklaven verkauft haben.

Lebensphilosophie.

Entfernung bringt in der Ideenwelt die nämliche Empfindung hervor, als in der wirklichen Welt die Perspektive. Die Gegenstände werden milder, abgerundeter, und ihre Anmuth verdoppelt sich; die rauheren und gemeineren Theile der Charaktere schmelzen hinweg, und diejenigen, an denen man sich ihrer erinnert, sind die bezeichnendsten Umrisse, welche Erhabenheit, Anmuth oder Schönheit verkünden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

② Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Dienstag, 27. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Der Verbrecher seufzte auf, stöhnte dann ängstlich und schwieg wieder. Doch die milde Zusprache des Geistlichen, ganz sein Herz zu erleichtern, da es noch Zeit sei, bewog ihn, in seinem Geständniß fortzufahren: „In jener Zeit — es mögen seitdem wohl fünf- bis sechsundzwanzig Jahre verflossen sein — als es so kriegerisch war, hatte sich ein Theil der Bande auf die deutsche Seite des Rheins begeben und machte gute Geschäfte, denn die Franzosen waren über den Rhein gegangen und plünderten, wo sie konnten, jene aber zogen immer hinterher.

Bald wurden jedoch die Franzosen von den Kaiserlichen zurückgeschlagen, und sie mußten wohl tüchtig geschlagen worden sein, denn sie flohen in hellen Haufen, ohne Ordnung und Zucht.

Nun ging das Plündern erst recht an — der rothe Hahn krähte jeden Abend in den Dörfern und Städten und allenthalben war Mord und Verwüstung.

Aber die Bauern — so geduldig die deutschen Bauern auch sonst sind — standen zuletzt doch alle auf, schlugen auf den fliehenden Feind und ließen Wenige über den Rhein zurück.

Wir hielten, wie es uns am besten paßte, zuerst zu den Franzosen, dann zogen wir die weißen Röcke der Kaiserlichen an und hielten es zuletzt mit den Odenwäldern und machten Beute von Feind und Freund.

So kamen wir Beide — denn Brenner und ich hielten schon damals zusammen — in ein dicht bewachsenes Thal des Odenwaldes, in welchem, wie wir wußten, ganz abgelegen eine Wassermühle stand.

Es mochte ungefähr Mittag vorüber sein, als wir uns dort als vorgebliche kaiserliche Fourierschützen einquartieren wollten, indem wir hofften, dort einen guten Fang zu machen.

Aber man war uns zuvorgekommen. Französische Nachzügler hatten die Mühle überfallen, ausgeplündert und angezündet und, wie wir später erfuhren, alle Bewohner, die sich zur Wehre gesetzt, ohne Erbarmen gemordet.

Wir waren kaum eine Viertelstunde von der Mühle entfernt, als wir den Brand sahen. Da wir stillstanden und uns beriethen, was zu thun sei, stürzte aus dem Gebüsch eine Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, hervor. Diese Frau hatte sich als Fremde in der Mühle aufgehalten, war aber beim ersten Lärm des Ueberfalles aus der Hinterthüre in den Wald geflohen.

Es war ein junges, schönes Weibsbild; vor Angst und Aufregung brannten ihre Wangen wie Feuer und die Haare flogen ihr um den Kopf.

Ganz erschöpft sank sie vor uns auf die Kniee nieder und stöhnte: „Ach Gott, Landsleute!" Darauf hielt sie uns ihr weinendes Kind entgegen und flehte: „Rettet mein Kind, liebe Landsleute! — rettet mich! — Die Franzosen —"

Sie vermochte vor Erschöpfung nicht weiter zu reden und deutete mit der Hand nach der Mühle. Ein Wolf hätte sich ihrer erbarmt — wir — wir waren ärger als die Wölfe. Vor Mordbrennern war sie geflohen, bei Mordbrennern suchte sie Schutz!

Wir lockten sie in den dichten Wald; sie folgte uns ohne Mißtrauen. Aber, o mein Heiland! was da geschah! — — Ihr Flehen und ihre Thränen! — — Wie sie ihre Hände rang und zu unsern Füßen wimmerte und unsere Kniee umschlang — was sie uns auch versprach und wie sie zuletzt in Verzweiflung gegen uns rang — es war Alles umsonst, sie mußte unserer schändlichen Gewalt erliegen. —

Als die Sonne sich neigte, athmete sie kaum, ihre Sinne waren betäubt und ihr Auge geschlossen;

ihr Ohr hörte nicht einmal auf das Geschrei ihres Kindes, das sich auf dem Farrenkraut umherwälzte.

Als sie so halbtodt vor uns lag — da plünderten wir sie noch aus, nahmen ihr den einzigen Ring vom Finger, ihre Ohrringe, ihren Geldbeutel, ihre Tücher und ihr halbseidenes Oberkleid — und so entblößt überließen wir sie und ihr Kind der Kälte der Nacht und den Wölfen.

Wir hörten niemals wieder von ihr und dem Kinde und gewiß haben Beide die Nacht nicht überlebt. Das kann Gott mir nie vergeben — für den hat er kein Erbarmen, der ohne Erbarmen war.

Ach, wie sie wimmerte und meine Kniee umschlang — aber ich war ohne Erbarmen — darum hat auch Gott kein Erbarmen mit mir!"

Lautlos hatte der Geistliche das Geständniß des Elenden gehört und stumm blieb er noch eine Weile, als der Verbrecher vor Erschöpfung schwieg.

Endlich sprach der Pfarrer kaum hörbar:

„O gräßlich, gräßlich! — Mutter und Kind! — — Aber Gottes Gnade ist groß für den Reuevollen."

Und wie Christus den Schächer am Kreuze tröstete, so tröstete er auch den, welchen er nicht richten sollte, mit Gottes Gnade und Christi Fürbitte.

Der Elende stöhnte jedoch: „Ach, meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir vergeben werden könnte!" Er konnte sich nicht beruhigen.

„Ach, wie sie uns ihr Kind entgegenhielt und zu meinen Füßen wimmerte und meine Kniee umschlang!" unterbrach er immer wieder, leiser und leiser stöhnend, den Zuspruch des erbleichten Geistlichen.

Achtes Kapitel.

Welchen Eindruck die Geschichte des Wilddiebes auf den Forstmeister macht.

Als der Verbrecher endlich vor Erschöpfung zu schlummern schien, begab sich der Geistliche zu dem Forstmeister und erzählte ihm wieder, was ihm ja nicht unter dem Siegel der Beichte anvertraut war.

Wallenow hörte aufmerksam die Erzählung an. Als er aber auch das zuletzt eingestandene Verbrechen des Elenden erfuhr, da verknüpfte sein aufgeregter Geist mit diesem Bericht Alles das, was ihm Dornen von seiner Aufnahme in dem Hause seines Pflegevaters erzählt hatte.

Er rief bewegt: „O mein Gott! welch' ein schreckliches Bild leuchtet mir aus Ihrer Erzählung hervor. — Herr, Deine Gerichte sind gerecht! — Kommen Sie geschwind, Herr Pfarrer, und lassen Sie uns den Elenden genauer befragen!"

Auf den Arm des Geistlichen gestützt, begab sich Wallenow in das Gewölbe und sie forschten alle Umstände so genau aus, als der Verwundete sie selber wußte.

Letzterer gab ihnen Auskunft über die Gegend, wo das Verbrechen verübt war, und über das nächste Städtchen. Auf Befragen, wo die Sachen der Beraubten geblieben seien, gab er den Bescheid: Die Kleider waren bald vertrödelt; die schönen Ohrringe hatte sich Brenner angeeignet und sie waren von ihm nach einiger Zeit an einen Juden, einen Diebshehler, der ihnen schon öfter geraubte Sachen abgekauft hätte, verhandelt worden. Der Verwundete setzte noch hinzu: „Ich bewahrte mir den Ring auf, denn er schien mir sehr kostbar, und ich wußte ihn auch bei verschiedenen Untersuchungen so zu verbergen, daß er nicht gefunden wurde, bis er vor etwa zehn Jahren bei meiner letzten Gefangennahme doch entdeckt und mir abgenommen ward.

Das Kriminalgericht in D. hat den Ring zu sich genommen und muß ihn noch haben. Es war ein schöner goldener Reif mit einem blaßgelben Stein und enthielt eine Inschrift, die ich aber nicht lesen konnte."

Der Forstmeister, in seiner Vermuthung bestärkt, verließ das Gewölbe und verglich die Aussagen des Räubers mit einer guten Karte des Odenwaldes.

Als er wirklich das Vorwerk, welches nach des Einnehmers Erzählung dessen wackerer Pflegevater Dornen in Pacht gehabt hatte, mit Namen angegeben und jenseits einer genau bezeichneten nicht hohen Bergkette eine einsame Mühle angemerkt fand, welche keinem Orte näher lag, als dem vom Räuber genannten Städtchen, so gewann seine Vermuthung bei ihm selber die größte Wahrscheinlichkeit, daß die von den beiden Elenden Gemißhandelte und Beraubte in der That die Mutter seines Retters und der Sohn durch Gottes wunderbare Fügung der Rächer seiner Mutter geworden sei.

Die Unglückliche mochte sich nach der Entfernung der Räuber etwas erholt haben und mit ihrem weinenden Kinde quer durch den Wald und über die Berge geflohen sein, bis sie, zum Tode erschöpft, am späten Abend die Wohnung der mitleidigen Pächterfamilie erreichte.

Der Forstmeister sandte alsbald nach dem Einnehmer und behielt inzwischen den Geistlichen bei

sich, dem er entdeckte, in wie nahem Zusammenhange allem Anscheine nach das Verbrechen des Räubers mit dem Schicksale Dornen's stehe.

Der Einnehmer kam bald und vorsichtig theilten ihm Beide ihre Vermuthungen mit.

Dornen's Erstaunen, seine Wehmuth und Erschütterung bei der Erinnerung an seine Mutter, obgleich die Erzähler ihm das Gräßlichste verschwiegen, wer könnte das schildern?

Er sagte erschüttert: „Und ich, ich habe die Elenden getödtet!"

„Des Herrn Gerichte sind gerecht," versetzte der Pfarrer und der Forstmeister.

Der junge Mann sagte nach einigem Besinnen: „Aber lassen Sie mich das Gebetbuch holen, das einzige, was mir meine Mutter hinterlassen hat." Er eilte fort und kehrte bald mit einem in schwarzen Corduan gebundenen Büchlein zurück.

Alle Drei gingen nun wieder in das Gewölbe, worin sich der Verbrecher befand, zurück. Zitternd vor stummer Wuth betrachtete Dornen den Verwundeten, als ihn der Geistliche fragte:

„Fandet Ihr auch ein solches Buch unter den Sachen der Beraubten?"

(Fortsetzung folgt.)

Ehemals und jetzt.

(Schluß.)

Was die durch die Eisenbahnen erzielte Zeitersparniß betrifft, so stellte schon vor zehn Jahren das Londoner Athenäum folgende Berechnung an: Es reisen auf britischen Bahnen 111 Millionen Personen jährlich 12 englische Meilen in durchschnittlich einer halben Stunde. Müßten sie die alten Eilwagen noch benützen, so würden sie $1^1/_2$ Stunden zu jeder Reise gebrauchen; es werden also jährlich durch die Eisenbahnen 38,000 Jahre Zeit erspart, und rechnet man, daß sich jeder Passagier bei 8 Stunden täglicher Arbeit im Durchschnitt 3 Schilling erwerben kann, so ist der nationale Zeitgewinn mindestens zwei Millionen Pfund Sterling gleich zu setzen. —

Die Gesammtlänge der Eisenbahnen von Europa, wo man jetzt die Strecke vom Tajo bis zur Wolga, 850 Meilen, in 5 Tagen zurücklegen kann, beträgt 10,778 Ml.; dann folgt Amerika mit 7865, Asien mit 794, Australien 131, Afrika 81 Ml., so daß sich die Gesammtlänge (1867) auf 19,639, jetzt wohl 21,180 geographische Meilen beläuft. Sämmtliche Lokomotiven der europäischen Eisenbahnen durchlaufen jährlich eine Distanz von 36 Mill. Meilen, oder ungefähr der doppelten Entfernung der Sonne von der Erde. Die Summe der Entfernungen aber, die von allen Wagen sammt den Lokomotiven durchlaufen werden, beträgt etwa 1,000,000,000 Meilen, oder wöchentlich den Weg von der Sonne zur Erde. Die Zahl der Lokomotiven beträgt 18,000, wozu 40,000 Personen- und 50,000 Güterwagen gehören. Die Wagenreihe würde hintereinander gestellt die Strecke von Paris bis Petersburg ausfüllen. Das heutzutage für Eisenbahnen engagirte Kapital berechnet sich zu $46,625^1/_2$ Mill. Fr., in Europa allein zu 35,240 Mill. Frks. Täglich fahren ungefähr 3 Mill. Menschen auf sämmtlichen Eisenbahnen herum; täglich werden nahezu $1^1/_3$ Mill. Tonnen = 27 Mill. Zentner auf denselben befrachtet.

Die Telegraphen der Erde erstrecken sich auf 49255 geographische Meilen, deren Drähte auf 116786 Meilen, die Kabellänge auf 1593 Meilen. Das gesammte Kapital hiefür berechnet sich zu 416 Mill Fr. Selbst Afrika, jener Erdtheil, dessen Bewohner sich so beharrlich der europäischen Kultur verschließen, hat jetzt mindestens auf 1500 geogr. Meilen seinen Telegraphen und wird durch diesen vielleicht eher bezwungen, als durch die französischen Chasseurs und die christlichen Missionäre. Nicht nur das alte Nilreich und das modernisirte Algier, sondern auch die Barbareskenstaaten sowie die europäischen Kolonieen am Senegal und am Kap sind von Telegraphenlinien durchschnitten.

Der Seeverkehr hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr als versechsfacht; 4000 Dampfer europäischer und 3500 außereuropäischer Staaten befahren das Meer; die Handelsmarine der Welt begreift 169,878 Seeschiffe von 20,377,040 Tonnen (Europa 100,109 Schiffe von 12,450,096 Tonnen, Amerika 49,491 Schiffe von 6,754,363 Tonnen, Asien 16,367 Schiffe von 973,042 Tonnen, Afrika 2743 Schiffe von 82,854 Tonnen, Australien 1168 Schiffe von 116,685 Tonnen) und reicht aus, um gleichzeitig 400 Mill. Zentner Güter aufzunehmen und zu befördern.

Unter den hervorragendsten Erscheinungen des Kulturfortschrittes steht überhaupt die Entwicklung des Verkehrswesens obenan, und für die Fülle und Mannigfaltigkeit derjenigen Erfindungen und Verbesserungen, welche mit Kommunikationsmitteln im Zusammenhang stehen, lieferte die Pariser Weltausstellung von 1867 den besten Beweis. Sie mußte jeden Besucher anregen, dem Verkehrs-

wesen auch vom wirthschaftlichen Gesichtspunkte seine Beachtung zu schenken, und eine ganze Reihe von Ausstellungsgegenständen lenkte unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf ein solches Studium. Hierher gehörten insbesondere: die große, in der französischen Abtheilung angebrachte Karte des tausendfältig verschlungenen europäischen Telegraphennetzes, die nebenanstehende plastische Darstellung, auf welcher das Telegraphenwesen Frankreichs durch Nadeln und Faden so versinnlicht war, daß die unzähligen sich kreuzenden Drahtlinien und Bureaux in winzig verkleinertem Bilde vor Augen lagen; die umfangreichen Eisenbahnkarten aus fernen Welttheilen, die kaum seit zwei Decennien der europäischen Civilisation gewonnen sind; die hunderte von Schiffsmodellen, deren eines, der Plongeur aus dem Arsenal zu Rochefort, den Menschen nicht mehr blos **auf** der Wasserfläche, sonder **unter** derselben fortzutragen bestimmt ist, aber auch unter einer feindlichen Flotte furchtbaren Schaden anrichten kann; die Reihe Lokomotiven; der moderne Eisenbahnpostwagen, der bei Expreßzügen während des schnellsten Fahrens die Postpakete automatisch aufgibt und abnimmt und 72 Kilomet. stündlich vorwärts fliegt; die plastische Darstellung des Suezkanals, der zwei Meere verbinden wird, u. a. m.

Der erleichterte und erweiterte Verkehr gewährt Vortheile, welche dem Leben nach allen Richtungen zu gut kommen. Die Ausbreitung der Ideen wird nicht blos durch die emsige Thätigkeit der Presse, sondern durch die vervielfältigenden Künste überhaupt ins Unendliche gefördert; sie sind es, welche einer Menge von Kenntnissen und Begriffen, die durch das Wort erschöpfend sich darstellen lassen, in dem weitesten Kreise nicht blos Eingang verschaffen, sondern zur Verständlichkeit helfen, den Sinn für das Schöne wecken oder läutern, den Geschmack veredeln, und sofern das Vollkommene zu seiner Verallgemeinerung keiner größern Anstrengung als das Mittelmäßige und Mangelhafte bedarf, folgt von selbst, daß jenes immer mehr an Boden gewinnt, wie dieses an Einfluß und Geltung verlieren muß. Durch die Ausbildung des Verkehrs und der Verkehrsmittel ist unser Leben leichter, sicherer, schöner, besser und länger geworden: leichter, weil wir mit geringerem Kraftaufwand uns in den Besitz derjenigen materiellen und geistigen Güter setzen, welche uns nothwendig sind, um den unabweisbaren Bedingungen menschlicher Existenz zu genügen; sicherer, weil die Mittel, schädlichen Einflüssen zu begegnen oder vorzubeugen, den verheerenden Wirkungen der Naturkräfte Widerstand zu leisten, sich von Jahr zu Jahr mehren und allgemeiner zugänglich machen; schöner, weil die ganze irdische Schöpfung mit allen ihren Reizen und Wundern uns immer weiter aufgeschlossen wird, und die Produkte aller Zonen durch den emsigen Forschertrieb kühner Wanderer uns zur Anschauung und zum Genuß gelangen; besser, weil jene erhebenden Triumphe, welche der menschliche Geist mit jedem Fortschritt seiner Entwicklung feiert, die großartigen Werke, die er hervorbringt, der Drang und Impuls, wodurch er auf der betretenen Bahn rastlos vorwärts geführt wird, ihren veredelnden Einfluß allseitiger, früher und ursprünglicher als ehedem ausüben, das Ziel seines Strebens immer glorreicher gestalten und seine Verwandtschaft mit dem Göttlichen immer deutlicher beurkunden; und wenn endlich das Leben, sein Anfang und seine Dauer für den Höherdenkenden nicht sowohl nach Erfüllung einer bestimmten Jahresreihe, als nach der erlangten Summe von Erfahrungen und ihrer heilsamen Verwerthung zu schätzen ist, so wiegen unsere sechzig, siebenzig Jahre mit ihrer quantitativen und qualitativen Ausbeute für den Genius ein Patriarchenalter auf.

Mannigfaltiges.

* Eine Mutter hatte ihre Tochter an einen reichen Mann verheirathet und sprach sehr gern von dem Wohlstande ihres Schwiegersohnes. So sagte sie auch einmal: „Bei meine Dochter is Alles von Jold un Silber, bis uf'n kuppernen Waschkessel 'runter!"

* (Der Student und der Optiker.) **Der Student**: „Ihre Augengläser taugen Nichts; sie zeigen Alles doppelt am Abend."

Der Optiker: „Daran sind nicht die **Augen**gläser, sondern die **Mund**gläser schuld."

Lebensphilosophie.

Thue Recht und scheue Niemand,
Baue Häuser nicht auf Sand,
Litt'st du Schiffbruch, steure muthig
Wieder ab vom öden Strand.
Das sind gute Lebensregeln,
Weise sie nicht von der Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Donnerstag, 29. April 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Der Räuber, der mit dem Tode zu ringen schien, stöhnte, indem er den Kopf mühsam erhob: „Ein Buch — ein Buch? — Ich fand so ein schwarzes Buch in dem Strickbeutel, aus dem ich das Geld nahm. Ich warf das Buch zu dem weinenden Kinde — was sollte es mir nützen? — ich kann ja nicht lesen.“

„Ave Maria!“ murmelte er wieder, als der Pfarrer und der Forstmeister das Gewölbe verließen und den bleichen, zitternden Dornen mit sich fortzogen.

Der Geistliche sagte zu dem Einnehmer: „Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß es Ihre Mutter war, welche die Elenden beraubt und deren Tod sie verursacht haben. Aber wer war Ihre Mutter? Sollte dies Büchlein vielleicht einige Auskunft geben?“

„Ich glaube schwerlich,“ bemerkte Dornen.

Allein der Pfarrer hatte schon seine Untersuchung begonnen und sagte: „Das Titelblatt ist unten halb ausgerissen — da hat wohl ein Name gestanden, der uns Auskunft hätte geben können. Aber hier auf diesem weißen Blatte, vor dem Titel, steht von männlicher Hand folgender Spruch geschrieben:

„„Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? — Psalm 94, Vers 9.““

„Wie lautet der Spruch?“ fuhr der Forstmeister auf.

Der Pfarrer begann zu wiederholen: „Der das Ohr gepflanzt hat —“

„Geben Sie mir einmal das Buch,“ unterbrach ihn der Greis. Er hielt es mit zitternder Hand vor seine Augen, aber die Augen füllten sich mit Thränen. Der alte Mann legte das Buch auf den runden Tisch, der vor dem Sopha stand, sein Haupt sank auf das Buch und er weinte und schluchzte: „Herr, du bist gerecht in Allem, was du thust!“

Er weinte laut, bis er sich ermannte und mit leiser Stimme langsam sprach: „Bitte, lassen Sie mich ganz allein, damit ich Fassung gewinne — es hat mich zu sehr ergriffen und erschüttert. — — Bleiben Sie aber noch in meinem Hause.“

Der Geistliche sagte im Hinausgehen zu dem ihn begleitenden Einnehmer: „Welch ein frommer, mitfühlender Mann! Welch ein weiches Herz unter der rauhen Schale!“

Dornen versetzte: „Ich liebe ihn wie einen Vater!“

Es war jedoch nicht allein sein weiches Herz oder die Rührung seiner frommen Seele durch den biblischen Spruch, die so gewaltig das Gefühl Wallenow's aufgeregt hatten — es war eine unsäglich bittere Erinnerung an Etwas, das er selber erlebt hatte. Was längst vergangen war, worüber er mühsam in seinem Herzen Ruhe gefunden hatte, das hielt ihm die Gegenwart mit jenem Gebetbüchlein wieder vor das Auge seiner Seele. Recht gehandelt zu haben glaubte er einst — und doch klagte sein Herz ihn der Härte an.

Neuntes Kapitel.

Die Geschichte geht weit zurück und erzählt von einem Bruder und einer Schwester.

Wallenow stammte aus einer edlen, aber güterlosen Familie. Sein Vater, welcher eine bedeutende Stelle im Forstfache bekleidet und jung geheirathet hatte, ward auf der Jagd — wie es hieß, unvorsichtiger Weise — erschossen und seine Mutter überlebte nicht lange ihren Gatten, dessen Tod sie der Hand eines heimlichen Feindes zuschrieb. Sie starb ein Jahr nach ihrem Gatten

und hinterließ einen neunzehnjährigen Sohn und eine achtjährige Tochter.

Auf den Sohn, unsern Forstmeister, machte der unerwartete Tod seiner Eltern und das, was ihm seine Mutter auf dem Sterbebette entdeckt hatte, sowie ihre Ermahnung, ein Mann der Ehre und eine Stütze seiner Schwester zu werden, einen unauslöschlichen Eindruck.

Er hatte sich in seinem Fache treffliche Kenntnisse erworben und diese waren seine einzige Empfehlung, als er bald nach seinem dreiundzwanzigsten Jahre eine einträgliche Anstellung im Forstfache erhielt.

Er konnte nun seinen liebsten Wunsch erfüllen und mit Zustimmung des Vormundes seine Schwester zu sich nehmen und ihre Erziehung leiten.

Ob Wallenow niemals liebte?

Es war Thatsache, daß er mehrere Vorschläge, sich zu vermählen, die ihm von angesehenen Personen gemacht waren, mit Bestimmtheit abgelehnt hatte.

Wallenow hielt es mit seinen Begriffen von wahrer Mannesehre für unvereinbar, durch eine Gattin Einfluß, Verbindungen und Vermögen zu erheirathen, und er sagte, ein Mann müsse in seiner Frau nichts Anderes suchen, als die Beglückerin seines Hauses und die Mutter seiner Kinder.

Einige, welche Wallenow genauer zu kennen vorgaben, behaupteten, er habe geliebt, aber er habe dem vermögenslosen bürgerlichen Mädchen aus Rücksicht auf seine Familie und besonders wegen seiner Schwester die Hand nicht geboten. — Sie vergaßen hinzuzusetzen, daß er auch ehrenhaft genug dachte, ihr nicht durch Worte, ja nicht einmal durch Blicke, seine Liebe anzudeuten.

Wenn Wallenow's Charakter für sein Alter ungewöhnlich ernst, aber niemals finster, sein Benehmen fest und bestimmt, seine Thätigkeit regelmäßig und gewissenhaft war, so schmückte vor Allem eine Reinheit der Sitten — unter den jungen unverheiratheten Männern schon damals selten — den blühenden, kräftigen Jüngling mit einer solchen Fülle der Gesundheit, der geistigen und körperlichen Kraft, daß auch solche, die ihm an Lebens- und Dienstalter vorangingen, einer Art Ueberlegenheit von seiner Seite sich nicht ganz erwehren konnten.

Das war der kaum dreiundzwanzigjährige Mann, welcher die Erziehung und Bildung eines Mädchens unternahm.

Wallenow und eine Art Erzieherin, eine bejahrte, nicht sehr scharfsichtige Verwandte, und der Pfarrer des Dorfes bildeten und leiteten das zwölfjährige Mädchen.

Wallenow liebte seine Schwester so innig wie ein Vater seine Tochter.

Ludmilla war ein liebliches Mädchen; Geistesbildung, ein frommer, aber heiterer Sinn und Liebe gegen alle guten Menschen, vorzüglich gegen ihren Bruder, schmückte ihre Seele und ihr Körper entfaltete sich immer mehr zu einer herrlichen Blume der Schönheit.

Die Erziehung schien gelungen — sie war es auch nach menschlicher Einsicht — und Wallenow glaubte, sein Werk sei vollendet.

Aber Eins hatte er übersehen und nicht mit berechnet, weil er es selber mit seltener Seelenkraft überwunden hatte — die Liebe, jene Liebe, welche noch etwas Anderes ist, als das Wohlwollen gegen gute Menschen.

Ludmilla hatte ihr neunzehntes Jahr vollendet und in dem Dorfe, worin sie lebte, außer dem bejahrten Pfarrer nur die grämlichen Jäger ihres Bruders und die ausdruckslosen Gesichter der Bauern gesehen, auch in dem nahen Städtchen, wohin sie zuweilen zum Ball und Concert fuhr, sowie auf den nahen Gütern, keinen anziehenden Mann gefunden. Vielleicht war auch die Blüthe noch nicht zum Aufbrechen gezeitigt.

Da brachte der Krieg gegen die Franzosen das bunte, anziehende Gewühl der verschiedenen Soldaten, welche bald durchzogen, bald längere Zeit in der Gegend im Quartier liegen blieben.

Wie fast jedes Mädchen in dem Krieger einen Helden sieht, so mochte auch wohl Ludmilla in jedem preußischen Offizier um so mehr einen Helden erblicken, als sie ja eben ausgezogen waren, die Franzosen, die Zerstörer alles Edlen und Heiligen, aus dem Lande zu vertreiben.

Gegen den Herbst kam auf dem Marsche nach dem Rhein das von S... sche Dragoner-Regiment in die futterreiche Gegend, wo Wallenow wohnte, und erhielt daselbst seine Winterquartiere, um im Frühling ins Feld zu rücken.

Der Stab lag mit einer Schwadron in dem nahen Städtchen und die übrigen Schwadronen in den umliegenden wohlhabenden Dörfern.

Auch das Dorf, in welchem der Forstmeister wohnte, erhielt zwanzig Mann und einen Lieutenant, welcher bei Wallenow sein Quartier bekam.

Der Lieutenant, ein Baron v. Markenstein, obwohl nicht Erbherr, erhielt von seinem Vater einen bedeutenden jährlichen Zuschuß zu seiner Löhnung und konnte sich daher mit Glanz zeigen.

Ein schönes Aeußere, verbunden mit Gewandtheit und Ungezwungenheit, gaben ihm so viel Empfehlendes und Liebenswürdiges, daß wohl nicht zu viel Uebertreibung in den Aeußerungen seiner Kameraden lag, welche ihn und seine Börse verehrten, daß er den Damen unwiderstehlich sei.

Grundsätze strenger Sittlichkeit suchte bei ihm Niemand und hätte sie auch nicht gefunden — die bedurfte man zu dem, was man damals in dem Heere „Ehrenpunkt" nannte, auch gar nicht. Sein Lebensplan war einfach: das Leben recht zu genießen und im Kriege durch seinen Degen emporzusteigen.

Markenstein hatte keinen eigentlich schlechten Charakter; er besaß sogar einen bessern, als die meisten seiner Kameraden; er war in seinen Genüssen enthaltsamer und weniger roh und ausschweifend, aber der Adel sittlicher Würde lag nicht in seiner Seele.

Es war eben nicht wunderbar, wenn Markenstein die frische Jugendblüthe Ludmilla's, ihre Schönheit und ihr lieblich-unbefangenes Zutrauen, mit Schüchternheit gepaart, sowie ihren heiteren Sinn unendlich reizender fand, als Alles, was er bisher gesehen hatte.

Ob er Liebe empfand?

Die Liebe war es wohl nicht, welche die Seele reinigt und das Herz veredelt.

Ludmilla liebte und bald war ihre ganze Seele von diesem süßen Feuer ergriffen.

Wohl merkte der Forstmeister die Veränderung an seiner Schwester.

Ein natürlicher Takt hatte dem Baron gelehrt, sich gegen seinen Wirth als einen Mann sittlicher Grundsätze und wahrer Ehre zu zeigen, und Wallenow, der Ehrenmann, der nicht heucheln konnte, hielt daher auch seinen Gast für einen Mann wahrer Ehre.

Die alte Verwandte, eine Art Ehrenwächterin, wurde noch leichter von dem Lieutenant getäuscht, indem er sie mit großer Artigkeit behandelte, wodurch sie ihm bald sehr geneigt war. Sie hielt seine Aufmerksamkeit gegen Ludmilla, die sie zu Zeiten bemerkte, für einen Akt allgemeiner Höflichkeit gegen das schöne Geschlecht.

Der Forstmeister baute zu sehr auf die Trefflichkeit seiner Erziehung und das Ehrgefühl seiner Schwester; er hielt es gar nicht für möglich, daß sie sich vergessen könnte.

Aber doch warnte er Ludmilla, er warnte sie mit Vertrauen, denn er mochte nicht einmal durch ein schärferes Beobachten Mißtrauen zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mahnwort zum Schutz der Vögel.

Der Lenz mit seinen Freuden und Schönheiten hat uns genaht; freundlich sendet die liebe Sonne wieder ihre Strahlen erquickend und labend zur Erde nieder, Alles zu neuem Leben erweckend. Feld und Wald bereiten ihren Anzug zu dem schönen so herrlichen Sommerkleid; überall Freude, Wonne und fröhliches Wesen, besonders bei den lieben Sängern der Natur, den freundlichen Singvögeln. Die geliebten Schwestern und Brüder, die weggegangen waren in wärmere Länder, um den Entbehrungen und der Noth des unfreundlichen Winters zu entgehen, sind in treuer Anhänglichkeit an die liebe Heimath zurückgekehrt, um sich wieder häuslich einzurichten und niederzulassen. Aber wie viele Feinde haben nicht diese fröhlichen Wesen in ihrem arglos wieder neuerwählten Wohnsitze! Zeigt sich denn nicht der Mensch diesen ihm zu Nutz und Freude gegebenen Geschöpfen als deren treuer Wächter und Schützer? Leider ist es gerade die frevelnde Menschenhand, welche dieselben aus ihren schönen Träumen herausreißt und deren zärtliche Familienbande unbarmherzig zernichtet, unbekümmert um das Weheklagen der sonst so lieblichen Sänger. Zwar sichert das Gesetz in wohlwollender Weise den lieben Vögeln Schutz gegen die räuberischen Hände vogelsüchtiger und zerstörungslustiger Menschenkinder; aber wer und wo sind die Ueberwacher desselben? Vieles geschieht zwar in der Schule von Seiten der Lehrer, die ein warmes Herz haben für die lieben Vögelein, denen sie stets ein treues Wohlwollen beweisen und ein fürsprechendes Wort der kleinen Kinderschaar einpflanzen. Möchten doch nicht allein diese empfänglichen Kinderherzen auf dieses Mahnwort hören und die Sänger, ohne welche die Natur ihrer Reize verlustig ginge, sich ihres ihnen von dem Schöpfer gegebenen Glückes erfreuen lassen! Gewiß werden sie es dem Menschen danken durch fleißigen Gesang und nicht unterlassen, mit Sorgfalt von allen Zweiglein die schädlichen Raupen und anderes Ungeziefer wegzulesen, damit die bald in voller Blüthenpracht stehenden, Segen versprechenden Obstbäume ihre köstlichen Früchte zur Labung und Erquickung seinerzeit ihnen geben können.

H.

Ueber den Werth eines Vogelnestes bringt der thüringer Thierschutzverein folgende, überall beherzigenswerthe Ansprache: „Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus Langeweile ein Vogelnest, Grasmücken-, Spatzen-, Rothschwanz-

nest oder ein anderes, gleichviel von welchem der obengenannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder mit Jungen, aus. Es sollen davon fünf im Nest sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt etwa 50 Stück Raupen und anderes Geschmeiß zur Aetzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück. Die Aetzung dauert durchschnittlich vier und fünf Wochen, wir wollen sagen 30 Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jedes Stück Raupe frißt täglich sein eigenes Gewicht an Blättern und Blüthen. Gesetzt, sie braucht, bis sie ausgefressen, 30 Tage und frißt täglich nur eine Blüthe, die eine Frucht gegeben hätte, so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüthe, und die 7500 Raupen zusammen 225,000 Stück solcher Blüthen. Hätte dein Junge das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hättest du und deine Nachbarn um 225,000 Aepfel, Birnen und Pflaumen mehr geerntet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie es aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüthen des Tages frißt, oder wenn wegen des abgefressenen Laubes die Blüthen keine Nahrung mehr haben und welk abfallen, so beziffert sich dein und deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst nun leicht berechnen, was ein Vogelnest für einen Werth hat."

Mannigfaltiges.

*$_*$ Wohlfeile Lebensmittel wußte sich das Ehepaar Adeline in Paris zu verschaffen, bis ihr Erwerb durch einen unseligen Stadtsergeanten auf längere Zeit gehemmt wurde. Das fleißige Paar trieb die Sache also: Herr Adeline, mit einem Packtuch auf dem Arm, geht zu Spezereikrämern, Obsthändlern und andern Verkäufern von Lebensmitteln, während seine Dame vor den Läden stehen bleibt. Adeline versucht die Butter, streift den Käse ab, betrachtet die Rettig, sieht durch die Eier u. s. w.; der Käse ist nicht reif genug, die Butter ist überreif, die Eier sind zu klein, die Radieschen zu groß; kurz, der Feinschmecker schickt sich an fortzugehen, ohne Etwas zu kaufen, und der Händler bemüht sich, ihm alle Verkaufsartikel zu zeigen und anzupreisen, mit einem Wort, sucht etwas anzubringen. — Jetzt, einen günstigen Moment wahrnehmend, kripst unser difficiler Käufer ganz sachte Eßwaaren, die in seinem Bereiche liegen, schafft sie unter sein Packtuch, von wo sie durch eine Oeffnung in seinem Kittel in einen fürchterlichen Sack, der fest unter dem Kittel angebunden ist, rutschen, worauf er sich entschließt, einen gesalzenen Häring für 3 Sous oder auch gar nichts zu kaufen und dann wieder zu seiner liebwerthen Ehehälfte zu kommen, die ihm den Inhalt seines Sackes abnimmt, damit er wieder auf's Neue Vorräthe beischaffen kann. — Dies die einfache Weise, wie das Paar Adeline sich ganz wohlfeil nach selbsterfundener Methode die Lebensmittel verschafft. Einige Zeit hatten die beiden Eheleute alle Ursache, mit dieser Methode zufrieden zu sein. Unglücklicherweise trat aber eines Tages, als Adeline im Hallviertel mit Packtuch und Sack bei einem Gemüsehändler in beschriebener Weise operirte, ein Stadtsergeant dazwischen, der alle Stadien der sinnreichen Arbeit beobachtet hatte, und machte plötzlich der Industrie von Adeline ein Ende, indem er in dem merkwürdigen Sacke 12 prächtige Köpfe Blumenkohl fand. Hierauf Protokoll, Stellung vor das Zuchtpolizeigericht und Verurtheilung beider Eheleute zu je 3 Monaten Gefängniß.

(Gaz. d. Trib.)

* In einer Sekunde legen zurück: eine Schnecke 1/5000 Fuß, eine Fliege 5 Fuß, ein Fußgänger 5 3/10 Fuß, ein Kameel 6 Fuß, mäßige Winde 10 Fuß, schnelle Ströme 12 Fuß, Wallfisch 12 3/10 Fuß, schnellsegelnde Schiffe 14 Fuß, Rennthiere am Schlitten 25 Fuß, Dampfwagen 29 Fuß, Schlittschuhläufer 36 Fuß, englisches Reitpferd 41 Fuß, Stürme 50 Fuß, Luftballon 50 Fuß, kräftig geworfene Steine 50 Fuß, Windhund 70 Fuß, Adler 95 Fuß, der Orkan 126 Fuß, eine Taube 411 Fuß, der Schall bei 0° R. 1012 Fuß, Büchsenkugel 1599 Fuß, 25pfündige Kanonenkugel 2299 Fuß, ein Punkt der Oberfläche am Aequator 2351 Fuß, der Mittelpunkt der Erde um die Sonne 4 Meilen, das Sonnenlicht 41,000 Meilen.

Gemeinnütziges.

* (Mittel gegen den Schimmel der Essiggurken.) Die Hausfrauen wissen recht gut, daß die Essiggurken nicht selten vom Schimmel heimgesucht werden, aber sie wissen sich häufig nicht zu helfen, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Man gebe in ein Säckchen etwas schwarzen Senf, etwa 2 Loth, und lege dasselbe zu den Essiggurken. Diese bleiben dann frisch und von jedem Schimmel befreit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Samstag, 1. Mai 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Das Erste aber, worin Ludmilla's gläubige Seele von dem Baron unterrichtet wurde, das Erste, was ihr liebender Glaube lernte, war Heimlichkeit.

Ein Wunder war es nicht, wenn Ludmilla immer heißer liebte und wenn sie sich bei den hundert Gelegenheiten eines langen Winters dem Geliebten zuletzt ganz hingab. Sie hatte ihm selbst seinen Sieg, wenn man die unedle Benutzung einer zu sehr vertrauenden Schwäche so nennen darf, nicht einmal sehr schwer gemacht.

Nachdem in dem Baron eine gewisse Scheu, vielleicht der Keim einer edleren Liebe, von seiner Sinnlichkeit überwunden war, überwältigte er die Tugend der vertrauenden Geliebten gleichfalls leicht.

Sie ahnte wohl kaum, was sie verlor; erst, als im Anfang des Monats März die Dragoner nach Frankreich zogen, bangte ihr vor der Zukunft — ihr Bangen ward Entsetzen, als sie die Folgen ihrer hingebenden Zärtlichkeit empfand.

Noch hatte sie sich Niemandem entdeckt — sie wagte es nicht — noch ahnte ihr Bruder Nichts.

Ihre steigende Unruhe, ihre heimlichen Thränen und ihre Blässe machten die alte Verwandte aufmerksam, diese drang in Ludmilla und das Geständniß erfolgte, das den Forstmeister niederschmetterte.

Nachdem er, wie er meinte, so viel Fassung wieder gewonnen hatte, um mit Ruhe seine Schwester befragen zu können und aus ihren Thränen und einigen abgebrochenen Worten die Bestätigung ihrer Schwäche erfuhr, als er nicht mehr zweifeln konnte, die Schande sei da, unter welcher der ganze Bau seiner Erziehung, den er so fest auf Frömmigkeit und Ehre gegründet zu haben glaubte, zusammenbrach — welch einen Kampf hatte da der Tiefgebeugte zu bestehen zwischen seiner innigen Bruderliebe, welche das Mitleid mit der Verirrten zu Hilfe rief, und zwischen dem Gebot der Ehre, welches mit strengem Finger auf die verletzte Selbstbeherrschung hinwies und in dem Fehltritte der Schwäche die leichtsinnige Ueberschreitung aller Pflichten der Familienehre verdammte.

Der Forstmeister rang lange nach einem Entschlusse, in welchem er seine innige Liebe zu Ludmilla mit seiner Ehre zu vereinigen vermochte.

Länger als zwei Wochen sah er die Schwester nicht. Häufig auf seinem Zimmer eingeschlossen, sandte er Eilboten ab, empfing Briefe, aber den Ausweg, den er suchte, fand er nicht.

Er rang nach einem Entschlusse, er betete zu Gott um Erleuchtung, er ergriff seine Bibel, um eine Stelle aufzusuchen, die er auf seine Lage anwenden und aus welcher er sich Gottes Gebot deuten könne.

Da erblickte er sogleich, als er das heilige Buch aufschlug, den Spruch im Sirach: „Sie läßt ein verfluchtes Gedächtniß hinter sich und ihre Schande wird nimmermehr vertilget.“

Es ist schwer zu entscheiden, wie viel dieser Spruch, welchen er allerdings als ein Wort Gottes ansah, zu seinem Entschlusse beitrug, zu welchem ohne Zweifel auch jenes bittere Gefühl mitwirken mochte, seine Familienehre zeitlebens besudelt und sich, wie er meinte, von ihr so unverantwortlich getäuscht zu sehen, auf die er seine ganze Liebe, die Liebe eines Bruders und eines Vaters übertragen hatte.

Und doch hatte sie ihn nicht getäuscht, er hatte nur nicht Alles bedacht.

Sein Entschluß stand fest: sich auf immer von Ludmilla zu trennen. Sie sollte fern von ihm, unter einem angenommenen Namen, leben, jedoch ihren nothwendigen Unterhalt von ihm empfangen.

Er kündigte seiner Schwester seinen Willen an und bestimmte ihr ein Städtchen in einem benachbarten Gebiete zu ihrem künftigen Aufenthalt, wo man seinen Namen nicht kannte und wo sie als die Wittwe eines im Kriege gefallenen preußischen Offiziers leben sollte.

Ludmilla vernahm ihre Bestimmung, ohne zu antworten, nur Thränen rannen über ihr bleiches Antlitz.

Als aber Wallenow schloß: „mich siehst Du niemals wieder!" da zuckte sie schmerzlich zusammen und fiel vor ihm auf die Kniee nieder.

Doch ihrer schmerzerfüllten Brust entrang sich kein anderes Wort als: „O Ludwig, o mein Bruder!"

Allein Wallenow gehörte zu den Männern, welche dem gefaßten Entschlusse treu bleiben.

Ob er aber keinen andern Entschluß fassen konnte, um seine Familienehre wenigstens zum Theil zu retten und seine Schwester vor einem verzweifelten Schritte zu bewahren, indem er ihr die Hoffnung eines künftigen, wenn auch sehr verminderten Lebensglückes nicht entzog?

Diese Frage eines theilnehmenden Herzens ist leicht zu beantworten, wenn man einmal erwägt, daß Wallenow den Plan, als mit seiner tiefverletzten Ehre und mit seinem Wahrheitssinn unvereinbar, verabscheute, die Schande seiner Schwester durch eine heimliche Entbindung zu verhüllen, indem sie durch das Vorgeben einer Badereise oder eines Besuches zu entfernten Verwandten abreiste und nach mehreren Monaten zurückkehrte und bei ihm lebte wie vorher.

Er verschmähte es, ihre und, wie er meinte, auch seine Schande mit dem Schleier der Täuschung und der Lüge zu verhüllen.

Wallenow hatte keinen Schritt unterlassen, um durch eine schnelle Vermählung die Ehre seiner Schwester zum Theil wenigstens zu retten.

Er hatte an den Vater des Barons v. Markenstein, an den Lieutenant selbst und an den Obersten seines Regiments in vollem Gefühle des Herzens geschrieben.

Allein der Brief an den Baron traf diesen nicht mehr unter den Lebenden und sein ältester Sohn, welcher nach dem Rechte der Erstgeburt der einzige Erbe der Güter wurde, mißbilligte zwar die Verirrung seines Bruders, wie er dessen Thun nannte, erklärte aber dabei, daß ihm nicht das Recht zustehe, über die Hand seines Bruders zu verfügen, und gab dabei gar nicht unverdeckt zu verstehen, daß die jährlichen Zuschüsse zu seiner Offiziers-Gage, welche der Bruder von seinem Vater bei dessen Lebzeiten erhalten habe, jetzt auch aufhören würden, und der Lieutenant, welcher überhaupt zu sehr seiner Neigung zur Verschwendung folge, von jetzt an mit seinem Gehalt allein auskommen müsse.

Der Lieutenant antwortete mit tausend Versicherungen seiner glühenden Leidenschaft für Ludmilla, mit Selbstanklagen und Bitten um Verzeihung. Er fügte noch hinzu, daß die Kriegsehre ihm verbiete, jetzt sein Regiment zu verlassen, welches fast täglich Gefechte liefere und mit den Verbündeten von Siegen zu Siegen eile, ja, daß es ihm jetzt schwerlich gestattet sein würde, sich als mittelloser Offizier zu verheirathen, wenn von Seiten seiner künftigen Gemahlin nicht ein bedeutendes Vermögen nachgewiesen würde.

Er werde aber Ludmilla niemals vergessen und hoffe, einst im Stande zu sein, vollkommen wieder gut zu machen, was seine heiße Liebe gefehlt habe.

Der Oberst des Regiments, ein strenger, ehrliebender Offizier der alten preußischen Schule, antwortete dem Forstmeister sehr theilnehmend und bewies ihm ein ungeheucheltes Bedauern, meldete ihm aber zugleich, daß bei dem raschen Vorrücken und den fast täglichen Gefechten des Heeres im Feindeslande es dem Lieutenant unmöglich sei, das Regiment auch nur eine Woche anders als in Dienstsachen oder als Verwundeter zu verlassen, wenn nicht seine ganze Ehre als Soldat und alle Aussicht auf Beförderung zerstört werden sollte.

Zugleich erinnerte er an das Gesetz, daß kein unbemittelter Offizier, der nicht wenigstens Hauptmann oder Rittmeister sei, ein unbemitteltes Mädchen heirathen dürfe.

Endlich gab er, allerdings mit großer Feinheit und Schonung, zu erkennen, daß die Ehre der Gemahlin eines adeligen preußischen Offiziers durchaus makellos sein müsse und daß schwerlich ferner ein Kamerad mit dem Baron v. Markenstein würde dienen wollen, wenn auf der Ehre seiner Gemahlin ein Flecken hafte, trotzdem er ihn selbst verursacht habe.

Schließlich fügte er hinzu, daß der Lieutenant, allerdings tapfer und ein brauchbarer Offizier, wegen seines Leichtsinns und seines Hanges zur Verschwendung und zum Spiel schwerlich ein Mädchen glücklich machen könne.

Was sollte der Forstmeister unter solchen Umständen für einen andern Entschluß fassen als den, welchen er gegen seine Schwester ausgesprochen hatte? Sollte er dem Verführer seiner Schwester nachreisen und ihn mit der Pistole in der Hand

zwingen, die Ehre seiner Schwester wieder herzustellen?

Es zeigte sich kaum eine Möglichkeit, einen solchen Plan auszuführen, wenn er ihn auch hätte ausführen wollen, denn der Krieg wüthete blutiger als vordem.

Der Forstmeister hätte schwerlich vermocht, in einem feindlichen Lande einen Offizier, der beinahe jeden Tag mit dem Feinde focht, zum Zweikampf zu bringen — — und dann, was hätte er erreicht?

Konnte des Gegners Kugel, welche ihn, oder konnte seine Kugel, welche den Verführer seiner Schwester niederstreckte, deren Ehre wieder herstellen? Blieb er aber selbst im Zweikampfe, so war seine Schwester ganz verloren, aller Schande und allem Elend preisgegeben.

Zudem verschmähte er das Mittel, den Verführer mit der Waffe zu zwingen, seiner Schwester die Hand zu reichen.

Und hätte der Leichtsinnige, der Verschwender sie beglücken können?

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte eines menschlichen Kopfes, welcher ohne Rumpf, ohne Körper geboren wurde*).

Im Jahre 1783 wurde in Bengalen, unweit Kalkutta, ein Kind geboren, welches sonst wohlgebildet war, dem aber auf seinem Kopfe ein zweiter Kopf angewachsen war, Scheitel gegen Scheitel angewachsen. Dieser angewachsene Kopf hatte dieselbe Größe und bis auf die Ohren und den Unterkiefer auch die vollständige Ausbildung, wie der eigentliche Kopf des Kindes. Sein Hals endete sich in eine abgerundete Geschwulst. Ernährt wurde der aufsitzende Kopf durch die Blutgefäße, welche vom eigentlichen Kindeskopfe zu ihm hinübergingen. Zum unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft wurde das Kind, etwa 2 Jahre alt, von einer Brillenschlange gebissen. Nur aus den 2 ersten Jahren des Lebens kennt man also die Geschichte eines rumpflosen Menschenkopfes. Und wie war nun dessen Benehmen? — Mit dem Kinde, dem er gleichsam als Schmarotzer aufsaß, zeigte er im Allgemeinen allerdings eine große Sympathie. Wenn das Kind schrie, verzog er seine Gesichtszüge auf ähnliche Weise und vergoß Thränen. Wenn es die Mutterbrust säugte, drückte es durch die Bewegungen des Mundes sein Wohlbehagen aus und der Speichel floß reichlich. Wenn das Kind lächelte, nahm er daran Antheil. Die Beobachtungen eignen sich nun keineswegs, um daraus den Beweis eines selbstständigen Bewußtseins zu holen. Daß der Schmarotzerkopf durch jede gewaltsame Einwirkung sein Gesicht zum Weinen verzog, während das Kind selbst es kaum zu beachten schien, und daß ferner die Augen beider Köpfe in ihren Bewegungen nicht harmonirten, das könnte Alles nur für ein selbstständiges Rückenmarkleben zeugen. — Allein ganz entscheidend ist die durch wiederholte Beobachtung sicher festgestellte Thatsache: während das Kind einschlief, hatte der rumpflose Kopf oft seine Augen offen; während das Kind wachte, schloß dagegen der rumpflose Kopf seine Augen häufig zum andauernden Schlaf. Ein selbstständiger Wechsel des Schlafens und Wachens aber bezeichnet eben das selbstständige Bewußtsein. Zum Unglück für die Wissenschaft starb das Kind, bevor weitere und umfassendere Beobachtungen an ihm gemacht werden konnten; zum Glück für den rumpflosen Kopf starb es früher, ehe dieser noch ein klares Bewußtsein seiner Lage hatte gewinnen können. Wer sich in das Leben eines solchen Kopfes ohne Körper hineinzudenken vermag, der wird zugeben müssen, daß sein Schicksal das peinlichste und gräßlichste ist, welches man sich nur erdenken kann. Wohl hat man recht, wenn man behauptet, Raphael würde der größte Maler geworden sein, der er war, auch wenn er ohne Hand geboren wäre, aber hätte er dann seine Kunstwerke schaffen können? Ein Mensch, welcher nur aus Kopf besteht ohne Glieder, welcher sieht, hört und riecht, aber keine einzige Bewegung auszuführen vermag, — dem zum Sprechen ebensowohl die nöthigen Sprachorgane, als die Luft fehlt, und der sich daher genöthigt sieht, lediglich durch Ausdruck seiner Gesichtszüge seine Empfindungen und seinen Willen kund zu geben, — mit einem Worte, ein Mensch, welcher seinen Willen hat und dem alle und jede Möglichkeit abgeschnitten ist, seinen Willen jemals zur Ausführung zu bringen, der auf die Gnade und Barmherzigkeit aller andern Menschen angewiesen ist, am meisten desjenigen, dem er gleich einer Schmarotzerpflanze aufsitzt, ein solches Individuum ist gewiß das unglücklichste der Welt. Für Diejenigen, welche den philosophischen Standpunkt in übertriebener Weise festzuhalten suchen und welche deßhalb bei jeder

*) Abgedruckt aus „Der Leib des Menschen", Vorträge für Gebildete von Prof. med. C. Reclam. Mit Farbendrucktafeln und Holzschnitten. 20 Lieferungen à 6 Sgr. = 21 kr. S. W. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag.

Gelegenheit den Geist allein als werthvoll und wichtig anerkennen, gibt schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Existenz und ihrer Qualen die schlagendste und überzeugendste Widerlegung. Sie lehrt uns den wahren Werth der realen Welt schätzen. Sie zeigt uns, wie nothwendig für unser irdisches Wohlsein das Zusammenwirken des Geistes und des Körpers ist.

Mannigfaltiges.

* Essen ist Bedürfniß, — mit Anstand essen ist eine Kunst. Ein Mensch, der während des Essens Bücher oder gar Zeitungen lesen kann, muß entweder einen außerordentlich guten Magen, oder einen äußerst schlechten Appetit haben. — An der Art und Weise, wie Jemand bei Tische die Zähne sich reinigt, kann man den Grad seiner Bildung ermessen. — Ein einfaches Butterbrod, das man bei gutbeleuchteter Tafel ißt, schmeckt besser, als ein Braten, den man im Finstern hinabwürgen muß, Licht ist der Prometheusfunke, der Appetit einhaucht. — Der Kanzler Thomas Morus sagt in seiner „Utopia", der Menschen Sinnesart und Neigung lasse sich nirgends besser erkennen, als bei Tische. — Spricht man während des Essens mit einer schönen Frau von der Schönheit einer andern Frau, mit einem Dichter und Komponisten von dem Talente eines seiner Kunstgenossen, mit einem Generale von den Siegen anderer Helden, mit einem Journalisten von den zahlreichen Abonnenten eines anderen Blattes, so kann man leicht in den Ruf kommen, ein Tölpel oder ein malitiöser Mensch zu sein. — — Ein dummer Mensch nimmt sich nie und nirgends dümmer aus, als bei Tische. — Ein Lügner ist nirgends amüsanter, als bei Tische. — Während einer guten Mahlzeit ist der ungläubigste Mensch mehr als je aufgelegt, selbst das Unwahrscheinlichste zu glauben. — — Lady Morgan sagt: Ein kleines, sorgfältig bereitetes Abendbrod, an einer runden Tafel servirt für eine beschränkte Anzahl von Gästen und durch geistige Unterhaltung gewürzt, wiegt alle Feste und Banketts auf, wenn man diese kleinen Soupers als Mittel betrachtet, die verschiedenen Wesen zu vereinigen, welche Gott geschaffen hat, um zusammen zu leben in dieser Welt. — — Ein Gast, der zu leben weiß, wird dann erst Gespräche anknüpfen, wenn der erste Gang vorüber ist. Bis dahin, sagt ein französischer Eßkünstler, bleibt das Essen ein ernsthaftes Geschäft, von dem Niemand die Aufmerksamkeit der Gäste leichtsinnig abwenden darf. — Von einer Tafel hängt gute Gesundheit, von guter Gesundheit die Erhaltung einer guten Konstitution, von diesen beiden Alles ab, was das Gebäude der menschlichen Gesellschaft Großes und Herrliches besitzt. — Wenn ein Gast dem andern eine Schüssel reicht, muß man sie annehmen, denn jeder Wettstreit um den Vorrang dient zur Erkaltung der Speise, wofür ihm Niemand Dank weiß. — Ein Vorschneider muß sehr ungeschickt sein, wenn er nicht dafür, daß er sich zuletzt bedient, das beste Stück für sich bei Seite zu schieben versteht.

* Die tonangebenden Damen (sic) in Paris beabsichtigen eine Coiffure einzuführen, welche nicht wenig Aufsehen machen wird. Nämlich die Perücke; nicht eine still bescheidene oder verborgene, die dem heuchlerischen Geschlechte der falschen Chignons angehört, sondern alle Täuschung verschmähend, eine kühne, wahre Perücke, deren Wülste bis auf die Schultern niederfallen und dort durch Bänderknoten geschmückt sind. Auf dem Ganzen ruht ein Dreimaster, wie ihn die petits abbés des 18. Jahrhunderts trugen. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Perücke leicht überpudert ist. Kurz, eine Coiffure, deren Erfindung mit Recht an den Namen Pompadour erinnert.

* In einer siebenbürgischen Stadt ließ sich jüngst eine Frau nach sechsjähriger glücklicher Ehe von ihrem Manne scheiden, weil dieser zur Rechten gehört, sie aber eine leidenschaftliche Anhängerin der Linken ist.

Lebensphilosophie.

Das Gute, was wir erkannt haben, gefällt uns stets, und ein Schritt nur ist vom Gefallen bis zum Streben darnach.

Wer anders redet, als er denkt, der handelt auch anders, als er redet.

Wort des Mannes steh' wie eine Säule
Und der Handschlag sei ein stummer Eid.

Der Genuß der Erdengüter währt nie so lange, als der Wunsch darnach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Dienstag, 4. Mai 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

In den drei Wochen, welche Ludmilla nach Wallenow's Plan nur noch bei ihm bleiben sollte, um die nothwendigen Einrichtungen in der Eile zu treffen und ihre Aussteuer für ihr künftiges Leben zu besorgen, sahen sich die beiden Geschwister fast niemals.

Wallenow war viel im Walde und aß allein. Ludmilla blieb in ihrem Zimmer und trennte aus ihrem Weißzeug den Namenszug L. v. W. Da sie den Namen ablegen sollte, so wollte sie auch seine Zeichen vertilgen.

Zwei Wochen des festgesetzten Zeitraums waren schon verflossen — da war Ludmilla eines Morgens, zu Anfang des dritten Monats, plötzlich verschwunden.

In wenigen zurückgelassenen Zeilen kündigte sie ihrem Bruder den Entschluß an, sich von ihm, der sie doch verstoßen wolle, ganz zu trennen und unabhängig von seinen Wohlthaten, auf die sie verzichte, zu leben und sich mit ihrem Kinde durchzubringen, bis ihr Schicksal sich anders gestalte.

Sie halte sich durch ihren mütterlichen Schmuck und durch ihre Ersparungen, sowie durch die von ihrer verstorbenen Cousine, einer Klosterdame, ererbten dreihundert Thaler, welche sie baar besitze, gegen Mangel hinreichend gesichert.

Man möge sie nicht verfolgen oder ihren Aufenthalt auszuforschen suchen, denn sie habe ihre Maßregeln so getroffen, daß man sie nicht entdecken würde.

Doch Wallenow forschte allenthalben nach, reiste selber dahin, wo sich die leiseste Spur von ihr zeigte, denn er fürchtete einen verzweifelten oder thörichten Schritt seiner Schwester, der er einen solchen Entschluß niemals zugetraut hatte.

Aber in Ludmilla's Seele waren durch ihr beklagenswerthes Schicksal eine unerwartete Willenskraft und Entschlossenheit gereift. Ihr Herz klagte den Bruder, den sie so innig geliebt hatte, einer unverdienten Härte an und von ihm verstoßen ward sie stolz in ihrem Elende. Sie wollte ihm nun gar nichts zu verdanken haben.

Ludmilla hatte ihre Flucht mit solcher Umsicht eingeleitet, mit solcher Klugheit ausgeführt und ihren verborgenen Aufenthalt so vorsichtig gewählt, daß es Wallenow lange Zeit nicht gelang, auch nur die geringste Spur aufzufinden, obgleich er fast anderthalb Jahre hindurch weder Geld noch Mühe sparte, die Verschwundenen aufzusuchen.

Aber einige Jahre nachher, als Preußen schon durch den Frieden zu Basel von dem Kampfe gegen Frankreich zurückgetreten war und auch Oesterreich, trotz seiner Siege in Deutschland, wegen seiner Niederlagen in Italien und weil es in seinem Erbstaate bedroht wurde, im Anfang des Jahres 1797 zu Loeben vorläufige Friedensbedingungen schloß, als alle Kurzsichtigen schon den allgemeinen Weltfrieden und den Abgrund der Revolution geschlossen glaubten, damals, als eine kurze Ruhe eintrat, erhielt der Forstmeister einen Brief von dem Baron v. Markenstein, worin dieser meldete, er sei kurz vor dem Frieden zu Basel zum Rittmeister befördert, aber auch durch eine feindliche Flintenkugel so gelähmt worden, daß er ferner die Waffen nicht führen könne.

Seit anderthalb Jahren von einer unbedeutenden Pension lebend, habe er vergeblich auf eine passende Civilanstellung gehofft. Jetzt aber sei unvermuthet sein Bruder, der Erbherr, unvermählt gestorben und an ihn seien nun, als dem Aeltesten von den andern Brüdern, die Güter gefallen.

Er wolle nun an Ludmilla, die er noch immer innig liebe, wieder gut machen, was er verbrochen, und bitte den Bruder um ihre Hand.

Zugleich ersuchte er den Forstmeister dringend, ihm Nachricht von seiner Geliebten und seinem Kinde zu geben, da er erfahren, daß Ludmilla nicht mehr bei ihm wohne.

Als Wallenow dem Baron geschrieben, daß seine Schwester seit länger als drei Jahren verschwunden sei, kam der Rittmeister selber, und nachdem er sich mit dem Forstmeister herzlich ausgesöhnt hatte, begannen beide Männer ihre Nachforschungen von Neuem.

In allen öffentlichen Blättern ward die Verschollene aufgefordert, ihren Aufenthaltsort anzuzeigen; allein sie antwortete jetzt so wenig wie vordem.

Der Rittmeister ging einen Schritt weiter und bot bedeutende Belohnungen aus, wenn ihm Jemand den jetzigen oder früheren Aufenthalt einer Dame — er beschrieb genau die Person Ludmilla's — anzeigen könne.

Er erhielt endlich eine Kunde, welche die rechte Spur vermuthen ließ und die beide Männer nach einem sechzehn Meilen von Wallenow's Wohnung entfernten Marktflecken leitete.

Das Kirchenbuch und die übereinstimmende Aussage unverdächtiger Zeugen setzten es außer Zweifel, daß daselbst Ludmilla, die sich für die Wittwe eines in Frankreich getödteten preußischen Offiziers v. Steinmarken ausgegeben habe, am Ende des Mai 1794 angekommen, ganz einsam mit einer Magd gewohnt und in der Mitte des Oktober von einem Knaben entbunden worden sei, den sie auf den Namen Otto v. Steinmarken habe taufen lassen. Offenbar war aber „Steinmarken" nur eine Umstellung des Namens Markenstein.

Die Nachrichten besagten ferner, daß die Wittwe noch bis zum Mai des nächsten Jahres in dem Orte geblieben, dann aber mit ihrem Kinde und ohne Magd abgereist sei, angeblich, um nach Frankreich zu gehen, wie sehr man sich auch bemühte, es ihr abzurathen.

Beide Männer verfolgten die Spur, verloren sie dann, hofften jedoch, sie wiederzufinden.

Es schien, Ludmilla sei über den Rhein gegangen, um den Vater ihres Kindes aufzusuchen, welcher jedoch damals wegen seiner Wunde schon das Heer verlassen hatte.

Sie sei darauf durch die Kriegswirren wieder nach Deutschland zurückgedrängt worden, habe oft ihren Aufenthalt verändert und sich später dann über ein Jahr in der Maingegend aufgehalten.

Noch einmal glaubten sie, ihren Aufenthalt in der Gegend des Odenwaldes zu entdecken, bis plötzlich jede Spur verschwand.

Der Rittmeister reiste nach langem, vergeblichem Forschen auf seine Güter und blieb unvermählt.

Wallinow bewirkte, daß er über zwanzig Meilen weit von seiner ersten Stelle in eine Gegend versetzt wurde, wo man, wie er hoffte, von dem Schicksale seiner Schwester niemals etwas gehört hatte.

Da gab dem Forstmeister nach achtundzwanzig Jahren, seitdem Ludmilla von ihm entflohen war, das kleine Gebetbuch Dornen's die erste sichere, aber entsetzliche Kunde von ihrem Untergange.

Er kannte das Büchlein nur zu gut, es war von seiner Mutter Ludmillen hinterlassen und der schöne Spruch war von dem Pfarrer und Erzieher an ihrem Konfirmationstage eingeschrieben worden.

Wallenow zweifelte schon jetzt nicht mehr daran, daß Dornen's Mutter und die von den Räubern so schrecklich Mißhandelte ein und dieselbe Person war und daß diese seine verlorene Schwester und ihr Sohn also sein Neffe sei.

Indem er sich Dornen's Gestalt vor sein Auge rief, glaubte er in dessen Gesichte die Züge des Rittmeisters v. Markenstein mit den Zügen seiner eigenen Schwester verschmolzen zu finden und sich daraus zu erklären, warum er sich so zu dem Einnehmer hingezogen gefühlt habe.

Doch wollte er seiner Sache erst ganz gewiß werden, ehe er sich Dornen als Oheim zu erkennen gäbe und wollte sich deßhalb erst an das Kriminalgericht in D. wenden, um den Ring, der dem Räuber nach seiner Angabe daselbst abgenommen worden sei, zur Ansicht zu erhalten oder zum mindesten eine genaue Beschreibung dieses Ringes, welche außer allem Zweifel setzen würde, daß die von den Räubern Gemißhandelte seine Schwester Ludmilla gewesen sei.

Zehntes Kapitel.

Die Feldzüge des Lieutenants und des Chirurgus mißlingen, aber der Forstmeister verliert einen Neffen und findet einen andern.

Nachdem der Forstmeister seine Fassung wieder erlangt hatte und zu einem festen Entschlusse gekommen war, erbat er sich wieder die Gesellschaft Dornen's und des Pfarrers, welche den Abend bei ihm blieben und denen er nur die Wahrheit sagte, wenn er bemerkte, daß die Erzählung des Räubers und die wunderbare Entdeckung, daß die Gemißhandelte die Mutter seines Retters sei, ihn auf's Tiefste erschüttert und um seine ganze Fassung gebracht habe.

Beide fanden das ganz natürlich und Dornen dankte mit Herzlichkeit für diese Theilnahme an seiner Mutter Schicksal.

Der Forstmeister blieb den ganzen Abend in ruhiger Fassung und sah nur den Einnehmer sehr oft scharf an, besonders, wenn er glaubte, ihn unbemerkt betrachten zu können, als wollte er in seinen Zügen etwas lesen.

Ach, er suchte die Züge seiner ihm einst so theuren, nun ewig verlorenen Schwester.

Noch in der Nacht starb der Raubmörder.

(Fortsetzung folgt.)

Ist denn Liebe ein Verbrechen?

Der Assisensaal von Orleans hat diesmal die düstere Physiognomie nicht, die sonst jeden Zuschauer so ernst stimmt. Ja die Geschwornen sehen mit einer Art von Wohlwollen auf den jungen Mann, der auf der Anklagebank sitzt und, als sähe er sich für einen Märtyrer der Liebe an, sorglos, fast heiter der Verhandlung folgt. Und doch ruht auf Carrignon die ernste Anklage der verbrecherischen Entführung eines fünfzehnjährigen Mädchens, der reizenden Charline Lequoy, aus dem elterlichen Hause.

Am 7. Februar, so sagt der öffentliche Ankläger, ging Carrignon aus Mignerettes, seinem Wohnort, nach dem nahen Ladon und ersuchte den dortigen Wirth Beal, ihm ein Zimmer mit einem Bette auf drei oder vier Tage vom Faschingdienstag an zu überlassen, er wolle Charline Lequoy, ein hübsches Mädchen, entführen und hierher bringen, nachdem deren Vater sie ihm durchaus nicht zur Frau geben wolle. Es ist die einzige Tochter von Lequoy, sagte Carrignon; hat der Vater ein fait accompli vor sich, so fügt er sich in Alles, mein Glück ist gemacht, ich habe das Mädchen und des Vaters Geld, brauche nicht von meiner Händearbeit zu leben und Ihr Schade wird es auch nicht sein.

Der Wirth stimmte scheinbar zu, benachrichtigte aber sofort den Vater Charlinens von dem Vorhaben des dreiundzwanzigjährigen Heißsporns. Lequoy hütete nun seinen Hausschatz mit Argusaugen. Half nichts. Während des Abendessens am Faschingdienstag verschwand Charline. Der Vater eilte sofort zu dem Wirthe von Ladon und trifft dort das Liebespärchen bei einem feinen Souper scherzend und kosend. Kaum betritt der Vater mit dem Sturme auf der Stirne das Zimmer, als ihm Charline mit den Worten an den Hals fliegt: Nicht böse sein, Papa, Du mußt wissen, nicht Carrignon hat mich, sondern ich habe ihn „entführt". Und Carrignon fügte bei: „Gut, daß Sie kommen, hier kann ich doch werben um Ihre Tochter; geben Sie sie mir, so bin ich glücklich, geben Sie sie mir aber nicht, so ändert das an unserem Glücke doch nichts, ich bekomme sie gleichwohl".

Der Vater erzitterte vor Wuth über die freche Entschiedenheit des tollen Liebespaares, nahm die Tochter mit sich und hütete sie fortan nur dreimal vorsichtiger. Aber die Liebe eines fünfzehnjährigen Mädchens von dem entschlossenen Charakter Charlinens machte alle Hauspolizeivorkehrungen zu nichte; noch dreimal entführte Carrignon die Geliebte dem elterlichen Hause. Endlich sah sich der tiefgekränkte Vater bemüßigt, die Anzeige der Entführung seiner Tochter dem Gerichte zu erstatten und Carrignon wurde verhaftet. Er gesteht vor den Geschwornen alle Umstände der Anklage mit dem vollsten Freimuthe, aber auch ohne die mindeste Regung von Reue und Bedauern.

Präsident: Junger Mann, Ihr Vorleben wird als ein ausgezeichnetes geschildert, alle Welt lobt Ihre Rechtlichkeit und Moralität, Ihren Fleiß und Ihre Achtbarkeit; wie konnten Sie sich zu einer solchen verbrecherischen Handlungsweise hinreißen lassen und ein so junges Mädchen, fast noch ein Kind, zur tiefsten Kränkung des Vaters zu solcher Pflichtvergessenheit berücken, endlich aber so oft dem Elternhause entführen?

Der Angeklagte schweigt, ein süßer Blick auf die Geliebte und ein Lächeln für deren Vater sind die stumme und doch so beredte Antwort.

Vater Lequoy: Ja wahrlich, verrückt hat er mein braves Kind mit seiner Liebe gemacht und wenn ich hundert Gensdarmen für sie aufgestellt hätte, immer hätte er sie alle zu täuschen gewußt. Das eben brachte mich zur Verzweiflung, daß gegen die tolle Liebe alle Gensdarmen und die Polizei der ganzen Welt ohnmächtig sind. (Heiterkeit.) Wie gerne hätte ich es vermieden, die Hilfe der Justiz anzurufen. Carrignon ist ja sonst ein so braver Mensch. Aber er ist arm, meine Tochter ein pures Kind, wie konnte ich daran denken, die jungen Leute heirathen zu lassen.

Staatsanwalt: Ist es wahr, Herr Zeuge, daß Sie schon daran waren, die Klage gegen den jungen Mann zurückzuziehen?

Zeuge Lequoy: Ganz richtig, Herr Staatsanwalt, ich hatte das vor.

Staatsan.: Und warum haben Sie es nicht ausgeführt?

Zeuge Lequoy: Weil ich mir dachte, es sei für die Ehre des jungen Mannes und meines Kindes besser, daß ich hier vor den Geschwornen erkläre, wie sehr ich ihn achte und wie ich jetzt so gerne meine Einwilligung gebe, daß er mein Schwiegersohn werde. (Diese überraschende Wendung ruft unbeschreibliche Sensation hervor.)

Die vernommenen zahlreichen Zeugen bestätigen den vortrefflichen Ruf des Angeklagten, und welche unsäglichen Schwierigkeiten er überwand, um den renitenten Herrn Schwiegerpapa trotz seiner scharfsinnigen Vorsichtsmaßregeln und des Netzes von Aufsichtsorganen so oft zu überlisten.

Der Staatsanwalt hielt die Anklage wegen des Verbrechens der Entführung aufrecht; der Vertheidiger hatte jedoch bei der Sympathie des ganzen Auditoriums und selbst der Geschwornen ein leichtes Spiel, das alte Thema zu variiren, daß Liebe kein Verbrechen ist.

Und die Geschwornen stimmten ihm nach einer Berathung von nur wenigen Minuten bei, sie sprachen einstimmig das Nichtschuldig.

Arm in Arm mit seiner Braut verließ der Freigesprochene den Assisensaal unter den Beglückwünschungen der Zuhörerschaft; Arm in Arm mit ihr forderte er, nicht das Jahrhundert, aber den durch die Liebe überlisteten reichen Schwiegerpapa heraus. Die Hochzeit wird aber beim Wirthe in Ladon gehalten werden.

Mannigfaltiges.

* In Petersburg besaß ein bei einem Kaufmann als Knecht dienender Bauer das Loos Nro. 213,732 zur Kinderbewahranstalt-Lotterie; der Hauptgewinn, 50,000 Rubel, fiel laut der in der „Wjest" abgedruckten Liste auf jene Nummer. Der Kaufmann, der seinen Knecht im Besitze des Looses wußte, beeilte sich, als er die Liste eingesehen, den Glückszettel für 100 Rubel an sich zu kaufen. Der nichts ahnende Knecht war gern bereit dazu. Tags darauf kam in der Wjest die Berichtigung zum Vorschein, daß Nr. 213,782 den Hauptgewinn gezogen habe.

* (Frühling in Europa.)

Nun fühlt das Herz die Liebe
Des Allgeist's wieder weh'n!
Nun bleiben alle Staaten
In Kriegsbereitschaft steh'n!

Nun ist es grüner Friede!
Nun blüht es rings umher!
Und allen Gottessegen
Verbraucht das Militär!

* (Bibelfest.) „Sie, die Tochter des Banquiers Krapsmaier spielt Ihnen schon göttlich Klavier. Haben Sie sie schon gehört?" — „Jawohl! Wo hat sie's denn gelernt?" — „Im Kloster." — „So, deßwegen spielt sie so nach der heiligen Schrift." — „Wie so?" — „Na, ihre Linke weiß nie, was die Rechte thut!"

* (Ein hoffnungsvoller Junge.) In Hamburg bat neulich ein Knabe seinen Vater, er möge ihm doch einen kleinen Ponny kaufen. „Der ist mir zu theuer, mein Sohn!" sagte der Vater. „Ach," meinte der Kleine, „Du brauchst mich ja nur ein Jahr nicht in die Schule zu schicken, da sparst Du's wieder am Schulgeld!"

* „Was willst Du trinken, Jack — Schnaps, Grog oder Punsch?" fragte der Kapitän einen Matrosen. „Nun, ein Schnäpschen, und bis der Punsch fertig ist, ein Glas Grog!" antwortete er.

* (Thee.) Doktor: „Mein Fräulein, es hilft Nichts, Sie müssen Thee nehmen. Welcher ist Ihnen am liebsten?" — Fräulein (schnell): „Thé dansant, Herr Doktor!"

* Eine Dame sagte zu einem sehr großen hageren und obenein häßlichen Bekannten, als dieser sich einmal von ihr verabschiedete: Scheiben Sie nicht so lang' und kommen Sie hübsch wieder!"

Lebensphilosophie.

Kindern ist keine Schule nöthiger, als die der Geduld, weil entweder in der Jugend der Wille gebrochen werden muß, oder im Alter das Herz bricht. Jean Paul.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn,
Sie erhalten, und der schönste und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Der Wohlstand zeigt uns Die, so unsere Freund' sich nennen;
Die Noth hingegen lehrt uns sie genauer kennen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Donnerstag, 6. Mai 1869.

Die Wilderer.

(Fortsetzung.)

Die nächste Woche, nach welcher der Forstmeister erst die Antwort vom D.... schen Kriminalgericht erwarten konnte, verging dem Einnehmer in Geschäften in innerer Unruhe, dem Feldscheerer Schmarre in Spioniren, Lügen und gelegentlichem Trinken mit seinem alten Kriegskameraden, und dem edlen v. Messing im Anlegen und Nichtausführen mancher Pläne. Ihm war, wie man es nennt, der Kamm wieder gewachsen, seit er die Entdeckung von Dornen's Wilddieberei gemacht hatte.

Zwar schienen des Lieutenants hingeworfene Winke über diesen Punkt von dem Forstmeister gar nicht verstanden zu werden, und als sie zu deutlich wurden, erhielt der Neffe ein finsteres Gesicht. Er selbst aber hätte gern ein noch finstereres Gesicht gemacht, weil der Oheim immer öfter seinen Retter zu sehen verlangte. Doch beherrschte er sich und ließ sich nichts merken.

Endlich war sein Plan fertig. Er hatte seine Absichten auf Dornen's Gattin nicht aufgegeben und baute den Erfolg eines abermaligen Angriffs auf ihre eheliche Treue auf die Drohung, das Geheimniß von Dornen's Wildschießen aller Welt und dem Oberjägerhofe in der Hauptstadt anzuzeigen und dadurch den Gatten der schönen Frau um seine Stelle, um Ehre und Freiheit zu bringen, wenn ihre Zärtlichkeit nicht der Preis seiner Verschwiegenheit würde.

So ausgerüstet zog der edle Ritter in das Tournier, um Minnesold zu werben.

Sein Knappe Schmarre stand auf der Lauer und brachte Kunde, der Dornen sei entfernt und die liebliche Rose sei allein daheim.

Kurz, der Herr v. Messing wagte, wieder in die Wohnung der Treue zu dringen und wußte so trefflich seine Liebenswürdigkeiten und Worte bald kirrend, bald drohend auszukramen und anzubringen, daß er die Angegriffene zuletzt zwar nicht zu Küssen, aber doch zu Thränen brachte.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Jemand trat in das Zimmer, den der Uhlan fast noch mehr fürchtete, als den Einnehmer — sein Oheim.

Die schöne Frau eilte dem Greise entgegen und rief, mit Thränen in den Augen: „Erretten Sie mich, verehrter Mann, von diesem — Unverschämten, der sich ihren Neffen nennt und welcher uns mit Schande und Verderben droht, um mich — ich kann es nicht aussprechen — um mich nicht nur zur Untreue zu verführen, sondern zu zwingen.“

Es ist schwer zu entscheiden, wer eigentlich überraschter war, der Oheim oder der Neffe.

Wallenow fand zuerst das Wort: „Kommen Sie, verehrte Frau,“ sprach er und nahm ihre Hand, „setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie.“

„Was ging hier vor?“ fragte er dann, mit strengem Ton gegen den Lieutenant gewandt.

Aber ehe dieser antworten konnte, rief Dornen's Gattin flehend: „O, ich beschwöre Sie, Herr Wallenow, sagen Sie mir, ist es wahr, was dieser Mensch mir gesagt hat, — mein Dornen, mein Gatte sei — sei — ich kann das Wort nicht aussprechen, — er habe heimlich, ohne Ihre Erlaubniß, Wild geschossen. Ach Gott! — ich Arme — ich Beschimpfte — o reden Sie, hochverehrter Mann, wälzen Sie diese Last von meiner geängstigten Seele!“

„Was ist das?“ fuhr Wallenow auf und blitzte den Lieutenant zornig an, „das sagen Sie? — und ihr, der Gattin? — Woher wissen Sie das? — woher wissen Sie, ob er nicht mit meiner Erlaubniß auf die Jagd gegangen ist? Und Sie, Herr Vetter, Sie erfrechen sich, durch solche Drohungen Frauengunst erzwingen zu wollen?

Sie, der meine Grundsätze kennt, Sie erfrechen sich, eine treue Gattin zum Ehebruch verführen zu wollen? Mit solchen ehrlosen Absichten wagen Sie, über die Schwelle meines Hauses zu treten?"

Vielleicht würde der Lieutenant, wenn er um Nachsicht gelobt und Selbstbeherrschung für die Zukunft gelobt hätte, noch die Verzeihung des Forstmeisters und damit vielleicht auch einen Theil der künftigen Erbschaft erhalten haben, allein alle Fassung verließ ihn, theils weil ein Mann selten erbitterter ist, als wenn er im Erguß seiner Zärtlichkeit gestört wird, theils weil nichts mehr kränkt, als in Gegenwart Derjenigen sich getadelt und förmlich beschimpft zu sehen, vor der man mit Gewalt liebenswürdig erscheinen wollte.

Es war zu viel, um die ihm von der Frau Mutter einstudirte Rolle noch zu behaupten. Alle Fassung und Besonnenheit verließ ihn.

Mit Bitterkeit antwortete er auf die letzten Worte des Greises: „Ueber die reine Schwelle Ihres Hauses, aus welcher eine entehrte Schwester entlaufen ist?"

Das rasche Wort war heraus. Der Lieutenant fühlte nur zu gut, er habe zu viel gesagt — das lasse sich niemals wieder gut machen, und darum setzte er hinzu:

„Ich werde die Schwelle Ihres Hauses niemals wieder betreten." Damit entfernte er sich und nach einer Stunde ritt er mit seinem Bedienten der Hauptstadt zu.

Der bittere Ausfall des Lieutenants hatte den Greis so erschüttert, daß er vor Scham und Zorn verstummte.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte ihm eine freche Zunge das vorgehalten, was er gern vor sich selber verborgen hätte; diese wunde Stelle in seiner Seele war mit roher Hand angetastet, diese Blöße in der Ehre seiner Familie ward, ihn verhöhnend, aufgedeckt; was er in der Gegend, wo er seit 25 Jahren lebte, den Augen aller Welt verborgen glaubte, war bekannt und wurde laut ausgesprochen.

Er bedachte nicht, daß die Mutter seines Herrn Vetters nicht nur zu seiner Verwandtschaft, sondern auch noch im Besonderen zu jener Art von Leuten gehörte, welche in jeder Familie, mit der sie in irgend einer Verbindung stehen, unermüdlich Alles aufzuspüren wissen, was jener Familie zur Unehre oder zum Nachtheil gereichen könne, indem sie sich entweder von dem Glauben leiten lassen, Alles, was dem Andern zum Nachtheil gereiche, lasse sich früher oder später als Waffe gegen sie gebrauchen, um sich in Vortheil zu setzen, oder sie meinen, sie würden desto edler, reiner und stärker, je mehr Schwächen und Fehler sie an Andern zu entdecken wüßten.

Von seiner Frau Mutter, welche dem frühern Aufenthalt Wallenow's nahe lebte, wußte Herr v. Messing die früheren Verhältnisse in des Forstmeisters Familie ziemlich genau, außer ihm aber Niemand in der Gegend, wo Wallenow jetzt wohnte, und bis jetzt hatte sich der Lieutenant auch niemals das Geringste von dem merken lassen, was er wußte.

Als v. Messing die Wohnung des Einnehmers verließ, folgte ihm nur der zornige Blick des Greises, aber dieser Blick sagte: „Wir sind geschieden auf immer!"

Die junge Frau des Einnehmers, welche die heftige Aufregung Wallenow's bemerkte, die durch die frechen Worte des Lieutenants von Messing entstanden war, setzte ihren Stuhl neben den des Forstmeisters, und indem sie die eigene Beleidigung ganz vergaß, gelang es ihr, durch freundliche Worte und zarte Erkundigungen nach seinem Befinden, durch jenes süße, schmeichelnde Kosen, das aus dem Herzen kommt, seine Starrheit zu lösen und seine Gedanken von dem Beleidiger abzuwenden.

Endlich sagte er: „Ja, so sollte es kommen — ich sehe den Finger Gottes! Wo aber, liebe Frau, wo ist Dornen? Ich habe Ihnen Beiden Wichtiges mitzutheilen."

An diesem Tage nämlich hatte der Forstmeister den Ring von dem D....schen Kriminalgerichte eingesandt erhalten. Er erkannte den Ring seiner Mutter mit dem weingelben Topas, ein Geschenk seines Vaters, dessen Namenszug L. v. W. inwendig mit lateinischen Buchstaben eingegraben war und dabei die Worte: „treu und rein".

Dieses Kleinod hatte die Schwester von der Mutter geerbt, indem ihr Name Ludmilla zu dem Namenszug paßte.

Dieser Ring stellte es außer allem Zweifel, daß die von den beiden Verbrechern Beraubte Ludmilla gewesen war, sowie das Gebetbuch, verbunden mit der Aussage Dornen's und des sterbenden Räubers, den Einnehmer als einen Sohn seiner Schwester auswies.

Dornen kehrte bald in seine Wohnung zurück und war freudig überrascht, den würdigen Forstmeister bei seiner Gattin zu finden.

Mit bewegter Stimme und nicht ohne Thränen gab sich darauf Wallenow dem Einnehmer als dessen Oheim zu erkennen und entdeckte dem Erstaunten seine Abstammung und das Schicksal

seiner Mutter, wie seines noch lebenden Vaters. Herr Wallenow schloß mit folgenden Worten: „Gottes Finger zeigt sich in dieser wunderbaren Fügung, aber auch ich will mich dahin führen lassen, wohin die Hand Gottes deutet.

„Handelte ich früher vielleicht unweise, wo ich weise zu handeln glaubte, und verfuhr ich zu hart, wo ich meinte, nach Ehre und Recht zu verfahren, so hat der Herr mich durch den Verlust meiner Schwester gezüchtigt, aber nun läßt er mir sein freundliches Antlitz wieder scheinen und gibt mir reichen Ersatz. Auch ich will ersetzen, so viel ich kann."

„Ludwig Dornen, meinen Lebensretter, habe ich zwar verloren," sagte er unter Thränen lächelnd, „aber Otto v. Markenstein, meinen lieben Neffen und meinen Erben, habe ich wiedergefunden. Ich bin gewiß, daß auch des Barons v. Markenstein Freude groß sein wird, seinen Sohn wiederzufinden. Er soll ihn sehen und wird ihn lieben — aber ich will ihn bis an's Ende meines Lebens behalten."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Die Geschichte der Baumwolle.) Vor Kurzem ist eine Geschichte der Baumwolle ausgegeben worden, die in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregt und manchen Leser interessiren möchte. Haben doch Jahrhunderte dazu gehört, um die Baumwollenmanufaktur von der wirbelnden Spindel und dem Spinnrade, von dem Handwebestuhl des Webers in seiner Hütte, auf den Standpunkt der jetzigen Vollkommenheit, den Fabrikwebstuhl, zu erheben. Der Anbau der Baumwolle hat sich ebenso langsam ausgebreitet. Es ist gar nicht zu ermitteln, wann die Menschen eigentlich zuerst mit der Baumwolle bekannt wurden. Columbus, Kortez haben im tropischen Amerika die Ureinwohner mit Gewändern aus Baumwolle gefunden. Auch in Australiens Wildnissen und den Gesetzbüchern Indiens finden wir Nachrichten und Beweise vom Vorhandensein der Baumwollenkultur. Die Griechen waren mit ihr bekannt, und auch in Rom war sie Einfuhrartikel. In Europa kam sie langsam zur Aufnahme. Die ärmeren Klassen bedienten sich ihrer gar nicht. Selbst von Horaz wissen wir, daß sein Vater keine Schnupftücher besäß, und von gewissen Königinnen von Frankreich und Spanien, daß sie nur einmal ihre Wäsche wechseln konnten. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden im südlichen Nordamerika Versuche gemacht, Baumwolle in großem Maßstabe zu bauen. Im Jahre 1775 wurde es als etwas Großes betrachtet, wenn ein amerikanischer Pflanzer 33 Hufen mit Baumwolle pflanzte und 1784 wurden nur acht Ballen nach Liverpool verschifft. 1860 wurden schon 5,198,007 Ballen versendet. Dann kam die Baumwollenkrisis und der Krieg in den Vereinigten Staaten.

* (Menschenfresser.) Der Reisende, Berthold Seemann, befand sich vor einigen Jahren auf der Inselwelt des großen Ozeans, wo die Menschenfresserei noch üblich ist. Er hat dort die großen Oefen gesehen, in denen die menschlichen Schlachtopfer gebraten, und die Töpfe, in denen sie gekocht werden. Die Eingebornen aßen das Menschenfleisch mit Gabeln aus hartem Holz, während sie sonst jede Speise mit den Fingern zu sich nehmen. Diese Gabeln werden hochgeschätzt und wandern als Erbstück von Generation zu Generation. Bei der Zubereitung pflegt man das Fleisch etwas zu salzen und verzehrt es gewöhnlich mit drei Gemüsen, die von einem Solanum, einer Nesselart, und einer Wolfsmilchart hergenommen werden. Bei einzelnen Stämmen Westafrikas wird Menschenfleisch feilgeboten. Kranke, Greise, Kinder, Sklaven werden geschlachtet. Sie halten auch die Europäer für Menschenfresser. Der Engländer küßte einst dort eine junge Schwarze. Mit einem fürchterlichen Schrei sprang das Weib auf und flüchtete jammernd unter die Bewohner des Dorfes. Sie hatte den Kuß, der in Afrika völlig unbekannt ist, für den Anfang ihres Verzehrtwerdens gehalten.

* (Der Sperling als Badearzt.) Der edle von Sperling, vulgo Spatz, hat zweierlei Bäder und Gesundheitsbeförderungen. Man betrachte nur, wie der Spatz sich am Hausbrunnen benimmt. Mit Schlauheit sucht er die kleinen Vertiefungen im Baden aus, um seine Kaltwaschungen vorzunehmen. Er thut es nicht seiner lästigen Schmarotzer wegen. Diese, fest an der Haut sitzend, werden dadurch schwer belästigt. Aber vollends merkwürdig ist Meister Spätzlein, wie er seine Douche-, seine Brause- und Strahlbäder nimmt! Nicht ohne Wohlgefallen haben wir diese Baderei beobachtet und gesehen, wie der Spatz sich ganz nahe bei dem Strahle, dessen einziger Schlag ihn tödten würde, geschickt eine Stelle aufsucht, von wo es indirekte ihm sein auf Rücken und

Köpflein und Flügelschulter spritzt, — wie er da schreit und sich freut, gerade wie ein lustiger Badender. Ja, Spätzlein hält sogar sein von einer nächtlich schnappenden Eule, von einem Falken ihm gebissenes und verletztes Flügelchen hin und kühlt sich die brennende Wunde und heilt sich nach Prießnitzer=Gräfenberger Weise.

* Der Feuilletonist der Berliner Tribüne erzählt: „Es fand ein Hofconcert statt. Die besten Kräfte der königlichen Oper waren zu seiner Ausschmückung herangezogen. An einen der ersten Tenoristen derselben trat ein Minister heran und plauderte mit ihm. Ich habe, sagte er, vor einigen Tagen die Oper „Cola Rienzi" gehört, mußte aber vor dem letzten Akt leider die Vorstellung verlassen. Wie läßt denn eigentlich Wagner seinen Helden enden? Der Tenorist gab Auskunft: „Ganz wie die Geschichte meldet. Vom Volk in den Himmel gehoben, vergöttert, verläßt es ihn alsdann plötzlich. Rienzi, verkannt und verfolgt, wird in seinem Hause gesteinigt und verbrannt!" Der Minister schüttelte sinnend das Haupt über das Schicksal des Tribunen, als der Graf Bismarck lächelnd mit den Worten an ihn herantrat: „Machen Sie sich keine Sorgen, lieber Herr College, so was geschieht nur dem Minister=Präsidenten!"

* Unlängst kam aus China die Nachricht, daß dort der Anbau von Opium wieder verboten worden sei. In indischen und chinesischen Zeitungen findet sich dazu folgende angebliche Erklärung: „Der junge Kaiser von China wollte die Wirkung des Opiums an sich selber erproben, rauchte heimlich eine Pfeife und mußte, wie nicht anders zu erwarten stand, dafür durch schweres Leiden büßen. Daraufhin ließ die Königin=Mutter dem Obersten der Verschnittenen, welcher Sr. Majestät das Opium heimlich zugesteckt hatte, den Kopf vor die Füße legen und zugleich durch einen neuen Erlaß den Gebrauch des Opiums im ganzen Reiche strengstens verbieten."

* Es ist sonderbar, äußerte Jemand in einer Gesellschaft, wenn man Bier, Kaffee, Thee oder drgl. trinkt, so stößt man nie an, nur beim Weintrinken. „Die Ursache ist klar," erhielt er zur Antwort, „bekanntlich liegt im Weine Wahrheit, und mit dieser stößt man immer an."

* „Man muß Studenten in Gesellschaft von Damen bringen," behauptete einst Jemand in einer Gesellschaft, in der sich mehrere Göttinger Professoren befanden, „damit ihre Sitten abgeschliffen werden!" „Meinetwegen," erwiederte ein Professor trocken, „aber meine Frau und meine Tochter gebe ich nicht zu Schleifsteinen her."

* „Ach," rief eine Dame, als sie eines Abends in den Theaterraum trat und bereits alle Plätze in Beschlag genommen fand, „heute ist ja hier Alles besessen!"

Gemeinnütziges.

* (Gift in der Nähseide.) Bekanntlich nehmen Näherinnen, wie überhaupt Jeder, der sich mit Nähen viel beschäftigt, sehr häufig den Faden in den Mund und lassen ihn oft längere Zeit in demselben mit der Mundflüssigkeit in Berührung. Wie höchst nachtheilig diese Angewohnheit für die Gesundheit sein kann, wird der Betreffende ermessen, wenn er erfährt, daß durch Untersuchungen nachgewiesen worden ist, daß in schwarzer Nähseide beinahe 18 Prozent Bleioxyd sich befindet. Man imprägnirt nämlich in vielen Fabriken Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und der Schweiz die Nähseide mit Bleisalzen, um sie schwerer zu machen. Es ist gewiß wichtig genug, alle die mit Nähseide umgehenden Personen hierauf aufmerksam zu machen. Wer weiß, wie zerstörend die durch die Bleivergiftungen hervorgerufenen Bleikoliken u. s. w. auf den menschlichen Körper einwirken, wird die Warnung beherzigen.

Lebensphilosophie.

Wenn dir die Welt des Lebens Kränze flicht,
Genieße rasch; — frag' nach der Zukunft nicht,
Doch, wenn das Schicksal Dornenkränze windet,
Denk' an die Zukunft, — wo das Leiden schwindet,
Und liegt selbst Gegenwart und Zukunft dir begraben,
Dann laß' Vergangenheit die wunde Seele laben.

Wer zwingen will die Zeit, den wird sie selber zwingen,
Wer sie gewähren läßt, dem wird sie Rosen bringen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Samstag, 8. Mai **1869.**

Die Wilderer.

(Schluß.)

Zwei wichtige Verhandlungen hatte der Forstmeister für seinen Neffen noch einzuleiten und durchzuführen: mit der Oberforst- und Jagdkammer und mit dem Baron v. Markenstein.

Wallenow reiste selbst zur Hauptstadt und indem er, um sein Gewissen rein zu halten, der Wahrheit gemäß den Eingriff seines Neffen in den Wildbesitz des Landesherrn bei der Behörde zur Anzeige brachte, wandte er sich zu gleicher Zeit mit der Bitte an den Fürsten, die Untersuchung gegen den von ihm Angeklagten niederzuschlagen.

Wallenow verhehlte seinem Landesherrn weder, in wie einem nahen Verhältnisse er zu dem Angeklagten stehe, noch verschwieg er, wie er ihm allein die Rettung seines Lebens verdanke, und hob besonders hervor, daß der Einnehmer es allein gewesen sei, welcher mit so seltenem Muthe die drei Wilddiebe und Räuber überwältigt habe.

In einer Privataudienz, welche der Forstmeister sich erbat und auch bald darauf erhielt, wußte er noch eindringlicher den wichtigen Dienst hervorzuheben, welchen sein Neffe dem Lande geleistet habe, zumal aber dem Wildstande, welcher dem jagdliebenden Fürsten sehr am Herzen lag, indem durch den Einnehmer allein der Forst von jenen drei höchst gefährlichen Wilddieben befreit worden sei.

Der Landesherr, welcher seinem treuen Forstmeister jederzeit sehr geneigt war, befahl alsbald, die Untersuchung gegen den Einnehmer Dornen wegen unbefugten Wildschießens gänzlich niederzuschlagen.

Nachdem die Sachen so weit geordnet waren, entdeckte der Forstmeister der Oberforstkammer, bei welcher er in hohem Ansehen stand, seinen Plan, daß sein nunmehriger Neffe, Otto von Markenstein, seine Einnehmerstelle freiwillig niederlegen und sich bei ihm, dem Forstmeister, für das Forstfach ausbilden wolle, und indem er dessen Lust zum Forstwesen darlegte, hob er hervor, daß dem ehemaligen freiwilligen Jäger Dornen, welcher in dem Befreiungskriege nach vorgelegten Zeugnissen sich jederzeit brav gehalten und die Liebe seiner Oberen erworben habe, von Seiten des Staates das schriftliche Versprechen geworden sei, auch seiner Anstellung im Forstfache eingedenk zu sein, wenn er sich erst mehr Kenntnisse erworben habe.

Auf alles Dieses stützte Wallenow seine Bitte, daß man demnächst auch seinem Neffen eine ehrenvolle Anstellung im Forstfache nicht versagen wolle.

Man gab dem Forstmeister das Versprechen, seinen Wünschen entgegenzukommen, zumal, da er erklärte, er werde es seinem Neffen nicht an reichlicher Unterstützung fehlen lassen, um einige Jahre ohne Besoldung zu dienen.

Das zweite Geschäft beendete Wallenow auch zu seiner Befriedigung.

Nachdem der Einnehmer seine Stelle niedergelegt hatte und mit seiner Frau, welche der Forstmeister bald sehr lieb gewann, bei diesem eingezogen war, reisten Oheim und Neffe mit Gattin und Kindern zu dem Baron v. Markenstein.

Das Wiederfinden eines solchen Sohnes erfüllte die Seele des Rittmeisters mit großer Freude.

Der Baron war unvermählt geblieben und adoptirte nun den Wiedergefundenen, und obwohl er auf ihn wegen seiner unehelichen Geburt die Lehnsgüter nicht vererben konnte, so sicherte er doch des Sohnes und der Enkel Zukunft durch ein wohlerspartes Vermögen.

Es gab nun einen Streit zwischen dem Vater und dem Oheim, weil Beide den Wiedergefundenen behalten wollten. Der Streit wurde so entschieden, daß Otto v. Markenstein mit seiner

Frau und seinem Sohne zum Forstmeister zurückkehren und bei ihm bleiben, aber dem Baron seine dreijährige Tochter Maria dalassen sollte, in deren schönem Gesichte sich die lieblichen Züge Ludmilla's wiederspiegelten.

Der Sohn mußte außerdem das Versprechen geben, den Baron im Sommer wenigstens einmal jährlich mit seiner Familie zu besuchen.

Otto v. Markenstein bildete sich eifrig für sein neues Fach aus, bestand seine Prüfung mit Ehren und erhielt bald eine Anstellung als Gehilfe seines Oheims, nachdem er eine einträglichere Stelle abgelehnt hatte, um nur bei dem Manne zu bleiben, den er mehr als seinen Vater liebte und ehrte.

Es schadete dem jungen Markenstein auch gar nicht, weder in seinem häuslichen Glücke noch in seiner Anstellung, daß durch Hilfe des Herrn von Messing und vorzüglich des Feldscheerers Schmarre die schändlichsten und ungereimtesten Gerüchte in der Umgegend verbreitet wurden.

Man sagte, der Einnehmer Dornen habe zu einer Bande Wilddiebe und Räuber gehört und bei einem Angriff auf den Forstmeister seinen eigenen Vater, einen der Räuber, aus Versehen erschossen.

Dornen sei mit gefangen worden, aber auf die Fürbitte seiner schönen Frau bei dem Forstmeister habe dieser die Sache vertuscht und für ihn ein günstiges Zeugniß abgelegt. Doch sei er ehrlos gemacht und seiner Stelle als Einnehmer entsetzt, denn es verlaute, er habe auch Geld unterschlagen.

Er habe eigentlich ins Gefängniß sollen, doch habe der alte Forstmeister es sich ein gut Stück Geld kosten lassen und die Gerechtigkeit hätte ein Auge zugedrückt.

Der Forstmeister habe das Alles nur deßhalb gethan, weil die hübsche Frau des Einnehmers seine heimliche Geliebte sei. Darum sei auch der Lieutenant v. Messing mit Wallenow scharf zusammengekommen, als dieser ihn einst bei der jungen Frau überrascht habe, der natürlich der junge Offizier angenehmer gewesen sei, als der alte Graubart.

Zuletzt habe der Forstmeister, unter dem Vorgeben, Dornen sei ein Sohn seiner liederlichen, weggelaufenen Schwester — was vielleicht möglich sein könne — die hübsche Frau mit Mann und Kind zu sich ins Haus genommen und treibe seine Buhlschaft ungestört unter den Augen des Mannes, der sich's deßhalb gefallen lasse, weil er dabei ein bequemes Leben führe.

Jedermann sage, der ehemalige Einnehmer solle in eine andere Gegend als Förster versetzt werden, unter der Bedingung, seine Frau dem Forstmeister gänzlich abzutreten.

Diese Gerüchte, vorzüglich durch Schmarre verbreitet, schadeten weder dem Forstmeister noch seinem Neffen, denen sie nicht einmal zu Ohren kamen; aber sie schadeten dem Feldscheerer selbst, denn als er eines Abends wieder an den Fensterläden horchte und durch die Spalten sah, wurde ihm von Wallenow's beiden Jägern der Rücken so tüchtig mit den Hundepeitschen bearbeitet, daß er eine Menge blauen Spiritus verbrauchen mußte.

Dem Lieutenant halfen die Verleumdungen auch nichts. Seine Mutter verwies ihm derbe die begangene Dummheit, er mußte sich knapp behelfen und da er keine Zuschüsse mehr erhielt, als Lieutenant abgehen. Man sagt, er wolle sein Heil in Griechenland versuchen.

Wallenow lebt glücklich im Kreise einer Familie, die sich noch durch einige Glieder vermehrt hat, welche Otto und Ludmilla getauft sind, und drei Stimmen begrüßen ihn nun jeden Morgen als Großvater.

Wenn Wallenow die Kleinen auf dem Schooße hält und sie herzt und küßt, und sie ihn mit den blauen Augen ansehen und sich von ihm Etwas ins Ohr flüstern lassen, ruft er zuweilen wohl aus: „Der dies Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der dies Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?"

Ein eigenthümlicher Revers.

Ein junger Herr von angesehener Familie, welcher vor nicht langer Zeit Berlin verließ, um seinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen, nachdem er ein Vermögen durchgebracht, ist wieder zurückgekehrt, weil er die Ueberzeugung gewonnen, daß ein unehrenhaftes Schuldenmachen überall gleiches Verhängniß im Gefolge hat. Zu dieser Ueberzeugung brachte ihn, wie er selbst mitgetheilt, folgender, für leichtsinnige junge Leute lehrreicher Zwischenfall in London.

Nachdem er nämlich dort auf Grund einiger Bekanntschaften und Empfehlungen mehrfache Schulden kontrahirt, war es seine Absicht, sich unter der Hand nach Amerika aus dem Staube zu machen, und suchte er dazu von seinen Freunden Geld zu borgen, doch wollte keiner derselben

anbeißen. Als letzter Hoffnungsstern erschien dem Verzweifelnden ein sehr reicher und noch äußerst jugendlicher ungarischer Graf, von dessen Unerfahrenheit er ein günstiges Resultat zu erlangen hoffte. Zu diesem, den er mehrfach in Gesellschaft seiner Bekannten getroffen, ging er und bat ihn um ein Darlehen von 200 Thalern; doch dieser antwortete mit der größten Trockenheit: „Ich habe kein Geld!"

Unser Bittsteller, der auf die leicht erregbare Phantasie des Magyaren durch eine tragische Scene Eindruck zu machen hoffte, zieht ein Pistol aus der Tasche, setzt es an die Stirne und ruft: „Wenn Sie mir das Geld nicht borgen, schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf!"

„Halt, um's Himmelswillen, einen Augenblick!" ruft der junge Graf und eilt an seinen Schreibtisch, wo er schnell einige Zeilen schreibt. Der angehende Selbstmörder athmet auf, seine Einbildungskraft vergnügt sich bereits im Spiele mit der Anweisung, welche der Graf seiner Meinung nach niederschreibt und ihm überreicht.

Doch was enthielt das Papier? „Ich Endesunterschriebener erkläre, daß ich mich freiwillig im Zimmer des Grafen A. erschossen habe und daß Niemand anders schuld an meinem Tode ist." „Haben Sie nun die Güte, dieses Papier zu unterzeichnen," sagte der Graf mit höflicher Miene, „um mich nicht zu kompromittiren, und dann schießen Sie sich todt, so oft Sie wollen."

Dies wirkte. Der junge Mann unterschrieb weder noch schoß er sich todt, sondern machte sich so eilig wie möglich aus dem Staube, um in Deutschland ein ordentliches und geregeltes Leben zu beginnen.

Mannigfaltiges.

* Fräulein Suslowa, welche am 14. Dezember 1867 zu Zürich als Arzt promovirte, begann 1862 das Studium der Medizin auf der medizinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg. Zwei Jahre hatte sie und noch einige Damen die Vorlesungen besucht, ohne daß ihnen dabei ein Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre, als plötzlich die Regierung der Universität verbot, ferner Frauen zu den Vorlesungen zuzulassen. Damit war damals dem Studium der Frauen in Rußland das Todesurtheil gesprochen; einige gaben es auf, einige andere, unter ihnen Nadeschda Suslowa, gingen nach der Schweiz, und nur zu Gunsten einer einzigen Frau war damals der Akademie gestattet, eine Ausnahme zu machen. Die Veranlassung dazu ist originell. Einige Jahre, ehe Fräulein Suslowa in die medizinische Schule zu St. Petersburg trat, hatten sich mehrere wilde Stämme des russischen Asiens an die Regierung gewendet, mit der Bitte, ihnen einige mit der Geburtshilfe vertraute Frauen zuzusenden. Ihr Gesuch ward bewilligt, und die Regierung ließ auf ihre Kosten eigens eine Anzahl Frauen für diesen Zweck ausbilden. Nach einiger Zeit petitionirte einer dieser kirgisischen Stämme, man möchte ihm Frauen senden, welche nicht nur die Geburtshilfe verständen, sondern auch in anderen Zweigen der Arzneiwissenschaft erfahren wären. Sie ahnten nicht, daß sie damit etwas verlangten, was man ihnen nicht allein in Rußland, sondern im ganzen übrigen hochgebildeten Europa nicht zu geben vermöge. Eine Frau, welche bereits dem Studium der Geburtshilfe oblag, ließ die Kirgisen wissen, sie sei geneigt, Medizin zu studiren und dann als Ärztin zu ihnen zu kommen, wenn sie ihr die Erlaubniß verschaffen könnten, die Akademie zu St. Petersburg als ordentliche Studentin zu besuchen. Der Vorschlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen und mit Hilfe eines russischen Generals die Zulassung der Kirgisen-Doktorin in spe zur Akademie durchgesetzt. Außerdem sandten die „Wilden" vom ersten Augenblicke an die Mittel für den Unterricht und das Studium der für sie auszubildenden Heilkünstlerin und nahmen ein so großes Interesse an ihr, daß sie von Zeit zu Zeit Berichte über ihre Gesundheit und ihr Wohlergehen einforderten und ihr, als sie im letzten Sommer erfuhren, sie sei nicht wohl, noch besondere Mittel anweisen ließen, um etwas für ihre Gesundheit zu thun. Man wäre diesem Vorfall gegenüber beinahe versucht, mit Säume zu sprechen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

* Wir lesen im „Gaulois" folgende hübsche Anekdote: M. P..., welcher an heftigem Zahnschmerz litt, begab sich zu einem Zahnarzt, der den kranken Zahn plombirte. — Wie viel bin ich Ihnen schuldig? frug P... nach beendigter Operation. — Zehn Francs. — Ein Ausruf der Verwunderung. Der Preis schien dem Patienten zu hoch gegriffen. — „Aber ich habe ja allein für sechs Francs Gold in Ihren Zahn gethan," antwortete der Zahnarzt und schnitt ihm jede Wiederrede ab. — Kurze Zeit nachher stellte sich der Schmerz noch viel heftiger ein. P...,

eilte zu seinem Operateur, welcher ihm den Zahn auszog. Diesmal forderte er fünf Francs. — Schön, erwiederte P..., dann geben Sie mir einen Franc heraus. — Wie, Ihnen herausgeben? — Nun natürlich, weil Sie ja meinen Zahn bekommen, in dem für sechs Francs Gold sich befindet.

* Gouvernante: „Von dem Augenblicke an, als Heinrich der Erste seinen Sohn verloren hatte, lachte er niemals mehr in seinem Leben."
Kleine Schülerin: „Aber was hat er denn gemacht, wenn er gekitzelt wurde?"

* Ungarns heiße Wahlschlachten charakterisirt trefflich folgende Anekdote: während einer blutigen Schlacht im Jahre 1848 bemerkte ein General zu einem alten Honved: „Heute geht es einmal recht heiß her," worauf der Honved trocken entgegnete: „Das ist noch gar nichts, Uram barotom, aber hätten dabei sein sollen, als wir in Bihar im Jahr 1813 Landtagsdeputirte wählten!"

* Berlin verbraucht jährlich etwa $2^1/_2$—3 Millionen Eier zum Verspeisen. Dieselben kommen fast ausschließlich aus Galizien nach Berlin, da die Hühnerzucht in keinem anderen Lande so sehr in Blüthe steht, als dort. Eine einzige Gesellschaft, die ihren Sitz in Krakau und den Haupthandel mit Eiern in Händen hat, bezahlt jährlich allein gegen 65,000 Thaler für Fracht an die niederschlesisch-märkische Eisenbahn. Die jährliche Einnahme dieser Bahn für Eiertransport wird auf 100,000 Thlr. angegeben.

* (Ein übersehenes Gift.) In dem Lagerbiere schwimmen oft kleine Stückchen Pech, welche sich von dem Fasse abgelöst haben und für den Trinkenden, der sie unversehens verschluckt, höchst nachtheilig werden können. In dem Zustande, wie sie in dem Biere schwimmen, sind sie von letzterem durchdrungen und daher zerreiblich und nicht klebend. Der Magen entzieht ihnen aber die Feuchtigkeit und führt sie außerdem durch seine Wärme in ihren früheren Zustand zurück, sie werden wieder klebend und setzen sich an irgend einem Theile des Verdauungskanales fest, wodurch sie eine mehr oder weniger große Störung hervorbringen und krankhafte Erscheinungen veranlassen, deren Ursachen man vergebens nachforscht und deren Folgen nichts zu heben vermag. Wie manches räthselhafte Siechthum mag nicht durch solche unbeachtete Störenfriede, die sich im Magen oder dem Darm festsetzten, herbeigeführt werden!

* Zur Warnung erzählt die „Ess. Ztg.": Wenn das Sprichwort: „Unglück sitzt oft auf einem kleinen Fleckchen," noch nicht sich bewährt hätte, so könnte folgender Vorfall wohl zum Beweise dienen. Eine Frau hierselbst trug drei falsche Zähne im Munde und vergaß eines Abends, diese vor dem Schlafengehen abzulegen. Während des Schlafes löst sich das falsche Gebiß vom Gaumen und dringt in die Luftröhre, wo es durch die nun entstehende Würgerei noch tiefer gedrückt wurde. Aerztlicher Hilfe gelang zwar, das Gebiß zu entfernen, dasselbe hatte aber Wunden gerissen, die vor einigen Tagen den Tod der unglücklichen Frau herbeigeführt haben.

Lebensphilosophie.

So wie die durst'ge Flur, besprüht
Vom Regen, neubelebt erscheint:
So hebt sich neu ein weich Gemüth,
Wenn sich das Aug' recht satt geweint.

Nur nicht der starre, dumpfe Schmerz,
Der ohne Trost und ohne Wort,
Der seine Gluthen bohrt ins Herz,
Bis es verdurstet und verdorrt.

Was flüstert uns im Leiden zu:
„Ertrage, Herz, bald glänzt die Ruh'!"
Was trägt mit uns des Lebens Harm
Mit festem Muth und starkem Arm?
Was geht, wenn Alles bricht und fällt,
Mit uns in jene lichte Welt?
O Wort voll Himmelsmelodie,
Die Freundschaft ist's, nur sie, nur sie!

Etwas fürchten und hoffen und sorgen,
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Dienstag, 11. Mai 1869.

Nachruf
dem Herrn **Euler** in Waldmohr.

Aurora strahlte — milde Frühlingslüftchen
Liebkosten junges Gras und zarte Blumen,
Die Blüthen strömten Wohlgerüche aus —
Dem Blumenmund entquollen süße Düfte —
Die Bächlein murmelten so lieblich-rein,
Die Käfer summten, fleiß'ge Bienchen flogen,
Die Vöglein zwitscherten und stillvergnügt
Erzählten sie: Gott habe sie gegrüßet —
Rings Frühlingsglück und reges Frühlingsleben —
Warum im grünen Walde banges Trauern?
Warum die Bäume tiefgesenkt das Haupt,
Als ob in heil'ger Andacht stumm sie beteten?
— Sah't ihr den starken Baum im Niederstürzen —
In dessen Schutze schwächere gediehen?
Warum gerade ihn — der stark und gut —
Warum wohl ihn die Axt sich hat erkoren?
Darum die Trauer rings und heil'ges Schweigen
Der Bäume, die den todten Bruder liebten —
Die ohne Worte schweigend sich gelobten:
Sie wollten seine Lieblinge beschützen!

Wohl schmerzt Verlust — doch glücklich Der zu preisen,
Der seine Bahn so ehrenvoll durchschritten;
Dem Freunde nur beim Tode rufen nach: —
„Leicht sei die Erde dir — ruh', Edler, sanft!"

E. H.

Geprüft und bewährt.
Novelle
von Otfrid **Mylius**.

1.

Regen und Schneegestöber eines Dezember-Abends hüllten die ganze freundliche Gegend in dunkle Schatten; der Wind, der aus den Engthälern der Berge herabkam, pfiff in Stößen um die Ecken und Dachkanten des reizend gelegenen Landsitzes Weinau und rüttelte an den verschlossenen Läden und Jalousieen des hübschen modernen Hauses. Da war es denn doppelt behaglich in dem wohl durchwärmten, elegant möblirten Wohnzimmer im Erdgeschoß, wo auf dem runden Tisch vor dem Sopha die Abendlampe brannte und ihren gedämpften Lichtschein über die glänzenden Möbel, die hellen Tapeten, die dicht bewachsene Epheulaube an dem einen Fenster, die breiten Goldrahmen um Spiegel und Bilder an den Wänden warf. Die Bewohnerinnen dieses hübschen Zimmers waren zwei Frauenzimmer; das eine davon eine Frau hoch in den Vierzigen, elegant und modisch gekleidet in einem dunklen Seidengewand, lag auf dem Sopha und las emsig in einem Buche; das jüngere, ein blasses Mädchen von mittlerem Wuchse, etwa 18 bis 19 Jahre alt, saß auf der andern Seite des Tisches und nähte eifrig an einer Robe aus weichem reichem Wollstoff. Alles war still in dem Zimmer, bis auf das Sprühen und Knistern der Gluth in dem zierlichen Fayence-Ofen und den eintönigen Pendeleschlag der Uhr.

„Was hast Du, Melanie?" fragte die ältere Dame, plötzlich aufblickend, denn es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gegenüber einen Augenblick ihre Arbeit unterbrochen hatte, um zu horchen. „Warum lauschest Du?"

— „Mir war, als hörte ich drunten auf der Landstraße Stimmen, Mama," erwiederte Melanie schüchtern; „es klang wie ein Hilferuf!"

„Unsinn, Kind! Du bist eine Träumerin; hast Dir's nur eingebildet," sagte die ältere Dame kalt. „Wer wird bei solchem abscheulichen Wetter den Hügel heraufkommen? Und die Kinder können es noch nicht sein," setzte sie mit einem Blick auf die schöne goldene Uhr an ihrem Gürtel hinzu.

„Deine lebhafte Phantasie hat Dir wieder einen Streich gespielt. Arbeite fort und träume nicht, thörichtes Mädchen!“

Melanie erglühte beschämt, senkte das Auge auf die Arbeit und die Nadel flog ordentlich durch den weichen Stoff. Ein verschüchterter Ausdruck, ein leichter Schmerz sprach sich in den blassen Zügen aus, als ob das junge Mädchen Thränen zurückdrängen wollte; wich aber dann einer stillen duldenden Ergebung.

„Da, da ist's wieder, liebe Mama! Es ruft Jemand draußen!“ sagte Melanie nach einer kurzen Pause und stand erschrocken auf. „Hören Sie nichts?“

— „Vielleicht ein Betrunkener aus dem Dorfe, der auf dem Heimwege hier vorüber kommt!“ sagte die Dame kalt.

„Nein, nein, Mama, es klang in der That wie ein Hilferuf! Und hören Sie nicht? Nun klatscht es gar mit der Peitsche.“

— „Abscheulich, Einen so in der interessantesten Lektüre zu stören! Diese rohen Fuhrleute!“ sagte die Majorin Hellborn mit einem ungeduldigen Seufzer. „Man sollte dieses Peitschenknallen von Polizei wegen verbieten!“

„Wenn es aber die Schwestern wären, die schon von dem kleinen Feste zurückkehrten, liebe Mama?“ fragte Melanie besorgt. „Soll ich nicht nachsehen? Das Thor ist möglicherweise geschlossen!“

— „Nun denn, sieh mal nach und laß mich ungeschoren, wenn es nicht die Kinder sind! — Ei, was fällt Dir ein, gar noch das Fenster hier zu öffnen? Welche Thorheit! Dieser kalte Luftzug ist ja abscheulich! Soll ich Rheumatismen bekommen? Gehe vor die Hausthüre, wenn es Dich wirklich interessirt, den rohen Bengel kennen zu lernen, der so mit der Peitsche knallt! Ist Dir ja doch jede Gelegenheit willkommen, Dich der Arbeit zu entziehen, verdrossenes Ding!“

Melanie schaute mit einem ernsten festen Blick ihrer dunklen Augen ihre Stiefmutter vorwurfsvoll an und ging dann stumm an ihr vorüber und aus dem Zimmer.

— „Boshaftes, trotziges Geschöpf!“ murmelte die Majorin, die Falten ihrer Seidenrobe glatt streichend und wandte sich wieder zu ihrem Roman. Aber kaum hatte sie eine Seite gelesen, so kam Melanie wieder hereingeeilt und auf ihren ausdrucksvollen Zügen malte sich Schrecken.

„Es ist ein Unglück geschehen, liebe Mama,“ berichtete sie; „ein Mann hat droben an der Biegung der Straße mit seinem Fuhrwerk umgeworfen, und sein Reisegefährte ist verletzt und liegt droben an einem Steinhaufen bewußtlos; der Kutscher bittet um eine Laterne und um Beistand, um seinen Wagen aufzurichten.“

— „Schließe zunächst die Thüre, vergeßliches Ding! Als ob Du mir dies Alles nicht ebenso gut melden könntest, ohne den eisigen Zugwind einzulassen!“ sagte die Majorin. „Wie sieht der Mann aus?“

„Einfach und ehrlich, Mama! Er ist in dieser Gegend fremd und hat bei Rauhenthal den Weg verfehlt! Aber ich bitte Sie, liebe Mama, kommen Sie! Es gilt vielleicht ein Menschenleben!“

— „Wird nicht so gefährlich sein, und dann, was kümmert es mich? Bin ich schuld daran? Sage Gottlieb, dem Gärtner, daß er dem Fuhrmann beistehe! Ich werde bei dieser Witterung meine Gesundheit nicht auf's Spiel setzen!“

„Gottlieb ist ja mit den Schwestern in die Stadt gefahren und noch nicht zurück, liebe Mama!“

— „Ach ja, ich erinnere mich! Jenun, was ist da zu thun?“

„Schnelle Hilfe leisten, liebe Mama! Lassen Sie mich gehen mit Dorthe!“ rief Melanie in aufrichtiger Angst.

— „Und ich soll einstweilen allein hier bleiben wegen landfremder Menschen? — Nun ja, ich will meinetwegen dieses Opfer bringen! Geht, aber kommt schnell wieder, damit ich erfahre, was es gibt. Jedenfalls laßt mich nicht lange allein!“

Melanie eilte in das Souterrain hinab, von wo Dorthe, die Köchin, ihr bereits mit der brennenden Laterne und dem Thorschlüssel entgegen kam. Sie hatte Melanie's Unterredung mit dem Fuhrmann gehört und die Kunde von dem Unfall Neugierde und weibliches Mitgefühl in ihr geweckt. Beide eilten die Stufen der Terrasse hinab, öffneten das Thor und folgten nun dem voranschreitenden Kutscher. Droben an der Biegung der Vizinalstraße, einige hundert Schritte oberhalb des Landhauses, wieherte ein Pferd, und als Melanie und Dorothe mit ihrem Führer zur Stelle kamen, fanden sie eine zertrümmerte einspännige Chaise und an der Seite der Straße einen kleinen alten Mann in städtischer einfacher Kleidung, die über und über mit Koth bedeckt war, auf einem Haufen Schottersteine neben der Straße liegen und aus einer Wunde am Kopfe bluten.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Leben und Treiben.

In Paris ist das tägliche Leben ein Kampf. „Wo ist es Das nicht?“ fragt der liebe Leser; aber wir sind in diesem Augenblick auf einem ganz andern Gebiet, als er es vermuthet: wir wollen nämlich von einem Kampf sprechen, der gar manchem Ihrer Leser in seinem Städtchen vollkommen unbekannt ist, den manch' anderer dagegen während der großen Weltausstellung in seiner höchsten Steigerung gesehen hat. Wir meinen den äußern Kampf gegen die Größe der Entfernungen, gegen die Zahl der Bewohner, die riesige Konkurrenz, die Masse der Konsumenten, die Rücksicht auf das öffentliche Wohlsein. Das Alles wirkt zusammen, um dem Leben einen ganz besondern Ausdruck zu geben, und verlangt eine Anspannung der Kräfte, ja, das Ergreifen von Mitteln und Wegen, die anderswo verpönt sind, wie der Studio sagt.

A Paris le temps est court. Ein Jeder macht sich täglich seinen Schlachtplan, um Das zu ermöglichen, was er vorhat, und befolgt diesen Plan mit der Sicherheit einer Uhr von Schritt zu Schritt. Ein einziger Fehlgriff bringt ihn zu großem Verlust. London ist über dieses Stadium in der Hinsicht hinaus, daß es sein Netz innerer Eisenbahnen hat. Hier dagegen bewegt sich nur mit einiger Gemüthsruhe, wer eigenes Fuhrwerk besitzt, oder Geld genug, um welches stundenweise zu miethen. Wir wollen aber den Romanschreibern nicht in's Handwerk pfuschen, die ihre Personen immer mit dem nöthigen Gelde zur Weiterbeförderung versehen, als ob die Verleger sie so glänzend bezahlten, daß sie aus ihrem Ueberfluß Vorschüsse machen könnten. Bleiben wir auf der platten Erde, unter den Millionen, die den Groschen ansehen müssen, ehe sie ihn ausgeben. Von diesen wohnt schon einmal eine Anzahl, die wohl alle Vorstellungen überschreitet, außerhalb der Stadt. Sie können dort für einen verhältnißmäßig geringen Zins so angenehm wohnen, wie sie es in Paris selbst unter keinen Umständen könnten, geräumig, freundlich, im ersten, zweiten Stock, mit einem Gärtchen, in der Nähe einer guten Schule, zu der die Kinder einen Weg durch ruhige Straßen haben, und was dergleichen Vortheile mehr sind. — Dafür nimmt der Vater, nehmen die erwachsenen Söhne die Last auf sich, täglich hinein und heraus zu fahren. Sämmtliche Bahnen der Bahnlinie geben Abonnementskarten aus, die den Preis der Fahrten außerordentlich vermindern, beinahe bis zu dem Verhältniß von 5 zu 1. Diese große Fluth von Menschen, die somit jeden Morgen von allen Seiten nach Paris einströmt, verzichtet also von vornweg auf die so hochgeschätzte ruhige Morgenstunde, die nach dem vollständigen Programm eines Merseburger Referendars zusammengesetzt ist aus einem zweiten, einem verfeinerten Morgenschlaf auf dem andern Ohr, aus einer ersten verfeinerten Morgen-Toilette in Schlafrock und Pantoffeln, aus einer langen Sophasitzung vor der Tasse Kaffee und endlich dem Genuß einer feinen Cigarre. Hier heißt es statt Dessen um 7 Uhr Morgens im Winter an dem entlegenen Bahnhof angelangt sein, in einem Anzuge, der allen Ansprüchen des Tages entsprechen muß, ja oft sogar in der Toilette für ein Diner, das Abends um 7 Uhr stattfinden wird, und auf und davon fahren. Oft muß dann ein Solcher die Gürtelbahn benutzen, um zu seinem eigentlichen Ziele zu kommen, er fährt aber über dieselbe hinaus in das Innere der Stadt — auf einen der großen Bahnhöfe; dort muß er sich also ein neues Billet für seine Ceinture-Station nehmen, fährt wieder hinaus bis an die Ceinture, wartet dort 20 bis 25 Minuten, bevor ein Zug kommt, und rutscht endlich weiter. Nehmen wir einen Bewohner von Versailles an, welches das größte Contingent solcher Außenpariser aus allen Schichten der Gesellschaft stellt. Er hat zwei Geschäfte in Paris abzumachen, das eine am linken Seine-Ufer; er nimmt also die Bahn der Rive gauche, halb 8 Uhr Morgens, um 9 Uhr kommt er an das Haus, das sein erstes Ziel ist; Derjenige, mit dem er zu sprechen hat, ist ausgegangen und wird um 10 Uhr wiederkommen. In dieser Stunde ist Nichts zu erreichen, Nichts abzumachen, das Beste ist, zu warten. So kommt er um 11 Uhr wieder an den Bahnhof, fährt bis zur Ceinture, dort wartet er 25 Minuten bis 12 Uhr und fährt dann etwa nach Auteuil oder Neuilly, um von dort das zweite Haus aufzusuchen. Um 1 Uhr erreicht er es, vor 2 Uhr ist er fertig und geht nun besser zu dem Bahnhof von St. Lazare, um auf der Rive droite wieder heimzufahren. Um halb 2 Uhr sitzt er auf, um halb 3 läuft er wieder in Versailles ein und kommt um 3 Uhr zur Ruhe. So ist er 8 Stunden aus gewesen, ist durch die Städte Sevre, Bellevue, Meudon, Clamart, Puteau, Surenes, St. Cloud und Ville d'Avrais gefahren, hat gegen 50 Kilometer Bahnstrecke zurückgelegt, und Das war nur ein gewöhnlicher

Geschäftsweg. Dergleichen kostet in Würzburg oder Jena weniger Zeit.

Im Innern der Stadt ist nun das berühmte Netz der Omnibuslinien das entsprechende Verkehrsmittel. Es ist bekannt, daß man für 30 Centimes durch ganz Paris fahren kann. Man bekommt beim ersten Einsteigen gegen die Bezahlung seines Platzes eine Korrespondenzkarte, man fährt dann bis zu dem geeigneten Punkte, wo man auf die Linie stößt, die Einen zum Endpunkt führt, und hat beim zweiten Einsteigen nur diese Karte vorzuzeigen. Das Netz aber ist so geschickt gelegt, daß man mit einem Wechsel alle Punkte erreichen kann. Dies ist das vielbewunderte Exempel, das den Verkehr von Paris so leicht gemacht hat. Nun aber kommt die Praxis, und zwar, wohl gemerkt, angewandt auf diejenige Klasse der Menschheit, die ihre Zeit möglichst verwerthen muß. Man geht an das nächstliegende Bureau und nimmt sich seine Nummer, durch welche die Reihenfolge zum Einsteigen bestimmt wird. 15 Personen sind schon vorgemerkt, der erste, zweite und dritte Omnibus laufen vorüber mit dem verhängnißvollen Schilde „complet“. Der „Figaro“ hat ein sehr witziges Wörterbuch veröffentlicht, das gleichsam von jedem Begriffe den Revers veranschaulicht, z. B. Oraison funèbre: tournoi littéraire“. In diesem ist aufgeführt Omnibus complet. Also weiter, der vierte Wagen nimmt vier auf, und in den sechsten und siebenten kommt endlich jener Eilige. — Viele Pariser setzen sich Dem schon gar nicht mehr aus, sondern gehen in diametral entgegengesetzter Richtung von ihrem Ziele gute 20 Minuten bis zum Ausgangspunkt einer Linie, wo sie sicher sind, gleich fortzukommen. Aber bei der Wechselstation trifft sie dasselbe Schicksal denn, ihre Karte gibt ihnen kein Vorrecht auf einen frühern Platz, sondern sie rangiren mit den neu Hinzugekommen nach der neuen Nummer, die sie sich im Bureau holen. Nachts gegen 12 Uhr sieht man mitunter eine Gruppe von 20 bis 25 Personen sich an einen Omnibus drängen. Point de place et plus de voiture! schreit der Condukteur, und die ganze Gesellschaft, Greise, Frauen und Kinder müssen um Mitternacht eine scharfe Wegstunde durch die Stadt zu Fuß zurücklegen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Eine Junggesellenklage erschallt von der Grenze Missouri's. Vierzig junge Männer aus Kansas-City jammern in einer Einsendung an die „West. Post“ darüber, daß in jener Stadt ein fühlbarer Mangel an heirathsfähigen jungen Mädchen herrscht. Sie fordern junge deutsche Mädchen auf, dorthin zu kommen, und verpflichten sich zu gleicher Zeit, daß sie sich in diesem Falle augenblicklich eine Frau nehmen wollen.

Literarisches.

Die uns vorliegende Nr. 26 der eleganten illustrirten Muster- und Modezeitung „Victoria“ bringt den Anfang einer neuen preisgekrönten Novelle „In Rom“ von O. Otto (O. Wentzel), auf welche wir alle Freunde der Literatur aufmerksam machen wollen. Uebrigens verdient die „Victoria“ nicht allein von der Damenwelt, sondern überhaupt von jedem Gebildeten beständig gelesen zu werden, denn nicht alle illustrirten Journale haben in jeder Nummer so viele Originalarbeiten aufzuweisen, und namentlich dürften die in genanntem Blatte enthaltenen Kompositionen für jeden Musiker von Fach, Sänger und Musikliebhaber Interesse bieten. Die Nr. 26 bringt denn auch wieder ein reizendes Lied: „Er ist gekommen in Sturm und Regen“, Text von Friedrich Rückert, Musik von J. Robert. Rückert ist nächst Heine der größte Lyriker unseres liederreichen Vaterlandes, und das seinem „Liebesfrühling“ entnommene Gedicht „Er ist gekommen in Sturm und Regen“, zählt zu den schönsten Perlen der Poesie. Der geschätzte Komponist hat damit einen glücklichen Griff gethan und wird wohl bald sein Tonstück die Runde durch alle Concertsäle machen. Schließlich wollen wir noch die vorzüglichen Illustrationen hervorheben, welche ein schönes Zeugniß für die Fortschritte der Xylographie geben.

Lebensphilosophie.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß.
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein froher, leichter Sinn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Donnerstag, 13. Mai 1869.

Maienwonne.

Der Frühling hat wieder sein grünes Gewand
Sich um die Schultern geschlagen,
Die rieselnde Quelle durchwandert das Land,
Sie gleicht einem blitzenden, silbernen Band,
Und Schwalben die Lüfte durchjagen.
Die Wandervögel kamen herbei,
Die eilig die Wolken durchschifften,
Und jauchzend ertönet ihr Jubelgeschrei
Auf Fluren, auf Feldern und Triften!

Willkommen, du leichtes, geflügeltes Heer,
Du nahest in endlosen Zügen,
Du schwangest dich über das brausende Meer,
Wie zog dich die Sehnsucht so mächtig hierher,
Der Süden nicht konnt' dir genügen.
Der Storch sucht wieder sein heimisches Dach,
Die Amsel ihr Wäldchen, das traute,
Die Schwalbe kehrt wieder zum Sims und zum Fach,
Zum Nest, das sie kunstvoll erbaute.

Ihr brachtet, was wir schon entbehret so lang,
Ihr Herzigen brachtet es wieder,
Den flötenden Ton und den süßen Gesang,
Der Nachtigall tiefaufathmenden Klang
Und die Fülle der herrlichsten Lieder.
Und wer noch, von Kummer und Elend beschwert,
Der Frühlingslust wollte entsagen,
Ihr herzigen Sänger, den habt ihr's gelehrt,
Der Sorgen sich rasch zu entschlagen.

Der Frühling durchwirkte den Teppich der Au
Mit Blumen, mit blauen und rothen,
Es funkelt auf Kelchen und Gräsern der Thau,
Welch' reiche und welch' unermeßliche Schau
Wird dem jauchzenden Herzen geboten!
Wie bist du, Natur, so verschwenderisch,
Wie bist du so reich an Erbarmen,
Wie deckst du mit Gaben der Liebe den Tisch
Selbst den Verlass'nen und Armen!

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten später legten die beiden Frauenzimmer und der Kutscher den Verunglückten im Flur des Landhauses nieder und ihr Ruf beschied die Majorin herbei.

„Um's Himmelswillen, was fällt Euch ein, mir eine blutige Leiche ins Haus zu bringen?“ rief sie unwillig von der Schwelle des Wohnzimmers aus. „Schafft diesen Mann hinunter nach der Stadt und legt ihn auf der Polizei oder im Bürgerlazareth nieder!“

— „Er ist nicht todt, liebe Mama, sondern nur ohnmächtig! Er schlug vorhin die Augen auf und stöhnte!“ sagte Melanie mitleidig. „Und der Kutscher da sagt ja, der Herr habe eigens verlangt, hierher nach dem Landgütchen Weinau zur Frau Majorin Hellborn gebracht zu werden.“

„Das ist nicht wahr, das lügt Ihr!“ rief die Majorin leidenschaftlich; „ich kenne den Mann nicht und habe nichts mit ihm zu schaffen.“

— „Es ist aber doch so, Madame,“ erwiederte der Kutscher, ein älterer Mann von anständigem rechtschaffenem Aussehen. „Ich habe den Herrn, der heute Nachmittag bei mir einkehrte, selber hierher gefahren — ich bin nämlich der Adlerwirth von Erlenbach, wenn Sie sich meiner noch erinnern, gnädige Frau! Habe ja dem Herrn Major einmal den Braunen abgekauft, den Schaitan, wenn Sie sich noch entsinnen, — wissen Sie, als der Herr Major pensionirt war und in Waldkirch aufzog.“

„Ach ja, ich glaube mich erinnern zu können; aber was soll der wildfremde Mann hier, guter Freund?“ fragte die Majorin milder.

— „Das weiß ich nicht, Madame,“ sagte der Fuhrmann. „Der Herr schien Eile zu haben und krank zu sein, denn er klagte über Gliederreißen;

er war einsilbig und schlief meist. Und als ich heute Abend in Rauhenthal fütterte, sagte man mir, ich könne eine Wegstunde abschneiden, wenn ich über den Berg fahre und werde dann an der Weinau vorüberkommen, und so fuhr ich den schlechten Weg über den Berg. Und droben löschte mir der Wind die Laterne an meinem Chaischen aus und so gerieth ich in der stichdunklen Nacht auf die Steinhaufen und warf um, und Pferd und Wagen sind beschädigt und der arme Mann da wurde gegen die Weinbergsmauer geschleudert und hat sich schwer verletzt, während ich nur über den Gaul hereinfiel und mit einigen Quetschungen davonkam. Aber mein Fuhrwerk ist zerschlagen und das ist Schaden genug!"

„Das thut mir leid für Euch, guter Mann, kann aber in meiner Auffassung der Sache nichts ändern," erwiederte Frau Hellborn mit süßlichem Tone des Bedauerns. „Ihr werdet selber einsehen, daß ein wildfremder Mensch und dazu noch ein Verwundeter hier oben in einem einsam gelegenen Landhause weit weniger an seinem Platze ist, als drunten in der Stadt, wo er Arzt und Pflege zur Hand hat!"

— „Aber der Mann hat ja ausdrücklich verlangt, daß ich ihn hierher bringe, Madame."

„Mag sein, aber ich kenne ihn nicht und würde ihn sogar abgewiesen haben, wenn er gesund und wohl mich um diese späte Abendstunde hier aufgesucht..." Sie hielt inne, denn zufällig hatte ihr Auge das blutige Gesicht des Fremden gestreift und den ernsten Blick desselben bemerkt, welcher hell und forschend auf ihr ruhte.

— „Bedenken Sie doch, Mama, was die Leute sagen würden, wenn es verlaute, daß Sie einem Verunglückten Hilfe und Obdach versagt hätten!" flüsterte Melanie.

„Nun ja, bringt ihn in die Gesindestube und verbindet ihn einstweilen! Wir wollen sehen, was sich thun läßt," rief sie dann. „Aber Ihr, guter Mann," wandte sie sich an den Fuhrmann, „würdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr Eurem Passagiere wenigstens noch heute Abend oder morgen früh ein besseres Unterkommen drunten in der Stadt verschafftet! — Melanie, sorge Du für den Verwundeten und sende Gottlieb nach einem Arzte, falls es angezeigt ist." Damit drückte sie ihr parfümirtes Taschentuch vor das Gesicht, wandte sich auf der Schwelle um und schloß die Thüre des Wohnzimmers hinter sich.

— „Komm', Dorothe! Tragen wir ihn in mein Stübchen!" flüsterte Melanie, welche den wachen Zustand des Verwundeten nicht bemerkt hatte; „der Arme stöhnte schon genug, als wir ihn die Treppe heraustrugen. Der Transport über die gewundene Treppe hinab würde ihm noch mehr Schmerzen bereiten!"

„Aber die Gnädige sprach ja doch von der Gesindestube, Fräulein!"

— „Einerlei! Ich nehme es auf meine Verantwortung, Dorthe! Bitte, Herr Adlerwirth, helfen Sie uns noch einmal! Dort hinein, in die Thüre neben der Treppe!"

Bald nachher lag der Verunglückte, der kothigen Kleider und der Stiefel entledigt, auf Melanie's Bett, und das junge Mädchen beugte sich zu ihm herab und die liebreiche schüchterne Hand reinigte ihm mit dem Schwamm Gesicht und Haar von Blut. Das Auge des Fremden ruhte mit dankbarem Blick auf ihr, wenn auch seine Züge den Widerschein eines heftigen körperlichen Schmerzes trugen. Es war das gefurchte Gesicht eines sechzigjährigen ernsten Mannes, über welchen manche Lebensstürme hingezogen sein mochten, denn der kleine Mann war hager und eigenthümlich zusammengekrümmt und jede Bewegung schien ihm heftige Schmerzen zu bereiten. Die Wunde an der Stirne war mit einem nassen Tuche verbunden, um die schwächer gewordene Blutung zu stillen, und der mühsame Athem schien etwas leichter zu gehen. Auf Melanie's Geheiß hatte Dorothe ein Feuer in den kleinen Ofen des Stübchens gemacht, und der Geruch des Ofens verrieth, daß derselbe schon lange nicht mehr geheizt worden sei. Der Fremde sah mit halb geschlossenem müden Auge dem Treiben der beiden Frauenzimmer zu und verbiß einen heftigen Schmerz, der ihn zu durchbeben schien. Erst als Melanie nach einer Weile ihm eine Tasse heißen Wassers mit Wein und Zucker an die Lippen gesetzt und ihm zärtlich den Kopf aufgerichtet hatte, damit er den belebenden Trank schlürfen könne, schien er sich einigermaßen zu erholen und nickte dann freundlich.

„Dank' Ihnen, liebes Kind," sagte er mühsam. „Ich will Ihnen nicht lange beschwerlich fallen. Meine Wunde ist nicht gefährlich und der Quetschungen acht' ich nicht. Das Schlimmste ist mein altes Leiden, ein heftiger Rheumatismus, ein Hexenschuß. Nur einige Stunden Ruhe und Wärme, dann bin ich wieder in der Lage, mich weiter schaffen zu lassen. Will der Frau Hellborn nicht beschwerlich fallen. Gott lohne Ihnen diese liebreiche Pflege, mein Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Leben und Treiben.

(Schluß.)

Es hat sich auch in Paris eine besondere Wartephysiognomie herausgebildet, besonders bei achtbaren Damen, denen es nicht gerade zur Lieblingskurzweil gehört, an den Straßenecken zu stehen. An unzähligen Punkten der Stadt stehen Gruppen von Menschen seitwärts gereiht auf dem Trottoir still, dort, wo Stationsbureaus sind. Fährt ein Wagen vor, so rückt diese müde Gesellschaft in einem Gemisch von Aerger, Resignation und Hoffnung vor, das Innere musternd. Einige kommen zu Plätzen, die Uebrigen ziehen sich stumm und ernst zurück bis auf Weiteres. So gehen in unberechenbarem Grad wichtige Stunden verloren. Schlimme Folgen des Monopols und der Reglementirung! Wäre freie Konkurrenz, so würde für Jeden gesorgt werden, ohne daß er großen Zeitverlust zu fürchten hätte. Jetzt entzieht sich eine große Zahl von Arbeitern der Tyrannei der Omnibus, die z. B. erst um 7 Uhr Morgens zu fahren beginnen, und benutzt das neue Bewegungsmittel, das Velocipede. In allen Straßen fängt es an zu wimmeln von diesen schlanken Zweirädern. Uebrigens bieten die Omnibus eine amüsante Augenweide. Sie tragen auf Schildern die Namen der beiden Endpunkte ihrer Fahrt, und so wird man beim Gehen fortwährend an alle entfernten Theile der Stadt erinnert, ja, man sieht fortwährend Menschen, die gleich darauf in jenen Theilen gehen werden. Bei den großen Zusammenflußpunkten, wie Palais Royal, Chatelet, St. Sulpice, Louvre, Madeleine, wimmelt es wie Fische, die in einem Netz zappeln, das man aus einem weiten Teich zusammengezogen hat. — Außer diesen Omnibus der Compagnie generale durchziehen nun unzählige andere die Straßen. Dahin gehören die zum Transport der Briefträger bestimmten, die einzelne „Fakteurs" an allen Punkten absetzen, ferner die für Polizeiagenten, die in Masse mit ihren Schnabelhüten höchst possierlich aussehen. Dann bemerkt man überall Omnibus, welche Knaben aus Schulen in die Pension zurückführen, oder große Züge von Omnibus, die ganze große Anstalten von Außen in das Innere der Stadt bringen. Daran reihen sich die mächtigen Eisenbahnomnibus, die Reisende an die Bahnhöfe bringen, und umgekehrt. Zugleich werden alle Straßen durchzogen von ankommenden und abfahrenden Reisenden in Droschken; die ersteren starren neugierig und überrascht nach allen Seiten hin und nehmen im Fluge das erste Bild auf, die letzteren sind schon mit ihren Gedanken dem neuen Ziel zugewandt.

Mitten im Alltagstreiben macht sich auf diese Weise das Fremde, das Weite ununterbrochen geltend, so daß man nie zu dem Gefühl einer abgeschlossenen Existenz gelangt. Auch sieht man überall Menschen aller Stände und jeden Alters laufen, um sich irgend eine Abfahrtsgelegenheit zu erkämpfen. Auf den neuen Boulevards bewegt sich nun das Alles leicht und bequem, aber in einigen wichtigen Adern sind die Stockungen unausgesetzt, und zwar besonders an Punkten, wo beliebte Magazine sind und zu der Enge der Straßen noch ganze Reihen von Wagen kommen, die ihre Herrschaften erwarten. Da sind fortwährend Polizeibeamte thätig, um die Karten zu lösen, wie anderswo etwa bei offiziellen Diners oder bei Theatern und dergleichen. Es sieht spassig aus, wenn manchmal ein kleiner Kärrner in seinem bedächtigen Tempo eine lange Reihe höchst bedeutsamer Fuhrwerke in seinem Gefolge hat, sie mit stoischem Gleichmuth durch den spärlichen Raum führend. Eilende Reisende mit mächtigen Koffern, eine Excellenz mit gepuderten Lakaien, mehrere Stellwagen, deren einer den Zug erreichen muß — das Alles steht unter der unumschränkten Herrschaft des Blousenmannes. Haußmann läßt am Ende noch alle Straßen einreißen, da ihn die unlängst stattgehabte parlamentarische Schlacht nicht mürbe gemacht hat.

Landwirthschaftliches.

* In der Schweiz macht in letzter Zeit eine neue chinesische Frucht „Igname" großes Aufsehen. Diese neue Pflanze ist ein Ersatz für unsere Kartoffel, übertrifft aber diese an Fruchtbarkeit, Nahrungsstoff und Geschmack weit. Sie liefert ein treffliches Gemüse und kann innerhalb 20 Minuten vollständig zubereitet servirt werden. Zur Anpflanzung der „Igname" ist tiefgründige Erde zu wählen, dieselbe ist tief umzugraben und gut zu düngen. Kleine Stücke sind ganz, mittlere und größere geschnitten anzupflanzen. Dicke sind nicht vortheilhaft, weil sie leicht in Fäulniß übergehen. Die Anpflanzung findet wie bei der Kartoffel statt. Die Zeit der Anpflanzung ist der Frühling, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind. Alles Unkraut ist sorgfältig zu entfernen, bei großer Trockenheit Begießung zu

empfehlen. Im Herbst, mit Anfang der Fröste, sind die Stengel abzuschneiden, die Pflanzen mit langem Dünger oder Laub zu bedecken. Die Erntezeit ist Ende Herbst. Während des Winters und im Frühlingsanfang bei trockenem Wetter und keiner mehr drohenden Frostgefahr muß die Ausgrabung mit Vorsicht vorgenommen werden, da die Wurzeln sehr zerbrechlich sind. Das Produkt ist je nach der Pflege über 6 Pfund per Quadratmeter. Für die Schweiz gibt Muster ab Altbezirksammann A. Diethelm in Siebnen.

Mannigfaltiges.

* (Spott, Witz, Ironie und Humor.) Zwischen diesen vier Gesellen wird im Sprachgebrauch nicht immer der gehörige Unterschied gemacht, weßhalb es nicht unnütz sein dürfte, sie einmal zu charakterisiren: Spott ist der Witz eines dummen oder gemeinen Geistes; Witz der Spott eines feinen Kopfes oder Gesellschaftsmannes; Ironie der Witz eines tieferen Denkers und Humor die Ironie (Selbstironie) eines Poeten. Spott ist ein plumper Faustschlag, welcher Beulen zurückläßt; Witz ein Nadelstich, der mehr oder weniger tief ins Fleisch dringt; Ironie ein Ritz, wie von Dornen unter Rosen, der nur leise die Haut schrammt; Humor das Pflaster, das gegen alle tiefen Wunden hilft. Gegen den Spott hat der geistreiche Mann keine Waffen; der Witz fordert ihn zum Wiederstande heraus; mit der Ironie kapitulirt er; der Humor bringt ihn zu freiwilliger Unterwerfung. Der Spott ist niedriger, als sein Gegenstand; der Witz hält sich mit ihm auf gleicher Linie; die Ironie steigt an ihm empor, und der Humor schwebt über ihm. Der Spott kommt aus dem Fleischlichen; der Witz aus dem Verstande; die Ironie aus dem Geiste; der Humor aus dem Gemüthe. Der Spott ist ein Zeichen der plebejischen, der Witz der gesellschaftlichen, die Ironie der gelehrten und der Humor das Wahrzeichen künstlerischer und poetischer Begabung.

* Eine Frau kam zu einem Gelegenheitsdichter und Zeitungsschreiber mit der Bitte, er möchte ihr eine recht rührende Anzeige von dem Tode ihres Mannes, eines Lederhändlers, für die Zeitungen machen, dabei auch zugleich erwähnen, daß sie dessen Geschäft nach wie vor fortsetzen werde. Er erfüllte ihren Wunsch durch folgende Todesanzeige:

„Mein guter Mann verschied in Frieden,
Sanft möge seine Asche ruh'n;
Mit Leder handelt' er hienieden,
Wie er werd' ich es künftig thun."

* Ein mehrfach bestrafter Dieb fand eine Brieftasche mit Geld und behielt sie, weßwegen er in Anklagezustand versetzt wurde. Auf die Frage des Richters, ob er die Aufforderungen zur Ablieferung in den Zeitungen nicht gelesen habe, antwortete er: „O ja, aber ick habe sie nicht beachtet, weil sie alle an den ehrlichen Finder erlassen waren."

* Ein Gymnasiast, welcher sich gegen einen seiner Lehrer schwer vergangen hatte, wurde von diesem gefragt: „Was werden Sie vorziehen: acht Tage Carcer, oder meine Verachtung?" — „Dann werde ich ergebenst um Ihre Verachtung bitten," war die Antwort des Schülers.

* „Johann, ich fahre heute Abend zur Tafel; hefte meine Orden auf die Uniform!" — „Auch das Hauskreuz, gnädiger Herr?" — „Nein, meine Frau ist nicht geladen; die bleibt zu Hause, du vorlauter Schlingel!"

* Ein Kavalerist fiel auf der Straße vom Pferde. Ein daneben stehender Jude sagte zu ihm: „Das wäre mir nit passirt." — „Was, Jude! bist du ein besserer Reiter, als ich?" — „Das nicht!" versetzte der Jude, „aber ich wäre gar nicht auf das Pferd gestiegen."

* Die Velociped-Manie ist schon bis in die schottischen Hochlande gedrungen, wo die Dorfschmiede mit der Konstruktion von Maschinen beschäftigt sind, die an Schnelligkeit die französischen Velocipedes übertreffen sollen. Die „Daily News" sieht schon die Zeit voraus, wo es eben so alltäglich sein wird, sich eine Velociped zu halten, wie heute mit einem Spazierstocke auszugehen. Die Velociped-Fabrikanten sollen alle Hände voll zu thun haben und kaum die einlaufenden Ordres alle effektuiren können.

Räthsel.

Der Pfeffer wird die erste sein;
Die letzten sollten sicher treffen.
In mancher Schlacht, in manchem Treffen
Nützt wohl das Ganze ungemein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Samstag, 15. Mai 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Der Fuhrmann hatte den kleinen Koffer und Mantelsack des Fremden gebracht und vor die Thüre gesetzt, und Melanie war soeben damit beschäftigt, die beschmutzten Kleider des Fremden über Stühle um den Ofen zu hängen, nachdem sie ihn mit Decken und Teppichen sorglich warm eingehüllt, als die Majorin auf dem Korridor draußen nach Melanie rief.

„Was ist das?" fragte sie mit unwilligem, kaum gedämpftem Tone; „ich glaube gar, Du hast dem Fremden Dein eigenes Bett eingeräumt, eigensinniges, thörichtes Ding?"

— „So ist es, Mama! Der arme Mann lag beinahe eine halbe Stunde droben auf dem Steinhaufen im Regen und Schnee, ist halb erstarrt und von Gliederreißen gelähmt. Was sollte ich ihn in die Gesindestube bringen, wo nicht einmal ein Bett ist? Ich war Ihrer Verzeihung für diese Anordnung gewiß, denn der Zustand des Armen gestattet nicht, daß man ihn noch heute fortschaffe. Sie werden sich doch nicht nachsagen lassen wollen, daß Ihre Härte an seinem Tode schuld sei, wenn ihm etwas zustößt?"

„Hm, unser Haus ist kein Wirthshaus und die halbe Stunde nach der Stadt hinab würde einen solchen Menschen nicht umbringen!" sagte die Majorin streng und kalt. „Jedenfalls muß er aus dem Hause, Melanie, hörst Du? Ist er nicht mehr fortzubringen, so soll Gottlieb Euch helfen, ihn in die Waschküche zu schaffen, wo Ihr ihm ein Bett auf den Boden machen mögt!"

— „In die kalte Waschküche, auf die eisigen Steinfließen ein Bett für einen Kranken machen, Mama? Das kann Ihr Ernst nicht sein," wandte Melanie sanft ein.

„Und warum nicht? Tausende haben nicht einmal ein solches Obdach!"

— „Mit nichten, liebe Mama, bitte, bitte, lassen Sie ihn in meinem Bett!" flehte Melanie. „Ich will lieber bei ihm wachen und auf dem Stuhle schlafen oder mit Dorthen ihr Bett theilen! O, mir zu liebe, Mama, und um Gottes willen und um Ihres eigenen Rufes willen lassen Sie ihn, wo er ist! Bedenken Sie, ein alter, kranker Mann ..."

„Ein landfremder, gemeiner Mensch!"

— „Nein, er spricht ganz gebildet und sieht sehr anständig aus und — vor Allem, er ist krank, leidet furchtbare Schmerzen!"

„Nun denn, um Dich los zu werden, Drängerin! Aber nun komm' herauf und hilf mich ankleiden, Melanie!" sagte die Majorin kalt. „Frau v. Spangenberg hat mir den Wagen heraufgeschickt und mich bitten lassen, noch ein Stündchen dem Kinderball anzuwohnen, der allerliebst sein soll, und ich will die Mädchen tanzen sehen! Komm', hilf mich umkleiden!"

Dem Kranken drinnen war kein Wort von dieser Unterhaltung entgangen, welche dicht vor der Thüre seines Zimmers geführt wurde. Er runzelte die Stirne und schüttelte den Kopf, ohne der Schmerzen zu achten, welche ihm diese Bewegung verursachte. Dann sah er sich in dem kleinen Stübchen um, worin außer dem Bette, dem Waschtischchen, einigen Stühlen und einem armseligen gefirnißten Schrank von weichem Holz beinahe nichts mehr Raum hatte. Die Wände waren weiß getüncht, die Möbel alt und einfach, selbst das Bett beinahe ärmlich, aber Alles reinlich gehalten und geordnet, die sorgsame und fleißige Hand einer Frau verrathend.

Armselig und eng, aber immer noch besser als ein Waschhaus, murmelte er; und sollte es möglich sein? sollte dieses Mädchen die Stief-

tochter der stolzen Majorin, die Tochter Ferdinands aus erster Ehe sein? —

Er schloß die Augen und grübelte. Eine halbe Stunde lag er ganz allein, denn Dorthe hatte unten in der Küche zu schaffen und dem Diener Gottlieb, welcher mit dem Wagen der Frau von Spangenberg heraufgefahren war, über den Vorfall des Abends zu berichten. Dann knarrte die Treppe unter dem schweren Tritte der wohlbeleibten Frau; ihr schweres Seidenkleid rauschte die Treppe herab und streifte an der Thüre von Melaniens Stübchen, und der Kranke hörte sie mit halblauter Stimme zu ihrer Stieftochter sagen: „Kannst dem Manne meinethalben einen Teller Suppe reichen lassen. Der Arzt aber wird heute nicht mehr gerufen, denn ich bezahle keinen Nachtbesuch für einen Fremden. Du wartest und bleibst wach, bis wir nach Hause kommen, Melanie; und um Licht zu ersparen, kannst Du bei dem Fremden in Deinem Zimmer arbeiten. Ich will dort wenigstens nicht umsonst heizen lassen. Lege mir den Mantel um, Kind, und schlage die Kapuze herauf!"

Einige Minuten später kehrte Melanie zu ihrem Pflegling zurück, der die Augen aufschlug, als ob er geschlafen habe.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange allein lassen mußte," sagte sie; „fehlt Ihnen irgend eine Bequemlichkeit? Wie geht es Ihnen?"

— „Besser, liebes Kind," erwiederte er. „Ich bedauere, daß ich Sie Ihrer Bequemlichkeit beraube."

„Oh, das ist ja kein Opfer meinerseits! Ich danke nur Gott, daß Sie so glücklich davon gekommen sind! Du lieber Himmel, welch ein Unglück hätte es nicht geben können! Kann ich denn gar nichts für Sie thun, mein Herr?"

— „Doch, doch, mein Kind! reichen Sie mir heißes Wasser zum Trinken, das hilft mir am besten von meiner Gicht! Ich will mir alle Mühe geben, rasch gesund zu werden, damit ich der Frau vom Hause nicht zur Last falle!"

„Nicht doch, denken Sie daran nicht! Sie sind hier unvertrieben; Mama meint es nicht so böse."

— „Mama? Die Majorin ist also Ihre Mutter?" fragte der Kranke.

„Sie ist die Gattin zweiter Ehe meines guten seligen Vaters, des Majors Hellborn."

— „Ihre Stiefmutter also? Ah, dacht' ich es doch! Sie sind ihr so unähnlich."

„Ich will Ihnen heißes Wasser besorgen, mein Herr," erwiederte Melanie, schämig erglühend und feuchten Auges, und ging hinaus.

2.

Es war spät an diesem Abend. Die Majorin war noch nicht heimgekehrt, Melanie saß strickend neben ihrem Bette, auf welchem der Kranke schwer athmend lag und zu schlummern schien, denn er hatte wenigstens die Augen geschlossen. Das junge Mädchen kämpfte mit dem Schlaf oder mochte vielleicht an seine Halbschwestern denken, welche sich auf einem Balle amüsirten, denn sein Köpfchen war auf die Brust herabgesunken und die kleinen hübschen Hände ruhten.

„Melanie!" flüsterte der Kranke an ihrer Seite, und als sie aufblickte, sah sie seine scharfen grauen Augen auf sich selber geheftet. „Geh' zu Bett, mein Kind! Du bist schläfrig!"

— „Ich muß aufbleiben und auf Mama und die Schwestern warten, bis sie von dem kleinen Hausball der Baronin Spangenberg kommen," versetzte die Erglühende.

„Und Du, Du durftest nicht auf den Ball, liebes Kind?"

— „Ich habe noch nie einen Ball besucht — Mama behauptet, ich sei zu jung dazu und zu linkisch, und allzu häßlich, um eine gute Figur auf einem Balle zu machen," sagte sie und blickte schüchtern zu Boden.

„Und Deine Schwestern sind wohl Töchter von Sophie Neudorf?"

— „Wie? Sie kennen Mama's Mädchennamen, Herr?" rief Melanie, rasch aufblickend. „Sie sind kein Fremder?"

„Nein, nur ein Verschollener, mein Kind; hast Du nie von einem Bruder Deines Vaters gehört, der Rudolf hieß und — ein rechter Thunichtgut war? Dieser Rudolf bin ich!"

— „Sie? ist es möglich? Sie mein Oheim? mein einziger Verwandter auf der ganzen weiten Welt?" fragte sie und betrachtete ihn mit unverkennbarer Freude.

„Ja, ich bin derselbe Rudolf, liebes Kind; und Du freust Dich also selbst über diese Ruine eines Menschen, die Euch da so unvermuthet hilflos und arm ins Haus geschleudert wird, Melanie?" entgegnete er und bot ihr seine abgemagerte knöcherne Hand, die sie mit Innigkeit ergriff und an Herz und Lippen drückte.

— „Wie sollt' ich nicht, lieber Onkel? Sie sind ja der einzige Bruder meines theuren seligen Vaters! — Gott willkommen, lieber Oheim! — Aber warum haben Sie sich nicht sogleich Mama zu erkennen gegeben?"

„Bah, weil ich sie kenne von ehedem, weil sie sich mir gegenüber sogleich wieder so gab, wie

sie einst als junges Mädchen schon gewesen war: herzlos, kalt, berechnend und selbstsüchtig. Mein gutes Kind, hab' Dank für Deine freundlichen Worte!" fuhr er dann in weichem Tone fort und drückte Melanie die Hand. „Sei mir gegrüßt, Kind meines theuren Bruders! Könnt' ich aufstehen und mich bewegen, so würd' ich Dich in meine Arme schließen und an mein Herz drücken."

„Onkel, lieber Onkel, thun Sie es dennoch, bitte!" rief Melanie aufspringend, beugte sich über ihn und küßte ihn zärtlich auf die heiße Wange. „O, wenn Sie wüßten, wie es mich glücklich macht, wieder eine befreundete Seele zu finden!"

Onkel Rudolf umfing sie mit beiden Armen und drückte sie an sich, faßte dann ihr Köpfchen zwischen seine beiden Hände, küßte sie freundlich auf die Stirne, sah ihr tief in die Augen, und in seinen eigenen Wimpern erglänzte ein verrätherisches Naß. „Du gleichst ihm ganz, Melanie!" flüsterte er. „Es sind seine Augen, seine Züge, selbst Deine Stimme erinnert an ihn. Mir wird es schwer und leicht um's Herz, Kind, denn Heimath ist ja immer Heimath und ich habe ein verlassenes Leben geführt. Ich hatte immer gehofft, meinen Bruder am Leben zu treffen, der doch fünf Jahre jünger war als ich; aber seine zweite Frau hab' ich allerdings nicht in Rechnung genommen — jene schlaue, berechnende Sophie Neudorf! — Ah, da ist sie schon, wie es scheint!" unterbrach er sich, als die heftig gerührte Hausglocke zweimal laut hallend durch das nächtig stille Haus tönte. „Geh', mein Kind, laß sie ein und sag' ihr, wer der Mann ist, den sie im Waschhause betten wollte und der sie noch heute Nacht zu sprechen wünscht!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch als Poststück.

Vor einigen Monaten erschien ein Engländer auf einem der Pariser Postämter und bat, ihn wiegen und ihm sagen zu wollen, wie viel er an Porto zu bezahlen hätte, wenn man ihn als Brief nach London spedire. Das Verlangen war etwas außergewöhnlicher Art, aber den Engländern hält man schon kleinere und größere Excentricitäten zu Gute, und so nahmen die Beamten die Sache für einen guten Spaß, dachten auch wohl, daß es sich um irgend eine Wette handeln möchte, wie sie unter den Engländern, die auf und über Alles im Himmel und auf Erden wetten, an der Tagesordnung sind, und gingen harmlos auf das Verlangen ein. Man wog denselben, der ziemlich umfangreichen Leibes war, und rechnete eine Summe von achttausend und etlichen hundert Franken heraus, welche er für einen Brief vom Gewichte seines Körpers an Porto zu bezahlen haben würde. Als aber der dicke John Bull geschäftig seine Brieftasche herauszog, den genannten Betrag in Banknoten aufzählte und mit ernster Miene ersuchte, ihm die nöthigen Marken aufzukleben und ihn ohne Verzug mit der Briefpost nach England zu befördern, da ward man inne, daß der Lord mehr als einen Sparren zu viel im Kopfe habe, und überwies den Tollhäusler seiner Gesandtschaft zu sicherer Verwahrung und weiterer Behandlung.

So haben die Zeitungen erzählt. Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Scene sich wirklich zugetragen hat, oder aus Mangel sonstiger Nachrichten von einem sinnreichen Berichterstatter erfunden worden ist, wollen aber unsererseits jetzt erzählen, daß der Gedanke, den in Paris ein irrsinniger Lord ausgebrütet, der Gedanke, den Menschen als Poststück zu behandeln, jetzt in England selbst von einem sehr klaren Kopfe in vollem Ernste ventilirt und zur Ausführung empfohlen wird. Der Vorschlag erscheint auf den ersten Blick als sehr absonderlich, und dennoch verdient er unsere Aufmerksamkeit und Erwägung im höchsten Grade.

Ein Herr Raphael Brandon hat soeben nämlich in einer von ihm verfaßten Brochüre *) nichts Geringeres in Anregung gebracht, als eine totale Umwälzung des Prinzips, auf welchem die Personen-Transporttarife sämmtlicher Eisenbahnen beruhen. Sein Plan geht dahin, das von dem bekannten Rowland Hill erdachte sogenannte Pennyportosystem, welches nach und nach in fast allen civilisirten Staaten für den wichtigsten Zweig des Postwesens eine völlig neue Aera geschaffen hat, auch für die Personenbeförderung auf den Eisenbahnen anzuwenden. Er beantragt, wie oben erwähnt, den Passagier als Brief zu behandeln und ihn, gleichviel wie groß die Entfernung seines Reisezieles sei, durch das gesammte Gebiet des Vereinigten Königreiches zu einem bestimmten niedrigen Fahrpreise zu expediren. Eine Dreipence-Marke soll den Reisenden von London nach dem Krystallpalaste von Sydenham wie nach der äußersten Spitze von Schottland in dritter Wagenklasse befördern. Wer

*) „Railways and the Public."

sich der zweiten Wagenklasse bedient, soll sich eine Sechspence-Marke und wer sich den Luxus der ersten Wagenklasse gönnen will, eine Schillingsmarke zu lösen haben.

Fast sind wir ohne weitere Prüfung geneigt, die Idee in eine Kategorie mit der unseres Lords in Paris zu reihen, mit jeder Seite aber, welche wir in der angeführten Brochüre weiter lesen, leuchtet uns der Vorschlag mehr und mehr ein, wir finden, daß er etwas Anderes und Besseres ist als die Chimäre eines phantastischen Projektmachers. Scharfsinnig, klar und ruhig legt der Verfasser vielmehr dar, daß sein System allen Betheiligten zu Gute kommen würde, Aktionären, Publikum und Staat, überdies zu einem gewaltigen Aufschwunge der Gewerbthätigkeit auf allen ihren Gebieten Anstoß geben dürfte, dabei begründet er seine Auseinandersetzung durch das Positivste, was wir kennen, durch Zahlen. Ende 1865 belief sich das in sämmtlichen Eisenbahnen Großbritanniens und Irlands angelegte Kapital auf vierhundert und drei und vierzig und eine halbe Million Pfund Sterling, die sich im Durchschnitte nur zu vier und zwei Fünftel Prozent verzinsten, folglich nichts weniger als hohe Interessen abwarfen.

Vor Allem nun, fährt Brandon fort, ist es nothwendig, daß der Staat alle Eisenbahnen ohne Ausnahme in seinen Besitz bringt, wie dies mit Post und Telegraphen der Fall ist; damit würden schon eine Menge kostspieliger Direktoren in Wegfall kommen und allein an Parlaments- und ähnlichen Sporteln die Kleinigkeit von jährlich etwa einer halben Million Pfund Sterling erspart werden. Dies sind indeß blos Fliegenstiche bei einem Plane von solcher Tragweite. Die Hauptsache ist, für die leichteste und billigste Beförderung zu sorgen, alsdann wird sich der Personenverkehr zu einer bis jetzt gänzlich ungeahnten Höhe steigern. Wie das wohlfeile Porto die Korrespondenz verhundertfacht hat, so reisen schon jetzt, bei den gegen früher so sehr erleichterten und demokratisirten Verkehrsmitteln, Tausende, wo in den Post- und Stellwagen ehedem höchstens Dutzende reisten. Im Allgemeinen wird aber noch lange nicht so viel gereist, wie man reisen würde, wenn die Fahrpreise der Eisenbahnen ähnlich dem Porto auf einen gleichförmigen Satz reduzirt wären. Wir lesen, wie in Perioden von Geschäftsstockungen sich in gewissen Distrikten brodlose Arbeiter massenhaft anhäufen und den Gemeinden zur Last fallen, weil die Höhe der Eisenbahnpreise ihnen unmöglich macht, sich nach entfernten Gegenden und Orten zu begeben, wo es augenblicklich an Arbeitern fehlt und demnach die Arbeit hoch im Preise steht. Sobald wir eine billigere Lokomotion haben, wird also der Verarmung ein kräftiges Halt geboten sein. Jeder wird reisen, wenn die Beförderung selbst so gut wie nichts kostet. Allein dies ist blos möglich, wenn die Eisenbahnen ausschließlich vom Staate verwaltet werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Die theuren Pläne zur Ueberbrückung der Meerenge von Calais sind einstweilen zurückgestellt, und dafür ist ein anderer minder kostspieliger aufgetaucht, der einer Trajektanstalt. Eine Gesellschaft geht mit dem Gedanken um, eine riesenhafte Dampffähre zu erbauen, 450′ lang, 57′ tief und 35′ breit, welche, durch Maschinen von 1500 Pferdekraft getrieben, den Weg von Küste zu Küste in einer Stunde zurücklegen soll. Personen- und Güterzüge werden durch hydraulische Maschinen auf die Fähre gehoben, ohne daß ein Aus- oder Umladen nöthig wird. Der englische Hafen soll Dover sein, und an der französischen Küste wird eine Stelle zwischen dem Vorgebirge Grisnez und Boulogne in Aussicht genommen, wo ein Hafen gebaut werden soll, damit die Fähre von Ebbe und Fluth, Wind und Wellen unabhängig werde. Das Kapital soll 2 Mill. Pfd. Strlg. betragen.

* (Der Hasenfuß.) Ein Zierbengel trat auf einem Balle während des Tanzes einer Dame auf den Fuß. Diesen Fehltritt zu beschönigen, sagte er: „Sie haben aber auch ein so kleines Rehfüßchen, daß man es gar nicht sehen kann.“ — „Das hat nichts zu sagen,“ erwiederte die junge geistreiche Dame, „der Tritt eines Hasenfußes schmerzt nicht sehr.“

* „Wir gehören beide zu den Geschmackssachen!“ sagte der Pfefferkuchen zum Gemälde.

Auflösung des Räthsels in № 56:

Scharfschütze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Dienstag, 18. Mai 1869.

Vorwärts!

Vorwärts, immer vorwärts treibt die Welle
Von des Bächleins hellem Kieselgrund,
Aus den Bergen, aus der stillen Quelle
Bis zum großen Strom mit tiefem Schlund;

Und auch dieser gleitet majestätisch weiter,
Unaufhaltsam, wie der Wolken Flucht
Stürzt er endlich auf der Fluthenleiter
In des Meeres felsumschlung'ne Bucht.

Vorwärts, immer vorwärts sproßt die Ceder,
Hochauf strebt ihr Arm zum Himmelszelt,
Schreibt mit scharfer, grüngewund'ner Feder
Ihr errung'nes Ziel in ihre Welt.

Vorwärts, immer vorwärts dringt aus Tiefen
Erz und Gold, gefördert zu der Höh',
Und wo die vergrab'nen Schätze schliefen,
Harrt allein die räthselhafte Fee.

Unten müht der Arme sich im Schweiße,
Trägt und duldet muthig sein Geschick,
Wie ein Thier, gezwängt in enge Gleise,
Fördert er zu Tag das eitle Glück. —

Vorwärts, immer vorwärts saust der Tender
Mit des Dampfes rasselndem Gespann,
Flieget pfeilschnell durch die fernsten Länder,
Hält zur Ruhe nur Minuten an.

Sie entflieh'n! — Auf ihren Flügeln weilet
Menschenglück, drum hasche freudig sie;
Eh' du's ahnest, sind sie schon enteilet,
Höre, Thor, sie wiederkehren nie!

Und Gorgonen gleich mit Feueraugen
Nachts, wenn sie dämonisch keuchend nah'n,
Tosend ihre schwarzen Essen rauchen,
Feuersprühend auf der eh'rnen Bahn.

Alle Ketten, die Europa binden,
Schlingt sie um ihr düst'res Schlangenhaar;
Alle Meere will ihr Aug' ergründen,
Völker einen mehr von Jahr zu Jahr!

Alle Schätze trägt auf langem Rücken
Ihr Gefolge bis zum fernsten Ort;
Kunst und Weisheit, Gold und Kronen blicken
Aus der Tiefe wie vom hohen Bord!

Vorwärts, immer vorwärts jagt der Reiter,
Den zur Schlacht das Lieblingsroß dort trägt,
Wie ein Sturmwind saust er immer weiter,
Bis das Loos ihn zu den Helden legt.

Vorwärts strebt des Jünglings edles Denken,
Wie des Mann's gereifter Forschungsgeist,
Auf das Unentdeckte muß er lenken,
Wohin ihn des Lebens Kompaß weis't. —

Menschen sind's, die auf- und abwärts gehen,
Ach, ich weiß es wohl, so schwach und klein!
Engel soll'n 's nicht sein; doch Engeln stehen
Gleich sie, die dem Bruderglück sich weih'n!

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später betrat die Majorin das Krankenzimmer, in einen kostbaren Pelz gehüllt, mit Geschmeide behangen, das Gesicht hochgeröthet, und maß forschenden Auges und argwöhnisch den Kranken, auf welchen sie den vollen Strahl der Carcellampe in ihrer Rechten fallen ließ.

„Aha, Sie zweifeln offenbar, Schwägerin Sophie, daß ich wirklich der verschollene Rudolf sei, der jetzt als der verlorene Sohn heimkehrt?" sagte Onkel Rudolf beinahe barsch. „Sie erkennen natürlich in dieser Menschenruine nicht mehr den ehemaligen schmucken, leichtsinnigen Dragoner-Offizier?"

— „Nein, keine Spur mehr von ihm!" erwiederte die Majorin kurz. „Ihre Behauptung ist eine kühne und befremdliche. Mein Schwager Rudolf ist für uns seit so langen Jahren verschollen, daß seine Heimkehr zwar nicht unmög-

lich, aber doch unwahrscheinlich erscheint. Sie werden mir also nicht verdenken, guter Mann, wenn ich wenigstens diese Heimkehr für kaum wahrscheinlich halte und wenn ich Sie erst dann als Verwandten begrüße, nachdem Sie —"

„Die Identität meiner Person nachgewiesen haben werden, nicht wahr?" fiel er ihr kalt und etwas höhnisch ins Wort. „Ich finde diese Behutsamkeit von Ihrer Seite ganz begreiflich, Frau Schwägerin. Sophie Neudorf war noch zu jung, als ich wegen Schulden und leichtsinniger Streiche quittiren mußte und in die weite Welt ging, als daß sie sich meiner zu erinnern beliebte, um so mehr, als ich meinen Bruder Ferdinand stets vor ihr verwarnte. Aber es gibt einige Beweismittel, welche Ihre Zweifel beschwichtigen werden, Frau Schwägerin, — z. B. diesen fehlenden Goldfinger an der rechten Hand, den mir Graf Haindorf damals im Duell wegen Helene von Vergnier abgehauen; dann einen gewissen Brief, den ich an meinen Bruder vor sechzehn Jahren aus Odessa geschrieben und der mich mit Ferdinand entzweite, wie auch Ihnen bekannt sein muß; ferner das Zeugniß des Generalmajors von Halsbergen, den ich auf seinem Gute Weidach besucht habe und von welchem ich soeben herkomme; und endlich —"

— „Genug, ich bin bereits überzeugt, Herr Schwager! Dieser verlorene Finger und die aufdämmernde Erinnerung an Ihre einstigen Züge genügen mir schon!" fiel ihm die Majorin mit verändertem Tone in die Rede. „Sein Sie mir willkommen, Herr Schwager, obwohl die Art und Weise, wie Sie sich einführten, einigermaßen originell ist. Aber Sie waren ja von jeher exzentrisch. Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß unser guter Ferdinand, Ihr seliger Bruder, schon seit einer Reihe von Jahren todt ist?"

„Seit sieben Jahren, ja; Gott hab' ihn selig! Sie sind zum zweiten Male Wittwe geworden, Guido Halsbergen sagte mir's. Armer Ferdinand!" versetzte Onkel Rudolf rauh.

— „Sie hegten ehedem ein Vorurtheil gegen mich, Schwager, und werden mir daher die Frage nicht verdenken, was Sie eigentlich zu mir führt?" entgegnete die Majorin in einem höflichen leichten Tone, welcher den Worten ihre kühle Bitterkeit nehmen sollte.

„Wie, dies begreifen Sie nicht, Schwägerin Sophie?" versetzte Rudolf rauh. „Bin ich denn ein Zigeuner, ein Barbar? Ist es nicht ganz erklärlich, daß wenn ein Mann nach einer Abwesenheit von beinahe dreißig Jahren in seine Heimath zurückkehrt, er sich sehnt, die Seinigen wieder zu sehen, also wenigstens die Kinder seines verstorbenen Bruders, seine einzigen Verwandten in der Welt? Jenun, ich dächte doch, dieses Motiv wäre verständlich genug. Aber freilich, wer den Bruder seines Gatten in einem eiskalten Waschhause unterbringen will, dem darf man kaum so viel Rücksicht und Respekt für das Andenken eines Verstorbenen zutrauen, daß man den einzigen Bruder —"

— „Ihre Schlüsse sind vorschnell und ungerecht, Herr Schwager!" unterbrach ihn die Majorin ungeduldig; „hätten Sie sich mir gleich anfangs zu erkennen gegeben, so würde Ihnen gewiß der freundlichste Empfang und die beste Aufnahme zu Theil geworden sein, die dieses sehr bescheidene kleine Landhaus nur bieten kann, denn Sie wissen ohne Zweifel nicht, Herr Schwager, daß Ihr seliger Bruder nur ein kleines Vermögen hinterlassen hat und daß wir ohne die kleine Pension vom Staat kaum unser Auskommen fänden."

„Wirklich?" fragte Onkel Rudolf sardonisch. „Jenun, für eine arme Offizierswittwe leisten Sie fürwahr das Außerordentlichste in der Kunst, den äußeren Anschein von Wohlstand aufrecht zu erhalten. Ihre Toilette ist so reich und geschmackvoll, daß sich keine Generalsfrau daran zu schämen brauchte. Dies ist jedoch Ihre Sache, Frau Schwägerin! Mir erübrigt nur noch, Ihnen die vage Befürchtung vom Herzen zu nehmen, als ob ich ein armer Landstreicher und nur hierher gekommen sei, um meine Füße unter Ihren Tisch zu strecken. Im Gegentheil; ich bin zwar nichts weniger als reich, aber habe so viel, um für meine bescheidenen Bedürfnisse gedeckt zu sein. Ich werde Ihnen nicht lange beschwerlich fallen, Frau Schwägerin. Wäre nur dieser verwünschte Drachenschuß nicht, den ich dem langen Liegen in Regen und Schnee und dem Schreck über den Unglücksfall von heute Abend verdanke, so würde all Das, was ich draußen auf dem Korridor aus Ihrem eigenen Munde gehört, mich längst bewogen haben, den Staub von meinen Füßen zu schütteln und mich hinunter in die Stadt zu schleppen, um ein anderes Unterkommen zu suchen."

— „Sie sind bitter und ungerecht gegen mich, Herr Schwager," versetzte die Majorin lebhaft und in gewinnendstem Tone. „Sie dürfen überzeugt sein, daß meine Aeußerungen, welche Sie so sehr betonen, nur einem wildfremden Menschen galten, nicht einem lieben Verwandten. Seien Sie nachsichtig und versöhnlich, lieber Rudolf! Lassen Sie uns Frieden machen und betrachten

Sie sich hier wie zu Hause! — Noch einmal, seien Sie mir willkommen!“ rief sie und bot ihm ihre runde, von kostbaren Ringen strahlende Hand, von der sie den Handschuh abgenommen hatte, und die er nun langsam ergriff und schüttelte. „Ich bin überzeugt, der vorurtheilsvolle Eindruck, den Sie von mir hingenommen, wird in den nächsten Tagen bei näherer Bekanntschaft schon schwinden; Sie werden mich von einer besseren Seite kennen lernen. Und zum Beweis dafür soll Ihnen sogleich unser behagliches Gastzimmer eingeräumt werden.“

„Nein, das ist unnütz! Lassen Sie Melanie droben schlafen und mich ruhig hier liegen, Frau Schwägerin!“ sagte er in seiner kurzen trockenen Weise. „So viel im Allgemeinen für heute. Es ist spät, ich bedarf Ruhe; morgen ein Weiteres. Gute Nacht!“

— „Gute Nacht und baldige Wiedergenesung! Lassen Sie uns gute Freunde werden, Schwager Rudolf!“ sagte die stattliche Dame mit ihrem gewinnendsten Lächeln, reichte ihm nochmals die kleine Hand und rauschte dann hinaus, noch auf der Schwelle ihm graziös zuwinkend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch als Poststück.

(Schluß.)

Das von Brandon vorgeschlagene „Passagierporto“ — so nennt er es — klingt lächerlich niedrig, bleibt jedoch in Wirklichkeit nicht so weit hinter dem Durchschnitte der jetzigen Eisenbahnfahrpreise zurück, wie man vermuthlich glaubt. In runden Zahlen liefen 1865 in England drei und eine halbe Million Personenzüge über einundsiebenzig Millionen englische Meilen, welche zweihundert und zweiundfünfzig Millionen Passagiere beförderten und an Fahrgeld eine Summe von vierzehn Millionen siebenhundert und vierundzwanzig Tausend Pfund Sterling einbrachten. Dies ergibt durchschnittlich auf jeden einzelnen Zug nahezu neunundzwanzig englische Meilen und dreiundsiebenzig Passagiere, mithin etwa drei und einen halben Passagier per Meile, woraus ferner hervorgeht, daß jede einzelne Fahrt zu den gegenwärtig bestehenden Fahrtaxen im Durchschnitt per Kopf mit vierzehn Pence bezahlt wird. Jetzt bewilligt mir, folgert unser Autor ferner, für jede Fahrstrecke ein Personengeld von drei Pence, und ich verspreche einen sechsmal stärkeren Verkehr als den derzeitigen, so daß die Gesammteinahme der englischen Bahnen um vier Millionen Pfund Sterling mehr betragen wird als jetzt, ohne daß sich die Betriebskosten nennenswerth erhöhen dürften. Nun aber läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß nicht alle Passagiere um drei Pence in der dritten Klasse, sondern daß etwa ein Siebentel in erster Klasse zu einem Schilling und zwei Siebentel in zweiter Klasse zu sechs Pence reisen werden. Hiedurch stellt sich der jährliche Ertrag des Eisenbahnpersonenverkehrs auf zweiunddreißig Millionen Pfund Sterling, während er gegenwärtig, wie wir gesehen haben, vierzehn und drei Viertel Millionen nicht übersteigt. Vielleicht gibt sich Brandon einer etwas sanguinischen Hoffnung hin, wenn er voraussetzt, daß sein neues Fahrtaxensystem die Personenfrequenz der Bahnfahrten um das sechsfache vergrößern werde, indeß statuiren wir auch nur die Hälfte, nur eine dreifache Erhöhung, was gewiß nicht überschwänglich ist, so bleibt immer noch ein Mehr von zwei Millionen über den derzeitigen Einnahmebetrag, abgesehen von der Ersparniß, welche durch die Einheit der Bahnverwaltung unfehlbar erzielt würde.

Sind alle diese Daten und Ziffern aus blos englischen Verhältnissen entnommen, wie das Projekt selbst nur das englische Eisenbahnnetz ins Auge faßt, so sehen wir keinen Grund, der eine Verwirklichung der Idee in anderen verkehrsreichen Ländern, speziell auf unseren deutschen Eisenbahnen ausschlösse. Unbedenklich behaupten wir vielmehr, Brandon's Plan ist der Kern des Eisenbahnwesens der Zukunft. Daß er bereits vor vier Jahren dem englischen Parlamente die Grundzüge, welche er in seiner jetzigen Brochüre weiter ausführt, zur Begutachtung unterbreitet hat, und daß man seine Vorschläge einfach ad acta legte, in den großen Papierocean warf, in dem mancher geniale Gedanke sein Grab gefunden hat, — das beweist nicht das Mindeste wider die Lebensfähigkeit seiner Idee. Ist es nicht Rowland Hill ganz ebenso ergangen? Als er vor nunmehr einunddreißig Jahren den englischen Gesetzgebern und Behörden den Plan seiner „Post office Reform“ vorlegte, fertigte der damalige Chef des englischen Postwesens, Lord Lichfield, die Sache als den „überschwänglichsten aller tollen und phantastischen Pläne“ ab — und heute ist sein Gedanke die Angel, um welche sich das gesammte Postwesen der Neuzeit dreht. Wer kann uns somit widerlegen, wenn wir den Raphael Brandon den Rowland Hill der Eisenbahn weissagen?

Mannigfaltiges.

* Wie ein Wiener Blatt meldet, hat man in den dortigen militärischen Kreisen die Absicht, als Surrogat für die abgeschafften Stockstreiche und das Krummschließen die sogenannte Barre einzuführen. Die Barre ist bereits „probeweise“ bei der Kriegsmarine eingeführt und besteht aus einem eisernen Bügel, welcher an einer Eisenstange befestigt ist. Die letztere ist am Boden festgenietet und steht von diesem drei Zoll in horizontaler Lage ab. Der Sträfling muß sich auf den Boden setzen oder niederlegen, seine Füße kommen in die eisernen Bügel, so daß er weder aufstehen, noch seinen Körper in eine andere Lage versetzen kann, ohne an den Knöcheln die Füße zu verrenken oder gar zu brechen. Die Bügel müssen nach der Vorschrift mittelst eines Schlüssels auf- und zugesperrt werden können, dürfen nie aneinander befestigt werden, haben an den Kanten abgerundet, drei Zoll breit (wie die sogenannten Fußschellen an den ehemaligen Strafketten) und nicht enger zu sein, als unumgänglich nöthig, damit der Fuß nicht herausgezogen werden könne. Der Sträfling, fügt die Vorschrift in humanerem Geiste hinzu, „muß die freie Bewegung der übrigen Körpertheile haben, so daß er liegen und sitzen kann und nur mittelst der beweglichen Bügel an die Barre befestigt ist.“ Doch, fügt die Vorschrift hinzu, ist mit dieser Strafe das Verbot des Tabakrauchens und die Entziehung der Wein- und Rumration verbunden.

* In Leipzig wurde dieser Tage vor einem ganz absonderlichen Tribunal über die Pocken-impfung debattirt. Von „Freunden der Naturheilkunde“ war nämlich eine Volksversammlung veranstaltet worden mit der Tagesordnung: „Kampf gegen die Pocken-Impfung.“ Ein Dr. med. Nittinger aus Stuttgart eiferte heftig gegen die „krankmachende Unsitte“ des Impfens, welches Dr. Götz in Schutz nahm. Als dieser dabei der Kuriosität halber erwähnte, daß ein Sprecher in einer früheren Volksversammlung alle sozialen Uebelstände, selbst das Vorhandensein der Bettler auf der Landstraße, auf die Impfung zurückgeführt, warf ihm der zufällig anwesende Betroffene das geflügelte Wort entgegen: „Das lügt Dr. Götz als Schurke!“ Lärm — man verlangt die Entfernung des höflichen Menschen — dagegen Protest von anderer Seite — Tumult — der Vorsitzende schließt die Versammlung, will sie aber nach 10 Minuten wieder eröffnen. Neuer Widerspruch auch von Seite des Dr. Götz. Da stürzen 20 bis 30 junge Leute, dem Kraftadel angehörig, auf Dr. Götz los und expedirten denselben unter einem Traktement von Faustschlägen zur Thüre hinaus. Damit schloß die Versammlung der Freunde der Natur-Heilkunde.

* Folgende artige Anekdote macht augenblicklich in Berlin die Runde. Vor einiger Zeit befanden sich die älteste (14jährige) Tochter der Prinzessin Friedrich Karl und die 8jährige Tochter der Kronprinzessin im Atelier eines Photographen. Als bei der Sitzung Behufs einer Aufnahme der Photograph der ersteren die Stellung, welche sie einzunehmen habe, angab und dieselbe dabei mit „gnädiges Fräulein“ anredete, wurde ihm die zurückweisende Bemerkung zu Theil: „Man pflegt mich sonst mit königliche Hoheit anzureden!“ Der Photograph stammelte verlegen einige Entschuldigungen, die aber von Seiten der Tochter der Frau Kronprinzessin mit den Worten unterbrochen wurden: „Das ist ja ganz gleichgiltig, mich können Sie anreden, wie Sie wollen, am liebsten höre ich es, wenn Sie „dicke Lotte“ sagen, so nennt mich mein Vater immer!“

* Um der wachsenden Noth um neue steuerbare Objekte in etwas abzuhelfen, empfehlen „Die Junggesellen der Berliner Wespen“ eine „Besteuerung des Familienglücks“. Danach würde eine Wiegen-Steuer, eine Steuer für den ersten Papa- oder Mama-Ruf, eine Höschen-Steuer rc. erhoben und mitunter gern entrichtet werden. Vom Spielwerk blieben übrigens die Bleisoldaten steuerfrei, da sie zur Volkserziehung beitragen.

* Detmold. Die Lehrer-Conduitenlisten lauten im Fürstenthum Lippe: 1. Liest der Lehrer Zeitungen und welche? 2. Welches sind seine Mitleser? 3. Welche ist seine sonstige Lektüre? 4. Trägt er einen Schnurrbart? 5. Wie kleidet er sich? 6. Besucht er Wirthshäuser und welche? 7. Gehört er Vereinen an und welchen? 8. Wie wählt er? 9. Besucht er die Kirche fleißig? 10. Kegelt er Sonntags? 11. Besucht er Missions-, Enthaltsamkeits-, Bibel- und andere Feste? 12. Trinkt er Bier, Branntwein?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Donnerstag, 20. Mai 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Rudolf Hellborn schloß die Augen und lag lange ruhig, stillen Gedanken hingegeben. Als er wieder aufblickte, sah er Melanie an seinem Bette sitzen und mechanisch stricken, aber die Augen fielen dem armen Mädchen beinahe zu.

„Geh' zu Bett, liebes Kind," sagte er zu ihr. „In Deinem Alter bedarf man des Schlafes. Allein da fällt mir eben bei, daß ich Dich ja verdrängt habe. Geh' hinauf und leg' Dich ins Gaststübchen!"

— „Ich werde mich auf das Sopha in der Wohnstube betten, lieber Onkel! Mama hat mir nichts wegen des Gaststübchens gesagt," entgegnete Melanie. „Und Sie bedürfen also nichts mehr? Ich soll nicht bei Ihnen wachen?"

„Nein, Kind, Du sollst Dich schlafen legen. Ich glaube wohl, daß Du auch auf dem Sopha ruhig schlafen wirst, arme Aschenbrödel!" sagte er. „In Deinem glücklichen Alter und mit einem guten Gewissen schläft man auch auf Kieselsteinen gut. Dank' Dir, Melanie; gute Nacht!" —

Am andern Morgen war Melanie als die erste im Hause munter und ihr erster Gang galt dem kranken Oheim, der noch schlief und heftig transpirirte. Als er erwachte, hatte sie ihm das Frühstück schon auf den Ofen gesetzt und Feuer in demselben angemacht; sein kleiner Koffer und Reisesack standen auf Stühlen dem Bette gegenüber, und ihre freundliche Frage nach seinem Befinden ergab einen beruhigenden Bescheid.

„Ich fühle mich etwas besser, Kind, aber es bedarf immer lange, bis ich mich von solch einem Anfall erhole," sagte er. „Ich werde mich nach der Stadt hinunter bringen und mir ein Stübchen miethen lassen, wo ich mich auskuriren kann.. Nein, nein, suche mir dies nicht auszureden, Melanie! Will der Frau Schwägerin nicht im Wege sein. Arme Schlucker von Verwandten sind allenthalben überlästig; man sieht am liebsten ihren Rücken. Ihr habt ja so ein Ding von Lakaien oder Livréebiener hier; der soll mir nach Tische einen Miethwagen aus der Stadt heraufbringen und ein Zimmer in einem bescheidenen Gasthofe bestellen! Wenn ich in meinen eigenen vier Pfählen bin, werd' ich mich am schnellsten erholen."

— „Unter Miethlingen, lieber Onkel?" fragte Melanie. „Warum bleiben Sie nicht hier? Ich muß mich recht dumm angestellt haben, weil Sie nicht mit mir zufrieden sind. Wenn ich etwas ungeschickt mache, bitte, so tadeln Sie es, aber bleiben Sie wenigstens hier!"

„Bei Dir blieb' ich schon gerne, Kind, aber Deine Mama und ich taugen nicht zusammen. Laß es gut sein, Kind! Dir bleib' ich immer dankbar verbunden. Aber ich bin ein mürrischer alter Mann und will meine eigene Weise haben. Bin ich für mich, so sollst Du mich oft besuchen, nicht wahr?"

Gegen Mittag kam die Majorin in einer einfachen, aber eleganten Toilette, um nach ihrem Gast zu sehen. Dieser war aufgestanden und saß in bescheidener schlichter Kleidung vor dem Ofen und machte sich heißes Wasser zum Trinken. Die Majorin war von der zuvorkommendsten Freundlichkeit gegen ihn, betheuerte ihm ihre Freude über sein gutes Aussehen und drang darauf, daß er ihr ins Wohnzimmer folgen solle, damit man Melanie's Stübchen in Ordnung bringe. Auf ihren Arm gestützt, schleppte er sich schmerzvoll und stöhnend hinüber und ließ es geschehen, daß sie ihn in einen behaglichen Fauteuil bettete. Sie setzte sich ihm gegenüber und begann zu plaudern.

„Sie wollen uns also im Ernst verlassen, Schwager?" hub sie an. „Sie fühlen sich nicht

behaglich bei uns und sind ohne Zweifel mehr Komfort gewöhnt, als mein anspruchsloses Haus Ihnen bieten kann. Man soll in Rußland sein Hauswesen weit behaglicher einzurichten wissen als bei uns!“

— „O ja, die Reichen umgeben sich dort mit dem raffinirtesten Luxus, aber ich bin nicht reich und komme nicht aus Rußland,“ versetzte er. „Ich lebte in den letzten sechzehn Jahren meist in der Moldau und Wallachei. Ich werde Ihnen ein andermal meine Lebensgeschichte erzählen, so weit Sie solche noch nicht kennen. Ich gehe aus einem andern Grunde, Schwägerin Sophie; ein armer, mürrischer, alter Verwandter paßt nicht in den vornehmen Kreis, worin Sie sich bewegen; ich will Ihnen ein Erröthen über mich ersparen, wenn elegante Besuche kommen. Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht, ich kenne die Menschen und halte keine allzu großen Stücke auf sie. Unsere künftigen Lebensbahnen gehen ja doch auseinander.“

„Aber Sie sprachen doch gestern von ihrer Unabhängigkeit.“

— „Unabhängig ist Jeder, der wenige Bedürfnisse hat, und mich hat das Leben nicht verwöhnt, Frau Schwägerin. Ich habe eine kleine Leibrente, etwa zweihundert Thaler jährlich, und ein kleines Vermögen, das gerade hinreichen wird, mir ein bescheidenes Häuschen für meinen eigenen Bedarf in der Nachbarschaft zu kaufen und ein zurückgezogenes stilles Leben darin zu führen!“

„Eine Rente von zweihundert Thalern! und damit glauben Sie hier leben zu können?“ rief die Majorin erstaunt. „Du lieber Himmel, Herr Schwager, sind Sie denn bei Troste? Es wird Ihnen doch nicht einfallen, Ihre Armuth hier vor Ihren einstigen Freunden und Bekannten zur Schau zu stellen und sich von denselben über die Achsel ansehen zu lassen?“

— „Bah, an solchen Leuten und ihrem Urtheil ist mir nichts gelegen, Schwägerin Sophie. Die Menschen überhaupt sind mir gleichgiltig, denn ich richte mich nicht nach ihnen. In meinem Alter bedarf man nur Ruhe und Stille. Der Verkehr mit der schönen Natur ist mein einziges Bedürfniß, und den habe ich hier. Mein Einkommen wird für meine bescheidenen Ansprüche genügen und allfällig kann ich ja mein bischen Vermögen vollends einbrocken, denn ich habe keine Erben. — Ah, das sind wohl Ihre Töchter, Schwägerin Sophie?“ setzte er hinzu, als zwei hübsche junge Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren, elegant gekleidet und frisirt, in das Zimmer traten und den Onkel etwas schüchtern und mit vornehmem Fremdthun begrüßten.

„Ja, meine Töchter Gisela und Valerie, lieber Schwager! Begrüßt den Oheim, liebe Kinder, und wünscht ihm Glück zu seiner Rettung! Finden Sie nicht, daß sie ihrem seligen Vater sehr ähnlich sehen?“

— „Hm, nicht sehr! Melanie sieht ihm ähnlicher. Er war nicht hübsch. Ihr gleicht mehr Eurer Mutter, Kinder, die noch immer Ansprüche machen darf,“ versetzte Onkel Rudolf. „Ihr seid weit hübscher als Melanie hier (denn diese war inzwischen auch ins Zimmer getreten) und erscheint neben ihr wie Prinzessinnen! Man möchte an das Märchen von der Aschenbrödel denken, nur fehlt noch der Prinz mit dem gläsernen Pantoffel,“ fuhr er fort und heftete einen kalten, forschenden Blick auf die geputzten Mädchen. Gisela war bleich und wohlgenährt, mit phlegmatischen stolzen großen Augen; Valerie war schlank und brünett, mit einem pikanten ausdrucksvollen Gesichtchen und lebhaften klugen Augen. Beide Mädchen hatten schon jene Sicherheit des Benehmens, die man Tournüre nennt und die an jungen Personen von diesem Alter ungeheuer verfrüht erscheint. Onkel Rudolf fand die beiden jungen Puppen nicht interessant genug, um ihnen weitere Aufmerksamkeit zu schenken, und Gisela setzte sich an's Fenster in die Epheulaube, um ihr Skizzenbuch vorzunehmen, während Valerie mit Melanie an das Klavier im anstoßenden Salon ging und unter der Leitung der letzteren ein Musikstück einübte.

„Das sind also die Kinder meines Bruders?“ sagte Rudolf; „aber Sie waren, wenn ich mich recht entsinne, zuvor verheirathet gewesen?“

— „So ist es; ich war Wittwe des Bankiers Rittershausen, Herr Schwager, der mir eine Tochter hinterließ. Selma ist nun dreiundzwanzig Jahre alt und Kammerfrau der Prinzessin Auguste, und in sehr angenehmen Verhältnissen.“

„Eine Domestike? und dies genügt Ihrem Selbstgefühle, Schwägerin?“

— „Gewiß, Herr Schwager! ich gratulire sogar mir und Selma zu dieser Stellung, die sehr viel Angenehmes für uns hat. Die Toiletten meiner Kinder z. B. sind lauter abgelegte Kleider der Prinzessin.“

„Allerdings eine sehr große Ehre!“ sagte Onkel Rudolf und warf höhnisch die Unterlippe auf. „Ah, ich hatte also Recht, sie mit Prinzessinnen zu vergleichen — Melanie ausgenommen, deren Kleider sehr abgelegt aussehen.“

— „Melanie verdient es nicht besser,“ erwiederte die Majorin mit einem geringschätzigen Achselzucken und blickte auf den Boden, wo sie mit der Spitze ihres schmalen Fußes der Zeichnung des Teppichmusters folgte. „Melanie ist ein verbittertes, undankbares Geschöpf, — träge, trotzig, widerspenstig, für keine noch so liebreiche Ermahnung oder Vorstellung zugänglich; boshaft sogar, wenn sie keine Entdeckung zu fürchten braucht, eine vollendete Heuchlerin! — Melanie ist für mich eine wahrhafte Ruthe.“

„Wirklich?“ sagte Onkel Rudolf erstaunt und fixirte seine Schwägerin scharf, die jedoch seinen Blick kalt und unbefangen erwiederte; „schau, schau, wie man sich täuschen kann! Ich hätte Melanie für das gutmüthigste, unbefangenste Wesen gehalten.“

— „Der Schein trügt oft, Herr Schwager!“

„Gewiß, Frau Schwägerin! Neunzehn Zwanzigstel der Menschen sind Lügner und Heuchler — Sie und ich und wir Alle dürfen uns nicht ausnehmen,“ sagte Rudolf herb. „Jeder von uns heuchelt, lügt und betrügt, so oft es die Umstände von ihm verlangen oder unsere Zwecke und Interessen es erfordern. Die Höflichkeit und Glätte unserer Manieren ist Heuchelei; ich heuchle vielleicht, indem ich Ihre Gastfreundschaft ablehne, wie Sie vielleicht heucheln, indem Sie mir dieselbe anbieten oder mir jetzt freundlich zulächeln, während Sie mich doch im Stillen tausend Meilen weit hinweg wünschen. Aber wir fühlen gar keine Gewissensbisse darüber, weil es der feine Ton so erheischt. Bah, wer darf heutzutage den Menschen trauen!“

Frau Sophie erwiederte auf diese Bemerkungen nichts. Ein Mensch, der nur zweihundert Thaler Leibrente hatte und sein kleines Vermögen vollends selbst aufzehren wollte, verlohnte der Mühe nicht, daß sie ihm noch sonderlich entgegenkam. Sie schützte häusliche Geschäfte vor und ging hinaus, den griesgrämigen Alten seinen eigenen Gedanken überlassend. Onkel Rudolf blieb auch einsilbig und verschlossen beim Mittagsbrod, und legte sich hernach auf's Bett, bis der Wagen kam, welcher ihn nach der Stadt bringen sollte. Gottlieb trug ihn auf den Armen in den Wagen, und nach einem kurzen Dank und einsilbigen Abschied fuhr er davon, zur nicht geringen Herzerleichterung der Majorin. Melanie fühlte sich verletzt und unglücklich, daß der finstere Oheim ihr nicht einmal einige Worte des Dankes gegönnt, und es hatte ihr tief ins Herz geschnitten, daß er von ihrem theuren Vater nichts Anderes zu sagen gewußt hatte, als daß er nicht hübsch gewesen sein soll.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

* (Die Raupen.) Das jetzt allerwärts leider zu häufig zu Tage kommende Versäumniß in der Vertilgung der Nestraupen, sowie das Ausfallen der zahlreich gelegten Ringelraupen- und Schwammraupeneier hat schon wieder an vielen Orten Gartenhecken und Gehöfte mit einer Raupenmenge übersäet, die beim Landwirth und Gärtner die ernstesten Besorgnisse erregt. Da tritt die Frage heran: wie ist die drohende Gefahr von unseren Obstbäumen und anderen Ernährungspflanzen abzuwenden? Man sieht mancherlei Mittel angewandt. Einige fegen die Raupen mit Besen von den Bäumen, Andere verbrennen das Geschmeiß mit Fackeln aus Stroh oder Lappen, die in Petroleum getaucht, und wieder Andere endlich schießen mit Sand oder losem Pulver in die Versammlungen des Ungeziefers. Alle diese Mittel sind der Reihe nach eins noch toller als das andere, und das allerverkehrteste ist das Schießen, weil es nicht nur, wie das Fackelfeuer Obst und Zweige verdirbt, sondern auch die Singvögel beunruhigt und verscheucht. Das beste, untrüglichste und wohlfeilste, ungefährlichste und die Nachbarn am wenigsten belästigende Mittel ist folgendes: 1/2 Pfd. schwarze Seife, 1/2 Pfd. Potasche (Soda) und 1/2 Pfd. schlechten Tabak oder Schnupftabak, oder statt des letzteren ein paar Handvoll frische Nußbaumblätter mit sechs Maß Wasser in einem Topf gehörig gesotten, dann umgerührt und nach dem Erkalten noch sechs Maß Wasser zugegossen und mit dieser Brühe die Raupen befeuchtet, tödtet dann diese sofort und schadet weder dem Baume noch seinen Blüthen oder Früchten. Das Befeuchten geschieht entweder mit Lappen oder Quasten von Schweinsborsten, die man an eine Stange befestigt, oder mittelst einer Spritze. Hat man einen Ueberfluß von der Sodabrühe, so düngt man auch Bäume und Boden durch das Bespritzen und vertreibt außer den Raupen auch Käfer, Wurmstichfliegen und anderes schädliches Ungeziefer von den Bäumen. Probatum est! Wer sich von der Wirkung überzeugen will, der mache die Brühe im Kleinen, befeuchte eine Partie Raupen damit und halte die Uhr in der Hand. In einer Minute ist keine der angefeuchteten Raupen mehr

am Leben. Das kleinste Spritzchen, das sie berührt, wird ihnen tödtlich. Das Raupenschießen ist nicht so wirksam und vertreibt die Singvögel. Den Baum, worauf ein Finkennest, braucht man gar nicht abzuraupen. Wo viele Ulmen stehen, sind die Raupen am häufigsten. Nußbäume aber halten sie ab.

Mannigfaltiges.

* Es ist hohe Zeit, daß sich in Amerika ein Ohrschutzverein bilde; denn der Schwindel des Bostoner Musikfestes wird, wie die „Belletristischen Blätter" mittheilen, wirklich zu Stande kommen. „Was als Spekulation eines Phantasten galt, ist von der ehrbarsten aller Städte genehmigt worden, und schon sind die Vorbereitungen in vollem Gange. Amerikanische Nationallieder sollen theils von 20,000 Schulkindern gekreischt, theils als Symphonie verarbeitet und unter Accompagnement von Glockengeläute und Kanonendonner, auf elektrischem Wege dirigirt, ausgeführt werden. Hundert Schmiede werden exercirt, um bei der Riesenexekution des Amboschors aus dem Troubadour mitzuwirken. Man könnte es für einen schrecklichen Traum halten, aber es ist schauerliche Wahrheit. Schon wird ein Amphitheater gebaut, welches 50,000 Personen fassen soll."

* Die Nordamerikaner haben ihre eigene Manier, sich Gemüthsbewegungen zu verschaffen. Schon vor einigen Jahren erzählte man von einer seltsamen Liebhaberei blasirter Leute, die darin bestehe, sich der Länge nach zwischen die beiden Geleise der Eisenbahnen hinzustrecken und den Zug über sich hinweggehen zu lassen, um dann unbeschadet aufzustehen und — frühstücken zu gehen. Auch jetzt wieder haben sich zwei Amerikaner in Folge einer Wette dieses „Vergnügen" bereitet. Sie legten sich auf den Strang zwischen die Geleise, ließen den Zug über sich hinwegbrausen und setzten sich dann hin, um ihren Brandy zu trinken, als sei nichts geschehen. Die Lokomotivführer in Amerika sollen hierin schon etwas so Alltägliches sehen, daß sie diesen Liebhabern ihr „Vergnügen" nicht stören und ohne jeden Versuch, zu bremsen, über sie dahinfahren.

Literarisches.

* Als Anfangs dieses Jahres die „Allgemeine Familien-Zeitung" auf dem Büchermarkte erschien, konnten wir nicht umhin, unseren Lesern dieses Journal zu empfehlen, und dasselbe als die außerordentlichste Erscheinung auf dem Gesammtgebiete des deutschen Journalwesens zu begrüßen, weil es durch den bei seinem enormen Umfange ganz unbegreiflich billigen Preis alles bisher Gebotene weit übertrifft (Preis pro Monatsheft von 8 Groß-Foliobogen = 192 Spalten nur 21 kr. rhein.) und durch seinen gediegenen Inhalt allen Anforderungen entspricht. Es gereicht uns nun zum Vergnügen, daß wir jetzt, nachdem 3 weitere Hefte erschienen sind, unser früheres Urtheil vollständig bestätigen können, indem die „Allgemeine Familien-Zeitung" das Versprechen, welches sie in ihrem Prospekte gab, die „Quintessenz" der ganzen heutigen Literatur in der faßlichsten und anregendsten Form darbieten zu wollen, bisher treu und gewissenhaft gehalten hat, wofür die seither erschienenen Hefte den Beweis liefern. Ein Blick z. B. in die vorliegenden 4 Hefte zeigt novellistische Beiträge aus den anerkannten Federn von Fr. Gerstäcker, Bernd v. Guseck, Max Ring, Balduin Möllhausen, Otfrid Mylius &c., denen sich die kulturhistorischen und naturwissenschaftlichen Aufsätze von W. Baer und Theodor Winkler, sowie die kleineren Noveletten und Humoresken von Ad. Benecke, Karl Neumann-Strela und Max Lindau würdig anschließen. Die „Chronik der Gegenwart" verfolgt mit kundigem Blick die Fortschritte auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, und die Illustrationen zeugen ebenso von gutem Geschmack in ihrer Auswahl und Zusammenstellung, wie sie in technischer Beziehung allen Ansprüchen Genüge leisten.

Daß sich daher die „Allgemeine Familien-Zeitung", wie wir erfahren, eines Erfolges erfreut, wie solcher in gleich kurzer Frist im deutschen Journalwesen bis heute noch nicht vorgekommen (3 Monate nach dem ersten Erscheinen beträgt die nicht blos fingirte, sondern thatsächliche Auflage 54,500 Exemplare), ist bei der Menge und Gediegenheit des Gebotenen nicht überraschend.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Samstag, 22. Mai 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

3.

Wochen vergingen, ohne daß die Majorin Hellborn wieder etwas von ihrem Schwager sah. Nur gerüchtweise war ihr zu Ohren gekommen, daß er nach seiner Wiedergenesung drunten in Ortheim ein kleines Häuschen in einem kleinen Garten am jenseitigen Ende der Stadt gekauft und bezogen habe. Es war ein unscheinbares Gärtnershaus, aber reizend gelegen, von Weinreben umrankt, mit einigen Blumenbeeten vor demselben und einem Obstgärtchen hinter demselben. Eine Rebenlaube in diesem, eine runde Bank unter einem riesigen Nußbaum, ein kleines Bienenhaus waren die einzigen Annehmlichkeiten desselben.

Am Sylvesterabend hatte der Onkel dem Gärtner und dem Lakai Gottlieb drunten in der Stadt begegnet und ihm eine Torte mitgegeben als Neujahrsgruß für seine Schwägerin, die ihm dann am folgenden Tage ihre und ihrer jüngeren Töchter Visitenkarten zugesandt, denn bei dem großen Kreis von Freunden und Bekannten unter den vornehmeren Familien der Provinzialstadt war sie natürlich außer Standes gewesen, ihm persönlich einen Neujahrsglückwunsch darzubringen. Ueberhaupt wäre er ohne jene Torte ihr sicher ganz aus dem Gedächtniß entschwunden gewesen.

Anders war es mit Melanie. Diese hatte Zeit genug, sich mit ihm zu beschäftigen und über die Vergangenheit von Onkel Rudolf und über die herben Lebenserfahrungen nachzugrübeln, welche einen Mann so sehr verbittert und sauertöpfig gemacht hatten, der ehedem ein solch fröhlicher Lebemann und trefflicher Gesellschafter, der heiterste und übermüthigste unter den Genußmenschen gewesen sein sollte. Irgend ein unbestimmbares instinktives Etwas zog sie zu dem Manne hin, obschon anderseits wieder manches in seinem Wesen sie fast unangenehm berührte. Die anzüglichen Bemerkungen und versteckten Sarkasmen, die er sich gegen ihre Stiefmutter erlaubt hatte, verursachten Melanie eine gewisse Schadenfreude, und dennoch wollte ihr der verschlossene Mann beinahe allzu herb und cynisch erscheinen, zumal wenn sie sich erinnerte, daß er unter vier Augen gegen sie weich und anerkennend gewesen war, aber trotzdem beim Abschied kein freundliches Wort, keinen liebreichen Blick des Dankes für sie gehabt hatte.

Einige Tage später erschien Onkel Rudolf ganz unerwartet auf der Weinau, um seine Schwägerin und Nichten zu einem Kaffee bei sich einzuladen. „Ich bin nun eingerichtet und kann Besuche empfangen," sagte er sarkastisch. „Werde freilich nicht erwarten dürfen, viele Leute da draußen auf dem Saume der Vorstadt bei mir zu sehen. Den Leuten wird der Weg im Allgemeinen zu weit, im Winter zu kothig, im Sommer zu staubig sein; aber anfangs dürfte die Neugier doch Einige hinauslocken und so sicher auch Sie, Schwägerin Sophie. Sie müssen doch in Ihren Cirkeln Bescheid geben können, wenn man es überhaupt für der Mühe werth erachten sollte, nach Ihrem Schwager zu fragen! Wenn Sie also morgen gerade nichts Besseres zu thun wissen, so kommen Sie, denn ich bin meinen Nichten noch die Weihnachtsbescheerung schuldig und morgen sind die Weihnachten der russischen Kirche. Ich habe den Christbaum schon aufgebaut."

Frau Hellborn hatte glücklicherweise kein anderes Engagement und so kam sie denn mit ihren beiden jüngeren Töchtern, und Melanie, deren Aufzug offenbar nicht aus den abgelegten Hüllen der Prinzessin gefertigt und zu bescheiden war, um sich neben den eleganten Toiletten ihrer

Schwestern sehen zu lassen, sollte nachfolgen, nachdem sie noch einige Einkäufe in der Stadt besorgt hatte. Ueber das Häuschen, welches Rudolph Hellborn bewohnte, rümpfte die Majorin auf den ersten Anblick die Nase, denn es war so unscheinbar und klein und nicht einmal getüncht, so daß es von den Bauern- und Winzerhäusern der Gegend nicht zu unterscheiden war. Gleichwohl aber war der Zaun sorglich ausgebessert, die Buchseinfassungen der Blumenbeete beschnitten, die niedrigen Fenster hell gescheuert und mit blüthenweißen Gardinen verhangen, und die nähere Betrachtung beim Eintreten verrieth allenthalben die ängstliche Reinlichkeit. Das Häuschen bestand nur aus einem Erdgeschoß und einem Dachstocke; ersteres enthielt eine kleine Küche, in welche man von der Hausthüre aus trat, und ein Wohnstübchen mit einem anstoßenden Alkoven und einem kleinen Nebenstübchen, alles niedrig und bescheiden. Aber die Wände waren mit hübschen neuen Papiertapeten beklebt, das Holzwerk roch noch nach dem neuen Anstrich, die einfachen Möbel waren behaglich und mit Geschmack aufgestellt. Unter dem Dache war noch ein kleines Stübchen, welches Onkel Rudolf sein Gastzimmer nannte, als er mit einem gewissen Selbstgefühl den vornehmen Gästen seine anspruchslose Häuslichkeit zeigte. Er lächelte ironisch, als ihm die Majorin Komplimente über seinen Geschmack machte, und sagte: „Na, wie man sich bettet, so liegt man, Frau Schwägerin! Ich bin mit meinem eigenen Heim zufrieden, und das ist die Hauptsache. Sehen Sie, hier sind meine Lieblinge, die Schriften der größten Geister aller Völker und Zeiten; der Verkehr mit ihnen und mit der Natur wird meine Zeit ausfüllen und meinen liebsten Umgang bilden. Ich bin ein Einsiedler aus Bedürfniß und Neigung und werde der sogenannten Gesellschaft ausweichen. So brauchen Sie denn nicht zu fürchten, Schwägerin Sophie, daß ich Ihnen droben auf der Weinau beschwerlich falle oder daß Sie sich des armen Verwandten schämen müssen, falls Sie ihn irgendwo treffen. Ta, ta, tah! suchen Sie mir dies nicht auszureden, Frau Schwägerin! ich fühle nur allzu gut, daß Ihnen meine Heimkehr unbequem ist und daß Sie mich gerne forthaben möchten; aber ich kann Ihnen diesen Gefallen nicht thun. Ortheim ist mein Geburtsort, die Wiege meiner Jugend, und hier will ich dereinst auch begraben werden!"

Onkel Rudolf machte die Honneurs seines Häuschens mit der Gewandtheit eines Weltmannes und der schlichten Einfachheit eines unabhängigen Mannes. Er gab sich herzlich und gutmüthig bei aller Wortkargheit, doch konnte er nicht unterlassen, bei jeder Gelegenheit einige satyrische Pfeile gegen seine Schwägerin zu schleudern, sei es nun, daß er seine eigene anspruchslose Häuslichkeit mit dem eleganten Landhause der Majorin verglich oder die feinen modischen Toiletten der Mutter und Töchter lobte, oder an Gisela und Valerie Fragen über ihre Bildung und Beschäftigung richtete. In der That, hätte er es eigens darauf angelegt gehabt, die Majorin durch die gezogenen Parallelen zwischen ihrer Lebensweise, die so sehr dem Schein und der Geselligkeit opferte, und seiner eigenen beschaulichen zu ärgern und zu demüthigen, er hätte es nicht besser zu erzielen vermocht, als durch diese Gegensätze, die er zur Geltung brachte. Mit Melanie wechselte er nur wenige Worte, die jedoch einfach, herzlich und ermuthigend waren. Melanien wollte es bedünken, als ob sein scharfes stechendes Auge bisweilen mit einem eigenthümlich forschenden Blick länger auf ihr haftete, wenn er sich unbeobachtet wähnte; allein wenn ihr Blick dann dem seinigen begegnete, erschien der Oheim ihr ganz unbefangen. Nur ein- oder zweimal sprach Onkel Rudolf von Melanien, und dann auf eine Weise, welche dem armen Mädchen die helle Gluth in die Wangen trieb, denn er stellte Vergleichungen zwischen ihrer schlichten, schüchternen, linkischen Erscheinung, ihrem Mangel an Schönheit und Grazie und der anmuthigen Beweglichkeit und Gewandtheit ihrer jüngern Schwestern an; aber Melanie wußte nicht daraus klug zu werden, ob darin ein Lob oder Tadel für sie liegen sollte.

Als die Dunkelheit eingebrochen war, ging Onkel Rudolf ins Nebenzimmer, um den Christbaum anzuzünden, stieß dann die Thüre auf und rief seine Gäste herbei. Unter dem Tannenbaum lagen und standen: eine silberne Sparbüchse mit einem Imperial darin als Lockvogel und Heckepfennig für die Majorin; ein eleganter Toilettenspiegel für Gisela; ein Opernglas und ein Fächer für Valerie; und ein hübsch gebundenes Exemplar der Erzählungen von Marie Nathusius für Melanie. Die Majorin biß sich auf die Lippen, bevor sie in überschwänglichen Worten dankte, denn sie fühlte deutlich die epigrammatischen Spitzen, welche in diesen Geschenken lagen; aber Rudolf lächelte ganz unbefangen und sagte nur zu Melanie: „Ich habe Dir keinen Tand gegeben, Kind, weil Du doch zu einfach bist, um

ihn zu würdigen. Ich gab Dir ein paar gute Bücher, denn diese sind die besten Freunde des Einsamen, der sie und ihren tröstlichen Geist am besten zu werthen weiß. Und man rühmte mir von diesen da ihren gemüthlichen Gehalt, ihren demüthigen Geist, ihre echt christliche Weisheit. Solche Bücher sind die besten!"

Bald nach dem Empfang der Geschenke kam Gottlieb, um die Herrschaft abzuholen, und brachte einen großen Korb mit, in welchem diese Angebinde natürlich ganz verschwunden wären; er hatte daher nur Gisela's Toilettenspiegel nach Hause zu tragen — die Andern trugen ihre erhaltenen Geschenke selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Schneidermeister Molin.

„Bursche! wo warst Du wieder so lange? Dich werde ich einstens um den Tod schicken!" grollte Meister Molin und versuchte des Jungen kurze Haare zu fassen, was jedoch an die Unmöglichkeit grenzte, denn der leichtfüßige Bote war schon längst der Thüre zugeeilt, um den weiteren Manipulationen Molin's zu entgehen. — „Was mir der Taugenichts für Aerger verursacht," brummte der Tailleur fort; „wenn ich ihn nur bis in die nächste Straße schicke, so bleibt er eine Stunde aus."

Der Bursche, welcher dem Meister Molin so viel Verdruß machte, hieß François, er war der Sohn eines minder bemittelten Müllers zu Ruffach im Elsaß und bereits achtzehn Jahre alt. Es wurde ihm oft schon bitter lästig, sich immer noch von dem Schneidermeister als Laufbursche benützt und obendrein ausgescholten zu sehen. — „Der Sache muß ich ein Ende machen," sagte eines Tages François zu seinem Herrn; „ich gehe meiner Wege und Sie wollen sich um einen neuen Packesel umsehen, ich bin Ihres albernen Zornes und ihrer unwürdigen Behandlung schon längst überdrüssig."

Diese ernsthafte ungewohnte Sprache machte den Schneidermeister stutzig; zum ersten Male erinnerte er sich, daß der Bursche bereits ein Alter erreicht habe, wo man sich die schlagfertigen Launen der Meister nicht mehr gefallen läßt, und Herr Molin zog bessere Saiten auf. Er sprach den jungen François frei, erkannte seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit und gewann ihn seit jener Zeit lieb. — Allein in dem lebenslustigen, heiteren François regte sich ein ganz anderer Sinn, als der eines Tailleurs; die Führung der Nadel wurde ihm lästig, er kam sich darin zu weibisch vor, während kräftiges Mannesblut in seinen Adern rollte. François dachte zum ersten Male an eine Aenderung seines Standes, — Gelegenheit war da, schnell faßte er eines Tages einen raschen Entschluß und vertauschte Scheere und Nadel mit dem Schwerte. — Der Gehilfe Molin's wurde Soldat.

* * *

Heiter lächelte das Tagesgestirn auf die fashionable Hauptstadt Frankreichs nieder und spiegelte sich freundlich in dem Glanze seiner Häusermassen. Der schönste Morgen lud die Bewohner von Paris in's Freie ein; in den zahllosen Gassen der Modestadt herrschte das regste Leben, die Gewölbe öffneten ihre reich sortirten Lager, die Cafés belebten sich mit Gästen, die Boulevards wimmelten von Beschäftigten, und vor seinem Gewölbe im Palais Royal stand der Schneidermeister Molin und dampfte eine Cigarre, während sich in seinem fetten Gesichte das innere Wohlbehagen abspiegelte, das seine Seele erfüllte. — Da näherte sich ihm ein Mann von großer Gestalt, in reichgestickter Uniform, den Generalshut auf dem Kopfe, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust.

„Guten Morgen, Meister Molin!" rief der Mann in Uniform und klopfte dem erstaunten Schneider auf die Schulter.

„I bitte — Euer Gnaden!" stotterte dieser verlegen.

„Ei! hat Dich der Reichthum stolz gemacht?" fragte lächelnd der Fremde.

„Aber, ich bitte, ich habe wirklich nicht die Ehre!"

„Was? Du wirst doch Deinen alten Freund noch kennen?"

„Verzeihung, Herr General, aber ich kenne Sie nicht."

„So?" sagte dieser und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Es sind schon vierundzwanzig Jahre, daß ich Dich nicht gesehen, doch hätte ich nicht geglaubt, daß diese Zeit mich so sehr verändert hat, um nicht einmal von Dir erkannt zu werden. Deinen alten François erkennst Du nicht mehr?"

„Mon Dieu! Sie sind es, Herr François?" rief freudig überrascht der Schneider, ließ die Cigarre aus den Händen fallen und drückte herzlich die dargebotene Rechte des Generals.

„Ja, ich bin François Joseph Lefèbre, nunmehr Herzog von Danzig und Marschall

von Frankreich, und da ich sehr bei Appetit bin, so werde ich gleich bei Dir frühstücken."

„O, mit Freuden, mein lieber Herr François, steht Ihnen Alles, was ich habe, zu Diensten. Wer hätte je gedacht, daß aus Ihnen ein so großer Herr werden wird!"

„Ich danke Dir für dieses Kompliment," erwiederte lächelnd der General; „doch komm, laß uns frühstücken und von früheren Zeiten sprechen."

Molin wußte sich vor Entzücken nicht zu fassen, er stellte den Marschall unter den größten Freudenbezeugungen der Familie und dem ganzen Hauspersonal vor, ließ eiligst Trüffelpastete und Wein von bester Sorte herbeibringen und trank unzählige Male auf die Gesundheit seines ehemaligen Zöglings, so, daß er, als der General ihn wieder verließ, sich für diesen Tag gänzlich zum Geschäft untauglich fühlte.

Mannigfaltiges.

* (Eine Studirende der Mathematik und Physik.) Es ist gar nichts Befremdendes mehr, wenn man hört, daß auf dieser oder jener Universität Damen sich dem Studium der Heilkunde widmen. Aber neu, wenigstens auf deutschen Universitäten, dürfte es sein, daß nun auch die strengen Wissenschaften von dem zarten Geschlechte ins Bereich ihrer Studien gezogen werden. So kam bei Beginn dieses Semesters eine junge Dame aus Rußland nach Heidelberg, um daselbst ihre Kenntnisse in der Mathematik und Physik zu erweitern, um dort mit mathematischen imaginären Größen sich zu beschäftigen und nicht nach Art ihrer Geschlechts-Genossinnen mit außermathematischen. Es war am 26. April, als die Russin an der Seite ihres Begleiters zuerst die Hörsäle betrat; etwas zaghaft setzte sie sich auf die letzte Bank und schien es nicht zu bemerken, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden sei. Sichtlich gespannt hörte sie dem Vortrage zu, schrieb das Wichtigste auf und zeichnete die vorgelegten Figuren nach. Doch war sie nicht die Einzige, welche zeichnete, wohl aber die Einzige, die abgezeichnet wurde. Ich selbst hatte einen Nachbar, der in seinem Hefte unter der Lehre vom Hebel die schöne Kollegin abkonterfeite. In den ersten Tagen wurde viel über sie gesprochen und auch über ihre äußere Erscheinung geurtheilt. Vielleicht fing auch Mancher an, nach den vollbrachten Beobachtungen Rechnungen anzustellen, ich weiß es nicht; das aber ist sicher, daß die Rechnungen gewiß zu einem falschen Resultate geführt hatten. Die interessante Mathematikerin ist nämlich verheirathet und ihr Begleiter ist nicht etwa ein interessanter „Onkel", sondern ihr Mann. Das hatte wohl Niemand erwartet, und zwar um so weniger, als die meisten Studenten ihr höchstens 17 Jahre gegeben hatten. Alle waren durch das frische, mädchenhafte Aussehen der Studentin irregeführt worden und hatten ihr beinahe ein Dezennium ihres Daseins genommen. Daß die junge, hübsche Frau auch Geschmack hat, beweist der Umstand, daß sie nicht den modernen Haartornister am Kopfe trägt.

* Ein Scherz, wie er kaum in einer Gesellschaft, welche ausschließlich aus Männern besteht, zu entschuldigen ist, fand in Berlin jüngst bei Gelegenheit eines Polterabends statt und hat die einzige Tochter einer sehr wohlhabenden Familie dem Grabe nahe gebracht. Ein Herr hatte einen Glacéhandschuh mit nassem Sande angefüllt, denselben oben zunähen lassen und ihn in den zum Kühlhalten des Weines bestimmten Eiskübel niedergelegt. Bei der Abendtafel reichte er während des Desserts den Handschuh unter dem Tisch seiner Nachbarin, ihr zuflüsternd: „Lassen Sie's unter dem Tisch stillschweigend weitergehen." Nachdem der Handschuh aus einer Hand in die andere gegangen war, gerieth er endlich auch in die eines jungen Mädchens, das soeben erst in der heitersten Laune mit seinem Nachbar angestoßen hatte. Die junge Dame stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Sie hatte geglaubt, eine Todtenhand in der ihrigen zu halten. Der Ohnmacht folgte ein hitziges Nervenfieber, und die sie behandelnden Aerzte haben den tiefbetrübten Eltern kaum Aussicht auf ihre Wiederherstellung machen können.

* Der „Montrose Standard" hat sich die Mühe gegeben, zu berechnen, wie viel Gold die Befreiung jedes einzelnen abessinischen Gefangenen gekostet hat. Zehn Millionen Pf. St. in einzelnen Sovereigns wiegen 78 Tonnen 12 Ctr. 39 Pfd. 8 Unzen; demnach käme auf jeden von den 60 Männern, Frauen und Kindern ein Goldhäuflein von 1 Tonne 6 Ctr. 23 Pfd. 1 Unze. Jeder Befreite ist demnach mit durchschnittlich seinem 20fachen Gewichte in Gold erlöst worden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 61. Dienstag, 25. Mai 1869.

Mutterahnung.

O Frühlingsmorgen voll Duft und voll Thau,
Voll Vogelgezwitscher und Himmelsblau,
Voll herziger Veilchen im schattigen Grün,
Voll süßer Verheißung, voll frohem Erblüh'n!

Was jauchzest mein Herz du so fröhlich drein?
Es kann dieser Frühling dein letzter sein;
Wenn wieder auf Erden er keimen will,
Wohl liegest du unter der Erden still.

Du bist eine Muschel gering und klein, —
Doch schließest vielleicht eine Perle du ein,
Und ruft sie an's Licht ein göttlicher Kuß,
Wer weiß, ob die Muschel nicht sterben muß?

Dein Wille geschehe mir allezeit recht
O Herr — gib nur Eines: die Perle sei ächt,
Sei heiligen Schimmers und niemals getrübt,
Vom Himmel begnadet, auf Erden geliebt!

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Die Majorin schied mit wiederholtem wortreichem Dank und der scheinbar herzlichsten Einladung an Onkel Rudolf, recht oft droben auf der Weinau einzusprechen. Und Onkel Rudolf mochte diese Einladung auch buchstäblich genommen haben, denn es verging fortan keine Woche, ohne daß er zwei- oder dreimal das Haus der Majorin besucht hätte. Er kam zu den verschiedensten Tageszeiten, sprach nur wenig und meist ironisch, sei es nun in Lob oder Tadel, allein mit seinen Verwandten oder vor deren Gästen, gebrauchte aber desto mehr seine hellblickenden scharfen Augen, denen nichts zu entgehen schien. Insbesondere hatte er einige häßliche Gewohnheiten, welche die Majorin unausstehlich fand: bald fragte er nach Melanie, wenn die Majorin sie der Gäste wegen entfernt hatte; bald legte er durch die scheinbar einfachsten Fragen Gisela's Beschränktheit oder die oberflächliche mangelhafte Schulbildung der beiden Mädchen blos, bald machte er vor Fremden der Schwägerin überschwängliche Komplimente über ihren bewunderns- werthen Takt und das Talent, bei den bescheidenen Einkünften aus dem kleinen Vermögen und der knappen Pension ein solch anständiges Haus zu machen und noch Ersparnisse zu erzielen. Die Majorin konnte dies am wenigsten ertragen, denn sie wollte für reich gelten, und sie sah, wie ihre Gäste so begierig auf derartige Anspielungen lauschten und dieselben nach dem Sinne deuteten, der dem sardonischen Komplimente zu Grunde lag. Sie hatte je länger desto mehr dem mürrischen alten Herrn zu verstehen gegeben, daß sie seine Besuche missen könnte; allein er hatte es anscheinend nie verstanden, und Schwägerin Sophie war eine allzu schlaue Frau, um dem alten Manne auf eine grobe Weise ihr Haus zu verbieten, denn sie wußte, daß er im „Casino" immerhin ein gewisses Ansehen genoß und mit einigen pensionirten Beamten und Offizieren umging, welche zur „Gesellschaft" gehörten. Nein, wenn sie einmal dem alten Brummbären und Spötter die Thüre wies, so mußte es unter Umständen geschehen, welche ihr anscheinend die volle Berechtigung hierzu gaben und das Odium eines Bruches ihm aufbürdeten; und auf eine derartige Gelegenheit hoffte die schlaue Frau zuversichtlich.

Eines Abends trat Onkel Rudolf ganz unbemerkt ins Haus auf der Weinau, als die Majorin gerade ihren momentanen Unmuth an Melanie ausließ, welche einer ziemlich starken Aufgabe an Näharbeit nicht gerecht geworden war.

„Du bist mir ordentlich zur Strafe auf der Welt, albernes, unnützes Geschöpf!" rief sie zorn-

glühend über Melanie hinein, die ganz verschüchtert am Fenster saß und still weinte. „Geh' mir aus den Augen, faule, träge Dirne! Ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen und Du wärest Gott weiß wo — meinethalben im Pfefferlande, denn ich kann Dich nicht mehr vor Augen sehen; Du mußt mir noch aus dem Hause, koste es, was es wolle, Du tückischer, fauler, unnützer Balg, der Du unser Brod umsonst issest!"

— „Gott verzeihe Ihnen diese Sünde!" sagte Melanie mit mühsam zurückgehaltener Entrüstung, stand rasch auf und schaute die Stiefmutter fest an mit zornfunkelnden Augen. „Niemand weiß besser als Sie, daß ich nicht träge und boshaft bin, obschon ich dies unter Ihrer Behandlung und Ihrem Beispiel hätte werden sollen. Niemand beklagt es mehr als ich, daß Sie mich nicht genug erlernen ließen, um mir selbst mein Brod verdienen zu können, als Gouvernante oder auch nur als Näherin, und doch ist dies Haus auch das meinige, denn es ist gekauft mit dem Vermögen meiner Mutter und wir leben alle von den Zinsen desselben, nicht von Ihrem Gelde!"

„Auch dies noch? die Schlange sticht sogar noch?" rief die Majorin und erhob die Hand gegen Melanie, die eilends nach der Thüre flüchtete, aber gerade dem Onkel Rudolf in die Hände lief, der ihre Hand erfaßte und vor dem nun die verfolgende Majorin zurückprallte.

— „Was gibt es denn hier?" fragte er mit einem so ruhigen Tone, als ob er gar nichts gehört habe. „Hat Melanie etwas verbrochen, Frau Schwägerin?"

„Oh, es ist nicht der erste Fall, daß ich mit diesem verstockten Geschöpf mich über alles Ertragen ärgere," versetzte die Majorin, sich mühsam bewältigend und in einem einschmeichelnden, ruhig-sein-sollenden Tone. „Es ist ein Geschöpf, über dem auch die kälteste und ruhigste Natur die Geduld verlieren kann. Denken Sie sich, Schwager, da überrasche ich die träge Dirne soeben, wie sie in einem alten Zeitungsblatte liest, anstatt an dieser Robe zu arbeiten, die heute noch fertig werden soll, weil Gisela sonst morgen am Palmsonntage nichts anzuziehen hat. Und doch hatte ich diesem boshaften Mädchen hier förmlich gute Worte gegeben, damit sie noch heute fertig werde!"

— „Hm, Trägheit und Eigensinn sind schon zwei häßliche Untugenden, aber Bosheit ist ein unverzeihliches Laster, das man in einem jungen Herzen je eher desto besser ausrotten muß," versetzte Onkel Rudolf im Tone unerbittlicher Strenge. „Was hast Du Dir denn zu Schulden kommen lassen, Melanie? Was hast Du auf diese Beschuldigung zu erwiedern? Sprich!"

„Ich hatte hier am Fenster gearbeitet, bis ich nichts mehr sah und den dunklen Zwirn auf dem dunklen Stoffe nicht mehr erkennen konnte und mich die Augen schmerzten," sagte Melanie ohne Thränen, in einer unverhohlenen Entrüstung. „Da bat ich Gisela, die dort in der Laube las, die Lampe zu holen, was sie höhnisch ablehnte, und nun nahm ich ein Papier, in welches ein Stück Futterzeug gewickelt war, und las darin, während ich etwas ruhte."

— „Dies hier, diese alte Nummer der Gartenlaube!" rief die Majorin mit Indignation und Ironie; „müßiges Zeug zu lesen, geht der verzogenen Person allerdings besser ein, als arbeiten. Kein Fetzen Papier fällt ihr in die Hände, ohne daß sie seinen Inhalt verschlinge!"

„Und was dann weiter?" fragte Rudolf seine Nichte, ohne auf die Schwägerin zu achten.

— „Darob kam Mama und schalt mich faul und verstockt, und drohte mich aus dem Hause zu werfen..."

„Das ist eine nichtswürdige Lüge, wie mir Gisela und Valerie bezeugen können!" fiel ihr die Majorin in das Wort.

— „Ist denn Melanie wirklich so träge und unlenksam und beschränkt, daß sie Ihnen Aerger und Mühe verursacht, Frau Schwägerin?" fragte Rudolf ruhig.

„Du lieber Himmel, Gott ist mein Zeuge, wie viel Aerger und Verdruß sie mir schon gemacht hat! Die Dirne ist noch der Nagel zu meinem Sarge!" sagte die Majorin wehklagend und sank in das Sopha, während sie sich ein Flacon mit Essigäther unter die Nase hielt. „Da hab' ich schon wieder meinen Herzkrampf. — Wollte Gott, sie ginge und ließe sich niemals mehr vor mir sehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Zweibrücken, im Mai. Nachstehender Brief, der in hiesiger Stadt an verschiedene Geistlichen beiderlei Konfessionen und an Private von einem herumziehenden Abenteuerer abgegeben wurde, bringen wir mit Erlaubniß eines der Empfänger unsern Lesern wörtlich zur Kenntniß; es verlohnt sich der Mühe, ihn zu veröffentlichen:

„Ehrfurchtsvoll erlaube ich mir Ihre Güte um eine Gefälligkeit zu beanspruchen, Verzeihen Sie daher gemäß Ihres edlen Herzen worüber ich in

Kentniß gesetzt bin, meine Dreistigkeit, die es wagt Ihnen Gütigs dieses Schreiben vorzulegen, —

Ew. Hochwohlgeboren!

vernehmt wie ich in Antwerpen durch einen Menschen betrogen geteuscht ins Unglück, nach Amerika gekommen, indem er mir Land und für ein Jahr Lebensmittel versprach. er sagte mir die Regierung dort bezahle vieles Geld um Leute aus Europa zu bekommen das Land zu bevölkern und zu bearbeiten, wenn ich Lust hätte hin zu machen er bezahle die Reisekosten bis an Ort und Stelle, ich war Zufrieden, er lößte also eine Karte für mich, führte mich auf ein Segelschiff welches nach verlauf von 2 Monate und 15 Tage mit mir im Seehafen Buonos-Airis anlangte, ich wollte ans Land steigen, doch bittere Teuschung, ich wurde von zwei Argantinische Offeziere in empfang genommen und auf ein groses Kriesschiff nach Parquei unter die Truppen von Argantina im Lager gegen Lobetz gebracht, man legte mich mit gewalt Millitairkleiter an, man gebot mich mit gewald zu unterschreiben zur Fahne Argantina, ich weigerte mich, und bedeuerte die grensenlose Teuschung und Betrug, doch der Offezier sprach, ob sie betrogen sind oder nicht, hier unterschreiben sie, ich sprach nein, unterschreiben kann ich nicht; im Sack de Campognio mit ihm donnerte der Offezier, hierauf wurde ich von sechs verbasterte Spanioner ergriffen und zwischen 4 Bagonetten auseinander gespannt, in der brennenden Mittagssonne, mit ausgespannten Armen und Beinen. Das Blut stockte mir in den Adern, kurz die Voltern in frühen Zeiten können wahrhaftig nicht so grausam gewesen sein. von unennbaren Schmerzen und Quahlen überwäldigt unterschrieb ich entlich, denn ich konnte die Tortur nicht mehr ertragen, jedoch der Allmächtige schenkte mir Kraft und Gelegenheit zu desertieren, ich desertierte bei der letzten Schlacht gegen Lobetz, ohne zu wissen welche Richtung ich einschlagen sollte, ob ich den wilden Indianer oder Parqueier, oder selbst die Truppen von Argantina in die Hände lief, auch konnte ich die Beude eines wilden Raubthieres werden, so lief ich 30 Tage durch Sümpfen Morästen, über Eskletten gefallnen Soldaten die noch in ihre Uniform zerissen zerfressen von wilden Bestien jener Wildniß dort kreuz und quehr lagen, oft hatte ich Tage lang nichts zu essen, vom unbeschreiblichen Hunger gequehlt riß ich Wurzeln aus der Erde und aß sie, — — bis ich entlich die Stadt Montovideo ereichte, und durch die Gesandschafft Hülfe bekam die Reise über das Meer zu bestreiten. Kummervoll habe ich die Reise bis hierher bestritten, Aber jetzt sind meine Reisemitteln aufgezehrt, — Arm und verlaßen von aller Wellt; mein Hemd ist so lange der Himmel weis nicht mehr gewaschen, mit Wehmuth muß ich es klagen es befindet sich Ungezieser darin, Die Verzweiflung kommt mir nahe wenn ich dran dencke, wie kalt und Gefühlos die Menschen sind,

O, mögen diese verhängnißvollen Zeilen ein Fünckchen des Mittleids in das Herz eines Christen wircken, möge der Humane Geist unsres Zeitalters, Ihnen Die Klagen eines Armen Deutschen Bruder in Jesu zu Herzen gehen laßen, Eingedenk seiner so Trostreichen Worte Die er einst den Menschenkinder so Dringend ans Herz legte — Was ihr einer der geringsten meiner Brüder thut, daß hab ihr mir gethan, und wer einen in meinen Namen aufnimmt der nimmt mich auf, verzeiht mir, mein vieles Schreiben, denn die schönste Tugend, ist die Tugend der Nächsten Liebe, Die Tugend des Mittgefühl,

Gott, Der weis es, ob ich empfinde, was mein naßes Auge spricht, Aber Herzen in der Rinde, sehen es und glaubens nicht, sonst würde sich wenigstens einer meiner erbarmen aus Liebe zu Dem, der das Schwere Kreuz den mühevollen Berg Kalwari hinauftrug, zum Wohle aller Menschen, ich wage es Daher nochmals, Heute, im Vertrauen auf Ihre gütigste Huld um verzeihung zu bitten wenn Ihre Wohlwollen langes Schreiben verdiesen sollte, Verzeiht mir um Christo willen Des gekreuzigsten, — Den von der höhe des Olimpus herabgestürz in Blutus Düstern Jsmuß getrieben, bis das mein Geist durch den Achron die lang ersehnte Ruhe entlich findet. —

In aller Pracht erhebt sich das leuchtende Tagesgestirn und verkündet mit seinem erwärmten Glanze, die unentliche Liebe und Güte des Schöpfers, aber in meiner Brust toben die Stürme der unseligen Vergangenheit, Vor meinen Augen seh ich nichts als grauenvolles Dunkel ziehen, die erschreckens Gestalten meines aufgeregten Geistes in steten wirren Durcheinander, keine Hülfe möglich, so fliehe denn hin schöner Lebens Traum fliehe hinab in das finstre Reich der Schatten, überwäldigt von meinem Empfindungen, zermalmt unter der Last der auf mich eintringenden Schlägen des Geschicks, wie vermag ich ein solges Leben noch langer fortführen, —

In der Ehrfurchtsvertrauungsvollsten und Unterthänigsten Hoffnung, auf Ihre Güte, um hohe Gnade von Jesus Christus der Sohn des Grosen

Gottes habe ich die Ehre mich Unterthänigst und Ehrfurchtsvoll zu unterzeignen

Wilhelm Plum.
Aus Haarburg an der Elbe
in Hanower."

Wie wir hören, wurde der Streuner bereits polizeilich abgewandelt.

Mannigfaltiges.

* Es war zu den Zeiten des weiland heiligen römischen Reichs, als ein kaiserlicher immatrikulirter öffentlicher Notarius in das Thor einer deutschen Stadt einfuhr, wo er von der Schildwache nach üblichem Brauch um seinen Namen befragt wurde. „Ich bin ein Notarius," — entgegnete der Reisende. — „Was für ein Ding?" — fragte der Soldat. — „Ein Notarius publicus." — „Alle Donner! was Sie sind, will ich wissen!" — „Ein Notarius publicus caesareus." — „Herr! drücken Sie sich deutlicher aus!" — „Ein Notarius publicus cæsareus immatriculatus." — Nun ward der Soldat unwillig, rief den wachthabenden Unteroffizier und sagte zu ihm: „Herr Korporal, da ist ein Mann, je länger ich ihn fragen thue, desto länger thut sein Name werden thun."

* Bei der Versammlung der Gerichte in Schottland darf kein Mitglied fehlen, ohne dem Präsidenten schriftlich die Gründe seines Ausbleibens angezeigt zu haben, die dann der Versammlung vorgelesen werden. Einst fehlte der Lord Nordfield und der Präsident bemerkte: daß er deßhalb nicht erscheinen könne, weil ihm seine Gemahlin gestorben sei. Einer aus der Versammlung, der mit einer sehr bösen Frau geplagt war, rief unwillkürlich aus: „Das ist die beste Entschuldigung, wollte Gott, ich hätte sie auch!"

* „Es ist nicht wahr, was die Aerzte sagen, daß ein Ei und ein Glas Wein einen Menschen vierundzwanzig Stunden erhalten können," sagte Einer, der aus dem Weinkeller taumelte; „ich habe 16 Eier gegessen und einige dreißig Gläser Wein getrunken und habe nun alle mögliche Mühe, mich nur einen Augenblick auf den Beinen zu erhalten."

* Ein Bediente hatte dem Freunde seines Herrn ein Geburtstagsgeschenk überbracht und verweilte auffallender Weise noch an der Thür, obschon er längst sich des Auftrages entledigt. Als der Beschenkte ihn fragte, oder er noch was wolle, antwortete er: „Ja; ick überlege eben, wat ick meinem Herrn sage, wenn er fragt, wat ich vor'n Trinkgeld jekricht habe!"

* „Wenn morgen schönes Wetter ist, sagte ein Herr zu seinem Diener, „so wecke mich um sieben, ist es schlecht, erst um neun Uhr!" Am andern Morgen weckte der Diener den Herrn um 6 Uhr mit den Worten, „Herr X, es is weder gutet noch schlechtet Wetter — ick weeß nu nich, ob ick Sie um sieben oder um neun wecken soll.

* Herr: „Aber Kutscher, das Pferd kann ja kaum mehr stehen, das wird unterwegs umfallen!" Kutscher: „Genirt nichts, Eu'r Gnaden, steigen's nur ein. Das is a ausgezeichnetes Pferd! Gestern hab' ich's erst um 10 Gulden kauft und heut hab i allein schon 15 Gulden damit verdient."

Gemeinnütziges.

* Unzerreißbare Schuhsohlen von Gummi, Sohle und Absatz aus Einem Stück gefertigt, welche auf die Brandsohle genäht und am Absatz mittelst kleiner Schrauben von der Innenseite des Stiefels aus befestigt werden, sind von Aubert Gérard und Komp. in Paris zu Markte gebracht und sehr empfohlen worden; bei nassem Wetter, auf der Jagd, auf Reisen rc. bewährt sich diese Fußbekleidung trefflich, denn sie schützt den Fuß vollkommen gegen Feuchtigkeit und macht einen ganz geräuschlosen unhörbaren Tritt.

* Einem amerikanischen Blatte zufolge können Fische zehn Tage oder länger ohne Wasser lebend erhalten werden, wenn man ihre Mäuler mit Brodkrumen anfüllt, die mit Branntwein angefeuchtet sind, und ein wenig von dieser Flüssigkeit ihrem Magen zuführt. In diesem erstarrten Zustande können sie behufs des Transports in Stroh verpackt werden. Legt man sie wieder in frisches Wasser, so werden sie nach einigen Stunden lebendig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Donnerstag, 27. Mai 1869.

Des Sängers Flucht und Rache.

(Eine Vogelballade.)

Es flog ein Fink in wirrer Hast
Am Baume auf und nieder,
Ein munt'rer Spatz saß auf dem Ast
Und putzte sein Gefieder.
„He, Herr College, sagte der,
Was flatterst du so bange?
Erzähle, setz' dich zu mir her
Und fürchte dich nicht lange;
Die Katze dir nicht schaden kann,
Der Hausherr hält sie ferne,
Er ist ein guter, braver Mann
Und hat uns wirklich gerne.
Doch solltest du, was ich nicht glaub',
Vielleicht noch Hunger haben,
So kannst du dort in jenem Laub
An Raupenbrut dich laben!"
„Nein, sprach der Fink, College, nein,
Ich suche nichts zu essen,
Ich übe nur das Fliegen ein,
Das hab' ich fast vergessen!"
„Das Fliegen, — ei, wie kommt denn das?
Du hast doch grade Glieder —
Gewiß, du treibst mit mir nur Spaß,
O thu' doch dies nicht wieder!"
„Nein, sprach der Andre, nein, bei Gott!
Wie würd' ich so mich quälen —
Fürwahr, ich treibe keinen Spott,

Ich sah im Herbst an einem Baum
Ein schwarzes Härlein hangen,
Ich blickt' es an und rührt' mich kaum,
Da war ich schon gefangen.
Rasch schlich ein böser Mann daher,
Ein schlimmer Vogelsänger —
Wie wurde mir das Herz so schwer,
Dem frohen, kleinen Sänger!
Er lachte über meine Pein
Und sperrte mich, den Armen,
In einem engen Käfig ein
Und hatte kein Erbarmen.
Nun kam er morgens an die Thür
Mit einem Futterkännchen;
Er trieb noch seinen Scherz mit mir
Und sagte: Ei, mein Männchen!
Ein Gläschen, wie ein Fingerhut,
Das füllt' er aus dem Kübel,
Ihm schmeckt' vielleicht das Wasser gut,
Mir aber ward es übel:
Die Körner, die der Mann mir gab,
Sie waren taub und trocken.
Und wenn ich Lust zum Fliegen fand
Und hob mich in die Höhe,
Dann stieß den Kopf ich an die Wand,
O Freund! das that mir wehe!
Und erst die dumpfe Luft, zumal
Im langen, trüben Winter —!
Ihr lebtet auch im Freien schmal
Doch tausendmal gesünder.
Ach! als des Frühlings gold'ner Blick
Erstrahlt' auf Flur und Auen,
Da hatt' ich nicht einmal das Glück
Den Himmel anzuschauen.
So flattert' ich im engen Haus
Viel lange, bange Tage,
Und preßt' sich mir ein Lied heraus,
Dann war's ein Lied der Klage.
Ich hoffte keine Freiheit mehr,
Verlangte nach dem Tode —
Da kam ein edler Mann daher,
Für mich, ein Himmelsbote.
Er sprach: „„O laßt im ganzen Land
Die Vöglein doch in Frieden,
Das Wurmgeschmeiß nimmt überhand,
Und frißt die schönsten Blüthen.
Erst, wenn ihr einst vergeblich sucht
Nach kühlem Baumesschatten,
Nach einer süßen würz'gen Frucht

Auf den entlaubten Matten, —
Dann wünschet ihr ein Thierlein her,
Das Eure Bäume sichtet,
Doch gibt es keine Vögel mehr,
Ihr habt sie ja vernichtet!
Drum laßt die Vöglein für und für
Im Aetherblau sich wiegen!'''
Er sprach's, erbrach die Kerkerthür
Und ließ — o Glück! — mich fliegen!"

So sagt der Fink und setzt sich fest —
Doch plötzlich er sich wandte,
Und stürmte in ein Raupennest
Und würgt' die ganze Bande.
Da rief der Spatz: ‚Halt ein sofort
Und säub're nicht mehr länger,
Denn jener ganze Garten dort
Gehört dem Vogelsänger!"
„Nein, sprach der Fink, von dieser Brut
Will ich den Mann befreien,
Er weiß vielleicht nicht was er thut,
Gott mög' es ihm verzeihen!"

(Palatina.)

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

— „Hm, da könnte geholfen werden, Frau Schwägerin," versetzte Rudolf sehr ernst und streng. „Meine alte taube Lene, die mir mein stattliches Hauswesen in Ordnung hält, ist kränklich. Ich brauche eine Art Wirthschafterin, die mir zugleich in meinem einsamen Heimwesen etwas Gesellschaft leistet. Geben Sie mir Melanie auf etliche Jahre in Zucht und Aufsicht, Schwägerin, und es soll ihr nichts geschenkt werden: ich werde sie arbeiten und rührig sein lehren und ihr den Eigensinn und die Bosheit vertreiben. Alle Wetter, ich mache nicht viel Federlesens mit ihr; darauf mögen Sie sich verlassen!" Und er warf Melanie einen solch strengen drohenden Blick zu, daß diese zusammenbebte und aller Trotz vollends aus ihrer Haltung verschwand.

„Mit Vergnügen gebe ich sie Ihnen, Schwager! Nehmen Sie sie noch heute Abend mit, je eher desto lieber!" rief die Majorin sichtlich erleichtert. „Ja fürwahr, wenn ich daran gedacht hätte, würde ich Ihnen Melanie schon längst angetragen haben und uns Beiden wäre geholfen gewesen. Dieser Starrkopf einer harten Zucht. Es ist Melanie's Pflicht, Sie zu verpflegen, denn Sie sind der einzige Blutsverwandte, den sie hat, — ihres Vaters einziger Bruder!"

— „Wird aber der Vormund nichts dagegen haben, Frau Schwägerin?"

„Mit nichten; durch das Testament meines seligen Gatten ist sie ganz allein unter meine Aufsicht gestellt und mit dem Vormund will ich die Sache schon abmachen!" sagte halb triumphirend die Majorin, welche sich von ihrem Herzkrampf rasch erholt zu haben schien.

— „Melanie, Du hast es gehört? Bist Du es zufrieden, mir zu folgen, auch ohne den Befehl Deiner Mutter?" fragte Rudolf die Schluchzende, die ganz gebrochen in einen Stuhl gesunken war. „Komm', laß uns gehen! Deine Mutter kann Dir morgen Deine paar Habseligkeiten nachsenden und mit dem Vormund werde ich selber reden. Gute Nacht, Schwägerin Sophie! Also abgemacht, Melanie bleibt bei mir!"

„So lange Sie wollen, Schwager! Ich will es Ihnen schriftlich geben!"

— „Darum eben möcht' ich gebeten haben! Komm', Melanie! Es wird schon Nacht!" sagte Rudolf. „Du mußt noch heute Abend mit mir gehen, Kind, und Deine Fehler abzulegen suchen. Es hängt von Dir ab, wie wir Beide mit einander auskommen. Hol' Deinen Hut und Deinen Mantel und geh' mit mir!"

Melanie war wie gebrochen, denn erst jetzt schien ihr der Abschied recht schwer zu werden. Die Beine wankten unter ihr, als sie an Onkel Rudolfs Arm nach Ortheim hinunter gingen, und als sie vor der Stadt über die Brücke kamen, da war dem armen Kinde zu Muthe, als sollt' es durch einen Sprung in die dunklen rauschenden Fluthen diesem armseligen Dasein ein Ende machen. Onkel Rudolf hüllte sich auf dem ganzen Wege in sein gewöhnliches einsilbiges Schweigen, und als Beide die Stadt hinter sich hatten und draußen auf dem Saum der Vorstadt das kleine Häuschen in der stürmischen Aprilnacht grau und dunkel und öde vor ihnen lag, hub Melanie auf's Neue zu schluchzen an. Vor dem Gartenthore blieb der Onkel stehen und wandte sich zu dem trostlosen Mädchen.

— „Komm', sei klug, mein Kind!" sprach er milder als seither und mit einem ruhigen Lächeln. „Tritt in Gottes Namen über diese Schwelle und füge Dich mit Demuth und Geduld in das Unabwendbare. Wer weiß, wozu es gut ist! Vielleicht findest Du bei näherer Bekanntschaft in mir keinen solchen Isegrimm, wie Du fürchtest! Das Schicksal führt Jeden von uns verschlungene Wege und die Schule des Lebens ist immer eine herbe und lehrreiche. Wir müssen

alle die Blüthen unseres Daseins unter den Dornen hervorsuchen!"

Und als er sie an der Hand in die dunklen Räume eingeführt und dazu halblaut gesagt hatte: „Mit Gott den Anfang!" — als die Lampe auf dem Tische brannte und den kleinen Raum behaglich erleuchtete, — da nahm Onkel Rudolf ihr Hut und Mantel ab, küßte sie auf die Stirne, drückte sie sanft in einen Stuhl, faßte ihre Hand und sagte mit ruhigem, eindringlichem Tone: „Was hinter Dir liegt, Kind, davon sei zwischen uns Beiden nicht mehr die Rede, denn mit diesem Schritt über meine Schwelle beginnt für Dich ein ganz neues Leben. Von Dir wird es abhängen, ob es heiter oder traurig, liebreich oder einsam ist. Du bist im Hause eines Junggesellen, der an ein hartes, arbeitsames Leben gewöhnt ist und der aus Dir eine Frau erziehen möchte, die keines Schutzes bedarf und unabhängig und selbstständig im Leben dastehen wird. Zeige nun, ob Du so viel Weibliches in Dir hast, um dieses harte, nüchterne Leben mit einigen Blumen der Freude zu durchflechten!"

Dann ging er hinaus und brachte den Samowar herein, den großen russischen Theekessel und bereitete den Thee, den er jeden Abend trank, stellte einen einfachen Imbiß auf den Tisch, machte in seiner schlichten, herzlichen, unaufdringlichen Weise den Wirth und plauderte unbefangen. Hierauf zeigte er Melanie seine paar Singvögel, seine Hyacinthen und Tulpen in Töpfen und seine kleine Bibliothek, deren Benützung er ihr gestattete und empfahl. Nach einiger Zeit nahm er den Handleuchter, zündete die Kerze an und führte seine Nichte die Treppe hinauf in das Gaststübchen, das Melanie zum ersten Male sah.

„Sieh, dies hier ist Dein Gelaß," sagte er lächelnd, als Melanie sich erstaunt in dem hübschen, einfach aber behaglich möblirten Zimmerchen umschaute. „Ich darf Dir's jetzt wohl gestehen, daß ich es Dir von Anfang an zugedacht und für Dich eingerichtet hatte, so gut ich konnte, denn es war von jeher mein Wunsch, Dich um mich zu haben. Ist Dir das Stübchen nicht hübsch genug, so mußt Du selbst Dir's wohnlicher machen. Du weißt, ich bin nicht reich und nur auf ein bescheidenes Einkommen beschränkt, kann also keine Gesellschaften geben. Du wirst deßhalb hier wenig Umgang haben und Deine Unterhaltung in nützlicher Thätigkeit, Deine Erholung bei Deinen Büchern und Blumen suchen. Hier habe ich Dir eine eigene kleine Bibliothek angelegt, lauter Bücher von gediegenem, lehrreichem Gehalte. Ich werde für alle Deine Bedürfnisse sorgen, und wenn ich Dir auch nicht solch' elegante Kleider und solchen Putz verschaffe, noch Dich mit den Leckereien füttere, welche Deine Schwestern haben, so soll Dir doch nichts Nothwendiges mangeln, damit Du an Leib und Seele gesund und frisch erhalten werdest. Selbst ein kleines Taschengeld soll Dir nicht fehlen, damit Du mit Geld umgehen lernest.

(Fortsetzung folgt.)

Die Naturgeschichte in der Volksschule.

(Aus dem Feuilleton des „Pf. Kur.")

Von der Sickinger Höhe, im Mai. Wenn es einestheils sehr ergötzlich ist, die verschiedenen höchst sonderbaren, oft haarsträubenden Meinungen und Urtheile zu vernehmen, die eben bei uns auf Veranlassung des auch im „Pfälz. Kurier" angezeigten Meteoritenfalles bei Krähenberg über Meteorsteine u. dgl. auf dem Lande und selbst in der Stadt laut werden, so ist es anderntheils äußerst bedauerlich, daß beim Volke so auffallend wenig naturhistorische Kenntnisse verbreitet sind. Wenn wir nun auch nicht der Meinung sind, daß das Volk mit den Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über Natur und Entstehungsweise der Meteoriten vertraut sein sollte, so ist es doch unsere feste Ueberzeugung, daß neben Lesen, und Schreiben und Rechnen der naturhistorische Unterricht die wichtigste Disziplin in der Volksschule sein müsse, mindestens eben so wichtig als z. B. der geographische Unterricht.

Die Natur ist unser Aller Ernährerin, die unerschöpfliche Spenderin reinster Freuden; der Landmann ringt ihr im Schweiße seines Angesichtes ihre Erzeugnisse ab, wobei sie ihm oft die erbittertsten Feinde entgegenstellt; der Gewerbtreibende und Fabrikant verarbeitet ihre Produkte; der Kaufmann sucht ihre Schätze in den fernsten Winkeln der Erde auf und versendet diese nach den entlegensten Ländern; dem Siechen bietet sie liebend die lindernden und heilenden Mittel; wir Alle verkehren tagtäglich mit der Natur und stehen in innigster, untrennbarster Verbindung mit ihr, und besonders auch unsere Hausfrauen können im Umgange mit den Kindern und beim Walten in der Küche tüchtige naturhistorische Kenntnisse tausendmal besser verwerthen als unverdaute französische oder englische Redensarten oder ein Uebermaß von religiösem Memorirstoff. Das Hühn-

lein, wenn es ein Samenkörnlein aufpickt, fragt freilich nicht darnach, von wannen dieses kommt; wenn aber die Hausfrau ihren Kindern etwa eine Reis- oder Sagosuppe vorsetzt, oder den Speisen durch allerlei Gewürze einen angenehmeren Geschmack gibt, sollte sie doch auch über diese Dinge Rede und Antwort stehen können, abgesehen von dem geistbildenden herzveredelnden Einflusse verständnißvoller Gespräche einer Mutter mit ihren Kindern über die überall und unausgesetzt dem Auge sich darbietenden Gegenstände der Natur.

Es ist darum nicht leicht begreiflich, wie es nur möglich war, den naturhistorischen Unterricht bisher in unverantwortlicher Weise zu vernachlässigen. In unseren Volksschulen geschieht für denselben rein gar nichts, weil er eben Licht verbreitet und deßhalb gewissen Leuten ein Dorn im Auge ist. Aber auch in anderen Unterrichtsanstalten geschieht viel zu wenig für diesen Unterrichtszweig. So ist beispielsweise, wenn wir recht unterrichtet sind, in unserem ganzen Gerichtsbezirk Zweibrücken die Gewerbschule in Zweibrücken die einzige Anstalt, in der den Naturwissenschaften der gebührende Rang eingeräumt ist; denn von den Präparandenanstalten ist in diesem Fach, im Hinblick auf die Leistungen der Seminarien in den Naturwissenschaften nichts zu erwarten.

Woher sollen aber bei solch beschränkter Unterrichtsgelegenheit die naturhistorischen Kenntnisse beim Volk den so unbedingt nothwendigen Eingang finden?

Hoffen wir und wirken wir, daß bei der Reorganisation unseres Schulwesens, die trotz allen widerstrebenden Einflüssen doch unabweisbares Bedürfniß ist, auch dem naturhistorischen Unterricht seine berechtigte Stellung nicht länger vorenthalten werde.

Mannigfaltiges.

* Man weiß, wie schwierig es ist, wenn einmal bei einer Vorstellung im Theater ein Alarm verbreitet ist, demselben ein Ende zu machen und Unglück zu verhüten. In einem Liverpooler Theater hörte man neulich den Ruf Feuer! — Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten bemächtigte sich des Publikums ein rathloser Schrecken, Jeder wollte hinaus und drängte nach den Thüren hin. In diesem Augenblicke trat einer der beliebtesten Künstler dieses Theaters auf die Bühne und richtete mit echt britischem Phlegma folgende Worte an die Menge: „Meine Herren und Damen, bleiben Sie in Gottes Namen auf Ihren Plätzen. Es hat für Sie gar keine Gefahr. Das Feuer ist bereits gelöscht, aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, so befindet sich oben über der Decke des Theaters ein Reservoir mit Wasser gefüllt, das groß genug ist, um, wenn nur ein Hahn davon aufgezogen wird, uns alle binnen drei Minuten zu ersäufen." Nach dieser Rede verbeugte er sich und verschwand; das Stück wurde dann ruhig bis zu Ende gespielt.

* (Gesichert.) Schaffner: „Bitte, meine Herren, die Billete!" — Reisender: „Ei, Himmelkreuzschockschwerenothsdonnerwetter, sollen mich doch gleich 10 Millionen Tonnen Teufel haarweiß fressen, wenn ich nicht gleich mein Billet finden kann! Ah, da ist's ja; nach Elberfeld!" — Mitreisender: „Aber, lieber Herr, wenn Sie so gar gotteslästerlich fluchen, kommen Sie mit Ihrem Billet sicher eher in die Hölle als nach Elberfeld. — Reisender: Das schad't gar nix: ich habe ein Retourbillet."

* Die englischen Blätter berichten von dem Klima, das durch den Suez-Kanal hervorgebracht worden sei. Der Grund, worauf Ismallia, eine Stadt von 6000 Einwohnern, jetzt steht, war vor wenigen Jahren eine Sandwüste. In jüngster Zeit hat sich das angeblich ganz geändert; durch Wiederbewässerung des alten Suezbeckens von Timsah sind überall Bäume, Sträucher und Gewächse der verschiedensten Art aus der Erde emporgeschossen. Gleichzeitig mit der Erscheinung der Vegetabilien hat sich das Klima stark verändert; vor zwei Jahren noch war Regen unbekannt, in den letzten zwölf Monaten fiel an vierzehn Tagen Regen, ganz vor Kurzem fiel ein solcher Schauer, daß es den alten Arabern, die solches nie gesehen, wie ein Phänomen vorkam.

Räthsel.

Ein Mädchen lieb' ich, seinen theuren Namen
Trägt manche uns'rer Pfälzer Damen.
Vertausch' den Kopf mit einem and'ren Zeichen,
Dann wurde ich verehrt einst unter Eichen.
Als Göttin prangt' ich in dem heil'gen Hain!
Wer mag mein Mädchen, wer die Göttin seyn?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Samstag, 29. Mai 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

„Nun ich Dir Deine Rechte geschildert, Melanie," fuhr Onkel Rudolf fort, „lerne nun auch Deine Pflichten kennen! Du weißt, mein Kind, daß ich ein einsamer, menschenscheuer Mann bin, den die Prüfungen und Kämpfe des Lebens hart, streng und bitter gemacht haben, und der Vielen mürrisch erscheinen mag. Ich habe meine üblen Launen und Verstimmungen, welche Du geduldig und nachsichtig ertragen lernen mußt. Ich bin unerbittlich streng in meinen Anforderungen an Andere, weil ich es auch gegen mich selbst bin. Beachtest Du dies und eiferst mir nach, so wirst Du Geduld, Demuth und Gehorsam lernen, diejenigen Tugenden, aus denen alle andern hervorwachsen! Du wirst mir die Haushaltung führen und für meine einfache Garderobe und die Deinige sorgen; die groben Arbeiten wird Dir meine alte Lene abnehmen und so wird Dir Zeit genug bleiben, Deinen Geist durch Wiederholung des Erlernten und neu zu erwerbende Kenntnisse, welche Dir noch mangeln, zu bereichern. Nicht ein gelehrtes Frauenzimmer will ich aus Dir machen, sondern eine praktische, tüchtige, umsichtige, sinnige, liebreiche und erfahrene Hausfrau, welche ganz für das bescheidene Lebensloos paßt, in welches die Vorsehung sie gesetzt hat. — So, nun kennst Du meine Absichten mit Dir, und es steht nun bei Dir und Deinem guten Willen und Verstande, ob Du sie erreichen willst, wozu der Himmel seinen Segen geben möge!"

Onkel Rudolf ging hinaus; er wollte Melanie seine eigene Bewegung nicht zeigen und seine Worte bei ihr nachwirken lassen. Und diese Worte waren fürwahr auf einen fruchtbaren Boden gefallen, denn die darin liegende liebreiche Sorgfalt und der sanfte, milde Ernst hatten die arme Waise tief gerührt. Es war so ganz anders gekommen, als sie erwartet, und sie hatte Vertrauen zu dem strengen alten Onkel gewonnen, sowie zu dem neuen Obdach, das ihr eine wirkliche Heimath zu werden versprach. Und als sie zu Bett ging, da drängte es sie, vor ihrem Lager niederzuknieen, um dem Himmel und dem alten Onkel zu danken, welcher sein bescheidenes Heimwesen mit ihr theilen wollte, und Onkel Rudolf das Unrecht abzubitten, das sie ihm im Geiste gethan hatte.

4.

Die Hoffnungen, welche Melanie auf dieses Zusammenleben mit ihrem Oheim gesetzt hatte, trogen denn auch nicht. Wohl hatte er auch rauhe Seiten seines Wesens, war wortkarg und in sich gekehrt, und zeigte manchmal, wenn seine körperlichen Leiden ihn heimsuchten, auch gar seltsame Launen und Verstimmungen. Aber die arme Waise gewöhnte sich bald daran, denn unter all diesen Wunderlichkeiten lag doch eine Unterströmung von Herzensgüte und inniger Theilnahme, und unter der etwas stacheligen Schale ein edler weicher Kern verborgen, der allerdings für den gewöhnlichen Beobachter nicht sehr augenfällig an die Erscheinung trat. Onkel Rudolf war einer von jenen Menschen, die nicht gerne weich und gerührt erscheinen; je mehr er sich innerlich erwärmt und ergriffen fühlte, desto geflissentlicher verbarg er es. Wenn auch im Allgemeinen schweigsam und verschlossen und nicht selten reizbar, so war er doch niemals hart oder barsch gegen Melanie, und sprach niemals so spöttisch oder sarkastisch mit ihr, wie er die Majorin behandelt hatte, und bei den immer seltener werdenden Begegnungen noch immer behandelte. Und war er je einmal in Wort und Benehmen unwirsch und ungeduldig gegen seine Nichte, wenn sie durch Fragen über alltägliche Dinge oder wirth-

schaftliche Angelegenheiten ihn unliebsam störte, so suchte er diesen unangenehmen Eindruck hernach durch um so größere Herzensgüte bei Melanie wieder zu verwischen. Die junge Waise hatte binnen Kurzem sich ganz in ihn schicken gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß Onkel Rudolf es väterlich treu und gut mit ihr meinte.

Rudolf Hellborn war auch kein gewöhnlicher Mensch, wie Melanie bald bemerkte. Während er einerseits darauf drang, daß sich seine Mündel alle praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten erwarb, welche einer tüchtigen Hausfrau unerläßlich sind, und ihr in denselben den besten Unterricht verschaffte, suchte er ihren Geist durch die Lektüre der Klassiker aller Zeiten anzuregen, die sie mit einander lasen, und die er ihr gleichsam erläuterte und auf deren Schönheiten er sie hinwies. Welch' eine Fülle von Kenntnissen und Belesenheit und praktischem Verstande lag ungeahnt in diesem schlichten, unscheinbaren, anspruchslosen, wortkargen Geiste! Wie anregend wußte er über das Gelesene zu sprechen und es in Beziehung zum täglichen Leben zu setzen und eine Nutzanwendung davon auf Inneres und Aeußeres zu machen. Binnen weniger Monate kam Melanie sich wie eine ganz andere vor; eine neue Welt war vor ihr aufgegangen, eine unendlich reiche, reizende, schöne geistige Welt, und sie verglich oft ihr früheres Leben in Gedanken mit dem Dasein einer Raupe oder Puppe, das sie nun abgestreift, um sich wie auf Schmetterlingsschwingen frei im sonnenlichten Aether zu schwingen und von Blüthe zu Blüthe zu flattern. Der Frühling hatte den Oheim veranlaßt, das kleine Häuschen auch von außen zu verschönern; es war frisch getüncht und bemalt und mit Rebenspalieren umgeben worden. Die Blumenbeete waren neu hergerichtet und bepflanzt, der kleine Obstgarten neu angelegt, das Bienenhaus wieder bevölkert worden, und der Oheim unterwies sie durch Wort und Beispiel in diesen seinen wohlfeilen Liebhabereien, und erschloß hierdurch und auf den täglichen Spaziergängen in Feld und Wald in Melanie einen neuen sechsten Sinn: den für die Natur und ihre Schönheiten, welcher dem Leben des denkenden fühlenden Menschen solch' zahllose Genüsse verschafft.

Eines Tages, als Melanie nach Hause kam, stand ein hübsches neues Pianino im Wohnzimmer und Onkel Rudolf zeigte es ihr lächelnd, wies auf einen Stoß Musikalien und sagte: „Das ist für kommenden Winter, Kind, wo wir viel ins Haus gebannt sein werden. Ich liebe klassische Musik, und da Du Talent für Musik hast, soll es mich nicht gereuen, Dir noch Unterricht darin ertheilen zu lassen, wenn Du Lust hast!" — Melanie war hievon innig gerührt und übte sich mit größtem Eifer, aber ihr ehemaliger Unterricht war nicht weit genug gediehen, um ihr Talent auszubilden, und so nahm sie dankbar des Oheims Anerbieten an und erhielt den Unterricht des besten Lehrers, welcher zu haben war.

Allein im Gegensatz zu diesem geistig so genußreichen Leben war das physische ein höchst frugales und anspruchsloses, denn der Oheim beschränkte sich in Kleidung, Nahrung und den gemeinen Genüssen des Lebens auf das Allereinfachste und unentbehrlich Nothwendigste. Er hatte nur wenig Umgang und sah seine Freunde beinahe nur im „Casino", das er täglich besuchte, wenn seine Gesundheit es erlaubte. Die Familie seiner Schwägerin droben auf Weinau zu besuchen, fiel ihm nicht mehr ein, und auch Melanie sprach droben nur selten vor, obschon der Onkel ihr hierin keinen Zwang anlegte; denn sie fühlte sich droben im Hause ihres Vaters nicht mehr behaglich. Ihr war, als würde sie von Mama und den Schwestern nicht mehr verstanden und verstünde sie nicht mehr, und es verdroß sie, daß Mama sie immer über das Vermögen, die Lebensweise, den Charakter und die Vergangenheit des Onkels aushorchen wollte, der über die letztere stets ein hartnäckiges Stillschweigen auch gegen Melanie beobachtete. Auch wähnte diese zu bemerken, daß Mama und Gisela sie immer mit einer Art staunenden Neides betrachteten und ihr Komplimente über ihr gutes Aussehen und hübsche Toilette machten, die bei der größten Bescheidenheit immer geschmackvoll und kleidsam war. Melanie empfand, daß jeder Besuch auf Weinau ihr etwas von der Ruhe und dem innern Frieden raubte, welche sie seither so wohlthuend gefunden hatte.

Der Spätherbst war da, die Tage wieder kürzer geworden, im Gärtchen blühten die letzten Astern und Georginen und der große Birnbaum zeigte schon goldgelbes Laub, welches von Tag zu Tag dünner auf den Zweigen ward und dichter am Boden lag. Melanie saß an einem warmen Nachmittag in der Rebenlaube, die sich ebenfalls zu entblättern begann, und strickte in Onkels Winterstrümpfe die besten dankbarsten Wünsche für sein Wohlergehen hinein, und war etwas aufgeregt durch Selbstvorwürfe, die sie sich über den Undank machte, daß sie sich zuweilen recht einsam

und langweilig fühlte, so ohne allen Umgang; denn der Mensch ist ja geschaffen, um mit Andern zu leben, und ohne Verkehr mit Altersgenossen ist die Jugend ihrer schönsten Weihe bar. Aus diesen Gedanken schreckte sie der Klang der Glocke an der Gartenthüre, und als sie hinübereilte, um dieselbe zu öffnen, stand davor ein fremdartig aussehender junger Herr von etwa 24 Jahren, einen Reisepelz auf dem Arme und hinter ihm ein Lastträger mit Koffer und Reise-Effekten.

„Wohnt hier ein Herr Rudolf Hellborn und ist er zu sprechen?" fragte der Fremde mit ausländischem weichem Accente.

— „Zu dienen, mein Herr; der Genannte wohnt hier, ist jedoch augenblicklich ausgegangen," erwiederte Melanie. „Da er aber gewöhnlich vor Einbruch der Dämmerung nach Hause kehrt, so darf ich Sie vielleicht zum Eintreten einladen, um ihn zu erwarten!"

(Fortsetzung folgt.)

⁑ Wie viel Uhr ist's?

Dies ist eine Frage, die man noch öfter hört als die auch nicht seltene: Was gibt's morgen für Wetter? — In Zweibrücken ist erstere Frage schon zu beantworten, da hier eine Normal-Uhr fehlt und die Bewohner der verschiedenen Stadttheile die Zeit nach ihrer nächsten großen Uhr rechnen, die vier vorhandenen großen Uhren aber manchmal nicht wenig differiren. Die Bewohner der Ernstweiler und neuen Vorstadt rechnen größtentheils nach der Bahnuhr, — die Unterstadt meistens nach der Thurmuhr auf der Karlskirche; weiter oben und in der Ixheimer sowie Contwiger Vorstadt rechnet man nach der obern Kirchenuhr, und endlich gibt die Uhr in der Gefangenanstalt den nahe daran gelegenen Wohnungen die Zeit an. Nun gehen zwar die zwei Kirchenuhren, namentlich seitdem Meister Lieser die obere gründlich reparirt hat, so zusammen, daß nur das nöthige Intervall beobachtet ist, damit beide nicht gleichzeitig schlagen, was Verwirrung erzeugen könnte. Die Bahnuhr aber geht häufig 10 ja 15 Minuten nach den Kirchenuhren, und die Gefängnißuhr geht bald vor, bald nach. — Nach welcher Uhr muß man sich nun richten, wenn man vor Amt oder Gericht zu erscheinen hat? — So ziemlich allgemein wird die Thurmuhr der Alexanderskirche als Normal-Uhr angesehen, darum auch Stadtuhr genannt. Dennoch fehlt eine obrigkeitliche Bestimmung hierüber; nur beim Militär ist sie als Normal-Uhr förmlich anerkannt. Natürlich haben aber die Gerichte und Aemter gebührende Nachsicht gegen fremde und gegen Bewohner entlegener Stadttheile, so daß nichts auf die Minute vorgenommen oder gar eine Verlustigung oder Strafe ausgesprochen wird. Am schönsten wäre es, wenn an der Hauptfronte des Justizgebäudes eine recht vollkommen gute Uhr mit helltönenden Schlagglocken angebracht und diese als öffentlicher Zeitmesser erklärt würde; wer findet aber einen Raum an dieser Fronte, wo eine solche Uhr schicklich und ohne Alterirung des Gebäudes anzubringen wäre? — Darum allein muß schon dieser Gedanke aufgegeben worden, abgesehen selbst vom Kostenpunkte. — Wie ist denn aber zu helfen? — Antwort: Sehr einfach damit, daß man alle öffentlichen Uhren ganz genau nach der Bahnuhr richtet, dann ist die am Eingang aufgestellte Frage leicht zu beantworten, und die mit der Bahn ankommenden Reisenden brauchen nicht erst zu fragen, wie viel Uhr es hier ist, denn es ist gerade so viel als in Ludwigshafen oder Kaiserslautern, wo sie ihre Uhren gerichtet haben. Die Gewohnheit, die Stadtuhren vorzurichten, hat im Grunde gar keinen Zweck, denn wenn Jedermann weiß, daß diese Uhren vorgehen, so kömmt er ebenso leicht in den Fall, einen Bahnzug zu verfehlen, als wenn alle Uhren mit der Bahnuhr gehen. Jedenfalls aber scheint es ganz nöthig, wenn die bisherige Gewohnheit beibehalten wird, daß eine der hiesigen Uhren (am natürlichsten die dem Markte, Rathhause, der Kaserne und dem Justizgebäude zunächst gelegene) als Normal-Uhr für alle öffentlichen Geschäfte, namentlich auch für den Schulbesuch, die Marktzeit 2c. erklärt und dieses öffentlich bekannt gemacht werde; dann müssen auch — was jetzt nicht immer der Fall ist — die Gerichtsuhren nach der Normal-Uhr gerichtet werden.

Mannigfaltiges.

* Die „Leipziger Nachrichten" erzählen aus Leipzig: „Kürzlich erfuhren wir einen so hübschen Beweis von Bruderliebe, daß wir es uns nicht versagen können, denselben in weitern Kreisen bekannt zu machen. Ein hübscher, gesund aussehender junger Mann trug einen Respirator. Von seinen Bekannten ganz verwundert gefragt, ob er krank sei, antwortete er: „„Nein, mir fehlt

nichts; aber meine Schwester muß auf Verordnung des Arztes einen Respirator tragen, und da sie allein mit einem solchen versehen in Gesellschaft auszugehen sich genirt, trage ich ihr zu Liebe ebenfalls einen."" Diese Antwort erregte allgemeinen Beifall und die Augen der anwesenden Damen ruhten wärmer auf dem aufopfernden Bruder, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde."

* Ein Dichter verfertigte ein Lobgedicht auf den Kaiser August und überreichte es ihm in der Hoffnung, ein ansehnliches Geschenk dafür zu erhalten. Statt dessen aber machte der Kaiser ein Sinngedicht und schenkte das dem Dichter. Dieser hatte es kaum gelesen, als er in die Tasche griff und eine unbedeutende Silbermünze herausholte, welche er dem August überreichte, indem er ausrief: „Ich bedauere herzlich, daß ich zu arm bin, um Ew. Majestät würdiger belohnen zu können.

* (Die Rechnung eines Schäfers.) Ein Schäfer hatte das Rindvieh eines Herrn v. G. — bei L. — von der Rindviehseuche glücklich kurirt. Als er ihm hierauf die Rechnung machen mußte, so schrieb er sie mit folgenden Worten: „Für das hochadelige Rindvieh zu kuriren u. s. w."

* Was lesen Sie denn da so eifrig, meine Schöne?" fragte ein Stutzer ein böhmisches Mädchen. — Sie: Les' ich da prächtige Historie von zwei Verliebte. — Er: Also einen Roman! Wer hat ihn denn geschrieben? — Sie: Ale gehen Sie! wollen's mi foppen? Is e nit geschrieben, is e gedruckt.

* Hauptmann: „Warum wechselst Du Dein Hemd nicht, Schmuddelig?" — Soldat: „Ich habe nur ein Dutzend, muß sie aber alle auf einmal tragen!" — Hauptmann: „Wie so?" — Soldat: „Ja sehn Sie, Herr Hauptmann, ich habe eigentlich nur das eine hier, das ich anhabe, aber es ist mit den andern elf geflickt!"

* Eine Dame von ziemlich vorgerückten Jahren, aber dessenungeachtet nicht häßlich, wurde von einem galanten Herrn gefragt, wie sie heiße. — „Rosine," antwortete sie. — „Ach," entgegnete hierauf der Herr, „hätte ich Sie doch schon als Weintraube gekannt!"

* Das Ueberhandnehmen des Tabackrauchens veranlaßte eine Dame, ihrem dampfenden Neffen vorzustellen, wie diese Gewohnheit sehr tadelnswerth und besonders die Cigarren schädlich seien und das Leben verkürzten. Der Neffe wies, sich entschuldigend, auf seinen Onkel hin, „daß der schon siebzig Jahre alt geworden, gesund wie ein Fisch wäre und doch den ganzen Tag die Pfeife und Cigarre nicht ausgehen lasse." — Die Tante schnitt diese Entschuldigung aber mit der Bemerkung ab: „Der Onkel wäre vielleicht schon achtzig, wenn er nicht rauchte."

* Ein Lehrer, welcher seine Schüler in Naturgeschichte examinirte, fragte einen Knaben: „Wozu, lieber Ernst, gehört der Häring?" — „Zu den Kartoffeln!" antwortete derselbe schnell.

* (Eine seltene Stadt). Unsere Nachbarstadt Landsberg (so schreibt der Tilsiter „Bürger und Bauernfreund") hat eine Berühmtheit, von der man im großen Vaterlande gewiß keine Ahnung hat. Niemand in der ganzen Stadt hat nämlich einen Orden.

Wunderbare wahre Geschichte,

welche sich zugetragen.

Ein hungeriger Spatz jüngst flog
Zu einem Brodstand hin und zog
Mit seinem Schnabel kühn und keck
Für einen Kreuzer Mundbrod weg,
Und eilt, den Raub im Schnabel fest,
Schnell fort zu seiner Jungen Nest.
D'rob kommt der Bäcker wuthentbrannt
Mit einem Stecken in der Hand
Und schimpft, und — schaut dem Spatzen nach,
Der hoch schon oben auf dem Dach
Sich seiner netten Beute freut.
Da kam des Wegs g'rad' Meister Veit
Und sieht des Nachbars Zorn und spricht:
„Erzürnet Euch, mein Lieber, nicht,
„Was jener hat, kommt nimmermehr
„Zurück, doch eine gute Lehr'
„Mög' für Euch dieser Unfall sein!
„Backt fürderhin nicht mehr so klein
„Die Kreuzer-Wecken, dann bestimmt
„Kein Spatz sie Euch vom Laden nimmt."

Auflösung des Räthsels in № 62:
Bertha — Hertha.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Dienstag, 1. Juni **1869.**

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Der Fremde folgte Melanie und nahm im Wohnzimmer Platz, wo er sich ihr als einen Herrn Alexis Grabow aus St. Petersburg vorstellte und seine ausdrucksvollen dunklen Augen nicht mehr von ihrem lieblichen frischen Gesichte verwandte. Seine Züge hatten etwas Orientalisches in ihrem Schnitt, ein zierlicher dunkler Bart und ein reiches Lockenhaar liehen seinem Gesichte einen gewinnenden Ausdruck und sein Benehmen zeigte die Glätte eines gewandten Weltmannes. Er plauderte unbefangen und ohne Zudringlichkeit mit Melanie und richtete eine Menge Fragen über den Oheim und sein Leben an sie, die ein tieferes Interesse verriethen. Zwischen hinein ließ er auch einige Aeußerungen über seine Reise fallen oder sprach von Petersburg, das ihm der Inbegriff alles Schönen und Großartigen war, und von Paris und London, welche die nächsten Ziele seiner Reise waren. Als Onkel Rudolf ins Zimmer trat und Alexis sich aus dem Sopha erhob und ihm entgegeneilte, flog ein finsterer tadelnder Ausdruck über das betroffene Gesicht des Oheims, und er biß sich auf die schmale Lippe und warf einen unruhigen Seitenblick auf seine Nichte. Dann aber sprachen Beide lange und angelegentlich in einer fremden Sprache mit einander, Alexis einschmeichelnd, bittend — Onkel Rudolf abweisend, oft streng. Erst als Melanie den Samowar hereinbrachte und den Thee braute, redeten die beiden Männer wieder Deutsch und Onkel Rudolf theilte nun seiner Nichte mit, daß Alexis Grabow voraussichtlich einige Zeit in Ortheim bleiben und als Volontär in der großen Maschinenfabrik einer Aktiengesellschaft arbeiten werde, welche drunten am Flusse lag.

Gegen 9 Uhr ging Alexis hinweg und der Oheim begleitete ihn bis in die Stadt, war aber nach der Heimkehr nicht zum Plaudern oder Lesen aufgelegt, sondern setzte sich abseits in seinen Lehnstuhl und blickte gedankenvoll in die Wölkchen seiner Tabakspfeife. Melanie wagte nicht, eine Frage nach dem Gaste an den Oheim zu richten, welcher dies nicht liebte. Vorerst interessirte sie der Fremde auch noch nicht, obwohl sie sich gestehen mußte, daß er etwas Freundliches, Gewinnendes und Einschmeichelndes an sich hatte, und viel zu elegant und gebildet [illegible], als daß sie sich ihn als Maschinenarbeiter hätte denken mögen. Von jetzt an kam Alexis gewöhnlich jeden Sonntag zu Tische und wohl auch ein- oder zweimal Abends zum Thee und brachte eine angenehme Abwechslung in dieses eintönige Leben des kleinen Häuschens. Gewöhnlich unterhielten der Oheim und Alexis sich dann anfangs lange in russischer Sprache, bevor sie Melanie ins Gespräch zogen; hierauf ward gelesen, musizirt, gesungen und Alexis erwies sich als gewandter Musiker und angenehmer Gesellschafter. Ja, es wollte Melanie oft bedünken, als ob sein dunkles Auge heimlich glühend sich auf sie hefte, so oft er sich vom Onkel unbeachtet wähnte, und sie ward beim Vorlesen mehrmals unwillkürlich beklommen und verlor den Faden.

Onkel Rudolf bemerkte dies eines Abends und von da an leuchtete er immer selbst Alexis bei seinem Weggehen hinaus. Und einstmals, als er bemerkte, wie Alexis seine Nichte besonders lange angeblickt und den Versuch gemacht hatte, ihr verstohlen die Hand zu drücken, gab er ihm auf dem Heimweg das Geleite und kehrte erst nach einer Stunde wieder zurück. Hierauf setzte er sich neben Melanie, sah sie lange eigenthümlich an und sagte: „Liebes Kind, ich war unvorsichtig, daß ich Alexis erlaubte, unser Haus

zu besuchen. Ich bemerke, daß er darauf ausgeht, Dir Aufmerksamkeiten zu erweisen, und habe ihm ernste Vorstellungen darüber gemacht. Er ist der Sohn eines reichen Fabrikanten und einer stolzen Mutter, die Beide sicher schon eine künftige Gattin für ihn ausgesucht haben, — irgend eine reiche Petersburger Kaufmannstochter. So wie ich seine Eltern kenne, von denen der junge Mann ganz abhängig ist, würden sie nie eine Verbindung ihres Sohnes mit einem armen Mädchen zugeben, und wenn Alexis je eine solche ertrotzte, würde die junge Braut oder Frau Gefahr laufen, als eine Eindringlingin und Abenteurerin behandelt und gequält und mißachtet zu werden in einem Lande, wo Reichthum der einzige Maßstab ist, nach welchem man die Menschen bemißt. Ich habe Alexis meine Meinung hierüber gesagt und möchte auch Dich vor Enttäuschungen warnen."

Melanie erglühte hoch, aber sie schlug ihr Auge offen, treuherzig, kindlich-arglos zu ihrem Oheim auf und sagte: „Ich danke Ihnen, lieber Onkel, für diese Mittheilung. Herr Grabow ist mir zwar ein lieber Freund, aber er gilt mir nicht mehr als jeder Andere, und ich würde sogar, selbst wenn dem nicht so wäre, jetzt jeden Gedanken an ihn aus meiner Seele tilgen, seit Sie mir dies gesagt haben."

Rudolf Hellborn schien damit zufrieden und es war nie wieder von diesem Gegenstand die Rede. Alexis begegnete Melanie freundlich und zurückhaltend und war sehr auf seiner Hut; aber seine gefährlichen dunklen Augen sprachen doch zuweilen in unbewachten Momenten eine Sprache, welche die Pulse des jungen Mädchens rascher bewegten. Sie rief sich jedoch des Onkels Warnung ins Gedächtniß und wappnete ihr Herz gegen jede Ueberrumpelung.

Dieser Winter brachte für das junge Mädchen noch manche neue Genüsse. Onkel Rudolf hatte ihr unter Anderm auch Unterricht im Tanzen ertheilen lassen und führte sie nun in die Welt ein, wenn der Besuch der anspruchslosen Casinobälle einer Provinzialstadt wie Ortheim diesen Namen verdient. Melanie war sehr vergnügt, als sie trotz ihrer einfachen Toilette so viele Tänzer fand, daß ihre Mama und Gisela, welche ebenfalls schon auf diesen Bällen erschienen, darüber neidisch wurden. Auch Alexis war da, sah sich aber von Onkel Rudolf so genau beobachtet, daß er außer einigen leisen Händedrücken und liebkosenden Worten nichts wagte. Die unschuldigen Genüsse und Freuden dieser drei ersten Bälle blieben dem jungen Mädchen eine angenehme Erinnerung, ohne jedoch tiefere Eindrücke bei ihr zu hinterlassen, deren Seele noch eine kindlich arglose war. —

Es jährte sich nahezu, daß Melanie beim Oheim war. Die unfreundliche, strenge und launenhafte Witterung des Aprils hatte den alten Herrn wieder mit einem Gichtanfall heimgesucht und er lag eines Sonntagnachmittags auf dem Sopha und plauderte mit dem alten Oberst Kreutzhage, der ihn besuchte, als Alexis sich verabschiedete, um nach der Stadt zurückzukehren. Der junge Mann war noch keine zwanzig Schritte von der Gartenthüre, als ein plötzlicher Regenschauer ihn eilends zurücktrieb, um sich einen Regenschirm zu erbitten. Melanie hatte seine Umkehr bemerkt und war ihm entgegen gegangen, sein Begehren halb und halb errathend. Dann sprang sie die Treppe hinauf, um aus ihrem Stübchen ihren eigenen Regenschirm zu holen. Als sie wieder herabkam und ihren Schirm Alexis darbot, der sie mit glühenden Wangen zwischen Thür und Angel erwartete, faßte er mit beiden Händen nicht nach dem Schirme, sondern nach der kleinen weißen Hand Melanie's, zog sie stürmisch an seine Lippen und stotterte einige Worte, welche wie ein Geständniß klangen. Melanie schaute erschrocken zu ihm auf und ihr Auge begegnete verzehrenden Blicken. Einen Moment war ihr so seltsam zu Muthe, daß sie beinahe mit einer Ohnmacht rang; dann riß sie sich los und eilte ins Zimmer hinein, wie von einem Schwindel erfaßt, mit laut klopfendem Herzen und stürmisch fliegenden Pulsen. Die beiden alten Herren plauderten ruhig mit einander und schienen ihre Verwirrung, ihren ganz seltsamen Zustand nicht bemerkt zu haben. In der fernsten Ecke setzte sie sich an's Fenster und starrte in das Obstgärtchen hinaus, in tiefer Beschämung und unter Gewissensbissen um Ruhe und Fassung ringend, die sie auch einigermaßen wiedergefunden hatte, als nach einiger Zeit die Dämmerung die niedrige Stube in ihre Schatten gehüllt hatte und der Oheim ihr ruhig auftrug, die Lampe anzuzünden. Sie ging den Rest des Abends wie berauscht umher, jeden Augenblick befürchtend, sich zu verrathen oder von Onkel Rudolf zur Rede gestellt zu werden. Allein glücklicherweise äußerte er kein Wort, schien also wirklich nichts bemerkt zu haben.

Melanie verbrachte eine schlummerlose, unruhige Nacht voll Selbstvorwürfen und inneren Kämpfen, die sich in den Extremen eines vagen Wonnerausches und einer tief einschneidenden Wehmuth

bewegten. Als sie um Mittag aus einer Unterrichtsstunde kam, saß Onkel Rudolf im Lehnstuhl am Fenster, in Kissen gehüllt; sein Auge streifte das Antlitz der Nichte streng forschend, dann aber sagte er ruhig: „Dort ist Dein Schirm, Kind; Alexis hat ihn dankend zurückgeschickt.“ Und am folgenden Mittag, als sie aus einer Probe des Cäcilien-Vereins kam, sagte Rudolf ebenfalls ganz ruhig und leidenschaftslos zu ihr: „Ich habe Dir noch freundliche Grüße von Alexis zu bestellen, der in aller Eile abgereist ist. Besondere dringende Ursachen zwangen ihn, seine Abreise so zu beschleunigen, daß er Dir nicht mehr Lebewohl sagen konnte!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

⁂ (Vor dem Pariser Korrektionell-Tribunal.) Sie heißt Agathe Dübois. Arme Agathe! In ihren jungen Jahren war sie vielleicht ein Juwel; jetzt aber —! .. Nun — 74 Winter haben ihr Haar gebleicht, 74 Sommer haben ihre Haut braungelb gebrannt; keine hat sich vielleicht mehr über die Verwüstungen der Zeit zu beklagen als sie. Ihr Gewerb ist Gemüs- und Obsthandel, und so durchwandert sie das ganze Jahr die Felder, um sich mit Waaren zu versorgen — wir werden gleich sehen, auf welche Art.

Präsident: Am 9. d. M., des Abends um 5 Uhr, hat Sie der Feldschütz der Gemeinde Bagnolet erwischt, als Sie Schnittlauch und Cichorie wegnahmen.

Agathe: Ja — wilden.

Präs.: Sie sind wegen ähnlicher Frevel schon häufig gestraft worden.

Agathe: Seit den 50 Jahren, als ich meinen Handel treibe, kann das von Zeit zu Zeit vorkommen.

Präs.: Sie gestehen also, das ist recht, aber Sie sollten das nicht mehr thun.

Agathe: Sehen Sie, alle Tage muß man vorn anfangen zu essen. Von Zeit zu Zeit faste ich wohl als einmal 24 Stunden lang, allein den andern Tag kann man nicht schlafen, der Magen knurrt, man steht vom Bett auf, macht einen Spaziergang, das Feld steht voll schöner Pflanzen, man nimmt eine Kleinigkeit davon ...

Präs.: Sie hatten einen Rückkorb anhängen und einen leinenen Sack auf dem Arme, das deutet darauf hin, daß sie eine förmliche Ernte einthun wollten.

Agathe: O, man möchte meinen Rückkorb und meinen Sack füllen, daß ich solche nicht mehr tragen könnte; ich hatte nichts als was man in meiner Hand sah, ein wenig Schnittlauch und wilden Cichorie, nicht genug, um mir ein Salätchen zu machen, aber nicht zu diesem Zwecke genommen, sondern zum Verkauf, um mir dann ein Stück Brod verschaffen zu können.

Der Feldschütz von Bagnolet, vor die Schranken gerufen, muß wohl oder übel dieser letzten Erklärung eine andere entgegensetzen, was er sehr zartsinnig thut: „Ich kenne diese gute Alte schon sehr lange, und ich kann Sie versichern, daß dieselbe, wenn sie Gemüse verkauft, das sie nicht gekauft, den Erlös nicht zum Bäcker trägt.“

Agathe (tiefbetrübt): Wenn man keinen Zahn mehr hat, kann man sich doch nicht mit trockenem Brode abquälen. Ach, es ist nicht mehr wie anno 1815, als ich den Alliirten Veilchensträuße um 10 Sous verkaufte; damals hatte ich Zähne und fürchtete mich vor einem vierpfündigen Laib Brod nicht!

Der Feldschütz: Was kann man da sagen? Jeder hat seinen besonderen Geschmack, einer macht sich Suppe von Brod, andere ziehen die Brühe vor, das geht mich Alles nichts an; aber man soll sich seine Brühe nicht in meiner Gemeinde holen, jeder muß nach seiner Pflicht handeln, Sie verstehen mich wohl.

Agathe (süß lächelnd): Ja, ja, ich verstehe. Feldschütz, Sie sind ein braver Junge, Sie sagen nicht zu viel, Sie toben nicht gegen die armen Leute, ich bin Ihnen nicht gram.

Der Feldschütz dankte mit einem leichten Kopfnicken und die arme Alte hört sich, ohne einen Laut von sich zu geben, zu 1 Monat Gefängniß verurtheilen.

Unsere Leser haben wohl errathen, was der Schütze unter der Brühe verstand; er meinte natürlich das Feuerwasser der Wilden, das Lebenswasser der Franzosen, den Wachholder der Engländer, den Schnaps der Deutschen, den blauen Nähts der Pfälzer. Und wie diese Anspielung die alte Jungfer innerlich erquickte! —

(Gaz. d. Trib.)

Ein Gleichniß, und zwar ein recht treffendes, erzählt ein Pariser Blatt, wie folgt: „Man weiß, daß auf dem Lande der Brauch herrscht, sobald die Familienhäupter in etwas vorgerücktem Alter stehen, unter den Kindern eine vorläufige Theilung der Güter vorzunehmen, wobei sich die Eltern nur eine lebenslängliche Rente

ausbedingen. Diesen häufig unüberlegten Abtretungen folgt fast in der Regel brennender Kummer, denn es ist nicht selten, daß sich die Geber hintennach in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, ihre Kinder vor Gericht zu stellen, um den schwachen Unterhalt zu erlangen, den sie sich zum Leben ausbedungen. Alsdann erkennt man wieder die Wahrheit des alten bäuerlichen Sprichworts: Was du hergibst, bist du los.

Das nachstehende Beispiel, in die Form einer Parabel gekleidet, wird mehr als einen Greis belehren.

Ein Bauer in X... hatte mehrere Söhne und Töchter, ohne die Schwiegersöhne zu zählen. Seine Kinder riethen ihm, er solle in Anbetracht seines Alters die Arbeit aufgeben und bei einem von ihnen leben, sobald sie seine Güter getheilt hätten.

„Meine lieben Kinder," erwiederte darauf der Alte, „ich will mir euren Vorschlag überlegen."

Eines Tags nun versammelte er seine Kinder um die Stelle, wo sie ihr mütterliches Erbe erhalten hatten, und redete dann etwa Folgendes zu ihnen:

„Vor einiger Zeit fand ich ein Spatzennest mit Jungen, bei dessen Anblick mir ein Einfall kam. Ich nahm die Jungen heraus, sperrte sie in einen Käfig, den ich nicht weit von dem Nest vor ein Fenster stellte. Die Jungen schrieen jämmerlich. Das dauerte indeß nicht lange, denn die Alten kamen herbeigeflogen und brachten den Kleinen Futter, das dieselben gierig verzehrten. Das ging nun so fort. Die Alten versorgten die kleinen Schreier fortwährend mit Nahrung, so daß diese im Käfig prächtig gediehen. Als sie flügge geworden, fing ich eines Tages die Alten und sperrte sie ein, während ich die Jungen frei ließ. Sie flogen davon und — haben sich seitdem um ihre Eltern nicht bekümmert. — Meine Kinder, ich behalte mein Gut!"

* Ein Wunderkind! In einer der neuesten Nummern der „Augsburger Abendzeitung" liest man folgendes Gesuch: Ein im zweiten Jahre stehender Rechtspraktikant sucht gegen Honorar bei einem k. Landgerichte Beschäftigung.

* In dem gedrängten Rechnungsbericht eines Rendanten in X. las man am Schlusse: Summe des General-Betruges, statt Betrages.

* (Aus der Schweiz.) Engländer: Sie uollen sein mein Führer — wisse Sie uauch guet Bescheid über den Geburg?

Führer: Ach lieber Herr, tragens keine Sorg', i bin sehr bekannt und hab' schon manch's Stück Vieh über die Gebirge gebracht.

* Ein Knabe bekam einen Thaler, um Etwas einzukaufen. Er verlor das Geld und weinte bitterlich. Eine vornehme Dame ging vorüber und schenkte ihm einen andern Thaler. Der Knabe fing noch heftiger zu weinen an. Die Dame fragte: „Warum weinst Du noch?" — „Ach," erwiederte der Knabe, „wenn ich meinen Thaler nicht verloren hätte, so hätte ich jetzt zwei." — Die Dame gab ihm noch einen Thaler, und der Knabe zerfloß abermals in Thränen. — „Nun hast Du ja zwei und weinst noch?" — „Ach," versetzte der Knabe, „wenn ich meinen Thaler nicht verloren hätte, so hätte ich jetzt drei!"

* Im Jahre 1479 stand ein gewisser Ruchrad auf, der unter andern wunderlichen Lehren auch dies behauptete: „der heil. Petrus habe, weil er ein Fischer gewesen, deßhalb die vierzigtägige Fasten angeordnet, damit er seine Fische desto theurer habe verkaufen können." — Der Erzbischof von Mainz, Bertold von Henneberg, ließ die Lehren dieses Ruchrad untersuchen, worauf seine Schriften durch den Henker verbrannt wurden, Ruchrad selbst aber sich deßhalb bald zu Tode grämte.

Lebensphilosophie.

Freund, die Natur ist ewig schön
In allen Thälern, auf den Hügeln,
Im Bache, wo sich Blümchen spiegeln,
Und da, wo Dornenstürme weh'n;
Es blüh'n im Herbste wie im Lenze
Dem sanften Herzen manche Kränze,
Und stille Freuden sind sein Lohn.

Laß auf dich Etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen.

Wir bestehlen die Zukunft, wenn wir die Jugend schlecht erziehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Donnerstag, 3. Juni 1869.

Schmerz und Trost.

Jener Stunde will ich lang gedenken,
Wo das Auge meiner Mutter brach;
Immer will ich die Gedanken lenken
Auf die Worte, die sie scheidend sprach:
„Folge, liebstes Kind, doch meinen Worten
Hier in dieser lasterhaften Welt;
Denk', ein Gott wohnt über allen Orten,
Sieht hinein in jedes kleinste Zelt."

„In der Jugend goldnen Frühlingstagen
Lacht der blaue Himmel über dir;
Ferne sind dir noch des Lebens Plagen,
Doch, sie harren einst vor deiner Thür;
Wenn sie kommen, laß den Muth nicht sinken;
Glaube immer, daß ein Gott regiert,
Der noch Alles kann zum Besten lenken,
Daß Versuchung dich nicht irre führt."

In des Grabes rauh' und kalten Armen
Ruht es jetzt, das theure Mutterherz;
Ach, der Himmel wollt' sich ihr erbarmen,
Nahm ihr ab des Lebens bittern Schmerz.
Nimmer stört Verleumdung ihren Frieden,
Ruhe fand sie in des Grabes Raum,
Sorg' und Kummer drückten sie hienieden,
Ihre Freude war ein kurzer Traum.

Wenn der Frühling ihren stillen Hügel
Mit der Hoffnung lichtem Grün bedeckt,
Ihre Blumen wie vom Geistesflügel
Leise werden hin und her bewegt;
Dann will ich zu ihrem Grabe gehen,
Will ihr klagen meinen bittern Schmerz;
Betend hoffen auf ein Wiedersehen,
Daß der Trost erleichtert mir das Herz.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Die junge Waise fühlte, wie Gluth und Blässe auf ihren Wangen wechselten, ihre Kniee wankten und die Hände bebten; ihr Auge suchte den Boden, als ob das Gewissen sie schlüge und sie nicht mehr zu ihrem väterlichen Freunde und Beschützer aufzublicken wagen dürfte. Dieser aber that, als ob er nichts sähe und sprach ruhig von anderen Dingen. Und dennoch hatte Melanie die ganz deutliche bestimmte Ahnung, ja die Ueberzeugung, daß die plötzliche Abreise des jungen Neffen nicht ohne Zuthun des Oheims geschah und hinter dieser ganzen Sache ein Geheimniß steckte, dessen Schlüssel sich vorerst noch ihrem Bereich entzog.

O diese schlaflosen Nächte voll innerer Kämpfe und Grübeleien, dieser stete Wechsel von heimlichen, einschmeichelnden Erinnerungen an jenen Auftritt mit dem Schirm und von Gewissensbissen und Selbstvorwürfen darüber! Diese verstohlenen Gluthen, welche ihr Blut in Wallung versetzten bei der bloßen Erinnerung an die heißen Küsse, welche Alexis auf ihre Hand gehaucht hatte, und dann wieder das namenlose heimliche Elend der Armen bei dem Gedanken: was hat der Oheim mit ihm gehabt? Was wird, was muß er von mir denken? Zum ersten Male in ihrem Leben schien der Frieden ihrer Seele von ihr gewichen, und ein Zwiespalt zwischen unklaren, tief aufregenden Empfindungen tobte in ihrem Herzen, ihrem Gemüthe und wich selbst dem brünstigen Gebete nicht. Warum aber mußte sie allein sein in solchen Momenten vager Seelenpein? Warum keine Mutter, keine Vertraute, keine Schwester oder Freundin haben, der sich Melanie hätte anvertrauen können, um durch offene Mittheilung Klarheit in ihren Zustand zu

bringen und den Alp abzuschütteln, der so schwer und fast erdrückend auf diesem ahnungsvollen, kindlich reinen Herzen lastete?

5.

Die Zeit legte allmälich ihren lindernden Balsam auch auf diese Wunde und das Schicksal bescheerte Melanie den Segen der Arbeit, über welcher wir unsere Schmerzen und Leiden am meisten vergessen. Die Krankheit des Oheims war ernster, bedenklicher geworden, hatte ihn an's Bett gefesselt, hilflos gemacht, so daß Melanie Wochen lang Tag und Nacht nicht von seiner Seite weichen konnte und ihre ganze Sorgfalt, Umsicht und Liebe ihm widmen mußte. Rudolf war launenhaft und ungeduldig, herb und unwirsch; aber in ruhigeren Augenblicken erkannte er mit dankbaren Worten die Aufopferung seiner liebreichen Pflegerin an, und wenn er auch in seiner verschlossenen Weise seinen Empfindungen nicht beredte Worte lieh, so gewann er doch die Nichte jetzt, wo Beide sozusagen auf einander beschränkt waren, wirklich innig lieb.

Getheilt zwischen den Besorgnissen um das Leben ihres Wohlthäters und der Sorge für seine Behaglichkeit und die Linderung seiner Schmerzen hatte Melanie die Gedanken an Alexis und das Grübeln um seinetwillen aus ihrem Geiste und Herzen verbannt. Und als jetzt das Befinden Rudolfs, Dank ihrer treuen, verständigen Pflege, sich besserte und ein ruhigerer Zeitpunkt kam, wo jene Erinnerungen vielleicht wiedergekehrt wären, da schritt das Schicksal vermittelnd ein. Der Arzt rieth dem Kranken zum Gebrauch einer Badekur und Onkel Rudolf reiste mit Melanie nach Wildbad, dessen Thermen ihre Heilkraft auch an Onkel Rudolf bewährten. Dieser erste Ausflug in die Welt, die wechselvollen Eindrücke der Reise, des Badelebens in Wildbad während ganzer fünf Wochen, das bunte Gewimmel aller Stände und Nationen in Baden-Baden, wohin Onkel Rudolf noch auf eine Woche zur Nachkur ging und in dem stillen, traulichen Lichtenthal eine bescheidene Unterkunft fand, — all Dies zusammen hatte jene Eindrücke von Alexis und die Skrupel seinetwegen abgestumpft, aber endlich auch ein stilles Heimweh nach dem bescheidenen Häuschen und Gärtchen geweckt, welche einstweilen der Huth der alten Lene überwiesen gewesen waren.

Nicht der ungetrübte Friede von ehedem, aber doch eine wohlthuende Ruhe und Sammlung umfing Melanie, als sie wieder nach Ortheim zurückgekehrt war. Sie war jetzt häufiger und dauernder an's Haus gefesselt, da beim Oheim eine an Lähmung grenzende Schwäche des rechten Fußes zurückgeblieben war, und Rudolf war damit einverstanden, daß sie die Mehrzahl ihrer Unterrichtsstunden aufgebe, um ihn nicht verlassen zu dürfen. Nur Eine Stunde wollte sie noch beibehalten: den Unterricht im Klavierspiel. So ging sie denn eines Tages nach dem Ascher'schen Töchterinstitut, wo sie seither ihre Lektionen empfangen hatte, mußte aber hören, daß ihr früherer Lehrer ausgetreten und einen würdigen, geschickten Nachfolger erhalten hatte in einem Schüler des Leipziger Konservatoriums, Namens Forberg, der ihr von der Direktrice des Instituts vorgestellt ward. Melanie sah sich einem hübschen, eleganten jungen Manne von etwa 24 Jahren gegenüber, dessen intelligente Augen und regelmäßige, fast weibische Züge sie vielleicht gleichgiltig gelassen haben würden, hätte sie nicht bemerkt, daß Herr Forberg bei Anhörung ihres Namens die Farbe wechselte und lebhaft überrascht erschien, und hätte der Musiklehrer nicht so eilig, als es nur der Anstand irgend erlaubte, an sie die Frage gerichtet: ob einer ihrer Verwandten früher Dragoner-Offizier gewesen sei? Worauf sie ihm geantwortet, daß dies ihr Oheim und Pflegevater sei, unter dessen Dache sie wohne.

„Kennen Sie vielleicht meinen Oheim, mein Herr?“ fragte sie

— „Nicht doch, mein Fräulein, denn ich bin erst seit einer Woche hier,“ war die Antwort. „Allein ich habe den Auftrag, jenem Herrn etwas zu übergeben, was für ihn vielleicht von einigem Werthe sein wird. Darf ich Sie wohl um die Freundlichkeit ersuchen, Ihrem Herrn Onkel dies mitzutheilen und ihn in meinem Namen um die Erlaubniß zu bitten, daß ich ihn besuche?“

Onkel Rudolf konnte sich keines Bekannten des Namens Forberg erinnern, beauftragte aber seine Nichte, Herrn Forberg schriftlich zu einem Besuche einzuladen und ihn zum Lehrer anzunehmen. Schon Tags darauf machte Herr Forberg von dieser Erlaubniß Gebrauch und erschien äußerst sorgfältig gekleidet in dem kleinen Häuschen. Jetzt hatte er für Melanie eine höhere Bedeutung gewonnen, und als sie ihn fester ins Auge faßte, konnte sie nicht umhin, ihm ein gewisses Wohlgefallen abzugewinnen. Der junge Mann hatte etwas Ungewöhnliches, Geniales in seiner Erscheinung; dunkles Haar, das in langen Locken bis auf die Schultern niederwallte, ein schön geformtes, regelmäßiges, brünettes Gesicht, dessen

Weiblichkeit durch einen sorgfältig gepflegten kleinen Schnurrbart und Imperial etwas gemildert und energischer gemacht wurde; große geistvolle Augen, die sich bemühten, bald seelenvoll, bald schwärmerisch zu blicken, eine gewandte elegante Tournüre und eine gewisse nicht ungesuchte Grazie. So stand er ihr nun im kleinen Wohnzimmer gegenüber, als sie ihm einen Stuhl anbot und ihn zu verziehen bat, bis sie den Oheim vom Garten herein geholt haben würde. Wie aber Rudolf ins Zimmer trat und den Gast fest ins Auge gefaßt hatte, da fühlte Melanie, welche den Oheim führte, daß dieser zusammenbebte und mühsam athmete, aber keinen Blick von diesem blassen dunklen Gesicht verwenden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Abkühlung.

Beim Anfang der Regierung des jetzigen Sultans faßte die türkische Geistlichkeit den Entschluß, ihn wo möglich von Durchführung der Reformen abzuhalten, welche, weil verstoßend gegen den religiösen Sinn und den angeborenen Stolz der Türken, diesen stets zuwider gewesen waren und allerdings auch in Folge neuerer Ereignisse nicht ganz die vom Sultan Mahmud erwarteten guten Resultate geliefert hatten. Ihren Zweck zu erreichen, wählten die Muftis das Mittel, auf den religiösen Aberglauben des jungen Fürsten einzuwirken. Als er nun eines Tages seiner Gewohnheit gemäß am Grabe seines Vaters betete, vernahm er eine Stimme, die aus der Tiefe dumpf die Worte wiederholte: „Ich brenne!" rief es immerfort und nichts weiter. Darauf fragte der Sultan den Obersten der Imams, was dies Wunder zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: sein Vater sei zwar ein großer Mann, doch unglücklicherweise ein eben so großer Reformer gewesen, und daher wohl zu fürchten, daß er deßhalb in der andern Welt eine schwere Strafe zu leiden habe.

Der Sultan gebot erst seinem Schwager, dann Mehreren seines Hofes, an derselben Stelle zu beten, und jedes Mal klangen die nämlichen unheilkündenden Worte. Nun erklärte der Sultan, daß er an einem bestimmten Tage in feierlichem Zuge seines Vaters Grab besuchen wolle, und begab sich dahin mit glänzendem Gefolge, worunter die angesehensten Lehrer des mohamedanischen Gesetzes.

Kaum daß er seine Andacht begonnen, erschallten die Worte: „Ich brenne!" und Alle zitterten, nur der Sultan nicht. Von seinem Betteppiche aufstehend, rief er seine Wachen und befahl ihnen, das Pflaster fortzuräumen und das Grab zu öffnen. Umsonst widersetzten sich die Muftis, nannten es vergebens eine große Entweihung und warnten vor den fürchterlichen Folgen. Der Sultan beharrte. Das Pflaster wurde entfernt, der Grund aufgegraben — und in einer geschickt angelegten Höhle fand sich zwar kein brennender Sultan, aber ein Derwisch. Der junge Monarch sah ihn eine Zeit lang fest und schweigend an und sagte dann ohne weitere Bemerkung und ohne den geringsten Ausdruck von Zorn:

„Du brennst? So müssen wir Dich im Bosporus abkühlen!"

Binnen wenigen Minuten stack der Derwisch in einem Sacke und lag der Sack im Bosporus.

Der Sultan ritt in seinen Palast zurück, gefolgt von seinem Hofstaat und seinen Ministern, die immerwährend riefen:

„Masch Allah! Allah ist groß! Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhamed ist sein Prophet!"

Landwirthschaftliches.

(Der Maulwurf.) Die Frage: „Soll man den Maulwurf hegen oder vertilgen," steht seit mehreren Jahren auf dem Programme der größeren und kleineren landwirthschaftlichen Versammlungen, und ihre öftere Wiederkehr beweist, daß sie noch nicht gelöst ist. — Wir denken uns die Sachlage so: Unzweifelhaft fest steht es, daß der Maulwurf, ganz entgegen der Volksmeinung, nichts Pflanzliches in sich aufnimmt, sondern nur von den mannigfachen Thierchen lebt, die nicht selten den Garten-, Wiesen- und Ackerboden erfüllen. Bei seiner Jagd auf dieselben kann es nicht ausbleiben, daß die Wurzeln der Pflanzen in der Art gelockert werden, daß sie keinen festen Halt mehr haben und daher absterben, wie es denn auch nicht selten der Fall ist, daß durch das Aufstoßen der Maulwürfe die Pflanzen, wie es namentlich auf Wiesen geschieht, mit Erde verschüttet werden. Daß bei solchen Verwüstungen, in Folge deren auch die Ernte erschwert wird, sich der Unwillen des Menschen gegen den Maulwurf richtet, ist verzeihlich. Allein wenn man erwägt, daß der Maulwurf nur solche Ländereien heimsucht, auf denen er Nahrung wittert und findet, daß die im Boden lebenden Würmer, In-

sekten und Insektenlarven die Wurzeln und das Wachsthum der Pflanzen (man denke nur an die Engerlinge) mehr stören, als die Maulwürfe, daß die Maulwürfe nach glaubwürdiger Forschung pro Tag fast so viel Nahrung aufnehmen, als ihr eigenes Körpergewicht beträgt, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Maulwürfe da, wo sie auftreten, doch mehr nützen als schaden. Mag es in einzelnen Fällen immerhin zulässig erscheinen, den Verwüstungen des Maulwurfs entgegen zu treten, so hat doch der Gärtner, der Wiesenwirth, der Ackerbauer sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, den Boden frei von Würmern und Insekten zu erhalten. Geschehen kann dies zunächst durch eine sorgfältige Behandlung des Stallmistes. Wo man, namentlich in den Sommertagen, den Stallmist dem Sonnenbrande und der Austrocknung unterliegen läßt, da legen Milliarden von Fliegen ihre Eier an den Mist, die dann mit demselben in den Boden gelangen, dort aufgehen und denselben mit mannigfachem Gewürme erfüllen, während erfahrungsmäßig ein alltäglich mit Jauche bespritzt werdender Mist diese Gefahr beseitigt. Wer ferner auf seinen Feldern allerlei die Insekten herbeiziehendes Unkraut duldet, wer vor Winter eine gute Ackerung verabsäumt und das Ungeziefer vor der zerstörenden Einwirkung des Frostes schützen hilft, wer endlich in und um die Wiesenländereien Baumpflanzungen macht, welche die Maikäfer herbeiziehen oder wer die Maikäfer nicht zerstört: der hat es der eigenen Fahrlässigkeit zuzuschreiben, wenn sich die Maulwürfe einstellen und empfindlichen Schaden verursachen.

Mannigfaltiges.

* **Ein Duell bei Klavierbegleitung** fand vor 8 Tagen in Prag in dem Tanzsalon eines Restaurationsgartens in der Nähe der Stadt zwischen zwei Studirenden statt. Um das Klirren der Säbelhiebe, welches von den zur selben Zeit im Restaurationsgarten anwesenden Gästen leicht hätte gehört werden können, womöglich zu übertönen, spielte während der Dauer des Duells ein Studirender auf dem in demselben Salon befindlichen Klaviere, und erst nachdem der eine der Duellanten einen ungefährlichen Hieb in den Kopf und der Andere einen in den Arm als Denkzettel erhalten, beendete der klavierspielende Studiosus seine Polka.

* Folgende wahre Geschichte hat sich kürzlich in unserer Nähe zugetragen. Ein sehr bekannter Wiesbadener Arzt wurde zu einer adeligen Dame gerufen. „Nun, wie geht es Ihnen, liebe Frau?“ redete er sie in seiner gewohnten Gemüthlichkeit an. „Ich bin Baronin,“ erwiederte die Gnädige gereizt und spitzig. „O, das thut mir recht leid,“ versetzte der Arzt, „aber von diesem Uebel kann ich Sie nicht befreien.“ Damit nahm er Stock und Hut und empfahl sich.

* Unter den alten Assyrern und Babyloniern — so erzählt ein englisches Blatt — herrschte der Gebrauch, den heirathsfähigen Mädchen im Wege der öffentlichen Versteigerung zur Ehe zu verhelfen, und zwar beobachtete man die praktische Methode, den Erlös für die schönsten Jungfrauen — der unter Umständen ziemlich beträchtlich war — theilweise als Heirathsgut für Diejenigen zu verwenden, welche Mutter Natur mit weniger Reizen begabt hatte. So kam es, daß Alle, Häßliche wie Schöne, unter die Haube kamen.

* (Eine saubere Entschuldigung.) „Schämst Du Dich nicht,“ sagte ein Vater zu seinem Sohne, „in ein und derselben Klasse drei Jahre zu sitzen?“ — „Warum denn,“ antwortete dieser, „sitzt doch unser Professor schon zwölf Jahre darin.“

Lebensphilosophie.

Ein Festtag soll dich stärken
Zu deines Werktags Werken,
Daß du an dein Geschäfte
Mitbringest frische Kräfte.
Du darfst nicht in den Freuden
Die Kräfte selbst vergeuden;
Neu sollen sie ersprießen
Aus mäßigem Genießen.

Räthsel.

Voll süßer Hoffnung thut's der Wärter
Des Gartens, die sorgende Mutter, der fleißige Gärtner,
Der Dichter, Musiker,
Jedweder Künstler;
Der Angegriff'ne in Rede und That;
Der Prasser, Verschwender,
So lang er was hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Samstag, 5. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

„Mein Name Edwin Forberg ist Ihnen vielleicht unbekannt, Herr Hellborn," hub der junge Musiker beinahe schüchtern an; „aber vielleicht begreifen Sie meinen Besuch eher, wenn ich Ihnen sage, daß der Mädchenname meiner Mutter Amalie v. Lenz war!"

Rudolf wiederholte halb erschrocken diesen Namen und seine Miene verrieth eher Schreck als angenehme Ueberraschung, und eine düstere Wolke lagerte eine Minute auf seiner gefurchten Stirne. „Setzen wir uns, mein Herr!" flüsterte er mit künstlicher Ruhe. „Ihre Mutter lebt also noch und hat Sie an mich gewiesen?" setzte er hinzu.

„Mit nichten, meine gute Mutter starb schon vor drei Jahren in Oberschlesien, wo sie seit dem Tode meines Vaters, eines Justizbeamten, lebte, Herr Hellborn; aber auf ihrem Sterbebette gab sie mir noch den Auftrag, Sie aufzusuchen und —" Er hielt inne und warf einen Blick auf Melanie, welche sogleich das Zimmer verließ, obschon ihr förmlich das Herz pochte vor Neugierde und Besorgniß wegen der eigenthümlichen Aufregung des Oheims, den sie noch nie so gesehen hatte. Sie trat in das Gärtchen und grübelte, bis nach einer Viertelstunde der junge Musiklehrer wieder fortging und Onkel Rudolf sie herein beschied. Er war noch immer bleich und aufgeregt und erschien eigenthümlich gedankenvoll, und als sie eine schüchterne Frage an ihn zu richten wagte, antwortete er zerstreut: dieser Edwin Forberg sei der Sohn einer Frau, die er in jüngeren Jahren zuweilen gesehen habe.

Dieser kurze Bescheid stachelte natürlich nur die Neugierde und das Interesse des jungen Mädchens für den Pianisten und machte Melanie in den ersten Lektionen, welche Herr Forberg ihr gab, befangener, als sie sonst zu sein pflegte. Da der Lehrer aber selbst nicht über den Grund seines Besuches sprach, so ergab sich Melanie in Geduld. Nach einigen Wochen wiederholte Forberg seinen Besuch bei Onkel Rudolf, der diesmal selbst seine Nichte hinweg schickte. Forberg blieb wiederum eine halbe Stunde, begrüßte aber seine Schülerin beim Weggehen freundlich und diese erglühte unwillkürlich bei seinem anmuthigen Lächeln. Onkel Rudolf dagegen erschien heute noch zerstreuter und melancholischer gestimmt, als nach Forbergs erstem Besuche, und als er bald darauf ungewöhnlich früh schlafen ging, sah Melanie, daß er ein großes mappenartiges Etui von Maroquin, das sie noch nie zuvor bei ihm gesehen hatte, mit in sein Zimmer nahm. Das Etui schien ein Miniatur- oder Aquarellbild zu enthalten, allein wessen Bild es war — ob das eines Verwandten oder eines Fremden — vermochte die Nichte weder jetzt noch später zu ermitteln. Onkel Rudolf beobachtete ein hartnäckiges Schweigen über seine Beziehungen zu Edwin Forberg.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, welches ein neues räthselhaftes Geheimniß für Melanie war. Rudolf empfing eines Tages unter vielen andern Briefen auch einen aus St. Petersburg, dessen Inhalt ihn so sehr zu erschüttern schien, daß er in Folge davon heftig erkrankte und seine Gichtleiden sich beinahe gefährlich gestalteten. Eine düstere Schwermuth lag auf den ernsten Zügen des Greises, der zusehends alterte. Keine Bemühungen Melanie's vermochten diese Traurigkeit zu bannen, die sich am liebsten im Hinbrüten über Erinnerungen an vergangene Zeiten zu ergehen schien und den alten Herrn beinahe blind machte für das, was um ihn her vorging, sonst hätte er wahrnehmen gemußt, daß nicht das musikalische Interesse allein die beiden jungen Leute um ihn zu einander hinzog. Seit Onkel

Rudolfs Erkranken Melanie an Haus und Zimmer gebannt und sie gezwungen hatte, die Klavierlektionen aufzugeben, kam nämlich Edwin Forberg mit der vom Oheim arglos gegebenen Erlaubniß zuweilen in den Abendstunden, um mit Melanie Musikstücke zu üben oder vierhändig zu spielen. Vielleicht war Rudolf Hellborn nicht ganz blind gegen die Gefahr eines solchen Verkehrs, wo die erregte Psyche auf den Wellen der Töne gleichsam in einer andern höheren und freieren Welt des Empfindens schwebt und empfänglicher als in jeder andern Stimmung für seelische und gemüthliche Eindrücke ist; aber der kranke Oheim wollte seiner treuen Pflegerin auch den einzigen Genuß, die einzige geistige Erholung gönnen, welche für sie erreichbar war. Vielleicht unterschätzte er den Eindruck, welchen eine solch' weiche, empfindsame, erregbare Persönlichkeit wie die eines Musikers, eines Künstlers, ja den die Musik selbst, diese innigste, herrlichste aller Künste, auf ein junges, unerfahrenes Mädchen von gesundem, frischem Herzen und offener Seele und erregbarer Einbildungskraft machen mußte. Vielleicht hielt der Oheim, eben weil er in Melanie eine merkwürdige Mischung von Zartheit und Zartsinn im Empfinden und energischer Kraft des Willens erkannt hatte, seine Nichte für zu kräftig, stolz und sicher, als daß ein solch zarter, blasser, wie aus Mondschein gewobener junger Mann mit seinem empfindsam-besaiteten Gemüth einer solch' kernhaft tüchtigen Natur gefährlich würde. Allein es ereignete sich die alte Geschichte: durch die tägliche Begegnung auf dem Gebiete der Kunst, durch den Zauber der Musik, durch den geheimnißvollen Rapport, welchen die erst schüchterne und demüthige, dann einschmeichelnd werbende Huldigung eines geistig nicht unbedeutenden Mannes selbst auf eine starke weibliche Natur hervorbringt, steigerte sich das instinktive Interesse, das Melanie von der ersten Begegnung mit diesem jungen Manne und seinen geheimnißvollen Beziehungen zum Oheim für Edwin Forberg erfaßt hatte, zu einer schüchternen Neigung oder wenigstens zur scheuen Erwiederung seiner Avancen.

Dennoch geschah dies nicht so rasch, wie es in den Romanen geschildert wird, und nicht ohne Kampf, ohne Bedenken von Seiten des jungen Mädchens. Oft, wenn sie nähend oder strickend allein neben dem Bette des schlummernden oder still hinbrütenden Oheims saß und ihr augenblicklich unbeschäftigter Geist sich in jenen Erinnerungen, Gedanken und wachen Träumen erging, welche die jugendliche Einbildungskraft so leicht anregen, tauchte das aufdämmernde Bild des kräftigeren, energischeren und geistig bedeutenderen Alexis Grabow vor ihrem inneren Blicke auf und schien wie warnend zwischen sie und den jungen Musiker zu treten. Allein bei näherer Erwägung wollten ihre Eigenliebe und der mächtigere Eindruck der Nähe und der Gegenwart das Bild des fernen Freundes abschwächen und zu Gunsten Edwin's werben, indem sie sich zu Vergleichungen aufgefordert fühlte, deren Ergebniß die Waagschale Edwin's sinken machte. Alexis Grabow hatte über seine persönlichen Verhältnisse stets eine beinahe auffallende Zurückhaltung beobachtet und selbst der Oheim war unbefangenen Erkundigungen Melanie's über dieselben mit unverkennbarer Beflissenheit ausgewichen; Alexis war nach jenem Auftritte, wo er Melanie's Hand wie unter dem gebieterischen Drange eines alle Schranken des Willens durchbrechenden Gefühls an seine Lippen gedrückt und ein Geständniß gestammelt hatte, das seine junge Freundin zu gleicher Zeit überrascht, beseligt und erschreckt hatte, ohne Abschied schnell abgereist, als ob er sich vor den Folgen jenes Geständnisses, vor der Gefahr eines längeren Zusammenlebens mit Melanie fürchte. Er hatte seither gar nichts mehr von sich hören lassen und dadurch Kampf und Zweifel in dem jungen Herzen und Gemüth erweckt, welche nur der gesunde Geist und klare Kopf und das Selbstgefühl Melanies unschädlich gemacht hatten. Alexis hatte sich betragen, als ob jenes eruptiv hervorbrechende Gefühl bei ihm eine Uebereilung, eine jähe, unbedachte, sanguinische Regung gewesen sei, die er hernach bereut habe.

Ganz anders dagegen Edwin Forberg, der sich aus allen Kräften zu bemühen schien, allmälich das Vertrauen des jungen Mädchens zu gewinnen. Es war nur natürlich und begreiflich, daß er von halblauten Seufzern und schüchternen, leisen, gelegentlichen Berührungen ihrer Hand, von stufenweise zugeflüsterten zärtlichen Worten zu verstohlenen Händedrücken und innigen Blicken voranschritt, wie dies wohl seit Erschaffung der Welt Brauch und organischer Entwicklungsgang in der Liebe ist. Allein er war offener, als Alexis gewesen war, und von dem Momente an, wo er zum ersten Male gewagt hatte, Melanie eine kleine Liederkomposition zu überreichen mit der schüchternen Bitte, sie möge dieselbe als eigens ihr gewidmet annehmen bis zu dem Tage, wo er ihr sein Opus 12, ein prachtvolles vierhändiges Notturno, im Druck vorlegte und der Er-

glühenden zeigte, daß er sich erkühnt habe, ihren Namen oder beziehungsweise eine ausdrückliche Dedikation an sie auf den Titel zu setzen, — hatte er nicht unterlassen, ihr über alle seine persönlichen Beziehungen die offensten Mittheilungen in Gegenwart des Oheims zu machen, welcher denselben ebenfalls einige Theilnahme abzugewinnen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gesandte und sein Koch.

„Mein lieber Collincourt," sprach der Gesandte zu seinem Koch, „ich beabsichtige in diesen Tagen ein Souper fin zu geben, und dazu den berühmten Gastronomen, Grafen R., einzuladen. Daß Sie mir, mein lieber Collincourt, Ehre machen werden, bin ich überzeugt; allein dies ist nicht hinreichend; ich wünsche dem Grafen Etwas vorzuführen, was ihm neu, ganz neu ist. Denken Sie also nach, setzen Sie Ihre unerschöpfliche Erfindungsgabe in Bewegung, und gelingt es Ihnen, den Grafen zu überraschen, dann sei diese goldene Cylinderuhr Ihr Lohn!"

Collincourt, ein fein gebildeter Mann aus einer angesehenen Familie, war aus Leidenschaft Koch. Das wußte sein Herr, ein raffinirter Gourmand, und behandelte ihn mehr wie einen Freund, als einen Diener des Hauses. Collincourt, einen verächtlichen Blick auf die Uhr werfend, antwortete dem Gesandten: „Excellenz, ich werde mein Möglichstes thun — meiner Kunst zu Liebe. Was die Uhr betrifft, so erlauben Sie mir wohl zu bemerken, daß die meinige, ein Geschenk des Herzogs von Devonshire, mit Brillanten besetzt ist; ich werde also Ihr schätzbares Cadeau, sollte ich es anders verdienen, meinem Jockey zukommen lassen." — Der Gesandte biß sich in die Lippen, verschluckte die Grobheit, tröstete sich aber mit dem schon oft angewendeten Ausrufe: „Schadet Nichts, es gibt nur einen Collincourt!" Jeder echte Gourmand steht unter dem Pantoffel seines Koches, wenn Letzterer nur einigermaßen „genial" ist.

Drei Tage darauf versammelte sich eine Herrengesellschaft, welche aus den ersten Nobilitäten der Gourmandise bestand. Auf den Grafen R., welcher stets als gastronomirender Präsident fungirte und als die erste Autorität in kulinarischen Angelegenheiten betrachtet wurde, richteten sich alle Blicke. Ein leises Zwinkern mit den Augen bei irgend einem Gericht war hinreichend, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft darauf zu richten. Endlich kam die längst erwartete mysteriöse Schüssel, womit Graf R. überrascht und in Verlegenheit gesetzt werden sollte. Die Schüssel war nicht groß (außerordentliche und seltene Delikatessen werden nie in großen Quantitäten gereicht), doch reichte sie vollständig herum. Man kostet, man lobt, man genießt; aber Jeder bezeichnet das Gericht mit einem andern Namen. Aller Augen sind mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Grafen R. gerichtet. Er fühlt, man erwarte sein Urtheil. „Meine Freunde," nimmt er endlich feierlich das Wort, „ich sehe, Sie erwarten meinen Ausspruch. So hören Sie denn: dieses Gericht ist das feinste, originellste und pikanteste, das mir seit vielen Jahren vorgesetzt worden."

Der Gastgeber machte, strahlend vor Freude, eine tiefe Verbeugung. Der Graf fuhr fort: „Die Sauce enthält die feinsten Gewürze, Essenzen der Molukken in einer innigen Verbindung mit der Perigordtrüffel, der südspanischen Weine und der indischen Soja. Die Sauce ist mithin in ihrer Zusammensetzung ein geniales, durch und durch vollendetes Meisterstück. Was jedoch das eigentliche Gericht, die in dieser Göttersauce geschmorten kleinen Streifchen anbetrifft, so muß ich bekennen, daß hier meine Wissenschaft ein Ende hat." Allgemeines Erstaunen, man beneidet sichtbar den triumphirenden Gastgeber. Der Graf sprach weiter: „Doch ist der Geschmack fremd, pikant, ganz absonderlich, durch und durch vortrefflich! Auf den ersten Augenblick schienen es mir die sogenannten Tripes zu sein, welche in Marseille so vortrefflich zubereitet werden. Später hielt ich sie für Maccaroni, auf irländische Art zubereitet, doch irre ich mich wohl. Wir werden also schon unsern liebenswürdigen Wirth um Aufklärung bitten müssen."

Der Gesandte machte eine tiefe Verbeugung, gestand aber, daß auch er das neue Gericht nicht kenne und daß nur sein Koch Alphonse Magloire Collincourt dies kulinarische Räthsel zu lösen im Stande sei. Er ließ ihn rufen. Collincourt erschien in einer Toilette, wie sie der feinste Pariser Salon nicht geschmackvoller bieten kann; man war erstaunt über die vollendete Eleganz dieses ehrwürdigen Kochkünstlers.

„Mein Herr," nahm Graf R. das Wort, „Sie haben uns heute Abend mit einer Schüssel überrascht, deren eigentlicher Kern und Namen uns Allen unbekannt. Wir bitten Sie, uns zu

sagen, was wir Ihrem Genie eigentlich zu verdanken haben."

„Meine Herren," erwiederte der Koch, „es war eine Grille von mir, eine Künstlerlaune: — Das, was Sie in der mysteriösen Schüssel genossen, war ein Glacéhandschuh!"

Lautlose Stille. Das Erstaunen der Gesellschaft war grenzenlos. Alles blickte auf den Grafen N., man war im höchsten Grade gespannt, wie er diese dreiste Mystifikation aufnehmen werde. Graf N. ergriff das mit Moetrose gefüllte Glas und rief mit der höchsten Feierlichkeit:

„Mein Herr! diese Mystifikation war der höchste und vollendetste Triumph Ihrer großen, erhabenen Kunst; Sie und Ihr Genie sollen leben!"

Die ganze Gesellschaft brachte ein donnerndes „Hoch!"

Collincourt entfernte sich mit ruhiger Verbeugung.

Mannigfaltiges.

* (Beachtenswerth für Naturfreunde.) Bei einem kürzlich vorgenommenen Ausflug nach dem sogenannten Frauenbrunnen bei Kirkel kam ich in die Nähe von Lautzkirchen an einen Wegweiser mit der Bezeichnung: „Nach der Zweigabel im Pferchthal". — Vermuthend, hier einen interessanten Punkt zu treffen, war ich nicht wenig erstaunt, nach einer ganz kurzen Strecke durch einen Kiefernwald sich hinziehenden schönen Weges in einen Thalkessel, mit den üppigsten und verschiedenartigsten Gesträuchen und Bäumen bewachsen, in dem sich nach allen Richtungen sorgfältig gereinigte Pfäde schlängeln, zu kommen. — Mehrere kleine Weiher mit Fischen besetzt nebst einer reichen, klaren Quelle, in gehauene Steine gefaßt, mit verschiedenen Gruppen einladender Tische und Bänke, sowie eines auf einer Anhöhe stehenden zierlichen Waldhäuschens mit wilden Reben umrankt, machen dem Gründer alle Ehre und bereiten jedem Fremden, der derartige Anlagen in einem so abgelegenen Walde nicht vermuthet, eine freudige Ueberraschung. Da nun diese Anlage unweit der Eisenbahnstation Lautzkirchen sich befindet und daher einen äußerst angenehmen Ausflug für Zweibrücken, St. Ingbert und Homburg bietet, so dürfte es erwünscht erscheinen, daß wenigstens an Sonn- und Feiertagen bei guter Witterung auch für Speisen und Getränke durch einen Wirth der Umgegend gesorgt würde.

Ein Naturfreund.

* Eine alte Frau wurde von einem Franziskaner überredet, daß sie seinem Kloster ein bedeutendes Legat vermachte. Auf Vorstellungen ihrer Freunde ließ sie das Testament im Stillen abändern. Sie starb. Der Mönch erschien stolzen Blickes. Da rief ihm der berühmte Bischof du Bellay zu: „Der Herr Pater sind vom alten Testamente und haben keinen Antheil am und im neuen Testamente."

* Wir entnehmen einer New-Yorker Korrespondenz die Mittheilung über ein seltsames Duell, welches beweist, bis zu welchem Grade die Emanzipation des weiblichen Geschlechts in Amerika schon gediehen ist. Beim Weggehen von einem Feste behauptete die Tochter eines der reichsten Banquiers, von einer ihrer Freundinnen beleidigt worden zu sein, weil dieselbe mit ihrem (der Beleidigten) Bräutigam dreimal getanzt habe. Sie forderte sie also zum Zweikampf heraus. — Am andern Morgen fanden sich die beiden Damen in Begleitung zweier Freundinnen als Sekundanten auf dem Terrain ein und wechselten fünf Kugeln, deren letzte die Banquierstochter an der Schulter streifte. Damit hatte die Sache ein Ende.

* Der Wirth: „He, Joseph! hast Du unter Anderm die Maß Wein aufgeschrieben, die der Passagier auf dem Zimmer Nro. Vier gestern bekommen hat?" — Der Kellner: „Die Maß Wein? Mir scheint — ja, ja, ich glaube, ich hab's aufgeschrieben!" — Der Wirth: „Nu, Unrecht soll ihm nicht geschehen, das ist nicht meine Sache, aber wenn Du es nicht recht gewiß weißt, so — schreib's nur lieber noch einmal auf."

* Die beste Telegraphenlinie wäre wohl die: „wenn man alle halbe Meile ein — Mädchen stationirte und der Ersten die Nachricht als ein Geheimniß anvertraute.

Auflösung des Räthsels in № 65:

Versetzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Dienstag, 8. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Edwin's Mutter war zuerst an einen Fabrikanten verheirathet gewesen, welcher wenige Jahre nach seiner Geburt plötzlich gestorben war und seine Frau und Kinder in Umständen zurückgelassen hatte, die sich als nicht sehr glänzend erwiesen. Dieser Mann hatte für sehr reich gegolten, ohne es zu sein. Nach seinem Tode blieb den Seinigen nur eine sehr bescheidene Rente, und der Bruder des Verewigten, ein angesehener Kaufmann, mußte die Hinterlassenen unterstützen. Die Kinder starben, und die hübsche junge Wittwe heirathete mehr um der Versorgung willen als aus Neigung einen Beamten, den sie in einem kleinen Badeorte kennen gelernt hatte, und folgte dem Patrimonialrichter Forberg nach Schlesien. Die einzige Frucht dieser Ehe war Edwin, welcher schon im zehnten Jahre seinen Vater verloren hatte und nun von der Mutter erzogen worden war, die wenig Vermögen, aber eine kleine Pension besaß und diese in einer kleinen Provinzialstadt Oberschlesiens verzehrte. Das Talent und die Vorliebe für Musik hatte Edwin von seiner Mutter geerbt, die auch seine erste Lehrerin im Klavierspiel und Gesang gewesen war und deren Andenken er noch mit einer schwärmerischen Hingebung und Zärtlichkeit verehrte. Als Edwin später gegen den Wunsch seines Oheims, eines einflußreichen hochgestellten Beamten, der ihn gerne für die juristische Laufbahn gewonnen hätte, die Musik zum Lebensberufe erwählte, hatte seine Mutter die außerordentlichsten Opfer für seine gründliche Ausbildung gebracht und war vielleicht den Folgen einer allzu strengen Selbstbeschränkung erlegen. Nach ihrem Tode fand sich das kleine Vermögen aufgezehrt, und es ergab sich, daß die gute Frau, die in ihrer Jugend bessere Tage gesehen, in den letzten Lebensjahren sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren gesucht und ihrem Sohn, auf den sie so stolz war und so große Hoffnungen gesetzt, ihre kleine Pension ohne Abzug zu seinem Unterhalt geschickt hatte. Es ergab sich aber von da an für Edwin Forberg auch die Nothwendigkeit, die Aspirationen auf höhere Kunstleistungen aufzugeben und sich sein tägliches Brod durch Musikunterricht zu erwerben. Die Liebe und Wärme, womit Edwin von dieser trefflichen Mutter sprach, die Menge hübscher kleiner Züge aus der Zeit seiner Jugend, seiner Studien an den Konservatorien in Dresden und Leipzig, und seinen Bestrebungen nach einem idealen Ziele in der Kunst, machten einen tiefen Eindruck auf das weiche Gemüth Melanie's, dem die Gleichartigkeit der beiderseitigen Geschicke den jungen Musiker noch inniger empfahl. Edwin war ja ebenfalls eine Waise, nur hatte sein stolzer reicher Oheim die Hand von ihm abgezogen. Edwin schien aber dadurch nicht entmuthigt, sondern fühlte sich eher ermuntert und auf seine eigene Kraft angewiesen. Was daher dem Zauber seiner Persönlichkeit, wenigstens in den Augen eines treuherzigen unerfahrenen Mädchens, nicht gelungen war, das gelang vielleicht der Aehnlichkeit des Schicksals, dem Mitgefühl.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, die ersten wonnigen Frühlingstage brachten dem gichtkranken Rudolf Hellborn einige Erleichterung und jedenfalls eine heitere Stimmung, und Edwin, welcher unvermerkt volle Hausfreunds-Rechte in dem kleinen Häuschen der Vorstadt erlangt hatte, durfte den Greis ins Freie führen. Er hatte den ganzen Winter hindurch so treulich an der Pflege und Unterhaltung des Kranken mitgewirkt, ihm seine Lieblingsstücke vorgespielt, Mozart's und Beethoven's Meisterwerke, hatte ihm mit seiner vollen wohltönenden Stimme seine Lieb-

lingsdichter ausdrucksvoll und mit unverkennbarem tiefem Verständniß vorgelesen, und sich gleichsam unentbehrlich gemacht. Unmerklich war er eine unentbehrliche Note in diesem Dreiklang, das ergänzende Glied dieses isolirten Menschenkleeblattes geworden. Noch hatte er nicht in Worten zu gestehen gewagt, was seine Seele bewegte, aber Melanien war es ja kein Geheimniß mehr, wie der junge Musiker für sie fühlte, wenn sie auch ihr eigen Herz noch nicht gründlich geprüft und gefragt, wenn sie bisher auch ihr Empfinden für ihn mehr für brüderliche Liebe und Vertrauen gehalten, wenn sie mehr einen holden beglückenden Traum geträumt, als ein klar bewußtes Glück genossen hatte.

Allein die Schicksalsmächte erwecken den Menschen jäh aus solchen Träumen und Ahnungen, die oft schöner sind als die Erfüllung. Eines Vormittags kam Edwin zu ungewöhnlicher Stunde. Er war ernst, beinahe verstört, und doch mengte sich in seine Aufregung ein Strahl von Hoffnung und Glück.

„Ich bin auf eine eigenthümliche Weise überrascht worden," sagte er zu Onkel Rudolf und seiner Nichte. „Ein Brief meines Oheims als Antwort auf die Zusendung meiner Komposition meldet mir, daß er pensionirt worden und nach Berlin gezogen sei, was seine Antwort Monate lang verzögert habe. Er scheint sich mit dem Minister überworfen zu haben oder in Ungnade gefallen zu sein, fühlt sich leidend und wünscht mich in seiner Nähe zu haben. Seinem Einflusse verdanke ich die Berufung auf eine Lehrstelle, welche mir Ansehen und ein leidliches Auskommen sichert. Onkel Geheimerath will mir seine Unterstützung und Fürsprache angedeihen lassen, um mir eine Karriere zu eröffnen; ich soll die trefflichen Bildungsmittel jener Metropole der Intelligenz ausbeuten, und vor Allem, ich soll so schnell wie möglich kommen! Und doch ist diese unerwartete Wendung meines Geschickes mir nicht so willkommen, als sie sein sollte, denn gerade jetzt fällt mir der Abschied von hier unsäglich schwer — ich habe hier gleichsam eine Heimath gefunden!"

— „Thorheiten! Sie müssen gehen, Forberg, sowohl aus Pietät gegen ihren Oheim, wie aus Rücksicht für Ihre eigene Zukunft!" sagte Onkel Rudolf. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dieser Wendung. Sein Sie ein Mann und zeigen Sie, was an Ihnen ist, falls Sie etwas mehr in sich fühlen, als das Zeug zu einem einfachen Musiklehrer!"

Melanie stammelte ebenfalls einen Glückwunsch, aber ihr Herz bebte. Ein ungeheurer vager Schmerz, eine düstere Ahnung zog beängstigend durch ihre Seele. Sie ging umher wie eine Betrunkene, und fühlte, ohne hinzusehen, daß Onkel Rudolf sie scharf beobachtete; sie vermochte diese Prüfung nicht auszuhalten, sondern eilte auf ihr Stübchen und weinte sich aus.

Als sie wieder herunterkam, war Edwin fort, der Oheim lag auf dem Sopha, das Gesicht wider die Wand gekehrt und anscheinend nicht zum Sprechen aufgelegt. Der Rest des Tags zog träge an ihr vorüber. Spät am Abend kam Edwin wieder, wehmüthig gestimmt, aber entschlossen. Er erzählte, daß er Urlaub am Ascher'schen Institut genommen und einen Stellvertreter bestellt, daß er dem Oheim telegraphisch geantwortet habe, er werde einstweilen kommen und sich die Sache persönlich ansehen, um dann erst sich zu entscheiden, und er werde schon am andern Morgen die Reise nach Berlin antreten. Onkel Rudolf betrachtete ihn forschend, billigte aber diesen Entschluß, in welchem, wie Edwin behauptete, alle seine Freunde ihn bestärkt hatten. Melanie aber, welche bemerkt hatte, daß Edwin noch etwas auf dem Herzen zu haben schien, wofür er vergebens nach einem resoluten Ausdruck rang, war so erschüttert, daß sie trotz des energischen Ringens um Festigkeit doch unwillkürlich in ein heftiges Weinen ausbrach.

„Geh doch, Kind! Sei nicht thöricht, liebe Melanie," sagte Onkel Rudolf mit einer Betonung, die tröstlich sein sollte, und mit einem sarkastischen stechenden Blick auf den jungen Musiker. „Du hörst ja, es ist nur ein temporäres Scheiden, und Forberg schwankt noch in seiner Wahl. Wir dürfen seinem Glück nicht im Wege stehen. — Komm, mein Herzchen, sei stark!" fuhr er fort, zog ihr die Hände vom Gesicht und heftete sein Auge lange und forschend auf sie. „Es ist schon spät, und da Freund Forberg morgen in aller Frühe abreist, so wollen wir ihn nicht zu lange aufhalten. Sag' ihm also jetzt sogleich Lebewohl und geh' dann zu Bette. Je länger Du noch hier bleibst, desto mehr wirst Du erschüttert werden. Geh', mein Kind! Geh' in Gottes Namen! Es ist 10 Uhr vorüber! Nimm Abschied von Forberg!" Es lag etwas in seinem Ton, das keine Widerrede aufkommen ließ.

Edwin näherte sich ihr und ergriff ihre zitternde Hand. „Leben Sie wohl, Fräulein Hellborn! — Adieu, liebe theure Melanie! Sie sollen bald von mir hören!" setzte er flüsternd hinzu, und drückte ihre Hand liebreich, zärtlich. Sie stammelte einige unverständliche Worte und schrie

dann unwillkürlich auf. Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich auf die Stirne; Onkel Rudolf aber trat herzu, ergriff die von dem Uebermaß bitteren Schmerzes und düsterer Ahnungen schier zu Boden Gedrückte, Wankende an der Hand, geleitete sie bis zur Treppe und kehrte dann zu Forberg zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

*Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

Vielleicht erinnern sich noch manche Leser dieser Blätter, wie vor einigen Jahren — im Anfange des Jahres 1866 — ein junger Mann erzählte, der, ein geborener Zweibrücker, länger als sechzehn Jahre seine Heimath nicht mehr gesehen hatte, welche er nach dem Tode seiner Eltern in betrübten Verhältnissen verlassen mußte; dann aber, als er sich eine sichere Stellung als Beamter errungen hatte, einem inneren Drange, einer unbestimmten Sehnsucht nicht länger widerstehen konnte und zu dem Orte, wo seine Wiege stand, pilgerte. Er erzählt dort, wie er ermüdet von der langen Fußreise hier ankam und sich unter dem großen Pappelbaume rechts der Brücke niederließ, um ein wenig auszuruhen. Er hatte den schönen Baum schon von der Höhe des Kreuzbergs herab freudig begrüßt, den er immer in liebendem Andenken trug und welchen er vor Augen hatte, wenn er seiner Heimath gedachte; denn dazumal war er schon eine ungewöhnliche Erscheinung; aber um wie Vieles war er während den sechzehn Jahren seiner Abwesenheit größer und majestätischer geworden! — Als er nun zu seinen Füßen saß, den Rücken an dessen Stamm gelehnt, sah er mit Begeisterung zur dichtbelaubten Krone auf und erquickte sich an deren Reichthum und Pracht. Darüber wurde es immer dunkler und spät, und immer stiller und ruhiger um ihn her; und anstatt nach kurzer Rast, wie seine Absicht war, weiter zu gehen, überraschte ihn dort der Schlaf, von welchem er erst lange nach Mitternacht, durch Vorboten eines starken Gewitters, wieder geweckt wurde. Aber ihm dünkte es kein Schlaf gewesen zu sein, was ihn während vieler Stunden dort fest bannte; sondern der Geist des Baumes, so glaubte er, war erwacht und hatte seine Seele gefangen genommen, indem er ihm von längst vergangenen Tagen erzählte, und ihn einweihte in deren Geschichten und Sagen. Diese Erzählungen alle bezogen sich auf Zweibrücken und seine nächste geschichtlich-romantische Umgebung, welche der junge Mann alsbald aus seinem Gedächtniß niederschrieb und einiges davon später in diesen Blättern veröffentlichte.

Diese erste Reise in seine Vaterstadt, welche der junge Mann, dem Drange seines Herzens nachgebend, unternommen hatte, war für denselben sehr folgereich geworden. Schon mehrere Wochen lebte er heiter und auch zufrieden in Zweibrücken, als ihm plötzlich klar wurde, warum es ihn so unwiderstehlich ins Westrich, in seine Vaterstadt zog. Er fand nämlich unerwartet dort das Wesen, das der Himmel ihm zu seiner Gefährtin auf der Lebensreise bestimmt hatte. Dieses Erkennen machte ihn zum glücklichsten Menschen; denn gerne willigte auch sie in den Umtausch der Herzen ein, und versprach ihm, recht bald ihm in seine neue Heimath folgen zu wollen. Und er säumte nicht, sie so bald wie möglich heim zu holen. Seitdem sind schon viele Pfingstfeiertage vorüber gegangen, als in welcher schönen Jahreszeit das glückliche Ereigniß für unsern jungen Freund stattfand; aber schon öfters hat er dieselben benutzt, um sich immer an Ort und Stelle auf's Neue des Glücks zu freuen, welches ihm die Vorsehung hier bereitet hatte. Selten aber machte er die Reise allein; Frau und Kind in den ersten Jahren; später im Laufe der Zeit auch Frau und Kinder begleiten den glücklichen Ehemann; nur wenn es unmöglich ist, daß die Hausfrau sich von Haus entfernen kann, dann kommt er allein. Dies war nun an den letzten Pfingstfeiertagen der Fall wieder gewesen; er machte diesmal die Reise allein, und sie wurde ihm noch dazu eine recht traurige.

Er hatte nämlich schon zu Haus gehört, daß der schöne Baum links von der Brücke dem neuen Brückenbau zum Opfer hat fallen müssen, was ihn wie uns unendlich geschmerzt hat, indem auch er fragte: „Hat denn dies wirklich sein müssen?" Auch das war ihm zu Ohren gekommen, daß die Rede davon sei, darum auch den Großen, rechts der Brücke, zu beseitigen; allein dies ließ ihn ganz gleichgiltig, weil er nicht daran glaubte; er verwarf es als eine reine Unmöglichkeit! — Und doch! —

Wie wurde ihm, als er die traurige Veränderung auf dem Platz sah, welchen er von der neuen Vorstadt aus betrat! Fort die Majestät seines hohen Lieblings, und an der Stelle zu dessen Füßen eine Masse, die er nicht gleich erkennen konnte:

Er sah mit Angst den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche? —
„Man sieht noch am verhau'nen Stumpf,
„Wie mächtig war die Eiche!"
Das ist der Wächter! frag ich noch?
So liegst du wirklich doch! und doch!
Und doch mußtest du fallen!! — — —

Wenn nun des Winters Stürme nah'n,
Die furchtbar drohend sausen,
Wer hält mit starkem Arm sie an,
Läßt seinen Wald zerzausen?
Wer bricht die Macht von dem Orkan,
Der wüthend uns'rer Stadt will nah'n,
Und bändiget sein Rasen?

Und wenn des Sommers schwüle Luft
Das Hochgewitter thürmet
Ob uns'rer Stadt, das donnernd ruft,
Das Blitze zückt und stürmet;
Wer hält die Hand mit treuem Sinn
Hoch über alle Häuser hin,
Den Blitz zu sich zu leiten? — —

O Wächter, treuer Wächter du!
Ach, bist du hingefallen?
Wer hält nun Wacht, damit die Ruh
Gegönnet werde Allen?
Gefallen bist, dem Gram zum Trutz!
Gefallen ohne Noth und Nutz!
Die Stadt nun ohne Wächter! — —

So seufzte er und heiße Thränen rannen über seine Wangen, als wäre ihm ein theurer Jugendfreund gestorben. Auch hielt er sich nicht lange hier auf, sondern reiste, früher als sein Vorsatz war, mit wundem Herzen weg, welchen Gram ihm wohl Viele nachfühlen mögen; besonders wenn man immer noch, — und wenn man nach Wochen wieder an Ort und Stelle kommt, — die Leiche immer noch da liegen sieht, so daß unwillkürlich das bittere Gefühl fragt, warum dieser majestätische Baum seine Kraft und Schönheit nicht in dieser schönen Frühlingszeit hat entfalten dürfen? Gewiß wäre er ein viel erhebender und freudigerer Anblick gewesen, als diese Leiche, die nicht vergessen läßt, was sie uns war und noch sein könnte! — An der nämlichen Stelle liegt der Rumpf des Baumes, wo er in voller Lebenskraft sein schönes Haupt gen Himmel trug. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Was ist das Leben eines Frauenzimmers? Von 18 bis 25 Jahren der siebenjährige Krieg zwischen Herz und Verstand. Von 25 bis 55 Jahren der 30jährige Krieg mit dem Schneider, und von da weiter eine hartnäckige Vertheidigung einer alten Citadelle gegen die sturmlaufenden Jahre.

* „Warum mag wohl Ihr Nachbar, der Geizhals, geheirathet haben, und noch dazu ein so armes Mädchen?" fragte Jemand. — „Dieses Räthsel will ich Ihnen lösen", erwiederte der Gefragte, — „um eine Dienstmagd zu ersparen!"

* (Auf der Polizei.) Polizei-Offiziant zum Vagabunden: „Er ist wegen Landstreicherei verhaftet worden. Ausweis hat er keinen. Wovon ernährt er sich?!" Vagabund. „Vom Essen und Trinken."

* Ein dem Andenken einer verstorbenen Gattin errichteter Grabstein in Maine, Ver. Staaten, trägt folgende Inschrift: „Thränen können Dich nicht mehr zum Leben zurückrufen, darum weine ich."

* Ein Advokat verlor vor Gericht eine Sache, die ihn selbst anging. Darüber war seine Schwester zornig und sprach: „Bist du ein Rechtsgelehrter, und verlierst dein eigen Recht?" Da gab er ihr zur Antwort: „Du Närrin, du redest, wie du es verstehst. Sie haben in dieser Stadt nicht das Recht, welches ich studirt habe".

* In manchen Weingegenden ist es üblich, bei der Weinlese zu schießen. Da sich dabei manchmal Unglück ergab, so wurde dieser Gebrauch verboten. Der Verwalter ließ die Dorfgemeinde zu sich rufen und machte ihr Folgendes bekannt: „Das Schießen während der Weinlese ist verboten! ich glaube aber, daß ihr es auch ohne Verbot unterlassen hättet, wenn ihr bedenkt, daß heuer der Wein keinen Schuß Pulver werth ist."

* Soldat. Heinerle, wie geht's denn Deiner Mutter? — Bub. Sie ist immer noch krank und liegt im Bette. — Soldat: Was macht denn Dei Vater? — Bub. Den kenn i gor net, ober mei Mutter sagt alleweil, er is a rechter Lump. — Soldat. Sag' Deiner Mutter a schönes Kumplement von mir und Dei Vater läßt gute Besserung wünschen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Donnerstag, 10. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Droben stumpfte sich das herbste Trennungsweh allmälich unter einem reichlichen Thränenergusse ab und das krampfhaft zusammengeschnürte Herz ward etwas leichter. Melanie legte sich aber nicht zu Bette, sondern hüllte sich in ein Umschlagetuch und setzte sich an das offene Fenster. Die kühle stille Nachtluft leckte die Thränen von ihren Wangen und wehte labend gegen die heiße glühende Stirne, und der tiefe Friede der Natur, der milde Glanz der Sterne an dem nächtigen Firmament kontrastirte seltsam mit dem nagenden Schmerz und wilden wirren Kampf ihres aufgeregten Gemüths. Es däuchte ihr ein Trost, Edwin noch einmal zu sehen, bevor er wegging; aber die Zeit ward ihr lange, denn er hatte eine lange Unterredung mit Oheim Rudolf, dessen Stimme oft laut und eindringlich ward, ohne daß sie jedoch seine Worte verstehen konnte. Endlich hörte sie Stühle rücken und den Gast aufbrechen; die Thüre knarrte, er ging. Sie beugte sich aus dem Fenster, um noch ein Mal den Ton der theuren Stimme zu erhaschen, die für sie bald auf immer verloren sein sollte. Sie hörte seine leisen Abschiedsworte, als er dem Oheim Lebewohl sagte; dann ward die Hausthüre geöffnet und die beiden Männer standen im Sternendämmer auf der Schwelle eine Weile stumm — Beweis genug, wie tief sie ergriffen waren; dann brach Onkel Rudolf das Schweigen.

„Leben Sie wohl, Forberg! Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben; reden Sie offen mit Ihrem Oheim und theilen Sie mir das Ergebniß dieser Unterredung mit!" sagte Onkel Rudolf mit sanftem Ernste. „Hier kann nur Offenheit und Klarheit zum Ziele führen! darum nochmals: theilen Sie mir die Ansicht Ihres Onkels rückhaltslos mit! Und nun adieu, mein junger Freund; Gott segne Sie! Auf Wiedersehen!

— „Verlassen Sie sich auf mich, Herr Hellborn; Sie haben ja mein Wort," erwiederte Edwin leise. „Ich bin nun froh, daß es so gekommen ist, und ich werde Ihren Rath getreulich befolgen und seiner stets dankbar gedenken. Grüßen Sie Melanie noch viel tausendmal. Ich werde Ihnen über Alles ausführlich schreiben. Und nun leben Sie wohl!"

Onkel Rudolf ließ ihn zur Gartenthüre hinaus und Edwin ging; aber als der alte Herr wieder hinter der Hausthüre verschwunden war, kehrte Edwin bis zum Zaune um und blickte zu dem Fenster von Melanie's Stübchen herauf, erkannte diese und winkte noch einmal herauf mit den leise geflüsterten Worten: „Gute Nacht, mein süßes Leben! Auf Wiedersehen, Geliebteste!"

6.

„Das ist ja thörichte Selbstqual, liebes Kind! Komm', steh' auf und geh' zu Bette, oder wenn Du noch nicht schlafen willst, so komm' herunter und laß uns noch ein Viertelstündchen plaudern!" sagte Onkel Rudolf, der, von seiner Nichte unbemerkt, in das Zimmer getreten, wo sie halbohnmächtig vor dem offenen Fenster zusammengesunken war. „Komm', ich muß noch mit Dir sprechen, denn es ist besser, ich rede jetzt offen zu Dir und erspare Dir und mir einen späteren Schmerz! Ich hatte keine Ahnung von dem Geheimniß, welches mir dieser Abend verrathen hat!"

Er zündete die Kerze auf dem Nachttischchen an, schloß das Fenster und setzte sich der Schluchzenden gegenüber. „Alles was ich heute gesehen habe, liebes Kind, läßt mich befürchten, daß Edwin Forberg Deinem Herzen näher steht als ich vermuthete oder wußte. Habe ich richtig ge-

urtheilt? Jenun, Deine Thränen und Dein Schweigen bestätigen meine Befürchtung, und ich muß mir selbst die Schuld beimessen, daß es so gekommen, denn ich erlaubte ihm diese Besuche. Ich will und kann Dich nicht tadeln, Melanie, aber ich möchte wünschen, ihr Beide hättet euch nie gesehen!"

Melanie blickte erschrecken, beinahe argwöhnisch zu ihm auf, las aber nur Milde und Besorgniß in Onkel Rudolf's Zügen.

„Ich muß Dir zunächst eine Thatsache mittheilen, welche Edwin auf mein Geheiß Dir seither verhehlt hat," fuhr der Oheim fort. „Ein geheimer räthselhafter Rapport zog mich selber zu dem jungen Manne hin, denn er ist der Sohn einer Frau, die ich einst beinahe bis zum Wahnwitz geliebt hatte."

— „Sie, lieber Oheim?" fragte Melanie fast ungläubig.

„So ist es, mein Kind. Ich war ein übermüthiger junger Offizier, der sich darin gefiel, in seinem kleinen Lebenskreise den Alcibiades zu spielen, den die Schulden nahezu erdrückten, ohne ihm jene thörichte Eigenliebe und jenen frevlen Leichtsinn rauben zu können, welche sich im Becher des Genusses betäuben und aller Warnungen spotten, und die man oft fälschlich für Muth oder Genialität hält. Ich blicke mit Reue und Widerwillen, ja mit Verachtung auf jene Lebensperiode zurück, obschon ich sie später schwer gebüßt habe. Zu einer Zeit aber, wo ich auf der Höhe meiner Thorheiten stand und mir unter den hohlköpfigen jungen Offizieren meiner Garnison eine Anzahl blinder Nachahmer heranzog, lernte ich durch einen Zufall eine junge Dame kennen, welche ich im Uebermuth einer trunkenen Laune insultirt hatte. Da ich aber meinen Irrthum und Fehler eingesehen, hatte ich es auch für geboten erachtet, denselben aus freien Stücken abzubitten, und so stellte ich mich denn ihrem Vater vor, gestand meine Rohheit und bat ihn um die Erlaubniß, persönlich die Verzeihung seiner Tochter nachzusuchen und ihr meine freiwillige Versetzung nach einer andern Garnison anzubieten. Es kam aber ganz anders, als ich erwartet hatte, denn der Ministerialrath v. Lenz, Amaliens Vater, hielt mir anfangs eine strenge Standrede über meine unverantwortliche Lebensweise überhaupt und mein Benehmen gegen seine Tochter insbesondere, gab sich dann aber als Jugendfreund meines verstorbenen Vaters zu erkennen und gewährte mir Zutritt in seinem Hause, als ein Mittel, wie er sagte, um mich aus dem Kreise meiner Kameraden zu entführen. Der gute Mann ließ sich nicht träumen, daß Amaliens anfängliche Entrüstung gegen mich in Liebe umschlagen könne. Aber sie war ein ganz eigenartiges Geschöpf: lieb und weich und gefühlvoll, reich begabt und schwärmerisch, anmuthig ohne schön zu sein, aber von einem ungemein gewinnenden Wesen. Du findest in Edwin Forberg ihr vollendetes Ebenbild. Kurzum, wir kannten einander noch keinen Monat, so liebte ich Amalien mit all dem leidenschaftlichen Ungestüm, das der Unstern meines ganzen Lebens war, und sah mich wieder geliebt. Es war unser süßes Geheimniß, das wir der Welt verbargen. Herr v. Lenz würde dieses Verhältniß niemals zugegeben haben, aber ihre Mutter ignorirte es oder schien es nicht zu bemerken. Die Entdeckung konnte jedoch nicht ausbleiben. Herr v. Lenz galt für reich und hielt ein offenes Haus, worin alle Leute von Auszeichnung und Verdienst sich versammelten und Amalie als einziges Kind einen Haupt-Anziehungspunkt bildete. Ein junger Industrieller warb um sie und gewann den Vater für sich aber Amalie versagte ihm ihre Hand und gestand endlich, daß ihre Neigung zu mir der Grund ihrer Weigerung sei. Ich hatte eine Unterredung mit ihrem Vater, worin er mich schlechthin für einen Undankbaren erklärte und mir sein Wort gab, daß mit seiner Bewilligung Amalie niemals die meinige werden würde. Zugleich verbot er mir sein Haus. Um jene Zeit erhielt ich einen neuen Schwadronschef, einen Mann, den ich in meiner früheren Periode des Leichtsinns und Uebermuths einmal dem Gespötte meiner Kameraden preisgegeben hatte und der mich nun seine Rache empfinden ließ. Ich bekam Streit mit ihm und kam in Folge davon auf die Festung und nach erstandener Strafe in eine andere Garnison, nämlich hierher nach Ortheim. Hier erfuhr ich eines Tages, daß Amalie, mit welcher ich immer noch insgeheim Briefe gewechselt, mich dennoch verrathen und einen Anderen geheirathet hatte. Dies war ein furchtbarer Schlag für mich, denn er machte mich irre an der Menschheit, und ich ward innerlich ein Verächter der Menschen, ein kalter ernster Skeptiker, während ich äußerlich wieder in den ganzen wilden und rohen Taumel meiner früheren Lebensweise versank, bis mich mein Schicksal ereilte und ich meinen Abschied nehmen mußte, und hilflos, ohne Kenntnisse und Lebensberuf, in die Welt hinaus geschleudert wurde. Ich war damals namenlos unglücklich,

denn ich war erbittert gegen Amalien, und fühlte doch, daß ich selbst die Treulose noch liebte. Aber das Schicksal hat mich an ihr gerächt, denn sie hatte mit jener Verheirathung auch ihr eigenes Lebensglück verscherzt, und ihr erster Gatte soll an Gift gestorben sein, das er selber genommen, als seine Hoffnungen auf ein reiches Erbe von seinem Schwiegervater sich nicht bewährten und sein mühsam balancirtes Schuldengebäude über ihm zusammenbrach, — das Letzte, was ich in der Fremde von Amalien erfuhr. Erst als Edwin sich wieder bei uns einführte, lernte ich die späteren Schicksale seiner Mutter kennen."

(Fortsetzung folgt.)

* Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

(Fortsetzung.)

Mein Freund hatte die Güte, mir die noch übrigen Erzählungen seines gefallenen Freundes zu senden, welche ich hier unter dem bekannten Titel mittheilen will:

Zweibrücken
und seine nächste geschichtlich-romantische Umgebung.

Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

Es war dem Schläfer dort unter der großen Pappel, — deren Erzählungen er nun vor ungefähr zehn Jahren lauschte — vorzüglich und vorerst darum zu thun, von den Orten in der Umgebung Zweibrückens etwas aus der Vorzeit zu hören, wo er die glücklichsten Tage seiner harmlosen Kindheit verlebte und welche ihm in der Fremde noch viel theurer geworden waren. Wie glänzte ihm die Heimath so lieblich, wo er in fröhlicher Jugendlust, an der Hand der geliebten Eltern, mit seinen Freunden die anmuthigen Stellen besuchte, wo Bekannte und Verwandte sich einfanden, um bei einer Tasse Kaffee oder einer Schale Milch die stärkende und belebende Landluft zu genießen. Vor allen erinnerlich war ihm noch der bis in die letzte Zeit seines Hierseins oft besuchte Vergnügungsort Wolfsloch. Sehnsüchtig gedachte er der dort verlebten heitern Stunden und der lieblichen Gesellschaften, die er Gelegenheit hatte zu sehen. Jetzt noch erinnert er sich mit Vergnügen an die schönen Gruppen von fröhlichen Mädchen, die in allen Farben ihrer sommerlichen Toiletten durch das grüne Gebüsch schimmerten, was sich so malerisch ausnahm. Es war wirklich dazumal ein ganz angenehmer Vergnügungsort, das Wolfsloch, das ungefähr eine halbe Stunde von Zweibrücken gelegen, wohin der Weg durch das schöne Wiesenthal an Bubenhausen vorbeiführt. Es ist schade, daß es nun als solcher nicht mehr besucht wird; denn der Aufenthalt war wirklich erquickend dort. Der Hügel rechts am Eingang in das Thälchen, welches diesen Namen führt und das einen muldenförmigen Einschnitt in den Bubenhauser Berg macht und sich nach hinten aufwärts hebt, bis es sich mit dessen Höhe vereinigt, ist schön mit Birken und Akazien bewaldet, unter welchen allenthalben an geeigneten Stellen Tische und Bänke angebracht waren. Besonders schön war es auf der sogenannten Rondelle, von wo man die schönste Aussicht über das ganze Wiesenthal hat bis an die Stadt hin, während man völlig von den schönen, dichtbelaubten Bäumen vor den Sonnenstrahlen geschützt ist. Diesem Punkt gegenüber, unten, links beim Eingang ins Thälchen, breitet ein stattlicher Apfelbaum seine weiten Aeste aus. Dort waren auch unter seinem Schutze Sitze angebracht, welche immer gleich besetzt wurden, weil in deren nächster Nähe der Tummelplatz der Jugend war, wo alsbald die fröhlichste Spiellust sich entfaltete, und

Schau nicht herum,
Der Fuchs geht um!

oder „Wittmännchens" oder was sonst Ergötzliches aufgeführt wurde.

Das Gütchen ist aber seit jener Zeit schon öfters in andere Hände übergegangen, und die Verhältnisse haben sich dadurch auch verändert; längst ist Wolfsloch für die Zweibrücker aus der Liste der Vergnügungsorte gestrichen worden. Vielleicht hätte aber doch damals, als sich Alt und Jung dort des Lebens freute, Manchem die Haut gefröstelt, hätte er ahnen können, welche tragische Katastrophe diesem freundlichen Plätzchen seinen Namen gegeben hatte, welcher wohl den Fremden auffallend ist, allein das Ohr der Zweibrücker, die von jeher daran gewöhnt sind, nicht störend berührt. Ohne den hohen Wächter, der es in jener Nacht unserm Freund entdeckte, wäre die Sache nie mehr besprochen worden, nun auch er — ach! — dahin ist,

Der so gut die Sagen wußte
Von längst vergess'ner That und Fehden,
Von denen Keiner mehr kann reden;
Von Thürmen, welche längst vernichtet,
Von Wäldern, welche jetzt gelichtet;
Von Sitten aus den alten Tagen,
Von Edlen, welche schlummernd lagen

So lang im Grab, daß kein Vermächtniß
Uns wach erhalten ihr Gedächtniß rc.

Er wußte aber das Ereigniß genau zu erzählen, das nicht weniger tragisch war, als das, welches dem Wolfsbrunnen bei Heidelberg seinen Namen gab, obgleich hier ein junges, kräftiges Landmädchen die Heldin der Tragödie war und während es dort eine Prinzessin gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Zahnstocher-Industrie.) Der Verbrauch hölzerner Zahnstocher in Amerika ist wahrhaft enorm. Ein Gasthaus in New-York, das nur einigermaßen gut geht, braucht täglich 600 bis 1000 Stück. Dieselben werden sämmtlich in Chili aus Orangeholz gemacht, wo Jung und Alt mit deren Verfertigung beschäftigt ist. Ein Arbeiter kann stündlich 500 fertig bringen. Sie werden dann in Bündel von 1000 Stück und diese in Fässer verpackt. Eine einzige Firma in New-York importirt jährlich 5000 bis 6000 Fässer. 1000 Stück kosten 9 Silbergroschen. Man sieht daraus, wie selbst aus Kleinigkeiten große industrielle Geschäfte erwachsen können.

* Der Mammon verwandelt die zärtlichsten Herzen in Marmelstein. Anna in Königsberg ist sicher ein recht gutes und hübsches Dienstmädchen, und an ihrem Schatz, einem blühenden norddeutschen Krieger, ist sicher Nichts auszusetzen, und doch, kaum hat ihr die Lotterie einen Gewinn von 3000 Thlr. in den Schooß geworfen, so setzt sie sich selbigen Tages hin und schreibt ihrem Schatz: Lieber Wilhelm, ich habe 3000 Thlr. gewonnen und muß nun eine standesgemäße Heirath machen; nun nimm die Minna, die auch ein gutes Mädchen ist und Nichts hat!

* (Für Hundebesitzer.) In einem Münchener Blatte stand vor Kurzem folgende Anzeige: „Den resp. Hundebesitzern zeige ich hiermit an, daß ich dieselben scheere, wasche und ihnen auch die Ohren stutze.“

* Das höchst thronende Spatzenehepaar befindet sich unstreitig in Freimersheim; besagtes Paar hat nämlich sein Nestchen gerade in den Schweif des Hahnes auf dem Kirchthurm gebaut.

Lebensphilosophie.

O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Vernunft und Weisheit stillt der Leidenschaften Krieg,
Und selbst der Tugend Schmerz verschönert ihren Sieg.
Die Kleinmuth wünscht den Tod; er endet ihre Pein.
Im Unglück leben kann die Tugend nur allein.

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Schiller.

Räthsel.

Ich senke mich mit bleiernem Gefieder
Belastend auf ein Haupt hernieder,
Das von des Schmerzes Genius
Geweiht mir ward durch ernsten Kuß;
Das vor des Lebens Freud' und Glück
Nun scheu und finster weicht zurück.
Nimm mir das Haupt: ich werd' ein harmlos Kraut,
Aus dem die kund'ge Hand ein heilsam Tränklein braut,
Doch weil ich herbe bin, so meidet man mich wohl,
Es nützt die Sprache mich als trauriges Symbol.
Raub noch drei Zeichen mir — verscheucht ist die Gewalt,
Die meinem Ganzen leiht die traurige Gestalt.
Stolz wandl' ich mich, hoch heb' ich mich empor,
Wohl dem, der nimmer mich zu edler That verlor.
Ich stärke wunderbar; die kleine Schaar der Krieger
Führ' ich aus blut'ger Schlacht zum Heil hervor als Sieger.
Doch auch des Lebens Kampf erfordert mein Panier;
D'rum meine hehre Macht ersterbe nie in dir.
Merk', eins ist eigen mir, seh' ich des Werks Gelingen,
So wachsen mir im Strauß die feurig glüh'nden Schwingen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Samstag, 12. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

— „Und was bewog Herrn Forberg, sich Ihnen zu nähern?“ fragte Melanie mit ängstlicher Spannung.

„Die dringende Bitte seiner sterbenden Mutter, sich nach mir zu erkundigen und mir ein Porträt von ihr, das zur Zeit unserer heimlichen Verlobung für mich gemalt worden war, mit der Versicherung zu überreichen, daß Amalie nie aufgehört habe, mich zu lieben und zu beklagen; daß ich ihre erste und einzige Liebe gewesen sei und sie mir die Treue des Herzens bewahrt habe ihr Leben lang. Ein Brief Amaliens belehrte mich nach so langen Jahren erst, daß sie jenem ersten Gatten ihre Hand gereicht nur auf die dringenden Bitten ihres Vaters, der ihr gestanden hatte, daß sein scheinbarer Reichthum eitel Schwindel gewesen sei, um einen reichen Mann für Amalie zu ködern, und daß ihre Mutter würde betteln müssen, wenn Herr v. Lenz plötzlich wegstürbe, da er nicht einmal das Bett sein eigen nenne, auf welchem er sein Leben aushauchen werde. In der That fand sich auch bald nach Amaliens Verheirathung bei dem Tode ihres Vaters, daß er sich seit Jahren der Veruntreuung amtlicher Gelder schuldig gemacht und diese, wie sein früheres Vermögen einem unseligen Hang zum Börsenspiel geopfert hatte.“

— „Barmherziger Himmel, das war ja furchtbar!“ rief Melanie erschüttert. „Und Sie wollen nun dem armen Edwin die Schicksale seiner Mutter entgelten lassen?“

„Da sei Gott vor!“ versetzte Onkel Rudolf. „Edwin's Vater war ja ein Anderer und stand im Rufe eines Ehrenmannes. Ich habe im Gegentheil den Jungen lieb gewonnen, schon weil er mich so lebhaft an seine Mutter erinnert. Ich war deßhalb so schwach, ihm den Zutritt in unserem Hause zu gewähren, wodurch jene Beziehungen zu Dir entstanden, die ich nicht billigen kann. Erschrick nicht, Kind, sondern höre mich ruhig und ohne Vorurtheil an. Edwin hat heute Abend um Deine Hand angehalten, weil er Deiner Liebe sicher zu sein wähnte.“

— „Und Sie haben ihn abgewiesen?“ entfuhr Melanie voll Seelenangst.

„Mit nichten; dies würde einen Menschen von seinem Wesen vielleicht nur in seinem Glauben bestärkt haben,“ erwiederte Rudolf Hellborn ruhig. „Nein, als Dein väterlicher Freund und Quasi-Vormund lag mir eine andere Pflicht ob. Ich schilderte ihm Deine Lage, die Abhängigkeit von Deiner Stiefmutter, Deine Mittellosigkeit; ich verwies ihn an seine eigene ungesicherte Stellung und an die Abhängigkeit von seinem Oheim. Ich handelte nach Gewissen und Pflicht, indem ich von ihm verlangte, daß er seine Absichten auf Dich seinem Onkel anvertraue, und mich bereit erklärte, meine Einwilligung zu ertheilen, wenn drei Bedingungen erfüllt seien: nämlich erstens, Deine Zustimmung und diejenige seines Oheims; zweitens der Nachweis einer gesicherten Lebensstellung; und drittens, der Verlauf einer dreijährigen Verlöbniß-Periode, damit ihr Beide eure Herzen und Neigungen noch genauer prüfen könntet. Findest Du diese Bedingungen lästig, wenn ich Dir zugleich sage, daß Ihr Beide volle Freiheit haben sollt, mit einander Briefe zu wechseln?“

— „Ich danke Ihnen, lieber Oheim! Ich bin ja überzeugt, daß Sie mein Bestes im Auge haben,“ sagte Melanie schämig erglühend, denn ein überwältigendes Gefühl von Dankbarkeit gegen Onkel Rudolf, von befriedigter Eigenliebe, bräutlichem Glück, arglosem Vertrauen und dabei doch einem seltsamen Bangen, zitterten durch alle Fibern ihres Wesens.

„Gute Nacht, Kind! Lege Dich schlafen und überlasse es dem Himmel, wie er diese Sache fügen wird. Wir haben das unsere gethan, und erfüllte Pflicht ist ein sanftes Ruhekissen!"

Der Oheim Rudolf ging, aber als Melanie längst schon ihr Licht gelöscht hatte und in einer unklaren tiefen Gemüthsbewegung ihr von so vielen Affekten gepreßtes Gemüth in stillem mildem Weinen erleichterte und der Schlummer vor all den chaotischen Gedanken, Erinnerungen und Zukunfts-Ahnungen floh, hörte sie den alten Oheim noch mit gemessenen Schritten drunten in seinem Wohnzimmer auf und abgehen.

Vierzehn Tage vergingen trübe und in erwartungsvoller Spannung, ohne daß von Edwin ein Lebenszeichen eintraf. Melanie hegte zwar nicht den mindesten Zweifel an ihm, aber es setzte ihre Geduld und ihr Vertrauen doch auf eine qualvolle Probe, daß er so säumig im Schreiben war. Mittlerweile war ihre Stiefmutter seit langer Zeit zum ersten Male wieder da gewesen, um sich zu erkundigen, ob wohl das Gerücht wahr sei, daß Edwin Forberg sich mit Melanie verlobt, ohne daß sie, die Mutter, etwas davon erfahren habe; aber Onkel Rudolf hatte es einen dummen Schnack und Stadtklatsch genannt, und der Schwägerin einfach erwiedert: wenn an dem Gerüchte etwas Wahres gewesen wäre, würde sie es schon erfahren haben; aber es sei seine Sache nicht, seine Nichte wie saures Bier auszubieten, wie andere Leute es mit ihren Töchtern thäten. Die Majorin fühlte den Stich, denn es war bekannt, daß sie ihre beiden Töchter allenthalben zu zeigen und ins glänzendste Licht zu stellen bemüht war. Kein Ball, kein Concert ohne die Anwesenheit der Majorin Hellborn und ihrer Töchter im reichsten modischesten Putze, und außerdem keine Woche, ohne irgend ein mehr oder minder zahlreich besuchtes häusliches Fest droben auf dem Landhause, wozu mit den Einladungen unter der jüngeren Männerwelt nicht gegeizt wurde; dazu noch im Sommer der Besuch von Baden-Baden oder irgend einem anderen fashionablen Bade auf mehrere Wochen, und trotzdem immer noch kein Mann für Gisela, die bereits zu verblühen begann! So oft Onkel Rudolf mit seiner Schwägerin zusammentraf, was neuerdings freilich kaum einmal im Vierteljahr geschah, schimpfte der alte Herr über die heutige verdorbene Welt und die Thorheit so vieler Mütter, welche da meinten, durch ein Bischen Flittertand und oberflächlichen Schliff ihrer Töchter reiche junge Männer für dieselben einzufangen, was ihnen doch niemals bei einem verständigen und anständigen Manne gelingen werde, weil dieser die plumpe Absicht merken und davon verstimmt werden müsse, — über die gewissenlosen, thörichten, unbesonnenen Mütter, die ihre eigene unersättliche Vergnügungssucht und Unruhe mit Vorgeben zu maskiren suchten, daß sie sich nur in den Strudel von Vergnügungen stürzten, um angeblich ihren Töchtern eine Versorgung zu verschaffen. Frau Sophie schien all diese Anzüglichkeiten zwar zu ignoriren, aber die Epigramme kamen doch an die richtige Adresse und wurmten der Majorin tief, ohne sie jedoch zu bessern. Und gerade angesichts des Gerüchts von Melanie's Verlobung mit dem eleganten und allenthalben beliebten Musiklehrer, der möglicherweise noch dereinst seinen reichen Oheim beerben konnte, vermochte Melanie's Stiefmutter eine Regung von Neid nicht zu unterdrücken.

Endlich kam ein Brief von Berlin an den Oheim, und die wohlbekannte Handschrift auf der Adresse nahm eine Centnerlast vom Herzen der jungen Waise. Onkel Rudolf erbrach das Couvert, und suchte nach einem Briefchen an Melanie; es war aber keines da. Dann überlas er den Brief hastig und reichte ihn mit einem stummen bedeutsamen Lächeln seiner vor Aufregung bebenden Nichte.

Melanie las das Schreiben gierig, und die Farbe, die von ihren Wangen gewichen war, kam und ging wieder. Edwin meldete, daß er die ihm zugedachte Stelle nicht erhalten habe, da seine Kenntnisse nicht zureichend gewesen seien; daß Oheim ihn freundlich aufgenommen und zu einem längeren Verweilen aufgefordert habe, damit Edwin die Herrlichkeiten Berlins kennen lerne; daß er aber bald wieder nach Ortheim zurückzukehren gedenke, um seine Stelle nicht zu verlieren, indem sein Oheim wenig geneigt zu sein scheine, seine Aspirationen nach dem Ziele eines Opern-Komponisten zu unterstützen. Edwin hoffte also, den Oheim und Melanie binnen Kurzem wieder zu sehen, versicherte Beide seiner unaussprechlichen Sehnsucht nach ihnen und seiner zweiten Heimath in dem Häuschen der Vorstadt, und bat den Onkel Rudolf, ihm mit einigen Zeilen zu melden, wie es ihm und Melanien gehe, da er ihretwegen sehr in Sorgen sei.

„Nun, Kind, was sagst Du zu diesem Briefe?" fragte Onkel Rudolf.

— „Oh, er ist recht lieb und ermuthigend," stammelte Melanie erglühend. „Ich hätte unserem Freunde gegönnt, daß er jene Stelle bekommen

hätte; aber vielleicht hat er ein ander Mal mehr Glück!"

„Ich zweifle sehr, daß Forberg wieder hierher zurückkehrt, Kind," entgegnete der Onkel ernst. „Auf die Gefahr, Dir damit wehe zu thun, sprech' ich sogar meine Ueberzeugung aus, daß dies nicht geschieht. Dieser Brief hier verschweigt eine Hauptsache, nämlich ob Edwin Forberg mit seinem Oheim über sein Verhältniß zu Dir gesprochen und wie der Geheimerath dieses Geständniß seines Neffen aufgenommen hat. Ich habe Edwin gebeten, sich hierüber gegen seinen Verwandten auszusprechen und mir mitzutheilen, was der Geheimrath dazu sage. Daß er hierüber gar nichts äußert, ist unrecht und eine unverzeihliche Schwäche. Ich für meinen Theil sehe darin kein gutes Zeichen!"

Melanie ließ das Köpfchen hängen, um Thränen zu verbergen, und Onkel Rudolf überließ ihr den Brief und enthielt sich aller weiteren Bemerkungen; er schien geflissentlich den Namen Forberg nicht mehr nennen zu wollen, und vermied sogar jede Anspielung auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

(Fortsetzung.)

Die Hügel, welche sich auf beiden Seiten des Thälchens hinziehen, und die jetzt angebaut und mit Obstbäumen reichlich bepflanzt sind, waren in früheren Zeiten bis nahe an ein Häuschen, das wohl in der Nähe der jetzigen Wohnung mag gestanden haben, mit Wald bewachsen, der ununterbrochen als Hochwald den ganzen Gebirgszug bis weit nach Lothringen hinein bedeckte, hie und da nur einem kleinen Dörfchen Luft ließ, dessen Bewohner sich mit Mühe so viel Land urbar gemacht hatten, um das wenige Getreide zu pflanzen, das sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hatten. Der Besitzer des soeben erwähnten Häuschens, ein armer Bauersmann, Namens Kiefer, hatte dieses kleine Anwesen von seinen Eltern ererbt. Das kleine Haus, ein noch kleineres Ställchen, einige Ziegen, ein wenig Ackerland und Wieswachs, war das ganze Eigenthum, das zu seinem und seiner Familie Wohnung und Unterhalt diente. Ein starker Quell, der am Ende des kleinen Thales, ungefähr in der halben Höhe des Berges aus einer unzugänglichen Schlucht hervorbrach und ungefähr fünfzig Schritte weiter einen kleinen Teich bildete, floß mäßig durch die ganze Länge des Thälchens und diente zum Gebrauch der Einwohner und zur Bewässerung der kleinen Wiese (heute ist dieser Quell so arm, daß er im Sommer austrocknet) bis er sich dann im großen Wiesenthal in den Bach ergoß. Unzugänglich war die Schlucht, woraus er sich hervordrängte, denn noch nie waren Menschenhände beschäftigt gewesen, das dicht verworrene Gestrüpp zu beseitigen, welches das Geklüft umwucherte, und es war am hellen Tage dort so dunkel und unheimlich, daß sich Niemand dahin wagte, und man weiter nichts wußte, als daß ein klares und gesundes Wasser an jenem Ort entspringt.

Der Bauersmann Kiefer hatte eine Frau und zwei Kinder; eine Tochter von zwanzig Jahren, Katharine, und einen Sohn, Peter, von bald neunzehn Jahren. Käthe, die ein fleißiges, heiteres und rothwangiges Mädchen war, hatte schon seit Jahren Bekanntschaft mit einem braven Burschen, der jenseits des Baches im Dörfchen Einöd wohnte; das damals wohl mit Recht diesen Namen führen mochte, denn nur wenige Häuser und Hofgeringe machten den Anfang zu dem jetzt ziemlich großen Dorfe, dessen reiche und anmuthige Umgebung längst keiner Einöde mehr gleicht. Weder die Eltern Katharinens, noch auch die von Joseph, dem Geliebten des Mädchens, hatten etwas gegen das Verhältniß ihrer Kinder, sondern waren vielmehr ganz einverstanden damit, obgleich Josephs Vater ein ziemlich reicher Ackersmann war. Aber er wünschte, was auch Käthchens Eltern wollten, daß die Kinder noch etwas älter werden sollten, damit sie, wie er sich ausdrückte, die thörichten Jahre hinter sich hätten, um dann mit mehr Einsicht und Kenntnissen ihren Haushalt beginnen und führen könnten. In dieser Ansicht wurde der alte Schlemmer, Josephs Vater, noch durch einen andern Umstand bestärkt, welcher bis in unsere Zeit auf dem Lande oft maßgebend ist. Er hätte nämlich seinem Sohne, zum Beginnen seines Hauswesens, Land abtreten müssen; da er aber noch mehrere Kinder hatte und sein jüngstes erst im nächsten Jahre volljährig wurde, so hielt er es am besten, bis zu diesem Moment zu warten, sich alsdann aber mit seiner Frau, wie man es nennt, in den Vorbehalt zu setzen und seine übrigen Güter unter seine Kinder zu vertheilen. Zu gleicher Zeit sollte dann auch Käthchens und Josephs Hochzeit sein. Alle waren mit diesem Plane wohl zufrieden, und glücklich besprachen oft die jungen Brautleute ihr künftiges Hauswesen mit einander.

Es war ein kalter, rauher Tag im Monat Dezember; es hatte schon einige Nächte tüchtig gefroren, ohne daß es zuvor Schnee geworfen hätte. Käthchen und Peter waren gewöhnt, das Holz zum täglichen Gebrauch im nahen Walde zu holen, sobald sie keine nöthigere Arbeit davon abhielt. So waren sie denn gestern mit einander im Walde gewesen, wo sie wie zufällig Joseph antrafen; und heute holten sie wieder Holz, wobei ihnen Joseph getreulich half; und als sie genug hatten, belud er sich auch mit Käthchens Last, um sie ihr nach Hause zu tragen. Im traulichen Gespräch gingen die Drei mit einander heimwärts, bis sie in die Nähe der Schlucht kamen, wo der Quell entsprang und von wo an der Weg nun abwärts zur Wohnung führte. Hier wollte sich Käthchen von ihrem Geliebten trennen; allein er bat sie, ihn noch ferner ihre Bürde tragen zu lassen. Du weißt, lieber Joseph, sagte Käthchen, daß es mein Vater nicht gerne sieht, wenn du mir allenthalben begegnest. — Peter, rief sie ihrem Bruder nach, eile nicht so sehr, damit wir mit einander nach Hause kommen. — Und du, mein Trauter, lege die Bürde ab und gib sie mir. Joseph that es und legte ab; allein sein Herz war ihm so beklommen, daß er noch dringender bat, sie bis nach Hause begleiten zu dürfen. Allein um den Vater nicht zu reizen, wünschte sie, daß er umwenden sollte. — Willst du nicht, liebe Käthe, sagte Joseph, so verlasse ich dich; allein ich thue es mit schwerem Herzen! So gib mir einen Kuß und ich gehe! — Da legte das Mädchen ihre beiden Arme um den Nacken ihres Geliebten, drückte ihn fest an ihr treues Herz, indem sie ihm mit den zärtlichsten Worten versicherte, daß er ihr Taggedanke sei und ihr Traum, und daß auch sie sich heute schwer, schwer von ihm trenne Dann aber nahm sie schnell ihre Last mit Josephs Hilfe auf den Kopf, reichte ihm die Hand noch einmal und bat ihn mit feuchten Augen, nun auch schnell nach Hause zu gehen, daß er noch vor Nacht dort ankomme. Dann eilte sie schnell ihrem Bruder nach.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Soeben gelangen wir in den Besitz des fünft n Heftes der „Allgemeinen Familien-Zeitung", und konstatiren gerne, daß dasselbe einen neuen Beweis für die Großartigkeit und beispiellose Wohlfeilheit dieses Unternehmens liefert. Dem reichen Inhaltsverzeichnisse entnehmen wir hier nur: „Der Schmuck des Inka", Erzählung von Karl Frenzel; „Fremdes Blut", Novelle von Bernd v. Guseck; „Ein Geisterseher als Reisegesellschafter" von Aug. Becker; „Der letzte Berliner Salon" und „Eine Wanderung zu den Gräbern der Familie Humboldt" von Max Ring; „Aus der nordamerikanischen Wildniß" und „Der Judas Ischarioth zu Ostern" von Fr. Gerstäcker; „Der unterschlagene Wechsel", Kriminalgeschichte von Otfrid Mylius. Außerdem finden wir darin verschiedene höchst interessante naturwissenschaftliche und kulturhistorische Mittheilungen aus der bewährten Feder von W. Baer und zwei sehr ansprechende Novelletten von Fr. Eggert und Neumann-Strela. Endlich erwähnen wir von den äußerst gelungenen Illustrationen die Porträts von „John Brigth" „Hector Berlioz" und „Don Juan Prim", ferner: „Kaiser Napoleon III. und der kaiserliche Prinz im Garten der Tuilerien", „Die Claxton'schen Kugelspritzen", „Die neue Aufdämmung des Themse-Ufers an der Landfeste der Waterloobrücke und die Tunnels der unterirdischen Eisenbahn, der Wasser-, Gas- und Cloaken-Leitungen", „Der Eintritt der Gewässer des mittelländischen Meeres in die Bitterseen des Suez-Kanals", sowie „Das Legen des Feldtelegraphen". In Betracht des hier Gebotenen können wir nicht umhin, die „Allgemeine Familien-Zeitung" (Preis pro Monatsheft von 8 Groß-Foliobogen = 192 Spalten nur 21 kr. rhein.) auf's Neue angelegentlichst zu empfehlen.

Mannigfaltiges.

* Ein Krösus an Zeit hat kürzlich berechnet, wie viel Stiche zum Nähen eines Hemdes nöthig sind. Zum Kragen vier Reihen steppen 3000 Stiche, die Ende abnähen 500, Knopfloch und Knopf annähen 150, den Kragen an's Hemd annähen 204, die Manchetten steppen 1228, Ende abnähen 68, Knopflöcher 48, an die Aermel nähen 840, Schulterblatt nähen 3348, Bruststücke säumen 393, Aermel nähen 2532, Keile und Aermel einsetzen 3050, Säume nähen 948, lange Nähte 4526, Rand säumen 1104, im Ganzen gehören zu einem Hemde 20,649 Stiche, welche — mit 10 Sgr. bezahlt werden!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Dienstag, 15. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Vier Wochen lang war kein weiterer Brief von Edwin mehr gekommen, und der innere Kampf, welchen Melanie gegen jene Neigung zu dem jungen Musiker kämpfte, war beinahe entschieden. Sie hatte sich in stiller Ergebung mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Edwins Verwandter diese Verbindung nicht billige, und daß Edwin selbst nicht gegen den Willen des Geheimraths zu handeln wage. Und dieser Kampf und diese Resignation war dem jungen Mädchen nicht leicht geworden, denn sie hatte ihn allein durchfechten müssen, ohne eine Vertraute oder Freundin, ohne ein liebreiches stützendes Mutterherz, ohne ein tröstliches Wort vom streng urtheilenden Oheim. — Es war ein schöner sternenheller kühler Maiabend, und Melanie saß strickend im Dämmerlicht am offenen Fenster, während Onkel Rudolf rauchend und sinnend im Zimmer auf- und abging. Da hörte Melanie plötzlich einen bekannten Schritt draußen auf dem Trottoir sich dem Zaun nähern, sah eine wohlbekannte Gestalt unter der geöffneten Gartenthüre erscheinen und erbebte vor gewaltiger innerer Erregung. Bevor sie noch ihre Arbeit beiseite gelegt und sich der Thüre genähert hatte, trat Edwin Forberg in die Stube, so freundlich und fröhlich, als wäre das kleine Häuschen seine Heimath und Onkel Rudolf und Melanie seine besten Freunde auf der ganzen Welt.

„Gott grüße Sie, Fräulein Hellborn!" sprach er mit bewegter Stimme, erfaßte Melanie's Hand mit der alten Herzlichkeit und schaute ihr mit seinem weichen, liebreichen, gewinnenden Blick in die Augen, so daß er im Nu ihre ganze Entsagung über den Haufen warf und sie Alles vergaß: ihre Armuth und schlichte Erscheinung und einfache Erziehung, ihren Entschluß, sich keiner Illusion mehr seinetwegen hinzugeben, den möglichen Widerwillen des Geheimenraths, die Warnungen von Onkel Rudolf u. dgl. m.

Auch Rudolf Hellborn schien so überrascht und erfreut von der unerwarteten Rückkehr des Musiklehrers, von dessen sichtlichem Vergnügen, sich wieder in dem altvertrauten Kreise zu sehen, von dem herzlichen Tone und Benehmen Edwin's gegen Melanie, daß er selber einen freundlichen traulichen Ton gegenüber von Edwin fand, und mit einem gewissen beweglichen Interesse auf die Erzählung hörte, welche der junge Forberg von seinem Berliner Aufenthalte gab. Aus Edwin's Schilderungen ging zwar nicht genau hervor, ob er dem Geheimrathe seine Neigung zu Melanie gestanden und ob derselbe sie gebilligt hatte. Soviel aber war klar, daß die Hoffnungen Edwin's auf seines Oheims Unterstützung sich nicht ganz verwirklicht hatten, denn der junge Musiklehrer war mit dem Entschlusse zurückgekehrt, vorerst auf eigenen Füßen zu stehen und sich von dem Oheim unabhängig zu erhalten, daher zunächst in seiner bescheidenen Stellung am Ascher'schen Institute zu verbleiben. Er hatte in Berlin interessante Bekanntschaften gemacht und vieles Schöne und Lehrreiche gesehen und gehört; er hatte Gelegenheit gehabt, mancherlei Vergleiche zwischen Anderen und sich zu ziehen, welche theils ermuthigend, theils entmuthigend waren. Aber ein Stein des Anstoßes war in seinem Wege aufgetaucht in Gestalt einer Mamsel Haake, der Wirthschafterin und Vertrauten seines Oheims, welche auf denselben einen maßgebenden Einfluß auszuüben und nicht ohne Neid das Interesse des Geheimraths für den Neffen zu bemerken schien, und die die offenkundige Ursache zur Heimkehr Edwin's nach Ortheim gewesen war.

Edwin hatte den Entschluß gefaßt, seinem reichen Verwandten nicht zur Last zu fallen, sondern geduldig durch eigenen Fleiß sich hinaufzuarbeiten. Wie hoch ihn dies in den Augen Melanie's stellte, deren Wangen darob von einer stolzen Freude erglühten und deren Blicke ihm die bewunderndste Anerkennung dafür — zollten! Auch Rudolf Hellborn schien darob erfreut zu sein, obschon der feste forschende Blick, den er bei dieser Eröffnung Edwin's auf diesen heftete, nicht ohne eine Beimischung von stummer skeptischer Frage war. Allein eine wichtige Folge hatte diese Mittheilung doch für die beiden jungen Liebenden: Onkel Rudolf gestattete die Fortdauer ihres persönlichen Verkehrs, wenn er auch seine Nichte sorgsam verwarnte, sich nicht dem Wahne hinzugeben, als ob aus diesen Beziehungen zu Edwin jemals ein Bund für das Leben werden könne.

„Ich bin dem Jungen bis auf einen gewissen Grad gut," sagte Onkel Rudolf; „aber er soll mir erst noch Beweise von seiner Willens- und Charakterstärke geben; Dir aber traue ich zu, liebes Kind, daß Du gegen eine thörichte Schwäche gefeit bist. Wenn ich Dir den Umgang mit ihm verbieten wollte, so würde ich villeicht das schnurgerade Gegentheil erzielen, denn Ihr Frauensleute trachtet ja am liebsten nach der verbotenen Frucht!"

7.

Und gleichwohl trog die Theorie von Rudolf Hellborn, und seine Nachgiebigkeit war vielleicht ebenso gefährlich, wie der Widerstand gewesen wäre. Onkel Rudolf ließ es geschehen, daß der junge Musiklehrer öffentlich an der Seite Melanie's erschien und sie auf ihren Gängen in der Stadt und auf Besuchen begleitete, welche sie in der Nachbarschaft machte, um Armen und Kranken kleine Unterstützungen zu bringen, welche der Oheim von seinem kleinen Einkommen immer noch entbehren konnte. Daher kam es denn, daß man auf's Neue wieder in der Stadt von einem Verlöbniß der beiden jungen Leute sprach, ehe diese nur ein eigentliches Geständniß getauscht hatten.

Allein dies konnte nicht ausbleiben: Edwin's Neigung nahm in dem zwanglosen Verkehr täglich und stündlich an Innigkeit und Gluth zu, und es kam die Stunde, wo er an einem schönen Sommerabend draußen unter dem großen Birnbaum ihr gestand, daß er ohne sie nicht leben könne, und wo er sich mit ihr förmlich verlobte, — wo Melanie, von dem seltsamen fremden Hochgefühle des Moments, von der leidenschaftlichen Innigkeit der Werbung hingerissen, von ungeahnten Empfindungen der Freude und des Triumphes bewegt, der Warnungen ihres Oheims vergaß und nicht nur einwilligte, Edwin's Geschick zu theilen, sondern auch dieses Verlöbniß einstweilen als ein süßes Geheimniß zu bewahren!

Die beiden jungen Leute waren so glücklich, daß es unbegreiflich erschien, wie Onkel Rudolf nichts von ihrem Geheimnisse ahnen mochte. Der feuchte Glanz in Melanie's, der sieghafte triumphirende Stolz in Edwin's Augen, das gelegentliche leise Flüstern der Beiden und die Beeiferung, möglichst oft mit einander allein zu sein, hätten ihm verrathen sollen, daß die von ihm befürchtete Verständigung stattgefunden, daß Forberg das Herz des jungen Mädchens erobert hatte. Melanie's stilles träumerisches Hinbrüten, wenn sie allein war und Luftschlösser in die Zukunft baute, hätten den sonst so mißtrauischen Oheim warnen sollen und müssen, wenn nicht gerade andere Gedanken und Sorgen ihn in Anspruch genommen und wenn der Zustand des Heimlichthuns länger gedauert hätte. Aber die Entdeckung erfolgte sehr rasch.

Wiederum erschien eines Vormittags spät im September Edwin Forberg zu ungewohnter Stunde in Onkel Rudolfs Wohnstube und verkündete schon durch seine Miene ein unerwartetes Erlebniß. Ein Brief des Geheimraths berief ihn peremptorisch nach Berlin zu dem tieferschütterten alten Herrn, denn die dicke Mamsell Haake war eines Morgens todt im Bette gefunden worden, von einem Herzschlage hingerafft, und dieser Verlust hatte den hoch erschreckten Geheimrath jählings daran erinnert, daß er allein in der Welt dastehe und daß auch seine Stunden gezählt sein könnten. Edwin fühlte, daß er dem Ruf des Oheims folgen müsse, sowohl aus Pietät, wie aus weltlichen Rücksichten; er hatte bereits seine Angelegenheiten geordnet, seinen Koffer gepackt, und war gekommen, um Abschied zu nehmen und dem Onkel Rudolf zu gestehen, daß er und Melanie Eins geworden seien für Zeit und Ewigkeit, denn nun war ja doch nicht im mindesten mehr an der Einwilligung Rudolfs zu dieser Verbindung zu zweifeln, wo Edwin's Aussichten für die Zukunft so günstig erschienen. Onkel Rudolf liebte ja Beide, und Onkel Geheimraths Einwilligung konnte auch nicht ausbleiben, denn er hatte ja die schönste Chance, in dem jungen Ehepaar zwei dankbare Herzen zu gewinnen, welche sich nach Kräften wetteifernd bemühen würden, seinen Lebensabend zu verschönern. Erst gestern hatten Melanie und Edwin ahnungsvoll die Möglichkeit dessen besprochen, was nun Aktualität geworden, und

waren Beide zu diesem beruhigenden hoffnungsreichen Ergebniß gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

(Fortsetzung.)

Joseph blieb noch eine Weile auf der Stelle stehen und sah ihr mit Thränen in den Augen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwunden war. Dann wandte er sich und ging langsam im Walde hin, indem er sich selbst fragte, warum er heute so unendlich betrübt sei, da er doch hoffen konnte, morgen wieder das gute Mädchen zu sehen. Um Alles in der Welt wäre er gern umgewendet und Käthchen nachgegangen; aber um sie nicht zu betrüben, fing er an, den Weg am Hügel hinab zu laufen, der ihn in die Ebene bringen sollte — da war ihm, als höre er seinen Namen ängstlich rufen; aufhorchend hörte er deutlich: Joseph! Hilfe, Hilfe, Joseph! — So schnell er hinunter gesprungen war, so schnell stürmte er wieder hinauf, indem er laut schrie, ich komme, ich komme! Aber fort und fort hörte er jammernde Töne, zugleich auch Peters Stimme, der athemlos zurückgerannt war. Beide trafen zusammen und stürmten rufend den mehr und mehr verstummenden Tönen nach, bis sie zur Stelle kamen, wo das arme Mädchen seine Last abgeworfen hatte, und mit sträubendem Haar sahen sie zerfetzte Kleidungsstücke mit Blut befleckt. Nur die Verzweiflung allein gab Beiden Kraft und Muth, den Spuren nach ins Dickicht zu dringen, den Blutspuren nach — denn eine Stimme hörten sie nicht mehr, sie war verstummt, ach, verstummt auf ewig! — Und bald, ach bald hatten sie einen Anblick, der fähig gewesen wäre, auch das härteste Herz in tiefste Trauer zu schmelzen — wie mußte er auf den Geliebten und den zärtlichen Bruder wirken?! — —

Den Hilferuf hatten aber auch weiter unten im Thale der Vater und einige Männer gehört, welche sich zufällig in der Nähe befanden, und Alle, mit Knitteln und Aexten bewaffnet, stürmten heran; aber sie kamen nur zu herzzerreißendem Auftritt und Anblick. — Joseph, der wie sinnlos hingestarrt hatte, stürzte bewußtlos hin.

Als sich die Männer einigermaßen wieder gefaßt hatten, suchten sie die Spur des Raubthiers auf; sie drangen tiefer in die Schlucht ein und überzeugten sich bald, daß es zwei Wölfe müssen gewesen sein, die das Gräßliche verschuldet. Tiefer einzudringen wäre darum auch äußerst gefährlich gewesen, indem sie zu wenig und auch nicht gehörig bewaffnet waren. Sie kehrten also zurück, wo ihre Hilfe jetzt nöthig war. Mit großer Mühe wurden die Leiche und Joseph fortgebracht, indem auch Peter unfähig geworden war, Hand anzulegen. Beide Jünglinge befiel ein hitziges Fieber, von welchem Peter nur nach langen Wochen zum Troste der armen Eltern wieder erstand; Joseph aber nach drei Tagen, eine Beute der grauenvollsten Phantasieen, demselben erlag. Er wurde nun mit seiner geliebten Braut vereint, die er so ungern im Leben verlassen hatte.

Da zu vermuthen war, daß sich die Wölfe nicht weit entfernt hatten, sondern sich nur in der Schlucht versteckt hielten, um sie bald wieder zu verlassen, so wurden Vorkehrungen getroffen, derselben habhaft zu werden. Es fanden sich auf die Nachricht von dem entsetzlichen Unglück viele wehrhafte Männer aus der Umgegend ein, denen es noch in derselben Nacht gelang, zwei furchtbare und ganz ausgehungerte Wölfe zu erlegen.

So geschah es in der längst vergangenen Zeit, rauschte es dumpf dort oben in der Krone des Riesen; aber wer weiß noch etwas von solchen Dingen? — Und aus Wolfsschlucht machte die Zeit, die Alles umgestaltet und ändert, W o l f s l o c h.

Eine lieblichere und anmuthigere Ursache gab dem Hofgute, welches auf dem Berge gerade über dem Wolfsloch gelegen ist, seinen Namen. — Der R o s e n h o f liegt recht, wie man sagen könnte, auf der „Zinne des Tempels“, denn von dort aus hat man die schönste und ausgedehnteste Aussicht um Zweibrücken herum. Zuerst fällt das Auge auf den Vordergrund, das Ernstweiler-Bubenhauser Wiesenthal, in dessen Hintergrund ein großer Theil der Stadt sichtbar wird. Dieses liebliche Panorama wird rechts eingefaßt von dem Berge, welcher sich südöstlich von der Stadt erhebt. Sein ursprünglicher Name ist „Rothenberg“, wird aber häufiger noch „Galgenberg“ genannt, darum, weil in früheren Zeiten ein sehr ominöses Gerüst auf seiner höchsten Höhe stand, das auch häufig in Aktivität gesetzt wurde und darum vielleicht auch eine Schauder erregende Wirkung hervorgebracht haben mag; jetzt aber, wo Alles vergessen ist, was an damalige Zustände erinnern könnte, jetzt sehen wir nur einen wohl angebauten Berg mit vielen Obstbäumen bepflanzt, an welchen sich der Tschifflik-Berg anreiht, der von dieser Seite das Bild schließt. Links ist der Fahrenberg, im Rücken von Ernst-

weiler, dann der Kreuzberg gelegen. Diese beiden letzteren Anhöhen liegen gegen Norden von der Stadt und begrenzen das Bild mit ihren schönen Obstgärten von dieser Seite.

Dies ist das nächste und unterste Bild, das vom Rosenhof aus gesehen wird. Allein über all' diese Schönheiten hinaus erblickt man von hier noch weit entferntere Gegenden. Geradaus gegen Sonnenaufgang hin liegt Pirmasens, der höchst gelegene Ort der Rheinpfalz, mit seinen nächsten Umgebungen, das Dorf Lemberg und andere hohe Punkte einer weit ausgedehnten Gebirgskette. Mehr links und etwas näher der Stadt erblickt man, über den Kreuzberg hinaus, die Dörfer Maßweiler und Reifenberg; letzteres besonders kennbar an seiner freundlichen Kirche, die vor wenigen Jahren erbaut wurde.

Alle diese Herrlichkeiten sieht man von dem Punkte des Rosenhofs aus, wo sich die schönen Wohn- und Dekonomiegebäude befinden, die auf dem Gipfel des Berges prangen und freundlich in das Thal hinabschauen. Ein Obstgarten umgibt die Wohnung und alle Hügel bis ins Thal hinab sind auf das beste bebaut und bepflanzt. Wendet man sich nun aber rückwärts und durchwandert man den angrenzenden, nordwestlich gelegenen schönen Buchwald, so hat man in entgegengesetzter Richtung eine ganz andere, aber ebenfalls schöne und interessante Aussicht. Denn da liegt vor uns noch ein Theil der schönen Bierbacher Au nebst dem Dörfchen Bierbach. Eine Viertelstunde davon, rechts, liegt das prachtvolle Gütchen, der „Gutenbrunnen", nach der lautern und gesunden Quelle so benannt, die dort entspringt und einen kleinen Teich bildet, worauf — zwar keine Schwäne, aber doch — schöne Enten sich herumtummeln und in dem kleinen Häuschen aus- und eingehen, das zu ihrer Disposition in die Mitte des Teichs gestellt ist. Eine leichte Gondel ladet freundlich dazu ein, auf dem klaren Gewässer herumzufahren. — Von diesem Gute führet auch ein anmuthiger Fußpfad durch dessen Lustwäldchen auf die Höhe des Berges, wo die Ruinen des alten und berühmten Wörschweiler Klosters stehen, neben welchen sich jetzt ein Bauernhöfchen angesiedelt hat. Auch diese Ansicht gewährt uns der Standpunkt dort. Ist aber der Himmel hell, die Luft klar und rein, so kann man von da auch in blauer Ferne den Rücken des Donnersbergs sehen.

In den letzten fünfzig Jahren hatte der Rosenhof nicht immer den nämlichen Herrn, sondern ging auch mehrmals von einer Hand in die andere. Seine schöne Lage lockte immer fröhliche Wanderer und Spaziergänger an, welche dann zu Zeiten recht willkommen waren und denen Alles zu Gebote stand, was Garten und Dekonomie zu leisten vermochten. Ein andermal aber, wenn der Hof seinen Eigenthümer gewechselt hatte, konnte denselben weder Müdigkeit noch Erhitzung des Besuchenden bewegen, nur einen Trunk Wassers zu reichen, viel weniger Obst noch erquickende Milch; solche Beispiele gab es. So erklärt es sich denn leicht, warum einer der schönsten Aufenthaltsorte der ganzen Umgegend von Zweibrücken dermalen gar nicht mehr besucht wird; ja als Vergnügungsort gänzlich aus dem Gedächtniß der Zweibrücker verschwunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Eine kleine Probe aus einer neuen deutschen Sprachlehre.) Runzeln ist ein Zeitwort. Strumpfband ist ein Bindewort. Ohrfeige ist ein Empfindungswort. Michaeli und Martini sind Zahlworte. Geld ist ein Mittelwort. Präsent ist ein Vorwort. Esel ist ein zueignendes Fürwort. Keule ist ein Schlagwort. Hebamme ist ein Hilfszeitwort, und geheimer Polizeispion ist ein angezeigtes Fürwort.

* Als Heinrich IV. einen Höfling zum Ritter schlug und dieser, wie gebräuchlich, niederknieend, begann:

„Herr, ich bin nicht würdig —" unterbrach ihn der König mit den Worten:

„Das weiß ich wohl: es geschieht auch nur auf Empfehlung der Marquise von N., bei dieser habt Ihr Euch zu bedanken!"

* (Auch eine Ausrede.) Vor dem Liverpooler Polizeigericht stand kürzlich ein Mann, des Selbstmordversuchs angeklagt. Ein Polizeimann hatte ihn in dem Augenblicke attrapirt, als er sich aufknüpfen wollte. Er wurde in Folge seiner Erklärung, daß er naß geworden sei „und sich zum Trocknen aufhängen wollte," freigesprochen.

Auflösung des Räthsels in № 69:

Schwermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Donnerstag, 17. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Melanie war an diesem Morgen bei einem alten kränklichen Ehepaar in der Nachbarschaft gewesen, um demselben die monatliche Unterstützung vom Oheim zu bringen. Als sie auf dem Heimweg durch das Hinterpförtchen in den Obstgarten trat, erschrack sie über einen lauten Wortwechsel im Wohnzimmer. Sie erkannte die Stimmen von Onkel Rudolf und Edwin Forberg. Solche laute Erörterungen waren nichts Seltenes, denn die beiden Männer stritten sich oft über Meinungsverschiedenheiten; aber des Oheims Ton war diesmal ungewöhnlich herb und drohend, und als sie näher kam, hörte sie ihn barsch und vorwurfsvoll sagen: „Das ist falsch, das ist ein Irrthum von Ihrer Seite, Forberg! Sie waren in Ihrem Leben niemals so unfrei und abhängig, als gerade von jetzt ab. Sie hätten unter keinen Umständen diesen Schritt thun sollen, der Ihnen keine Ehre macht!“

Von lebhafter Besorgniß erfaßt, erblaßt und unter Herzklopfen trat Melanie ins Zimmer. Onkel Rudolf saß mit finsterer, grollender Miene in seinem Lehnstuhl am Seitenfenster. Edwin Forberg stand vor ihm verlegen und verstört, mit einem Ausdruck im Gesicht, welchen Melanie noch nie an ihm bemerkt hatte. Er kam ihr entgegen ohne jenes gewinnende sonnige Lächeln, womit er sonst immer ihr Erscheinen begrüßt hatte; er erfaßte ihre Hand und sagte mit einer Wehmuth im Tone, der das junge Mädchen eisig durchbebte: „Komm, liebe Melanie! versuche Du den Oheim zu versöhnen! Er mißbilligt unsere Verbindung und will seine Einwilligung nicht geben; er dringt darauf, daß wir uns gegenseitig unser Wort zurückgeben!“

„Um's Himmels willen, lieber Oheim, was ist geschehen?“ stotterte Melanie, von den finstersten Ahnungen durchbebt.

Onkel Rudolf theilte ihr mit kalter Theilnahmlosigkeit die Ursache von Edwin's Abreise und die hierdurch veranlaßte Erörterung wegen des Verlöbnisses mit, und sagte dann in unwilligem tadelndem Tone: „Ja, Melanie, ich gestehe Dir, daß ich dieses Betragen, diese Schwäche nicht von Dir erwartet hätte. Eure Verlobung ist ein Wahnwitz, eine kopflose Thorheit. Was wißt denn ihr Beide von Liebe, von jener Leidenschaft einer dauernden Liebe, welche das Dasein entweder zum Himmel oder zur Hölle macht? Was zwischen euch stattgefunden, ist eine leere flüchtige Liebelei, ein wahnvolles Spiel und Getändel, aus dem euch die Bitterkeit des Lebens nur allzu bald erwecken wird! Wie konntet ihr so tollkühn sein, euch zu verloben, wo keines von euch Beiden noch sein eigenes Herz und Gemüth kennt, geschweige denn die Welt? Wie könnt ihr an die Gründung einer Familie denken, so lange dieser Schwärmer da noch nicht einmal seine eigene Existenz gesichert sieht, so lange er noch von der Laune eines Verwandten abhängt? Diese Verlobung ist ein Unsinn, eine Uebereilung, die ihr Beide in weniger als fünf Jahren für eine Thorheit erklären werdet!“

„Ich versichere Sie, Herr Hellborn, Sie verkennen unser Beider Gefühle — Sie thun uns Unrecht!“ erwiederte ihm Forberg mit einem stolzen, wehmüthigen, geringschätzigen Lächeln und schlang seinen Arm um die Verlobte, die er wie schützend zärtlich an sich drückte. „Glauben Sie mir, ich liebe Melanie so treu und innig, als nur je ein Mann eine Frau liebte, und meine Gefühle für sie werden in vierzig Jahren gerade noch so treuinnig wie heutzutage sein!“

„Das sind Phrasen, mein junger Freund,“ sagte Onkel Rudolf etwas milder und ohne seinen

sonstigen skeptischen Ton. „In Ihrem Alter weiß man noch nicht, welche Veränderungen im Laufe der Jahre mit uns vorgehen. Schon in zehn Jahren werden Sie ganz anders fühlen und denken, als heutzutage, Sie werden mich vielleicht für grausam halten, daß ich nicht sogleich diese neue Verbindung billige; aber ich bin in meinem Gewissen ganz klar und ruhig darüber, daß ich nur euer Beider Bestes im Auge habe, wenn ich so handle. Wenn Ihre Gesinnungen und Betheurungen ernst und wahr sind, Forberg, so werden Sie mir einst danken und mir zugestehen, daß ich es redlich mit euch gemeint habe. Wenn Sie meine Nichte aufrichtig lieben, wie kann Ihnen schwer fallen, eine Probezeit von einigen Monaten und Jahren zu bestehen? Konnten Sie mir denn offen versichern, daß Ihr Verwandter, von dem Sie doch einigermaßen abhängen, Ihre Wahl billige? Können Sie überhaupt sagen, Sie, der Sie noch so wenig vom Leben wissen, ob Ihnen später einmal, wann Ihr unmündig Glück zu Jahren gekommen ist, dieses einfache, naive Mädchen hier genügen wird, das ohne Rang und Vermögen, ohne elegante Manieren und gesellige Talente aufgewachsen, keinen andern Schatz besitzt, als sein wackeres Herz? Nein, wie edel Ihre Gesinnungen, wie feurig Ihre Neigungen sein mögen, Sie können durchaus keine Gewähr dafür geben, daß Ihre äußeren Umstände sich verändert haben! Es wäre gegen die menschliche Natur und Erfahrung!"

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie mich verkennen, Herr Hellborn," wandte Forberg mit verletztem Stolz ein und warf der entsetzten Melanie einen liebreichen, ermuthigenden Blick zu. „Wäre ich in diesem Augenblick der Herr von Millionen, der gefeiertste Künstler der Welt, so würde ich heute um keine Andere werben, als um Ihre Nichte. Mögen meine Glücksumstände noch so glänzend sich gestalten, so soll Melanie sie mit mir theilen. Noch steht es ja in weitem Felde, ob meine Verhältnisse je sich anders gestalten werden als sie sind, außer durch mein eigenes Zuthun, und in diesem Falle wird Melanie mein Ringen theilen, mich anfeuern und meinen Muth aufrichten und den Lohn meiner Bestrebungen theilen. Sie haben mich ja versichert, daß Sie mich ebenso sehr achten, als Sie Ihre Nichte lieben, und daß nur Ihr Mißtrauen in die Beständigkeit meiner Neigung Sie abhält, in unsere Verbindung zu willigen. Verbannen Sie diese Zweifel in mich; lassen Sie uns Beiden die Hoffnung; gestatten Sie uns wenigstens eine Probezeit von einem Jahr oder mehr. Wir Beide sind ja noch jung und können warten. Diese Probezeit soll die Wahrhaftigkeit und Innigkeit unserer Neigung glänzend erproben!"

— „Ich kann mich zu keinem solchen Abkommen entschließen, das nur zu vereitelten Hoffnungen führen könnte," sagte Onkel Rudolf in strengem bestimmtem Tone. „Als der natürliche Vormund und nächste Blutsverwandte meiner Nichte protestire ich gegen die heimliche Verlobung und alle Pflichten und Rechte, die daraus gefolgert werden könnten, denn Melanie ist noch nicht mündig. Nein, ich beharre auf meinem Entschluß, der zu euer Beider wahrem Besten dient. Gehe Jedes seinen eigenen Weg — Sie, mein junger Freund, hinaus in die Welt, sich eine Stellung zu erkämpfen und Ihr eigenes Talent zu erproben, — Melanie den bescheidenen dornenvollen Pfad der Pflicht, den sie selbst erwählt hat. Auch meine Nichte kann im Laufe der Zeit auf andere Gedanken kommen, besonders wenn durch eine längere Trennung von Ihnen eine nüchterne Prüfung an sie herantritt. Habt ihr erst Beide ohne gegenseitige Verbindlichkeit zwei Jahre oder meinethalben auch nur ein einziges Jahr fern von einander verlebt und lieben Sie dann mein armes gutes Kind noch, dann kommen Sie wieder, Herr Forberg, und werben Sie ernstlich um meine Nichte!"

— „Ah, so geben Sie mir also Hoffnung? So versprechen Sie mir also, Melanie's Hand in die meinige zu legen, wenn ich Ihnen alsdann meine unerschütterte Neigung beweise, nicht wahr?" fragte Edwin begierig.

— „Nun ja, Sie mögen in diesem Falle getrost hoffen, obschon ich keine raschen Verpflichtungen eingehe;" sagte Onkel Rudolf. „In meinem Alter übernimmt man keine solche Verbindlichkeiten mehr, denn wer weiß, ob ich in einem Jahr noch lebe? Erhält mir aber der Himmel das Dasein, so werde ich handeln, wie mein Gewissen es mir eingibt und ganz nach Maßgabe Ihrer eigenen Handlungsweise während dieser Zeit, die ich ausdrücklich als Ihre Probezeit behandle. An Ihnen liegt es, glänzend zu bewähren, was in Ihnen ist!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

(Fortsetzung.)

Aber vor langen, langen Jahren trug sich hier oben eine Begebenheit zu, als der edle Stifter dieses Gutes es noch selbst bewohnte, die

wohl werth ist, erzählt zu werden. — Ihm war von seiner Gemahlin ein Töchterchen geboren worden, das in der Taufe den Namen Mathilde erhielt. Als aber das Kind beim Heranwachsen ein ungemein blühendes Ansehen gewann, was kaum anders sein konnte in dieser reinen Himmelsluft, so nannten es die Eltern in ihrem Glücke Röschen. Aber dieses Röschen reifte zur Rose heran; da geschah es denn manchmal, daß die Hand, die darnach greifen wollte, sich ritzte und blutig stach; denn das reizende Naturkind verfolgte viel lieber die Spur eines geflügelten Schmetterlings, als daß es sich von einem ungeflügelten fangen und gängeln ließ; unbefangen lebte es noch ein ungetrübtes schönes Jugendleben.

Aber die Rose des Berges war der Angelstern gar manchen Ritters, der sein Roß zur Höhe anspornte, um dort den Hof zu machen. Tagtäglich zog ein Schwarm dahin, wo die reiche Erbin blühte. Ohne zu ahnen, was die Ursache des Besuches sei, war sie gleich artig und freundlich gegen Alle, und verwundete darum desto tiefer — und wohl manchen auf Lebenszeit.

Mathilde hatte ihr achtzehntes Jahr schon zurückgelegt, als es geschah, daß ein Fest im Herzoglichen Schlosse gefeiert werden sollte, wozu alle höheren Beamten, sowie der Adel der Umgegend mit Frauen und Töchtern eingeladen wurden. Die Rose vom Hofe freute sich mit jugendlicher Lust, mit ihren Eltern Antheil an diesem Feste nehmen zu dürfen, zumal da die Veranlassung dazu die Gesandtschaft eines verwandten Fürstenhauses war, welche dem Herzog von Zweibrücken in aller Form die Vermählung des Thronerben anzuzeigen hatte. Bei dieser Gelegenheit waren nicht allein die Personen zu sehen, welche die Gesandtschaft bildeten, sondern auch die Gemahlin des Gesandten und dessen Tochter.

Der Tag erschien, und der ungewöhnliche Glanz, der hier von allen Seiten entwickelt wurde, verwirrte beim Eintritt in den schönen hellen Schloßsaal die unerfahrene Mathilde so sehr, daß sie Mühe hatte, ihre Fassung wieder zu gewinnen, ehe sie mit ihren Eltern von dem betreffenden Beamten den fremden Herrschaften sollte vorgestellt werden. Doch gelang es ihr ziemlich, also daß sie mit nur bebender Stimme auf die freundlichen Fragen antworten konnte, welche die Frau des Gesandten huldvoll an sie richtete, um dann auch bald mit der jungen Dame ein Gespräch anzuknüpfen. Schon kamen die beiden Mädchen recht in den Fluß der Unterhaltung, als Mathilde ihr Haupt erhob, um nun auch einen Blick auf die übrige Umgebung werfen zu können. Aber verlegen senkte sie dasselbe wieder, als sie gewahrte, daß ein fremder Jüngling ganz in ihrer Nähe seine Augen fest auf sie gerichtet und ihr Gespräch mit angehört hatte. Sie stockte und wäre immer mehr in Verlegenheit gekommen, wenn nicht im nämlichen Augenblick ihre Mutter sie an der Hand genommen hätte, um sie mit sich fortzunehmen; sie verneigten sich also Beide, um sich zu beurlauben, und nahmen den ihnen angewiesenen Sitz ein.

Aber noch öfters traf nachher ihr Blick mit dem des Fremdlings zusammen, was sie in eine so seltsame Stimmung versetzte, daß sie nicht wußte, ist es ihr lieb oder unangenehm; sie wurde unruhig und konnte sich doch auch nicht entschließen, ihre Mutter nur zu fragen, wer dieser fremde Jüngling sei.

Nach mancherlei Unterhaltungen und vielerlei Genüssen begann endlich der Tanz; und obgleich Mathilde das Ziel und der Wunsch manchen Tänzers war, so erlaubte doch die Sitte den einheimischen nicht, sich früher der tanzenden Mädchenwelt zu nähern, als bis die Gäste alle gewählt hatten. Albrecht — so hieß der Fremde — beeilte sich aber, sich der „Rose vom Hof“ vorstellen zu lassen und ihr die Hand zum Tanze zu bieten. So beklommen sie dieselbe auch annahm, so fand doch, wie es schien, der sinnige Tänzer bald den rechten Ton zur Unterhaltung, denn Mathilde wurde ruhiger und heiterer. — Im Laufe des Abends hatte sie noch öfters Gelegenheit, seine schöne, wohlthuende Stimme in ihrem Ohre verklingen zu lassen; und was er sagte und wie er's sagte, war ihr himmlische Melodie. — Kurz, die Rose, die so manchen Ritz schon zu blutigem Leiden verursacht hatte, war nun selbst, wiewohl unbewußt, bis ins tiefste Herz getroffen. — Träumend legte sie sich zur Ruhe nieder, träumend erhob sie sich am Morgen wieder und war erstaunt, Alles um sich her, so wie sich selbst, so sehr verändert zu finden! Sie hätte weinen mögen, — wenn ihr Herz nicht so selig geschlagen hätte.

So verlebte sie mehrere Tage, was wohl der Aufmerksamkeit der Eltern nicht entging, sie aber doch nicht aufforderte, Mathilde darüber zu befragen, in der Hoffnung, daß ihre sonst ganz heitere Laune bald die Oberhand wieder gewinnen werde.

Albrecht war als ein talentvoller, gebildeter junger Mann der Gesandtschaft als Sekretär beigegeben, und die Welt sagte, er würde noch

Eidam des Baron Zamst, des Gesandten, werden. Gewiß ist es, daß er keine Abneigung gegen dieses Gerücht hegte, und daß Helene nicht ungehalten wurde, wenn scherzhaft ihr von dieser Möglichkeit gesprochen wurde; denn sie kannten sich von Jugend auf, da die Eltern von Beiden vertraute Freunde waren, die viel mit einander verkehrten. Als Albrecht die „Rose des Hofes" in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit auftreten sah, als er das blühende Landkind bemerkte, wie es mit schüchternem Benehmen die Unterhaltung doch auf feine Weise zu beleben wußte, da schlug sein Herz plötzlich und bestimmt für Mathilde, und nur für sie. So gewiß als er nach seiner Seele Seligkeit trachten mußte, so gewiß mußte er um diese einzig schöne Blume werben! Und alle Vergangenheit war für ihn verschwunden.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

* (Bewährte Kitte.) Bei Petroleumlampen der verschiedensten Konstruktion kann man oft das fatale Sickern und Herabfließen des Beleuchtungsstoffes einfach durch einen Kitt beseitigen. Einen sehr guten Kitt zu diesem Zweck erhält man, a) indem man guten feinen Gyps mit gewöhnlicher brauner Harzseife durchknetet. Die Masse erhärtet leicht und läßt kein Petroleum durch, läßt sich aber nicht lange aufbewahren. b) Ebenso hat sich eine früher empfohlene Masse bewährt, welche auch kein Petroleum durchläßt. Man kocht gewöhnlichen Tischlerleim, welchen man vorher zweckmäßig in kaltem Wasser aufquellen läßt, vermischt die Lösung mit Kalkmilch (frisch gebrannter Kalk wird gelöscht und die durch Wasserzusatz entstehende Milch rein abgegossen), dampft sie bei gelinder Wärme ein, bis sie Syrupdicke hat, und verwendet sie in diesem Zustande. Dieser Kitt trocknet etwas langsamer als der unter a) angegebene, hält aber vorzüglich und eignet sich namentlich zum Festkitten auf Messing. Einen Kitt, der sich vorzüglich bewährt hat, um zersprungene eiserne Ofenplatten, Thüren an Oefen ꝛc. wieder fest zu machen, erhält man, indem man fein pulverisirtes Eisen, wie solches beim Droguisten zu haben ist, mit starkem Wasserglas zu einem Brei anrührt, mit welchem die Fugen ꝛc. bestrichen werden. Je stärker das Feuer dann gegeben wird, desto mehr verschmilzt der Kitt mit den zu verbindenden Eisentheilen.

Mannigfaltiges.

* „Wie kommt es," fragte eine junge Dame an einem zahlreich besetzten Mittagstisch, „daß die geistreichsten Männer die häßlichsten sind?" — „Das kommt daher," erwiederte Saphir, der mit anwesend, rasch, „weil die dummen Frauenzimmer die Schönheit früher vergriffen haben!"

* (Sonderbar!) „Was jetzt für eine Menge Unglücksfälle mit Verbrennen der Frauenzimmer vorkommen — in der Kirche, im Theater, auf dem Balle, bei der Toilette, im Concert, auf der Bühne, kurz, wo nur immer Damen hinkommen können. — Sonderbar! Nur daß eine Einzige in der Küche verunglückt wäre, davon hab' ich noch Nichts gelesen."

* Herr A . . . . bestieg die Rednerbühne nur ein einziges Mal. Er begann seine Rede mit den Worten: „Der Mensch ist ein Thier" — blieb aber stecken, bestürzt ob des Anblicks der zahlreichen Versammlung — „Ich trage darauf an," rief schnell ein anderes Mitglied, „daß diese Rede gedruckt und das Portrait des Verfassers beigefügt werde."

* „Man sagt, Herr Professor, daß Sie mit Ihren Prüfungen nicht sehr streng sind und daß Sie jedem Esel ein gutes Zeugniß ausstellen." — „Sie können Recht haben; wenn ich nicht irre, besitzen Sie auch eines von mir."

* (Auf dem Balle.) Dame: Ah, das freut mich, Herr von Klühhuber, daß Sie mir vor allen Anderen den Vorzug geben . . . Herr v. Klühhuber: Ja, schönes Fräulein, es wird wohl etwas Hitz' kosten, abers schauen's, i hob' heut Mittag a halbes Spanferkel mit Trüffelsauce g'speist, und da hat mir mein Arzt gerathen, i soll mir a tüchtig Motion mache. Also lieb's Fräulein, i bitt' gar schön . . .

* Ein Kranker klagte einem mürrischen Arzte in London, daß er weder liegen noch stehen, noch sitzen könne. Der Arzt antwortete ihm kurz: Ein Mittel ist noch übrig; hängt Euch auf.

* Kämme aus Stahlblech werden gegenwärtig von Nordamerika aus in den Handel gebracht und empfehlen sich gegenüber von Gummikämmen durch Geruchlosigkeit, größere Elastizität, Dauerhaftigkeit und Billigkeit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Samstag, 19. Juni 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Edwin Forberg's Miene verfinsterte sich, denn sein Stolz war etwas gekränkt von dem Eigensinn des Oheims seiner Geliebten. „Ich verzichte auf eine weitere Debatte," bemerkte er ernst, „denn Sie üben einen unbilligen Zwang aus, Herr Hellborn! Sie haben bisher die arme Melanie nicht einmal um ihre Ansicht, um ihre Zustimmung zu den vorgeschlagenen Verfügungen gefragt!"

„Das ist wahr, das habe ich unterlassen," entgegnete Onkel Rudolf, und ein leichtes ironisches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen. „Ich redete mir ein, Melanie werde ganz meiner Ansicht sein; allein man kann sich manchmal irren. He, Kind! nun mußt Du Dich entscheiden. Die Frage steht so: Soll die heimlich, hinter dem Rücken Deines Onkels geschlossene Verlobung gelten? oder willst Du Dich bescheiden, in meine Vorschläge zu willigen, daß Ihr ohne ausdrückliche Verpflichtung einander die Treue bewahren und ein Probejahr geben wollt, um die Beständigkeit eurer Neigung zu prüfen? — Nicht wahr, Forberg, so lautet die Alternative?"

— „Ja, und in Melanie's Hände lege ich vertrauensvoll mein Schicksal!" rief Forberg mit gespannter Erwartung.

„Wohlan denn, Kind! entscheide!" sagte der Oheim sanft.

Es war ein Moment furchtbarer Qual und Spannung für das arme Mädchen, das mit gefalteten Händen und flehenden feuchten Blicken sich von dem einen der beiden Männer zum andern wandte. Eine volle Minute dauerte der Kampf; dann bot sie jedem von Beiden eine Hand und sagte: „Vergeben Sie mir, lieber Forberg, aber ich kann nichts anders; mein ganzes Wesen würde sich dagegen empören, wenn ich anders handelte: ich muß dem Vorschlag meines guten Oheims beipflichten, denn er liebt mich ebenso redlich wie Sie, und ich achte seine Beweggründe, ohne sie zu kennen. Zürnen Sie mir nicht!"

„Nein, ich will Ihre Entscheidung achten, liebe Melanie, auch wenn sie . . . vielleicht gegen meine Erwartung ausfiel," flüsterte Edwin wehmüthig und drückte ihre Hand an sein Herz. Er war doch einigermaßen verletzt und entfernte sich bald darauf mit dem Versprechen, am Abend wieder zu kommen.

Melanie sah ihm mit bebendem Herzen nach, als er gesenkten Hauptes und tief in Gedanken versunken die Straße hinaufging; es war ihr zu Muthe, als ob er sich bereits von ihr losgerissen hätte, und wider Willen stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Da legte sich plötzlich eine Hand sanft auf ihre Schulter und Onkel Rudolf sagte mit leiser Stimme: „Ich begreife recht gut, mein Kind, wie viel Dich diese Entscheidung kostete; aber ich konnte sie Dir nicht ersparen. Die Zeit wird lehren, ob ich Unrecht that, durch einen kurzen heftigen Schmerz einem chronischen vorzubeugen. Weine Dich aus und überlaß Alles der Zukunft und der Vorsehung!"

Am Abend kam Edwin Forberg wieder und war sehr zärtlich gegen Melanie, aber es lag doch auf diesen sämmtlichen drei Menschen ein dumpfer Druck, und der Oheim suchte die peinliche Scene abzukürzen, indem er endlich seine Nichte aufforderte, Abschied von Edwin zu nehmen und sich schlafen zu legen, da er noch Einiges mit demselben zu reden habe. Es war eine erschütternde Trennungsscene, und in einem tiefen, beinahe an Verzweiflung grenzenden Seelenschmerz saß das arme Mädchen am Fenster und wartete, bis die dunkle Gestalt des weggehenden Geliebten

in der Ferne verschwunden war. Er hatte diesmal keinen Blick mehr heraufgesandt, und dies erschien ihr als wie ein unheimliches Omen. Wider ihren Willen drohte ein Gefühl des Zweifels und der Erkältung gegen den Oheim in der Seele der Nichte aufzusteigen, und sie mußte sich zusammennehmen und alle Erinnerung an seine väterliche Zärtlichkeit aufbieten, die er ihr seit Jahren erwiesen hatte und durch welche er ihren stummen, klagelosen Gram zu bannen bemüht war.

8.

Edwin Forberg schrieb von Berlin aus mehrmals sehr innig und zärtlich an Melanie und theilte ihr seine eigenen Erlebnisse mit. Sein Oheim, der Geheimrath, war durch den Tod seiner treuen Vertrauten so tief erschüttert worden, daß er körperlich und geistig litt und es nicht mehr über sich gewinnen konnte, in derselben Wohnung zu bleiben, wo Mamsell Haake gestorben war. Er trug sich mit dem Gedanken, sich durch eine größere Reise nach Paris und nach dem Süden Europa's zu zerstreuen, auf welcher Edwin ihn begleiten sollte, und der Antritt dieser Reise war nur noch eine Frage der Zeit und von der Genesung des Geheimraths abhängig. Onkel Rudolf äußerte kein Wort über Edwin's Briefe und vermied wiederum, wie damals nach der plötzlichen Abreise von Alexis, den Namen des Fernen irgend zu erwähnen.

Melanie hatte eine harte Zeit, in deren ödes Einerlei nur Edwin Forbergs Briefe einige Lichtstrahlen woben. Onkel Rudolf war wieder an seinem Gichtleiden erkrankt und mußte meist das Bett hüten; er war mürrisch und verschlossen und wollte keine früheren Freunde mehr sehen, außer einem Jugendfreund, dem Prokurator Dewang, einen ernsten, steifen, alten Junggesellen, welcher nun häufig in dem Häuschen erschien und mit dem alten Herrn plauderte oder eine Parthie Schach spielte, zuweilen aber auch lange geheime Unterredungen unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren hatte. Herr Dewang war eine Erscheinung, welche Melanie ein gewisses instinktives Grauen einflößte, worüber sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte; der alte Advokat war zwar immer artig gegen sie, redete aber die Nichte seines Freundes nur selten an, wogegen er sie häufig lange mit einem starren, forschenden Blicke betrachtet, welcher ihr Verlegenheit und Unbehagen verursachte. Sie konnte nicht begreifen, wie ihr Oheim an diesem Manne so viel Gefallen fand und ihm solches Vertrauen schenkte, bis die Krankheit von Onkel Rudolf bedenklicher wurde und zu den ernstesten Befürchtungen für sein Leben Anlaß gab, wo dann der Prokurator oft Stunden und halbe Tage lang bei dem Kranken saß und ihm die beeifertste Pflege widmete.

Eines Tages, etwa sechs Monate nach Edwin's Abreise, erhielt Melanie wieder einen Brief von diesem, nach Monate langem Schweigen. Er meldete ihr, daß er schon seit dem Karneval mit dem Geheimrath in Paris sei, wo sie ein angenehmes Junggesellen-Quartier auf einem der Boulevards in der nähe der italienischen Oper inne hätten und sich recht behaglich befänden. Oheim Forberg habe sich einigermaßen über seinen Verlust getröstet und sei wieder heiter und empfänglich für die künstlerischen und geistigen Genüsse der Weltstadt; kraft der ihm von Berlin aus übergebenen guten Empfehlungen habe er in vielen Häusern der Aristokratie und Büreaukratie Zutritt gefunden und auch Edwin daselbst eingeführt, der um seines musikalischen Talents willen überall gerne gesehen sei. Edwin gab sich das Ansehen, als ob ihm die sozialen Triumphe wenig bedeuteten, und schilderte dagegen mit einem höchst gewissen Enthusiasmus die günstige Aufnahme und beeiferte Ermuthigung, welche seine musikalischen Kompositionen in Künstlerkreisen gefunden haben, so daß er jetzt über Hals und Kopf in neuen Schöpfungen begriffen sei, nachdem eine seiner neuesten Kompositionen, von ihm jüngst in einem öffentlichen Concerte der Fastenzeit selber vorgetragen, „ungeheure Sensation" erregt habe. Zum Beweis dafür legte er Ausschnitte aus Pariser Zeitungen bei. Der Brief schloß, nachdem diese persönlichen Thatsachen abgethan waren, mit einigen französischen Sätzen, welche die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe in den verbindlichsten und überschwänglichsten Ausdrücken gallischer Galanterie und Schönrednerei enthielten.

Melanie berührte dieser Schluß nicht angenehm; mit einem wahren Herzkrampfe sagte sie sich, daß derselbe erzwungen klinge, und mit einer ängstlichen Spannung sah sie dem Urtheil des Oheims entgegen, dem sie den Brief hinreichte. Er gab ihr denselben stumm und mit einem forschenden Blick zurück, und Melanie wähnte ein leises sardonisches Lächeln um seinen Mund spielen zu sehen.

„Schicke nach dem Prokurator Dewang und lasse ihn bitten, mich in der bewußten Angelegenheit zu sprechen, liebes Kind!" sagte er dann nach einer Weile und betrachtete sie mit einem

weichen, mitleidigen Blicke: „Ich fühle mich heute ziemlich besser und möchte mein Haus bestellen."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus dem Nachlaß des gefallenen Riesen.

(Schluß.)

Das Verhältniß, in welchem Albrecht zu der Familie Zamst stand, wurde auch in Gegenwart Mathildens besprochen, was sie anfänglich mit ziemlichem Gleichmuth anhörte, wiewohl mit Antheil, denn sie dachte viel an ihn, und mit wachsendem Wohlgefallen, seitdem er mit andern Bekannten, den Eltern seine Aufwartung zu machen, auf den Hof gekommen war. Später aber mußte sie immer wieder, wenn sie allein war, an sein Verhältniß zu Helene denken; sie suchte geflissentlich die Einsamkeit auf und weinte oft heiße Thränen, ohne daß sie es selbst glauben konnte, daß Albrechts Bild dazu die Veranlassung gab. Aber — sie dachte viel an ihn! —

Nach und nach jedoch lernte sie sich selbst kennen, nach und nach fühlte sie immer deutlicher, wie ihr das Herz in der Brust bei dem Gedanken an ihn anschwoll und daß es ganz sein Eigenthum geworden war. Heute hatte sie das entfernteste und stillste Plätzchen des Gartens aufgesucht, um dort zu träumen und über ihren Zustand nachzudenken. Mit Schauer sah sie den Abgrund, vor welchem sie stand, und ihr unverdorbenes, kindlich-frommes Gefühl sagte ihr augenblicklich, daß sie hier entsagen müsse. Tief aufathmend, nachdem sie zu dieser Erkenntniß gekommen war, und unter heißen Thränen beschloß sie endlich, ihren schweren Kummer in das treue Mutterherz auszugießen, um Trost von ihr zu erlangen und Hilfe, damit sie entsagen lerne. — O Albrecht! Ach hätte ich nimmer, nimmer dich erblickt! So dachte sie, indem sie die rinnenden Thränen mit beiden Händen bedecken wollte und die Augen schloß. —

Sie hatte eine Weile so gesessen, und mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich, um zu der Mutter zu eilen — da stand er mit forschendem Blick vor ihr, von dem sie geträumt! — Unwillkürlich breitete sie die Arme gegen ihn aus; aber augenblicklich ließ sie sie wieder sinken und fiel auf ihren Sitz zurück, erbleichend, als wolle der Tod sie umarmen. Albrecht war zu ihr gestürzt, um sie aufzufangen; er kniete vor ihr nieder und bat und beschwor sie, die holden Augen zu öffnen; dann sagte er ihr Alles, was sein volles Herz ihn hieß, bis sie die Augen endlich aufschlug und ihn verklärt anschaute. — O Mathilde, wie liebe ich dich! Kannst du, willst du mich wieder lieben? — O Albrecht! war ihre ganze Antwort. Aber es war genug für ihn — und der Herzensbund war auf ewig geschlossen. —

Albrecht war, ehe er Mathilde aufsuchte, bei den Eltern gewesen. Heute war die Absicht seines Kommens, heute wollte er sich Tod oder Leben holen auf der Höhe dort, wo die reinste Rose blüht. Seinen entzückten Augen war es nicht entgangen, daß ihr seine Nähe nicht ganz gleichgiltig sei. — Wie hätte wohl auch die so offene und wahre Mathilde verbergen können, was in ihrem Innern vorging, besonders da noch, als sie selbst nicht ahnte, was sie so sehr bewegte. — Heute wollte er sich Mathilden erklären, und wenn ihn sein hoffendes Herz nicht betrogen habe, auch zugleich bei den Eltern um ihre Hand bitten. — Der Zufall wollte es aber anders. Albrecht traf die Eltern allein und er benutzte diese Gelegenheit, um ihnen offen sein Anliegen vorzutragen. Er war in jeder Beziehung ein willkommener Bewerber, nur der einzige Umstand war zu erörtern: das Verhältniß zu Helene. Aber als Albrecht lächelnd bemerkte, daß sie Jugendfreunde seien, mit einander aufgewachsen, indem beiderseitige Eltern von jeher befreundet gewesen wären; und mehr noch, daß Helene seine Vertraute wäre, so wie er ihr Vertrauter — so war die Sache abgethan; und die Mutter wollte die Tochter aufsuchen, sie habe dieselbe im entferntesten Theile des Gartens gesehen. O, sagte Albrecht hastig, erlauben Sie mir, theuerste Eltern, daß ich sie aufsuchen darf! Und gern wurde es ihm bewilligt.

Die Mutter hatte nämlich gar bald begriffen, was in der Seele ihres Kindes vorging; allein sie fand es nicht räthlich, diese zarte Blüthe des jungfräulichen Herzens zu berühren, bevor sie von der Jungfrau selbst erkannt und begriffen war. Sie wußte wohl, daß wenn Gefühlen der Art Worte gegeben wurden, sie dann sehr schwer zu heilen sind. Und wer konnte wissen, ob Mathilde gerade hier ihrem Herzen folgen durfte?

Nach kurzer Zeit gingen die Eltern die Kinder aufzusuchen, sie trafen sie Hand in Hand ihnen entgegen kommend; als Mathilde sie erblickte, stürzte sie in ihre Arme und preßte bald den Vater bald die Mutter fest an sich, ohne Worte zu finden, ihnen ihr Glück verkünden zu können, bis sie endlich um ihren Segen bitten konnte. —

Nur wenige Monden darauf, die Albrecht noch nöthig hatte, um sein eigenes Hauswesen zu ordnen, holte er seine Rose als junge Frau ab und zog mit ihr in seine Heimath. Aber ihre Heimath hieß nach wie vor der Hof der Rose, obgleich von nun an derselbe nicht mehr so häufig von jungen Rittern heimgesucht wurde. Mit der Zeit aber, als die Mitwelt das Zeitliche gesegnet hatte und die Nachwelt nichts mehr von dem schönen Naturkinde wußte, das hier oben geblüht hatte, wurde aus dem Hof der Rose das bequemere „Rosenhof" gemacht und — wer weiß noch etwas von seinem Ursprung? rauschte es anmuthig im Gipfel.

Mannigfaltiges.

* (Ein galanter Gerichtshof.) In Hawford, Maryland, wurde kürzlich eine junge Dame, Miß Martha Cairnes, welche ihren Geliebten wegen eines angeblich nicht erfüllten Eheversprechens kalten Blutes in ihrem Zimmer niedergeschossen hatte, nach einer mehrtägigen Assisen-Verhandlung von den Geschwornen des Mordes für nichtschuldig erkannt und freigesprochen. Während des ganzen Prozesses befand sich die schöne Verbrecherin nicht hinter Schloß und Riegel, da sie ihr Ehrenwort gegeben hatte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und weil man nun das gewöhnliche Gefangenhaus der Stadt als keinen anständigen Aufenthalt für sie erachtete. Die Galanterie des Gerichtshofes ging so weit, die Angeklagte von einem elegant gekleideten Sheriff aus dem Hotel, wo sie wohnte, abholen und zurückführen zu lassen. Im Gerichtssaale erschien sie gewöhnlich in reicher Toilette am Arme des galanten Beamten, der sie mit dem verbindlichsten Lächeln zur Anklagebank geleitete und stets mit einer Verbeugung von ihr Abschied nahm. Auf der Promenade, im Hotel und überall, wo sie sich blicken ließ, bildete die junge Dame den Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Sympathie. Nach ihrer Freisprechung hielt sie in ihrem Hotel ein wahres Lever ab. Die Honoratioren der Stadt kamen, sie zu beglückwünschen, und am Abende wurde sowohl ihr als der Jury, welche das freisprechende Verdikt abgegeben, eine Serenade gebracht.

* Falsche Haare zu tragen hat doch auch seine schlimmen Seiten und wie ein böses Gewissen mahnt so ein Chignon aus fremdem Haar seine Besitzerin beständig an den Trug, den sie ausübt und an seine Tücken. Ein Schlingel von heraufgeschossenem Burschen, in dem glücklichen Alter der Flegeljahre, stipitzte jüngst der Mama den Chignon weg und ging damit am hellen Tage durch die Hauptstraßen, den Chignon auf der Spitze seines Stockes balancirend und jedesmal in die Höhe haltend, wenn eine Dame mit so einem mächtigen Vogelneste ihm begegnete. Unwillkürlich griff fast Jede hinten an den Kopf, sich von dem Dasein ihres Chignons zu überzeugen, da sie glaubte, der Junge habe seine Trophäe gefunden, regelmäßig erscholl darauf ein riesiges Gelächter des Schlingels, der sich daran herzlichst belustigte.

* (Schutz der Seevögel.) Das englische Parlament hat ein Gesetz erlassen, welches das Tödten der Seevögel an den Küsten zu gewisser Zeit mit strenger Strafe belegt. Das Gesetz ist auf Grund wiederholter Petitionen von Schiffern erlassen worden, welche geltend machten daß die Seevögel durch ihr Geschrei den vom Nebel überfallenen Fahrzeugen fast immer die Nähe der Küste anzeigen und dadurch schon manchen sonst unvermeidlichen Schiffbruch verhindert haben. Die lange Reihe von Fällen, in denen der Mensch an den Thieren einen kostbaren Bundesgenossen findet, dessen ihn der Vandalismus unbarmherziger Jäger zu berauben droht, ist also wieder um einen vermehrt worden.

* (Beruhigende Auskunft.) „Sagen Sie gefälligst, wo ist denn in diesem Flusse ein Platz, wo man sich ohne Gefahr badet?" — Polizeidiener: „Jedesmal, wo Einer ertrunken ist, an der Stelle hat unser löblicher Magistrat ein Verbot gegen das Baden anschlagen lassen; da können Sie sich nur dreist baden; da is noch Keiner ertrunken."

* Ein italienischer Komponist hat sieben Tänze zur Erläuterung der sieben Todsünden herausgegeben. Die Titel lauten: Hochmuth-Schottisch, Geiz-Mazurka, Wollust-Walzer, Zorn-Galopp, Völlerei-Quadrille, Neid-Polka und Trägheits-Marsch.

* (Trompetenstoß.) Religion ist nicht im Gepränge. — Sie ist Gesinnung und That, lebend im tiefsten Gemüth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Dienstag, 22. Juni 1869.

Das trauernde Vöglein.

Warum bist du traurig, liebes Vöglein?
Sag' mir's, will dich trösten, holder Sänger mein!
Hast mein Herz erquicket oft mit süßem Lied;
Vöglein, laß das Trauern hier, wo Alles blüht.

Laß dein banges Sehnen, freue dich mit mir,
Hab' ja auch schon manche Freud' getheilt mit dir!
So hab' ich gesprochen zu dem Vöglein,
Konnte nicht begreifen all sein Traurigsein.

Vöglein flog hernieder, setzt' sich neben mich,
Sang: „Dir kann ich's klagen, was getroffen mich,
Bist von jenen Menschen keiner, lieber Freund,
Hast in bösen Tagen stets es gut gemeint.

Fragst, warum ich traure, wo sich Alles freut?
Ach! du darfst es glauben, daß gerecht mein Leid.
Dort in jenem Haine hatten wir uns traut
Einen Herd gegründet, froh ein Nest gebaut.

Sahen mit Vergnügen in dem Neste fein
Liegen weich gebettet schöne Eierlein.
Sahen mit Entzücken Vöglein, lieb und zart,
Aus den Eiern kommen, Vöglein uns'rer Art.

Mutter deckte sorgend uns're Kleinen zu,
Und ich flog nach Futter ohne Rast und Ruh'.
Kann dir's nicht beschreiben, wie es uns gefreut,
Daß die lieben Jungen wuchsen mit der Zeit.

Uns're Freude aber — ach! sie ward zerstört;
Böse Buben kamen; — wohl hab' ich gewehrt;
Doch sie nahmen lachend uns're Kinderlein
Mit sich fort, sie hörten nicht auf unser Schrei'n.

„Meine armen Kinder habt ihr mir geraubt!"
Klagte nun die Mutter. — Nie hätt' ich geglaubt,
Daß die Menschen könnten all so grausam sein,
Uns hinweg zu nehmen uns're Kinderlein.

Und mein Weibchen grämte d'rüber sich so sehr,
Daß es bald gestorben. — Oed ists nun und leer,
Wo ich mich hinwende. — Sag's den Menschen dort,
Was ich dir erzählet, Freund, an diesem Ort.

Sag', die Menschen seien wohl die Herr'n der Welt;
Doch ein größ'rer Herrscher schau' vom Himmelszelt;
Der werd' einstens rächen solches böse Thun;
Sage: Menschen! laßt die lieben Vögel ruh'n!"

K. R.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

An diesem Abend machte Onkel Rudolf sein Testament und am andern Tage schon erschien die Majorin mit ihren beiden Töchtern, um sich nach dem Befinden ihres Schwagers zu erkundigen und sich und ihre Töchter zur Pflege anzutragen, was jedoch der Kranke mit dem trockenen Bescheid ablehnte, daß er genügend verpflegt werde und daß das Häuschen zu klein sei für Gäste. Auf die verwunderten Bemerkungen der Majorin über die großen Erfolge, welche Edwin Forberg in Paris erringe, schwiegen Melanie und der Oheim hartnäckig, und Frau Hellborn mußte betroffen dem Gespräch eine andere Wendung geben. So ging sie denn mit ihren Töchtern etwas beleidigt hinweg, versäumte aber nicht, sich Tag für Tag nach dem Befinden ihres Schwagers erkundigen zu lassen und sehr häufig leckere Gerichte und Krankenspeisen für denselben zu senden, welche aber unfehlbar in die Nachbarschaft zu armen Kranken wanderten, da Onkel Rudolf beharrlich nichts davon genießen wollte und sich jedesmal fernere Zusendungen verbat, mit dem Bedeuten, daß sie nur Andern zu gute kämen.

Endlich hörten diese Liebeszeichen auch auf, denn die Reise- und Badesaison kam und die Majorin war wie gewöhnlich leidend und mußte in ein fashionables Bad gehen. Auch Onkel

Rudolfs Arzt drang darauf, daß der Gichtkranke wieder das Wildbad besuche, und dieser entschloß sich endlich auf Herrn Dewangs Vorstellungen dazu, obschon er selbst sich keinen Erfolg davon versprach. Melanie begleitete ihn und Dewang kam nach vollendeter Kur, um seine Staubferien, wie er sie nannte, mit dem Freunde in Baden-Baden zu verbringen, wo Rudolf Hellborn wieder eine Nachkur gebrauchen wollte. Aber die Ahnungen des Oheims waren in Erfüllung gegangen; anstatt Linderung verspürte er Verschlimmerung, und in Baden-Baden mußte er schon im Rollstuhle umhergefahren werden und das frische, hübsche Mädchen, das sich nicht nehmen ließ, den Rollstuhl ihres Oheims selber zu schieben, erregte das Interesse manches Elegant in dem Menschengewühl des Badeorts.

Der Lieblings-Aufenthalt der beiden alten Herren war die Lichtenthaler Allee. Dorthin fuhr Melanie täglich den armen Lahmen, obschon er diese Bemühung immer einem Dienstmann übertragen wollte; allein die Nichte gab es nicht zu; ihr Gewissen würde es nicht erlaubt haben, diesen Aufwand zu machen, der offenbar über die Geldmittel des Oheims ging, denn da sie die Haushaltung führte und alle Ausgaben verzeichnete, so wußte sie ja längst, daß trotz ihrer umsichtigsten, erfinderischesten Sparsamkeit, trotz ihres eigenen Erwerbs durch feine weibliche Arbeiten, deren Erlös sie in aller Stille in die Haushaltungskasse fließen ließ, wie ihr Taschengeld oder Salair, das ihr der Oheim bezahlte, und trotz ihrer eigenen Genügsamkeit, der Unterhalt der drei Personen wohl mehr als das Doppelte von dem kostete, was die Rente des Oheims ertrug. Folgerichtig mußte also der Oheim noch von seinem kleinen Kapital „einbrocken", wie sie sich ausdrückte; und dies machte ihr Skrupel, denn er opferte ja dies Alles für sie.

An einem schönen heißen August-Nachmittage hatte Melanie den Oheim wieder in die Lichtenthaler Allee hinausgefahren und saß mit Herrn Dewang auf einer Bank, mit Stricken beschäftigt, und vor ihr, halb der Fahrbahn zugewandt, lag Onkel Rudolf in den Kissen seines Rollstuhls. Reiter und Fußgänger und Equipagen aller Art wogten und rollten in Menge hin und her an der kleinen Gruppe vorüber, die hier im grünen Schatten unbeachtet saß, denn solche Gruppen sind ja dort nichts Seltenes, und das leichte verwaschene Kattunkleidchen und selbst ausgezierte runde Strohhütchen Melanie's lenkten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden um so weniger auf sie, als sie sittig ihre Blicke auf ihre Arbeit heftete und nur geringe Aufmerksamkeit auf das bunte Gewühl der geputzten frivolen „Welt" um sich richtete. Nur hie und da, wenn eine besonders glänzende Equipage im schlanken Trabe eines feurigen Gespanns hier vorüberrauschte, blickte sie einen Moment mechanisch auf, um die Insassen derselben zu mustern.

So auch jetzt. Der eigenthümliche leichte Tritt edler Pferde und das gedämpfte Rollen einer besonders kunstreich gebauten Equipage, die sich rasch näherte, hatte Melanie aufschauen gemacht. Es war ein eleganter Landau, von zwei feurigen englischen Wagenpferden gezogen, von einem Kutscher in reicher Livrée gelenkt; in dem Wagen aber saßen drei vornehme Damen, in ganze Wolken duftigen Stoffes gehüllt, und ein junger Elegant, nach der neuesten Mode gekleidet, frisirt, behaartet und behutet, die Klemmlorgnette auf der Nase und lächelte strahlend und zuckersüß gegen die Damen; und hinten auf dem Rücksitz saß ein himmellanger, reichgalonnirter Jäger mit langem blondem Bart und wallendem Federstutz auf seinem Schiffhute. Es fuhr der armen Melanie wie ein Dolchstich durch das Herz, als diese prächtige Equipage, welche die Aufmerksamkeit aller Spaziergänger auf sich lenkte, an ihr vorüberrollte, denn trotz des raschen Fahrens hatte sie doch mit dem scharfen Blicke der Liebe in dem jungen Elegant ihren Freund Edwin Forberg erkannt.

„Das war der Wagen der Fürstin Gromatoff, der großen Musikfreundin, und der junge Mann, der ihr gegenüber saß, ist der junge Pianist aus Paris, welcher vorige Woche das Concert im Konversationshause gab," hörte sie einen vorübergehenden Herrn zu seinen Begleiterinnen sagen.

Es war, als sänke tiefe Nacht in ihre Seele, als würde jeder Strahl von Hoffnung in ihr ausgelöscht. Edwin der Liebling der vornehmen Welt, der Gefährte solcher schönen und eleganten Damen, und sie selbst ein armes schlichtes Mädchen aus einer kleinen Provinzialhauptstadt, leidlich hübsch und leidlich gebildet, aber ohne Grazie, Tournüre, ohne alle Ansprüche auf die Beachtung und Werthschätzung eines Mannes, der in jenen Kreisen verkehrte. Er ist mir verloren, tönte es in ihrem Innern, und das Blut wich ihr vom Herzen und drang nach dem Kopfe, und es klang in ihren Ohren wie ein Grabgeläute von tausend Glocken, und einige Minuten lang war ihr zu Muthe, als sollte sie hier todt niedersinken. Ihr

Seelenschmerz war so groß, daß sie nicht einmal mehr Thränen hatte. Und dennoch zweifelte sie noch, ob sie auch richtig gesehen hatte, und hoffte gegen die Hoffnung.

Onkel Rudolf und Herr Dewang waren allzu sehr in den Austausch ihrer Bemerkungen über derlei Dinge vertieft gewesen, um auf ihre anspruchslose Begleiterin zu achten, welche mit fieberischer Hast und zitternden Fingern strickte und sich nun mit aller Energie des Willens vornahm, sich erst Gewißheit zu verschaffen, daß ihr Auge sie nicht getäuscht habe, dann aber diesen Mann aus ihrem Gedächtniß und Herzen zu verbannen und stark zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Turnen in den Schulen.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die Erziehung nicht allein den Geist des Kindes, sondern den ganzen Menschen ins Auge zu fassen hat. Geist und Körper stehen in einer unauflöslichen Verbindung. Die Entwicklung des Geistes kann nur dann eine normale, naturwüchsige sein, wenn mit ihr die Entwicklung des Körpers gleichen Schritt hält.

Die Spartaner sagten: „Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen." Wir wollen diesen Satz anders fassen, indem wir sagen: In einem kranken, schwachen Körper wird nur in seltenen Fällen eine gesunde, kräftige Seele wohnen und die auf Kosten des Körpers beschleunigte geistige Reife wird sich früher oder später an der leiblichen und geistigen Gesundheit schwer rächen. Das höchste Ideal eines Erziehers sei daher das: **Körper und Geist harmonisch zubilden.** Von dieser Erkenntniß geleitet, hat man in neuerer Zeit die Leibesübungen als einen wohl- und gleichberechtigten Unterrichtsgegenstand bezeichnet und sucht dieselben in allen Schulen einzubürgern.

So haben auch die verehrlichen Vertreter hiesiger Stadt dafür Sorge getragen, daß der Turnunterricht an den Volksschulen eingeführt werde, indem dieselben bei dem Turnverein Schritte gethan haben, daß den Volksschülern sämmtlicher Konfessionen die Benützung des Turnplatzes und der Turngeräthe erlaubt wurde. Auch ist einem hiesigen Lehrer die Ertheilung dieses Unterrichtes übertragen worden.

Doch all diese Fürsorge wird nichts fruchten, so lange sich noch hie und da diesem Unterrichtszweige die verschiedensten Vorurtheile entgegenstellen, so lange diese Vorurtheile nicht bekämpft sind. Manche Eltern halten das Turnen für überflüssig, indem sie wähnen, ihre Kinder würden auch so Bewegung genug haben; sie würden auch ohne zu turnen, kräftig werden. Andere fürchten immer das Schlimmste. — Laßt diese Vorurtheile fallen, liebe Eltern, und bedenkt: Nur durch das Turnen können eure Kinder zu gewandten, kräftigen Menschen werden; durch das Turnen werden Körper und Geist kräftig; der Körper wird abgehärtet, der Geist belebt.

Gerade wie der Gesang den Menschen neu belebt, so thut dies auch das Turnen. Gesang und Turnen sind Geschwister. Wie jener den Geist erquickt, so erquickt und stärkt dieses den Leib. — Wir brauchen kräftige Jünglinge, starke Männer, und das Turnen will uns dieselben geben. Das Vaterland braucht starke Söhne, und unsere Pflicht ist es, dem Vaterlande dieselben zu erziehen; unsere Pflicht ist es, die Jugend zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. — Und hier reicht uns der Turnunterricht freudig die Hand; er sagt: Ich will eure Jugend kräftigen ich will aus euren Söhnen Menschen machen, die stark an Körper und Geist sind, die mit Leichtigkeit die Mühsalen des Lebens überwinden können. Ja, ihr Eltern! ich rufe euch zu:

„Laßt eure Jugend früh und frisch sich regen!
Laßt sie das edle Turnen pflegen;
Das Turnen stärket Geist und Leib;
Es sei für Jeden mehr als Zeitvertreib."

R. B.

Mannigfaltiges.

* Von dem verstorbenen König Ludwig I. von Bayern wird eine noch wenig bekannte Anekdote mitgetheilt. Einige Tage, nachdem König Max II. 1853 den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft gestiftet, begegnet der alte Herr einem gewissen Karl Fernau, der einige Poesien veröffentlicht hatte und Privatsekretär des Königs gewesen war. „A, gratulire," redet er ihn an, „gratulire! Mein Sohn hat Ihnen der neuen Orden verliehen. Aber ich habe ihn nicht bekommen, und doch sind Ihre Gedichte um kein Haar besser als die meinigen — lauter Bavel!" Sprach's und ließ den verdutzten Kunstordensritter, welcher unter anderm Namen ein hohes Staatsamt bekleidete, erbarmungslos stehen.

* Die neumodische Restauration, welche unlängst mit dem Royal Alfred Theater im Ostende Londons verbunden worden ist — die Kleinkinderbewahr-Anstalt —, hat ihren Zweck nur zu gut erfüllt. Seit die Theater-Direktion nämlich die Einrichtung getroffen, daß Kinder unter 5 Jahren nicht mehr mit ins Theater gebracht werden dürfen, aber gegen Zahlung von 2 Pence bis zum Ende der Vorstellung aufbewahrt werden können, hat sich der Zudrang zu dieser Wohnstätte der Musen mit einem Male ganz bedeutend vermehrt. Eine große Anzahl Mütter, ihre Säuglinge auf den Armen, drängten sich am Eingange um die Billets, überließen die Kleinen der Sorge der hierzu angestellten Wärterinnen und sahen dem Schauspiele zu. Dies scheint gar Viele dermaßen gefesselt zu haben, daß sie sich nach dem Fallen des Vorhanges um die ganze übrige Welt nicht weiter kümmerten und ihre Depositen in der Kinderbewahr-Anstalt wieder an sich zu nehmen vergaßen. Hiedurch sah das Theater sich unfreiwillig in eine Findel-Anstalt verwandelt und war gezwungen, seine wohlgemeinte Einrichtung wieder rückgängig zu machen, ohne aber deßwegen des unerwünschten Familienzuwachses los zu werden. Der letztere wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Arbeitshause untergebracht werden müssen.

* An die Pacific-Eisenbahn knüpft sich bereits ein ziemlich reicher Anekdotenschatz. Die letzte Neuigkeit ist die, daß die Indianer ihre Gottheiten um eine neue — die Lokomotive vermehrt haben. Den Grund hierzu erklären amerikanische Blätter folgendermaßen: Eine Anzahl Indianer hatten ein Riesenungethüm mit zwei feurigen Augen unter furchtbarem Getöse durch Berg und Thal rennen sehen und glaubten einen neuen Gegenstand für ihren aristokratischen Sport gefunden zu haben. Sie legten sich daher in den Hinterhalt, spannten ein Seil über den Weg, den sie das Ungeheuer mit auffallender Regelmäßigkeit hatten kommen sehen, und hielten dasselbe, etwa 30 Mann auf jeder Seite, fest. Um die gewohnte Stunde kam die Lokomotive angebraust und fuhr wider das Seil, worauf die Indianer einen unfreiwilligen Tanz anhuben, der an das Zauberhorn des Oberon erinnert und der den besten Kräften eines modernen Kunstreitercircus Ehre gemacht hätte. Die frommen Indianer empfanden Gewissensbisse und befleißigten sich, die gegen den unbekannten Gott begangene Sünde durch eifrige Anbetung zu sühnen, um nicht dessen furchtbares Strafgericht auf sich herabzubeschwören.

* Was theuer ist, muß gut sein! galt vordem bei den nach Deutschland kommenden Engländern, heute ist solches freilich anders. Zu einem nun verstorbenen, in der Nähe des Pfälzer Hofes wohnenden Cigarrenhändler in Mannheim, kam einmal ein Engländer und verlangte feine Cigarren. Der Commis des Kaufmanns zeigte eine wirklich feine und ächte Havannah. „Was kost'?“ fragte der Engländer! „Hundert Gulden!“ war die Antwort. „Nix gut, noch besser!“ replizirte der Sohn Albions. Er erhielt noch mehr Muster, zu 100, 120 bis 140 Gulden, alle waren nicht gut. Da ward es unserm Commis ums Nierenstück ärgerlich, er läßt die Lordschaft eine veritable Pfälzer, scharf von Geschmack mit prächtigstem Knellergeruch, versuchen. Gut, sehr gut fand solche der Raucher. „Was kost'?“ „Hundert und Fünfzig Gulden!“ Die war dann gut und er zahlte für ein Tausend, was so mit Sieben Gulden bezahlt gewesen wäre das zwanzigfache. Ganz war die Sache aber damit nicht zu Ende. Kurz vor der Abreise kommt der Englishman noch einmal bei dem Kaufmann angefahren, neben sich auf dem Droschkensitze die Kistchen mit den tausend Landsleuten. Unserem Kaufmann pocht das Herz, er denkt, der Engländer ist am Ende doch kein ganzer Esel und reklamirt jetzt wegen der pfälzischen Havannah. Doch der sagt phlegmatisch: „Gute Cigarre, geb Sie mir noch Tausend davon mit!“

Räthsel.

Die Erste naht dem Landmann hold,
Nach Tages Last und Hitze;
Doch sie zu kaufen ist kein Gold,
Dem reichen Mann nicht nütze.

Die Zweite, wenn sie stattlich sein,
Gewinnt dir Gunst und Ehren;
Und steckte sich ein Schurke d'rein,
Darfst ihm den Gruß nicht wehren.

Das Ganze trug vor Zeiten kaum
Der Herr von sechzig Jahren;
Jetzt kannst du Kind und Dienerschaft
In diesem Schmuck gewahren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Donnerstag, 24. Juni 1869.

Der Sommer 1869 *).

Ach, was ist das für ein Lenze,
Achtzehnhundert sechzig neun!
Eisgezapf statt Blüthenkränze,
Regen und kein Sonnenschein.

Kukuck ruft durch grüne Reiser
Nicht mehr so, wie sonst sein Brauch,
Katarrhalisch ganz und heiser
Frißt er am Kamillenstrauch.

Auf die Heilkraft der Kamille
Baut der alte Egoist;
Während dort im Gras die Grille
Krank am Rheumatismus ist.

Auch der Nachtigall'n Getändel
Schallt uns nicht mehr liebend zu;
Lerchen tragen Regenmäntel
Und die Frösche Gummischuh'.

Und ein Maikäfer im Flieder —
Wer möcht' jetzt Maikäfer sein! —
Rieb sich die erfrornen Glieder
Jüngst mit Opodeldoc ein.

Ja, als man am Lurleyfelsen
Gestern warf der Netze Flachs,
Sah man, schwer in Winterpelzen,
Schwimmen einen alten Lachs.

Bäche, die sonst lustig hupsen,
Schleichen frierend, kümmerlich,
Bienen laborir'n am Schnupfen,
Schneuzen in die Blüthe sich.

Welch ein Sommer! Wer im Rheine
Jetzt zu baden sich vermißt,
Nehm' als Schwimmhos' ja doch keine,
Die nicht warm gefüttert ist.

*) Von einem schwer betroffenen Naturfreunde geht dem „Rhein. K." vorstehender Stoßseufzer zu, welcher gewiß mit Anerkennung gelesen werden wird.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Auf die Bestätigung ihrer Wahrnehmung brauchte Melanie nicht lange zu warten; denn kaum eine Viertelstunde später sah sie, mit den glühendheißen Augen aufblickend, die prachtvolle Equipage mit den Schimmeln wieder von ferne herankommen, faßte dieselbe und deren Insassen nun fester ins Auge und erkannte abermals ganz deutlich Edwin Forberg, welcher sie freilich nicht bemerkte, da er kein Auge von der schönen Frau ihm gegenüber verwandte.

Und dennoch, sollte, konnte Edwin sie schon vergessen haben? Es fehlten gerade noch dreiundzwanzig Tage bis zu dem Termin, wo das Probejahr endete, welches der junge Musiklehrer sich selber gesteckt hatte, um seine treue Liebe zu erhärten. Melanie wollte die Hoffnung nicht aufgeben, bevor dieser Termin um sei. Während aber einerseits eine Stimme in ihrem Innern dem Onkel Rudolf Dank zollen wollte für seinen menschenkundigen Scharfblick und sein Ahnungsvermögen hinsichtlich Edwin's, stand andererseits der Zweifel anklagend gegen ihren väterlichen Freund auf und stellte die Frage an sie: ob dies Alles so gekommen wäre, wenn der Oheim die Verbindung zwischen den beiden jungen Liebenden damals zugegeben hätte? Und in ihrem Geiste stieg eine unbeschreibliche Bitterkeit gegen ihr Geschick auf, welches durch die Fahrlässigkeit und Grausamkeit ihrer Stiefmutter sie gezwungen hatte, von einem Manne abhängig zu werden, welcher die schönsten Hoffnungen ihres Lebens zerstört und sie einer Zukunft voll Gefahr, Einsamkeit und hilfloser Verlassenheit preisgegeben hatte.

Es waren furchtbare Tage und Nächte eines aufreibenden, seelenmörderischen inneren Kampfes,

welche Melanie nach der Begegnung in der Lichtenthaler Allee verlebte, und sie betrachtete es wie eine Erlösung, als der Oheim, der sich immer kränker werden fühlte, endlich auf die Heimkehr nach Ortheim drang. Als Oheim und Nichte mit ihrem Gepäcke in einer einspännigen Droschke eines Morgens nach dem Bahnhof hinausfuhren, um die Heimreise anzutreten, sah Melanie an den Straßenecken überall rothe Plakate angeschlagen, welche die zweite musikalische Soirée des Pianisten Edwin Forberg vom Pariser Konservatorium auf den folgenden Abend ankündigten und ihre Seele auf's Neue in Unruhe versetzten.

Nach Ortheim zurückgekehrt, hatte Melanie freilich wenig Zeit mehr, an Edwin Forberg zu denken, denn Onkel Rudolf erkrankte heftig und seine Hilflosigkeit nahm all ihr Denken und Handeln in Anspruch. So hatte sie das eine Glück, den Termin zu vergessen, an welchem das Probejahr enden sollte und dem sie in Baden-Baden mit einer entsetzlichen Spannung entgegen gesehen hatte. Der 18. September verging, ohne daß sie auch nur eine Zeile von Edwin gesehen hätte, geschweige denn ihn selbst. Dagegen erschien wenige Tage darauf die Majorin, die, nach dreimonatlicher Abwesenheit zurückgekehrt, den Rückfall ihres Schwagers in die Krankheit erfahren hatte und sich nun nach seinem Befinden erkundigen wollte. Onkel Rudolf war so schwach, daß er ihr nicht antworten und sich ihren Besuch nicht verbitten konnte; aber er machte bei ihrem Anblick eine abwehrende Bewegung und drehte mühsam sein Gesicht nach der Wand. Allein Frau Sophie ließ sich hierdurch nicht vertreiben.

„Ich habe Dir Grüße aus Wiesbaden zu bestellen, liebe Melanie, — rathe 'mal, von wem?" sagte sie mit lauerndem Lächeln.

— „Wie kann ich dies errathen, Mama? ich kenne keine Seele in Wiesbaden."

„Jenun, es war auch kein Wiesbadener, sondern — aber ich sehe schon, ich muß Dir auf den Sprung helfen, liebes Kind! Edwin Forberg läßt Dich freundlich grüßen. Wir haben ihn in Wiesbaden getroffen, wo er zwei Concerte mit großem Erfolg gab und von der vornehmen Welt sehr gefeiert wurde. Wir haben uns ihm vorgestellt und er war sehr freundlich gegen uns und schickte uns jedesmal drei Sperrsitzbillets zu seinen Soiréen. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach Dir und bedauerte, daß ihm seine vielfachen Geschäfte nicht erlaubten, Dir zu schreiben; aber er gedenkt im Spätherbst, falls er Zeit hat, auf einige Tage hierher zu kommen und wird mir dann die Ehre erweisen, bei uns zu wohnen."

Melanie erblaßte zwar, erwiederte aber kein Wort, denn sie fühlte instinktmäßig den schadenfrohen Triumph, welchen die Majorin feierte, indem sie Melanie den himmelweiten Unterschied zwischen dem gefeierten Pianisten und Onkel Rudolfs Hausgenossin vor Augen führte.

Einige Wochen später erhielt Melanie ein Päckchen und einen Brief von Edwin aus Rotterdam, woselbst er Concerte gab. Er berichtete ihr zunächst seine seitherigen Erfolge und Erlebnisse, seine Triumphe als Virtuos und Komponist in Paris, Baden, Wiesbaden, Homburg, Frankfurt und den größeren rheinischen Städten, dann seine Aussichten für die Zukunft. „Ich werde mit meinem Oheim, der mir sehr zugethan ist und an meiner künstlerischen Entwicklung den innigsten Antheil nimmt, den Winter in Italien zubringen und eine Oper vollenden, deren Satz ich begonnen habe und die nach den Fasten in Paris aufgeführt werden soll. Du siehst, Geliebte, daß ich aus allen Kräften daran arbeite, uns eine Zukunft zu schaffen, die Deiner würdig ist. Ich habe das Leben nun von einer andern Seite kennen gelernt und mache höhere Ansprüche an dasselbe als ehedem; darum müssen wir die Erfüllung unserer süßesten Wünsche noch auf einige Zeit verschieben, bis mein Ruf feststeht und ich irgend eine Stelle als Kapellmeister erlangt habe. Dann eile ich zu Dir, Geliebte, und fordere den Lohn meiner Bemühungen. Deine liebe Mama wird Dir gesagt haben, wie aufrichtig noch meine Empfindungen für Dich sind. Beifolgend schicke ich Dir einige Photographieen von mir, in verschiedenen Städten aufgenommen, wo die Damen sich darum reißen, sowie einen einfachen Ring, den Du tragen sollst zur stündlichen Erinnerung an Deinen innig liebenden, Dich anbetenden Edwin."

Der Ring war elegant und kostbar, von schwarzem Email mit schönen Perlen. „Perlen bedeuten Thränen!" flüsterte Melanie und ihre Thränen thauten auf die Lichtbilder nieder, welche den jungen Pianisten im modernsten Anzug, jedoch mit einer gewissen Genialitäts-Affektion in der Tracht desselben, in dem löwenmähnen-ähnlichen Haar, in dem zuversichtlichen, kühnen, ja herausfordernden Ausdruck des Gesichts darstellten. Hierauf wickelte sie Ring und Bilder wieder ein, legte sie in die kleine elegante Schachtel, worin sie gekommen waren, verschloß diese mit einem wehmüthigen, bitteren Lächeln in ihre

Kommode und ging herunter zu dem kranken Oheim, über den sie sich hereinbeugte, um einen langen Kuß auf die heiße Stirne des Schlummernden zu drücken. Hierauf kniete sie neben dem Bette nieder, küßte seine welke, magere Hand und flüsterte: „Der Himmel möge mir verzeihen! Ich habe diesem treuen Herzen großes Unrecht abzubitten, das ich ihm in meinem Innern gethan habe. Sein ahnungsvoller Blick sah weiter, als mein bethörtes Auge!“ Und von diesem Augenblicke an verdoppelte sie wo möglich noch ihre Liebe und Sorgfalt gegen den kranken Oheim, dessen Kräfte rasch sanken.

An einem schönen, klaren Wintertage, wo die Sonne auf die weite Schneedecke des Geländes fiel und Myriaden Eiskrystalle glitzern machte, saß Melanie neben Onkel Rudolfs Bett in tiefer Niedergeschlagenheit. Ihr blasses Profil mit den überwachten Augen zeichnete sich vom hellen Fenster ab und sie wähnte den Kranken an ihrem Ellbogen schlummernd. Dieser aber wachte schon längst und betrachtete sie stumm und wehmüthig, bis sein Husten Melanie's Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

„Mein liebes, armes Kind,“ hub er an, als der Hustenanfall vorüber war, und hielt ihre warme Hand in seinen eisigen, feuchten, hageren Fingern; „Du siehst recht bleich und abgehärmt aus, Du hast Dich meinethalben beinahe aufgeopfert. Aber habe Geduld, es wird bald überstanden sein!“

— „Um's Himmels willen, lieber Oheim, reden Sie nicht so! Sie fühlen sich ja heute besser als je!“ rief die Nichte erschrocken.

„Das bedeutet mein nahes Ende, das mir gesegnet und willkommen sei!“ sprach er mit schwacher Stimme und ruhigem Lächeln. „Armes Mädchen! Ich mag Dir oft recht hart und eigensinnig erschienen sein, allein die Zeit wird noch kommen, wo Du wirst einsehen lernen, daß Dein alter Oheim es aufrichtig gut mit Dir meinte. Dein Leben war eine fortgesetzte Prüfung seit dem Tode Deines armen Vaters, seit der Stunde, wo ich Dich aus der ungesunden Treibhaus-Atmosphäre des Hauses Deiner Stiefmutter in mein ärmliches, aber gesünderes Heimwesen nahm, um Dich vor Verbitterung und Demoralisation zu retten. Du hast Dich wacker gehalten, mein Kind, hast Entsagung und Demuth musterhaft geübt und viel Nützliches gelernt in der Schule des Lebens. Dein geduldiger Fleiß, Dein vertrauensvoller Gehorsam und Deine trauliche Herzlichkeit haben meinen Lebensabend verschönt, meine schlichte Wohnung zu einem Tempel des Friedens gemacht, Du hast die Prophezeihungen Deiner Mutter Lügen gestraft. Ich wußt' es von der ersten Stunde an, wo ich Dich sah, daß Du aus einem andern tüchtigeren Stoffe warst, als ihre drei eigenen thörichten, selbstsüchtigen Töchter, sonst wäre ich nach jenem ersten Abend niemals wieder über Sophiens Schwelle getreten, noch hätte ich sie als Verwandte anerkannt. Ihr Benehmen gegen Dich, mein Kind, ihr Verfahren gegen mich an jenem Abend, haben mich die Leere und Falschheit ihrer Seele erkennen gelehrt und mein Wesen mißtrauisch und bitter gemacht, und darunter hast auch Du manchfach gelitten, mein Kind.

„Allein nichts im Leben ist blinder Zufall, liebe Melanie, und jede Erscheinung, jede Erfahrung hat ihren tieferen sittlichen Grund. So bin ich denn durch Dich belehrt worden, daß man die Menschen nicht alle in Eine Kategorie werfen kann, und mein Irrthum hatte wenigstens den Vortheil, Dich zu einem unabhängigen, nützlichen weiblichen Wesen heranzuziehen, das auf eigenen Füßen stehen, die Enttäuschungen und Prüfungen des Lebens geduldig ertragen, sich mit Wenigem begnügen und auch den einfachsten und beschränktesten Verhältnissen noch eine freundliche, trostreiche Seite abgewinnen kann. Du hast Deine Pflicht treulich und gewissenhaft gethan, als Dir das Herz vor Weh zu bersten drohte und kein einziger Hoffnungsstrahl in Dein dunkles Dasein hereinfiel. Das Alles hättest Du bei Deiner Stiefmutter nicht gelernt, mein Kind! — Allein nun ist Deine Prüfung vorüber und Du hast sie glänzend bestanden, wenn auch das Schmerzliche derselben noch lange nachwirken wird. Du hast den Kampf gegen Deinen eigenen Willen siegreich durchgekämpft und bist nicht irre geworden an dem alten väterlichen Freunde, welcher Dir zu Deinem Heile diese strenge Probe auferlegte. Du hast mich in meinen Schmerzen und in meiner Hilflosigkeit gepflegt wie eine treue Tochter, selbst als Dein Herz an mir noch zweifelte. Ich gehe nun ruhig aus der Welt, denn ich sehe Dich gewappnet gegen alle jene Gefahren, welche eine allein stehende Frau so leicht heimsuchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kaninchenhandel.

Ein Straßenräuber in England erhielt die Nachricht, daß ein reicher Privatmann eine Summe von 2000 Guineen (12,000 Thlr.) eingenommen habe und damit nach Hause wolle. Er lauerte ihm daher unterwegs auf, präsentirte ihm, als er seiner ansichtig wurde, ein weißes Kaninchen und ersuchte ihn, solches zu kaufen. Als hierauf der Reisende in betroffenem Tone erwiederte, daß er das Kaninchen nicht kaufen wolle, sagte der Straßenräuber:

„Und ich, mein Herr, muß es verkaufen; ich bitte Sie daher, es auf der Stelle zu kaufen.“

Mit diesen Worten setzte er ihm eine Pistole auf die Brust und fuhr fort:

„Es ist nicht theuer, es kostet nur zweitausend Guineen, die Sie in Ihrem Mantelsack haben.“

Einer so nachdrücklichen Bitte konnte der Reisende nicht widerstehen. Er lieferte den Mantelsack aus und reiste mit seinem Kaninchen, nicht sehr zufrieden mit dem theuren Kaufe, weiter.

Sechs Jahre waren verflossen, während der Reisende sein Kaninchen sehr sorgfältig verpflegt hatte, als er zu einem reichen und im besten Rufe stehenden Banquier in London kam. Er hatte sich die Physiognomie des Straßenräubers sehr sorgfältig gemerkt und erstaunte nicht wenig, als er in dem Banquier sogleich Denselben erkannte, welcher ihm die 2000 Guineen abgenommen hatte. Seiner Sache gewiß, bat er Jenen, der sich seiner nicht mehr erinnerte, ihm einen Augenblick unter vier Augen Gehör zu schenken. Der Banquier führt ihn darauf in ein Nebenzimmer und fragt ihn, was er begehre.

„Sie haben mir,“ sagte der Reisende, „vor mehreren Jahren ein Kaninchen anvertraut, für welches ich väterlich gesorgt habe. Dasselbe ist nun groß gezogen und macht eine Menge närrischer Kunststücke, es spricht sogar bisweilen und hat mir den Rath gegeben, es seinem vormaligen Herrn wieder zuzustellen. Ich komme daher, es Ihnen wieder zu verkaufen und bitte mir auf der Stelle den Preis wiederzuzahlen, welchen ich Ihnen gegeben habe.“

Hierbei zeigte er ein Terzerol, welches er seit jenem Vorfalle bei sich zu führen pflegte.

Kaltblütig vernahm der Banquier diese Anrede und entgegnete:

„Ihr Verlangen, mein Herr, ist gerecht, obgleich der Wechsel, den Sie in der Hand haben, von jedem anderen Hause, als dem meinigen, protestirt werde würde. Ich werde ihn aber um so lieber honoriren, da das Anlehen, welches ich bei Ihnen gemacht habe, für mich von großem Vortheile gewesen ist. Nicht nur das Kapital, sondern auch die Zinsen werde ich gern zurückzahlen. Was das Kaninchen anbetrifft, so bitte ich Sie, solches zu behalten, da es für mich jetzt ganz unnütz ist.“

Hierauf zahlte er ihm die 2000 Guineen nebst den sechsjährigen Zinsen in Banknoten aus.

Mannigfaltiges.

* Man muß nur die Hälfte glauben. „Sehen Sie, Frau Nachbarin, da geht die Putzmacherin! Kein Wunder, daß sie so'n Staat macht, die Leute sagen, sie hätt' 'n Dutzend Liebhaber!“ — „Ja, das is möglich! Aber die Welt ist so böse, Frau Pannemann! Von Allem, was die Leute sagen, muß man immer nur die Hälfte glauben.“

* (Drohung.) „Karl, bleib' jetzt zu Haus, es schickt sich nicht, den ganzen Tag auf der Gasse herumzulaufen.“ — „Papa, wenn du mich nicht fortläßt, sa' ich's der Mama, und dann mußt du Abends auch zu Hause bleiben.“

* „Herr Doktor, wenn ich denn doch einmal sterben muß,“ sagte ein Kranker zu seinem Arzte, „so lassen Sie mich aber nach dem Tode öffnen, denn ich will doch gern wissen, woran ich gestorben bin.“

Gemeinnütziges.

* Ein sehr wohlfeiler Wetteranzeiger wird wegen seiner Zuverlässigkeit besonders empfohlen. Man setze in einen Blumentopf den sogenannten Hühnerdarm, eine überall wild wachsende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an. Sind sie halb geschlossen, so regnet es sehr bald; während der Dauer des Regens sind sie ganz geschlossen; sind sie aber ganz offen, so kann man darauf rechnen, daß binnen 4 — 5 Stunden kein Regen fällt.

Auflösung des Räthsels in № 73:
Schlafrock.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Samstag, 26. Juni 1869.

* E wohlfeeli Rees.

In Neuschtadt is e Bauersmann
 Die Dag zur Bahn gekomme,
Un frogt de Schaffner, wo sei Hund
 Im Zug werd mitgenomme.

Der Schaffner macht e Ställche uff,
 S' war am e große Wage,
Un geht dann sei Geschäfte no,
 Dhut sunscht nix weiter sage.

Der Bauer setzt sei Hund enin
 Und denkt — heut kannscht was schpare
Der Schtall is groß genung for zwee,
 Do kannscht de wohlfeel fahre.

Un wie er's denkt, so macht ers ach,
 S' war Niemand in der Nähe,
Un schluppt zu seinem Hund enin,
 Kee Deiwel hats gesehe.

Un sitzt ganz still, bis Eener kommt
 Un will das Thürche schließe,
Do beißts de Bauer in der Nas,
 Fangt düchtig an zu niese.

Der Schaffner denkt, so niest kee Hund,
 Du muscht ins Ställche gucke,
Un sieht dann richdig nebnem Hund
 Mei Bauer ruhig hucke.

Das Personal kommt all' derzu,
 Fors Pärche anzesehe,
Un der Verwalter saht dem Mann:
 „Zum Stall sofort raus gehe!"

Das Rausgehn war wohl schnell gesaht,
 Doch nit so schnell ze mache,
Un wer das zugesehe hat,
 Mußt halwer krank sich lache.

Ball guckt emol der Kopp eraus,
 Ball sinn die Füß gekomme;
Er wär noch drinn, wann nit zwee Mann
 Ihn an seim Kopp genomme.

Un ziehe unsre Bauersmann
 Aus 'em Schtällche schnell eruner.
Der macht sich awer aus 'em Schtaab,
 Un des Geutz — kee Wunner.

Die wohlfeel Rees im Hundsschtal drinn —
 Wie muß der Bauer leide,
Der dhut Euch ganz gewiß keen Hund
 Im Hundsschtall meh begleite.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, liebe Melanie," fuhr Onkel Rudolf fort, „daß Du zweimal mich für despotisch und grausam hieltest, und ich darf Dir nun den Schlüssel zu meinem Betragen geben. An jenem Tage, wo Alexis Grabow abreiste, hatte er Dir in Deinem Regenschirme eine schriftliche glühende Liebeserklärung geschickt, obschon er sich mir mit seinem Ehrenwort früher verpflichtet hatte, den Frieden Deiner Seele und meines Hauses nicht zu stören, obschon er nur unter der Bedingung, keinen Liebeshandel mit Dir anzuknüpfen, von mir die Erlaubniß erwirkt hatte, mein Häuschen zu besuchen. Ich wußte nämlich, daß sein Vater — auch ein Stiefvater — und seine Mutter niemals in eine solche Verbindung willigen würden. Ich war zwar überzeugt, daß Alexis Dich wirklich liebte, aber ich mußte so handeln um Deines Lebensglückes willen. Vielleicht wirst Du dereinst noch erfahren, welchen Schmerz es mich kostete, ihn Knall und Fall von hier hinwegzuschicken. Hast Du mich nun begriffen?"

Google

— „Mein theurer, lieber Oheim, Gott segne Sie! Ich habe Ihnen niemals darob gegrollt!“ stammelte Melanie tief bewegt. „Sie haben es immer treu mit mir gemeint, auch gegenüber von Edwin Forberg — ich habe dies eingesehen!“

„Dann um so besser; diese Gewißheit wird mir meinen Hingang erleichtern, liebes Kind,“ sagte der Kranke, merklich schwieriger sprechend. „Ich war Edwin gut, aber ich traute seinem Charakter, seiner Beständigkeit nicht. Er ist ein eitler, sanguinischer, willensschwacher Mensch — von den besten Absichten vielleicht, aber von allzu wenig Ausdauer; ein Mensch, welcher nicht auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit fußt, sondern in einer halben Traumwelt der Ideale lebt. Zwar hat er meinem Vertrauen einen harten Stoß versetzt, als er nach Ablauf des festgesetzten Termins sich nicht bei uns einfand; aber ich will ihn noch nicht verdammen. Vielleicht klären sich sein Blick und sein Verstand im Verkehr mit jener Welt des hohlen Scheins, in der er jetzt vorübergehende Befriedigung seiner Eitelkeit und ein ungesuchtes Ziel sucht; vielleicht lernt er erkennen, um wie viel höher Deine schlichte weibliche Anmuth und Dein innerer Werth über jenen vergänglichen Reizen und trügerischen gleißenden flachen Talenten und Vorzügen steht, welche ihn in den so begierig aufgesuchten fashionablen Lebenskreisen entzücken. Kehrt er mit dieser gewonnenen schmerzlichen Ueberzeugung einst zu Dir zurück, Melanie, und spricht Dein Herz noch für ihn, dann gib ihm dieses und Deine Hand, denn er hat alsdann die Aufrichtigkeit seiner Neigung bestätigt und bewährt. Und nun, mein Kind, laß mich zu Ende kommen, denn meine Kräfte gehen zur Neige wie meine Stunden,“ fuhr er mit tonloser Stimme fort. „Ich scheide mit der Gewißheit, daß Du je länger desto mehr mein Andenken segnen wirst. Ich habe dafür gesorgt, daß Du nicht mit Armuth und Verlassenheit zu kämpfen haben wirst, wenn ich todt bin; ich lasse Dich in bescheidenen, aber anständigen Verhältnissen zurück. Bleibe einfach, aber anspruchslos wie bisher. Mißtraue Deiner Stiefmutter und halte Dich frei von ihr, denn sie kann unmöglich ein gutes Ende nehmen. Und falls jemals die Vorsehung Dich in günstigere Verhältnisse versetzen wollte, als Deine seitherigen waren, dann, liebes Kind, bleibe bescheiden und nüchtern, fromm und mild, und gedenke zuweilen in Liebe des finstern, ernsten, alten Mannes, dem Du vielleicht die Ruhe und den Frieden und das Behagen Deines künftigen Lebens verdankst.“

Die Stimme versagte Onkel Rudolf vor tiefer Bewegung, aber eine heitere Ruhe verbreitete sich über sein Antlitz und lieh demselben eine Schönheit und einen Adel, welchen Melanie nie zuvor darin gesehen zu haben wähnte. Einige Stunden später schien sein Auge sich zu trüben und seine bebende Hand tastete nach ihr — sie verstand seine Absicht, kniete neben seinem Bette nieder, legte seine Hand auf ihr Haupt und empfing seinen stummen Segen. Seine Rechte von Melanie's Händen umfaßt, schlummerte er still und friedlich ein, um an der Schwelle des Jenseits zur Glorie des ewigen Tages zu erwachen. Er war gestorben wie ein Gerechter, voll Hoffnung auf die Ewigkeit, im Frieden mit Allen, die er hienieden zurückließ.

Es war ein herbes Weh für die Verwaiste, von der theuren Leiche zu scheiden, nachdem Herr Dewang mit Gerichtspersonen gekommen war, um alle Schränke und Kommoden des Oheims zu versiegeln und für die Beerdigung seines Jugendfreundes zu sorgen. Es war eine erschütternde Trennung, als die Männer den Sarg hinaustrugen und nach dem Friedhof schafften, und Melanie glaubte ihrem Schmerze erliegen zu müssen; da kehrte der Prokurator Dewang vom Friedhofe zu ihr zurück und richtete so freundlich liebreiche, trostvolle, sanfte Worte an sie, wie sie solche dem einsilbigen, ernsten Manne niemals zugetraut hätte. An seinem Arme besuchte sie noch am selben Abend das Grab des Oheims, und an diesem Grabe versprach Dewang, ihr forthin Beschützer, Berather und Freund zu sein, wie er es dem todten Freunde gelobt hatte.

Acht Tage später fand die Eröffnung von Onkel Rudolfs Testament statt, welcher auch die Majorin mit Gisela und Valerie beiwohnte. Das Testament verfügte, daß Melanie das kleine Besitzthum und die Leibrente des Oheims von jährlichen zweihundert Thalern erbe. Die Majorin und ihre beiden Töchter bekamen je einige hundert Thaler nebst einigen Juwelen; die Köchin Dorothe auf der Weinau hundert Thaler; das übrige vorhandene Baarvermögen sollte zwischen der alten Lene und den Stadtarmen von Ortheim vertheilt werden. Alexis Grabow erbte Onkel Rudolfs goldene Uhr und Siegelring; Edwin Forberg sollte das Porträt seiner eigenen Mutter wieder zugesandt werden. — In dem Schreibtische des Oheims aber stand eine unscheinbare hölzerne Kassette, hinsichtlich welcher das Testament bestimmte, daß sie, mit den Gerichtssiegeln obsignirt, in der Landesbank in der Resi-

Digitized by Google

denz verwahrt und genau drei Jahre nach dem Tode des Erblassers eröffnet werden solle in Anwesenheit von Melanie Hellborn und Alexis Grabow, welche zu diesem Behufe vorzuladen seien. Den Schlüssel zu der Kassette sollte bis dahin Prokurator Dewang, und für den Fall von dessen Ableben das älteste Magistratsmitglied von Ortheim verwahren.

Diese Bestimmung wegen der Kassette erregte einiges Erstaunen, allein man hielt sie für eine Laune oder Schrulle des Verewigten, der ja immer so ärmlich und bescheiden gelebt hatte, daß man darin keinerlei Schätze vermuthete. Vielmehr muthmaßte man in derselben Aufzeichnungen über die Lebensgeschichte von Rudolf Hellborn, über welcher noch vieles unaufgeklärte Dunkel lag. Auch Melanie war sehr begierig, dieses Geheimniß gelüftet zu sehen, mußte sich aber ebenso gut bescheiden, wie die andern Leute.

(Fortsetzung folgt.)

Guillotin.

Der junge **Guillotin** war sicher der frivolste Akademiker von ganz Paris. Man fand keine Hauptstraße in der großen Stadt, in der er nicht jedes Fenster, hinter welchem nur irgend ein hübscher Lockenkopf steckte, besser auswendig wußte, als alle seine Medizinalstudien. Dazu führte er stets ein großes Taschenbuch mit sich, in dem er das Nationale seiner Schönheiten bis auf das Genaueste klassifizirt hatte. Dieses Buch nannte er sein anatomisches Kabinet. Seine Philosophie holte er offenbar aus den Grundsätzen des Epikur, legte aber auch ein wenig Beischmack von einem Cyniker dazu, um das Interessante, seiner Meinung nach, noch pikanter zu machen. Besonders war er übel auf das Wörtchen Dauer zu sprechen; davon wollte er nun einmal gar nichts wissen. Er erblickte einen Menschen, war freundlich mit ihm, sah ihn aber wieder ebenso leicht scheiden, als ob er ihn nie gekannt — er interessirte sich für dieses und jenes Mädchen, führte immer ein ganzes Lexikon von Galanterien mit sich; aber das Lexikon war für alle komponirt, die auf einem niedlichen Körper ein niedliches Köpfchen trugen. — Liebe war ihm nichts Anderes, als eine flammende Kerze, die wohl leuchtet, aber nicht wärmt; wer lang hineinsieht, schwächt das Auge, und wer ihr zu nahe geht, versengt sich die Flügel. Kurz, unser Akademiker war der Mann seiner Zeit, frivol bis an das Gemeine und leichtsinnig bis an das Schlechte. Man konnte sich daher denken, in welchem Ansehen er bei seinen Collegen stand; besonders da er in der Vertheidigung seiner Probleme den Scharfsinn mit der Suada immer gleichen Schritt halten ließ. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und unser Held tanzte so lange um das Licht, bis er sich seine Schmetterlingsflügel verbrannte. Es war eines Nachmittags, als er in der Straße St. Louis vor einem prachtvollen Hause einen Wagen halten sah, aus welchem sich ein niedlicher Fuß und dann ein noch niedlicherer Körper und endlich der niedlichste aller Engelsköpfe herausbewegte, den seiner Versicherung zufolge die Grenzen von Frankreich enthielten. Umsonst suchte er das ganze Register seiner Erinnerung durch und erkannte nur zu sehr, wie unvollständig sein Konversationslexikon der weiblichen Schönheiten sei, und daß er bald eine neue Auflage werde veranstalten müssen. Guillotin sprang gleich vor das Thor, um seine Schönheit genauer zu anatomiren; aber ein Blick in dieses Auge — seine Flügel waren versengt, und das Gebäude jener morschen Zeitphilosophie, das er so mühsam auferbaut, lag in Trümmern. Die Schöne schlüpfte an ihm vorüber und sah stolz auf ihn, wie auf den Schutt eines zertrümmerten Palastes. — Für Guillotin war die Erde ein Perpetuum mobile, ein drehender Kreisel geworden, sie schien ihm zu schwanken, zu stürzen, aber aus ihrer Ruine tauchte für ihn eine neue Welt, ein neues Leben empor. Dies ist das Loos menschlicher Ueberspanntheit; während sie sich schämt, manchmal mit einem kurzen Sprunge über einen Bach zu setzen, springt sie dann unaufgefordert von einem Ufer des Meeres zum andern. Und so geschah es denn auch unserem Doktor. Die Akademiker staunten, ihren Collegen nicht mehr auf den gewohnten Revuen zu treffen, und sie wären im Stande gewesen, ein Citationsedikt den Pariser Blättern einrücken zu lassen, wenn nicht die Straße St. Louis sein Dasein kund gegeben hätte. Dort stand er denn auch gleich einem Pförtner und harrte auf seine Erscheinung, welche ihn entweder nicht bemerkte, oder noch schlimmer nicht bemerken wollte. Welch eine Veränderung war aber in seinem Aeußern vorgegangen! Dies burschikose Kleid mit seinem cynischen Anstriche hatte einem soliden Anzuge, dessen sich kein bejahrter Doktor schämen durfte, Platz gemacht; das freche Auge strahlte nur mehr Blicke, in welchen Schwermuth und Scham um den Sieg stritten; und den Mund, dessen

Donner oft durch drei Straßen hörbar war, schien ein Papagenoschloß zu schließen. Er, der ehedem keck jedem Mädchen in den Weg trat, hatte nicht so viel Wagniß, in dem Hause nach Stand und Namen seiner Wiedertäuferin zu fragen, kurz der Unbesiegbare war besiegt, besiegt durch das gewöhnliche Loos des Schicksals, welches uns nicht selten mit unseren eigenen Waffen tödtet. Die Holde erschien den Tag über oft auf der Straße; aber sie erschien nicht für ihn und er mußte das Glück des Straßenbettlers neiden, dem sie einen Sous in den durchlöcherten Hut zu werfen pflegte. Was war zu thun? Sollte er noch lange der Spott seiner Collegen sein, und wie der Baum verdorren in dem Feuer der Sehnsucht? Dazu besaß er, selbst gelähmt, noch zu viel Geist. Die Schrift, das gewöhnliche Kammermädchen der Liebenden, sollte auch ihm dienen. Er saß auf seiner Stube und fand nun keine Worte, da er so unsäglich viel fühlte, während er ehedem über seine vielen Worte keine Gefühle fand. Einmal klang ihm der Brief zu rhetorisch, dann zu sentimental, dann wieder zu keck, und er wurde gewahr, wie arm wir eigentlich bei dem Reichthum unserer Empfindungen werden. Endlich war das schwere Werk geendet. Guillotin, der große Musterbriefsteller bei den Liebesaventuren seiner Collegen, hatte im Schweiß des Angesichts ein Schreiben geboren, welches seine Liebe jener Fee kundgeben sollte, die ähnlich einem zweiten Gott, aus seinem innern Nichts eine Welt geschaffen hatte. Aber nun war über diese Schwierigkeit eine zweite entstanden — wie sollte das Schreiben in jene Hände gelangen, für die es bestimmt war? Name, Stand blieben ihm noch fremd, er machte es demnach, wie es oft Fürsten geschieht, er lief neben dem Wagen seiner Göttin und warf die Bittschrift seiner Seele in die offene Chaise. Die schrecklichsten Martern sind die Momente, in welchen sich Hoffnung und Ungewißheit in unsere Gedanken theilen, ohne daß eine die andere aus der Brust zu drängen vermag. Guillotin stand den ganzen Tag über auf seinem Posten, die Sonne war im Scheiden, sein Gesuch jedoch hatte noch immer keine Erledigung. Die Straßen wurden leerer, die große Friedensstifterin Nacht zeigte ihre allgewaltigen Wirkungen und Guillotin war mit den Sternen, seinen Träumen und den Häusern vis-à-vis beinahe allein geblieben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* „Indem wir," sagt die „Times", „unsern Lesern die Zahl 2,518,797,391,09 vor Augen stellen, werden sie meinen: sie sei irgend ein wunderbares arithmetisches Ergebniß, etwa die Berechnung der Meilenentfernung eines neuentdeckten Planeten von der Sonne, oder der Ellen Calico, die seit zehn Jahren aus Lancashire ausgeführt werden. Aber nichts dergleichen. Jene zwölf Ziffern repräsentiren einfach die jetzige Staatsschuld der amerikanischen Union in Dollars, welche Summe ungefähr 500 Millionen Pfd. St. englischen Geldes entspricht Und da die Zinsen fast 6 Proz. betragen, so beläuft sich die jährliche Zinsenlast, die das amerikanische Volk zu tragen hat auf beinahe 30 Millionen Pfd. St. Voriges Jahr betrug sie in runder Summe 29 Millionen. Aus diesem zu Anfang dieses Monats vom amerikanischen Schatzamte veröffentlichten Thatbestande läßt sich eine für den jetzigen Moment nützliche Lehre ziehen, nämlich daß unsere Freunde und Vettern jenseits des atlantischen Meeres alle Ursache haben — gleich uns selbst mit unserer bekannten ungeheuern Nationalschuld — Ruhe und Frieden zu halten." Allerdings, bemerkt die „Times" schließlich, habe Amerika seit seinem großen Bürgerkriege bereits 100 Mill. Pfd. St. abgezahlt, und so werde es im Stande sein, in einem nicht allzu langen Zeitraum seine ganze Schuld, so kolossal sie ist, abzustoßen, aber eben nur, wenn es den Krieg vermeide.

* (Titulatur.) „Machen Sie mir gefälligst hundert Visitenkarten!" — „Darf ich um Ihren Namen bitten?" — „Jeremias Nothmayer." — „Ihr Stand?" — „Eisenbahnbaudotationshauptkassacentralbuchhaltungsregistraturfunktionär." — „Haben Sie vielleicht gleich ein Ellenpapier mitgebracht?"

Lebensphilosophie.

Wie ein Land ohne Herrn,
Wie die Nacht ohne Stern,
Wie der Becher ohn' Wein,
Wie der Vogel ohn' Hain,
Wie ohn' Aug' ein Gesicht,
Wie ohn' Reim ein Gedicht,
So ohne der Liebe Scherz und Schmerz
Das Herz.

W. Müller.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Dienstag, 29. Juni 1869.

Nach Oben.

Schon senket die Nacht ihren Schleier herab auf die grünenden, duftenden Felder,
Mich lockt es hinaus in die freie Natur, in die stolzen, die rauschenden Wälder,
Es lockt mich der Klang, der das Weltall durchbraust, es locken mich Lüfte und Wogen,
Mir scheint es, als wär' ich von mächtiger Hand in den Tempel Gottes gezogen,
Um mit zu singen im ewigen Chor, der alle Saiten durchhallet,
Der bald wie gedämpfter Orgelton und bald wie Donnerklang schallet;
Und bin ich auch nur ein verklingender Ton im Weltenliede geworden,
Ich weiß, daß der Lerche einfaches Lied sich mischt mit den hehrsten Akkorden,
D'rum hab' ich auch niemals gezagt und gebebt, laut hab' ich im Walde gesungen,
Dort tönet dem Schöpfer das herrlichste Lied von tausend schmetternden Zungen;
Ich hab' auf die leuchtenden Sterne geschaut, sie kreisen in rollenden Bahnen,
Sie ließen mich eine höhere Welt, eine Lieb', eine ewige, ahnen.
Der Vogel im Baum, die Blume im Gras, sie waren mir redende Zeugen,
Ich mußte, umrauscht von des Waldes Laub, das Knie vor dem Ewigen beugen.
Nein, beugen vor ihm, der in Allem lebt? das Aug' und die Kniee gehoben,
Und den leuchtenden Blick und das klopfende Herz vertrauend gewendet nach Oben.
Von Oben das Licht und von Oben die Kraft, und nicht in die Kniee gesunken,
Auch ich bin ein Theil des ewigen Lichts, auch ich bin ein ewiger Funken,
Wir streben ja alle zum Urquell zurück, wir kreisen in ewigen Bahnen,
Wir tragen den Stempel der göttlichen Kraft, wir schwingen die göttlichen Fahnen,
D'rum, wie es auch donnert auf wildem Meer, und wie die Wellen auch toben,
Wenn nur im Herzen der Wahlspruch nicht wankt: „durch Kampf und durch Stürme nach Oben!"

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

9.

Melanie Hellborn fand den Aufenthalt in dem kleinen Hause der Vorstadt nach dem Tode des Oheims sehr einsam und öde, obwohl die alte halbtaube Lene ihn mit ihr theilte. Ihr einziger Zeitvertreib war der Besuch der Armen und Kranken in der Nachbarschaft, denen sie nun aus eigenen Mitteln so hilfreich beisprang, wie sie es vordem im Auftrage des Oheims gethan hatte. Sie sehnte sich nach einer anstrengenden, aufregenden Beschäftigung, in welcher sie sich vergessen konnte, denn sie war an ein rühriges nützliches Schaffen, an einen gemeinnützigen Inhalt ihres Lebens gewöhnt. Die Majorin kam zwar täglich zum Besuche Melanie's und suchte sie einschmeichelnd zu bereden, daß sie das Häuschen vermiethe und zu ihr auf die Weinau ziehe; allein alle ihre Beredtsamkeit und Scheingründe scheiterten an der beharrlichen Weigerung der Stieftochter. Weder von Alexis Grabow noch von Edwin Forberg, denen Melanie den Tod des Oheims brieflich gemeldet hatte, waren Antworten eingetroffen, obschon die Verwaiste die vage Hoffnung gehegt hatte, von dorther irgend einen Wink zu bekommen, welcher vielleicht bestimmend auf ihre Zukunft einwirke.

Der Frühling war gekommen und seine ersten Blumen sproßten und blühten, von der dank-

baren Hand der Nichte gepflanzt, auf Onkel Rudolfs Grabe, das ein anspruchsloser Denkstein schmückte. Die Schwalben kamen und zwitscherten um das Dach des Häuschens und nährten den stillen Drang der Waise, hinauszuziehen in die Welt, einen Beruf zu suchen in dem geschäftigen Gewühl des thätigen Lebens, in dessen Sorgen, Mühen und Bestrebungen das wunde Herz so oft Vergessenheit seiner eigenen Bürde und seiner Erinnerungen an die Vergangenheit sucht und findet. Melanie hatte diesen Wunsch mehrmals gegen Herrn Dewang geäußert, der ihn nicht mißbilligte, obschon er vielleicht nicht ahnte, daß der geheime Wunsch, etwas von Edwin zu erfahren und das Treiben des Wortbrüchigen zu beobachten, auch ein theilweiser Beweggrund zu jenem Drang nach der Ferne war. Eines Tages fiel Melanie ein Zeitungsblatt in die Hände, worin eine kränkliche Dame eine Art Gesellschafterin und Pflegerin auf einer Reise nach Italien suchte; die Ansprüche, welche das Inserat an die Bildung und Befähigung der Gesuchten stellte, waren so, daß Melanie dieselben unbedingt befriedigen konnte. Sie eilte zu Herrn Dewang, zeigte ihm das Anerbieten und bat um seine Vermittlung, die er ihr sogleich angedeihen ließ. Einige Tage später erhielt Melanie einen Brief von einer Frau von Seefeld, daß ihre Bewerbung den Sieg über die Mitbewerberinnen davongetragen habe, und daß die Dame sie in der Residenz erwarte, um mit ihr zu unterhandeln. Melanie reiste hin, war mit den nicht ungünstigen Bedingungen einverstanden und machte sich für ein Jahr verbindlich. Die Trennung von Ortheim ward ihr wesentlich erleichtert, denn die alte Lene hatte sich ins Bürgerasyl eingekauft und die Majorin sich erboten, das Häuschen einstweilen zu verwalten und, wenn thunlich, zu vermiethen.

Die erste Begegnung mit Frau von Seefeld und die Kunde von deren Lebensgeschichte hatten Melanie's Theilnahme für die Dame lebhaft angeregt, denn diese war noch sehr jung, jünger sogar als ihre Gesellschafterin, zart, blaß, hager und hoch gewachsen, mit dem Ausdruck tiefer Schwermuth auf einem Gesichte, das ohne diese düstere Stimmung und krankhafte Blässe schön gewesen wäre. Eine reiche Erbin, hatte sie Vater und Mutter binnen weniger Monate verloren und war dann bei einer Dame von Stand untergebracht worden, deren Sohn sie für sich einzunehmen gewußt und entführt hatte, als der Vormund, ein sittenstrenger, nüchterner Kaufmann, die Werbung des Lieutenants von Seefeld, eines offenkundigen Roué, nicht gebilligt hatte. Die beiden Liebenden waren im Auslande getraut worden und hatten einige Monate irgendwo versteckt gelebt, bis Adele sich Mutter fühlte. Mittlerweile hatte der Lieutenant seinen Abschied genommen, war in einen Nachbarstaat ausgewandert und zwang nun auf dem Prozeßwege den Vormund zur Herausgabe des Vermögens seiner jungen Frau. Kaum in den Besitz desselben getreten, warf sich der junge Gatte in den wildesten Strudel des Genußlebens und vernachlässigte und hinterging seine ahnungslose Gattin auf eine schändliche Weise. Ein Zufall enthüllte der jungen Frau, wie sehr sie verrathen sei. Sie fühlte sich soeben zum zweiten Male Mutter und härmte sich darob auf eine Weise, unter welcher ihre Gesundheit litt. Herr von Seefeld suchte sie schmeichelnd zu beruhigen, und Adele war auch wieder halb versöhnt, da brachte man ihr eines Tages den Gatten sterbend ins Haus, der bei einem Kirchthurm-Rennen gestürzt war und so schwere innerliche Verletzungen erlitten hatte, daß er nach einigen Tagen starb. Die erschütternden Gemüthsbewegungen dieser Tage führten eine vorzeitige Geburt von Zwillingen herbei; ein Milchfieber raubte der unglücklichen Wittwe und Mutter auf Wochen den Verstand, und als sie wieder zur klaren Besinnung kam und sich einigermaßen erholt hatte, mußte sie noch erleben, daß im Verlaufe von kaum zehn Tagen ihre sämmtlichen drei Kinder am Scharlach starben, welchen die Amme der Zwillinge eingeschleppt hatte. Adele war nun geisteskrank geworden, und selbst nach der Heilung blieb jene Verdüsterung und krankhafte Reizbarkeit in ihrem Gemüthe zurück, welche sich noch einige Jahre nach jener Katastrophe im beharrlichen Tragen von Trauergewändern und in einem Abscheu vor jeder heitern Miene, jedem Lächeln kundgab.

Daß Melanie in Trauerkleidern und mit dem edlen Schmerz in ihren Zügen vor Frau von Seefeld und in einer Art Wahlverwandtschaft mit ihr erschienen war, hatte die Wahl der jungen Wittwe entschieden. Melanie war auch anfangs, von echt weiblichem Mitgefühle zu der unglücklichen Herrin hingezogen, redlich bemüht gewesen, deren Vertrauen zu gewinnen und sie zu zerstreuen, aufzuheitern und zu trösten. Das engere Zusammenleben auf der Reise durch die Schweiz, ein vorübergehender Aufenthalt am Genfer See, an verschiedenen Punkten Ober-Italiens, bot hiezu Gelegenheit genug. Adele von Seefeld er-

schien sogar so dankbar für die Bemühungen Melanie's, daß sie diese in alle ihre Verhältnisse einweihte und wie eine vertraute Freundin behandelte, ja, daß sie ihre Gesellschafterin sogar bat, sie ganz zu leiten und ihr alle Sorgen für das Detail des täglichen Lebens abzunehmen. Kaum aber war man in Rom angekommen und hatte auf der Piazza di Spagna ein hübsches Quartier bezogen, Besuche gemacht und empfangen, zu denen zahlreiche Empfehlungsbriefe Anlaß gegeben hatten, so schien Adele v. Seefeld nicht nur das rasche Vertrauen zu bereuen, welches sie Melanie geschenkt, sondern auch die Vertraute zur Stufe einer ersten Dienerin erniedrigen und die Abhängigkeit einer bezahlten Person fühlen lassen zu wollen. Es trat täglich augenfälliger zu Tage, daß Frau von Seefeld launenhaft, charakterschwach, ein verwöhntes Kind, dazu selbstsüchtig, stolz und anspruchsvoll war, trotzdem daß sie äußerlich eine solche Demuth und Verachtung für die Freuden und Eitelkeiten der Welt zur Schau trug. Kleinigkeiten konnten sie über die Maßen empören, z. B. wenn Besuche sich erkundigten, ob Melanie eine Verwandte von Frau v. Seefeld sei, oder wenn Fremde — Gäste sowohl wie Lieferanten und Gewerbsleute — die Gesellschafterin wegen ihres anmuthigeren, freundlicheren Gebahrens und ihrer stillen Würde irrthümlich für die Herrin hielten, und Adele konnte dann Tage lang empfindlich und abstoßend kalt sein, oder sich in herben Ausdrücken über diese angebliche Anmaßung ergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Guillotin.

(Schluß.)

Endlich erschien ein Lakai, ging auf unseren Astronomen zu, übergab ihm ein zusammengefaltetes Papier und verschwand eben so schnell wieder, als er erschienen. Guillotin lief zur nächsten Laterne, riß das Siegel von dem Schreiben und las:

„Guillotin!

Ich kannte Euch, ehe ich Euch sah, ich sah Euch und habe Euch nicht mehr erkannt. Aus dem Thiere Guillotin beginnt ein Mensch zu werden; genug, daß ich mich für ihn interessire, aber der Mensch liegt noch in der Wiege und ich liebe Kinder nicht, wenn sie schon Männer sein sollten. Lernt, wagt, kurz wirkt für die Menschheit, gegen die Ihr große Schulden habt, auch Großes dem Geiste der Zeit Entsprechendes, und habt Ihr ein Werk aufzuweisen, das Eure früheren Thaten sühnt, dann bleibt nicht mehr wie ein Bettler und Müßiggänger auf der Straße St. Louis sondern klopft an die Thüre Nr. 2 der ersten Etage und fragt um

Madame Coulon."

Wäre die Liebe Guillotin's nur die gewöhnliche Theaterflamme gewesen, die Worte hätten die Kraft des Wassers an seinem Feuer geübt, so aber goß die Schöpferin Oel zu der Flamme und es bildet sich in dem Herzen Guillotins eine ewige Lampe, die vor dem Bilde seines Ideals in unauslöschbarer Klarheit brannte.

Guillotin zog in eine fremde Straße, ferne von dem Schauplatze seiner früheren Thaten; er studirte Tag und Nacht, disputirte an der Akademie mit seltener Excellenz; aber selbst unter dem Doktorhute wollte man immer noch den früheren Schalksnarren erkennen. Er bot sich in allen Journalen an, Kranke unentgeldlich mit seltener Hingebung zu heilen, er schrieb an alle Spitäler von ganz Paris um unhonorirten Doktordienst, er suchte Elende auf der Straße, aber der Ruf, der auf seinem Namen ruhte, stand ihm überall hindernd im Wege, wie auf eine blutige That, die nie aus unserem Sinne kömmt; kein Kranker traute ihm, die Spitäler wiesen seine Briefe zurück, und die Armen flohen auf der Straße vor seinem Anblicke. Es lag ein eigener Fluch über ihm, denn umsonst mühte er sich mit der Allgewalt seines festen Willens und nicht minder tiefen Geistes, die Erinnerung an seine früheren Thaten zu bannen. Eine schwächere Seele als die Guillotin's, wäre in diesem vergeblichen Ringen vielleicht kraftlos geworden und entweder zu Grunde gegangen oder wieder in den früheren Sumpf gesunken, aber in den starken Geist des Doktors war die Ueberzeugung seines früheren Nichts zu tief gedrungen, als daß er von seinem Ringen, über diese Ueberzeugung zu siegen, so schnell hätte ablassen können. Und dann galt es ja sein Palladium zu gewinnen, und wer da nicht dauernde Kräfte zeigt, hat nie welche gehabt.

Es war um diese Zeit, als die Nationalversammlung einen hohen Preis für jenen bestimmte, dem es gelingen würde, eine neue leichtere Todesart für die Unglücklichen ausfindig zu machen, welche die blutige Justiz und Politik jener Tage dem Tode geweiht.

Der Antrag des Nationalskonvents ging in alle Journale über und gelangte durch diese auch

zur Kenntniß Guillotin's. Er las das Dekret und las es wieder, dann zog er jenen heiligen Brief hervor, der seine Thatkraft so mächtig geschärft und murmelte vor sich hin:

„Lernt, wagt, kurz, wirkt für die Menschheit, gegen die Ihr große Schulden habt, auch Großes, dem Geiste der Zeit Entsprechendes, und habt Ihr ein Werk aufzuweisen, das Eure früheren Thaten sühnt, dann — —"

Guillotin schleuderte das Journal aus den Händen, rannte wie närrisch aus dem Kaffeehause durch die Straßen von Paris, nach seiner entfernten Wohnung, so daß Alle, welche ihn sahen, glaubten, der Paroxismus seines früheren Lebens sei wieder zu ihm zurückgekehrt. Dies war aber auch die letzte Lebensspur, welche er in der Oeffentlichkeit durch lange Zeit äußerte, er war wie verschwunden, und selbst das Nr. 2 der ersten Etage in der Straße St. Louis vermißte seinen Schatten.

Einer der trübsten Tage war der 13. Mai 1792 zu Paris. Die Nationalversammlung vereinigte sich, um aus den vielen Projekten, die ihr über den erwähnten Antrag zugekommen waren, ein entscheidendes auszuwählen.

Der Himmel hing voll der düstersten Wolken, schwere Tropfen fielen auf die feuchten Steine, als Guillotin nach dem Nationalkonvent wanderte, um den Kranz für sein blutiges Werk zu erlangen. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Die rothen Wangen lagen blaß und eingefallen und nur das alte Feuer der Augen blitzte noch wie ehedem aus dem Blicke. Seine Rede war mild geworden und seine Rauhheit hatte einer seltenen Sanftmuth Platz gemacht. Als er in die Säle trat, tönte ihm lauter Jubel entgegen — sein Projekt war das gekrönte.

Der kommende Tag schleppte das erste Opfer auf jene fürchterliche Maschine. Was Guillotin's Theorie mit Klarheit ausgesprochen, erwies die Praxis auf das Thätigste. Das erste Haupt sank, und dann wieder eins und sofort, und das blutdürstige Volk jubelte, während der Himmel mit trüben Augen auf die Henker niederblickte.

Guillotin war des Tages über in seiner Stube verschlossen, doch blieb ihm der Erfolg seines langen Studiums nicht fremd.

Als das Jubeln des Volks ihm zu den Ohren drang, zog er ernst seinen Brief aus der Seite und las:

„Lernt, wagt, kurz wirkt für die Menschheit, gegen ihr große Schulden habt, auch Großes, dem Geiste der Zeit Entsprechendes, und habt Ihr ein Werk aufzuweisen, das Euer früheres Leben sühnt, dann" — — er nahm Hut und Stock und schlich durch entfernte Seitenstraßen zu dem bekannten Hause, stieg die erste Etage hinan, klopfte an die Thüre Nr. 2 und fragte nach Madame Coulon.

Eine schluchzende Alte öffnete die Pforte; doch kaum hatte sie den Doktor ersehen, stieg ihr die Röthe der üppigsten Jugend in die Wangen, ihre erloschenen Augen blitzten noch einmal furchtbar auf, und sie schrie mit gräßlicher Stimme: „Mörder! sucht sie am Grève-Platze!"

Gemeinnütziges.

* Nach dem „Feuille du Cultivateur" soll man in Holland durchgängig die Erfahrung machen, daß die dortigen Fluß- und Seefische ungleich schmackhafter seien, auch viel festeres Fleisch haben, als die in anderen Ländern auf den Tisch gebrachten. Diese Vorzüglichkeit soll aber lediglich die Folge davon sein, daß die Fische in dem Augenblick, während dessen sie aus dem Wasser gezogen werden, sogleich getödtet werden, während es bei uns Gewohnheit ist, dieselben oft noch Tage lang, nachdem sie aus dem Wasser genommen sind, in einem langsamen Todeskampfe schwebend zu erhalten und erst unmittelbar vor der Zubereitung vollständig zu tödten. Dieses Tödten selber geschieht übrigens gemeiniglich auf eine außerordentlich rohe Weise, man schlägt nämlich die Fische so lange mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand, bis sie das Leben verloren haben, während es doch viel zweckmäßiger wäre, ihnen dasselbe durch Trennung des Gehirns vom Rückenmarke, also durch einen hinter dem Kopfe beizubringenden Schnitt, mit einem Male zu nehmen. Das Fleisch eines getödteten Fisches erhält sich, an einem kühlen Orte aufbewahrt, mindestens 48 Stunden vollkommen frisch, während es eine noch nicht gehörig gewürdigte Thatsache ist, daß das Fleisch aller Thiere, welche im aufgeregten Zustande getödtet worden sind, wie z. B. das der Rehe oder gerade der nach der üblichen Weise getödteten Fische, auffallend schnell der Verwesung anheimfällt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Donnerstag, 1. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

In kranken Tagen allerdings, wenn Frau von Seefeld an heftigen Nervenleiden und Gesichtskrampf darniederlag und Melanie sie so liebreich und wahrhaft pflegte, wie dies namentlich in den Sommermonaten der Fall war, wo Adele aus Eigensinn Rom nicht verließ, sondern vom Fieber erfaßt wurde und Wochen lang darniederlag, — war sie freundlicher und anerkennender gegen ihre Gesellschafterin, wenngleich nicht ohne krankhafte Launen. Sie beschenkte dann Melanie reichlich und gab ihr die besten Worte, die schönsten Versprechungen, die allerdings vergessen waren, sobald sich Frau v. Seefeld wieder gesund fühlte. Als Adele von jenem römischen Wechselfieber wieder genesen und entschlossen war, nach Neapel und Amalfi zu reisen und Melanie eben mit dem Einpacken beschäftigt war, bekam diese einen Brief von der Majorin, welcher sie tief ergriff. Die Stiefmutter wandte sich dringend und flehentlich an Melanie um Hilfe. Nach ihrer Schilderung hatte sie eine größere Kapitalsumme einem Bankier geliehen, um einen besseren Zinsfuß zu erhalten als von Staatspapieren, hatte seit Jahr und Tag auch ihre Zinsen richtig erhalten und sich zu dieser vernünftigen Anlage gratulirt. Da war dieser Bankier vor Kurzem flüchtig geworden und hatte sein Geschäft in der größten Zerrüttung zurückgelassen, so daß die Majorin beinahe ihr ganzes Vermögen einbüßte. Sie war genöthigt, die Weinau zu verkaufen, und sie wollte nun in die Residenz ziehen und mit ihren Töchtern von weiblichen Arbeiten leben. Allein sie hatte noch verschiedene dringende Verbindlichkeiten zu berichtigen, welche sie für die Ausstattung ihrer Kinder eingegangen hatte; die Gläubiger drängten, zumal da es verlautet hatte, wie stark der Verlust der Majorin bei dem Bankier Weiße gewesen. Sie war mit Exekution bedroht, wenn sie namentlich Eine Forderung nicht in kürzester Frist berichtigte, und gerade jetzt mußte jeder Affront vermieden werden, denn Valerie war auf dem Punkte, sich mit einem reichen jungen Gutsbesitzer zu verloben, und auch für Gisela winkte eine Versorgung. Die Majorin bat also Melanie um ein Darlehen von 400 Thalern, durch eine Anweisung auf ihre Leibrente und versprach hoch und theuer, unmittelbar nach der Verheirathung ihrer Kinder diese Schuld in Raten von ihrer Pension abzutragen. Sie beschwor Melanie, sie doch nicht im Stiche zu lassen und die Versorgung ihrer beiden Schwestern nicht zu vereiteln.

Melanie war von dem Briefe tief erschüttert; die Hast und Aufregung, worin sie sich selber befand, ließ sie nicht zu einer besonnenen Ueberlegung kommen. Die Majorin schien mit aller Bestimmtheit auf die Hilfe ihrer Stieftochter zu rechnen, denn sie hatte nicht nur eine förmliche Schuldurkunde über die erbetenen vierhundert Thaler, sondern auch eine Cessionsurkunde wegen der Leibrente und einen Avisbrief an den Prokurator Dewang beigelegt, welche beide Melanie nur zu unterzeichnen und abzusenden brauchte. Ihr gutes Herz riß Melanie diesmal hin, einen Schritt rasch zu begehen, welcher mehr ihrem weichen Gemüthe, als ihrem klaren Verstande zur Ehre gereichte. In der Erwägung, daß sie selbst ja versorgt und ihr eigenes Gehalt nicht aufbrauche, und von der Idee erfaßt, daß sie dadurch das Andenken des Onkels Rudolf ehre, welcher sie vor ihren beiden Stiefschwestern bevorzugt habe, unterschrieb sie die beiden Papiere und sandte jeder der Schwestern noch ein Geldgeschenk als Beitrag zur Ausstattung. Allein einige Tage später, als die Verwirrung und Eile

der Reisevorbereitungen vorüber war und man in Neapel in einem eleganten Hotel garni der Santa Lucia einquartiert war, kamen Melanie doch Skrupel über ihre rasche Handlungsweise, und gleichzeitig mit dem ziemlich kurzen, aber überschwänglichen Danksagungsschreiben der Mutter und Schwestern traf auch ein Brief von Herrn Dewang ein, welcher ihr meldete, daß er zwar die Anweisung honorirt habe, aber ihr die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihr Geld an Leute verborge, welche dasselbe niemals zurückbezahlen würden und die man in ihrem verderblichen Leichtsinne nicht erst noch zu unterstützen brauche, denn es sei Thatsache, daß nur kopflose Verschwendung und schlechte Wirthschaft die Majorin in solche Schulden und stete Geldverlegenheiten gestürzt haben u. dgl. m.

Melanie war tief beschämt von diesem Briefe und zugleich schmerzlich berührt, denn sie fühlte nur allzu deutlich, daß sie das Opfer eines absichtlichen Betrugs geworden sei; zudem hatte sie von Dewang noch erfahren, daß ihre Stiefmutter das Häuschen auf mehrere Jahre vermiethet und auch diesen Ertrag im Voraus erhoben habe, so daß Melanie nicht einmal mehr eine Heimath hatte. Es blieb ihr daher nichts Anderes übrig, als sich geduldig in alle Launen und Demüthigungen zu fügen und ihr Gehalt von 150 Thalern möglichst zu Rathe zu halten, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein. Und gleich als ob Frau v. Seefeld um die Abhängigkeit wüßte, worin sich Melanie nun befand, ließ sie diese nun immer häufiger und herber ihren Unmuth und ihre Eifersucht auf die unbedeutendsten Bevorzugungen fühlen, die der einnehmenderen Gesellschafterin zu Theil wurden. Dies verbitterte der armen Melanie viel von den Genüssen, welche ihr der Aufenthalt in Neapel und Amalfi gewährte, und machte sie schüchtern und befangen im Verkehr mit derjenigen Gesellschaft, welche Adele aufsuchte.

Aber jedes Verhältniß, durch welches man sich etwas an seiner Menschenwürde vergeben muß, wird auf die Dauer unerträglich. Frau v. Seefeld verbrachte den Winter wieder in Rom und lernte daselbst in einer befreundeten Familie einen jungen Gelehrten, einen Doktor Rochussen, kennen, welcher sich mit archäologischen und kunsthistorischen Studien befaßte, einen ebenso hübschen und ehrenhaften, als wahrhaft gebildeten und anspruchslosen Mann, welcher ihr ein sichtliches Interesse einflößte, denn der krankhafte Schmerz über die Vergangenheit hatte sich bei ihr allmälich abgestumpft. Unter seiner belehrenden Führung besuchten Adele und Melanie viele der Kirchen und Kunstschätze Roms, namentlich die Ueberreste des klassischen Alterthums. Aber bald drängte sich der argwöhnisch lauernden Adele die Gewißheit auf, daß Doktor Rochussen sich mit größerer Beeiferung zu Melanie wandte, der empfänglicheren und aufmerksameren Hörerin seiner lehrreichen Erläuterungen. Und als sie eines Tages zufällig in der Hand der Gesellschafterin ein Exemplar von Murray's Rom-Führer sah, in welches der junge Gelehrte einige freundliche Worte der Widmung für Melanie eingetragen hatte, da brachen Eifersucht und Unmuth bei der reizbaren Adele in einer solch' maßlosen und unzarten Weise los, daß die Geschmähte und Verdächtigte mit ihrer Herrin brechen mußte, und daher alsbald das Verhältniß löste und Frau v. Seefeld verließ.

Erst das Gefühl, so allein und unberathen in Rom dazustehen, ernüchterte Melanie und ließ sie ihre Zukunft genauer ins Auge fassen. Nur zwei Wege lagen vor ihr, entweder in ihre Heimath zurückzukehren und in irgend ein Dienstverhältniß als Arbeiterin zu treten, oder ein ähnliches Unterkommen in Rom zu suchen. Sie war zwar mit genügenden Geldmitteln zur Heimreise versehen, aber sie hatte ja für mehr als Jahresfrist noch über ihre Leibrente verfügt und fürchtete sich zumeist, die Heimreise allein als einzelnes Frauenzimmer anzutreten. In dieser Verlegenheit wandte sie sich an eine ihr befreundete deutsche Dame, und diese nahm sich ihrer an und verschaffte ihr nach einigen Tagen eine bescheidene Stelle als Bonne bei den Kindern einer reichen amerikanischen Familie, welche vor Kurzem in Rom angekommen war und ihre französische Bonne verloren hatte.

Das neue Verhältniß erwies sich als günstiger und leidlicher. Melanie besuchte mit der Familie Fredwell Siena, Florenz, Bologna und Venedig, Mailand und Genua, und begleitete sie dann nach Paris, wohin sie eine heimliche Sehnsucht zog — die Ueberzeugung, dort etwas von Edwin Forberg zu erfahren. Diese Hoffnung trog auch nicht, denn durch ihre Erkundigungen ermittelte sie, daß der junge Pianist, durch den Mißerfolg verschiedener Kompositionen an sich irre geworden, nach Deutschland zurückgekehrt sei und daselbst das Wanderleben eines Virtuosen führe. — Also in seinen Erwartungen getäuscht und vielleicht von falscher Scham von der Rückkehr zu mir zurückgehalten? dachte sie, und mit einem innigen Mitleid für Edwin zog ein leiser Trost

durch ihre Seele. Sie beschloß, ihre Nachforschungen fortzusetzen und ihm dann einen milden, versöhnlichen Brief voll schwesterlicher Theilnahme und ermuthigenden Zuspruchs zu schreiben. An eine Verbindung mit ihm dachte sie nicht mehr. War ihr Herz kälter oder ihr Urtheil über ihn klarer geworden? Sollte Onkel Rudolf doch recht gehabt und Edwin's Charakter richtig beurtheilt haben? Oder war diese Trennung von Edwin die Sühne dafür, daß Alexis' aufrichtige Neigung so rauh getäuscht und abgewiesen worden war? Auf's Neue hatte sie mit Zweifeln und inneren Konflikten zu kämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Spiele der Kinder zu ihrer Entwicklung.

Dr. Kloß in seinem Werk „Das Turnen im Spiel der Knaben und der Mädchen (1861, 1862)“ sagt: „Es gab eine Zeit, wo man die Geist und Körper bildenden Gesellschaftsspiele der Knaben und Mädchen als Unarten ansah, wohl gar auch als solche verbot. Sehen wir doch, wie im sechzehnten Jahrhundert der berühmte Rektor Trotzendorf zu Goldberg in Schlesien seinen Schülern streng verbot, auf das Eis zu gehen oder gar sich mit Schneebällen zu werfen. Unsre heutige Erziehung duldet nicht blos die Leibesübungen der Kinder, sondern hat sie absichtlich eingeführt und zu einem besondern Zweige des Unterrichts gemacht. Sie hält es mit Recht für heilsam, die Jugend vor Unthätigkeit zu bewahren, und sucht sie vielmehr in angemessener Bewegung zu erhalten, weil Gesundheit und Wachsthum dadurch in hohem Maße gefördert werden können.“ — Vorzüglich müssen wir mit allen Einsichtsvollen eine richtige Bewegung, bei welcher Muskelarbeit entsteht, für die Mädchen empfehlen. Dr. Reclam macht in seinem Werk „Des Weibes Gesundheit und Schönheit“ darauf aufmerksam, wie verschieden die Gangbewegung beim männlichen und weiblichen Geschlecht ist, da bei letzterem die Arme nicht frei herunterhängen, sondern in der Gegend der Taille angepreßt und nach vorn umgebogen liegen. Hierdurch kommt es, daß bloße Spaziergänge bei Mädchen und Frauen weniger vortheilhaft wirken, als beim andern Geschlecht; tägliche Muskelübungen sin darum nöthig, umsomehr, als ein Uebermaß des Sitzens beim weiblichen Geschlecht vorhanden ist. Kloß empfiehlt ganz besonders das Springen mit dem Schwungseil, dann das Spiel mit dem Federball. In Frankreich sieht man auf Straßen und Plätzen, in Höfen und Korridoren das Erste zumal von jungen Mädchen in äußerst graziöser Weise üben. Einen guten Theil der Elastizität und Geschmeidigkeit bei allen Bewegungen verdanken die Französinnen gewiß diesem Spiel, das sie auch bereits in die deutschen Bäder verpflanzt haben, die sie im Sommer besuchen.

Mannigfaltiges.

* (Ein Katzen-Elysium.) Die Kunstgeschichte kennt einen Katzenraphael, als Gegenstück dazu hat die Weltgeschichte jetzt einen Katzen-Paebody aufzuweisen. In Columbus (Ohio) ist ein vermögender Mann gestorben, welcher seine nächsten Verwandten dadurch an der Nase herumführte, daß er sie endlich enterbte und seine Hinterlassenschaft in aller Form Rechtens zur Errichtung eines Asyls für kranke und altersschwache Katzen bestimmte. „Das „Columbus-Journal“ liefert eine genaue Beschreibung des Planes, wie er im Testament ausführlich vorgesehen ist. Dieselbe läßt die aufrichtige Freundschaft des Erblassers für das Katzengeschlecht und das tiefe Eindringen in dessen Natur nur ahnen, nicht begreifen. So umfaßt der Plan, welcher von kunstgeübter Hand gezeichnet, dem Testamente beiliegt, geräumige Höfe für den süßen Verkehr, der dem liebesbedürftigen Katzenherzen unentbehrlich ist, sowie auch künstliche Rattenlöcher, welche beständig mit Rattenkönigen und Unterthanen zu bevölkern sind. Damit aber das biedere Katzenvölkchen das Waidwerk nicht bald satt bekommt, sind den Ratten durch die geistreichsten Vorkehrungen zahlreiche Gelegenheiten zum Entschlüpfen geboten, so daß das Vergnügen des Pürschganges nicht gestört wird. Hohe Mauern mit sanft aufsteigenden Dächern sollen gebaut werden, für die Mondscheinpromenaden und die anderen Lustbarkeiten, wie Concerte, Liebesabenteuer und dergl. Daß das Katzenelysium in großartigem Style erbaut und mitten in den bevölkertsten Theil irgend einer amerikanischen Stadt (würde dem Kongreß in Washington eine solche Nachbarschaft nicht vielleicht willkommen sein?) hineingesetzt werden soll, daß ferner unverheirathete Frauenzimmer von nicht unter dreißig Jahren den Tempel nebst seinen Schätzen als eine Art moderner Vestalinnen beschützen sollen, Alles dies sei nur nebenbei bemerkt, denn die letzte Be-

stimmung ist die, welche die erhabendste Idee des Ganzen verwirklicht und deßhalb dem prosaischen Alltagsverstande des Europäers als die verrückteste von allen erscheinen mag. Es heißt darin: „Sintemalen ich mein ganzes Leben hindurch gelehrt worden bin, zu glauben, daß Alles an und um den Menschen nutzbringend sein solle, sintemalen ferner u. s. w.... bestimme und verfüge ich hiemit, daß die Eingeweide meines Körpers zu Darmsaiten gemacht und verkauft, und daß mit dem Erlös ein Akkordeon gekauft werden soll, welches in dem Auditorium des Katzenhospitals Tag und Nacht von einer der Wärterinnen gespielt werden soll, damit die Katzen das Privilegium haben, sich stets an demjenigen Instrumente die Ohren erlaben zu können, welches ihren natürlichen Stimmen am nächsten kommt.“ Den Namen dieses Katzen-Peabody gibt das amerikanische Blatt nicht; er scheint demnach der Klasse der „ungenannten“ Wohlthäter anzugehören.

* Am 15. Juni begann in Boston das größte Musikfest, das je in den Vereinigten Staaten gehalten wurde. Man gab ihm den Namen Riesen-Friedens-Musikfest. Mittags um 12 Uhr ward das Fest an dem sogenannten Tage mit Gebet und mit Bewillkommungsreden eröffnet. Dann folgt die von 20,000 Schulkindern und 1000 Musikern ausgeführte amerikanische Nationalhymne, Heil Columbia, in deren Vers die Glocken der Stadt, Gewehr- und Kanonendonner mit einstimmen werden. Der Festdirigent gibt vermittelst eines Telegraphen von seinen Pulte aus den Glöcknern das Zeichen zum Einfallen. Die Nationallieder von England, Frankreich, Rußland, Preußen, Oesterreich und anderen Ländern, sollen an diesem Nachmittag in ähnlicher Weise zur Aufführung kommen. Die Leitung des musikalischen Theils des Festes ist Karl Zehran anvertraut. Die Concerte finden in einer Riesenhalle statt, Kolosseum genannt. Sie wird das größte unter einem einzigen Dache stehende Gebäude in Amerika sein, bei einer Länge von 500 und und einer Tiefe von 300 Fuß nahe an 4 Acker Landes bedecken. Zum Bau sind 1,700,000 Fuß Bauholz, 15 Tonnen Nägel und ca. 5 Tonnen anderes Eisenwerk erforderlich. Den Ein- und Ausgang zu diesem Musiktempel vermitteln 12 bequeme Thüren, jede 24 Fuß breit. Das Gebäude gewährt Raum für 16,300 sitzende Zuhörer, die Zahl der stehenden Zuhörer, welche auf den Gallerieen und in den Gängen Platz finden können, wird als ungeheuer bezeichnet. Im Ganzen werden 50,000 Personen Platz haben.

* Ein Londoner Journal meldet den Tod des Herrn John Andrew Malketh. Er hinterläßt 30,000 Pfd. Sterl. Vermögen das er sich im Schweiße seines Angesichts durch Essen verdient. Das ist folgendermaßen zu erklären. — Herr J. A. Malketh hat fünfunddreißig Jahre hindurch das Gewerbe eines Vierzehnten bei Tische getrieben. Stets durchaus vorwurfsfrei gekleidet, präsentirte sich dieser Gentleman zur Zeit der verschiedenen Mahlzeiten in den Häusern, wo man offene Tafel hält und fragte, ob man seiner bedürfe, d. h. ob dreizehn bei Tische seien. — War die Antwort verneinend, so zog er sich mit viele Würde zurück; war sie bejahend, so trat Malketh in den Speisesaal, grüßte mit einer Kopfneigung die Herren des Hauses, setzte sich an dem Tisch und aß ganz still. Sobald das Diner beendigt war, zog er sich mit Anstand zurück und empfing draußen von dem Haushofmeister oder einem anderen Diener je nach der Wichtigkeit und der langen Dauer des Diners eine oder zwei Guinees. So hat Malketh 35 Jahre lang voller Eifer sein Amt verwaltet, niemals hat er sich die kleinste Indigestion zugezogen, und doch weiß Gott, wie oft er in Gefahr war, sich denselben auszusetzen. An manchen Tagen hat er drei-, auch viermal dinirt und zwar reichlich und mit langen Sitzungen. Der Zufall ist daran schuld, das er dies sonderbare Gewerbe ergriffen. Er war Buchbindergeselle, hatte gute Manieren und arbeitete in der Nähe des Hauses eines Bankiers. Dort benutzte man ihn ein- oder zweimal, um nicht zu dreizehn am Tische zu sitzen. Das veranlaßte ihn, die Buchbinderei aufzugeben und sich dieser Spezialität zu widmen. Malketh ist nicht alt geworden, er starb im vierundfünfzigsten Jahre. Da er nicht verheirathet war, so geht sein Vermögen auf seinen Neffen über, der ein geschickter Zeichner ist. Mit Malketh stirbt das Gewerbe der Vierzehnten nicht aus; London besitzt noch zwei oder drei Gentlemen, welche diese schwierige Profession betreiben und dabei mit allem möglichen Komfort leben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Samstag, 3. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Der zweite Winter seit der Trennung von der Heimath neigte sich zum Ende und das Verhältniß Melanie's zu der Familie Fredwell löste sich unerwartet rasch, nachdem es durch den anmaßenden Hochmuth und den Mangel an aller Herzensbildung von Seiten der Herrin schon seit Monaten ein aufregendes, prüfungsreiches für Melanie gewesen war. Herr Fredwell mußte um gewichtiger Interessen willen nach Boston zurückkehren und Melanie konnte sich nicht entschließen, die Familie nach Amerika zu begleiten, wie man sie eingeladen hatte. Sie schied von ihnen in Havre und kehrte nach Deutschland zurück, fest entschlossen, sich in irgend einer deutschen Stadt ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu sichern, bis die Zeit herankomme, wo sie wegen der Eröffnung der hölzernen Kassette nach Ortheim zurückkehren müsse. Auf der Eisenbahn zwischen Paris und Forbach lernte sie eine junge Frau kennen, die sich als eine Putzmacherin aus Frankfurt auswies, welche um verschiedener Einkäufe willen in Paris gewesen war. Frau Keßler war eine einfache, gemüthliche Frau und schloß sich schnell an Melanie an, deren offene, sanfte Züge etwas Sympathisches für sie hatten. Ihr Gatte war Arbeiter in einer mechanischen Werkstätte und ihr Erwerb mußte mit dazu beitragen, daß in der kleinen Wirthschaft beide Enden zusammenreichten. Das Alles hatte sie Melanie mit geschwätziger Mittheilsamkeit unterwegs anvertraut und noch in Mainz darauf bestanden, daß die liebgewonnene Reisegefährtin sie nach Frankfurt begleite und einen Tag bei ihr zubringe, um ihren kleinen Familienkreis kennen zu lernen. Der Umweg und der Aufwand war ja nicht der Rede werth. Melanie nahm die Einladung so herzlich an, als sie geboten ward, denn es verlangte sie, das interessante reiche Frankfurt auch einmal zu sehen, und sie blieb statt eines Tages deren mehrere bei den schlichten biederen Leuten.

Am Montag mit dem Vormittagszuge wollte Melanie dann südwärts reisen nach Ortheim, das sie noch vor Abend erreichen konnte. Von Frau Keßler geleitet, gelangte sie auf den Bahnhof der Main-Neckarbahn und erwartete hier im Wartesaal den Abgang des Zuges. Wie sie Beide noch plaudernd dastanden, Melanie schon halb zerstreut im Harren auf den Moment der Abreise, sah Frau Keßler ihre Begleiterin erblassen und mit weit aufgerissenen Augen nach einer Ecke des Zimmers starren. Dorthin folgend, erkannten ihre Blicke einen schönen jungen Mann und eine kleine junge Dame, beide in eleganter Reisetracht, welche soeben den Wartesaal betreten hatten und hinter denen ein Dienstmann verschiedenes Handgepäcke trug. Das elegante junge Paar war unverkennbar ein neuvermähltes auf der Hochzeitsreise. Der junge Herr näherte sich der Thüre, wo Melanie stand, — irgend eine unwillkürliche Bewegung dieser lenkte seine Aufmerksamkeit auf sie — er schrack bei Melanie's Anblick zusammen, sie stieß einen leichten Schrei aus.

„Mel... Fräulein Hellborn, ist es möglich, sind Sie es?“ stammelte der Herr.

— „Ich bin es, Herr Forberg,“ flüsterte sie, an allen Gliedern bebend.

„Wie kommen Sie hierher?“

— „Ich komme von Paris und reise nach Hause, nach Ortheim!“

„Und ich,“ sprach er und eine tiefe Gluth der Scham überzog sein Gesicht, — „ich bin auf der Hochzeitsreise nach Italien! Erlauben Sie mir, Ihnen meine junge Frau, meine liebe Wally,

vorzustellen!“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten und sich an die unsägliche Aufregung der Armen zu kehren, holte er die elegante junge Dame herbei und sagte: „Sieh, liebe Wally, das ist Fräulein Hellborn, die Nichte jenes alten lieben Freundes, der sich meiner in früheren Zeiten so freundlich angenommen, — auch sie ist eine liebe Freundin von mir. Du lieber Himmel, Melanie, wie kommt es, daß ich schon seit Jahren gar nichts mehr von Ihnen erfahren habe? Wir sind einander ganz aus dem Gesicht gekommen!“

Statt aller Antwort wandte sich Melanie entrüstet ab und machte eine abweisende Bewegung.

„Einsteigen, nach Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe!“ rief der Schaffner zur Thüre herein, und die junge Gattin Edwin's, seltsam berührt und halb erschrocken von dem Auftritte, welcher bereits die Aufmerksamkeit der Mitreisenden geweckt hatte, hing sich an den Arm ihres Gatten und bat ihn flüsternd, sie hinaus zu führen; er willfahrte verwirrt.

Melanie hing am Halse der Frau Keßler und schluchzte leise, krampfhaft. „Um's Himmels willen, liebes Fräulein, was ist Ihnen denn? Was hat Ihnen der err gethan?“ fragte die gute Frau erschrocken.

„Er war mir einst theuer und hat mich verlassen,“ flüsterte Melanie. „Ach, nur einen Augenblick Geduld, liebe Frau! Es wird sogleich vorübergehen — es war nur der Schreck, die Ueberraschung. Weisen Sie ihn ab, falls er wieder kommt!“

— „Der Elende, der Verräther! Na, er soll mir nur wieder kommen!“ rief Frau Keßler.

Melanie raffte alle ihre Körper- und Willenskraft zusammen, um am Arme der biedern Freundin zum Waggon schwanken zu können. Aber kaum eingestiegen und mit zitternden Händen ihre paar Stücke Handgepäck unterbringend, sank sie bewußtlos und in Krämpfen zusammen.

„Kondukteur, Kondukteur! Ein Unglücksfall! Eine Epileptische!“ kreischte eine dicke russische Dame in einem Reisepelz. „Schaffen Sie uns diese Person fort!“

Zwei andere Damen im selben Coupé zeterten mit. Es gab einen Aufstand; man hob Melanie aus dem Wagen und trug sie in den Wartesaal. Frau Keßler wich nicht von ihrer Seite und bat das Bahnhofspersonal, die Neugierigen zu entfernen. Auch Edwin Forberg eilte herbei, von Gewissensbissen getrieben, achtlos auf die Bitten seiner jungen Frau, dem Affront auszuweichen.

„Bitte, Madame, nehmen Sie sich der Armen an und sorgen Sie für ihre Bequemlichkeit!“ raunte Edwin der Frau Keßler zu; „und hier ist Geld —“

— „Gehen Sie mir aus den Augen, Sie treuloser Mensch! Ersparen Sie der Unglücklichen, der Sie das Herz gebrochen haben, den Ekel Ihres Anblicks!“ rief Frau Keßler so laut als möglich und in ihrem echtesten frankfurter Dialekt. „Behalten Sie Ihr unseliges Geld, denn ich würd' mich der Sünd' fürchten, es anzurühren! Solch' eine Schuld wie die Ihrige sühnt man nicht mit etlichen Goldstücken!“

Forberg wich den fragenden, drohenden, finsteren Blicken der neugierigen Menge aus und wandte sich an einen der Bahnbeamten; aber der Zug konnte nicht warten und er mußte seiner drängenden weinenden Frau folgen.

Eine Stunde später lag Melanie im Krankenhause in einem Privatzimmer; die wackere Frau Keßler war nicht von ihrer Seite gewichen, nachdem der Arzt, den man auf dem Bahnhof herbeigerufen, den Zustand für gefährlich erklärt hatte. Am zweiten Tage behauptete der Spitalarzt, die fremde Patientin habe das Nervenfieber.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterqualen eines Packmeisters der Eisenbahn.

„Nächsten Sonntag ist der Geburtstag unseres Betriebs-Direktors!“ erklang es unter etlichen Beamten der Eisenbahn, welche in der Restauration beisammen saßen. „Wir, die Packmeister, möchten da wohl Etwas zur Festlichkeit beitragen. Ein Geschenk können wir ihm nicht spenden, dies verlangt er auch nicht, aber wie wäre es mit einem Gedicht, worin wir ihm gratuliren und somit unsere Gefühle des Dankes und der Anerkennung an den Tag legen.“

„Ja, ja, ein Gedicht! dies wird das Beste sein. Aber wer wird es anfertigen! Müller! Ihr les't ja immer in Büchern und seid sonst nicht auf den Kopf gefallen, wie steht's?“

„Na, laßt mich sorgen! ich hoffe Rath zu schaffen!“ Nach kurzer Frist verfügte er sich zu einem Literaten in der großen Universitäts- und Handelsstadt, den er auf einer Reise hatte kennen lernen und bei der Empfangnahme des Gepäckes mehr als gewöhnliche Dienste geleistet.

Diesem trug er den Wunsch vor. — „Mit größtem Vergnügen. Wann reisen Sie denn morgen ab?"

„Um elf Uhr!"

„Dann kommen Sie um 10 Uhr zu mir, bis dahin will ich Ihnen schon ein Gedicht schreiben."

Ueberselig lief der Packmeister von dannen. Am andern Tag stellte er sich pünktlich bei dem Schriftsteller ein, welcher Wort gehalten. Nachdem er ihm das Gedicht vorgelesen, das mehr als ein gewöhnliches Gelegenheitsgedicht war, ersuchte er den Packmeister, den Namen des Dichters zu verschweigen.

Heilig wurde dies angelobt. Müller war ein schlauer Fuchs. Seine Collegen hatten in ihm einen Poeten gewittert und diesen wollte er nun nicht so gutwillig wieder herausgeben.

Im Bahnhof angelangt, nimmt er seine Brieftasche heraus, schreibt das Gedicht mit Bleistift ab und — vernichtete dann das Original. Höchst pfiffig ging er dabei zu Werke, dann in etlichen Zeilen strich er aus und ergänzte augenscheinlich.

Auf der großen Hälfte der Station, wo der Packzug übernachtete, trifft Müller die andern Packmeister, welche schon von dem Vorhaben Kunde erhalten.

„Das Gedicht ist fertig! ich habe es während der Fahrt hoch oben auf meinem Sitz geschrieben."

Alle sind neugierig, man begibt sich in die Restauration, und nachdem die gehörigen Biertöpfchen aufgepflanzt, sowie die Pfeifen und Zigarren in Brand, beginnt Müller sein Poem vorzulesen.

Allgemeiner Beifall! allgemeiner Jubel! — „Nein, das Ding ist Euch trefflich gerathen, Ihr seid ein Mordskerl, so hübsch fließend, kein Knöpfchen! am Schluß kommen Einem ordentlich die Thränen ins Auge."

Es ward nun beschlossen, diese Dichtung auf einen feinen Bogen zu schreiben. Es geschah.

Der wichtige Tag nahte heran. Der Betriebs-Direktor, ein sehr humaner und hochgeschätzter Mann, ließ zu diesem Feste nicht nur viele hohe Offiziere und Gelehrte, sondern auch Personal der Eisenbahn einladen, wo denn auch vier Packmeistern die Ehre zu Theil wurde, worunter sich unser Müller befand, welcher an jenem Tage gerade außer Dienst war.

Welch eine reiche Versammlung, sogar ein kommandirender General befand sich unter der Zahl der Gäste, die freudig strömten zum Geburtstagsfeste.

Im hell erleuchteten Salon gewahrte man schon mehrere auf Atlas gedruckte und in Blumen gehüllte Gedichte. Nachdem ein hoher Beamter öffentlich eine lange Rede gehalten, wo er die Verdienste des Direktors um das so wichtige Institut gerühmt, siehe, da trat auf einmal Packmeister Müller in die Mitte, strich seinen Schnurrbart und deklamirte das bewußte Gedicht mit einem sprachlichen Ausdruck und einer Sicherheit, die in Erstaunen setzten und merklichen Eindruck auf den Gefeierten ausübten.

Ein weithin schallendes Bravo lohnte dem Deklamator, der jetzt mit tiefer Reverenz das Gedicht zu den übrigen legte.

Höchst freudig trat die Gemahlin des Direktors, eine reizende Frau, zu Packmeister Müller und spendete ihm durch den Druck ihrer schwanenweichen Hand und in den süßesten Worten noch ganz besonders ihren Dank. Die Krone seines Verdienstes wurde ihm auf's Haupt gesetzt, als ein sich im Kreise befindlicher Professor erklärte, dies Gedicht trage von allen heute dargebrachten unbedingt den Preis davon. Der Direktor frug, wer der Dichter desselben. Müller trat bescheiden in den Hintergrund und seine Collegen nannten ihn als den Verfasser.

Bei Tafel ging es hoch her, und nachdem mehrere Toaste ausgebracht, füllte der Professor sein Glas und brachte ein Lebehoch auf den Mann aus, der nicht blos den Dampfwagen, sondern auch noch mit Glück den Pegasus besteige. Der Herr Packmeister Müller lebe hoch!

Heisah! das war ein Leben, und als der Tanz begann, wo sich die anderen Packmeister in ein Nebenzimmer verfügten, da hatte Müller im Bewußtsein seines Dichterruhmes die unendliche Courage, eine der anwesenden Damen zu engagiren, welche ihm freudig dies zusagte, ja, er tanzte später auch einmal mit der Frau Direktorin, bei deren Herrn Gemahl er nun ganz besonders einen Stein im Brett hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Königsberg. In diesen Tagen begab sich eine Dame in's hiesige Posthaus. Ihr Dienstmädchen trug den Brief, den erstere dort abgeben wollte. Nachdem sie sich Briefmarken entnommen, rief sie zum Dienstmädchen: „Streck' die Zunge aus!" Das geschah auf Kommando. Die Dame

rieb die Briefmarke über die Zunge der weißen Sklavin, klebte die Marke auf den Brief und überlieferte diesen darauf eigenhändig dem Postbeamten, worauf sie mit dem modernen Postbriefmarken-Anfeuchtungs-Apparat unter der Heiterkeit der Umstehenden gravitätisch von dannen schritt.

* Nürnberg. „Spaß muß sind" — aber wenn der Spaß zu dumm wird, wird Ernst draus. Schmieden da dieser Tage ein Nürnberger Kupferschmiedmeister und sein Geselle an einem großen Braukessel herum. Der Geselle schwingt den Hammer und klopft Nägel fest; der Meister zeigt mit der Fußspitze auf einige lockere Nägel am Rand des Kesselbodens und sagt: die drei da können auch noch einige Hiebe vertragen und richtig — der begriffsstutzige Geselle haut auf die 3 Nägel der meisterlichen Fußzehen und diese sammt jenen zu Brei.

* Ein außerordentlich dicker Wiener wollte sich aus dem Concert in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, als eben sein Freund vorbeifuhr. „Komm' mit in meinen Wagen," sagte der Freund, „ich fahre bei Deiner Wohnung vorüber." — Der Dicke nahm das freundliche Erbieten an und zahlte den Sänfteträgern ein Paar Kreuzer. „Das ist zu wenig, lieber Herr." — „Aber Ihr guten Leut', Ihr habt mich ja nicht getragen." — „Ja, aber die Angst, die wir ausgestanden bei Ihrem Anblick!"

* (S' werd Kaaner meh' abg'schnitte.) Vor einiger Zeit erhängte sich im Neckarthale des hessischen Odenwaldes ein Taglöhner. Bei Ankunft der gerichtlichen Urkundspersonen fragte der Landrichter einen der die Leiche Bewachenden, warum sie den Erhängten nicht abgeschnitten, worauf die christlich motivirte Antwort erfolgte: „Naa, Herr Landrichter, 's werd Kanner meh' abg'schnitte; m'r häwwe vor e paar Johr emol Aan abg'schnitte, der is wirrer zu sich kumme, und des hot' hernoch de greeschte Lump im Orte gewe, so daß 'n die Gemaand' noch erhalte hot misse."

* „Wie bist De mit Deinen Schwiegersohn zufrieden?" — „A' sehr braver Mensch, nur keine Karten kann er nich spielen!" — „Wie heißt? das is doch 'ne gute Eigenschaft?" — „Ja, er kann nit spielen, er spielt aber doch!"

* In einer Gesellschaft wurde von Masken gesprochen, und Jeder erzählte, in welcher Maske er auf der nächsten Redoute erscheinen werde. „Ich," sagte Herr v. Steinvogel, „werde als König Midas erscheinen und mir an die Maske Eselsohren nähen lassen." — „Dann sind Sie ja nicht maskirt," gab ihm eine lose Dame zur Antwort.

* Eine Ausstellung eigenthümlicher Art wird nächstens in London abgehalten werden, nämlich eine von kleinen Kindern und Säuglingen beiderlei Geschlechts, wobei die hübschesten und kräftigsten Preise davontragen werden.

* Nähmaschinen sind in den Vereinigten Staaten nach richterlicher Entscheidung als Gegenstände zu betrachten, die von gerichtlicher Execution ausgenommen sind.

Lebensphilosophie.

Es säet der Mensch in die Tiefe der Seele
Wissend, unwissend, alltäglich, allstündlich
Der Gedanken vielfältige Saat.
Sie gähren, sie keimen, es rollen die Jahre,
Und die Gedanken, böse wie gute,
Geh'n dem Menschen als Thaten auf.

Unschuld ist dem Himmel werth;
Und mag die Welt in Schutt versinken,
Dem Reinen wird sein Engel winken.

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahret die kindlich reine Seele.
Wer durch das Leben sicher sich will schlagen,
Der lerne bald, was ihm von Nöthen sei;
Ein Herz von Stahl muß er im Busen tragen,
Von allem Roste niedrer Selbstsucht frei.

Wer auf Vertrauen dringt, zeigt, daß er es nicht freiwillig verdient.

Der seltene Mann will seltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum; das Ziel wird er sich setzen.

Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Dienstag, 6. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

10.

Ein heiterer Wintertag mit lauem Südwind; der Schnee auf dem Boden wird braun und beginnt zu schmelzen, die Dächer träufeln, das Eis beginnt schwammig zu werden. Durch die Straßen von Ortheim wandert langsam ein blasses Frauenzimmer mit einem wehmüthig-sinnigen Zug in dem regelmäßigen hübschen Antlitze. Sie ist reinlich aber etwas ärmlich gekleidet und der dicht um ihre Schultern gezogene graue Plaid verräth harmonische Formen, die vielleicht nur einiger Fülle entbehren, um schön zu sein.

Draußen in der Vorstadt bleibt sie vor einem Häuschen stehen, das durch ein Blumengärtchen von der Straße getrennt ist. Aber der Zaun ist halb eingerissen und das Gärtchen so verwildert, daß man es trotz der Schneedecke nicht verkennen kann; das Häuschen selbst sieht verwahrlost aus. Ein Dienstmädchen mit einem Korb auf dem Kopfe geht vorüber, und das Frauenzimmer im grauen Shawl richtet an sie die Frage: wer gegenwärtig hier wohne? — „Lumpenleute! Die Majorin Hellborn mit ihrem Tochtermann und ihren Töchtern," versetzt die Gefragte, wirft einen Blick auf die Fragerin und geht vorüber. Die Fremde seufzt und schlägt die entgegengesetzte Richtung ein, dem Friedhofe zu, den sie betritt, und dort kniet sie nach einer Weile an einem verwilderten, eingesunkenen Grabe nieder, wo Unkraut beinahe den anspruchslosen Steinwürfel überwuchert.

„Vergib, Du theurer, edler, biederer Oheim. Du!" lispelt die blasse Frau unter Thränen, „Die Undankbaren! sie haben Deiner Ruhestätte nicht einen Blick gegönnt! Ach, ich hätte nicht gehen sollen; mein Platz wäre hier gewesen!"

Es war Melanie Hellborn, welche dieses Grab nach beinahe dreijähriger Trennung mit Gebet und Thränen weihte. Dann aber erhob sie sich, schritt auf einem andern Wege der Stadt zu und stand nach einer Viertelstunde in dem Bureau des alten Prokurator Dewang, dem sie sich zu erkennen geben mußte, so sehr schienen die jüngsten drei Jahre sie verändert zu haben.

„Ah, Sie haben also die Aufforderung gelesen, welche ich in öffentlichen Blättern an Sie erlassen hatte, damit Sie sich hier einfänden?" fragte er.

— „Mit nichten, ich habe nichts gelesen, Herr Dewang! Ich komme aus freien Stücken, weil morgen der Jahrestag des Todes meines theuren Oheims ist," erwiederte sie. „Ich komme, um zu erfahren, was in jener hölzernen Kassette ist, welche morgen amtlich geöffnet werden soll."

„Und wenn nun ein riesiges Vermögen darin wäre, das unter seine Erben vertheilt werden sollte, welche insgesammt dessen sehr zu bedürfen scheinen — was meinen Sie, Fräulein?"

— „Ich hoffe und erwarte nichts Derartiges, Herr Prokurator," versetzte Melanie mit ruhigem Lächeln. „Ich habe mich niemals mit solchen thörichten Wünschen und Hoffnungen getragen, sondern bin der Ueberzeugung, daß die Kassette Familienpapiere oder Aufzeichnungen enthält, die ein Licht auf die Vergangenheit des theuren Oheims werfen und daher mich vorzugsweise interessiren, weil ich mit der dankbarsten Liebe und freundlichsten Erinnerung an meinem theuren Wohlthäter hänge. Uebrigens würde ein derartiges Verfahren auch meinem seligen Oheim gar nicht ähnlich sehen; er war kein Geizhals, der seine Schätze vergrub; er war ein anspruchsloser, harmloser Mann von tiefem Gemüth und offenem Wesen. Wäre er reich gewesen, so hätte er sich in seinen letzten Lebens- und Leidensjahren mehr Behaglichkeiten verschafft. Und dann müssen Sie

mir zugeben, Herr Prokurator, daß ich nicht geldgierig bin, denn ich habe sogar von meiner ererbten Leibrente noch nie einen Pfennig für mich erhoben."

„Das ist vollkommen wahr, mein Fräulein! Sie haben unwürdige Leute damit beschenkt. Indessen liegt noch ein ganzer Jahresbetrag hier baar zu Ihrer Verfügung. Warum haben Sie diesen nicht erhoben?"

— „Weil ich ihn Gottlob nicht bedurfte, weil es mir mit Gottes Hilfe, wenn schon nicht ohne Mühe, gelang, auf eigenen Füßen zu stehen," entgegnete Melanie mit ruhiger, bescheidener Würde. „Aber jetzt werde ich den verfallenen Betrag erheben, denn ich bedarf seiner zur Gründung eines kleinen Geschäfts — ich beabsichtige, mich hier als Putzmacherin niederzulassen."

„Ist dies Ihr voller Ernst?"

— „Sie werden sich bald davon überzeugen. Ich habe mich mit diesem Beruf vertraut gemacht und komme von Frankfurt, wo ich als Putzmacherin in dem Geschäft einer treuen Freundin sechs Monate lang gearbeitet habe."

„Wie? Sie, die Tochter eines verdienten Offiziers, die Besitzerin einer Leibrente und eines Grundstückes, waren Putzmamsell?"

— „Nun ja doch — Arbeit schändet nicht, und Sie werden mich deßhalb nicht verdammen, nicht wahr?"

„Ich? Daß mich Gott bewahre, liebes Fräulein! Im Gegentheil, ich lobe Sie darum; aber sagen Sie mir nur, wie dies kam, und warum Sie mich nie ein Wörtchen von Ihrem Leben und Treiben und Verbleiben hören ließen? Zweifelten Sie denn je daran, daß ich es aufrichtig gut mit Ihnen meine?"

— „O nein, gewiß nicht; aber nachdem ich von meiner Stiefmutter so ausgebeutet worden war und mich vor Ihnen schämen mußte, wollt' ich Sie nicht eher wieder von mir hören lassen, als bis ich Ihnen beweisen konnte, daß ich unabhängig und im Stande war, mich selbst fortzubringen. Und zudem, wie konnte ich wissen, welche Deutung Frau v. Seefeld unserem Bruche gab?"

„Hierüber können Sie sich am ehesten beruhigen; die Unglückliche ist dermalen tobsüchtig und als unheilbar wahnsinnig in einem Irrenhause, wo sie sich zu Tode rast," sagte Dewang. „Ohne dieses leidige Hemmniß hätte ich längst Ihren Aufenthalt ermittelt, denn außer mir nehmen mehr Personen Antheil an Ihrem traurigen Geschick."

— „Wirklich? Und wer denn?" fragte Melanie fast erschrocken, und Gluth und Blässe jagten sich auf ihren Wangen.

„Das sollen Sie hernach erfahren — lassen Sie mich nur zuvor hören, wie es kam, daß so vielfache wiederholte öffentliche Aufforderungen an Sie vergeblich waren?"

Melanie berichtete kurz und schmucklos ihre Erlebnisse mit Frau v. Seefeld und der Familie Fredwell, und erzählte dann, wie sie, bereits etwas leidend, an den Folgen der heftigen Gemüthsbewegung ob dem Zusammentreffen auf dem Bahnhofe in Frankfurt am Typhus erkrankt und durch die Kurkosten so sehr verarmt sei, daß sie sich glücklich gepriesen habe, von Frau Keßler, die sich wirklich als eine redliche, treue Freundin und barmherzige Samariterin an ihr bewährte, als Arbeiterin engagirt zu werden; wie sie in dieser Stellung mancherlei Herbes und Angenehmes erlebt und sich endlich entschlossen habe, diesen Beruf zu ergreifen und in Ortheim zu betreiben, wohin eine unbeschreibliche Sehnsucht sie längst gezogen.

„Nun denn, ich will Ihrem Wunsche und Entschlusse nicht entgegen treten," sagte Herr Dewang. „Aber vielleicht ist der Inhalt dieser Briefe hier, die seit anderthalb Jahren für Sie nach und nach eingingen, von irgend welchem modifizirendem Einfluß auf Ihr Vorhaben." Und er reichte ihr eine Hand voll Briefe aus einer Schublade seines Schreibtisches. Erstaunt musterte Melanie dieselben; sie waren sämmtlich, einen einzigen von Edwin Forbergs Hand ausgenommen, von Einer Handschrift, von festen gewandten, zierlichen Schriftzügen. — „Ich werde die amtliche Eröffnung der Kassette auf morgen Nachmittag drei Uhr bestellen und die Betheiligten einladen," sagte Herr Dewang. „Einer derselben wird sich vertreten lassen, da er nicht persönlich erscheinen kann," setzte er mit einem forschenden Blicke auf Melanie hinzu. „Ich werde mir erlauben, Sie abzuholen, sofern Sie nicht bei Ihrer Stiefmutter der Majorin logiren."

— „Mit nichten, ich wohne im „Grünen Hof", Herr Prokurator. Aber bitte, sagen Sie mir, was ist's mit meiner Mutter und meinen Schwestern? Diese wohnen also noch in meinem Häuschen?"

„Leider ja, denn die Majorin hat ja eine Vollmacht von Ihnen," sagte Herr Dewang. „Je weniger man übrigens von diesen Leuten spricht, desto besser; sie sind alle tief heruntergekommen, wie zu erwarten war. Die Majorin

hat Ihr und ihrer Kinder Vermögen durchgebracht, ohne ihre Töchter glänzend zu verheirathen. Gisela ist an einen Schwindler und Abenteurer, Namens Vogel, verheirathet, der sich für einen Herrn v. Vogel, einen Gutsbesitzer, ausgab und Mutter und Tochter bethörte, bis er erkannte, daß auch er „geleimt" worden sei. Jetzt ist er als Unterbeamter bei der Eisenbahn angestellt und kaum im Stande, seine Frau und ein Kind zu ernähren. Valerie war in einer adeligen Familie als Gouvernante, ist aber wegen mangelnder Kenntnisse und anderer Gründe entlassen worden und kam zurück in einem Zustande, der — na, Sie werden sie ja morgen sehen! Es konnte ja nichts Besseres bei einer solchen Erziehung und einem solchen Beispiel herauskommen, als zwei solche unglückliche gefallene Wesen! Die Majorin hat ihrer Kinder ganzes Loos auf ihrem Gewissen!"

(Fortsetzung folgt.)

Dichterqualen eines Packmeisters der Eisenbahn.

(Schluß.)

Nach Mitternacht, als eine allgememeine Fröhlichkeit die Gäste ergriffen, nahm der Betriebs-Direktor „Packmeisterchen" vertraulich bei Seite und sprach: „Sie haben mir eine große Freude bereitet und ich habe in Ihnen ein Talent schätzen gelernt, das sich mir erst heute offenbart. Auch habe ich hinsichtlich Ihrer Aufführung im Dienst nur Gutes gehört, fahren Sie so fort, wo ich Ihnen einmal dienen und zu fernerem Fortkommmen behülflich sein kann, soll es gern geschehen."

Mehr brauchte es nicht, um glücklich zu sein. — Erst früh um 3 Uhr verließ Müller das Haus seines Vorgesetzten, um — auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Auf der ganzen Strecke der Eisenbahn galt jetzt Müller für einen Dichter, sein Ruf drang in jedes Bahnwärterhäuschen, ja, ging endlich sogar auf die Zweigbahnen über. Kurz darauf kam aber auch klingender Lohn. Unter den Beamteten, welche eine Gratifikation erhielten, stand Packmeister Müller mit 25 Thalern oben an.

Mit etlichen dieser Thalerstücke in der Tasche schlenderte er eines Tages die Straße der Residenz entlang. Während er so in gemüthlichem Bierwagenschritt einherstiefelte, ruft ihn plötzlich von hinten eine Stimme an.

Er dreht sich um und erblickt einen seiner Collegen, welcher sich athemlos an ihn anklammert. Als sich solcher etwas verschnauft, spricht er: „Gut — daß — ich Euch treffe. Ich hab' Euch den ganzen Vormittag gesucht. Ihr — habt doch jetzt Zeit?"

„Jawohl! ich habe vollauf Zeit!"

„Herrlich, Ihr müßt wissen, ich habe ein Mädchen kennen gelernt mit etlichen Hundert Thalern Geld, morgen ist Ihr Geburtstag und Ihr müßt mir ein Gedicht fertigen.

„Ein Gedicht? — Nein, ich habe keine Zeit!"

„Ich lass' Euch nicht fort!"

„Ich — jetzt ein Gedicht? ich muß hinaus auf den Schuppen. Herr des Lebens! das fällt mir alleweil erst ein!"

Nicht von der Stelle, bis Ihr versprecht . . ."

„Ich muß hinaus auf den Schuppen!" und somit entfloh er dem verliebten Collegen, der mit einem Gedicht sich das Herz und die hundert Thaler seiner Angebeteten erringen wollte.

An Ort und Stelle angelangt, kommt sein Peiniger hintendrein, welchem er kurzweg eröffnet, daß Dichten nicht so leicht sei, wie man sich denke. Hier in dem Troubel ist es gar nicht möglich; im Freien, in Gottes schöner Natur, wenn ich hoch oben auf meinem Sitze in den blauen Himmel schaue, da kommen die Gedanken."

„Nun, so schreibt es heute, wenn Ihr abfahrt. Ihr könnt es ja morgen früh Schulzen mitgeben, und der thut mir gewiß diesen Gefallen."

Ich will sehen, was sich machen läßt. — Jetzt stand sein Dichterruhm auf dem Spiel. Er tritt die Fahrt an und gelangte an sein Ziel. Es ist spät, aber es hilft nichts, er stürzt zu seinem Gönner: zum Schriftsteller, um diesen zu bitten, daß er schnell ein Gedicht schreibt.

Rechts um, kehrt! die Thür ist verschlossen. Der Literat hat eine Badereise unternommen und kehrt erst in vier Wochen wieder zurück.

Schulze kam richtig mit dem Zuge an, aber — ohne Gedicht. Tausend Flüche donnerten auf den Poeten und Packmeister Müller zurück. — „Der kann mir gestohlen werden, kein Wort mehr mit diesem Kerl!"

Sie waren sich spinnefeind seit diesem Augenblick. — Aber das Maß war noch nicht gefüllt.

Eines schönen Morgens wird Müller von einem Freund besucht, der ihn im Namen eines bekannten Aubergisten zu einem Frühstück einladet. Wellfleisch mit vortrefflichem Kümmel. — Das war Wasser auf Müllers Mühle, denn Wellfleisch ging über Alles. Freudig trollten sie nach

der Vorstadt hinaus. Schon sahen sie durch den Gartenzaun, schon sah Müller das freundliche Haus, wo der bewußte Kümmel seiner harrte, als ihm sein Freund erklärte, daß Freund Bohnemann wohl nur deßhalb die Spendirhosen angezogen habe, weil er heute Abend Metzelsuppe halte, und zu dieser solle ihm Müller ein Tafellied für die Gäste schreiben.

„Ein Tafellied? Ich? —“

„Freilich weil Du ein Dichter bist.“

„Was? denkst Du, ich schreibe für Metzelsuppen? Wie kommst Du mir vor. Wenn ich dies gewußt, wäre ich gar nicht so weit mitgelaufen. Sag' Bohnemann ein Kompliment und er könne sich selbst ein Gedicht machen.“

Somit kehrte er um und ließ seinen Freund verblüfft an der Gartenhecke stehen. — Wellfleisch und Kümmel! murmelte Müller, als er allein seines Weges ging, so nahe daran, gratis und heute Abend Metzelsuppe, die mir auch keine Fenster eingeworfen. 'S ist eine verteufelte Sache und nun schon in vierzehn Tagen das zweite Mal, daß ich dichten soll. Es hilft Nichts, ich muß hier wider Willen den Dickköpfigen spielen, wiewohl ich der gemüthlichste Mensch von der Welt bin.

Mißmuthig schlenderte er nach Hause. In seinen vier Pfählen angelangt, kam ihm seine Wirthin mit der Nachricht entgegen, daß ein Bedienter vom Herrn Betriebs-Direktor dagewesen und nach Herrn Müller gefragt. Augenblicklich wollte er seine Schritte dahin lenken, als die Wirthin noch hinzufügte, der Bediente hätte Etwas von einem Gedicht gemurmelt.

Ein Gedicht? — Jetzt war's aus! Müller lief in seine Stube und verwünschte die ganze Poesie in den tiefsten Grund der Erde. Barmherziger Himmel! hier kannst du nicht entwischen! Dem Geburtstag der Geliebten ließ sich ein Schnippchen schlagen, der Metzelsuppe konnte ich die Spitze bieten, aber hier, meinem Wohlthäter, meinem Vorgesetzten, das geht nicht. Himmel, was fang' ich an? Wie zieh' ich mich aus dieser Patsche?“

Da öffnet die Wirthin die Thüre. „Herr Je! mein guter Herr Müller, da machen Sie doch, daß Sie fortkommen!“

Ich! nicht möglich! — ich — muß mich gestern fürchterlich erkältet haben. Ach, mein Kopf! mich — schüttelt das Fieber! Thee kochen! Schwitzen! — Ach! Plauz, da lag er im Bett und kroch meilentief unter die Decke.

So hielt er vier Tage aus. Draußen das schönste herrlichste Wetter, und als der Herr Betriebs-Direktor am andern Tag noch einmal schickte, da war Herr Müller auf den Tod krank und hatte die ganze Nacht phantasirt.

Er genaß zwar wieder, aber die edle Dichtkunst wollte nicht wiederkehren, in diesem Artikel wurden durchaus keine Geschäfte mehr gemacht, denn damit hatte der Herr Packmeister eingepackt für ewige Zeiten.

Mannigfaltiges.

Andreas Marvell saß unter Karl II. für Kingston-upon-Hull im Parlamente und wurde wegen seiner eminenten Unterhaltungsgabe von dem lustigen Könige of zu dessen Privatzirkeln gezogen. Eines Morgens, nach einem besonders heitern Abende, befahl der König seinem Kämmerer Danby, dem bisweilen etwas störrigen Volksrepräsentanten nebst seinem, des Königs, freundlichsten Gruße ein Geschenk von tausend Guineen zu überbringen. Marvell wohnte im zweiten Stocke eines dunklen Hofes. Lord Danby fand ihn am Schreibtisch und entledigte sich seines Auftrags. Marvell klingelte. „Was hatte ich gestern Mittag zu essen?“ fragte er den Diener. — „Eine Schöpskeule.“ — „Und was werde ich heute haben?“ — „Den Rest aufgewärmt.“ — „Und für morgen, mein Lord,“ wendete sich Marvell zum Kämmerer, „will ich mir ein delikates Rückenstück bestellen. Melden Sie Das Sr. Majestät, und ich weiß, Se. Majestät hat zu guten Geschmack, einen Mann, der vom Fleische seines Vaterlandes sich so vortrefflich nährt, mit goldenen Aepfeln bestechen zu wollen.“ — Lord Danby entfernte sich, und Marvell schrieb seinem Buchhändler, ihm eine Guinee zu leihen.

Lebensphilosophie.

Schlechte Menschen und schlechte Weine bedürfen der Etikette, um für mehr zu gelten, als sie werth sind.

Wenn dich Glückwechsel trifft, denk', um dich nicht zu grämen:
Abnehmen muß der Mond, um wieder zuzunehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Donnerstag, 8. Juli 1869.

Die Tageszeiten des Herzens.

Wenn kalt das Herz sich in sich selbst verschließt,
Des Lebens Glück nur stets allein genießt,
An sich blos denkt, nach nichts als Vortheil ringt,
Kein Wesen sonst mit Innigkeit umschlingt,
Ergriffen von der Liebe Zaubermacht;
Ist's in ihm Nacht.

Doch wenn es, tief von Mitgefühl bewegt,
Das Heil der Welt in seinem Innern trägt,
Die eig'ne Lust gern mit dem Bruder theilt
Und fremden Schmerz und fremde Wunden heilt,
Dann bricht ihm erst auf seiner Erdenbahn
Der Morgen an.

Und wenn es nun in stiller Häuslichkeit
Die volle Kraft dem Wohl der Seinen weiht,
Wenn liebend es im Schooß der Liebe ruht,
Dem Freunde treu, dem Feinde Gutes thut;
Dann leuchtet ihm, mild wie der Sterne Kranz,
Des Mittags Glanz.

Selbst, wenn zuletzt der Engel niederschwebt,
Der um uns her des Grabes Schleier webt,
Bleibt solch ein Herz sich seines Werths bewußt —
Denn Fried' und Ruh' thront stets in reiner Brust.
So wiegt es sanft umstrahlt vom Aetherschein
Sein Abend ein.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Melanie fühlte sich ob diesen Mittheilungen namenlos erschüttert und beklommen; das Mitleid aber überwog bei ihr das Schamgefühl und die Erkenntniß der darin liegenden Nemesis. Unter diesen Eindrücken und in neugieriger Spannung wegen des Inhalts der empfangenen Briefe kehrte sie in den „Grünen Hof" zurück und verschloß sich in ihrem Zimmer.

Der erste Brief, den sie erbrach, war derjenige von Edwin Forberg, ungefähr zwei Monate nach jener Begegnung in Frankfurt von Magdeburg aus geschrieben, um sich wegen seiner Verheirathung zu rechtfertigen. Er habe, nachdem er durch den Testaments-Vollstrecker das Bild seiner Mutter zurückerhalten und Herrn Rudolf Hellborn's Tod erfahren, mehrere Briefe durch die Vermittelung der Majorin an Melanie geschrieben, um sie zu trösten und auf die nahe Erreichung seines Zieles zu verweisen, allein er habe nie Antwort erhalten, noch das Ziel seiner künstlerischen Bestrebungen erreicht. Im darauffolgenden Sommer sei er mit der Majorin in Homburg zusammengetroffen und habe auf sein Befragen erfahren, daß Melanie in Italien sich in der Stille mit einem jungen Manne verlobt, und die Majorin habe ihm ordentlich nahe gelegt, daß eine ihrer weltgewandten gebildeten Töchter eine geeignetere Parthie für ihn wäre, als die schüchterne, hausbackene Melanie. Er aber, obwohl von dem angeblichen Treubruche Melanie's unangenehm berührt und verdüstert, habe sich in keiner Weise zu Gisela oder Valerie hingezogen gefühlt und bald darauf die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, für die er sich lebhaft interessirt und die auch den Beifall seines Oheims gefunden habe. Der Vater der Dame, ein wohlhabender Kaufmann, Namens Köckert, habe jedoch von dieser Verbindung nichts hören wollen und erst wenige Monate vor der Begegnung auf dem Bahnhofe seine Einwilligung dazu unter der Bedingung gegeben, daß Forberg sich bequeme, den Künstlerberuf mit dem kaufmännischen zu vertauschen und auf seinem Komptoir zu arbeiten. Nur mit Mühe und aus aufrichtiger Neigung für seine Zukünftige habe Edwin sich zu diesem Opfer entschlossen, welches auch der Oheim Geheimrath gebilligt, und er wäre glücklich gewesen,

wenn nicht jene Begegnung auf dem Bahnhofe in seiner jungen Frau alle Geister der Eifersucht und des Argwohns entfesselt hätte. Sie habe sich daher nach der Heimkehr von der Hochzeitsreise ihrem Papa anvertraut, welcher die Sache untersucht habe und nun darauf dringe, daß er Melanie, das schuldlose Opfer einer Lüge, mit dem ganzen Sachverhalt bekannt mache und ihr jedenfalls eine bescheidene Mitgift anbiete, zu welchem Behufe er sie nun bitte, sich mit ihm selbst oder mit Herrn Köckert ins Benehmen zu setzen.

Ein bitteres, geringschätziges Lächeln war Alles, was Melanie auf diesen Brief hatte, nachdem sie ihn zweimal aufmerksam gelesen. Der arme, schwache Mensch! Als ob man Schmerzen vergessen, Herzenswunden vernarben machen könnte durch ein armseliges Stück Geld! — O wackerer Onkel Rudolf, deine Ahnung!

Nur bänglich und schüchtern suchte sie unter den anderen Briefen einer fremden unbekannten Hand den ältesten auf und erbrach ihn. Er kam von Alexis Grabow und enthielt eine freundliche, herzliche Einladung an Melanie, nach St. Petersburg zu kommen, wo sie im Hause seiner Mutter ein Asyl finden werde, wie diese selbst bestätigte. Alexis schrieb, daß er den Tod von Rudolf Hellborn erst acht Monate später bei seiner Rückkehr aus Amerika erfahren, wo er seiner Ausbildung wegen sich einige Jahre aufgehalten habe. „Dieser Tod hat das Versprechen gelöst, welches ich einst dem theuren Verstorbenen gegeben, Sie nicht mit Liebesbriefen zu verfolgen, obschon ich es zuvor nicht ganz gewissenhaft gehalten habe," schrieb er. „Sie wissen, Melanie, daß ich Sie liebte mit der ganzen Innigkeit und Kraft meiner Seele. — Sie fühlten es in jenem Augenblick, wo ich zum ersten und letzten Male Ihre Hand erfaßte. Erfahren Sie denn nun auch, daß meine Neigung für Sie die Probe einer dreijährigen Trennung bestanden hat und daß ich Sie lieben werde, auch wenn Sie mich vergessen oder verschmähen. Der theure Todte wird Ihnen mitgetheilt haben, welche Schranken uns einst schieden; aber diese Schranken sind nun gefallen, denn mein Adoptivvater ist todt und meine theure Mutter billigt meine Wahl und segnet unseren Bund, denn dieser soll eine Sühne sein, die wir auf dem Grabe des geliebten Todten aufrichten."

Und zu Melanie's großem Erstaunen und tiefster Bewegung hatten die fünf oder sechs späteren Briefe von Alexis alle denselben Inhalt und Zweck, und bestürmten sie, ihm Nachricht von sich zu geben und nicht aus Vorurtheil und falscher Scham ein Asyl zu verschmähen, welches ihr aus treuem Herzen und ohne allen Zwang bezüglich ihrer späteren Verfügung über ihre Hand geboten werde. Jedem derselben lagen freundliche Zeilen von Alexis Grabows Mutter in ähnlichem Sinne bei, einigen sogar namhafte Summen in Wechseln und Banknoten. In jedem ward vorausgesetzt, daß Melanie das düstere Geheimniß kenne, welches ehedem sie und Alexis getrennt habe.

Diese Briefe hatten in das stille, ruhige Gemüth und Herz des armen Mädchens eine neue aufregende Gährung geworfen, und von einem Chaos von ernsten und angenehmen Empfindungen und Hoffnungen, Ideen und Wünschen durchwogt, verbrachte Melanie einen unruhigen Abend und eine schlummerlose Nacht. Auch ohne die Photographie, welche Alexis von seinem eigenen Ich beigelegt hatte, stand sein Bild klar und deutlich vor ihrer Seele, verklärt von einer idealen Glorie, welche ihre erregte Einbildungskraft um ihn wob, und in ihrer Erinnerung wurden nach und nach tausenderlei kleine Züge wach, die sie einst in ihrer Unbefangenheit wenig beachtet hatte, die aber nun Bedeutung für sie gewannen und ihr die Gewißheit beibrachten, daß es eine aufrichtige, schüchterne, lange zurückgedrängte, aber gerade dadurch inniger gewordene wahre Neigung gewesen sei, welche Alexis Grabow für sie gefühlt hatte.

Am andern Tage, kurz vor der anberaumten Stunde, kam Herr Dewang in den Gasthof, um Melanie auf das Gericht zu begleiten.

„Hier bringe ich Ihnen einen Brief, welcher mir heute für Sie zugekommen ist, Fräulein Hellborn; es ist vielleicht zweckmäßig, daß Sie ihn vor der Verhandlung lesen," sagte er.

Es war ein Brief von Alexis, worin er ihr schrieb, daß er mit seiner Mutter unterwegs nach Deutschland gewesen, als diese in einer preußischen Grenzstadt so gefährlich erkrankt sei, daß er sie nicht verlassen könne; er werde seine Reise fortsetzen, sobald der Gesundheitszustand seiner Mutter es gestatte. Er wiederholte Melanie, daß er sie noch mit aller Innigkeit und Treue liebe und es sein innigstes Anliegen sein werde, ihre Liebe zu verdienen und ihr Herz und ihre Hand zu erringen. „Eine ahnungsvolle Hoffnung sagt mir, daß ich Sie noch frei finden werde und Aug' in Auge werden wir uns verstehen lernen. Ich rufe Ihnen aus voller Seele ein „Auf Wiedersehen!" zu. Ich werde Sie überzeugen, daß auch unser theurer Vater den stillen Wunsch hegte, uns verbunden zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Meteorstein von Krähenberg.

In Anbetracht des lebhaften Interesses, welches der am 5. Mai d. J. zu Krähenberg gefallene Meteorit erregt hat und gewissermaßen als Nachtrag zu dem am 5. Juni in Speier abgehaltenen, höchst belehrenden Vortrage des Hrn. Dr. Neumayer, über das Wesen und den Ursprung der Meteoriten, möge hier die chemische Analyse dieses Luftsteines folgen.

Die angewandte Substanz betrug 5,72 Grms. Hievon waren in Salzsäure löslich 57,69 % (A) nur durch Flußsäure und Alkalien zersetzbar . . 42,31 % (B).

Es enthielt:

	A.		Gesammtgehalt.		B.	
Kieselerde	15,76	a	41,12		25,36	d
Bittererde	14,44	a	18,62		4,18	d
Manganoxydul	0,78	a	0,78		—	d
Eisenoxydul	10,69	a	17,10		6,41	d
Eisen	3,93	b	3,93		—	
Schwefel	2,35	b	2,35		—	
Eisen	6,44	c	6,44		—	
Nickel	1,36	c	1,36		—	
Phosphor	0,46	c	0,46		—	
Eisenoxydul	—		0,32		0,32	e
Chromoxyd	—		0,89		0,89	e
Thonerde	0,76*		3,22	d	2,46	
Kalk	0,42*		2,06	d	1,64	
Kali	0,21*		1,22	d	1,01	
Natron	0,17*		0,17	d	—	
Zinnoxyd (Spuren)			0,18		0,18	f.
	57,77		100,22		42,45	

woraus sich folgende nähere Bestandtheile ergeben:

a) 41,67 pC. einer kieselsauren Verbindung von der Zusammensetzung des Olivins (3 Mg O. Si O_3), in welchem ein Theil der Bittererde durch isomorphe Basen (Manganoxydul, Eisenoxydul) vertreten ist.

b) 6,28 pC. eines dem Magnetkies in seiner Zusammensetzung sich nähernden Eisensulfates, welches durch Säuren schon bei gewöhnlicher Temperatur Schwefelwasserstoff entwickelt, aber beim Erhitzen im Wasserstoffgasstrome nur Spuren von Schwefel abgibt.

c) 8,26 pC. einer den meisten Meteoriten eigenthümlichen Verbindung von Phosphor-Nickeleisen, welches neben dem mehr broncegelben Schwefeleisen in silberglänzenden, krystallinischen, zartblätterigen Parthieen auf Schliffplättchen unter dem Mikroskop deutlich hervortritt und in seiner Struktur mit den an einer Probe von Tolucca-Meteoreisen wahrzunehmenden silberglänzenden Einschlüssen vollkommen übereinstimmt.

Wiederholte quantitative Bestimmungen des Phosphorgehaltes werden zugleich die Frage erledigen, ob in dem Meteorit nicht auch oxydirter Phosphor in der Form von phosphorsaurem Kalk (Apatit) vorhanden ist.

d) Ein Gemenge kieselsaurer Verbindungen 42,64 pC., unter welchen ein Pyroxen von der Formel 3 RO. 2 Si O_3 (Broncit) vorzuherrschen scheint. Die für die genannten Mineralspezies so charakteristischen Blätterdurchgänge treten wenigstens unter dem Mikroskope sehr deutlich hervor.

e) 1,21 pC. Chromeisenstein, der allerdings nicht in der ihm zukommenden Krystallform auftritt, aber zweifellos seinen Sitz in dem schwer zersetzbaren Silikate hat.

f) 0,18 % Zinnoxyd, ein in den Meteoriten mehrfach konstatirtes Vorkommen.

Eine nähere Erörterung möchte in eine besondere Monographie dieses Meteoriten, die von mehreren Seiten gewünscht wird, zu verweisen sein.

Nach den mir zu Gebote stehenden Analysen ähnlicher Meteorsteine stimmt derselbe im Wesentlichen mit dem im Jahre 1814 zu Bachmut in Rußland gefallenen, von Wöhler 1863 analysirten Steine überein, welcher 41,56 Olivin und 39,47 durch Säure nicht zersetzbares Silikat, 5 % Schwefeleisen, 11 % Phosphor-Nickeleisen, sowie 2 % Chromeisenstein enthält. Ferner nähert sich derselbe in seiner Zusammensetzung dem von Tadjera, Provinz Constantine, untersucht von Meunier, und dem Steine Saint-Mesmin, Departement de l'Aube, Mai 1866, analysirt von Pisani.

Die namentlich unter dem Mikroskope ersichtliche sphäroidische Struktur einzelner Einschlüsse ruft die Reichenbach'sche Theorie, daß viele Meteoriten nur Conglomerate seien, lebhaft wach und läßt der Ansicht Raum, daß diese einzelnen Partikelchen gewissermaßen Probestücke der Verdichtungsstadien sind, welche unser Sonnensystem zu durchlaufen hatte. Das spezifische Gewicht des Steines fand der Unterzeichnete an einem kleinen Stücke ohne Schmelzkruste zu 3,05; der ganze Stein in einem Gewichte von 29,5 Pfd. gab nach einer durch die Herren Prof. Dr. Hofmann, Prof. Staudacher und Dr. Schütz auf einer von Herrn Mechanik-Lehrer Strauß hiezu vorgerichteten Waage, vorgenommenen subtilen Wä-

* Sind offenbar dem schwer zersetzbaren Silikate d durch Salzsäure entzogen worden.

gung ein spezifisches Gewicht von 3,492. Bedarf die vorliegende Analyse eines Kommentars, so sei derselbe kurz folgender:

Der Krähenberger Meteorstein, welcher seiner Struktur nach zu den Chondriten G. Rose's und zu den Oligosideriten Daubré's gehört, enthält ebenso wenig wie andere bis jetzt bekannt gewordene Meteoriten irgend einen Elementarstoff, der nicht unter den Bestandtheilen unserer Erdrinde nachgewiesen worden wäre und gibt im Zusammenhange mit den spektral-analytischen Untersuchungen der Sonnenatmosphäre, der Planeten und vieler Fixsterne die erfreuliche Kunde, daß die wichtigeren Mineralsubstanzen, welche nach allen neueren physiologischen Untersuchungen als absolute Vorbedingung des thierischen und pflanzlichen Lebens zu betrachten sind, noch in weiten, weiten Fernen sich finden und somit die Existenz von Wesen „mit Fleisch und Blut und einer zu ihrer Ernährung dienenden Pflanzenwelt kein Monopol unserer Erde sein kann, daß vielmehr der Herr der Welten gar viele Wohnungen bereitet hat.

Der Lehrer des Zeichnens an hiesiger Gewerbschule, Herr Metz, hat eine gelungene Gelatineform des Steines gefertigt, so daß demnächst Gypsimitationen desselben in seiner natürlichen Färbung versendet werden können.

Wie aus einer Mittheilung des ausgezeichneten Meteoritenkenners, Herrn Prof. O. Buchner in Gießen (Poggendorf's Annalen 1869 N. 5.) hervorgeht, hat die wissenschaftliche Welt bereits von unserem Stein Notiz genommen; von Seiten des Berliner Museums ist durch Herrn Hofrath G. Rose der Wunsch nach einem Probestück, sowie nach einem Modelle ausgesprochen worden; sehr schätzbare Rathschläge bezüglich der Abformung des Steines und der Ermittelung der Strukturverhältnisse verdanken wir dem Privatdocenten der Mineralogie und Geognosie an der Universität Bonn, Herrn Dr. Weiß.

Speyer, am 1. Juli 1869.

Dr. Keller.

Mannigfaltiges.

* Der „Bayer. Bierbrauer" enthält folgende Blumenlese der berühmtesten Benennungen der Biere: Alter Klaus in Brandenburg, Anweh in Lützerode, Angst in Garden, Bauchweh in Grimma, Beißdenkerl in Boitzenburg, Black in Kohlberg, Brausegut auch Brauseloch, Bruselock in Beneckenstein am Harz; Breihahn oder Broyhahn in Magdeburg, Halle, Hannover; Dorfteufel auf den Dörfern um Jena; Bacabulle in Duisburg; Bruse in Osnabrück; Ambock oder Bock in München oder Spandau (neuerdings in allen größeren Bierbrauereien für stärkere Gebräue); Bocksbart in Wartenburg; Doppel-Augustiner in München; Bitterbier in Zerbst; Duchstein in Königslutter; Filz in Restock, Magdeburg; Fried und Einigkeit in Kyritz; Garlei in Gardelegen; Gose in Goslar, Dölitz, Leipzig; Hansla in Bamberg; Heidecker in Merseburg; Heiliger Vater (Salvator) in München; Hund (weil es im Magen bellt) in Bremen, Dasseln, Corvey; Hosenmilch in Dransfeld; Jammer in Ostpreußen; Junker in Warburg; Schweißnichtwie in Buxtehude; Israel in Lübeck; Kater in Stade; Kamma in Herfort; Klatsch oder Klotsch in Jena (Lichtenhainer heißt ein leichtes Dorfbier in der Nähe); Keuterling in Wettin; Klappit in Helmstedt; Klotzmilch in Bautzen; Knisenack in Güstrow; Knupp in Köln; Krabbelanderwand in Eisleben; Kühle Blonde in Berlin (Weißbier); Kuhschwanz in Dölitz (Böhmen); Kukuk in Wittenberg; Lorch (auch Steinbier) in Livland (wird mit glühenden Steinen angemaischt); Lumpenbier in Wernigerode; Maulesel in Jena; Masnotz in Teschen (Weizenbier); Menschenfett, bestes Dorfbier um Jena; Ministerbier (Kaiserbier) in Wien; Moll in Nimwegen; Mordundtodtschlag in Köpenick, Kyritz; Mumme (Süßbier) in Braunschweig; Plunder in Zügenbrück; Pluzerl in Horn bei Wien (Haferbier); Püffel in Frankfurt; Preußing (Dickbier) in Danzig; Puff in Halle a. S.; Petermann in Löwen; Pohk in Pattensen; Rammenach in Glückstadt; Rammelbist oder Daus in Ratzeburg; Rastrum oder Raster (Braunbier) in Leipzig; Reuterling in Weimar; Sehtdenkerl oder Stähldenkerl in Hadeln; Schlagnach (Schlacknack) in Eisleben; Schlung und Luntsch in Erfurt; Schüttekappe in Rügen; Schüttelkopf in Riddagshausen; Schweinepost in Straßburg; Stürzebaretel in Merseburg; Waldschlößchen in Dresden; Wittecklaus in Kiel; Wollsack in Brockhausen; Scheppe in Breslau, auch in München; Stier in Schweidnitz; Sörtenkerl in Dornburg; Todtenkopf in Schoningen; Würze in Zerbst; Zitzenmille in Naumburg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Samstag, 10. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

Melanie war im tiefsten Innersten bewegt, als sie in das Gerichtszimmer trat, wo sie schon verschiedene Herren und auch die Majorin und deren beide Töchter antraf, welche alle Drei förmlich zu erschrecken schienen über Melanie's unvermitteltes Erscheinen. — Die unscheinbare hölzerne Kassette stand auf dem Tische und nachdem über den unverletzten Befund der Siegel und die erschienenen Personen ein Protokoll aufgenommen worden war, wurden die Siegel gelöst und Herr Dewang produzirte den Schlüssel. Man öffnete die Kassette und fand darin verschiedene Pakete unter mehreren Adressen und eine eigenhändig geschriebene, von zwei Zeugen beglaubigte Verfügung, welche folgendermaßen lautete:

„Der Wunsch, Denjenigen, welche meinem Herzen nahe standen, noch ein posthumes Zeichen meiner Liebe und Fürsorge zu geben, hat mich veranlaßt, den größeren Theil meines dereinstigen Vermögens erst drei Jahre nach meinem Tode an meine Erben kommen zu lassen. Diese sind: Die Kinder meines verstorbenen Bruders, des Majors Ferdinand Hellborn: Melanie, Gisela und Valerie, sowie Alexis Grabow, Adoptivsohn des Maschinenfabrikanten Heinrich Grabow und der Helene Niemann, meiner früheren Gattin. Ich vermache hiermit

meiner Nichte Melanie Hellborn die Summe von zwanzigtausend Thalern nebst den aufgelaufenen Zinsen, welche in guten vollwerthigen Staatspapieren in dem unter ihrer Adresse versiegelten Paket liegen;

dem genannten Alexis Grabow dieselbe Summe von zwanzigtausend Thalern nebst den vorhandenen Zinscoupons, in ähnlicher Weise in einem Paket unter Grabow's Adresse versiegelt;

meinen Nichten Gisela und Valerie Hellborn je fünftausend Thaler in der Weise, daß dieselben sammt dem Ertrage der aufgelaufenen Zinsen als ein unauflösliches Fideikommiß verwaltet und meinen beiden Nichten nur die Zins-Erträgnisse, abzüglich der Verwaltungskosten, ausgehändigt werden sollen;

meiner Nichte Melanie Hellborn ferner das kleine schwarzgesiegelte und an sie adressirte Päckchen, welches Aufzeichnungen und Dokumente über mein vergangenes Leben und einige Briefe enthält, die meiner Nichte gehören und nur für sie Interesse haben. Es soll in Melanie's Belieben gestellt sein, das beiliegende Handschreiben an sie verlesen zu lassen oder nicht;

meiner Schwägerin Sophie, der verwittweten Majorin Hellborn, meine ganze Entrüstung und Mißbilligung über ihren Charakter und ihre Lebensweise, und den wohlgemeinten Rath, ihren Wandel bei Zeiten zu ändern, damit sie nicht in Armuth und Schande gerathe und den ehrlichen Namen meines lieben verewigten Bruders besudele.

Ueber die strikte Vollstreckung dieser Willensmeinung ernenne ich zu meinen Vertretern und Mandataren: meinen bewährten alten Freund Simon Dewang, Prokurator in Ortheim, oder im Falle von dessen Ableben den ältesten Rechtsanwalt dieser Stadt, sowie den zeitweiligen Herrn Bürgermeister und den Herrn Bezirksrichter von Ortheim. Sollte einer meiner obengenannten Erben gegen diese meine Verfügungen protestiren oder sich denselben nicht fügen, so soll derselbe seines Erbantheils verlustig gehen und dieser unter die übrigen Erben vertheilt werden. Dies ist mein ernstlicher Wille und meine letzte bestimmte und wohlerwogene Verfügung."

„Ich protestire dagegen und fechte die Giltigkeit des Testaments an!" rief die Majorin, von

ihrem Stuhle auffahrend, in einer unbeschreiblichen Wuth und Enttäuschung; „ich protestire dagegen im Namen meiner Kinder!"

— „Nein, Du hast hier keine Stimme, Mama!" rief Gisela auffahrend; „ich bin mündig und werde annehmen, wenn ich diese Verfügungen gleich gewissenlos und abscheulich finde. Ich stehe dem Verstorbenen ebenso nahe wie diese da, die falsche Erbschleicherin . . ."

Der Gerichtsvorstand entzog ihr das Wort. Aber die Majorin griff den Faden auf. „Ja, dieses Testament ist ungerecht, ist abscheulich, schändlich!" rief sie und blähte sich in ihrem armseligen Flitterstaat auf eine ekle Weise. „Sie selbst, meine Herrn, müssen sagen, daß die Behandlung, welche mein verstorbener Schwager seinen beiden jüngeren Nichten angedeihen ließ, eine schmachvolle ist. Irgend Jemand muß auf ihn eingewirkt haben, sonst hätte der Verstorbene, so exzentrisch und verrückt er auch sonst war, keine solche Ungerechtigkeit begehen und meinen Kindern die Kränkung anthun können, sie mit einer solchen Lumperei von fünftausend Thalern abzufinden und den weitaus größeren Theil seines Vermögens Anderen zu vermachen. Aber man kann sich ja denken, von wem diese Erbschleicherei, diese Kabale gegen uns herrührt — von dieser falschen, erbärmlichen Abenteurerin hier, die so plötzlich wieder hier auftaucht. Ich fechte wenigstens im Namen meiner noch minorennen Tochter Valerie diese Verfügung an."

„Und ich protestire gegen die Einmischung meiner Mutter und nehme lieber wenig als gar nichts!" rief Valerie und wandte sich erbost gegen ihre Mutter.

Eine widerliche Scene zwischen der Majorin und ihren Töchtern folgte. Aber der Vertreter des abwesenden Alexis, ein ältlicher Anwalt, hatte bereits die Zustimmung seines Klienten erklärt und die Abführung der Majorin beantragt, wofern sie noch einmal den Gang der Verhandlung störe; er hatte Melanie seinen Schutz angeboten und sie gebeten, die Angriffe aus solchem Munde nicht zu achten.

Mittlerweile waren die drei Testaments-Vollstrecker zusammengetreten und hatten sich geeinigt, die Giltigkeit dieser Willensverordnung anzuerkennen, weil sie an keinem sichtbaren Mangel leide, und verfügten, daß an Melanie die beiden Pakete unter ihrer Adresse ausgehändigt, das Paket für Alexis dagegen von Gerichts wegen bis zu seinem persönlichen Erscheinen aufbewahrt, und die Pakete für Gisela und Valerie Hellborn einem gerichtlich zu bestellenden Fideikommiß-Verwalter übergeben werden sollten, worauf die Verhandlung zu Ende war.

11.

Dieser neue Beweis von väterlicher Fürsorge von Seiten des theuren Verewigten hatte Melanie bis zu Thränen gerührt, und nachdem sie die Werthpapiere Herrn Dewang zur Verwaltung und Aufbewahrung übergeben hatte, eilte sie in ihren Gasthof zurück, um das kleinere Paket zu öffnen. Das Erste, was ihr dabei in die Hände fiel, war folgender offene Brief von Onkel Rudolf:

„Meine liebe Melanie! Die Prüfung, welche ich über Dich verhängte, ist nun vorüber, und das Geheimniß, welches ich Dir in den Jahren unseres Zusammenlebens vorenthielt, soll Dir nun enthüllt werden; denn Du wirst die Motive meiner Handlungsweise nicht mißverstehen. Ich habe, wie Du aus den Aufzeichnungen über meine frühere Lebensgeschichte erfahren wirst, mir erst in reiferen Jahren durch riesige Anstrengungen und größte Mäßigkeit und Sparsamkeit ein Vermögen erworben, und durch Briefe von Befreundeten schon vor meiner Heimkehr ins Vaterland erfahren, was für eine Frau meine Schwägerin Sophie sei, deren Vergnügungssucht und Verschwendung den frühen Tod Deines guten aber willensschwachen Vaters vorzeitig herbeigeführt haben soll. Ein nüchterner, ernster, frugaler Mann, wie ich war, wollte ich so anspruchlos leben, wie ich es gewöhnt gewesen war, und nicht von meinen Verwandten mit heuchlerischen Freundlichkeiten hintergangen werden; daher beschloß ich, nach der Heimkehr den Stand meines Vermögens zu verheimlichen, welchen Niemand dort kannte, als mein treuer Freund Simon Dewang. Ich wollte die Gesinnungen meiner Verwandten auf die Probe stellen, denn die harte Schule des Lebens in der Fremde hatte mich mißtrauisch, argwöhnisch und streng gemacht. Einer jener merkwürdigen Zufälle, in denen der Tieferblickende das Walten einer höheren Schickung zu sehen vermeint, führte mich unabsichtlich und ohne mein Zuthun in das Haus meiner Schwägerin und lieferte mir eine ungesuchte Probe ihres wahren Charakters, zugleich aber auch die Gelegenheit, Dein Herz und Deine Lage kennen zu lernen, mein liebes Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Die rettenden Thränen.

Ein junger Architekt aus Wien, welcher den letzten Krieg in den Reihen der österreichischen Armee mitmachte, wurde in der Schlacht von Königgrätz von einer Flintenkugel getroffen, welche seitwärts her in das linke Auge quer durch das Nasenbein gefahren und über das rechte Auge fortgestrichen war, so daß sein linkes Auge eine völlig leere Höhle, das rechte eine tiefliegende eiternde Masse zeigte. Der Verwundete war noch auf dem Schlachtfelde verbunden worden, indem der Arzt ihm die in der linken Augenhöhle befindlichen Fetzen herauslösete, demnächst aber auch, als rettungslos verloren, das rechte Auge fortschnitt. So wurde der Unglückliche von preußischen Krankenträgern aufgefunden, zunächst in ein Johanniter-Lazareth befördert, und, als ihm hier der nöthige Beistand geleistet werden konnte, mit anderen unglücklichen Kameraden sorgsam nach Hörde gebracht. Hier wurde das rechte Auge wiederholt ärztlich untersucht; doch alle Untersuchungen ergaben nur, daß der Augapfel fehle.

Also blind für das ganze Leben! Dieser furchtbare Gedanke fiel dem jungen Architekten schwer auf die Seele. Er war der Verzweiflung nahe.

Einer seiner liebsten Kameraden erlag zu Hörde seinen Wunden. Der Wunsch des trostlosen Erblindeten, dem Begräbnisse des Freundes beizuwohnen, ward erfüllt: liebevolle Hände geleiteten ihn zum Gottesacker.

Die Ceremonien am Grabe, die er nicht sehen, nur hören konnte, erschütterten tief den armen jungen Mann. Er brach in lautes Weinen und Schluchzen aus. In das Lazareth zurückgebracht, vergoß er einen reichlichen Thränenstrom.

Am nächsten Morgen, während der ihn pflegende Engel — eine der barmherzigen Schwestern — unter sanften Tröstungen mit dem Reinigen seines rechten Auges beschäftigt war, brach er plötzlich in die Worte aus:

„O Himmel — ich kann ja sehen! ... Ja, Schwester; ich sehe Sie! Ich sehe Alles in diesem Zimmer! ... O Gott! ...“

Die barmherzige Schwester, weinend vor Freude, holte die Aerzte herbei. Diese fanden zu ihrem Erstaunen, daß der vermeintlich rettungslos Erblindete wirklich sehend geworden: er konnte alle im Zimmer befindlichen Gegenstände beschreiben.

Der glückliche Unglückliche ward der Augenheilanstalt des Dr. Mooren zu Düsseldorf übergeben. Hier stellte sich heraus, daß er in der That das rechte Auge noch besitze. Die Kugel hatte den größten Theil des linken Auges mit sich fortgerissen und dasselbe durch das Nasenbein hindurch vor das zurückgedrängte rechte Auge gezwängt. Was der Arzt auf dem Schlachtfelde als das vermeintliche rechte Auge abgelöst, war eben ein Bestandtheil des linken Auges gewesen; ebenso gehörte die in der rechten Augenhöhle liegende sichtbare Eitermasse dem linken Auge an, welche nun leicht fortgenommen wurde; und das unverletzte rechte Auge trat nun wieder zu Tage.

Die Thränen, welche der Leidende bei und nach dem Begräbnisse seines lieben Kameraden vergossen, hatten die Lösung der Eitermasse und das Durchschimmern des darunter befindlichen unverletzten Auges bewirkt. — Glückliche Thränen!

Der Patient ist in der gedachten Anstalt hergestellt worden, so daß er, zwar einäugig, doch vollkommen sehend, seinem Berufe in der Heimath wieder obliegen kann. — Seine und der Seinigen Briefe an die liebevollen preußischen Pfleger zu Hörde und Düsseldorf athmen die innigste Dankbarkeit.

So haben Thränen einem Unglücklichen zum Heile verholfen. — Es waren in der That rettende Thränen!

Mannigfaltiges.

* (Der Mann des Tages in Madrid.) Man schreibt aus Madrid: Der Glanz, welcher jetzt noch den Namen Serrano's umgibt, wird voraussichtlich bald mehr und mehr erbleichen und von dem Gestirne Prim's überstrahlt werden. Am heutigen Tage jedoch ist Prim sowohl als Serrano vom Volke der Hauptstadt fast vergessen; ein anderer Held nimmt die ganze Aufmerksamkeit und Sympathie desselben in Anspruch. Es ist dies der unglückliche Stierkämpfer Tato, dem am 7. Juni von einem Stier das Bein durchbohrt wurde, so daß dasselbe abgenommen werden mußte und nun das Leben des Mannes in Gefahr schwebt. Vom Morgen bis zum Abend ist sein Haus angefüllt von Personen, welche sich nach seinem Befinden erkundigen; auch Prim und Serrano haben nicht unterlassen, dies zu thun. Eine zahllose Menge harrt auf der Straße, um Auskunft über den Kranken zu erhalten, und von Stunde zu Stunde wird ein vom Arzte unter-

zeichnetes Bulletin angeschlagen, um die theilnehmende Menge über den Zustand des vielbewunderten Torero stets auf dem Laufenden zu erhalten. Dies mag beweisen, wie schwer es halten würde, die barbarische Sitte der Stiergefechte in Spanien auszurotten. In einem Testament, das der verwundete Held der Madrider Arena vor zwei Tagen machte, hat derselbe über ein Vermögen von 800,000 Francs verfügt.

* (Ein neues Aktienunternehmen.) In Westfalen tauchen hie und da in der Nasse'schen Buchdruckerei zu Soest angefertigte „Aktien über 5 Sgr. Courant" auf. Auf denselben ist zunächst zu lesen: „Inhaber dieser Aktie ist betheiligt an dem zu Siegen zu errichtenden Krankenhause unter Leitung der barmherzigen Schwestern und an den daraus erwachsenden Heilsfrüchten. Siegen, 10. März 1858. Der Verwaltungsrath: Krengel, Vaester, Frevel, Rödig, Feindler I. und II., Kämper." Hierauf folgt eine Mittheilung, wonach die dortige katholische Gemeinde zur Errichtung eines Krankenhauses bereits die Summe von 3000 Thaler beigesteuert, damit aber ihre Quellen erschöpft habe, und die noch fehlenden Fonds auf dem Wege der Aktienzeichnung „von wohlthätigen christlichen Herzen beschafft werden sollten." Zu dem Ende habe der Verwaltungsrath folgenden Beschluß gefaßt: 1) Die Aktien werden ausgegeben an der Bank der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit; 2) die Dividende zahlt Christus der Herr, dessen Kinder in dem neuen Krankenhause verpflegt und geheilt werden sollen; 3) die Zinsen erhalten die Aktionäre alljährlich am 20. Februar durch das für alle Aktionäre darzubringende heilige Meßopfer; 4) die Einlösung der Aktien übernimmt der große Zahlmeister des Himmels und der Erde, der jedem Aktionär nach dem Maße seiner Betheiligung am Aktienkapital vergelten wird.

* Die Heirathsprozesse haben sehr viel mit den chemischen Prozessen Aehnlichkeit. Anfangs verflüchtigt sich Wasserstoff, d. h. der Mann läuft davon, weil alle seine schönen Hoffnungen zu Wasser werden, dann absorbirt sich Sauerstoff, d. h. das Weib bleibt sitzen und hat Stoff genug, ein saures Gesicht zu machen, und zuletzt bleibt noch etwas Negatives übrig, das sind die Schulden.

* (Reisen der Störche.) Ein polnischer Edelmann hatte auf seinem Gut einen Storch gefangen; mit einem eisernen Halsband versehen, welches die Inschrift trug: „Haec ex Polonia" (dieser kommt aus Polen), entließ er zum Herbste seinen Gefangenen. Im nächsten Jahre fand sich derselbe Storch an derselben Stelle wieder ein; statt des eisernen Halsbandes brachte er ein goldenes mit, mit der Inschrift: „India cum donis remittit ciconiam Polonis" (Indien schickt den Polen diesen Storch mit Geschenken zurück.). Der Vogel hat also im Laufe des Winters eine Reise von Polen nach Ostindien und zurück gemacht.

* Die neusten amerikanischen Blätter melden von einem Wunderbau in Lancaster (Pensylvanien). Im vorigen Monate wurde daselbst nämlich ein dreistöckiges Haus, 18 Fuß Fronte und 40 Fuß Tiefe, innerhalb 19½ Stunden gebaut und drei Tage nach Beginn der Arbeit wurde die neue Behausung schon bezogen.

Es ist kein Vöglein so klein,
Es hat ein warm Federlein!
Es ist kein Fischlein so klein,
Es hat ein frisch Wässerlein!
Es ist kein Blümchen so klein,
Es hat sein Theil Sonnenschein!
Es ist kein Sternchen so klein,
Ein Stückchen Himmel ist sein!
Es ist kein Betort so klein,
Es läßt die Seele gedeih'n!
Es ist kein Herzchen so klein,
Ein Bischen Lieb' fällt hinein!
Es ist kein Argwohn so klein,
Er bringt der Lieb' Angst und Pein!
Es ist kein Liebchen so klein,
Es rührt ein Herzchen von Stein!

Gemeinnütziges.

* Die Pariser „Gazette medicale" theilt mit, daß man in der Holzkohle ein treffliches Mittel gegen Brandwunden entdeckt habe. Ein Stück Holzkohle auf die Brandwunde gelegt stille augenblicklich den Schmerz. Lasse man es eine Stunde lang liegen, so sei die Heilung vollständig.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Dienstag, 13. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Fortsetzung.)

In dem Briefe von Onkel Rudolf stand ferner: „Von der ersten Stunde an, wo Du an dem unbekannten Fremdling als barmherzige Samariterin handeltest, stand bei mir der Entschluß fest, Dich zu adoptiren. Aber der Schein trügt so oft: Du mußtest erprobt und genau beobachtet werden. Nur zu diesem Behuf kam ich später noch in das Haus meiner Schwägerin und wartete auf die Gelegenheit, Dich ihr auf eine gute Manier aus den Händen zu spielen.

„Du weißt, mein Kind, daß ich Dich von dem Augenblick an, wo Du unter mein Dach tratest, wie meine eigene Tochter geliebt und über Dein zeitliches und ewiges Wohl gewacht habe. Ich war sogar neidisch auf Deine Liebe, neidisch auf meinen eigenen Sohn Alexis Grabow, den mir seine Mutter zusandte, um ein schweres Unrecht zu sühnen, welches sie und Alexis' Stiefvater an mir begangen hatten. Ich billigte die Neigung zwar, die ich unter meinen Augen aufkeimen sah, denn ich hätte meinem Sohn keine bessere Tochter gewünscht als Dich; aber Alexis war jung — auch er mußte bezüglich seines Charakters geprüft werden. Dazu kannte ich die Habsucht und den Geiz und Hochmuth seines Adoptivvaters, und fürchtete für Deinen Frieden und Deine Ruhe, meine liebe Melanie. Daher legte ich Alexis die Prüfung auf, nicht eher meiner Einwilligung gewiß zu sein, als bis ich seine Neigung für Dich probehaltig gefunden und er sich eine unabhängige Stellung errungen, die Einwilligung seiner Mutter gewonnen habe. Letztere Bedingung ist erfüllt, denn Helene hat mir ihre Einwilligung gemeldet; über die beiden ersteren Bedingungen muß die Zukunft entscheiden.

„Du wirst nun begreifen, liebe Melanie, wie unangenehm mir das Interesse war, das bald darnach Edwin Forberg für Dich erfaßte, welcher sich unter ähnlichen Umständen wie Alexis bei mir eingeführt hatte. Es war keine leichte Aufgabe für mich, gegen ihn unparteiisch und gerecht zu sein; aber ich mißtraute seinem weichen, sanguinischen Wesen von Anfang an und zweifelte, ob ich ihm das Glück Deines ganzen Lebens anvertrauen durfte, nachdem seine äußeren Vorzüge Dich so sehr für ihn eingenommen hatten, daß er offenbar Dein etwaiges Interesse für die minder augenfälligen Eigenschaften meines Sohnes verdunkelte. Daher durfte Edwin am allerwenigsten eine harte Prüfung erlassen werden. Nun wird Dir, liebes Kind, die seltsame Verfügung mit den beiden Testamenten klar werden. Hättest Du sogleich nach meinem Tode ein bescheidenes Vermögen geerbt, so wäre dies wahrscheinlich ein maßgebender Beweggrund für Edwin Forberg gewesen, Dich zu heirathen, und Du würdest vielleicht zu spät erkannt haben, wie unglücklich er Dich gemacht. Auch andere Bewerber, denen nur Dein Vermögen, nicht Dein innerer Werth eroberungswürdig erschienen wäre, hätten sich eingefunden — eine unglückliche Ehe wäre die höchst muthmaßliche Folge davon gewesen. Langes Nachdenken und reifliches Erwägen gab mir den Plan mit der hölzernen Kassette ein, den mein Freund Dewang billigte. Ich bin dadurch meinen Pflichten nach meinem besten Gewissen gerecht geworden. Nimm nun das, was ich Dir bestimmt habe, mit meinem aufrichtigsten Segen hin, liebes Kind, und der Himmel gebe, daß Du es mit einem Manne theilst, den Du erprobt und Deiner würdig befunden hast! Willst Du nicht heirathen, so sichert Dir Dein Vermögen eine anständige, Deiner Herkunft entsprechende Selbstständigkeit, und ich bin überzeugt, Du wirst es so anwenden, wie es

Gott wohlgefällig ist und Dir inneren Frieden gibt. Vergiß nie, daß alle Güter dieser Erde uns nur g e l i e h e n sind, mein Kind, daß alle meine Verfügungen Deinetwegen nur auf Dein Wohl abzielten. Und nun lebe wohl, meine liebe Melanie, und nimm meinen Segen und Dank dahin; der Himmel aber segne das bescheidene Vermögen, welches ich Dir hinterlassen und Demjenigen, mit welchem Du es theilen willst! Dies ist der aufrichtigste letzte Wunsch Deines liebenden Oheims Rudolf Hellborn."

Es war der schönste, glücklichste Tag von Melanie's Leben, und ein süßer, reiner Friede erfüllte ihr übervolles, tiefbewegtes Herz. Sie vergoß Thränen der Rührung und des Dankes und segnete von ganzer Seele das Andenken des edlen, treuen Todten. Aber ihre Bewegung sollte sich noch steigern, als sie die anderen Papiere las: Das Billet, welches Alexis damals in den Schirm gesteckt, einige Briefe, welche er ihr aus Paris später geschrieben und die der Oheim zurückbehalten, aber nicht eröffnet hatte, und die den einfachsten wahrsten Ausdruck einer aufrichtigen Neigung, eines ernsten, tiefen, die ganze Seele erfüllenden Gefühls für sie bildeten. Und endlich das letzte und wichtigste der Papiere: Onkel Rudolfs Aufzeichnungen über sein eigenes Leben, mit der rückhaltlosesten Offenheit erzählt, tief ergreifend durch all' die Heimsuchungen und Prüfungen, an welchen sein wechselvolles Leben so reich war.

Als Rudolf Hellborn den Dienst quittirt hatte, war er mit guten Empfehlungen nach Rußland gegangen, um dort ins Heer einzutreten, wo Instruktoren damals gesucht waren. Aber es gelang ihm nicht, eine Anstellung zu finden, und er mußte jahrelang ringen, um in den verschiedensten Berufsstellungen sein Leben durchzuschlagen. Endlich fand er eine Anstellung als Zeichner in einer Maschinenfabrik, welche einem Franzosen gehörte, und lernte einen Werkführer, Namens Grabow, einen Sachsen, kennen, der in derselben Fabrik arbeitete. Beide verknüpfte der gleiche Drang, ihr Glück zu machen, und die gleiche Energie. Nach einigen Jahren machte der Franzose Bankerott und floh; das Etablissement ward versteigert und Grabow und Hellborn erstanden und betrieben es, und gediehen durch ihren Fleiß. Hellborn heirathete eine reizende junge Deutschrussin mit einigem Vermögen und Grabow wohnte und speiste mit dem jungen Ehepaar. Nach Jahr und Tag beschenkte Helene ihren Gatten mit einem Sohne und vollendete das Glück der jungen Ehe. Allein des Lebens ungetrübte Freude wird ja keinem Menschen zu Theil. Eines späten Abends erschienen Polizeibeamte und Soldaten in Hellborn's Wohnung, verhafteten ihn und führten ihn ab, hielten Haussuchung und fanden aufrührerische Aufrufe und sonstige Papiere, welche auf eine ganz unbegreifliche Weise in Rudolfs Pult gekommen waren. Seiner Unschuldsbetheuerungen ungeachtet ward er von einem Kriegsgericht für überwiesen angenommen und nach Sibirien verschickt, von wo er erst nach sechs Jahren und nachdem er durch Beweise seines Wohlverhaltens sich eine mildere Behandlung gesichert hatte, entfloh und unter unbeschreiblichen Gefahren und Schwierigkeiten Odessa erreichte. Von hier aus schrieb er an seinen Bruder und beschwor ihn, ihm unter einer bestimmten Adresse Geld nach Jassy zu schicken, damit er sich equipiren und wieder ein kleines Geschäft beginnen könne. Aber Ferdinand war schwach genug, diesem Briefe nicht zu trauen und den Bittsteller im Stiche zu lassen. Als Bettler erreichte Rudolf Jassy, aber einige polnische Flüchtlinge, denen er sich anvertraute, nahmen sich seiner an und verschafften ihm Beschäftigung. Nun schrieb er an Freunde nach Petersburg, um das Schicksal von Weib und Kind zu erfahren, und erhielt Nachrichten, die ihn beinahe zur Verzweiflung brachten. Helene war nach mehreren Jahren des Sträubens die Frau seines Geschäftstheilhabers Grabow geworden, ohne Neigung, nur um ihrem Kinde und sich die Existenz zu sichern. Alle ihre Schritte zu Gunsten ihres Gatten waren ebenso vergeblich gewesen wie diejenigen, welche Grabow für seinen Freund zu thun vorgab. Nicht einmal den Ort hatte sie zu erfahren vermocht, wo er in Sibirien konsignirt war, und erst nachdem sie sich drei Jahre lang beharrlich geweigert, auf Grabow's Werbungen zu hören und sich jene Bestimmung des russischen Gesetzes zu Nutz zu machen, welche die Ehe jedes zu längerer Zwangsarbeit oder Verschickung nach Sibirien Verurtheilten annullirt, war sie durch einen Todesschein, welcher das Ableben ihres Gatten konstatirte, und durch die Andeutung, daß es in Grabow's Macht liege, sie und ihr Kind zu Bettlern zu machen, bewogen worden, ihm unter der Bedingung die Hand zu reichen, daß er ihren kleinen Sohn adoptire.

Rudolf hatte Mittel gefunden, seiner Frau einen Brief zustellen zu lassen, welcher ihr meldete, daß ihr Gatte noch am Leben sei, aber nicht nach Rußland zurückkehren könne; er hatte ihr eine Adresse angegeben, unter welcher ihn ihre

Digitized by Google

Briefe träfen, aber er hatte erfahren, daß dieselben nur die Aufmerksamkeit der Polizei auf die bezeichnete Person lenkten. Er erhielt von Freunden in Petersburg die Andeutung, daß Grabow es gewesen sein müsse, der ihn fälschlich denunzirt und jene verhängnißvollen Papiere in seinem Pult versteckt habe, geleitet von dem teuflischen Plan, sich dadurch in den Alleinbesitz des Geschäfts und der reizenden jungen Frau zu setzen, die seine Begehrlichkeit längst erregt hatte. Anfangs trug Rudolf sich jahrelang mit dem Gedanken, nach Petersburg zu gehen und sich an dem Verräther zu rächen; aber Zeit und Nachdenken stumpften diese leidenschaftliche Regung ab und gaben ihm den Gedanken ein, erst ein Vermögen zu erwerben und dann, mit guten Pässen versehen, nach Petersburg zu gehen und sein Recht zu suchen. Da meldete ihm im Sommer 1851 einer seiner Freunde in Petersburg, Grabow sei zur Ausstellung nach London gereist und jetzt könne ein Brief von Rudolf sicher an Helene gelangen, welche nicht sehr glücklich mit ihrem zweiten Gatten lebe. Einige Tage schwankte Rudolf, ob er nach London eilen und dem Elenden unter die Augen treten, oder ob er an Helene schreiben solle. Er wählte das Letztere und erhielt von ihr Antwort. Eine heimliche Korrespondenz entspann sich zwischen Beiden und Helene gestand ihm, daß sie ihm ihre ganze Liebe bewahrt habe, bat ihn um Verzeihung, suchte ihre Nachgiebigkeit zu rechtfertigen, wollte aber um keinen Preis zu dem ersten Gatten zurückkehren, obschon sie den zweiten nicht liebte und sich vor ihm fürchtete wie vor einem bösen Dämon. Ihr Gewissen verbot ihr, den kirchlich angetrauten zweiten Gatten zu verlassen, nachdem das russische Gesetz sie von dem ersten geschieden und der falsche Todesschein ihre Skrupel beschwichtigt hatte; ihre Schwäche und Furcht vor seinem bösartigen Charakter, seinem Einfluß, hinderte sie, Grabow seinen Schurkenstreich vorzuhalten, denn sie mußte befürchten, daß dieser alsdann aus Rache ihren Sohn Alexis verderben, oder daß sie diesem das Vermögen rauben würde, worauf er Anspruch hatte. Und so erlangte Rudolf nur das Zugeständniß von Helene, ihm von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von sich zu geben und ihm dereinst seinen Sohn zu senden, wann derselbe seiner Ausbildung wegen ins Ausland gehe; aber diese Vergünstigung hatte Rudolf mit dem Versprechen erkaufen gemußt, daß er sich Alexis nicht als dessen Vater zu erkennen gebe und demselben noch weniger verrathe, wie Heinrich Grabow dazu gekommen sei, sein Adoptivvater zu werden. Sie verpflichtete sich dagegen, dieses Geheimniß ihrem Sohne entweder auf ihrem Todtenbette oder nach Grabow's Ableben zu entdecken. Um diesen Preis erkaufte Rudolf das Glück, seinen Sohn zu sehen, ohne ihn als solchen begrüßen zu dürfen. Alexis sah in Rudolf Hellborn nur einen entfernten Verwandten seines Vaters, einen ehemaligen Freund seiner Mutter, welcher sich mit dem Stiefvater Heinrich Grabow vor Zeiten überworfen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Uhren

sind schon eine Erfindung des Alterthums und scheinen zuerst bei den Babyloniern in Gebrauch gewesen zu sein, von denen sie dann auf die andern Nationen, besonders auch auf die Griechen und Römer, übergingen. Die älteste Art sind die Wasseruhren. Man gebrauchte dazu Schalen, aus welchen durch eine kleine Oeffnung hineingegossenes Wasser in Tropfen ablief, woran man dann beobachtete, wie viel Wasser von Sonnen-Aufgang bis zum Untergang, oder bis zum höchsten Stand der Sonne am Mittag in ein darunter befindliches Gefäß lief. Das ausgelaufene Wasser schied man dann in zwölf, resp. sechs Theile, Stunden, während man zugleich aus dem untern Gefäß angeben konnte, wie hoch das Wasser in jeder Stunde stieg. Eine nach diesem Prinzip konstruirte Uhr schenkte bekanntlich der berühmte Chalif Harun al Raschid im Jahr 807 seinem Zeitgenossen Karl dem Großen. Dieselbe war aus Metall gearbeitet, hatte einen Stundenzeiger und war so eingerichtet, daß nach dem Ablauf jeder Stunde metallene kleine Kugeln in ein Becken fielen, welches dadurch erklang. An die Stelle der Wasseruhren traten schon in früher Zeit die Sanduhren, deren Konstruktion allgemein bekannt ist und die sich von den Wasseruhren im Wesentlichen nur dadurch unterschieden, daß man statt des Wassers ganz feinen Sand in Anwendung brachte. Die Räderuhren erfand um 840 der Archidiakonus Pacificus zu Verona, die Schlaguhren der Mönch Gerbert, nachheriger Papst Sylvester II., im Jahr 990. Im Jahr 1300 gab es bereits in Italien Kirchthürme mit Räderuhren, welche auch die Stunden schlugen, und 1364 finden sich die ersten Thurmuhren zu Augsburg und Paris, konstruirt von einem deutschen Uhrmacher, Heinrich von Wyk. Diese durch Räder und Gewichte in Bewegung gesetzten Uhren

waren indessen noch unzuverlässig, da man keine Vorrichtung hatte, das Abrollen der Gewichte gleichmäßig zu machen. Da half die Erfindung Galileo Galilei's (1564—1642) und des Holländers Huygens (1629—1675) diesem Uebelstande ab, indem sie das Pendel erfanden, welches das Abrollen der Gewichte regulirt. Huygens brachte die erste Pendeluhr 1657 zu Stande. Schon längere Zeit vorher hatte der im Jahr 1540 gestorbene Peter Hele in Nürnberg die Taschenuhren, wegen ihrer ovalen Gestalt Nürnberger Eier genannt, erfunden, und Huygens brachte zuerst die Spiralfeder an der Unruhe der Taschenuhren an. Der nächste wichtige Schritt in der Geschichte der Uhren war dann die bald darauf erfolgte Erfindung der Repetiruhren in England, wo später auch, 1764, das erste Chronometer von Harrison konstruirt wurde. Obgleich die Uhren also eine alte Erfindung sind, kamen die Wanduhren doch erst um 1730 in allgemeinen Gebrauch, besonders durch Christian Wehrle und Simon Dilger im Schwarzwald, welcher die eigentliche Heimath dieser Uhrenfabrikation geworden ist.

Die Kunst hat sich schon früh an den Uhren versucht und manche interessante Werke geschaffen, so besonders die berühmte Uhr an der St. Marienkirche in Lübeck, und wie großartige Arbeiten die Uhrmacherkunst in unsern Tagen liefert, ist zu allgemein bekannt, um einer weiteren Erwähnung zu bedürfen.

Mannigfaltiges.

* Als der Kaiser Maximilian einst krank wurde, beschied er mehrere Aerzte zu sich, mehr um sich an ihrem Treiben zu ergötzen, als ihren Vorschriften zu folgen; an jeden wandte er sich privatim mit der Frage: „Quot?“ (wie viele?) Alle geriethen in Verlegenheit und wußten das Räthselwort nicht zu deuten. Nur ein alter Praktikus unter den Befragten, welcher errieth, daß der Kaiser mit dem Worte: „Quot?“ Nichts weiter fragen wolle, als: „wie viele Leute er schon geliefert hätte?“ bedeckte mit der flachen Hand seinen Bart, indem er sagte: „Tot!“ (so viele!) Der Praktikus erwarb sich dadurch die Gunst des Kaisers, weil er durch seine Antwort sowohl den größten Geist, als die größte Aufrichtigkeit an den Tag legte.

* (Aus der Reitschule.) Wachtmeister: „Geben Sie dem Pferd beide Waden! — So geben Sie ihm doch die Waden! — Halt! — Zum Teufel, warum geben Sie dem Pferde nicht die Waden?“ — Einjähriger Freiwilliger: „Weil ich keine hab'.“

* (Einjähriger Freiwilliger) Hauptmann: „In welcher Branche wollen Sie Ihrer Pflicht nachkommen? Infanterie? Husar? Artillerie?“ — Freiwilliger: „Wenn's Ihnen egal ist, so bitte mich einzutragen als Kadet bei den Invaliden.“

* (Auch ein Kompliment.) Ein berühmter Gelehrter gab ein ihm zur Beurtheilung anvertrautes Manuskript dem Verfasser mit den Worten zurück: „Man wird dieses Ihr Werk lesen, wenn Göthe und Schiller längst vergessen sind — aber nicht eher.“

Lebensphilosophie.

* Die Kraft der Hoffnung ist unendlich groß, denn sie hebt uns leicht hinweg über die Klippen und Dornenwege der Lebensbahn.

Geduld ist die Kunst zu warten. Die Zeit wird Dem weniger lang, der auf ein gutes Schicksal hofft und von dem morgenden Tage erwartet, was ihm der heutige Tag versagt.

Wir sind nicht unglücklich, wenn unser Geschmack sondern nur, wenn unser Gefühl verletzt wird.

Wahrhaft unglücklich ist der Mensch mit gradem, ehrlichem Gemüth, welcher verurtheilt ist, mit ungerechten, grundsatzlosen, schlechten Menschen zusammen zu leben.

Je mehr dein Inn'res einfach ist,
Je mehr du mit dir einig bist,
Je schöner wird die Welt dir sein.
Wie in des Doms Rotunde
Fällt dann zu guter Stunde
Das rechte Licht von oben ein!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Donnerstag, 15. Juli 1869.

Geprüft und bewährt.

(Schluß.)

Rudolf Hellborn war nicht aus Schwäche, sondern aus Großmuth auf diese Bedingungen eingegangen, deren Beweggründe er verstand und zu würdigen wußte. An die Stelle der einstigen Liebe zu Helene war Mitleid getreten, Mitleid mit einem schwachen Weibe, das die Ruthe küßte, womit es geschlagen ward, das vor dem elenden Ungeheuer bebte, welches sie tyrannisch behandelte. Helene hatte keine Kinder aus ihrer zweiten Ehe und hing daher mit ganzer Seele an ihrem Sohne Alexis, der dem Stiefvater ein Dorn im Auge war, weil er ihm täglich als lebendiger Vorwurf vor das Gesicht und Gewissen trat. Rudolf begriff, daß Helene es vermeiden wollte, durch vorzeitige Enthüllungen über die Beziehungen zwischen seinem wirklichen und seinem Adoptivvater einen inneren Konflikt in der energischen Seele des Jünglings hervorzurufen, der vielleicht verhängnißvoll enden konnte, denn einem Manne von Grabow's Charakter war auch das Schwärzeste zuzutrauen, wenn es galt, ein begangenes Verbrechen zu verheimlichen. Waren nicht schon Opfer genug gefallen? Sollte Rudolf auch das junge heitere Gemüth seines Sohnes auf Lebenszeit vergiften? An eine Rückkehr Helenens zu ihm selber dachte Rudolf je länger desto weniger, wenn er ihr auch keinerlei Schuld beimessen konnte und wollte; sie und Alexis sollten ihren inneren Frieden nicht durch diese unseligen Verhältnisse einbüßen! —

Bevor aber Alexis das Alter erreicht hatte, um reisen zu können, war es Rudolf Hellborn gelungen, während des Krimkrieges als Armeelieferant ein bedeutendes Vermögen in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu erwerben, freilich mit theilweiser Aufopferung seiner Gesundheit. Nach dem Frieden knüpfte er Verbindungen in Deutschland an, setzte sich in Korrespondenz mit seinem Jugendfreunde Dewang, verkaufte seine Güter, die er urbar gemacht hatte, und sandte nach und nach sein Vermögen nach Deutschland, bis er endlich alle Wurzelfasern abgeschnitten hatte, die ihn noch an die Moldau banden.

Die Briefe Helenens und andere Beweisstücke bildeten den Rest dieser Papiere, deren Inhalt natürlich die tiefste Wirkung auf Melanie nicht verfehlte und sie so ergriff, daß sie einige Tage lang für alles Andere theilnahmlos und unzugänglich blieb. Dann aber traten andere Sorgen und Geschäfte an sie heran. Sie war längst nach dem Gesetz volljährig geworden und ward eines Tages vorgeladen, um das Wenige in Empfang zu nehmen, was noch durch die Gerichte aus dem Schiffbruch der Hinterlassenschaft ihres Vaters gerettet worden war, nachdem ein gewissenloser Vormund der Verschwendung der Majorin nicht gesteuert hatte. Man eröffnete ihr, daß sie sich wegen der Verkürzung mit ihren Ansprüchen an den Vormund halten könne, da die Majorin längst im Gant sei. Aber sie beauftragte Herrn Dewang, dem treulosen Vormund und der Majorin vor Gericht alle Ansprüche zu erlassen, wenn Letztere einwillige, sogleich das Häuschen in der Vorstadt ganz zu räumen und die Stadt mit Valerie zu verlassen. Die Stiefmutter war froh, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein, und auch Gisela's Gatte erlangte eine Versetzung. Das Häuschen ward nun wieder gänzlich restaurirt und ganz so eingerichtet, wie es zu Onkel Rudolfs Lebzeiten gewesen war, und Melanie bezog es mit einer jungen Waise, die sie als ihr Mädchen angenommen hatte.

Ihr Erstes nach Durchlesung der hinterlassenen Papiere des Onkels war gewesen, Alexis auf seine Briefe zu antworten und ihm zu melden,

weßhalb sie bisher nicht im Stande gewesen war, seine Zuschriften zu erwiedern. Natürlich äußerte sie nichts über ihre Gefühle gegen ihn, als den Wunsch, ihn wieder zu sehen, und den Ausdruck ihrer innigen Hochachtung für seinen Charakter, sowie der dankbaren Anerkennung für das ehrende Vertrauen, das er ihr geschenkt und bewahrt habe. Aber Alexis las zwischen den Zeilen doch so viel Ermuthigendes, daß er umgehend antwortete. So entspann sich ein Briefwechsel, der mehrere Wochen dauerte und Melanie von dem hoffnungslosen Darniederliegen der Frau Grabow, wie von Alexis' äußeren Lebensverhältnissen genaue Kunde gab und überhaupt zu einem innigeren Austausch führte. Endlich, als die ersten Frühlings-Regungen durch die ganze Schöpfung zitterten, kam eines Tages ein Telegramm: Alexis' Mutter war nun von ihren Leiden erlöst worden und Alexis versprach zu kommen, sobald er die theuren Ueberreste seiner geliebten, vielgeprüften Mutter dem Schooß der fremden Erde anvertraut haben werde.

12.

Ein milder, heiterer Frühlingsabend; im Gärtchen die duftenden Crocus und Narcissen, das sprossende Grün der Gesträuche, in denen die Vögel zwitscherten; am Himmel ein glorreicher Sonnenuntergang, welcher die niedrigen Fenster des Häuschens in der Vorstadt vergoldete; hinter den Scheiben eine anmuthige, freundliche Frauengestalt, eine Nadelarbeit auf dem Schooße, aber das Auge träumerisch sinnend in die goldenen Wolken gerichtet, ein leichtes Roth auf den Wangen des sanften Angesichts mit dem rührenden, stillfreundlichen Ausdruck! Da rollt ein Wagen heran, hält vor der Thüre, ein Mann in dunkler Tracht steigt aus und eilt ins Haus, und auf der Schwelle des kleinen Wohnzimmers stehen sich Alexis und Melanie gegenüber — aber nur einen Moment, dann breiten sich die Arme des schönen Mannes aus, er thut einen Schritt vorwärts und Melanie weicht nicht zurück und läßt es willenlos, wie von einem Zauber gebannt, geschehen, daß diese Arme sie sanft, aber mit rechter Innigkeit an ein hochklopfendes Männerherz ziehen, daß sich ein bärtiger Mund auf ihre Lippen preßt und es klingt in ihrem Ohre wie eine nie gehörte Sphärenmusik: „Melanie, süße, theure Melanie! Ich lasse Dich nicht mehr, denn ich weiß es, Du verstehst mich, Du bist mein!"

Und mit unsäglich süßem Lächeln, mit feuchtem Auge und schämigem Erglühen erwiedert sie zart seinen Kuß und flüstert: „Von Herzen Dein, Alexis! Wenn Du mich nicht geringer findest, als Deine lebhafte Phantasie mich Dir gemalt hat!"

„Ich finde Dich schöner, holder, besser als Du warst, mein süßes Leben! Ich bringe Dir den Segen meiner Mutter und ihre letzten treuen Grüße und Glückwünsche! Ihr sterbender Mund nannte noch Deinen Namen!"

Melanie führte ihn mit liebreicher Gewalt zum Pfeiler, wo ein großes Aquarellbild von Onkel Rudolf, mit einem frischen Kranz von Singrün und Immortellen umgeben, hing, und flüsterte: „Nun denn, ich kann Dir angesichts dieses Bildes, dessen Urbild uns in diesem Augenblicke geistig umschwebt oder aus lichten Höhen auf uns herabblickt, gestehen, mein theurer Alexis, daß Dir meine erste ahnungsvolle Liebe gehörte, und daß ich später, von einem Wahne des Herzens geheilt, mit ganzer Seele wieder zu Dir zurückkehrte, um Dich nie wieder zu lassen, und so bin ich denn Dein, geläutert und enttäuscht."

— „Geprüft und bewährt!" flüsterte er und schloß sie auf's Neue an ein treues, glückliches Herz.

Mannigfaltiges.

(Ein neues Licht.) Karl Vogt schreibt der „Köln. Ztg." aus Paris über ein neues Licht: „Wenn das Kaiserthum nicht hinlänglich für Licht in den Köpfen sorgt, so legt es doch auf der andern Seite nicht nur dem Lichte in Straßen und Zimmern kein Hinderniß in den Weg, sondern begünstigt auch dessen Verbesserung. Da muß ich denn sagen, daß ich noch kein Licht gesehen habe, welches demjenigen nur entfernt ähnlich wäre, das die Gesellschaft Tessie-du-Motay, 44 Rue Laffitte, produzirt. Tessie-du-Motay ist vielleicht derjenige Chemiker der Neuzeit, der für industrielle Fragen das meiste Verständniß, den klarsten Blick und den erfindungsreichsten Kopf besitzt. Wo man hinblicken mag, in Eisen- und Stahlfabrikation, Gerberei, Glas- und Porzellan-Manufaktur, Bleicherei u. s. w. — überall findet man von ihm erfundene neue Arten der Produktion und der Vereinfachung der Manipulationen. Die Beleuchtungsart, die er jetzt in Paris einzuführen sucht, ist wohl in ihren Grundzügen nicht neu — sie beruht auf der Verbrennung von Sauerstoff und Wasserstoff an einem glühenden Körper oder auf Zuleitung von Sauerstoff in das gewöhnliche Gas — aber

die Anwendung des Prinzips auf den allgemeinen Gebrauch ist dadurch neu, daß Tessie Sauerstoff wie Wasserstoff in so großen Mengen und so wohlfeil produziren kann, daß die Kosten weder der Herstellung der Anstalten, noch der täglichen Produktion die des gewöhnlichen Gases erreichen, während man zugleich ein schöneres und stärkeres Licht erhält. Keine Spur von Färbung — die feinsten Nüancen von Gelb und Orange, von Grün und Blau bleiben wie bei gewöhnlichem Tageslicht erkennbar; keine Spur jenes Tanzens und Zwinkerns, welches die gewöhnlichen Gasflammen so unleidlich und bei längerem Arbeiten den Augen schädlich macht; kein Rauch, noch sonst schädliche Gase für Vergoldungen und dergleichen Verzierungen; keine Verunreinigung der Luft durch unathembare Gase, wie Kohlensäure und Kohlenoxyd, sondern im Gegentheile Verbesserung derselben, da stets etwas Ueberschuß von Sauerstoff geliefert wird, und endlich keine Erhitzung wie bei den Gasflammen. Der kleine Cylinder von Zirkon, auf welchen die beiden Gase geleitet werden, strahlt wie eine kleine Sonne ein gleichmäßiges, weißes Licht aus, das von keinem Cylinderglase beschützt zu sein braucht, dem kein Luftzug Abbruch thut, und so wenig erhitzt, daß man auf die Oeffnung des Globus von mattem Glase, welches das grelle Licht etwas dämpft, ein Stück Papier legen kann, ohne befürchten zu müssen, daß es sich entzünde. Die Tullerien werden jetzt nach dieser neuen Methode erleuchtet — eine Fabrik in größerem Maßstabe, die in Pantin errichtet ist und seit Monaten ununterbrochen arbeitet, hat durch ihren Betrieb die Grundlage zu den finanziellen Berechnungen geliefert — aber noch kämpft das neue Licht gegen das Monopol der gewaltigen Gasgesellschaft von Paris. Privilegien und Monopole, wann wird die Welt diese Hemmschuhe des Fortschrittes zum alten Eisen werfen können!

* Kürzlich wurden die **Biertrinker** von verschiedenen Zeitungen mit der Notiz erschreckt, daß sie in den mitunter im Bier schwimmenden Pechstückchen ein ihnen bis dahin unbekanntes, sehr gefährliches Gift zu sich nehmen; es wurde nämlich behauptet, daß sich das aus den Fässern zuweilen lösende Pech dem Biere mittheile, von den Trinkern leicht mit verschluckt und durch die Wärme des Magens, sowie die Entziehung der Feuchtigkeit in seinen frühern klebrigen Zustand zurückversetzt werde, sich dadurch an die Verdauungskanäle festsetze und Siechthum nach mancher krankhaften und räthselhaften Erscheinung verursache 2c. Dem ist nicht so. Wenn gleich das aus Baumharz und mehr oder wenigen Zusätzen von Oel bestehende, sonst gänzlich unschädliche Pech, bevor es zum Pichen oder Ausglasiren der Bierfässer verwendet wird, eine klebrige Eigenschaft besitzt, welche zuweilen schon bei einer Erwärmung von 24—30 Grad R. eintritt, so verliert dasselbe diese Eigenschaft, sobald es in brennendem Zustande zum Pichen der Gefäße verwendet wird, indem das Feuer die öligen und klebrigen Substanzen im Pech verzehrt und nach der Erkaltung eine geruchlose und geschmacklose Glasur zurückläßt. Diese ist eben das sich zuweilen im Biere vorfindende Pech. Je weniger das Pech durch das Feuer seine fetten Bestandtheile eingebüßt hat, je besser und je fester wird es sich mit dem Holze des Fasses verbinden und springt nur dann los, wenn eben diese öligen und verbindenden Theile durch zu langes Erhitzen des Pechs oder auch durch vieles Reinigen der Fässer mit heißem Wasser gänzlich verzehrt sind. In diesem Zustande theilt es sich dem Biere mit, und so auch zuweilen in winzigen Stückchen dem Magen des lechzenden Biertrinkers. Wenn das Pech von seinem Gebrauche zum Glasiren der Bierfässer sich in einer Temperatur von 24—30 Grad R. erweichte, so ist man nachher nicht im Stande, dasselbe in Folge des Verlustes der fettigen Theile durch siedendes Wasser in den früheren klebrigen Zustand zurückzubringen und kann nur durch ein scharfes Erhitzen durch Feuer oder durch sehr ätzende oder weingeistige Flüssigkeiten dieses bewirkt werden. Da bekanntlich jedoch die normale Wärme des Blutes und so auch des Magens eines in ungetrübtem Gesundheitszustande sich befindlichen Menschen 36,25 bis 37,5 C. oder 29—30 Grad R. beträgt, so ist ein Auflösen und Festkleben dieser winzigen Stückchen im Magen unmöglich, und daher sind dieselben dem Organismus gänzlich unschädlich.

* (Eine Sonne im Nähkästchen.) Man denke sich die Verlegenheit einer Frau, wenn sie Abends ihre Stickerei entrollt, weiter arbeiten will und vergessen hat, am Tage die Farben zu sortiren. Da hilft keine noch so hell brennende Stearinkerze, kein Gaslicht, kein noch so scharf prüfendes Auge aus der Noth. Das Grün erscheint blau, das Braun schwarz, das Roth erhält einen anderen Ton u. s. w. Nur das Sonnenlicht, oder ein ähnlich chemisch-wirksamer Strahl vermag die

Farben wieder genau zu bestimmen und zu klassifiziren. Nun, die Chemie hat dafür gesorgt, daß die Frau eine künstliche Sonne in ihrem Nähkästchen nachtragen und somit auch am Abend die Farben prüfen kann. Diese Sonne ist ein Stückchen oder ein Röllchen Magnesiumdraht, der, entzündet, mit außerordentlicher Lichtentwicklung brennt. Die Leuchtkraft der Sonne ist zwar noch immer 524 Mal so groß, wie die des Magnesiumlichts, aber an chemisch wirksamem Strahl kommt das Magnesium ihr fast gleich. Der Magnesiumfaden ist zwar ziemlich theuer, aber er leuchtet, an einer Lichtflamme entzündet, so stark wie 74 Stearinkerzen, braucht nur wenige Sekunden zu brennen und läßt die Farben in ihrer wirklichen Schattirung erscheinen, so daß das Sortiren der Farben nun schnell vor sich gehen kann.

* Ein originelles Zwiegespräch entspann sich kürzlich zwischen einem Polizeirichter in London und einem von ihm verhörten Vagabunden. Der Letztere trug sein Gesicht in den Rahmen eines schwarzen Vollbarts von seltenem Wuchse. Nachdem der Polizeirichter den Verhafteten über sein bisheriges Leben befragt hatte, bemerkte er: „Wenn man alles das glauben soll, was Euch zur Last gelegt wird, so müßt Ihr ein Gewissen haben, das so schwarz ist, wie Euer Bart." — „Je nun," versetzte der bärtige Vagabund, „wenn man die Gewissen nach den Bärten abwägen wollte, so dürfte Eure Herrlichkeit gar kein Gewissen haben."

* (Wann ist Jemand betrunken?) Diese Frage wurde jüngst von dem Präsidenten des Obersten Gerichtshofes in Minnesota, Vereinigte Staaten, folgendermaßen entschieden: „Es ist nicht nöthig, daß ein Mensch sich im Graben wälze oder den Kopf gegen einen Laternenpfahl renne, ehe man ihn für betrunken erklären kann. Wenn er eine und dieselbe Geschichte zweimal erzählt, dann schon ist er betrunken."

* Die Wiener „Tagespost" berichtet über einen neu aufgetauchten Naturdichter, einen Bauernburschen Namens P. K. Rosegger aus dem Mürzthale, dem auch bereits vom Grafen Anton Auersperg Worte der Anerkennung zu Theil geworden sind. Als Probe, wie gegenständlich und naiv der Sänger aus dem Mürzthale singt, wird folgendes Gedichtchen mitgetheilt:

I bin jüngst verwich'n
Hin zan Pforra geschlichn:
„Därf ih's Diandl liabn?" —
„Untasteh di nit, bei meina Seel,
Wann dus Diandl liabst, so kimmst in d' Höll!"

Bin ih vull Valonga
Zu da Muata ganga:
„Därf ih's Diandl liabn?"
„O mei liaba Schotz, es is noh zfrua,
Noch funfzehn Jahrln erst, mei liaba Bua!"

War in grossen Nöthen,
Han in Vota betn:
„Därf ih's Diandl liabn?"
„Dunners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Stecka kostn, konnst es thuan!"

Wußt nix onzufonga,
Bin zan Herrgot gonga:
„Därf ih's Diandl liabn?"
„Ei jo freili," sogt er und hot g'lacht,
„Wegen an Buaberl han ih's Diandl gemacht!"

Lebensphilosophie.

Als Knabe hab' ich einst die Frucht am Baum gesehen,
Und sehe nun als Greis die Blüthenknospen stehen.
Vom Menschen wird nur Das, was er nicht hat, gesucht,
Der Blüthentrieb vom Greis, vom Kind die reife Frucht.

Warum nach reifer Frucht das Kind begierig greift?
Weil es die Blüth' ist, die der Frucht entgegen reift.
Warum das alte Herz an jungen Trieben hängt?
Weil die getriebene Frucht zu neuen Trieben drängt.

So trägt die Gegenwart der Zukunft Blüthenkrone?
Wo sich ein Vater sieht verjüngt in seinem Sohne.
Der Gärtner sei gelobt, der diesen Baum begießt,
Wo Frucht aus Blüth' und Blüth' aus Frucht unendlich sprießt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Samstag, 17. Juli 1869.

Heimath und Fremde.

„Zieh'n die lieben, goldnen Sterne
Hin am blauen Himmelsrand,
Denk' ich dein in weiter Ferne,
Mein geliebtes Heimathland!"

Es zog ein Jüngling wohlgemuth
Aus seinem Vaterhaus;
Ihm war die Heimath nimmer gut,
Drum eilte er hinaus.

Armer Jüngling, du wirst klagen,
Bist du einst der Heimath ferne,
Wo dir schienen hold die Sterne;
Armer Jüngling, du wirst zagen!

Es steht ein Jüngling tiefgebeugt
In jenem fernen Land;
Kein Freund, der treu die Hand ihm reicht,
Ist er doch unbekannt!

Armer Jüngling, fern den Deinen,
Bist du, ach! so ganz verlassen;
Niemand sieht den Blick, den nassen,
Niemand, Jüngling, sieht dich weinen!

Die Heimath war dir viel zu klein,
Drum eiltest stolz du fort;
Nun stehst du hier so ganz allein
An einem fremden Ort.

Armer Jüngling! denk' mit Sehnen
Jenes Orts, der dich geboren,
Glaube, du hast viel verloren!
Lasse fließen Reuethränen.

Es lieget dort in fernem Land
Allein — und krank so sehr —
Ein Fremdling; keine treue Hand
Pflegt ihn mit Liebe hehr.

Armer Dulder! deine Schmerzen
Theilt hier Niemand; du alleine
Hast zu leiden, darum weine,
Flieg' im Traum zum Mutterherzen.

Es war die Heimath dir zu arm;
Nach Reichthum suchtest du;
Nun bist du aber doppelt arm;
Dir fehlt die heim'sche Ruh'.

„Armer Fremder!" wird man sprechen;
Niemand kennt dich hier zu Lande;
Denk', du stehst am Grabesrande,
Balde wird dein Auge brechen!

Und ist gebrochen dann dein Aug',
So gräbt vielleicht mitleid'ge Hand
Ein Grab dir; ja, man spricht nach Brauch:
„Nimm, Gott, ihn auf ins Vaterland!"

Aber — wenn des Grabes Flügel
Ueber deinem Haupt sich schließen,
Keine Thräne wird da fließen!
Ungeschmücket bleibt dein Hügel.

Und wenn schon längst vergessen, Freund,
Du bist im fremden Land,
Dann werden Thränen noch geweint
Um dich im Heimathland!

Dorten wirst du nie vergessen,
Wo dir Alles war zu klein.
Undankbar bist du gewesen;
Aber dennoch denkt man dein!

—d.

Die beiden Fähren.

Erzählung
von
Balduin Möllhausen.

1.

Die Thäler der Flüsse und Ströme, vielfach auch die größeren Wasserläufe selbst bilden die ersten Wege, welchen auf dem nordamerikanischen Kontinente die stetig einherrollende Kolonisation westlich nachfolgt. Je nachdem fruchtbare Nie-

derungen und Waldeslichtungen den Ansiedler locken, weicht sie bald südlich, bald nördlich von der ursprünglich eingeschlagenen Hauptrichtung ab, gleichsam vorbereitend den Boden zu den später anzulegenden Kunststraßen, das Feld ebnend für den schnell und mächtig anwachsenden Geschäftsverkehr und die vorsichtig einherschleichende, nicht immer segensreiche, verfeinerte Civilisation.

Wo beim Suchen nach einer den eigenthümlichen Wünschen und Neigungen entsprechenden Landscholle Jeder frei unter den sich vor ihm ausdehnenden Ländereien wählen darf, da werden häufig umfangreiche Wald- und Wiesenflächen umgangen, in Folge dessen ungastliche, undurchdringlich erscheinende Urwildnisse mit verhältnißmäßig dicht bevölkerten Landschaften seltsam kontrastirend abwechseln.

Oft erst nach geraumer Zeit wird durch diese Wildnisse hindurch die nächste bequeme und regelmäßige Verbindung zwischen den dem Weltverkehr geöffneten und bereits produzirenden Distrikten hergestellt, die bis dahin von Jägern, Postläufern und westlich wandernden Farmern, die sich überall, wo ihre Heerden gegen Mangel geschützt sind, heimisch fühlen, nothdürftig erhalten wurde.

Die Entdeckung der unerschöpflichen Goldlager in den kalifornischen Gefilden und Gebirgszügen blieb nicht ohne Einwirkung auf manche dieser vergessenen Länderstrecken. Der begüterte Emigrant, dem es leicht wurde, die Ausrüstung zur Reise durch die Prairieen, über die Rocky-Mountains und durch die starren, Schrecken erregenden Wüsten des sogenannten „großen Beckens“ an jedem beliebigen Handelsorte zu beschaffen, eilte zwar, jene umgehend, in den meisten Fällen auf Eisenschienen und Dampfböten den westlichen Sammelplätzen zu, dagegen gab es auch Viele, und sogar noch mehr, die sich, theils aus Sparsamkeitsrücksichten, theils um sich und ihre Zugthiere allmälich an das Wanderleben zu gewöhnen, in möglichst gerader, ihnen von der Magnetnadel bezeichneter Richtung nach dem oberen Missouri durchschlugen.

Es war eine gute Vorschule, durch welche letztere auf diesem kürzeren Theile ihrer Reise gingen, indem nicht nur von dichten Waldungen bedingte Schwierigkeiten zu beseitigen, sondern auch breite und reißende Ströme mit nur sehr geringen Mitteln zu überschreiten waren. Ueber den Mississippi gelangte man leicht genug, indem man nur eine der zahlreichen, auf seinen Ufern gegründeten Städte zu berühren brauchte, um sich des Vortheils einer sicheren Dampffähre zu erfreuen. Anders gestaltete es sich dagegen im Innern des zwischen dem Missouri und dem Mississippi gelegenen Staates Jowa, wo Territorien sich ausdehnten, die, außer von eingeborenen Jägern, weißen Trappern, Feldmessern, Kettenträgern und durchziehenden Militärkommandos, kaum von einem andern menschlichen Fuße betreten worden waren. Auch dort gab es Flüsse zu überschreiten, Flüsse, zu breit, zu tief und reißend, um sie durchwaten zu können, und auf deren Ufer sich dem Reisenden keine andere Hilfsmittel boten, als gestrandetes Treibholz, welches sich zum Bau schwer zu lenkender Flösse eignete.

Die ersten Karawanen hatten natürlich gegen die größten Schwierigkeiten zu kämpfen; später fielen dieselben zum Theil fort, indem an solchen Strömen, die nur mittelst Flössen überschritten werden konnten, einzelne überlegendere Auswanderer zurückblieben und breite Flachböte und Prahme zimmerten, das ihnen von den Reisenden entrichtete hohe Fährgeld aber klüglich für ein sichereres Einkommen hielten, als in dem ihnen noch unbekannten Goldlande so sehr bald zu finden sie erwarteten.

Der bedeutendste Fluß des Staates Jowa ist der „Des Moines“. Derselbe ergießt sich aus nordwestlicher Richtung in den Mississippi, so daß, von welchem Punkte des Mississippi aus Reisende den genannten Staat zu durchschneiden beabsichtigen, sie gezwungen sind, den Des Moines zu kreuzen. Je weiter nördlich, um so weniger Schwierigkeiten bietet der Strom selbst, um so zahlreicher sind dagegen seine eigenen Nebengewässer, wie die des Missouri, deren schluchtenartige Thäler im Allgemeinen größere Hindernisse bieten, als breite, ebenmäßig einherrollende Wasserflächen.

Dies berücksichtigend, haben denn auch wohl die ersten California-Emigranten den unteren Des Moines als Uebergangspunkt gewählt, wobei sie außerdem den Vortheil genossen, daß sie von Burlington auf dem Ufer des Mississippi aus nur genau westlich wandern brauchten, um auf kürzestem Wege an die Mündung des flachen Flusses, einen der Hauptsammelplätze der Emigration, zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag der Mädchen und Frauen.

Der Kalender mag wohl für so manchen Menschen eine allerliebste Sache sein, z. B für die Kapitalisten, wegen der Zinsenberechnungen, — für die Bauern, wegen der Wetterprophezeihungen, — für die Gläubiger, wegen der Gantverhandlungen ihrer Schuldner, — für die Dienstboten, wegen der vielen Feiertage, — für die Nachtwächter, wegen der Neujahrsgratulationen, ꝛc. ꝛc.; für die Frauenzimmer aber ist der Kalender ein abgeschmackter Schwätzer, der das Alter der Mädchen und Frauen ausplaudert und ihnen mit jedem Jahre einen Stoßseufzer auspreßt. — Bis zum 18. Jahre nehmen die Mädchen den Kalender mit Lust und Freude zur Hand, denn sie können kaum erwarten, bis der Jahreszeiger auf achtzehn steht, dann aber gibts für das schöne Geschlecht zehn Jahre lang gar keine Zeit mehr, da jedes Frauenzimmer bis zum 28. Geburtstage nie älter als achtzehn Jahre ist. Wie manch' junger Herr glaubt, sich bei einer Schönen zu insinuiren, wenn er ihr zum Geburtstage gratulirt; und wie sehr täuscht er sich! Namenstags-Gratulationen nehmen die Mädchen und Frauen mit Vergnügen an, aber mit Geburtstags Gratulationen thut man ihnen wahrhaftig keinen Gefallen; denn man sagt ihnen durch solche, mit andern Worten, nichts anders, als: „Es freut mich ungemein, Sie heute erinnern zu können, daß Sie wieder um ein Jahr älter sind!"

Mannigfaltiges.

* Zu dem Pastor eines nicht weit von Berlin belegenen Dorfes kam ein alter Bauer mit so tief betrübtem Gesicht, daß ihn der Geistliche voller Mitleiden mit den Worten anredete: „Ihr habt wohl Unglück gehabt, alter Vater, erzählt nur, was Euch fehlt, damit ich Euch trösten kann!" „Ach, Herr Pastor, entgegnete der Bauer, indem er in lautes Weinen ausbrach, mir geht es recht schlecht. Ich bin jetzt 60 Jahre alt und habe das Unglück, daß meine Frau, mit der ich nun schon über 40 Jahre verheirathet bin, bereits seit 12 Wochen schwer krank liegt. Sie kann nicht wieder gesund werden, der Doktor hat mir gesagt, sie könne höchstens noch ein paar Wochen leben. Was soll ich alter Mann, der große Pflege nöthig hat, nun ganz allein anfangen?" Der Prediger versuchte den immer noch heftig weinenden Mann mit allerhand Trostessprüchen aus der Bibel zu beruhigen, der Bauer hörte ihn eine Weile auch still mit an, wischte dann aber mit der umgekehrten Hand sich die Thränen aus den Augen und entgegnete: Ne, ne, Herr Pastor, das ist Alles nichts, damit werde ich nicht gepflegt, ich muß wieder heirathen, und da wollte ich denn bitten, daß mich der Herr Pastor mit der Anneliese von meinem Hofe immer aufbieten thäte, damit ich sie gleich heirathen kann, wenn meine Frau gestorben ist. Sehen Sie, die Anneliese hat versprochen, dann auch meine Frau bis zu ihrem Tode eben so gut zu pflegen, wie mich alten Mann, und so ist es doch für uns alle zusammen das Beste, Sie bieten uns immer auf. — Ländlich, sittlich.

* (Das Herz.) Wie reich das Gemüthsleben der Deutschen ist, beweist die Menge von Ausdrücken, die sich auf's Herz beziehen: Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Das Herz kann voll, schwer und leicht werden; es fällt ein Stein davon. Das Herz pocht vor Angst, es schlägt vor Furcht, es zuckt vor Schmerz, es thut weh vor Sehnsucht, es bebt vor Erwartung, es klopft vor Freude, es zittert vor Wonne, es lacht vor Lust, es jauchzt vor Seligkeit, es flammt in Liebe, es jubelt und es blutet. Das Herz wird verwundet, gefesselt, erobert. Es gibt kalte und warme Herzen. Die Herzen finden sich, sind vereint. Der Eine trägt das Herz auf der Zunge, der Andere hält es hinter Schloß und Riegel. Der Mund geht von dem über, wessen das Herz voll ist. Der Feige hat ein Hasenherz, der Sanfte hat ein Taubenherz, der Muthige hat ein Löwenherz, der Edle ist großherzig, der Pedant ist engherzig, der Schwächling ist mattherzig. Die Herzensgute, Herzallerliebste wird geherzt, ihr herzinniger Blick dringt ins Herz. Herzlich sein kommt aus dem Herzen, herzig sein geht zu Herzen. Was uns nahe berührt, liegt uns am Herzen; wo wir vertrauen, schütten wir unser Herz aus. Wir fühlen einen Stich im Herzen, doch das Herz heilt wieder. Wir erleben Herzzerreißendes und endlich bricht das Herz.

* Dem Stockholmer „Aftonblad" wird aus New-York gemeldet, daß Kapitän John Ericsson sich ungeachtet der von ihm angenommenen großen Bestellungen auf Kriegsfahrzeuge dennoch

unverändert mit der Konstruirung der von ihm projektirten Sonnenkraft-Maschine beschäftige. Der Korrespondent fügt hinzu, Kapitän Ericsson habe ihm mitgetheilt, daß er durch seine Instrumente die volle Ueberzeugung erlangt habe, daß die dynamische Kraft der Sonne zu Ausgang Mai und zu Anfang Juni d. J. nicht so groß gewesen sei, als im verflossenen Winter, so wie daß zu der erstgenannten Zeit die Temperatur der Sonnenstrahlen mehrere Grad geringer gewesen als in der strengsten Kälte des verflossenen Januar-Monats.

* Professor Bock in Leipzig macht den Vorschlag, in allen Schulstuben Blattpflanzen aufzustellen. Diese könnten sich aus der großen Menge ausgeathmeter Kohlensäure eine hübsche Portion Kohlenstoff zu ihrem Gedeihen zu Gemüthe ziehen und dafür die Schüler reichlich mit Lebensluft bedenken. Von den Pflanzen, die sich zur Aufstellung in Schulstuben besonders eignen, seien zu empfehlen: Epheu, Gummibäume, Philodendron, Fächer- und Phönix-Palmen, Dracänien, Begonien u. s. w.

* Der Mineral-Reichthum der asiatischen Provinzen des Kaiserthums Rußland nahm in den letzten Jahren eine immer größere Ausdehnung. So wurden in dem an Gold, Silber und Eisen so reichen Transbaikalien im Bezirk Bargusinsk auf beiden Ufern des Flüßchens Oktorito Kupfererze in der Gestalt von Kies, Malachit und Grünspan in Stücken bis zu 15 Pfund aufgefunden. Im Syr-Deria-Gebiet lieferte ein dort entdecktes Steinkohlenlager im Jahr 1868 bereits 65,000 Pud für die Aral-Flotille und 5000 Pud für den Verkauf: die Grube könnte aber, wenn Nachfrage wäre, monatlich 40,000 Pud liefern. Außerdem wurden noch in der Nähe von Taschkend und Chodsend und auf dem linken Ufer des Irtysch im Semipaletinsk reiche Steinkohlenlager entdeckt. Das Gleiche wird von der Halbinsel Mangischlak im Kaspisee gemeldet, wo die Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Kaukasus und Merkur" große Steinkohlenlager aufgefunden hat. Diese Entdeckung dürfte namentlich zur Entwickelung der Dampfschifffahrt auf dem Kaspischen Meere beitragen, welcher bis jetzt die Theuerung der Brennmaterialien sehr hinderlich war. Die Dampfer des Kaspisee's benützten seither dorischen Anthracit, der in Astrachan auf 25—30 Kopeken das Pud zu stehen kam und in Baku und andern Häfen noch theurer war. Endlich melden Berichte aus Kutais am Kaukasus, daß man im Flußbette des Ingur reiche Goldsandlager entdeckt habe.

* (Handel mit Haaren.) Die Agenten der Chignon-Fabrikanten betreiben gegenwärtig in Krain schwunghaft das Geschäft; ihr Scharfblick durchdringt jede Kopfbedeckung, sie fahnden nach jeder Trägerin eines halbwegs für die weitere Haar-Industrie geeigneten Kopfschmuckes. Die Opfer dieser Jagd werden gleich in den Lauben der Häuser geschoren und sind froh, bei dem wegen der schlechten Witterung eingetretenen Mangel an Verdienst für ihr Haar einige Kreuzer zu bekommen. Für blonde Haare werden verhältnißmäßig sehr hohe Angebote gemacht.

* Vor Gericht erscheint ein vierschrötiger Kerl mit einem ungeheuren Knittel, angeklagt der schweren Körperverletzung eines Menschen. — Richter: „Warum bringen Sie diesen Knittel in den Gerichtssaal!" — Angeklagter: In der Vorladung ist mir aufgegeben, meine Vertheidigungsmittel zur Stelle zu bringen; dies sind sie. Erst wollt' ich den Dreschflegel mitbringen, aber bei Ihnen genügt wohl dieser Knittel."

Räthsel.

Ein zierlich Bauwerk künden dir,
Gar viel gebraucht, die ersten vier,
Ob's gleich von luft'gem Stoffe war,
Hat's oft gehalten tausend Jahr!
Es steht vor deinem Angesicht, —
Ob freilich zierlich, sag ich nicht.

Die zweiten Vier sind leerer Schein,
Sind Goldpapier auf Todtenbein.
Doch weil der Welt der Schein gefällt,
Gibt's viel dergleichen in der Welt.
Sie sind nicht ernsten Ringens werth:
Ein Thor, wer nichts als sie begehrt!

Das Ganze hilft die ersten bau'n
Und lehrt, den zweiten nicht zu trau'n.
Was Menschenhände nur gemacht,
Das hat's vorher schon ausgedacht;
Ein Jeder braucht's und wem's gebricht,
Für den schrieb ich dies Räthsel nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Dienstag, 20. Juli 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Acht Jahre waren verstrichen, seit die ersten Karawanen, den Spuren des berühmten Pioniers Colonel Fremont folgend, die Ueberlandreise nach der Westküste des nordamerikanischen Kontinents angetreten hatten, acht Jahre, seitdem zum ersten Male Wagenräder ihre Fährten von den Ufern des Mississippi in ununterbrochener Linie bis an den Stillen Ocean zogen. Die ersten Fährten hatten sich in Landstraßen verwandelt, dem weniger kundigen Wanderer als unfehlbare Führer bis an sein heiß ersehntes Ziel dienend. Niedergegraben waren die hohen schroffen Uferbänke und Schluchten, und wo breite Gewässer den Karawanen den Weg zu versperren drohten, da vermittelten Prahme und Fährboote, gelenkt und geschoben von nervigen Armen, den Uebergang.

Mit heiterem Sonnenschein und lustigem Vögelgezwitscher hatte der Frühling wiederum seinen Einzug gehalten und reich belebten sich die alten Emigrantenstraßen, die acht Monate hindurch in nur selten gestörter Einsamkeit dagelegen hatten. Namentlich an den Uebergangsstellen der Flüsse, wo der Strom der Reisenden sich staute, entwickelte sich ein so geräuschvolles Leben, daß man sich inmitten der bevölkertsten Landschaft hätte wähnen können, oder auf einem Jahrmarkte, zu welchem die Leute aus allen Himmelsgegenden zusammenströmten. Ganz genau so verhielt es sich auch am unteren Des Moines, wo zwei sehr breite, überaus fest und bequem gezimmerte Prahme in rascher Folge schwer beladene Wagen, fliegende Häuslichkeiten und zahlreiche Viehheerden von dem östlichen Ufer nach dem westlichen hinüberschafften.

Die beiden Fährboote waren neu, funkelnagelneu; man sah es ihnen an, denn noch schimmerten die Bretter und Balken, aus welchen sie zusammengefügt waren, so gelb und frisch, als ob sie gestern erst die Sägemühle verlassen hätten; sie waren ebenso neu, wie das Fährhaus auf dem westlichen Ufer, welches nur noch des Anstrichs bedurfte, um als vollkommen fertig gelten zu können.

Letzteres bestand aus Holz wie die Prahme, doch konnte man ihm einen gewissen Grad des Wohnlichen nicht absprechen, was freilich kein Wunder, indem der Besitzer alle Zuthaten und Materialien, zum Hause sowohl wie zu den Prahmen, mittelst eines flach gehenden Dampfers vom Mississippi herauf an Ort und Stelle hatte schaffen lassen. Er war dabei von dem Grundsatze ausgegangen, daß man, um einen guten Erfolg zu erzielen, mit den zu einer Spekulation bestimmten Mitteln nicht geizen dürfe, zumal wenn es gelte, einen ärmeren Konkurrenten so schnell als möglich gänzlich zu unterdrücken.

Die Fähre war also gut, sicher und bequem; in dem Fährhause befand sich ein reichhaltiges Lager solcher Waaren, wie sie Emigranten und Prairiereisenden stets willkommen sind, und da auf beiden Seiten des Stromes dicht begraste Wiesenflächen anmuthig mit lieblichen Hainen und ehrwürdigen Urwaldstreifen abwechselten, mithin für die Heerden kein günstigerer Boden zu einigen Rasttagen hätte gedacht werden können, so durfte Herr Norris, der Besitzer der Fähre, wohl mit Recht behaupten, ein Geschäft eingeleitet zu haben, welches voraussichtlich in den nächsten drei Monaten mehr einbrachte, als den übrigen Theil des Jahres hindurch zu seinem Unterhalt gerade dringend nothwendig war.

Doch Herr Norris, längst ein reicher Mann, hatte noch ganz andere Hilfsquellen, als die einfältige Fähre, und ganz andere Pläne, als sich hier einen dauernden Herd zu gründen und zeit-

lebens Fährmann zu bleiben. Er ging nämlich auf nichts Geringeres aus, als auf dem von ihm erstandenen Grund und Boden eine Stadt anzulegen, wodurch, wenn das Unternehmen gelang, sein Reichthum erheblich vergrößert, wohl gar verdoppelt werden mußte; glückte dies aber nicht, dann brauchte er ja nur die Fähre zu verpachten, um Zeit und Mühe nicht umsonst geopfert zu haben.

Herr Norris war also ein sehr umsichtiger Geschäftsmann, der seine Aufmerksamkeit nicht allein der näheren Umgebung zuwendete, sondern auch weit über die Grenzen seines Eigenthums hinausrichtete.

So hatte er unter Anderem auf der Ostseite des Stromes, etwa tausend Schritte weit vor der Fähre, eine große Tafel aufgeschlagen, auf welcher unter einer feuerrothen, auf eine neu angelegte Nebenstraße zeigenden und mit einem mächtigen Siegelringe geschmückten Hand folgende blauen und rothen Worte zu lesen waren:

„Nach Norris' neuer Fähre. Zwei sehr schöne und sehr große Fährboote stehen zur schnellen Beförderung der Reisenden bereit. Der Ueberfahrtspreis ist von einem halben Dollar auf einen Viertel-Dollar pro Mann und Thier herabgesetzt worden. Ein reichhaltiges Waarenlager, in welchem mangelhafte Reiseausrüstungen bequem und billig ergänzt werden können, befindet sich auf der andern Seite des Des Moines. Rinder und Pferde werden auf Wunsch in Zahlung genommen!"

Diese Tafel mit den prahlerischen Ankündigungen hatte vorzugsweise den Zweck, die eintreffenden Emigranten davor zu bewahren, daß sie der breiten und vielbefahrenen alten Straße weiter nachfolgten, in welchem Falle sie, ohne umzukehren, in ihrem ganzen Leben nicht an Norris' Fähre gekommen wären. Eine Fähre hätten sie zwar gefunden, das besagte schon eine andere, weit kleinere Tafel mit der bescheidenen Aufschrift: „nach Eckard's Fähre", und einem ebenso bescheidenen Pfeil darüber; doch was konnte man von einer Uebergangsstelle über einen breiten Strom erwarten, die in so kurzer, gleichsam wegwerfender Weise bekannt gemacht und dem Reisenden empfohlen wurde? Die Tafel selbst war freilich neu — denn seit der Anlage der neuen Fähre hatte sich erst die Nothwendigkeit einer solchen herausgestellt — allein etwas Geschmackloseres hätte man sich nicht denken können, als den roh behauenen Pfahl, das kleine Breitchen, und endlich die einfache schwarze Schrift und den ebenso einfarbigen Pfeil, den man nicht einmal mit einigen Schnörkeln verziert hatte. Kein Wunder daher, daß die vor der Straßenabzweigung eintreffenden Wanderer beim Anblick der unscheinbaren Tafel mitleidig die Achseln zuckten und sich mit ihren Wagenzügen dahin wendeten, wo ihnen mittelst rother und blauer Buchstaben alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten und Erleichterungen versprochen wurden.

Von ihrem Standpunkte aus handelten sie dabei gewiß sehr verständig und lobenswerth, und sie fanden dies jedesmal bestätigt, wenn sie nach Ueberschreitung des Flusses ihre Blicke stromaufwärts richteten und in der Entfernung von etwa tausend Schritten die Vorbereitungen gewahrten, die auf der alten Fährstelle zum Uebersetzen der Karawanen getroffen worden waren.

Sie überzeugten sich dann leicht, daß dort nur ein einziger und zwar recht schmaler Prahm lag, dem im Falle der Noth allerdings mehrere roh zusammengefügte Flösse zur Seite standen, doch wer hätte wohl Leben und Eigenthum solch unsicheren Fahrzeugen, wenn auch nur auf Minuten, anvertrauen mögen, so lange sich in fast unmittelbarer Nähe Gelegenheit bot, das natürliche Hinderniß in glänzendster Weise zu besiegen? Daß die alte Fähre seit acht Jahren den an sie gestellten Anforderungen vollkommen entsprochen hatte, kümmerte ja Niemand, und daß die in der Blockhütte auf hohem Ufer lebende Familie das ganze Jahr hindurch fast ausschließlich auf das angewiesen war, was sie in den drei Frühlingsmonaten erwarb, und daher an keine wesentliche Verbesserung ihrer Fähreinrichtungen denken durfte, kümmerte erst recht Niemand; daß aber endlich eben derselben Familie durch den neuen reichen Konkurrenten im vollsten Sinne des Wortes das Brod von dem Munde fortgenommen wurde, das konnte nicht im Entferntesten von Bedeutung für Leute sein, die, ihre Blicke auf das westliche Eldorado gerichtet, im Geiste nur noch goldene Berge sahen, die bis in die Wolken hineinreichten, und goldene Schlösser, so groß und umfangreich, daß sie das Auge zuletzt gar nicht mehr von dem sie umgebenden Nichts zu unterscheiden vermochte. — —

Lieblicher Frühlingssonnenschein lagerte auf der alten, wie auf der neuen Fähre. Im heitersten, gleichsam transparenten Lichtgrün prangten Wiesen, Haine und Baumgruppen, und mit behaglichem, geheimnißvollem Gurgeln eilten die noch winterlich kühlen Fluthen des hochgehenden Des Moines um Holzklippen und über Untiefen fort, dem

Vater der Flüsse, dem Mississippi, zu. Es war ein Tag, wie eigens zur frischen, fröhlichen Arbeit geschaffen; man hatte dies auf der neuen Fähre auch im vollsten Maße bewiesen, indem schon seit dem frühesten Morgen die beiden Prahme in steter Bewegung geblieben waren und man ihnen sogar nicht einmal eine kurze Mittagsruhe gegönnt hatte.

Um so stiller nahm sich dafür die alte Fähre aus. Alles schien daselbst zu schlafen: der einst so viel benutzte Prahm, wie die nahebei liegenden Flösse, die bemooste Blockhütte, wie die den Garten und den Vorhof umschließende Einfriedigung. Selbst die beiden jungen Männer, die unter dem schmalen Vorbau der Hütte saßen, riefen den Eindruck hervor, als hätten sie, von der sie umgebenden Stille beeinflußt, nur noch mit Mühe dem sich auf ihre Lider senkenden Schlafe Widerstand geleistet. Doch nichts lag ihnen ferner, als Uebermüdung oder Schlaf; es war in ihrem Wesen eben nur der bittere Verdruß ausgeprägt, den sie darüber empfanden, in rücksichtslosester Weise aus ihrem täglichen Brod gedrängt worden zu sein. Für sich selbst hätten die beiden Brüder das über sie hereingebrochene Mißgeschick kaum beachtet, denn sie waren gesunde, kräftige Bursche, von 22 und 26 Jahren, denen die ganze Welt offen stand; allein bei ihnen lebte noch ihre betagte Mutter, der sie eine Ortsveränderung nicht mehr zuzumuthen wagten, um so mehr, da auch dann noch immer in Frage gestellt blieb, ob sich bald die Gelegenheit bieten würde, eine den Jahren und dem Gesundheitszustande der schwächlichen Frau entsprechende Häuslichkeit zu begründen. Sie empfanden den traurigen Wechsel des Schicksals doppelt tief, weil sie bisher immer im Stande gewesen waren, trotz der Abgeschiedenheit, in der sie lebten, sich bis zu einem gewissen Grade mit mancherlei Bequemlichkeiten und nicht streng gebotenen Erleichterungen zu umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

E Mannemer Theater-Billjett.

Drei Dinge sinn unergrindlich, Männer! E jung Mädcheherz — e alti Musikanteorgel — un e Pälzer Geldbeitl, wann e Extravorschtellung uff'm Mannemer Theaterzettl schteht! B'sorge Se mer doch e Billjett so in de Lohengrin uff de Sunndag, schreibt mer die vorig Woch en alter G'schäftsfreind aus d'r frehlich Palz, un wann's finfezwanzig Gulde koscht! — No, zum Deihenker, denk ich, dess war jetzt sein Lebdag so'e verninftiger Mann, un schnappt uff eemool iwer! Ich setz mich also gleich hin und schreib an sein Fraa: Sie meegt doch um Gottes Jesses heilige Wille ihrn Mann nit aus de Aage losse — den un den Uffdrag hätt'r mer gewe — es mißt also nit mehr ganz richtig im owerschte Schtock bei'em sein. — Dobruff kriech ich sofort widder en Brief vun d'r Fraa, in dem se mer schreibt: Ob ich dann nit mehr ganz kloor im Kopp wär — was dann an finfezwanzig Gulde ligge dhät, wan ma so'e Kunschtgenuß, wie de Sunndag in Mannem, dofor hawe kennt? Ich meegt doch ke Zeit verliere un um Gottes Wille gleich zwee Theaterbilljett in de Lohengrin b'sorge, un wann eens fufzig Gulde koschte dhät — sie kämt aach mit! — In Gottes Name, denk ich — des Menschen Wille ist sein Himmelreich — wann'r Geld hott! — Ich ziehg mich an, schteck e Roll Brawenner in de Sack, un schpring also gleich uff's Theaterbiro. Es war am Samsdagmittag. Theaterbilljet in de Lohengrin! Du liewer Gott! Sie hawe mich ausgelacht! Da mißt ich frieher uffschtehn! Die Viere wäre gesse! — No, denk ich, en Mezgersgang — renn gleich uff's Telegraphebiro un loss durch die Elektriziermaschien in die Palz sage: Nit kumme! Alles vergriffe! D'r Kroneleichter alleweil schun b'setzt. — E halb Schtund druff kummt widder e Depesch aus d'r Palz: Muß unbedingt zwee Billjett in de Lohengrin hawe! Mein Fraa schneid mer de Hals ab, wann se morge ke Schberrsitz hott. Vier Gäscht! Non plus ultra! Wann Mangel an Platz, Vorschtellung im Freie gewe. — No, denk ich, jetzt haw ich doch recht — die Palz hott 's Theaterfiewer — die frehlich Palz, Gott erhalt's, iss kumblett iwerg'schnappt. — Ich hab meim Pälzer Theaterfreind gar ke Antwort mehr gewe. — Dess Ding iss gut. Ich schteh am Sunndagmittag ame Uhre finfe am Theater un bedracht mer die Theaternarre, die sich an d'r Kaß enanner die Reck vum Leib reisse. Uff eemool rappli's — es fahrt en Engländer durch die Gaß, loßt halte, un froogt mich aus d'r Scheeß: Uas woll die viel Mensch hier? — In Mannem iss die Hungersnoth ausgebroche, liewer Herr, sag ich — sehn Se, un do werd Brod an Arme zum Beschte gewe. — O die arm Mensch, segt'r und fahrt weiter. — Noochere Weil kriecht mich eener hinne am Rockkrage. Ich guck um — wer wars'? Mein Pälzer Theater-

narr mit seiner Fraa. — Hawe Se unser Billjett? kreischt er — Sie werre uns doch zwee Billjett b'sorgt hawe? kreischt sie. — Ei ich bitt Ihne um dausend Gotteswille, sag ich, es war jo Alles vergewe — ich hab's Ihne jo telegraphirt. — Was vergewe, kreischt mein Pälzer Kunschtfreindin — faule Fisch, Herr Bittermaul — dodriwe an d'r Kaß gibt's noch Billjett. Ganz abg'sehe vun mein Mann, mein Herz henkt mer heit an der Vorschtellung — Sie werre nit ungalant sein. Leese Se uns doch zwee Billjett! — Muß mich dann d'r Deiwl heit an's Theater fiehre, denk ich — mach e freindlich G'sicht zu dem bitterbeese Theaterschbiel, un loß mich in Gottesname an die Kaß niewer schiewe.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht: wie?

Herr meines Leewens! Deß Gewerr! Die Rippeschteeß! Die Hihneraagedritt! Schweißdroppe wie e Kanonekuggl! Verrissene Rockfliggl! Verlorene Knepp! Verkwetschte Zilinder! Verkrumblte Vattermerder! Verbrochene Schbazierschteck. Korz e Durchenanner, Männer, an der Theaterkaß war's ferchterlich. Un doch haw ich noch zwee Barteerbilljett erowert — aber fragt mich nur nicht: wie? Mein Hemm war naß, mein Hut war naß, mein Frack war naß, mein Hosse ware naß, — ich war d'r reinschte Schbiellumpe. — Freind Pälzer, ruf ich jetzt, un schtreck aus'm Gewerr hoch mein zwee Billjett in die Heh — mir hewenen, de Idschtan — do sinn se, zwee Schtick, for Sie un Ihr Fraa. Hurrah die Geil! — Die zwee Billjett werre mer schnell abgenumme — ich kriech drei Gulde dafor in die Hand gedrickt, kann awer eigendlich in dem Kottlewett nit recht sehe, vun wem — endlich hau ich mich vollends durch — geh wie im Driumph, schtolz wie'n Sieger, uff mein Pälzer G'schäftsfreind und sein Fraa mit'm Leffgoiehietsche zu, und sag: No, jetzt winsch ich recht viel Vergniege! Eile Se sich — aweil geht die Uwertier los. Heer'n Se? Im Schtehbarkett schlage se sich schun enanner die Herrnschädl ein! — Herr Bittermaul, kreischt jetzt mein Pälzer Kunschtfreindin, un fallt mer ball um de Hals — Herr Bittermaul, Sie g'heere in Gold eing'faßt! Awer jetzt mache Se fort, gewe Se die Billjett her — Gehn Se norr in Gottesname, Madamm, sag ich — Ihr Mann hot se schun! — Was? segt jetzt mein Pälzer, Ihr Mann hott se schun? Sinn Se meschuke? Ich? Billjett? — Ei zum Deihenker, sag ich, ich haw Ihne doch gerufe! Waare dann Sie deß nit, der mehr die zwee Barteerbilljett abgenumme un drei Gulde in die Hand gedrickt hott? — Was? Ich? segt'r, ich? Ei Sie soll ja e Heiligdunnerwetter zusammeschlage, Sie Viehch, Sie hawe en annere for mich ang'sehe! Fraa kumm, nix wie in de Pälzer Hof — e Gewitter uff Mannem! — Fort ware se. — Deß war mein Gaschtschbiel, Männer! Ich lees Keem mehr e Billjett, un wann mer: Deß scheenschte Meedl aus d'r Palz dafor thät falle um de Hals!

Mannigfaltiges.

* (Der gute Appetit.) Ein reisender Ungar kam sehr hungrig in ein Wirthshaus und ließ sich sein Leibgericht, Hammelsbraten, so wohl schmecken, daß er Nachts von einer Indigestion überfallen wurde und den Arzt holen lassen mußte. — Doktor: Haben Sie vielleicht Abends etwas Unverdauliches gegessen? — Ungar: Nein, bloß Suppe und sechs Portionen Hammelsbraten. — Doktor: Sechs Portionen! und haben Sie diese mit Appetit gegessen? — Ungar: Nein, mit Knoblauch.

* (Der bedachte Knabe.) Ein Knabe kam zu spät in die Schule und wurde deßhalb vom Lehrer zur Rede gestellt. „Ach, Herr Magister, Sie entschuldigen, als ich eben von Hause wegging, war es so arg Glatteis, daß ich bei jedem Schritte vorwärts zwei rückwärts that." — „Aber wie bist Du denn doch hierher gekommen?" — „Ja," Herr Magister," war die Antwort, „ich fing an, nach Hause zu gehen."

* Nach Anhörung einer matten Predigt sagte ein Zuhörer beim Hinausgehen aus der Kirche zu einem Freunde: „Im vorigen Jahre machte er's besser." — „Im vorigen Jahre predigte er ja gar nicht," erwiederte der Angeredete. „Gerade deßhalb machte er's besser als heut," fiel der Erste ein.

Auflösung des Räthsels in № 84:
Vers — Tand (Verstand).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Donnerstag, 22. Juli **1869.**

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Einer seltsamen Fügung verdankte es diese Familie, daß sie einst aus dem fernen deutschen Heimathlande auf die einsamen und romantisch wilden Ufer des Des Moines verschlagen wurde. Besorgt um die Zukunft seiner beiden Söhne, hatte der alte Eckard vor ungefähr neun Jahren der heimathlichen Scholle den Rücken gekehrt und mit dem Erlös für einen kleinen ländlichen Grundbesitz die Reise nach New-York und von dort aus nach kurzer Rast nach dem vielversprechenden Kalifornien angetreten. Nachdem er sich im Staate Illinois mit vielem Bedacht zur Ueberlandreise ausgerüstet, war er glücklich bis zu der Uebergangsstelle des Des Moines gelangt, als eine plötzlich eingetretene Krankheit seiner Frau ihn zwang, die Weiterreise auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben. Die ihm auf dem Fuße nachfolgenden Emigranten, die beim Hinüberflößen über den Strom seine Hilfe in Anspruch nahmen und reich vergalten, erweckten darauf in ihm den Gedanken, daselbst eine regelmäßige Fähre anzulegen.

Das Unternehmen gelang, seine Gattin genas, und das Sichere dem Ungewissen vorziehend, beschloß er, fortan auf dem Ufer des Des Moines zu bleiben und das Näherrücken der Kolonisation abzuwarten.

Das Leben, welches er führte, war, mit Ausnahme der drei Frühlingsmonate, freilich ein sehr abgeschlossenes, zumal die nächsten größeren Ansiedlungen zu weit entfernt lagen, um jederzeit mit anderen Menschen in Verkehr treten zu können. Ein genügsamer Sinn half ihm und den Seinigen indessen leicht über diesen Uebelstand hinweg, und da seine kräftig herangewachsenen Söhne nicht nur eine sorgfältige Erziehung genossen hatten, sondern auch leidenschaftliche und gute Jäger waren, so verflossen ihnen die neun Monate, in welchen sie nur auf sich allein angewiesen waren, stets in stiller häuslicher Zufriedenheit und Ruhe. Nur selten geschah es, daß die beiden jungen Leute oder der Vater in Begleitung eines Sohnes einen Theil des gewonnenen Korns stromabwärts flößten, um dafür andere Lebensbedürfnisse einzutauschen und auf dem Landwege zurückzukehren; den größten Theil des Ertrages ihrer bestellten Felder wendeten sie auf die Viehzucht, und mit als Haupterwerbzweig betrachteten sie, ihre überflüssigen Pferde und Rinder gelegentlich an die vorüberziehenden Emigranten zu verkaufen.

Vier Jahre waren in dieser Weise verstrichen, als die kleine Familie durch den Tod des alten Eckard in tiefe Trauer versenkt wurde. Die beiden Söhne standen gerade im 22. und 18. Jahre. Doch wenn sie früher schon mit treuer Opferwilligkeit ihrem Vater bei allen Arbeiten zur Hand gingen, so suchten sie jetzt mit rührendem Eifer der Mutter das Leben auf alle erdenkliche Art zu erleichtern und ihr die traurige Vereinsamung weniger fühlbar zu machen.

Wiederum verrannen vier Jahre, als ein neuer harter Schlag die drei mit treuester Liebe an einander hängenden Menschen traf.

Norris, ein alle Ausländer hassender Amerikaner, kaufte von der Regierung die umliegenden Ländereien, und nur der Umstand, daß der verstorbene Eckard die hinter seiner Blockhütte sich ausdehnenden achtzig Morgen Waldland früher erstanden hatte, bewahrte seine Hinterbliebenen davor, von Haus und Hof getrieben zu werden. Hindern konnten sie indessen nicht, daß Norris eine neue Fähre errichtete, seit deren glanzvoller Eröffnung denn auch wirklich kein Reiter oder Wagen mehr bei ihnen vorgesprochen hatte, um sich von ihnen über den Fluß setzen zu lassen.

Alle Gefühle, welche durch solche Vorgänge wachgerufen sein mußten, spiegelten sich also in den Zügen der jungen Leute, als sie unter dem vorspringenden Dache ihrer Hütte saßen und das rege Leben und Treiben bei der neuen Fähre beobachteten, an welchem sich so recht nach Herzenslust zu betheiligen ihnen fortan versagt bleiben sollte.

Wilhelm, der jüngere Bruder, ein stattlicher, braunlockiger Jüngling mit dunklen lebhaften Augen, schien sich das Drückende ihrer Lage weniger zu Herzen zu nehmen, denn es war ersichtlich, daß die Ausarbeitung eines neuen Gewehrschaftes seinen Geist in weit höherem Grade beschäftigte, als es in diesem Augenblicke alle Fährboote der Welt vermocht hätten, wenn er auch insoweit von seinen früheren Gewohnheiten abwich, daß er nicht, wie er so gern zu thun pflegte, von heiteren Scherzreden gleichsam übersprudelte.

Georg dagegen, der ältere, saß da, als wäre er unfähig gewesen, anderen Betrachtungen als denen über die erlittenen unersetzlichen Verluste nachzuhängen. Den kraftvollen Oberkörper hatte er an die Blockwand des Hauses gelehnt, die Arme über der breiten Brust verschränkt, und den ernsten dunkelblauen Augen, die er starr auf die neue Fähre gerichtet hielt, schienen Thränen des Zorns und der Enttäuschung entrinnen zu wollen. Er gedachte offenbar der Zeiten, in welchen er selbst mit Umsicht das Hinüberschiffen der Karawanen über den Fluß leitete, die Umgebung der Blockhütte aber in derselben Weise belebt war, wie jetzt das auf dem jenseitigen Ufer erbaute zierliche und zugleich geräumige Bretterhaus.

Da legte sich eine Hand mit leichtem Drucke auf seine Schulter und wie aus tiefem Traum erwachend, sah er empor. Er blickte in die gütigen Augen der Mutter, die schwermüthig lächelnd zu ihm niederschaute. Ihre Annäherung war ihm entgangen, so rücksichtslos hatte er sich den Besorgnissen um ihre Zukunft hingegeben.

„Wie sie sich drängen," sagte Frau Eckard auf die stumme Frage ihres Sohnes; „es ist ihnen indessen nicht zu verargen; die Bequemlichkeiten, die sie dort drüben finden, hätten wir ihnen nie bieten können."

„Schnell und sicher genug werden sie befördert," entgegnete Georg bitter; „allein ob sie billiger hinüber gelangen, als wir bisher die Karawanen beförderten, ist eine andere Frage. Ha, auf der bunten Tafel steht: für's halbe Fährgeld; als ob wir jemals mit den Leuten gefeilscht oder die Pferde und Rinder gezählt hätten!"

„Lassen wir das, mein Sohn," tröstete Frau Eckard freundlich; „der Mann ist in seinem Rechte und würden noch zehn andere Fähren in unserer Nachbarschaft gegründet, könnten wir keine Einsprache dagegen erheben. Traurig bleibt es allerdings, daß unsere langjährige Erwerbsquelle so plötzlich versiegte, allein wir müssen uns in das Unabänderliche fügen und dürfen nicht zaudern, anderswo nach einem sichern Fortkommen zu suchen."

„Du wolltest fort von hier?" fragten beide Brüder fast gleichzeitig.

„Und warum sollte ich nicht?" fragte die Mutter mit erkünstelter Heiterkeit zurück; „steht es doch kaum zu erwarten, daß sich jemals wieder ein Wagen nach unserer Fähre verirrt; und darauf harren, daß die Civilisation nahe genug heranrückt, um unsere Bodenerzeugnisse wirklich lohnend verwerthen zu können, möchte wohl etwas lange dauern; unsere kleinen Ersparnisse wären gewiß längst vergriffen —"

„Nicht doch," fiel Wilhelm der Mutter sorglos ins Wort und zugleich prüfte er die Lage des entstehenden Büchsenschaftes; „den Ausfall in unseren Einnahmen werde ich durch die Jagd zu decken suchen; kaum zwei Tagereisen von hier spürte ich ein Biberdorf aus, welches so verborgen liegt, daß ich auf diesem Felde wenigstens keinen Fremden zu fürchten habe."

„Und ich werde Schindeln spalten und stromabwärts flößen," bemerkte Georg ebenso entschieden; „auf den neuen Ansiedlungen sind Schindeln eine gesuchte Waare — sie stehen hoch im Preise und dürfen wir uns daher auf alle Fälle als gegen Noth gesichert betrachten."

„Wenn dies auch wäre," entgegnete Frau Eckard schnell, „so würde ich doch nie auf Eure Vorschläge eingehen, ich bin zu fest entschlossen —"

„Einen Entschluß hast Du gefaßt?" fragten die Brüder befremdet.

„Einen Entschluß, der nicht leicht erschüttert werden kann," antwortete die Mutter, doch bebte ihre Stimme, als ob das bloße Aussprechen der erwähnten Absicht ihr schon schmerzlich gewesen wäre. „Ja, es treibt mich fort von hier, wo unser längeres Verweilen nutzlos sein würde. Die Zeit der hereinbrechenden Verlegenheiten oder gar der Noth dürfen wir nicht abwarten; die Mittel, die wir besitzen, müssen zum Ankauf einer Farm verwendet werden, und zwar in einer Gegend, in welcher die Früchte Eures Fleißes ohne Schwierigkeit zu verwerthen sind."

(Fortsetzung folgt.)

„Schreibe keine Briefe für Andere,“

ist eine wohlzubeachtende Lebensregel, obwohl wir sie von dem alten Sirach an bis auf unsere Tage bei keinem Weisheitsprediger gefunden haben. Aber ein Beispiel als Warnung können wir den Lesern und namentlich den Leserinnen erzählen. Ein junger Soldat L. D. lernte in seiner Garnisonstadt M. ein junges schönes Mädchen kennen, gewann sie lieb und erlangte ihre Gegenliebe. Zwei Jahre später, als der Soldat seinen Abschied erhalten hatte, waren die Liebenden ein glückliches Paar, das in Fleiß und Zufriedenheit einer freundlichen Zukunft entgegenging. Da traf eines Tags die junge Frau eine Schulfreundin und beide plauderten lange von ihrer ersten Jugendzeit. Endlich gestand die noch Unverheirathete der Freundin, daß sie leider einen Fehltritt begangen habe und von ihrem Verführer verlassen worden sei. Vielleicht indeß sei es möglich, sein Herz zu bewegen und ihn zu der Verlassenen zurückzuführen, wenn ihm die Lage derselben recht ergreifend geschildert werde. Sie, die Unglückliche, sei des Schreibens nicht genügend mächtig, und so bat sie endlich die Freundin, in ihrem Namen an den Ungetreuen zu schreiben. Julie D. sah darin nichts Unrechtes, im Gegentheil ein gutes Werk. Sie schrieb, der Ungetreue antwortete, und zwar in einer Weise, daß sich Aussöhnung hoffen ließ. Julie schrieb also mehrere rührende Briefe voll leidenschaftlicher Liebe. Einer derselben fiel aber, ehe er abgeschickt war, ihrem Manne in die Hände. Er las ihn und war wie vom Blitz getroffen, denn er konnte nicht zweifeln: es war die Hand seiner Frau, und die, welche der Gegenstand aller seiner Gedanken gewesen war, für deren Glück ihm kein Opfer zu schwer geworden, liebte einen Andern. Lange kämpften die verschiedensten Entschließungen in dem Unglücklichen, aber die Liebe zu seiner Frau behielt endlich doch die Oberhand, und so nahm er sich vor, auch das letzte Opfer zu bringen, um sie glücklich zu machen, — aus der Welt zu gehen, damit sie sich mit dem vereinigen könne, den sie dem Briefe nach so sehr liebte. In demselben Augenblicke, als er diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte er, daß seine Frau zurückkam. Er warf rasch einige Worte auf ein Blatt Papier, welche die That der Verzweiflung erklären sollten, die er vollbringen wollte, nahm dann ein Messer, durchstach mit demselben den unglückseligen Brief und stieß es sich so in die Brust, daß das Papier von seinem Blute über und über geröthet wurde. Den Schmerz der unglücklichen Frau wagen wir nicht zu schildern, aber „schreibe Niemand Liebesbriefe für Freunde!“

Mannigfaltiges.

* (Die Erbschaft.) Es starb ein Mann, der eine Frau und unerzogene Kinder hatte. Sein Vermögen hob sich fast gegen seine Schulden auf, so daß seinen Erben nichts in den Händen blieb, als ein Pferd von seltener Schönheit. Jeder Pferdekenner urtheilte, es sei tausend Dukaten werth. Nun hatte der Besitzer seiner Frau im Testamente befohlen, dieses Pferd nach seinem Tode zu verkaufen und das daraus gelöste Geld dem reichen Vetter zu schenken. Die kluge Frau, welche wußte, daß dürftige Kinder mehr Recht auf das Erbe des Vaters haben, als jeder Andere, ersann einen Ausweg, der ihrem Verstande keine Unehre machte, und ein guter Erfolg belohnte sie. Sie schickte einen Diener mit dem Pferde zu Markte, und gab ihm eine kleine Katze mit, nebst der Anweisung, wie er beide verkaufen sollte. Ein Graf, der auch auf den Markt kam und nie ein so schönes Pferd gesehen hatte, ging mit der Miene darauf zu, es kaufen zu wollen, was es auch koste. Er fragte den Diener, der es führte: „Was kostet dieses Pferd?“ — „Einen Dukaten.“ — „Seid Ihr toll?“ — „Einen Dukaten, Euer Gnaden.“ — „Nun da habt Ihr ihn, und gebt mir das Pferd.“ — „Erlauben mir Euer Gnaden, es ist eine kleine Bedingniß dabei, Sie müssen die Katze mitkaufen.“ — „Nun, was kostet denn die?“ — „Neunhundert neunundneunzig Dukaten.“ — Der Graf überlegte den Handel, und da er für das herrliche Pferd wohl zwölfhundert Dukaten gegeben hätte, so fand er den Kauf noch immer vortheilhaft, und gab also für das Pferd einen, und für die Katze neunhundert neunundneunzig Dukaten baar hin. Nun erfüllte die Frau den letzten Willen ihres Mannes und gab dem Vetter den für das Pferd gelösten Dukaten, und die neunhundert neunundneunzig wandte sie für sich und ihre Kinder an.

* (Der Selbstdenker.) Der Selbstdenker besitzt einen Werth, den kein Nachbeter hat; er ist zu jedem Posten geschickt; er diene im Staate oder in der Kirche, im Frieden oder im Kriege, immer wird er sich auszeichnen, und gleich einem

Riesen über Pygmäen hervorragen. Auch verhilft das Selbstdenken zur Erkämpfung eines Charakters: denn dieser stützt sich auf Grundsätze, und wer kann diese besitzen, als wer selbst denkt? Auswendig gelernte Sätze lassen sich weder in die Maximen des Willens aufnehmen, noch stößen sie Muth und Beharrlichkeit im Handeln ein, sondern sie bleiben unthätig, verschwinden endlich und hinterlassen keine Spuren von ihrem Dasein. Nichts ist dauernd, als was der Mensch durch Selbstthätigkeit ergreift, und nichts hat Werth, als dasjenige, was er durch Freiheit thut. Alles Mechanische ist vor der Vernunft ein Gräuel, und aller Sklavendienst Entwürdigung der Menschheit. Selbstdenken und Selbsthandeln sind die großen Ziele, nach denen der Mensch ringen soll und deren Erreichung allein Würde gibt. Man entsage der Trägheit, sowohl der Denkkraft als des Willens, und zeige sich als Mann, wenn man auch darüber zu Grunde gehen sollte. Größe des Kopfes und Herzens ist unsterblich, und wenn alles wandelt und alles zusammenstürzt, steht der große Denker und der edle Mann selbst unter den Ruinen einer Welt noch aufrecht und unversehrt. Plato und Aristoteles, Baco und Rousseau, Kant und Leibnitz, Shakespeare und Milton, Spinoza und Hume, Sophokles und Homer, Klopstock und Göthe, Wieland und Newton kennen keinen Tag des Todes. Die Ewigkeit hat ihre Namen geheiligt.

* Die besuchteste aller öffentlichen Schlafstellen der Welt ist St. James-Park in London. Es gibt dort dichtbelaubte Stellen, wohin der Regen nie kommt, und die Bänke darunter mit Lehne oder Bäumen dahinter sind die besten Plätze. Durchschnittlich beherbergt jede der vielen Bänke drei Gäste allnächtlich; wer zuerst kommt, legt sich lang darauf hin, die Anderen können nur sitzend die Füße von sich strecken, der Rock wird zugeknöpft, der Hut wird tief in's Gesicht gedrückt, der Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände in die Taschen gesteckt. Die Jungen setzen sich haufenweise aneinander, stehen mit der Sonne auf und erwärmen die erstarrten Glieder durch kleine Boxereien. Nicht immer sehen die Naturschläfer zerlumpt aus, häufig erblickt man Einen oder den Andern sorgsam und reinlich gekleidet neben dem Bettler sitzen. Wie er dahin gekommen, warum er dort sitzt, Das ist eben eines von den tausend Räthseln der Riesenstadt London, deren besser situirte Bewohner täglich durchschnittlich 4360 Last Kohlen zur Heizung und Erwärmung gebrauchen.

* (Schweinemilch.) Nach kürzlich angestellten, wissenschaftlichen Versuchen des Professor Cameron in Dublin hat sich gezeigt, daß von allen Milcharten die Schweinemilch die gesündeste und nahrhafteste ist. Sie enthält beinahe fünfzig Prozent Fett, Käsestoff und Zucker mehr als die beste Kuhmilch. Merkwürdiger Weise ist bisher in allen Tabellen, welche die Analysen der verschiedenen Milcharten enthalten, noch niemals genannte Milchsorte aufgeführt, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß die Erlangung derselben fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Eine Schweinemutter nämlich wiedersteht selbst den Lockungen des geschicktesten und schönsten Milchmädchens; nichts kann sie bewegen, auch nur einen Tropfen zum allgemeinen Besten oder für wissenschaftliche Zwecke abzugeben; sie ist nun einmal der Ansicht, daß ihre Milch ihrer legitimen Nachkommenschaft allein gehört, und dürfte, bevor hochdieselbe dieses Vorurtheil nicht abgelegt hat, wenig Hoffnung sein, diese so wichtige Nahrung allgemein verwerthet zu sehen.

* (Ein Wort!) Aus Bremen erzählt der Korrespondent eines Berliner Blattes: Zu dem österreichischen jungen Gelehrten Dr. Laube, der auch zum Nordpol geht, sagte Bismarck: „Na, ich wünsche, daß Sie viel ausrichten." — Excellenz, was gemacht werden kann, wird gemacht, ganz nach Ihrem Systeme," antwortete der Oesterreicher. Bismarck lachte.

* Die „Oberschl. Ztg." berichtet folgendes Kuriosum: Eine preußische Behörde erließ vor einiger Zeit an die verstorbene Frau eines Gymnasiallehrers eine Verfügung mit folgender Adresse: „An die Gymnasiallehrerin Friederike X. geb. Y., zu Händen des Herrn Wittwers."

Lebensphilosophie.

Kommt's nicht heute, wie man will,
Sei man nur ein wenig still:
Ist doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.
Gottes Zeit hält ihren Schritt:
Wann die kommt, kommt unsre Bitt'
Und die Freude reichlich mit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Samstag, 24. Juli 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Dein Vorschlag erscheint verlockend genug," erwiederte Georg, der, gleich seinem Bruder, mit gespannter Aufmerksamkeit den Erklärungen der Mutter gefolgt war; „doch steht es außer allem Zweifel, daß Du dabei mehr an uns, als an Deine eigene Wohlfahrt denkst. Erwäge, liebe Mutter, eine solche Veränderung ist, bei den uns zu Gebote stehenden geringen Hilfsmitteln, nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten und sogar bittere Entbehrungen auszuführen, die zwar uns unberührt lassen würden, bei Deiner nicht mehr ganz festen Gesundheit dagegen von größtem Nachtheil für Dich sein könnten. Nein, nein, gib diesen Plan auf; laß uns ruhig hier wohnen bleiben, wo wir zwar viele traurige Tage, aber auch manche Stunde stillen, ungetrübten Glückes genossen haben."

„Gewiß trenne auch ich mich nur ungern von unserem alten Eigenthum," versetzte die Mutter schwermüthig; „allein zöget Ihr etwa vor, täglich von mir die unabsichtlich verrathenen Beweise zu erhalten, daß ich mich unglücklich und bedrückt fühlte? Glaubet mir, ich betrachte es gewissermaßen als einen Fingerzeig des Himmels, daß wir gezwungen werden, unseren häuslichen Herd aufzugeben, um anderweitig einen neuen zu gründen. Entspricht auch die Abgeschiedenheit, in welcher wir leben, in hohem Grade meinen eigenen Neigungen, so seid Ihr, meine Kinder, nicht dazu berufen, Euer Leben in dieser Einöde zu vertrauern. Ich gönne Euch nicht nur, sondern ich wünsche Euch sogar den Verkehr mit anderen Menschen; oder meint Ihr etwa, ich sei selbstsüchtig genug, Euch nur für mich allein besitzen zu wollen, nicht mit inniger Freude der Möglichkeit zu gedenken, von Euch zwei liebe Schwiegertöchter zugeführt zu erhalten? Hört daher auf die Stimme Eurer Mutter, die ihre eigene Zufriedenheit nur in Eurem Glücke findet; schützt nicht mein Alter oder meine schwankende Gesundheit vor und traut meiner Versicherung, daß ich mich rüstig und stark genug fühle, selbst eine Reise nach Kalifornien, wenn es sein müßte, zu überstehen."

Ein längeres Schweigen folgte auf diese Erklärung. Wilhelm hatte wieder zu Schnitzmesser und Büchsenschaft gegriffen, während Georg träumerisch nach der ihm sichtbaren Landungsstelle der neuen Fähre hinüber blickte. Erst als von einem der Prahme ein beladener Wagen mit lautem Jauchzen nach dem Ufer hinaufgeschoben und gezogen wurde, schien er sich zu entsinnen, daß die ihn trübe beobachtende Mutter auf eine Antwort harre.

„Wer möchte unser jetziges Besitzthum kaufen?" fragte er endlich wiederum in seiner bitteren Weise; „wer möchte die schwerfälligen Fahrzeuge und abgenutzten Taue übernehmen, die seit unseres Nachbars Eintreffen erst recht allen und jeglichen Werth verloren haben?"

„Für Norris haben diese Gegenstände gewiß noch einigen Werth," erwiederte die Mutter ermuthigend; „und ich zweifle nicht, daß er auch für unsere achtzig Morgen Land und das Blockhaus der Käufer, und zwar ein guter Käufer ist. Liegt unser Eigenthum doch mitten in dem seinigen; es kann ihm daher nur erwünscht sein, sich mit uns auf die eine oder die andere Art auseinander zu setzen."

Georg schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich fürchte, wir besitzen in Norris keinen sehr gefälligen Nachbar," bemerkte er sodann zögernd; „denn das Geringste, was wir von ihm hätten erwarten können, nachdem er uns aus Arbeit und Brod drängte, wäre doch wohl ein kurzer Besuch

gewesen. Daß er uns förmlich meidet, erscheint mir dagegen als der sicherste Beweis, daß eine Einigung mit ihm auf ernstere Schwierigkeiten stößt, als Du vielleicht ahnst."

„Und dennoch bitte ich Dich, zu ihm hinüberzugehen und ihm unser Besitzthum zum Kauf anzubieten," bemerkte Frau Eckard jetzt wieder in dringender Weise; „ich bitte Dich sogar, recht bald, ja sogleich zu gehen. Jede weitere Zögerung ist ein unersetzlicher Verlust, denn wie ein längeres Hinziehen unserer eben nicht freundlichen Lage Euch den jugendlichen Frohsinn raubt, so darf ich nicht leugnen, daß die anhaltende Ungewißheit und dann — ja — der Anblick meiner trauernden Söhne, schmerzlich und aufreibend an meinem Leben nagt."

Bei den letzten Worten richteten die jungen Leute ihre Blicke mit ängstlicher Theilnahme auf die Mutter. Welcher Art ihre Vorsätze bisher gewesen sein mochten, die an sie mit dem Ausdrucke zärtlichster Besorgniß gestellte Bitte führte eine schnelle Entscheidung herbei. Nur flüchtig sah Georg zu seinem Bruder hinüber, und als dieser auf die stumme Frage ein kaum bemerkbares zustimmendes Zeichen gab, erhob er sich.

„Wohlan denn," sagte er, indem er der Mutter die Hand reichte, „so will ich den Versuch noch in dieser Stunde wagen, obwohl ich bezweifle, daß Norris, der die Gründe, die uns zum Verkauf treiben, kennt und berechnet, ein annehmbares Gebot machen wird."

„Feilsche und handle nicht mit ihm, mein liebes Kind," bat Frau Eckard wieder ängstlich; „gehe auf sein Gebot ein und sei es noch so gering; das, was wir auf diese Art retten, zusammen mit unseren Ersparnissen und dem kleinen Viehstande, reicht gewiß zur Gründung einer neuen Häuslichkeit aus, von welcher wir nicht mehr verdrängt und vertrieben werden können."

„Ich werde Dir seine Antwort bringen," versetzte Georg mit einem trüben, ungläubigen Lächeln; dann schritt er gesenkten Hauptes zum Flusse hinab.

Einige Minuten blieb er hart am Rande der munter einher rieselnden Fluthen stehen; dann, wie plötzlich zu einem endgiltigen Entschlusse gelangend, kehrte er an den Uferabhang zurück, wo er zwischen schützendem Gestrüpp ein Rindenkanoe hervorzog. Mit leichter Mühe schob er es ins Wasser, und ein schaufelförmiges kurzes Ruder ergreifend und einige Male tief in die Fluthen tauchend, schoß er weit in die starke Strömung hinaus, wo sich der seltsam ausgeschweifte Schnabel des schwanken Fahrzeuges sogleich der neuen Fähre zukehrte.

Zwei Stunden hatte die Sonne wohl noch zu scheinen, nur stellenweise fanden ihre Strahlen zwischen den hohen Baumgruppen hindurch ihren Weg auf den beweglichen Wasserspiegel des Des Moines, zugleich die im lichtgrünen Frühlingsschmuck prangenden Baumwipfel lieblich vergoldend. Im heiseren Chor sangen die Frösche, zum dumpfen Ruf der Unken gesellten sich der diesem fast ähnliche Klageton des amerikanischen Kukuks und das beharrliche Gurren der rastenden Wandertauben. Eine einsame Spottdrossel streute, wie kostbare Perlen, ihre sanften, metallreinen Noten in dieses eigenthümliche Frühlingsconcert. Stromaufwärts lagerte tiefer Friede auf der stillen Landschaft. Das Wasser rauschte und gurgelte unwillig um die hindernden Holzklippen herum; vor dem Bug des Kanoe's murmelte es leise. Dem ernsten Ruderer folgten die Segenswünsche einer besorgten Mutter nach, deren zärtliche Blicke, so lange sie ihn zu erreichen vermochten, nicht von ihm wichen.

Stromabwärts ertönte Singen und Rufen, indem die beiden Prahme wechselweise den Fluß kreuzten und Menschen, Wagen und Thiere von Ufer zu Ufer trugen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor dem Korrektionelltribunal in Paris.

Bei Gelegenheit einer Relation über einen Korrektionell-Fall gibt die Pariser „Gazette des Tribunaux" vom 11. Juli folgende interessante Skizze.

— 1833. In dieser Zeit war Don Pedro Kaiser von Brasilien. Sein Reich ersten Ranges fühlte das Bedürfniß, eine Oper nach dem Muster der Pariser Oper zu besitzen. Man schreibt also gleich nach Paris, wirbt ein zahlreiches Personal an; dieses langt in Rio an, tritt auf und erlangt einen vollständigen Triumph. Kein Wunder — der erste Tänzer, Namens Charles, vom Ballet der Pariser Oper beigezogen, hatte eine Gage von 12,000 Francs jährlich und noch andere Vortheile; die erste Tänzerin, klein wie alle Ihresgleichen, aber recht anmuthig, eine gewisse Anais, bezog gar 15,000 Francs Gage und noch viele — viele Nebenvortheile.

Zwei Jahre später hatte der erste Tänzer, welchem 24,000 Francs geschuldet waren, noch

keinen Pfennig bezogen. Der Theater-Kassier, der ihm sehr gewogen war, hatte ihn zum Regisseur, dieser zum Direktor, der Direktor wieder zum Minister der schönen Künste, dieser zum Finanz-Minister und dieser endlich zum Kaiser geschickt. Dank der Protektion seiner Collegin Anais, die sehr gut und regelmäßig bezahlt wurde, aber auch viele Freunde bei Hof hatte — erhielt Charles eine Audienz beim Kaiser. Bei den ersten Worten, die der Tänzer hinsichtlich seines Ansuchens vorbrachte, rief die kaiserliche Majestät ihren Sekretär, sagte demselben etwas ins Ohr und dieser gab dem Tänzer einen Wink, ihm nachzukommen, führte ihn in ein Kabinet, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einige Zeilen auf ein Papier mit den kaiserlichen Emblemen, welches er sodann dem Bittsteller überreichte.

Der glückliche Tänzer glaubte eine Anweisung für 24,000 Francs auf die kaiserliche Kasse zu besitzen, eilte schnell zur Residenz hinaus und faltete das Papier auseinander; dieses enthielt aber eine Uebertragung von 500 Morgen Wald, in einer Provinz gelegen, die im Besitze der eingeborenen Wilden war, 150 Meilen vom letzten Postbureau und vom letzten Feldhüter entfernt.

Charles konnte sich nicht mehr halten, denn wie sollte er sein Logis, seinen Schneider, Hemdenlieferant, Schuhmacher ꝛc. mit einer Tratte auf einen Urwald bezahlen, wenn diese auch selbst von Anais indossirt gewesen wäre!

Die Verzweiflung führt zu Allem. In Rio Janeiro gab es damals eine große Zahl von sogenannten Waldläufern, unermüdliche Kundschafter, welche im Stande wären, Blut aus einem Steine zu zapfen. Im Verkehre mit ihnen erfuhr er, daß der ihm geschenkte Wald eine außerordentliche Masse von Moosthee erster Qualität hervorbringe. In einigen Tagen faßte er seinen Entschluß, organisirte mit einer Anzahl dieser Männer einen förmlichen Feldzug auf den Moosthee; man schaffte Säcke, Seile, Waffen an, Pferde hoffte man unterwegs zu bekommen; man reiste ab, kam aber nicht an Ort und Stelle. Lange zuvor, ehe man dorthin gelangen sollte, wurde die Bande angegriffen, auseinander gesprengt und zum Theil niedergemacht; kaum konnte unser armer Waldbesitzer mit einem einzigen Gefährten nach Rio zurückkommen, abgemattet, halbtodt vor Hunger und Elend. Um nach Frankreich zurückzureisen, war der ehemalige erste Tänzer des kaiserlichen Theaters in Rio genöthigt, als Küchenjunge auf einem Schiffe Dienste zu nehmen.

Nun, nach Paris zurückgekommen, gelang es ihm nur mit großer Mühe, im Ballet der Oper mit einer Jahres-Gage von 900 Francs ohne Nebenbezüge Verwendung zu finden. Trunken vor Freude, verheirathete er sich und wurde Familienvater; so gingen einige Jahre in gleichem Bestande vorüber.

1838. Anais ist nach Paris zurückgekehrt; sie bewohnt ein herrliches Logis, wo sie häufig Besuche von einem Sekretär der südamerikanischen Gesandtschaft bekömmt. Sie hat sich vom Theater zurückgezogen, hat aber ihre alten Verbindungen nicht vergessen und empfängt von Zeit zu Zeit ihre alten Collegen, unter anderen auch unsern Charles, den sie nach strengem Wortsinn ihre „erste Liebe“ nennt. Eines Morgens, als er das Frühstück bei ihr einnahm und bei der Pause im Essen die Erinnerungen an Brasilien auflebten, äußerte Charles in schmerzlichem Tone: „Ach! wäre ich doch noch dort; dann würde ich, wenn ich vor Hunger stürbe, wenigstens allein sterben, während ich hier mit Frau und Kindern dem Hungertode entgegensehe.“ — „Ist's möglich?“ rief die zarte Anais. — Er dagegen: „Wie kann ich denn mit 900 Francs leben? in Amerika habe ich meine Beine verloren, ich bekomme nicht eine Stunde Unterricht mehr zu geben.“ — Sie: „Das ist allerdings so, aber was hast Du denn im Sinne, anzufangen?“ — Er: „Ach, wenn ich nur 500 Francs hätte, dann würde ich einen Obsthandel anfangen.“ Sie: „Was — Obsthandel? ein Künstler!“ — Er: „Ja, ohne Beine und ohne Brod; Obsthandel war immer nach meinem Geschmacke, ich glaube, daß ich glücklich dabei würde.“ — Sie: „Nun, so werde glücklich, hier nimm dieses Bankbillet von 500 Francs, Du gibst mir die Summe zurück, wie und wann es Dir möglich ist.“ —

1848. — 10 Jahre sind verflossen, seit der Tänzer den Obsthandel angefangen hat. Frankreich leidet unter dem Druck einer Revolution, die gute Anais auch, welche keine Verbindung mehr mit den Gesandtschaften hat. Sie wohnt nicht mehr in ihrem frühern schönen Logis, aber ihren Geschmack am Tanzen hat sie behalten und um denselben zu befriedigen, besucht sie die öffentlichen Bälle in Mabile, Valentino, im rothen Schloß. Diese Stellung ist nicht gerade gesichert, aber sie ernährt sie doch, denn unsere Anais, obgleich 34 Jahre alt, ist noch immer ein nettes Weibchen. Dabei ist sie die Freundin von Charles geblieben und stellt sich von Zeit zu Zeit bei dem Obsthändler zum Mittags-

lisch ein, unangemeldet und immer auf's Gerathewohl.

1869. — Schon lange gibt es für Anais kein Mabile, kein Valentino mehr. Seit dieser langen Zeitdauer, von 1848 bis 1869, war ihr Geldbeutel wie ihre Schönheit allmälich in Armuth gesunken; sie ist jetzt 55 Jahre alt und klopft schon seit vielen Jahren bei ihrem Freunde Charles an, der unter tausend verschiedenen Gestalten, — Geld, Geflügel, Fische, Obst, Gemüse, Butter und frische Eier, — ihr schon mehr als einmal den Betrag ihres Bankbillets zurückgegeben hat. In der letzten Zeit fiel sie ihm so häufig zur Last, daß der gute Kleinhändler, der nicht reich geworden ist, genöthigt war, ihr zu sagen, er glaube seine Schuld abgetragen zu haben. Anais wußte dies zwar recht gut; in ihrem früheren schönen Logis wäre sie auch vollständig und redlich überzeugt geblieben, aber jetzt in ihrem Dachstübchen! — Nachdem sie mehrmals abgewiesen war, nichts mehr erhielt, ging sie zu Drohungen über, schrie über Ungerechtigkeit, Undank, und eines Tages nach einer solchen Scene von Vorwürfen, im Laden selbst, als sie sah, daß ihre Heftigkeit nicht fleckte, legt sie Hand an das größte ausgenommene Huhn auf der Auslage, versteckte es unter ihr Halstuch und sprang auf die Straße.

Der friedfertige Eigenthümer des Urwaldes, ganz verblüfft, ließ seine Freundin und sein Huhn, ohne einen Schritt vorwärts zu machen, mit einander abziehen, seine Frau aber verstand die Sache anders. Sie stürzte unserer Anais nach, schreiend nach der Diebin, die ihr ein Huhn gestohlen hat; die Vorübergehenden bleiben stehen, einer hält die Anais an, Frau Charles nimmt ihr das Huhn unter dem Halstuch heraus; unterdessen erscheint ein Stadtsergeant, sieht eine Diebin auf frischer That und packt sie.

Gewiß hätte das Ehepaar Charles nicht daran gedacht, gegen die ehemalige Wohlthäterin Anzeige zu machen; so baten auch beide Eheleute, vor dem Korrektionell-Tribunal als Zeugen erschienen, das Gericht um milde Beurtheilung des Falles.

Anais, noch immer das alte gute Mädchen, erkannte an, daß Charles sie schon längst für die 500 Francs mehr als befriedigt habe; sie fügte bei, daß Zorn und Armuth allein sie zu einem Scherze getrieben hätten, den sie sich einem alten Kameraden gegenüber wohl erlauben zu dürfen geglaubt habe.

Das Tribunal erblickte in der Thalhandlung keine betrügerische Absicht und sprach zur großen Zufriedenheit der Eheleute Charles die Beschuldigte frei.

Mannigfaltiges.

* (Ein gefährlicher Bienenstich.) Ein glücklicher Weise seltener Unglücksfall hat sich, der Ulmer „Schnellpost" zufolge, in Bissingen (Oberschwaben) kürzlich zugetragen. Der katholische Lehrer des Ortes saß ruhig bei seiner Arbeit beschäftigt in seinem Wohnzimmer. Er fühlte ein Insekt über seinen Hals kriechen und erhielt, als er dasselbe mit der Hand entfernen wollte, einen schmerzhaften Stich in unmittelbarster Nähe der Hauptshalsader. Das Insekt erwies sich als eine Biene und der Gestochene ließ sich sofort geschabte Kartoffel als ein bewährtes Hausmittel gegen Schmerzen und Geschwulst eines Bienenstichs auf der verwundeten Stelle auflegen. Plötzlich sank er aber zum äußersten Schrecken seiner beiden Töchter wie ein vom Schlag Getroffener bewußtlos zusammen, und die Töchter, wie andere zur Hilfe herbeieilende Personen, dachten nicht anders, als daß sie ihn vor ihren Augen sterben sehen müßten. Nach langer Bewußtlosigkeit, während deren man vergeblich verschiedene Mittel anwendete, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen, erwachte er endlich von selbst wieder, wenn auch äußerst matt. Der Arzt erklärte, daß eine Blutvergiftung eingetreten sei und verordnete die nöthigen Mittel. In fast wunderbarer Weise erholte sich der Kranke im Laufe des Tages aber wieder so, daß er bald wieder seinem Berufe nachgehen konnte und nichts ihm zurückblieb als ein eigenthümliches Mattigkeitsgefühl, wie wenn er einen ganzen Tag auf einem hartstoßenden Bauernwägelchen gefahren wäre.

Lebensphilosophie.

Anlagen sind das Erbe der Menschen, aber die Wissenschaft ihres Gebrauchs sollte kein Geschenk, sondern ein Erwerb sein. Bei jeder Aufgabe ihres Gebrauchs tritt das Unendliche in die Gleichung. Ausbildung für ein unbegriffenes Ziel ist der Kreis, in dem wir uns bewegen; ihm entgegenschreiten, unsere Bestimmung; jede entwickelte Kraft ein Schritt näher; jedes Nahen unsere Größe, und dieser Größe Erreichbarkeit unserer Würde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Dienstag, 27. Juli 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

2.

Herr Norris, ein echt amerikanischer Geschäftsmann, mit glatt rasirtem Gesicht, halb langem dunklem, schlichtem Haar, kalten, ruhigen Zügen und in ihrem Ausdruck nur wenig wechselnden schwarzen Augen, saß vor seinem neu errichteten Hause auf einer leeren Waarenkiste und beobachtete mit innerer Zufriedenheit die Pünktlichkeit, mit welcher die von ihm ins Leben gerufene doppelte Fähre arbeitete. Die warmen Sonnenstrahlen trafen ihn von der Seite; sie ließen die eine Hälfte seines Gesichts in frischem Roth der Gesundheit prangen, während die andere ihre gewöhnliche gallige Farbe zur Schau trug. Trotz der gelben Farbe und der auffallenden Hagerkeit seiner Glieder bot er indessen eine imponirende Erscheinung, die durch die ausgesucht feine Wäsche, den zwar eingedrückten, jedoch offenbar noch neuen Cylinderhut, den schwarzen Leibrock und die modischen Lackstiefel einen gewissen eleganten Ausdruck erhielt. Ein California-Emigrant, der Eigenthümer der eben über den Fluß setzenden Wagen, stand neben ihm, und während er mit diesem eine scheinbar höchst gleichgiltige Unterhaltung führte, beobachtete er mit ruhigen Blicken das sich vor ihm entwickelnde Leben. Zugleich lauschte er aber auch rückwärts in die Waarenräume des Hauses hinein, wo lebhaftes Sprechen vieler Menschen ihn belehrte, daß auch dort unter der Aufsicht zuverlässiger Gehilfen die Geschäfte ganz nach Wunsch gingen.

Er hatte eben die Versicherung ausgesprochen, daß mit Sonnenuntergang das letzte zu der Karawane gehörende Pferd herübergeschafft sein würde, als er, zufällig stromaufwärts schauend, das Rindenkanoe gewahrte, in welchem Georg Eckard, ohne dessen Fahrt zu beschleunigen, der neuen Fähre zutrieb.

Ein schadenfrohes, fast feindseliges Lächeln erhellte kaum wahrnehmbar seine Züge, doch zögerte er vorsichtig, bevor er seinen Gedanken Worte verlieh.

„'s soll mich wundern, was den dort hierherführt," bemerkte er endlich, seine schmalen Lippen höhnisch emporwerfend.

Der Emigrant sah nach der angedeuteten Richtung hinüber und versetzte nachlässig: „Nun, Wichtiges kann es kaum sein, denn er hat keine Eile. Kennt Ihr ihn etwa?"

„Genau kenne ich ihn nicht," lautete Norris' Antwort; „'s wird wohl Einer von der alten Fähre sein."

„Euer Nachbar?" fragte der Emigrant verwundert, „Ihr solltet nicht einmal Euren Nachbar kennen?"

„Bis jetzt habe ich mich nicht um sie gekümmert," erwiederte Norris, und wie sich entschuldigend, fügte er hinzu: „'s sind nur Deutsche, die dort drüben ihr ärmliches Dasein fristen."

Sein Genosse machte eine zustimmende Bewegung und dann beobachteten Beide den jungen Mann, der nunmehr gerade auf das Ufer zusteuerte und unterhalb des Fährhauses anlegte.

„Er wird mich wahrscheinlich ohne Zeugen sprechen wollen," bemerkte Norris, halb zu dem Emigranten gewendet, und dieser, den Wink beachtend, entfernte sich, noch bevor Georg vor seinen neuen Nachbar hingetreten war.

„Herr Eckard, wenn ich nicht irre," redete Norris den Ankommenden mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung an, indem er ihm die Hand entgegenhielt.

„Mein Name ist Eckard," antwortete Georg höflich, und auf die einladende Bewegung, neben

Norris auf der Kiste Platz nehmend, fuhr er fort: „ich komme, um mir Euren Rath in einer Sache zu erbitten, die auch für Euch selbst nicht ohne einige Wichtigkeit sein dürfte."

„Das freut mich doppelt, mein theurer Nachbar," nahm Norris alsbald verbindlich das Wort, seinen Ausspruch wiederum mit einem warmen Händedrucke begleitend; „einmal, weil Ihr mir durch Euren Besuch Gelegenheit bietet, eine scheinbare Vernachlässigung der Pflichten der Höflichkeit auszugleichen, welche ich dadurch beging, daß ich nicht längst bei Euch vorsprach, um Euch und Eure ehrenwerthe Mutter zu begrüßen, und dann, weil es mir eine hohe Genugthuung gewähren soll, wenn es mir gelingt, meinen Nachbarn einen wirklich guten Rath zu ertheilen."

„Ich danke Euch aufrichtig," versetzte Georg, welchen des Amerikaners Zuvorkommenheit mit schwer zu besiegendem Mißtrauen erfüllte; „zugleich aber erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß durch freundliche Berücksichtigung meines Anliegens —"

„Sprecht es aus, junger Mann, sprecht es nur gerade und ohne Umschweife aus, mein theurer Nachbar!" fiel ihm Norris wohlmeinend in die Rede, „und steht es in meiner Macht, Euch einen wenn auch nur kleinen Dienst zu leisten, so wird mich das sehr beglücken."

„Wohlan denn, Herr Norris," hob Georg ohne Säumen an, „Eins wird Euch schwerlich entgangen sein, daß, seitdem Ihr diese Fähre errichtet, kein Reisender mehr unsere Hilfe in Anspruch nimmt, unser Broderwerb daher ganz abgeschnitten wurde."

„Das wird sich ändern, mein theurer Nachbar," tröstete Norris schnell und seine Stimme klang so aufrichtig und innig, als ob er zu seinem Sohne gesprochen hätte, „gewiß, es ändert sich dies sehr bald — ich sage es offen — nur zu bald für mich und meine Spekulationen; denn die Auswanderer sind ein sonderbares Volk, wo's was Neues gibt, da müssen sie hin und haben sie's erst kennen gelernt, kehren sie schnell wieder zu ihren alten Gewohnheiten und Einrichtungen zurück. Nur etwas Geduld müßt Ihr haben, lieber Nachbar, und nicht gleich Alles von der unfreundlichsten Seite auffassen."

„Wenn Ihr nun voraussetzt, daß sich ein Theil des Verkehrs wieder der alten Fähre zuwendet, würdet Ihr dann nicht um so geneigter sein, die beiden Fähren mit einander zu vereinigen?" fragte Georg jetzt zögernd, beinahe schüchtern.

„Wie meint Ihr das?" hieß es mit vortrefflich erheucheltem Erstaunen zurück.

„Nun, Herr Norris, ich meine, daß, wenn Ihr meiner Mutter die achtzig Morgen Land nebst Hütte, Fährboot und dazu gehörigen Geräthschaften abkauftet, uns ein großer Dienst geleistet, Euer Besitzthum dagegen mehr abgerundet würde."

Norris sann eine Weile nach; ein solcher Ausweg schien ihm so neu zu sein, daß er ihn kaum zu fassen vermochte. Endlich ergriff er Georgs Hand wieder mit großer Herzlichkeit.

„Herr Eckard!" rief er wie entrüstet aus, „Ihr glaubt also wirklich, ich sei im Stande, Eure augenblicklich vielleicht etwas bedrängte Lage zu meinen eigenen Gunsten auszubeuten? Es kann Euer Ernst nicht sein! Und wäre es Euer Ernst, so hielte ich es doch für meine Pflicht, Euer großmüthiges Anerbieten zurückzuweisen. Mich auf Eure Kosten bereichern? Nein, nun und nimmermehr! Und dann, was würde Eure Fähre gegenwärtig werth sein? Nichts, gar nichts, wogegen Ihr nur noch einige Jahre zu warten braucht, um den Werth Eures Grundstücks mindestens verzehnfacht zu sehen!"

„Wir würden nicht mehr verlangen, als die Regierung von uns für den ungelichteten Wald erhielt, und über das Haus und die zum Uebersetzen getroffenen Einrichtungen einigen wir uns ganz gewiß," versetzte Georg, kaum noch fähig, seinen Unwillen über die nichtswürdige Berechnung des listigen Amerikaners zu verbergen.

„Nein, nein und tausendmal nein!" rief Letzterer mit wohlwollendem Lachen zurück und klopfte dem jungen Manne zutraulich auf die Schulter; „oder wollt Ihr mich mit Gewalt zwingen, Euch zu übervortheilen? Und ein Uebervortheilen wär's, denn, wie ich schon erwähnte, Eure Besitzung ist heute nicht den zehnten Theil des Preises werth, welchen Ihr der Regierung vor so und so viel Jahren zahltet; und Eure Fähreinrichtungen? Blickt nur einmal hinüber, wie meine Prahme arbeiten, und sagt dann selbst, ob die Eurigen in Anrechnung gebracht werden könnten. Nein, nein, um mit mir in Handelsverbindung zu treten, müßt Ihr bessere Zeiten abwarten und auch dann dürftet Ihr mich noch etwas störrisch finden — denn offen gestanden, eine gute und ehrenwerthe Nachbarschaft verliert man nicht gern."

„Bessere Zeiten abwarten?" versetzte Eckard zähneknirschend und aufflammender Zorn schien seine Stimme zu ersticken; „bessere Zeiten, bis wir, aus Mangel an Erwerb, gezwungen sind, mit leeren Händen von dannen zu ziehen?"

„Nicht doch, nicht doch," tröstete Norris wieder; „Ihr urtheilt zu ängstlich und vorschnell;

sprecht Ihr doch vom Mangel an Erwerbsquellen, während nur wenige hundert Schritte von Eurem Hause sich täglich Gelegenheit zu gutem Verdienst bietet. Mir fehlen gerade noch einige kundige Hände, und wenn Ihr geneigt wäret, bei mir in Arbeit zu treten, solltet Ihr mir willkommen sein; nur eine kleine Bedingung hätte ich zu stellen —"

„Eine Bedingung?" fragte der junge Mann stolz, indem er sich erhob; „so laßt sie denn hören; vielleicht trägt sie zu einer schnelleren Entscheidung von meiner Seite bei."

„Bedingungen, die nur zu Eurer Erleichterung dienen," schmunzelte Norris freundschaftlich; „ich würde nämlich darauf bestehen, daß Ihr zwei Drittheile Eures Verdienstes nicht in klingender Münze, sondern in Waaren aus meiner Niederlage bezöget. Durch ein solches Uebereinkommen fesseln wir uns Einen an den Andern in bindenderer Weise; außerdem genießt Ihr den Vortheil, Euch ohne große Mühe mit Vorräthen für's ganze Jahr versehen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

* Amerikanisches Schulwesen.

Seit der neuerlichen Anregung der Kommunalschule wurde vielfach auf Nordamerika verwiesen, wo solche Schulen bestehen, — damit zugleich das dortige Unterrichtswesen besprochen, namentlich auch der außerordentlichen Leistungen daselbst für den Unterricht erwähnt. Letzteres ist wirklich der Fall, die Nordamerikaner dotiren ihre Schulen außerordentlich hoch, besolden auch ihre Lehrer gut, sind aber so praktisch sparsam, daß sie meistens Lehrerinnen anstellen, deren Forderungen nicht so hoch geschraubt, deren Bedürfnisse nicht so groß sind. Ein Mann, der als Buchhalter z. B. 2000 Dollars Jahres-Gage, und noch mehr, erhalten kann, ohne daß er die Ausbildung zu einem Lehrer nöthig hätte, wird natürlich nicht erst Studien machen wollen, um eine Lehrstelle mit 600 Dollars Jahresgehalt zu erlangen, während letztere Summe für ein Mädchen schon einen schönen Gehalt bildet. So sind denn namentlich an den Elementarschulen größtentheils weibliche Lehrerinnen angestellt, und in Columbus (Ohio) kommen wohl 6—10 Lehrerinnen auf einen Lehrer, welcher die Schule dirigirt. Aber auch bei der sogenannten Hochschule daselbst — d. h. einer höheren Bürgerschule, die über den Primärschulen steht — sind nur 3 Lehrer, ein Rektor und 2 Assistenten, daneben aber 4 Lehrerinnen angestellt, wovon eine den im vorigen Jahre probeweise gegründeten Separatkurs für deutsche und französische Sprache versieht. Dieselbe — eine geborne Zweibrückerin und erst vor 2 Jahren ausgewandert — hat diesen Kurs zu Ehren gebracht; der in deutscher Sprache in Columbus erscheinende Westbote vom 26. Juni beschreibt die am 24. Juni stattgehabte Prüfung in der Hochschule, wobei er des erwähnten Kursus also gedenkt: Genüge es, wenn wir sagen, daß die Schüler, und besonders auch die Schülerinnen, bereits mit großer Fertigkeit lesen, schreiben und übersetzen. Manche haben sich eine so deutliche Aussprache angewöhnt, daß man den fremden Accent nur wenig heraushört. Es ist doch wohl viel, wenn Schüler, die vor einem Jahre noch kein deutsches Wort verstanden, jetzt im Stande sind, jeden nicht allzu schweren Satz, den man ihnen vorsagt, in korrektem Deutsch und in gefälliger Handschrift an die Tafel zu schreiben 2c. Dieselben Fortschritte haben die französischen Klassen gemacht. Die Schüler haben eben an Fräulein L. Th. eine ganz ausgezeichnete Lehrerin in beiden Sprachen, die ihre schwierige Aufgabe mit gewissenhaftem Eifer verfolgt. Es freut uns, sagen zu können, daß Miß Th. vom Schulrath für das nächste Jahr bereitwilligst wieder angestellt, und daß der Unterricht in der deutschen und französischen Sprache nicht länger ein Experiment, sondern eine „vollendete Thatsache" ist, wie der Amerikaner sagt. —

Aus Privatmittheilung kann ich hier beifügen, daß die Betheiligung am deutschen Unterricht in der Hochschule dreifach so stark ist, als die am französischen.

Der erwähnte Zeitungsartikel spendet zugleich dem deutschen Schulwesen großes Lob, indem er bezüglich aller Schulen die Bemerkung macht: es sei erfreulich, daß die Resulate der tüchtigsten Fachmänner und Denker Deutschlands auf diesem hochwichtigen Feld auch unter den amerikanischen Lehrern und Schulfreunden immer mehr Verständniß und Anklang finden.

Bezüglich der deutsch-englischen Schulen (wo zuerst nur deutsch, in den höheren aber auch englisch gelehrt wird) sagt er: Unsere deutschen Mitbürger sind mit Recht stolz auf ihre Schulen. Aehnliche Institute in solcher Zahl und Trefflichkeit hat keine zweite Stadt der Vereinigten Staaten aufzuweisen, und wenn man uns einwendet, daß es in den größeren Städten Deutschlands noch viel bessere Volksschulen gibt, so antworten wir darauf, daß uns dort keine bekannt ist, wo die

Schüler eine Gelegenheit haben, zugleich in zwei Hauptsprachen der Welt dieselbe Fertigkeit zu erlangen.

Zum Schlusse führe ich hier noch an, daß jede im Lehrfache angestellte Person alle zwei Jahre ein Examen bestehen muß, daß aber die Anstellung immer nur auf ein Jahr verliehen wird.

Mannigfaltiges.

* (Eine Jagdgeschichte.) Die „Köln. Ztg." ließ dieser Tage statt der sonst in der stillen Sommerzeit in der Regel auftauchenden Seeschlange einmal eine menschenfressende Schlange in ihren Spalten erscheinen, indem sie angeblich nach dem „Newy. Tablet" eine haarsträubende Schauergeschichte erzählt. Ein Soldat der Union sollte bei dem berühmten Sherman'schen Flankenmarsche, auf einem Baume sein Nachtquartier nehmend, Zeuge gewesen sein, wie sein unten am Rande eines Sumpfes schlafender Kamerad von unzählbaren Schlangen stückweise verspeist worden war, nachdem er vorher noch gleich Laokoon sich verzweifelt gewehrt. Eine der „zischenden" Bestien war sogar, als sie ein Rippenstückchen des Gemordeten vor ihren Kameraden auf den Baum in Sicherheit bringen wollte, nahe daran gewesen, den Beobachter zu entdecken und auch ihn zu verzehren, wodurch die Geschichte übrigens noch weit pakkender geworden wäre. Eine Anzahl deutscher Blätter beeilten sich, die schmackhafte Historie ihren Lesern ebenfalls vorzusetzen. Jetzt aber kommt Brehm und schreibt der „Volkszeitung": „Es gibt keine Schlange auf der ganzen Erde, auch keine der Wissenschaft bisher noch unbekannte, welche ihre Beute vor dem Verschlingen zerstückelt, keine, welche in der von dem Märchenerzähler geschilderten Weise sich beträgt.

* Die „Indépendance belge" hat eine neue Spekulation entdeckt. Ein Brüsseler Arzt ist auf den Gedanken gekommen, die Kranken in Geschwader einzutheilen und sie so durch Europa reisen zu lassen. Er nennt sein Projekt: „Gesundheitsreisen." — Jede Reise geht unter seiner Leitung vor sich, und zwar nach verschiedenen Richtungen hin, je nach der Art der verschiedenen Krankheiten. Der erste Zug, welcher am 15. Juli dieses Jahres von Brüssel abgeht, ist für die Blutarmen und Magenleidenden bestimmt. Er geht nach der Schweiz. Dann kommt — nach den eigenen Worten des Prospektus — der Zug der Korpulenten, der an Krankheiten des Herzens und der Nieren Leidenden. Dieser geht nach Italien. Mit dem Winter kommt an die Schwindsüchtigen die Reihe. Jeder oder jede Reisende muß ein reglementsmäßiges Gepäck mit sich führen. Wohlgemerkt ist in dem Programm dieses medizinischen Reiseführers nirgends gesagt, daß auch Retourbillets garantirt sind.

* (Das Fischbefreiungsfest.) Die „Rangoon Times" beschreibt ein eigenthümliches Fest der Birmanen, das „Nga Thoob Pwai". Die Birmanen halten es für ein hohes Verdienst, irgendwelche Thierleben zu retten, und während des Monats April gehen sie durch die Bazars und kaufen alle lebendigen Fische auf, die sie bekommen können, sowie Geflügel, Ziegen, Kühe und andere Thiere. Die Fische werden in einem großen See bei Rangoon, die Vögel und Vierfüßler in den dichten Wäldern in Freiheit gesetzt.

* In Newcastle ist einem dortigen Blatte zufolge ein Mädchen am Aussatz gestorben, den sie durch ihren Chignon gefangen hatte. Dieser gefährliche Putz war vermuthlich aus Haaren gefertigt, welche zu diesem Zwecke von den Hospitälern und Kirchhöfen des Orients importirt werden.

Räthsel.

Die Ersten sind häufig im menschlichen Leben.
Wenn Jemand für Wahrheit euch Täuschung will geben,
Die Beiden, sie müssen ihm helfen zum Trug;
Doch auch wenn ihr fröhlich euch gern wollt ergötzen,
Die Sitte auch wohl ohne Strafe verletzen,
Bedient ihr der Ersten euch sicher und klug.

Die Letzte ist häufig ein Spielwerk der Knaben,
Doch ward auch (geschmückt durch vielfache Gaben)
Der Jungfrauen manche durch sie schon zur Braut.
Sie führet auch sicher hinweg durch die Lüfte,
Wohl über die Seen und Berge und Klüfte,
Wenn Jemand mit Zuversicht ihr sich vertraut.

Im Ganzen herrscht lautes und fröhliches Leben,
Und was es von Völkern auf Erden mag geben,
Sich oft in demselben schon suchte und fand.
Man siehet in Eintracht hier Nonnen und Pfaffen,
Den Mohren, den Indier, den Ritter in Waffen,
Es geht mit der Türkin der Christ Hand in Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Donnerstag, 29. Juli 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Bei welcher Gelegenheit ich allmälich in das Verhältniß eines Leibeigenen zu Euch träte," bemerkte Georg, mit einem Blick tiefster Verachtung, der selbst dem herzlosen Geschäftsmann das Blut in die gelben Wangen trieb; „o ich danke Euch für das großmüthige Anerbieten und bereue nur, Euch durch meinen Besuch um so viel kostbare Zeit gebracht zu haben."

Mit diesen Worten wandte er sich ab und schritt langsam zwischen den landenden Emigranten hindurch zum Flusse hinab, wo er sein Kanoe nach dem Ufersande hinaufgezogen hatte.

„Keine Ursache zum Danken," rief Norris ihm mit einem wunderbaren Ausdruck von Biederkeit nach, „und vergeßt nicht, daß Ihr im Falle der Noth immer auf mich zählen dürft!"

Dann aber verfinsterte sich sein Gesicht zu einem häßlichen, schadenfrohen Grinsen.

„'s möchte Euch wohl gefallen, wenn ich für die achtzig Morgen Land eine gute runde Summe in Euren Schooß würfe," murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch. „Mein sollen sie zwar werden, dafür keine Noth; wenn ich aber viel mehr als nichts dafür zahle, will ich nicht Norris heißen. Pah, diese deutsche Brut! Steht der Bursche nicht in seinem Kanoe, als ob er der Gouverneur des Staates Jowa wäre? Und sein Lederhemd trägt er stolzer, als der verdammteste mexikanische Hidalgo jemals einen zerfetzten Serape um seine Schultern warf."

Und er hatte recht, dies zu behaupten, denn indem der junge Mann mit schnellen Ruderschlägen sein leichtes Fahrzeug stromaufwärts trieb, äußerte sich in seiner Haltung nicht nur der aus einer sorgfältigen Jugenderziehung hervorgegangene äußere Anstand, sondern auch ein Unabhängigkeitssinn, der in der Wildniß im Laufe der Jahre fast bis zur Störrigkeit angewachsen war. —

Als Georg eine Viertelstunde später vor seine Mutter hintrat, errieth diese leicht, daß der abschläglichen Antwort eine tiefe Demüthigung beigefügt worden war. Was sie aber errieth, das bestätigte Georg mit kurzen bitteren Worten, als er sich vor der Thüre auf den frisch grünenden Rasen niederwarf und finster nach dem im letzten Abendsonnenschein dunkelroth erglühenden neuen Fährhause hinüberstierte.

Plötzlich sprang er, wie von einer Bogensehne geschnellt, wieder empor. „Mutter!" rief er und ergriff der Angeredeten Hand mit Ungestüm; „er braucht unser Land, will aber so lange warten, bis wir gezwungen sind, davon zu gehen, nachdem wir uns überzeugten, daß unter den obwaltenden Verhältnissen sich nie ein Käufer findet! Er will uns in die Lage der Abhängigkeit von ihm bringen, allein dies soll nicht geschehen und müßte ich sein Herzblut —"

„Halt ein!" rief Frau Eckard erschreckt aus und sie erhob, wie abwehrend, die Hand. Sie wollte fortfahren, den wild Aufgeregten zu beruhigen, ihn zu warnen vor den Gefahren, entspringend aus unüberlegten, übereilten Handlungen, als ihre Aufmerksamkeit nach der Rückseite der Blockhütte hinübergelenkt wurde, von woher sie das leicht zu unterscheidende Geräusch vernahm, mit welchem auf der Landstraße mehrere Reiter in scharfem Trabe herbeieilten.

„Emigranten, die sich verirrt haben," bemerkte Georg spöttisch, indem er bis an die Umzäunung des Hofes vorschritt, „denn ohne sich zu verirren, möchte schwerlich Jemand den Weg hierher finden."

An weiteren höhnischen Bemerkungen wurde er durch den Anblick einer jungen Reiterin gehindert, die, gefolgt von einem schwarzen Dienerpaar, um die nächste Waldecke herumbog und ge-

rade auf die Thoröffnung der Einfriedigung zu lenkte.

„Ist dies die alte Fähre?“ rief die Fremde mit heller Stimme, bevor sie noch ihr Pferd angehalten hatte.

„Die alte Fähre, Madame,“ antwortete Georg, sich leicht, jedoch höflich verneigend; dann betrachtete er mit sichtbarem Erstaunen die Reiterin, die nunmehr dicht vor ihm angekommen war und die alte Frau und den noch immer mit dem Gewehr beschäftigten jungen Mann flüchtig und vornehm begrüßte.

Offenbar entging ihr die Bewunderung nicht, welche sie erregte, und wie um dieselbe noch zu steigern, richtete sie mit der verzeihlichen Eitelkeit eines 18jährigen Mädchens ihren schlanken Oberkörper etwas höher empor, während sie durch einen leichten Druck in die Zügel ihr Pferd zu einigen ungeduldigen Bewegungen zwang. Ihre dunkelglühenden Augen hielt sie dabei fest auf Georg geheftet, und wenn aus denselben ein gewisser Grad von Stolz, sogar Hochmuth hervorleuchtete, so war doch auch wieder das Wohlgefallen unverkennbar, welches sie angesichts des jungen Mannes empfand, der mit dem freien, furchtlosen Blick und der rauhen, äußeren Hülle ein so anstandsvolles Wesen verband. Der Ausdruck des bewundernden Erstaunens in seinen sonnverbrannten Zügen aber erfüllte sie mit so hoher Freude, daß eine flüchtige Verwirrung ihr das leicht erregbare Blut bis unter das schwarze üppige Haar in die weißen Schläfe hinaustrieb. Es gereichte ihr augenscheinlich zur Befriedigung, hier in der Wildniß von Jemand bewundert zu werden, der sie selbst nicht und noch weniger ihre Verhältnisse kannte, nachdem ihr in den heimathlichen Kreisen so lange von allen Seiten die unerschöpflichsten Huldigungen dargebracht worden waren, von denen sie nie genau wußte, ob sie nur ihrer Person, oder ihrer durch Reichthum bedingten unabhängigen Lebensstellung galten. Zwar deuteten ihr prächtiges Reitpferd, die reiche Ausrüstung und die Begleitung zweier schwarzen Diener auf mehr als gewöhnlichen Wohlstand; doch was kümmerte dies den Fremdling, der vor ihr stand, und der, wie sie bemerkte, seit ihrem plötzlichen Auftreten noch keinen Blick von ihrem Antlitz gewendet hatte? Ein gewisses Siegesbewußtsein lag daher auch im Tone ihrer Stimme, als sie nach der ersten Begrüßung fragte, ob sie noch an diesem Abend mit ihren Dienern und Pferden gut und sicher über den Strom befördert werden könne; dasselbe schwand indessen schnell wieder, sobald Georg, anstatt zustimmend zu antworten, einen Blick über den Strom sandte und sich dann erst ihr wieder zukehrte.

„Ich bin allerdings bereit, Euch überzusetzen,“ erwiederte er endlich zögernd, „doch erlaube ich mir zuvor die Frage: warum Ihr nicht zu der neuen und bequemeren Fähre hinabgeritten seid, wo Ihr Euch vielleicht mehr überzeugt halten dürftet, gut und sicher befördert zu werden?“

Bei dieser unerwarteten Einwendung breitete sich die Röthe des Unwillens über das Antlitz der jungen Fremden aus, und indem sie die Lippen spöttisch emporwarf, bekundete sie die Absicht, den ihr entgegengestellten Stolz durch wohlüberlegten und verletzenden Hochmuth zu strafen.

„Wen kümmert's,“ fragte sie scharf, „ob ich den Fluß hier oder dort überschreite? Es handelt sich nur darum, ob Ihr mir den geforderten Dienst leistet oder nicht, und daß ich bereit bin, Euch für Eure Mühe reich zu entschädigen, werdet Ihr hoffentlich nicht bezweifeln.“

Georg betrachtete seine schöne Gegnerin eine Weile mit einem Gemisch von freundlicher Theilnahme und Trotz, bevor er antwortete.

„Wenn ich nunmehr erkläre,“ sagte er sodann lächelnd, „daß ich recht gerne zu Euren Befehlen stehe, so ist das gänzlich unabhängig von Eurer Bereitwilligkeit, das übliche Fährgeld zu entrichten; ja, noch mehr, ich werde sogar jede Bezahlung für meine Mühewaltung zurückweisen. Widerstrebt es Euch dagegen, eine Gefälligkeit von mir anzunehmen, so steht es ja noch immer in Eurem Belieben, zur neuen Fähre hinabzureiten. Hier auf dem Ufer schlängelt sich ein Pfad hin, auf welchem Ihr binnen weniger Minuten an Ort und Stelle sein könnt; man wird Eure Freigebigkeit dort unten gewiß freudiger begrüßen als hier.“

Ueber das Antlitz der Fremden flog ein spöttisches Lächeln.

„Ihr seid sehr hochfahrend, Herr Deutscher,“ bemerkte sie alsbald mitleidig, „und scheint die Leute dort unten genau zu kennen. Man täuscht sich indessen zuweilen — doch darin täusche ich mich selbst schwerlich: daß Ihr es Eurem Konkurrenten auffallend erleichtert, Euch jedes einträgliche Geschäft aus den Händen zu winden. Ihr seid entweder noch nicht lange in diesem Lande, oder auch bereits so reich geworden, daß Ihr höchstens noch zu Eurem Vergnügen arbeitet.“

„Gut, meine schöne junge Dame,“ erwiederte Eckard, den das eigenthümliche Wesen der Fremden und deren unverkennbare Absicht, ihn einzu-

schüchtern, hoch ergötzte; „nehmen wir also an, daß Euer Scharfsinn Euch auf die richtige Spur führte, und ich mich in einer Lage befände, die mir das Arbeiten nicht mehr zur strengen Nothwendigkeit macht; vergeblich bemühe ich mich indessen zu ergründen, wodurch ich Eure gütige Theilnahme an meinem Geschick verdiene, oder was meine Lage mit der Euch zu erweisenden Gefälligkeit gemein haben könnte; die Ursache ist vielleicht darin zu suchen, daß ich nur ein Deutscher bin."

„Geht, mit Euch werde ich mich nie verständigen," versetzte die Fremde mit aufflammendem Zorn; „und hätte ich nicht meine besonderen und sehr triftigen Gründe, den Fluß gerade hier zu überschreiten, würde ich als einzige Gefälligkeit von Euch erbitten, daß Ihr mir den nächsten Weg zur anderen Fähre zeigtet. Aber kommt, helft mir vom Pferde, die würdige Dame dort, gewiß Eure Mutter, wird meinen Wünschen und Bedingungen wohl zugänglicher sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Dr. Julius Erdmann in Hannover hat einen längeren Artikel über Normal- und Handelsmilch publizirt, woraus wir folgende wichtige Angaben entnehmen. Zunächst aus dem Abschnitt über die normale Kuhmilch. Die Morgenmilch der Kühe ist die schlechteste, dann folgt die Mittagsmilch und schließlich die Abendmilch. Nach des Verfassers zahlreichen Analysen berechnen sich im Mittel für die Morgenmilch 12,03 pCt., für die Mittagsmilch 12,60 pCt. und für die Abendmilch 12,70 pCt. Nährstoffe. Die zuerst aus den Eutern fließende Milch ist die fettärmste und die zuletzt ausfließende die fettreichste. Die Milch frischmilchender Kühe, die große Quantitäten Milch sezerniren, ist zum Theil arm an Nährstoffen und besonders die Morgenmilch derselben. Als Norm für eine gute Milch des Handels nimmt der genannte Chemiker 12 pCt. und als Minimalwerth der Handelsmilch 11 pCt. Nährbestandtheile an. Milch, welche unter 11 pCt. nährende Substanzen enthält, ist von den Konsumenten zu verwerfen. Die Handelsmilch wird, wie bekannt, häufig durch Wasserzusatz entwerthet; aber auch durch das Abrahmen, wie es in vielen Städten üblich, wird eine bedeutende Entwerthung der Milch herbeigeführt, und zwar können dadurch die nährenden Bestandtheile der Milch von 12 pCt. auf etwa 7 bis 8 pCt. sinken. Wie oft wird nicht die Kuhmilch als Ersatz der Frauenmilch den Kindern als Nahrung gereicht! Es ist bekannt, daß die Milch der Frauen dünner und zuckerreicher als die Kuhmilch ist. Nach den Analysen des Dr. Tolmatchef enthält die Frauenmilch 1,22 pCt. weniger an nährenden Bestandtheilen, als die Kuhmilch, und im Vergleich der Kuhmilch mit nicht besonders nahrhafter Frauenmilch ergibt sich eine Differenz von wenigen Prozenten. Demnach kann eine verfälschte oder abgerahmte Handelsmilch leicht dünner als Frauenmilch sein. Wenn nun eine derartige sehr nahrungsarme Milch nochmals für die Kinder verdünnt wird, welchen Nährwerth mag sie dann besitzen? Sie ist jedenfalls nicht im Stande, den Organismus in naturgemäßer Weise zu erhalten und zu kräftigen. In Bezug auf die Ernährung der Kinder zitiren wir als sehr beachtenswerth folgenden Passus der Abhandlung: „Wir haben bei Besprechung der normalen Kuhmilch erfahren, daß unter Umständen die Milch von einer Kuh arm an nährenden Substanzen, und scheint es deßhalb nicht gerathen, den Kindern nur von einer Kuh die Milch zu geben. Man wird mit mehr Sicherheit eine gute und auch gleichmäßigere Nahrung erhalten, wenn man die Milch von einer größeren Anzahl gesunder Kühe nimmt, welche zum Theil frischmilchend, zum Theil altmilchend sind, und zwar ist die Mittags- und Abendmilch der Morgenmilch vorzuziehen." Zur Prüfung der Milch auf ihren Nährwerth wird den Konsumenten die optische Prüfung empfohlen. Dr. Erdmann hat auf Grund der Vogel'schen Milchproben einen neuen optischen Milchmesser konstruirt, mit dessen Hilfe jeder Käufer in kurzer Zeit und auf leichte Weise die angebotene Milch prüfen kann.

* (Komische Gerichtsscene.) Bei den gerichtlichen Verhandlungen, insbesondere vor den Strafgerichten, kommen, neben abscheulichen und ekelerregenden Thatsachen und Scenen, auch viele humoristische Bilder und Ausdrücke vor, welche die französischen und englischen Zeitungen, jetzt auch seit Einführung der Oeffentlichkeit die deutschen, gerne und zur angenehmen Belustigung der Leser zur Kenntniß bringen. Die Pariser Gerichtszeitung bringt einen Fall, der vor dem Korrektionell-Tribunal spielt, in welchem der Beschuldigte Karl Rozier, ein Handlungs-Commis, den Präsidenten in anständiger Weise über etwas aufklärt, was er wahrscheinlich besser versteht als

jener. Dieser Rozier hatte bei den letzten Zusammenrottungen in Paris aus Anlaß der Wahlen zu einem Haufen Leute allerhand sinnloses Zeug gesprochen. Von der Polizei aufgefordert, weiter zu gehen, weigerte er sich; arretirt, widersetzte er sich; auf den Posten geführt, machte er dort auch noch Skandal. — Vor dem Gerichte war er natürlich recht ruhig und gestand, daß er an fraglichem Sonntage mehr getrunken als gegessen hatte. — Als ihm nun der Präsident bemerkte: „Wenn man betrunken ist, sucht man sein Nachtlager auf“ — entgegnete der Beschuldigte: „Verzeihen Sie, Herr Präsident! gerade das Gegentheil; wenn man nicht betrunken ist, geht man zu Bette.“ Das Tribunal berücksichtigte die Wahrheit dieser Entgegnung und sprach nur 14 Tage Gefängniß aus.

* Der Doktor C..., einer der bekanntesten Prediger New-Yorks, besteigt eines Sonntag Morgens, als die Hitze eine wahrhaft tropische war, die Kanzel und ruft der andächtig versammelten Gemeinde statt aller Anrede die Worte zu: „Gott verdamm' mich, wir haben heut' eine verfluchte Hitze!“ — Durch die bestürzten Mienen und die Aufregung seiner Zuhörer, die ihren Ohren nicht trauten, aufmerksam gemacht, wischt er sich den Schweiß von der Stirn und wiederholte dennoch, jedes einzelne Wort deutlich betonend, die oben erwähnte Phrase. — Darauf heftet er einen ruhigen, frommen Blick auf die nun erst recht empörte Gemeinde und fuhr fort: „Diese Worte, meine theuren Brüder, entfuhren dem profanen Munde eines jungen Mannes, als ich gerade über die Schwelle dieses Gotteshauses ging.“ Und nun weiter predigend, nahm er das achte Gebot: Du sollst nicht fluchen! zum Vorwande seiner Predigt, während er wohl vorher über einen anderen Text zu predigen gesonnen sein mochte. Sein Vortrag war übrigens so erbaulich, daß alle Anwesenden in tiefster Rührung und mit Seelenfrieden im Herzen die Kirche verließen!

* (Ein Fräulein Offizier.) Die Frage, ob eine Dame Offizier werden könne, ist bejahend beantwortet. Fräulein Mareschal aus Gevrosin ist zum Offizier der Akademie ernannt worden. Als in dem genannten Orte die Blattern ausbrachen, hatte sich dieses Fräulein, eine Lehrerin, als intelligente Handlangerin der Aerzte besonders ausgezeichnet; sie wohnte ihren Berathungen bei und opferte ihre freie Zeit bei Tag und Nacht der Pflege der Kranken. Der französische Unterrichtsminister hat ihr für diesen löblichen Eifer die silbernen Palmen verliehen.

* (Neue Art, mit einem Mädchen Bekanntschaft anzuknüpfen.) Eine der letzten Nummern der „Times“ enthielt folgende Annonce: „Italienische Oper, Sonnabend, 3. Juli, Abends. — An diesem Orte und zu dieser Zeit hat ein hochgewachsener Gentleman eine junge Dame „„aus Zufall““ mit den Ellbogen angestoßen in dem Augenblicke, da sie durch den Hauptausgang sich zu ihrem Wagen begab. Die Dame ist gebeten, unter „„A. B. junior, Athenäum-Club, Piccadilly““ einen Brief an den Gentleman gelangen zu lassen, damit derselbe sich persönlich bei ihr entschuldigen könne.“ Das Rezept lautet also: Gib der Dame, mit der Du in nähere Verbindung treten willst, an einem öffentlichen Orte einen Rippenstoß und bitte sie dann durch die Zeitung um ein Rendezvous, um Dich bei ihr entschuldigen zu können.

* In der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ liest man: „Eine Cigarre in Cigarrettenform ist etwas Neues für Tabaksraucher. — Wir hatten Gelegenheit, uns mit dieser neuen Erfindung bekannt zu machen, und können ihr unsern ganzen Beifall zollen. Ein feiner wohlschmeckender Tabak ist in langen Streifen geschnitten, von einem aus Tabaksstengeln verfertigten Papier umwickelt, und das Ende, welches der Raucher in den Mund steckt, besteht aus einem Tabaksblatte. Hierdurch wird die Unannehmlichkeit des Anklebens vermieden, wie man sie beim Rauchen des Papieres empfindet. Eine solche feine Cigarre, die eine gute halbe Stunde vorhält, hat einen verhältnißmäßig nur geringen Preis. Dieses, von v. d. Porten und Komp. in Hamburg verfertigte Fabrikat steht bis dato ohne Konkurrenz da und findet sich in dem Polytechnischen Journal des Dr. Dingler in Augsburg, und zwar in seinem Märzheft 1868 in Hunderttheil zerlegt.“

Auflösung des Räthsels in № 88:

Maskenball.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 90. Samstag, 31. Juli **1869.**

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Georg trat bereitwillig neben das Pferd hin und den in seine offene Hand gestellten zierlichen Fuß fest umspannend, hob er die junge Reiterin leicht aus dem Sattel. Die Neger waren ebenfalls abgestiegen und nahmen das leere Pferd in Empfang, während Georg sich noch einmal schnell der stolz Davonschreitenden zuwandte.

„Meine Mutter," sagte er, mit einer etwas übertrieben höflichen Verbeugung auf jene hinweisend; „ich erlaube mir indessen zu bemerken, daß das von Euch beliebte Wort „Bedingung" auch für sie wenig wohlklingend sein dürfte."

Die Fremde zuckte als Antwort geringschätzig die Achseln, worauf sie sich mit zuversichtlichem Wesen Frau Eckard näherte, in ihrer heftigen Erregung den andern jungen Mann kaum beachtend.

„Da Ihr eine Fähre errichtet habt, zu welcher eine Tafel sogar den Reisenden den Weg zeigt, meine liebe Frau," hob sie zwar freundlich, jedoch mit zornbebenden Lippen an, „so darf ich wohl erwarten, daß Ihr für meine baldige Weiterbeförderung sorgt."

„Meine Söhne werden gewiß bereit sein, Eure Wünsche zu erfüllen," entgegnete die Angeredete befangen, „und wenn sie sich eines unfreundlichen Benehmens schuldig machten, so verzeiht ihnen — man kann in Lagen gerathen, die niederdrückend selbst auf das heiterste Gemüth einwirken," hier spähte sie verstohlen nach der untern Fähre hinüber, doch bevor sie weiter zu sprechen vermochte, stand Georg wieder vor der Fremden, sichtbar gereizt und mit einem Anfluge von Spott die Rede der Mutter aufnehmend.

„Wie ich bereits erwähnte, meine schöne junge Dame," begann er, seine Blicke herausfordernd in die funkelnden braunen Augen seiner Gegnerin senkend, „meine Mutter wollte sagen: man kann in so glückliche und sorgenfreie Lagen gerathen, daß man sich höchstens aus Gefälligkeit noch zu Dienstleistungen bequemt. Doch unsere Familienverhältnisse können für Euch nur ebenso viel Interesse haben, als die Eurigen oder die des Herrn Norris drüben für mich; ich sehe mich daher veranlaßt, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß ich zu Eurer Verfügung stehe. Bevor wir hinabsteigen, gestattet mir indessen eine Frage: „Wo gedenkt Ihr zu übernachten?"

„Im neuen Fährhause," lautete die mit einem schadenfrohen Lächeln ertheilte Antwort.

„Folgen Euch Wagen nach oder beschränkt sich Eure Reiseausrüstung auf das, was Eure Diener mit sich führen?"

„Allerdings folgen mir Wagen nach, dieselben dürften aber wohl zu spät eintreffen, um heute Abend noch völlig über den Fluß gesetzt zu werden."

„So hört denn meinen Entschluß. Ihr und Eure Diener sollt Euch binnen kürzester Frist auf dem jenseitigen Ufer befinden; dagegen bin ich weniger geneigt, Euren Wagen dieselbe Gefälligkeit zu erweisen. Sie mögen sich nach der neuen Fähre hinbegeben, wo ihr Eintreffen vielleicht willkommener ist als hier."

„Seid unbesorgt," versetzte die Fremde schnell und hoheitsvoll; „sie erhielten bereits Befehl, den andern Weg einzuschlagen; auch ich würde Euch nicht belästigen, wäre mir nicht daran gelegen, unbeobachtet hinüber zu gelangen. Lebt wohl, gute Frau," wandte sie sich darauf mit fast zärtlich klingender Freundlichkeit an die Mutter, indem sie ihr zutraulich die Hand reichte; „ich möchte Eure Söhne gern baldmöglichst einer Arbeit überheben, die ihnen recht, recht schwer zu werden scheint."

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, begab sie sich sodann auf dem gewöhnlichen Fahrwege an den Fluß hinab, wohin ihr die Diener mit den Pferden und endlich auch die beiden Brüder schweigend nachfolgten. —

Die umliegende Landschaft begann sich in schnell zunehmende Dämmerung zu hüllen, als der alte langgediente Prahm unter den kundigen Händen der jungen Leute sich vom Ufer trennte und, gehalten durch das quer durch den Fluß laufende Tau, langsam in die Strömung hineinglitt.

Seit ihrem Abschied von der Blockhütte hatte die Fremde die beiden Brüder keines Blickes mehr gewürdigt. Sie war gleich nach dem andern Ende des Fahrzeuges hinüber geschritten, wo sie sich auf den Rand der Seiteneinfassung niedersetzte. Träumerisch schaute sie vor sich auf die wirbelnden Fluthen. Sie war unzufrieden mit sich selbst und dennoch wußte sie nicht, wie anders sie hätte auftreten sollen. Es gewährte ihr eine gewisse Wollust, den übermüthigen jungen Fährmann zu kränken, und dennoch hätte sie — sie gestand es sich ja ein — lieber freundschaftlich mit ihm verkehrt und ihn nach dem Grunde der Bitterkeit gefragt, die sich so deutlich in seinem Wesen ausprägte. Die Blicke und Worte der Mutter hatten ihr zwar Manches verrathen, allein der Sohn hätte ja ebenfalls das Traurige seiner Lage offen einräumen können, anstatt ihr mit einem so maßlosen, fast wegwerfenden Stolze zu begegnen. Sie wäre dann berechtigt gewesen, ihr aufrichtiges Bedauern auszusprechen, sich so zu zeigen, wie sie im Grunde ihres Herzens war, wogegen sie jetzt unzweifelhaft für eine eigenwillige hochfahrende Abenteurerin gehalten wurde. Und dennoch, was konnte ihr daran liegen, wie oder was er von ihr dachte? Und war er abstoßend gegen sie gewesen, so hatte sie gerechten Grund, ihn zu kränken und tief zu verletzen, zumal er muthwillig und ohne erste Veranlassung von ihrer Seite ihre heitere Stimmung trübte. Welches Recht besaß er überhaupt, ihre Gedanken länger zu beschäftigen, als sie gerade mit ihm sprach?

Von Neuem fühlte sie ihren Unwillen aufsteigen, und um denjenigen, der es wagte, sie in solcher Weise zu beunruhigen, wenn auch nur durch Blicke und Geberden bis in die Seele hinein zu verwunden, kehrte sie das Haupt kurz nach ihm um.

Ihr Zorn wuchs; sie hätte in Thränen ausbrechen mögen, denn er, dem sie ihre feindlichen Gesinnungen zu offenbaren gedachte, — er, der sich in seiner rauhen westlichen Hülle geberdete, als sei er der Beherrscher der Wildniß gewesen, beachtete sie nicht. Langsam wanderte er in dem schwerfälligen Prahm an den Negern und Pferden vorbei hin und her, her mit leeren Händen, hin, das nasse Tau in den nervigen Fäusten, die Füße fest gegen die hohl liegenden Planken stemmend, den Oberkörper in entgegengesetzte Richtung gelehnt. Seine Blicke schweiften gleichgiltig stromaufwärts und abwärts; auf ihr blieben sie kein einziges Mal haften, noch weniger auf den Pferden oder den Negern. Ein tiefer Ernst, ein unerschütterliches Selbstbewußtsein ruhte auf seinen in der Dämmerung nur noch nothdürftig zu unterscheidenden Zügen und in seinen ruhigen und gemessenen Bewegungen. Wäre er das einzige lebende Wesen in dem Fahrzeuge gewesen, er hätte nicht schweigsamer, nicht gleichgiltiger erscheinen können.

Seine Verschlossenheit blieb nicht ohne Wirkung auf alle in dem Prahm Anwesenden. Schweigend unterzog sich sein Bruder der ihm obliegenden Arbeit; selbst die beiden sonst so gesprächigen Neger wagten nicht, ihren phantastischen Gedanken lauten Ausdruck zu geben. Die lange Laufleine plätscherte lustig, indem sie vorn die Fluthen verließ und hinter dem Prahm sich wieder in dieselben senkte; vor dem breiten Bug gurgelte und murmelte es geheimnißvoll. Der jungen Fremden klang es wie Hohnlachen, wie Spott, daß sie, sonst gewohnt, mit äußerster Zuvorkommenheit behandelt zu werden, von dem einfachen Fergen der Beachtung nicht werth gehalten wurde.

Von Georg wanderten ihre Blicke schnell wieder zurück, und wie um in den flüchtig entstehenden Strudeln zu lesen, starrte sie auf dieselben hin. Sie wollte ebenfalls gleichgiltig erscheinen und tändelnd peitschte sie mit ihrer Reitgerte den Wasserspiegel. Nur etwas zu hart traf sie ihn und zu fest krampfte sich die kleine Hand um das schwanke Reis; es lag daher ein gewisser feindseliger Ausdruck in ihrer Bewegung, gerade als ob sie darüber nachgedacht hätte, wie sie beim Scheiden dem Fährmann am eindringlichsten ihre vollständige Nichtachtung seiner Person begreiflich machen könne.

Da knirschte der Sand unter dem Vordertheil des Prahms, einige Fuß weit wurde er von der Wucht des durch die eigene Schwere bedingten Stoßes nach dem zweckmäßig niedergestochenen Ufer hinaufgedrängt und dann stand er plötzlich still.

Die Reisende sprang empor. Ihr war, als habe sie sich eine Ewigkeit auf dem Wasser befunden und als sei sie dennoch eben erst eingestiegen. Gleichsam mechanisch beobachtete sie die Brüder, wie sie die das Fahrzeug sichernde Kette um den am Rande des Wassers eingerammten Pfahl befestigten. Schweigend, in sich gekehrt, trat sie auf's Ufer hinaus. Ihr nach folgten die Neger mit den Pferden.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine zärtliche Mutter.

Am 20. Juli, zwischen 5 und 6 Uhr des Nachmittags, hatte sich in der Rabengasse zu Mühlhausen eine beträchtliche Menschenmasse vor dem Hause Nro. 21 zusammengezogen. Den ganzen Tag über hatten die Nachbarn aus dem Keller dieses Hauses Jammerrufe gehört. Die Menschenmenge, hauptsächlich aus Frauen bestehend, bat zwei vorübergehende Maurer, mit Gewalt in das Haus zu dringen, um die Ursache der Schmerzensrufe zu erforschen, was sogleich in's Werk gesetzt wurde. Einer der Maurer drang in den Keller ein, wo sich ihm ein gräßliches Schauspiel darbot. Er fand einen zehnjährigen Knaben, Albert Feldis, den seine Mutter, zur Strafe dafür, daß er seines schwächlichen Körperbaues wegen in den Fabriken nicht angenommen worden war, einer wahren Tortur unterworfen hatte; sie hatte ihm nämlich einen Strick um die Hüften geschlungen und ihn so an der Kellerdecke an einem Durchzug aufgehängt. Der arme Märtyrer war zugleich mit dem Hals an den nämlichen Strick mittelst einer Bindschnur angebunden, um ihn vor dem Umschnappen zu bewahren. Seine Händchen waren ihm fest auf den Rücken gebunden, und er befand sich in dieser Lage schon seit Morgens 8 Uhr, um 6 Uhr Abends wurde er aus derselben erst erlöst! Und dies war schon das dritte Mal, daß der arme Knabe also mißhandelt wurde.

Seine Mutter, dieses herzlose Ungeheuer, mußte in einem geschlossenen Wagen in's Gefängniß gebracht werden, um nicht der Volksjustiz anheim zu fallen; ohne die Energie und Geistesgegenwart des Polizeikommissärs wäre dieselbe unfehlbar gesteinigt worden. Die Wuth der versammelten Menge war nicht zu beschreiben. (Gaz. d. Trib.)

Mannigfaltiges.

* (Der Rettig als Speise- und Arzneimittel.) Der Rettig vermag den Appetit zu erwecken, wenn er vor der Mahlzeit, und die Verdauung zu fördern, wenn er nach derselben genossen wird, weil er eine stark zertheilende Kraft hat. Er verursacht aber daneben Blähungen und Aufstoßen. — Des Rettigs Tugend in der Arznei ist, daß er den zähen Schleim im Körper zertheilt und austreibt, die Brust räumt (Rettigsaft, Rettigbonbon), alten Husten stillt, sowie auch bei Steinbeschwerden und Wassersucht Linderung zu schaffen vermag. Das aus der Wurzel gebrannte Wasser, noch kräftiger aber der Saft, vermag gute Dienste bei Milz- und Leberleiden zu thun und wirkt treibend bei Nieren- und Blasenstein. Auch sagt man, daß der Saft, sowie auch der Samen allen Giften widerstehe und in früheren Zeiten kam er bei der Pestkrankheit vielfach in Anwendung. — Die Wurzel, in dünne Scheiben geschnitten und mit Salz auf die Fußsohlen gelegt, entzieht bei Fiebern die Hitze und schafft den Wassersüchtigen Linderung. Und wenn solche Scheiben mit Zucker bestreut über Nacht stehen gelassen werden, geben sie ein Wasser, welches die Finnen im Gesichte vertreibt.

* Die Annoncen-Industrie entdeckt noch immer neue Wege, namentlich in Amerika. So soll die jüngste Erfindung in Omaha, einer Stadt in Far-West, gemacht sein. Ein Annoncen-Agent ließ die gebräuchlichsten Gebetbücher drucken und zu einem sehr billigen Preis abgeben, selbst an den Kirchthüren unentgeltlich vertheilen. Dieselben waren aber so eingerichtet, daß die rechte Seite den Text der Gebete enthielt, die gegenüberstehende jedoch mit Annoncen bedruckt war. Schöne Andachtsübung! Ein Konkurrent machte es noch besser. Er miethete die Vorderseite des Predigtstuhles, um dort auf einem Zettel ein Saugfläschchen nach einem neuen System anzupreisen. — In Chicago, erzählt der „Monde“, soll der Gemeinderath die Offerte eines Spekulanten angenommen haben, der eine enorme Summe für das Recht erbot, Affichen auf dem Rücken der Policemen anzubringen. Auf Rücken, Brust und Hut anderer einherwandernder Individuen sieht man Zettel in Paris, London und den größeren Städten Amerika's häufig angebracht.

* Eine Schlangengeschichte läuft eben durch die französischen Blätter, denen wir sie nacherzählen,

so unglaubwürdig dieselbe auch klingt: „Bei Signapore hat neulich eine Boa Konstriktor ein junges englisches Fräulein, das mit einigen Freundinnen auf dem Lande im Grase frühstückte, verschlungen. Das junge, liebenswürdige Opfer trug ein Halsband von Diamanten im Werthe von wenigstens 15,000 [was?]. Die durch dieses schreckliche Ereigniß in Trauer versetzte Familie will unter allen Umständen das Halsband wieder haben. Dreißigtausend Eingeborene haben auf das Ungeheuer Jagd gemacht und darüber die Indigo-Ernte versäumt."

* Neuß. Im Frühjahre starb dahier der Schreinermeister H. auf der Mühlenstraße in dem schönen Alter von 93 Jahren. Zu seinen Lebzeiten hatte er dem hiesigen Wirthe Frz. M. öfters gesagt: er habe ihn auch in seinem Testamente bedacht und nach seinem Tode möge er sich bei seiner Familie melden, um sein Vermächtniß in Empfang zu nehmen. Dieser Tage ist endlich den Vermuthungen, worin das Vermächtniß eigentlich bestehen möchte, ein Ende gemacht worden. In dem Jahre der Noth und großer Theuerung 1817 hatte der Verstorbene bei dem Vater des Wirthes Frz. M. Brödchen, das Stück einen Stüber, gekauft. Eins derselben hatte er aufbewahrt, als Erinnerung an deren Kleinheit, und jetzt nach seinem Tode hat er's dem Sohne des Bäckers als Andenken vermacht.

* (Wohin eine Schildwache zu sehen hat.) Einem preuß. Postsekretär, welcher zugleich Landwehr-Offizier war und in dieser Eigenschaft das silberne Portepee am Degen trug, waren stets von den Schildwachen die dem Offizier zustehenden militärischen Honneurs erwiesen worden, so daß derselbe sich zuletzt berechtigt glaubte, dieselben zu verlangen. Eines Tages aber stand ein aufgeweckter Bursche auf Wache und ließ den Post-Sekretär unbegrüßt vorüber gehen. Dieser, dadurch beleidigt, ranzte den Posten an: „Warum fassen Sie nicht das Gewehr an, da Sie doch sehen, daß ich das silberne Portepee an meinem Degen trage?" — „Herr!" sagte der Posten ganz ruhig, „ich sehe nicht nach der Seite, sondern nach dem Kopf, und da tragen Sie ein Horn!"

* (Der Unterschied der Stände.) Herr: „Aber was prügelt Ihr denn Euer Weib gar so entsetzlich?"

Holzhauer: „Sie sauft mir immer von meinem Schnaps."

Herr: „Ja, sie hilft Euch ja auch das tägliche Brod verdienen, obschon Ihr allein verpflichtet seid, Euer Weib zu ernähren; — so seid doch menschlich und sehet, wie wir unsere Frauen auf Händen tragen und vergolden."

Holzhauer: „Ja, Sie, Herr, haben leicht zu reden, Sie haben Geld genug, Ihre Frauen vergolden zu lassen, wir aber könne's höchstens verbleien."

* Müller: „Pius der Neunte hat also der Deputation vornehmer katholischer Damen, die ihm zur Erinnerung an Mentana das Bild der Schlacht von Lepanto überreichten, statt des Danks sein Bedauern über den großen Luxus, den sie treiben, ausgesprochen."

Schulze: „Hat mir sehr gut vom Papst gefallen, daß er so gar keine Rücksicht nimmt. Wenn Das nun aber die Damen auch gethan hätten?"

Müller: „Ja, dann hätten sie ihm sagen müssen, daß für Frauenzimmer ein Mann, der keine heirathen darf, eigentlich der größte Luxus ist."

Lebensphilosophie.

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert;
Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert.
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, den Menschen vorgesetzet.

Räthsel.

O ginge es Jedem, wie die Erste uns deutet,
So würde stets Alles zum Besten geleitet,
Dann wäre entfernet Noth, Kummer und Pein,
Ein Jeder könnt' fröhlich und heiter dann sein.

Die Zweite und Dritte — ein sonderbar Wesen,
So leiblich als geistig — was heute gewesen,
Verändert sich morgen in Sache und That;
Hier galt kein Befehl, kein Gesetz und kein Rath.

An Braten, an Weinen, Pasteten und Kuchen,
Da kannst du, o Leser, das Ganze versuchen;
Doch fehle ich auch nicht an Wasser und Brod,
Besonders wenn Durst und Hunger dir droht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Dienstag, 3. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Ich werde oben aufsteigen," bemerkte sie zu ihren Dienern, indem sie mit der Gerte nach dem etwa zwanzig Fuß hohen Abhang hinaufwies, und sobald die Pferde sich entfernt hatten, wandte sie sich Georg zu.

„Ihr habt zwar die Absicht ausgesprochen, mich nur aus Gefälligkeit über den Fluß zu setzen," hob sie mit vornehm herablassendem Wesen an und zugleich öffnete sie die an ihrer Seite hängende kleine Reisetasche; „da ich aber nicht gewöhnt bin, von fremden Leuten, denen ich mich ungern verpflichtet fühlen möchte, Gefälligkeiten entgegen zu nehmen, so fordere ich Euch auf, Euren Preis zu stellen."

„Auf diese Art zwingt Ihr mich allerdings, von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzuweichen," antwortete Georg, ganz gegen der Fremden Erwarten, mit ruhiger Gleichgiltigkeit, wobei er kaum von der um den Pfahl geschlungenen Kette emporblickte; „damit Ihr also der lästigen Ceremonie des Dankens überhoben seid, mögt Ihr ein Fünfcentstück auf den Stein dort legen."

„Ihr meint fünf Dollars?"

„Ein Fünfcentstück," wiederholte Georg gelassen, indem er die Kette von dem Pfahl löste und Anstalt traf heimzukehren; „erscheint Euch der Preis zu billig, so erwägt, daß ich eben nur ein Deutscher bin, der seine Vortheile nicht recht zu verfolgen versteht, wie — nun — wie zum Beispiel mein Nachbar dort unten."

„Was hat Herr Norris mit Euch oder Euren Fährpreisen zu schaffen?" fragte die Fremde jetzt zornig, und eine Münze, hellklingend wie Gold, fiel hart auf den neben der Auffahrt liegenden Felsblock.

„Ah, Ihr kennt den neuen Nachbar bereits?" fragte Georg überrascht, jedoch höflich.

„Ich kenne ihn," lautete die kurze Antwort, „und ich glaube schwerlich, daß es seine Billigung fände, Euch in so seltsamer Weise über ihn urtheilen zu hören."

„Nun, nun, meine schöne junge Dame," begütigte Georg lächelnd, „ereifert Euch nicht um Norris, sondern bedenkt, daß ich vielleicht Ursache habe, wenigstens nicht günstig über ihn zu urtheilen."

Die Fremde war im Begriff, davon zu schreiten, doch blieb sie auf Georgs Erklärung plötzlich wieder stehen.

„Ich ahne, was Herrn Norris in Eurer Meinung herabsetzt," erwiederte sie vorwurfsvoll; „es ist der Umstand, daß durch die Gründung einer neuen Fähre Euch Abbruch an Eurem Einkommen gethan wurde."

„O, wer könnte ihm verargen oder verwehren, sich an irgend einer Stelle auf den Ufern des Des Moines anzusiedeln?" lachte Georg spöttisch zurück; „würde ich ihn doch ebensowenig um seine Erlaubniß bitten, wenn ich hier eine Dampffähre anzulegen gedächte. Nein, nein, mein Urtheil wird durch andere Verhältnisse bestimmt — doch irre ich nicht, so spracht Ihr die Absicht aus, auf der neuen Fähre zu übernachten?"

„Es ist dies meine Absicht."

„Wohlan, so habt Ihr vielleicht die Güte, Herrn Norris meine Empfehlung zu überbringen und ihm mitzutheilen, daß Umstände wichtiger Art mich hinderten, als Arbeiter in seine Dienste zu treten, daß ich dagegen nicht abgeneigt wäre, ihn selbst in Lohn und Brod zu nehmen."

„Ein derartiger Vorschlag ist Euch gemacht worden?" fragte die Fremde erstaunt.

„Herr Norris kann Euch am besten selbst Auskunft darüber ertheilen, wendet Euch nur an ihn,"

erwiederte Georg; und wäre es noch hell genug gewesen, würde die junge Reisende einen Ausdruck bitteren Spottes entdeckt haben, der sich bei diesen Worten über sein Gesicht ausbreitete.

Einige Sekunden stand die Fremde wie zweifelnd da, dann nahm sie das auf dem Felsblock liegende Goldstück wieder an sich, worauf sie den Abhang langsam zu ersteigen begann. Auf halber Höhe wandte sie sich noch einmal zurück.

„Für Eure Gefälligkeit sage ich Euch meinen Dank," rief sie hinab; „noch mehr aber würdet Ihr mich zu Dank verpflichten, wenn Ihr mir beim Besteigen des Pferdes behilflich sein wolltet!"

In der nächsten Minute stand Georg an ihrer Seite neben dem von einem der Neger gehaltenen Pferde. Ihren Fuß stellte sie schnell in die offene Hand des jungen Mannes, und von diesem gehoben, schwang sie sich leicht in den Sattel.

„Euren Gruß werde ich meinem Vater pünktlich ausrichten, mein Herr," sagte sie, die Zügel ordnend; „und ich bezweifle nicht, daß die zwischen ihm und Euch obwaltenden Mißverständnisse zu allseitiger Zufriedenheit gelöst werden."

„Herr Norris Euer Vater?" fragte Georg hastig und rief unwillkürlich seine jüngsten Aeußerungen sich ins Gedächtniß zurück.

Doch die Fremde antwortete nicht mehr. Durch einen leichten Schlag mit der Gerte hatte sie ihr Pferd in Galopp gesetzt, und gefolgt von ihren Dienern, eilte sie auf die zahlreichen Kochfeuer der Emigranten zu, die ihr die Lage des neuen Fährhauses bezeichneten.

Eine Weile blickte ihr Georg mit einem Gefühl der Beschämung und Unzufriedenheit über sich selbst nach.

So schön und doch so herzlos, sprach er sinnend vor sich hin; sie wird nicht anders über mich denken, als ihr habgieriger Vater. Pah! was schadet's? Ich sehe sie wahrscheinlich nicht wieder, und führt der Zufall mich dennoch mit ihr zusammen, so bin ich der Letzte, der ihr Gelegenheit böte, über mich zu triumphiren.

Er lachte. Es war ein Lachen der Selbstverspottung. Dann stieg er zur Fähre nieder.

Nur wenige Worte wechselte er mit seinem Bruder; die von ihnen benutzten Geräthschaften klapperten, und bald darauf glitt unter ihren vereinten Bemühungen der Prahm schwerfällig in die Strömung.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen. Die Sterne funkelten am Himmel und spiegelten sich geheimnißvoll in den wirbelnden Fluthen des Des Moines. Aus den Emigrantenlagern bei der neuen Fähre erschallte wild verworrenes Getöse; man feierte geräuschvoll die kühnen phantastischen Hoffnungen, die sich mit der Reise nach dem Goldlande verbanden. Hoch auflodernde Flammen beleuchteten die einzelnen Gruppen; auf der alten Fähre war es still. Ein schmaler Lichtstreifen fiel aus der geöffneten Thüre der Blockhütte ins Freie hinaus. Er rührte von dem Feuer in dem Kamin her, vor welchem die ängstlich besorgte Mutter die Mahlzeit für ihre Söhne bereitete. Die Mutter betete aus tief bekümmertem Herzen. Auf dem zum Flusse hinabführenden Abhange zirpten zahllose Heimchen.

„Es läßt sich nicht verhehlen, wir sind ruinirt," bemerkte Wilhelm, zu seinem Bruder gewendet, kurz bevor sie die Hütte erreichten.

„Hier? Ja," antwortete dieser mit vorsichtig gedämpfter Stimme; „aber die Welt ist groß und lieber verkommen im Elend, als für ihren Vater und gar unter ihren Augen Knechtesdienste verrichten."

Aeußerlich heiter traten sie zu ihrer Mutter ein, zu deren Freude die herzlichsten Grüße von der jungen Fremden, der Tochter ihres Nachbarn Norris, überbringend.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor 99 Jahren.

Vor uns liegt der Jahrgang 1770 des Zweibrücker Wochenblattes, überschrieben: „Mit Ihro Hochfürstl. Durchlaucht zu Pfalz-Zweybrücken gnädigst ertheilten Privilegio", welcher Ueberschrift das herzogliche Wappen beigedruckt ist, worauf sich das Blatt ankündigt als „Wochentlich Zweybrücker Frag- und Kundschafts-Blatt, welches Dienstags bey hiesigem Hof-Buchdrucker Hallanzy distribuiret wird." Es ist recht interessant, 99 Jahre rückwärts zu sehen und dadurch inne zu werden, welchen gewaltigen Ruck der Fortschritt in wissenschaftlicher, technischer, politischer und sozialer Beziehung in dieser nicht so gar zu langen Zeit bekommen hat; schon das Papier und der Druck des Blattes, die Sprache, dann der Umstand, daß es nur einmal wöchentlich erschien, geben einen Maßstab zur Beurtheilung der guten alten Zeit. Und erst der Inhalt der herzoglichen Verordnungen! — Unser Blatt war nämlich damals das Amtsblatt der Regierung, wie es heute noch das polizeiliche Publikationsblatt

für die hiesige Stadt und das gerichtliche Publikationsblatt für den Bezirksgerichtssprengel von Zweibrücken ist. —

Das Jahr 1770 war ein theures Jahr, denn 6 Pfund Roggenbrod stunden nie unter 14 Kreuzer, stiegen aber bis auf 22; das Paar Lückenweck à 2 Kreuzer wog zwischen 12 und 15 Loth, das Paar Spitzweck zwischen 12 und 13 Loth. — Es sind zugleich auch die Brod-, Frucht- und Fleischpreise von Meisenheim, Kusel, Bergzabern, Saarbrücken und Lautern angegeben. Das beste Ochsenfleisch kostete damals pr. Pfd. 6—7½ Kreuzer, Schweinefleisch 6—6½ Kreuzer, Kalbfleisch 4—6 Kreuzer, Bockfleisch (dessen es aber nur zeitweise gab) 4 Kreuzer. — Im Herbste wurde die Ausfuhr von Frucht, Mehl und Grundbirn verboten, sowie auch das Branntweinbrennen, Alles bei 500 fl. Strafe, wogegen die Einfuhr von Frucht, Grundbirn und Mehl zollfrei war.

Das Blatt enthält gewöhnlich folgende Abtheilungen:

Sachen, so zu verkaufen.

(Beispiel) 1. Ein Tombeau Bettlad mit einem blauen garnirten Vorhang von guter Condition; Item zwey Fenster Fürhänge von der nemlichen Couleur und ein neuer Pendulle Uhrkasten von Eichenholz, sind käuflich zu begeben: Wo? sagt Verleger dieses Blatts.

Sachen, so zu verlehnen.

1. Des Kleinen Wittib hat zwei Gartenstücker und einen halben Morgen Ackerland zu verlehnen.

Allerhand Avertissements.

1. Eine Compagnie von der Utrechter Zeitung suchet noch ein oder etliche Compagnons: Wer demnach Lusten tragen sollte, sothane Zeitung mit zu halten, kann auf hiesigem K(aiserlichen) Postamt weitere Anweisung erhalten.

Getauft in der Ev. Lutherischen Gemeinde.

Den 23. Decemb. (1769) Johann Philipp Christan, Tit. Herrn Christian Jonas Aulenbach, Landschreibers bei Hochfürstl Oberamt dahier, Söhnlein.

Copuliert.

Den 28. December. Johann Jakob Hertel, Herrschaftl. Klepperknecht, mit Maria Margaretha Hermannin von Asweiler.

Begraben.

Den 22. December. Johann Ludwig Schaber, Burger und Glasermeister dahier, seines Alters 36 Jahr.

Gestorben in der Ev. Reformirten französischen Gemeinde.

Den 22. Decemb. Johann Jakob Bouchon, B: (ürger) und Hutmachermeister, seines Alters 51 Jahre weniger 7 Tage, starb an der Auszehrung.

Brod-Tax.

Stadt Zweybrücker 2c. Fruchttax nach der neuen Maaßung. Wochentlicher Fleischtax.

Am Schlusse dann in der Regel eine herzogliche Verordnung, bekannt gemacht durch die Regierung.

In Blatt II findet sich eine solche Verordnung, also lautend: „Gnädigste Verordnung, die Verkaufung der Ziegeln und Kalkes betreffend.

Demnach Serenissimi nostri Hochfürstliche Durchlaucht zu verordnen sich gnädigst bewogen gefunden, sämtlichen Ziegleren hiesigen Oberamts publiciren zu lassen, daß bey Verlust des Handwerks die Ziegelwaaren nicht höher als um 5 fl. 32 kr. pr. 1000 Ziegeln und das Malter Kalk vor 12 Batzen verkaufet 2c. werden solten; so hat Oberamt dahier diese Hochfürstliche gnädigst Willensmeynung denen Ziegleren behörig bekannt zu machen 2c. 2c.

Zweybrücken den 28. December 1769.

Regierung."

Blatt IV enthält eine Verfügung, daß die frühere Verordnung wegen des Kartenstempels neu publicirt werde. Die Defraudationsstrafe betrug 10 Gulden.

Nro. VI enthält eine Verordnung vom 11. Januar 1770, wodurch der Kaffee mit zehn Kreuzer Accis per Pfund belegt wird.

Nro. VII Verordnung: Wer die Arbeitsleute beim Chausseebau hindert, kommt 2 Monate in den Schubkarren.

In mehreren Blättern kommen Verordnungen über Pferdszucht, Landwirthschaft, Geflügelzucht, vor, welche ganz genaue Normen und überall Abgaben für die Herrschaft enthalten, dann das Verbot des Achathandels außer Landes oder durch Einbringung fremden Achats in's Herzogthum, was Alles mit größern Strafen belegt wurde.

Kälber durften nur mit 3 Wochen zum Schlachten verkauft werden, selbst wenn sie außer Landes gingen.

Unter'm 21. Juli 1770 wurde die Anlage von Conduiten-Listen angeordnet, worin die Säufer, Spieler, Verschwender, Müßiggänger oder die andern Liederlichkeiten nachgehen und ihren Haushaltungen in der Ortnung nicht vorstehen, einzutragen und die Listen an die Polizei einzusenden

waren, welche die übel notirten dann vor sich beschied und für's erste Mal verwarnte, später aber willkürlich mit Thurm- oder andern Strafen, bei erscheinender Incorrigibilität aber zu Stock- oder Farrenschwanz-Schlägen und andern Leibesstrafen condemniren ließ, jedoch nach vorgängiger summarischer Untersuchung.

Durch Verordnung vom 25. Oktober 1770 haben „S. n. Hochfürstliche Durchlaucht zu befehlen gnädigst geruhet, daß auch die Ziegeuner und Vagabunden, welche mit Gewehr auf den Straßen und in denen Waldungen angetroffen werden, wann sie sich auf Zurufen nicht ergeben, eben sowohl als auf andere Wildpretsdiebe, Feuer gegeben, und vor jeden eingeliefert werdenden Ziegeuner und Vagabunden die nemliche Recompense, wie vor einen Wildpretsdieb, gereichet werden solle."

Nach Verordnung vom 29. November wurde die „bei denen Leichen bishero gewöhnliche kostspielige und dabey unnützliche Abgebung derer Trauerflöhren bei 20 Rthlr. (à 1 fl. 30 kr.) Strafe verboten," welche Geldbuße auch auf andere Uebertretungen gegen die Trauerordnung (die den Luxus zu vermindern bestimmt war) einzutreten hatte. — Diese Trauerordnung datirt vom 8. Juli 1747, ist uns aber nicht zur Hand, wir können deßhalb nicht sagen, ob darin auch von Abgabe der Handschuhe an Träger und Kirchendiener gesprochen ist, welche in Wahrheit nur eine Erbschaftssteuer zu Gunsten der Kaufleute bildet und die wir gerne abgeschafft sähen, nicht durch den Machtspruch eines Serenissimi, wohl aber durch den gesunden Sinn der hiesigen Einwohner.

Von Gasthäusern wird das Lamm, der Schwanen, der Engel und die Dreikönige genannt, sowie der damals schon eingegangene Anker; die Lage der drei letzten ist uns nicht bekannt, das Lamm besteht dem Namen nach heute noch, und der eingegangene Schwanen war im Ciolini'schen Hause an der Ecke der Landauer Straße, die daher bis in die 1830er Jahre die Schwanengasse hieß.

Unter den Straßen erscheint zum Oeftern die Kirchhofstraße (jetzige Fruchtmarktstraße), dann aber auch ein Gablesgäßchen und eine Landschaftsgasse, deren heutige Benennung wir nicht wissen. Am häufigsten wird die vordere Gasse und die hintere Gasse genannt.

Das Blatt Nro. LI enthält als erste Ankündigung: „Bey dem Sattlermeister Auerbacher, in der Vorstadt wohnhaft, ist rechter guter 66er Wein, die Maas zu 8 Batzen, zu haben." — Heute heißt es: Bei dem Sattlermeister Auerbacher, in der Fruchtmarktstraße wohnhaft, ist rechter guter 68er Wein, die Maß zu 8 Batzen, zu haben. — Dies ist der sogenannte wirklich recht gute Volkswein, wovon der Schoppen 8 Kreuzer kostet.

Finden unsere Leser Gefallen an obigen alten Erinnerungen, so werden wir noch mit einigen Jahrgängen aufwarten.

Mannigfaltiges.

* Dem Petroleum ist in jüngster Zeit ein neuer Konkurrent entstanden, der seinen Einzug aus England hält und unter dem Namen „englisches Petroleum" auf den Märkten erscheinen wird. Es ist dieses Petroleum ein ähnliches Destillat, wie das „deutsche Petroleum", und soll an Schönheit und Güte die Mitte zwischen dem amerikanischen Naturöl und dem deutschen Petroleum halten. Proben dieses neuesten Industrieproduktes sind bereits auf dem Wege nach allen größeren Plätzen des Kontinents.

* (Geschwänzte Menschen.) Ein Mr. A. Cameron hat sich an die ostindische Regierung um Gewährung der Mittel zu einer Expedition in das Innere der Insel Borneo gewendet, um eine neue Menschen-Race zu entdecken, von welcher Handelsleute erzählen. Die Race besteht aus geschwänzten Menschen, die mit keinem andern Eingeborenen der Insel in Verkehr treten und sich ausschließlich vom edlen Waidwerk nähren. Cameron verlangt nicht viel, namentlich aber Waaren für Tauschhandel und weittragende Gewehre, erstlich zur Vertheidigung und dann zu dem Zwecke dienend, falls das „Einfangen" von Weibern und Kindern mißlänge, doch ein „todtes Exemplar" heimbringen zu können. Er wirft dabei die naive Frage auf, ob ein solcher Akt in die Rubrik „Mord" fallen würde.

Auflösung des Räthsels in № 90:

Wohlgeschmack.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Donnerstag, 5. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

3.

Genau vierundzwanzig Stunden hatte Sarah Norris sich bei ihrem Vater befunden und wiederum senkte sich eine liebliche Frühlingsnacht auf die stille Landschaft und den Strom mit seinen zahlreichen Inselchen und Treibholzklippen.

Beide saßen vor dem Hause auf einer Stelle, von welcher aus sich ihnen eine weite Aussicht über das Flußthal bot. Auch die öde alte Fähre erreichten ihre Blicke. Ein matter Lichtschimmer bezeichnete die Lage der Blockhütte; die zu derselben gehörigen Fahrzeuge waren dagegen im Schatten des Ufers verborgen; sie fielen mit dem dunklen Hintergrunde in eine einzige unentwirrbare Masse zusammen.

Die letzten für diesen Tag bestimmten Frachten waren eben gelandet worden und vorsichtig schob man die Prahme an ihren entsprechenden Laufleinen einige Schritte weit vom Ufer ab, wo man sie befestigte. Man wollte dadurch dem Festsaugen der breiten Böden auf dem sandigen Grunde vorbeugen und das Flottmachen am folgenden Morgen erleichtern. Mit innerer Befriedigung übersah Norris die belebte Umgebung seines Hauses. Auch in den Waarenräumen herrschte zu seiner Freude noch reges, geräuschvolles Treiben; in denselben drängten sich durch einander vorzugsweise solche Emigranten, die gleich nach Tagesanbruch ihre Reise nach dem Westen fortzusetzen gedachten.

„Sehr unlieb ist es mir," bemerkte er im Verlauf der Unterhaltung, als seine Blicke zufällig das matte Licht der alten Fähre streiften; „sehr unlieb in der That, meine theure Sarah, daß Du nur um der Ueberraschung willen Dich von den Eckards über den Fluß setzen ließest, was Du hier auf unserer eigenen Fähre weit bequemer gehabt hättest."

Sarah spähte eine Weile aufmerksam nach dem fernen Licht hinüber, bevor sie antwortete.

„Ich glaubte wirklich durch mein unverhofftes Erscheinen Dir Freude zu bereiten," sagte sie endlich mit einem Anflug von Trauer; „und unbillig kann es doch unmöglich sein, wenn man den armen Leuten einen geringen Vortheil zuwendet."

Sie scheute sich, ohne selbst zu wissen warum, einzugestehen, daß sie die Hilfe der beiden Brüder nur als eine Gefälligkeit entgegen genommen hatte.

„An die paar Cents denke ich nicht," bemerkte Norris mißmuthig; „ich hätte sogar lieber hundert Dollars verloren, wenn Du dafür nicht auf die wunderliche Idee der Ueberraschung gerathen wärest. Oder glaubst Du etwa, es spräche sich nicht in den Karawanen herum, daß meine eigene Tochter die alte Fähre der neuen vorgezogen habe, in Folge dessen ohne Zweifel einzelne Reisende Deinem Beispiele folgen werden?"

„Und ist das ein Unglück?" fragte Sarah vorwurfsvoll; „die Eckards scheinen so ehrenhafte Leute zu sein, denen ein besserer Erfolg wohl zu gönnen wäre."

„Sie sind und bleiben immer nur Deutsche," wandte Norris gleichgiltig ein.

„Gewiß bleiben sie das," warf das junge Mädchen sich mit Wärme zur Vertheidigerin der bedrängten Familie auf; „aber Deutsche, die, augenscheinlich den besseren Ständen entsprossen, einen bei Arbeitern sonst nicht gewöhnlichen Grad von Bildung besitzen und daher auch wohl doppelt tief empfinden, wenn man ihnen mit beleidigender Geringschätzung begegnet."

„Ja, ja, meine Tochter," erklärte Norris spöttisch; „sie sind stolz wie indianische Häuptlinge,

die, außer ein paar Loth Farbe und einigen Federn, kaum etwas ihr eigen nennen, um ihre Blöße damit zu decken. Hahaha! Aber ihr Stolz soll bald genug gebrochen werden; Hunger thut weh und tödtet langsam, hahaha!"

„Müssen denn die armen Leute durchaus unglücklich gemacht werden?" fragte Sarah jetzt in klagendem Tone, denn die Herzlosigkeit ihres Vaters hatte sie bis in die Seele hinein schmerzlich berührt.

„Gerade das Gegentheil von unglücklich," antwortete Norris leichthin, „denn dadurch, daß ich sie zwinge, von hier fortzuziehen, biete ich ihnen nur Gelegenheit, sich anderweitig mit besserem und schnellerem Erfolge empor zu arbeiten. Ja, sie müssen fort, denn es läßt sich nicht leugnen, daß sie auf viele Meilen stromaufwärts und abwärts die zur Anlage einer Stadt geeignetste Stelle in ihrem Besitze halten. Blieben sie so lange hier, bis sie dies selbst einsähen, möchten sie mir die lumpigen achtzig Morgen über die Maßen vertheuern, wogegen sie jetzt, bevor noch die Reisesaison vorüber, mir die Scholle zum halben Regierungspreise anbieten und es mir danken werden, wenn ich auf ihr Anerbieten eingehe. Ja, ja, meine Tochter, es ist keine schlechte Spekulation, in die ich mich eingelassen habe, denn Du wirst sehr bald erleben, daß hier eine Stadt aus der Erde wächst, welche Dir zu Ehren als Sarahville oder Sarahtown auf den Karten verzeichnet werden soll."

„Ich sehne mich nicht nach dieser Ehre."

„Gut, meine Tochter, so nennen wir sie Norrisville, was vielleicht noch stattlicher klingt."

„Die armen Leute sollen also unwiderruflich und unbarmherzig aus ihrem Besitzthum, auf welchem sie wohlhabend werden könnten, vertrieben werden?" fragte Sarah nach einer längeren Pause tiefen Sinnens.

„Unwiderruflich, aber nicht unbarmherzig," entgegnete Norris entschieden; „denn wäre ich unbarmherzig, würde ich schwerlich dem übermüthigen Burschen angeboten haben, in meinen Diensten sein tägliches und reichliches Brod zu essen."

„Was würdest Du antworten, wenn Herr Eckard Dir anböte, in seine Dienste zu treten?"

„Verdammt! Ich würde ihm mit klaren Worten begreiflich machen, daß er wahnsinnig sei."

„Wie aber würde es Dir gefallen, wenn er Dich dennoch überflügelte, wenn er auf seinem Grund und Boden wohnen bliebe, und endlich, wenn Du im nächsten Jahre eine Dampffähre hier vorfändest, welche in einem Tage so viel leistete, wie Deine beiden Prahme nicht in einer Woche?"

„Die Idee ist nicht schlecht, meine Tochter," versetzte Norris, indem er billigend das Haupt wiegte; „ich dachte bereits daran, allein es erschien mir sicherer, vorher einen Versuch mit Prahmen zu machen. Uebrigens, wenn die Eckards Lust haben, eine Dampffähre einzurichten, so bleibt es ihnen unbenommen; ich würde mich sogar sehr freuen," fügte er höhnisch hinzu, „wenn ich sie plötzlich so großartig auftreten sähe, hahaha! Besitzen sie, außer den erforderlichen Geldmitteln, doch Alles, was zu einem derartigen Unternehmen gehört."

„O, das Geld möchte sich vielleicht herbeischaffen lassen," bemerkte Sarah halblaut, wie zu sich selbst sprechend.

Norris wandte sich mit einer heftigen Bewegung seiner Tochter zu und betrachtete argwöhnisch das liebliche, kaum noch erkennbare Profil, welches so ruhig, so nachdenkend in die Nacht hinausschaute.

„Klingt es doch fast, als hättest Du nicht übel Lust, dem Bettelvolk Mittel vorzustrecken und es in den Stand zu setzen, Deinem Vater gefährliche Konkurrenz zu machen!" sagte er endlich langsam und jedes einzelne Wort besonders betonend.

„Wäre ich etwa zu tadeln, wenn ich der würdigen Frau und ihren Söhnen meinen Schutz angedeihen ließe?" fragte Sarah mit wunderbar innigem Ausdruck zurück; — „wäre ich zu tadeln, wenn ich ihnen den Schaden einigermaßen zu vergüten trachtete, welchen sie durch Dein Unternehmen nothwendiger Weise erleiden müssen?"

„Und Du frägst noch?" fuhr Norris bitter auf; „freilich durch die letztwillige Verfügung Deiner verstorbenen Mutter kann Dich leider Niemand mehr hindern, das Dir von ihr überkommene Vermögen Deinen tollen Launen zu opfern; allein erwägst Du auch wohl, daß Du mich durch einen derartigen Schritt verleiten könntest, über mein Vermögen derartige Bestimmungen zu treffen, daß Dir nie ein Cent davon zu gute käme?"

„Letzteres, Vater, steht ganz in Deinem Belieben und verursacht mir nicht die Sorge einer Minute," antwortete Sarah traurig; „aber glaube mir, alle Schätze der Erde vermöchten mich nicht dafür zu entschädigen, trüge ich das Bewußtsein mit mir herum: unterlassen zu haben, ein Unrecht zu sühnen, welches zu sühnen in meiner Macht lag."

„Das sind Ansichten, wie sie Dir vielleicht in der Pension gepredigt wurden," wandte Norris zornig ein, indem er sich erhob; „allein hier, auf der äußersten Grenze der Civilisation, halten sie die Probe nicht aus. Du bist volljährig, ich erkenne es an, Du kannst mit Deinem Vermögen nach Willkür schalten und walten; allein Dich in meine Geschäfte zu mischen? Sarah, Sarah, ich rathe Dir, treibe mich nicht zum Aeußersten, erwecke nicht den Wunsch in mir: daß Du den Weg nicht hier heraus gefunden haben möchtest!"

So sprechend begab er sich ins Haus, seine Tochter in einer schwer zu schildernden Stimmung zurücklassend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Curiosum.) In Wien las an dem jüngsten Besprechungsabend des Vereins „Wiener Gewerbebund" Hr. Ingenieur C. Kohn unter Heiterkeit aller Anwesenden einige Seiten eines Werkes aus dem Jahre 1468 vor, welches damals als „Leitfaden für die Heranbildung junger Kaufleute" erschienen war. Wir lassen das kaufmännische Lehrbuch hier in seinem Urtexte selbst reden und stellen alle Bemerkungen über Form und Inhalt der Belehrung unsern Lesern anheim.

„Allerhand Hantirungen fir junge Leite, so sich der Krämerei, und Handl besleißen tun bei Kauf, Verkauf und Tausch, bei Hauß und Jarmark. Genommen und verteuscht aus der wahrhaftigen Cronica, seit die Welt stehet biß auf diß Jahr von Eusebius Meinert, so man zählt 1468 nach Christo.

Frankfurt a. M.

So der Junge in die Ler kumt bey die Krämerei fire im von ainer Schachtel zu Andern, alldiweil aber die Jungen nicht lesen kann, binde Zibeben auf die Zibebenschachtel, Sißholz auf die Sißholzschachtel, auf die andere junlprix bis der Bengel lesen kan, und herangewaksen ist. Findet er alles von Selbstem alleiniglich, so ist firrwaar als fertiger Helfer oder Junker nit mer mit Maultaschen zu behandeln, auch daß Schneuzen törf im nicht vor die Kunden befollen werden, weil es sonst rott wird. Frumbheit ist die erste tugentliche Aigenschaft eines Kremers, doch hast du auf dein Nuztail zu hantiren. Bei Maß und Gewicht sain allerhand Kunst zu machen, wann du fir 2 Pfennige Kimel missen tust, halte das Mäßlein fein krum, als hettest Du das Raißen in deiner Hant, mit der andern Hant fille ain, und ehe es fol ist, stirze es der Kunde im Topf. — So du Honig auf die Wag gibst gebe Staine als Gewicht, so daß dein Töpflein tiffer stehet, sonst hast du kain Gewin. Wigehst du mit der Hantwage Pfeffer iber 3 Pfennige, so schnelle mit dem langen Finger der linken Hand das Zingelein, so daß man glauben tut es is mehr als man verlangt. — So du eine Ele Hansfbendlein oder Waiszeig meßen tust, so halte den Daum der rechten Hant mit der Fleischsaite auf das Bändelein, beim Abschneiden aber überbige dein Daumlein bis zur Nagelwurzel so gewinest du bei jeder Ele eine Nagellenge, bei Ainkaufe tuhe das verkerte dieser Reguln. — So du Baumehl mißest thue das Ziment lange abtraufen laßen, geuße aber schnell das Ehl in deiner Kunde Töpflein, und hänge dein Zimentlein im Stander, so wirst Du zu was komen. — Ist dir an aine Kundin was gelegen so mache dich gefelig, sage das sie schönleebig seye, und du wohlgefalen an Jr findest, sie wird geblendet sein und kanst auf vortheilhaften Verkauf sicher sain, auch wenn die Weiber häßlich, und narbig sind tuhe ihnen schön, es bringt Nutz. — Ist dir an eine hibsche Kundin gelegen, so mache Dich gefällig, mache den Zeigefinger an die Zunge naß, greife ihr damit auf die Bake oder Halskraus, tuhe als hettest du ein Ungeziffer gefangen, werfe es auf die Erde und trette darauf, sie wird dir danken fir den freundschaftlichen Dienst, den du ihr gethan, pringt dir Nutz. — Wen dir ain Rathsherr, oder ainer von der Geistlichkeit etwas nach Elle oder Gewicht abkaufen tut oder gar nach Mäßlein, so laß alle Vortheilhaftigkeiten weg, dese gelarte Herren tun alles nachwiegen und werden dich darob und sonderlich eren. — Farst du auf Jarmark durch Hern-Gauen oder Wald, nimm kleine Rad an dain Wagen, und hüte dich, daß du kaine Grunduhr zahlen must, sonst ist dein Gewinn verloren. (Die Kaufleute mußten damals ihren mit Waaren bepackten Wägen nur kleine Räder geben, damit die Wägen auf den schlecht erhaltenen Straßen nicht leicht umwarfen. Kaufmannsgüter, welche den Boden des Fahrwegs berührt hatten, gingen nämlich schon durch das Berühren des Bodens allein in das Eigenthum des Grundbesitzers über.) — Deine Gröscheln und Pfennige trage fleißig in den Leibgurt, und laß nicht merken, daß Du ainen solchen hast, so du aine Brennsuppe kaufest gebe nur ein zwei Pfennigstück zum auswechseln, daß man kein Geld bei dir glaubet,

Gaudiebe sind überall. — Wirst du selbstständiger Krämer, so geh alle Woche 2mal zur Meße, und alle 14 Tage zur Peichte, aber nur in dein Sprengl, wo du als ansentlicher Kaufherr wirst geert werden und kain pöser Lenmund prinkt dir Schaden. — Als Anhang zu diesem Püchlein fin Rechen Exempuln allerhant frembländischer Gewichte und Minzen, Teutschz und Lateinische Namen als statt Eibischthee, Floris hibiscus, Süßholz Radix Liquiricia statt Juniprix u. s. w. weiter, so du fleißig studiren solst, auch ain grines Käplein ist dir anzuratten."

* Als Kaiser Joseph II. das französische Theater in Wien aufhob, beklagte sich der französische Gesandte Bretevil und sagte zum Kaiser: „Sire, nun habe ich kein Vergnügen mehr! Was soll ich nun in Ihrem deutschen Schauspiele?"

„Dasselbe, was meine Gesandten in Paris in Ihrem französischen machen," antwortete der gutgelaunte Kaiser — „sie lernten Französisch!"

Gemeinnütziges.

* Ueber Fleckenreinigung macht Prof. R. Böttger folgende dankenswerthe Mittheilungen: Zur Entfernung der von Rothwein oder Heidelbeeren herrührenden Flecke aus Tischtüchern 2c. bestreut man die betr. Stellen dünn mit fein pulverisirter Weinsäure und überschüttet sie dann mit Javelle'scher Lauge (Lösung von unterchlorigsaurem Natron.) Zur Entfernung von Silberflecken (aus der Wäsche der Photographen 2c.) bewährt sich immer noch am besten die vorsichtige Anwendung einer warmen konzentrirten Lösung von Cyankalium; zur Beseitigung von Dintenflecken eine konzentrirte heiße Lösung von saurem oxalsaurem Kali (Sauerkleesalz). Zur Vertilgung von selbst jahrealten Rostflecken ist nichts geeigneter, als die befleckte Stelle in eine siedend heiße, gesättigte Lösung von Sauerkleesalz einzutauchen und dann mit recht feinem Zinnstaub zu bestreuen. Die Rezepte sind meist bekannt, werden aber häufig falsch und in Folge dessen ohne den rechten Erfolg angewandt.

Literarisches.

Von der in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten „Allgemeinen Familienzeitung" liegen uns wiederum zwei Hefte, VI. und VII., vor, und freut es uns, das diesem Unternehmen früher gespendete Lob auch auf's Neue wiederholen zu können. Dem reichen Inhaltsverzeichnisse entnehmen wir u. A.: „Der Schmuck des Inka", Erzählung von Karl Frenzel; „Die Geheimnisse einer kleinen Stadt", Novelle von Max Ring; „Der Zauberer des Hochgebirgs", Erzählung von Heinrich Noé; Novelletten, naturhistorische, kulturhistorische und historische Beiträge von Gerstäcker, A. Becker, Paul Sirano, Marie Calm, M. Ruhland, W. Baer, Amlacher, Eggert, Ettmüller, Greif, Otfrid Mylius, Mühling, Schwanfelder, Paul Stein u. s. w. Die sehr sauber ausgeführten Illustrationen zeigen zunächst folgende Porträts: Ferd. v. Lesseps, Königin Victoria, Prinz Karl von Preußen, Vizekönig von Egypten, Professor Dr. Justus v. Liebig, Anton Rubinstein, Kronprinz von Preußen, sowie die Oppositions-Kandidaten des Seine-Departemens: Desiré Bancel, Leon Gambetta, Ernest Picard, Jules Simon und Eugen Pelletan. Ferner: Suez mit den neuen Hafenanlagen am Eingange des maritimen Kanals; Anfangspunkt des neuen Temse-Tunnels beim Tower; Zwei Ansichten von Cherbourg; Eine Wahlversammlung im Gymnase Triat zu Paris; Das Emporschrauben der Häuser in Chicago; Der verankerte Luftballon in London; der Platz vor dem Pariser Stadthause bei der Eröffnung des Resultats der Wahlen; Die Gräber der englischen Offiziere auf dem Cathcart-Hügel bei Sebastopol; Die Ruinen der Hauptstraße von Sebastopol, und endlich die Uebungsschule der großen Velocipède-Fabrik in der Rue Jean-Goujon in Paris. —

Gegenüber dieser Masse des Gebotenen ist der Preis von 21 kr. rhein. pro Heft, enthaltend 8 Folio-Bogen = 192 Spalten, ein so überaus wohlfeiler, daß es hier wahrlich keiner weiteren Empfehlung bedarf, indem das Unternehmen selbst am besten für sich spricht.

Lebensphilosophie.

Was dem lechzenden Boden der Regen, das ist dem Menschen die Freundschaft — Erquickung.

Ein Augenblick, wo das Herz genießt, wiegt Stunden auf, wo der Körper schwelgt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Samstag, 7. August 1869.

Stimme der Sterne.

Edle, die ihr nach Erleuchtung schmachtet
In der Erde düsterm Nebelthal,
Nicht im Staube sucht, wornach ihr trachtet —
Aus den Höhen kommt der Wahrheit Strahl!
Dort hat Dämm'rung noch den Geist umgeben,
Was er spricht, ist oft ein schimmernd Nichts;
Auf zu uns muß er den Fittig heben,
Weisheit schöpfen aus dem Quell des Lichts.

Dulder, die ihr bang und thränenmüde
uf den Trümmern eurer Freuden steht,
Floh darum aus eurer Brust der Friede,
Weil das Glück euch seine Kugel dreht? —
Richtet still das Auge nur nach oben;
Ruhig wandelt seine Bahn der Stern —
Mögen unter ihm die Stürme toben —
Denn ihn leitet ja die Hand des Herrn.

Pilger an des Lebens Scheidewegen,
Deren Blick der Heimath Spur verlor,
Unser Licht glänzt freundlich euch entgegen,
Und zu uns führt euer Lauf empor.
Trauert ihr um früh entschlaf'ne Lieben?
Löscht der Tod auch euch die Fackel aus —
Zaget nicht: Am Himmel steht's geschrieben:
„Ueber Sternen ist das Vaterhaus!"

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Ein schmerzlicher Seufzer war die einzige Antwort auf die herzlose Erklärung ihres Vaters, der dadurch, daß er sie seit ihrer frühesten Kindheit stets fern von sich hielt, sich ihr gänzlich entfremdet hatte. Einen Augenblick schien die ihr innewohnende Leidenschaftlichkeit die Oberhand zu gewinnen, dann aber erfüllte sie nur noch das Gefühl einer unendlichen Vereinsamung. Ihr war, als ob das Blut aus ihren Wangen plötzlich zum Herzen zurückgewichen wäre, um in demselben zu stocken und zu erstarren. Ihre Augen brannten, allein keine Thräne drängte sich in dieselben, ihren Schmerz zu lindern, ihre Brust zu erleichtern. Wie ganz anders hatte sie sich den Empfang bei ihrem Vater vorgestellt, und wie ganz anders hatte sie bisher die vollständige Vernachlässigung seiner väterlichen Pflichten, sein Verleugnen jeder väterlichen Zuneigung, diese traurige Folge einer unersättlichen Habgier, eines blinden, ihn gleichsam berauschenden Spekulationsgeistes gedeutet! Sie hatte gehofft, einen treuen zärtlichen Vater zu finden, dem sie in seinen müßigen Stunden und selbst bei seinen, nach ihrer Ueberzeugung anstrengenden Geschäften eine ebenso treue Tochter wie Gefährtin zu sein gedachte, und nun sah sie sich plötzlich von ihm, wie eine Art Hinderniß, mit kalter Berechnung zurückgewiesen.

Ihre Blicke hafteten unverwandt an dem von der fernen Blockhütte ausgehenden Lichtschimmer. Der junge Fährmann, der ihr, trotz seiner bedrängten Lage, mit so viel Stolz begegnete, trat ihr lebhaft vor die Seele. Sie glaubte in seine ernsten Augen zu blicken, die einen so hohen Grad von Rechtschaffenheit, so viel festen Willen und dabei doch eine so unbegrenzte Ehrerbietung ausstrahlten, wenn sie sich auf die Mutter richteten. Und dann die alte Frau selbst, mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher bangen Besorgniß sie zu ihren Söhnen sprach, während sie, um dieselben nicht zu betrüben, den eigenen Kummer zurückzudrängen suchte! Erst nachdem sie ihren Vater gesprochen, erst nachdem er ihr die Verhältnisse der Bewohner der alten Fähre ausführlicher geschildert hatte, waren ihr die zwischen den einzelnen Mitgliedern jener Familie gewechselten Worte und Andeutungen verständlich geworden,

vermochte sie den Zusammenhang zu ahnen, den ihr entgegen getragenen unbändigen Stolz richtig und in vollem Maße zu würdigen.

„Daß ich den Weg nicht hierheraus gefunden hätte!" wiederholte sie, wie unbewußt, die letzten Worte ihres Vaters. Das Licht in der Blockhütte schien sie zu grüßen, sich nach ihr zu sehnen; es spiegelte sich in den verdunkelten Fluthen des Stromes, wo der milde Schein sich verlängerte, immer weiter und weiter auf die neue Fähre zu, als hätte er zwischen dieser und der Blockhütte vermitteln wollen. —

Die Nacht schritt vor; Sarah saß noch immer auf derselben Stelle; Niemand kümmerte sich um sie. Erst als in den verschiedenen Lagern ringsum allmälich der Lärm verstummte und nach harter Tagesarbeit die Ermüdung ihr Recht geltend machte, zog sie sich in ihr Gemach auf der nach dem Flusse hinaus liegenden Seite des Hauses zurück.

Ueberwältigt von den in ihrer Seele wogenden Zweifeln warf sie sich angekleidet auf's Lager, allein der Schlaf blieb ihr fern. Stunden verrannen, sie merkte nicht das Enteilen der Zeit; schmerzlich sinnend und grübelnd lag sie da. Wie mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie endlich nach dem Fenster hin, von welchem aus ihr die Aussicht auf die stille Blockhütte offen stand.

Das Licht schimmerte ihr noch immer, wenn auch matter, entgegen, es strömte von dem Kamin aus, in welchem die letzten brennenden Holzkohlen gleichsam einschlummerten.

Da glitt der Schatten eines Mannes zwischen sie und das ferne Licht, und deutlich gewahrte sie, daß er auf sie zuschlich.

Es war eine liebliche Sternennacht; demjenigen, der sich selbst an dunklem Orte befand und dessen Augen sich an die nächtliche Beleuchtung durch langes Hineinstarren in dieselbe gewöhnt hatten, wurde es nicht schwer, einzelne Gegenstände selbst in der weiteren Umgebung zu unterscheiden. So erkannte auch Sarah ihren Vater und seine geheimnißvolle Annäherung mit freudigem Herzklopfen einem unwiderstehlichen Triebe zärtlicher Besorgniß für sie zuschreibend, harrte sie gespannt darauf, daß er dicht vor das Fenster hintreten und lauschend sich von ihrem ruhigen Schlummer überzeugen würde. Vorsichtig lehnte sie sich zurück; sie wollte unentdeckt bleiben, wollte ihm die Freude nicht verderben, sie unter dem Dache seines neu gegründeten Hauses in sorgloser Ruhe angetroffen zu haben.

Und er trat wirklich vor das Fenster hin und er lauschte auch; allein während sein Ohr dem verfinsterten Gemach zugekehrt war, spähte er ängstlich umher, als hätte er befürchtet, selbst bemerkt zu werden.

Nach wenigen Minuten schlich er wieder davon, augenscheinlich zufrieden mit dem Erfolge seiner Beobachtung, dagegen beibehaltend das geheimnißvolle mißtrauische Wesen, welches sich deutlich in seinen Bewegungen bekundete.

Befremdet blickte Sarah ihm nach, als er, anstatt ins Haus zurückzukehren, auf den nur wenige Schritte entfernten Fluß zuschritt und dann plötzlich im Niedersteigen hinter dem Uferabhange verschwand. Mit Besorgniß erfüllte es sie dabei, daß er einen Gegenstand in der Hand trug, der, zu kurz, um als Stütze beim Gehen zu dienen, mehr Aehnlichkeit mit einer Waffe hatte.

Daß er unentdeckt zu bleiben wünschte, unterlag keinem Zweifel, ebenso daß nichts weniger als väterliche Liebe ihn vor ihr Fenster führte. Ein Gefühl, als ob eine unredliche Handlung vor ihren Augen ausgeführt werden solle, hatte Sarah zwar nicht, allein eine unbesiegbare Angst trieb sie an, Norris zu beobachten, gleichsam über ihn zu wachen und ihn vor Unheil zu bewahren, während auf der andern Seite eine heimliche Scheu sie abhielt, sich ihm zu verrathen. Es machte sich eben der Mangel eines kindlichen, hingebenden Vertrauens geltend, welches schon im zartesten Jugendalter erstickt worden war, durch das jüngste Wiedersehen aber nicht zu neuem Leben hatte wachgerufen werden können.

Sobald Sarah ihren Vater nicht mehr sah, öffnete sie das Fenster etwa eine Hand breit und dann lauschte sie aufmerksam ins Freie hinaus, um nun aus dem etwa zu ihr dringenden Geräusch auf Norris' weiteres Verfahren schließen zu können.

Längere Zeit hindurch blieb Alles ruhig. Nur das Gurgeln und Sprudeln vernahm sie, mit welchem die eilenden Fluthen sich vor den breiten Fährbooten brachen. Letztere befanden sich in ihrem Gesichtskreise und hoben sich ziemlich scharf von dem durch den gestirnten Himmel dürftig erhellten Strome ab. In den verschiedenen Lagern der California Emigranten herrschte tiefe Stille; gedämpft klang aus weiterer Ferne der Gesang der die Heerden der Zugthiere bewachenden Hüter.

Da tönte ein eigenthümliches Knirschen und Reiben aus dem einen Fährboot herauf. Schärfer spähte Sarah hinab; sie glaubte den vornüber geneigten Oberkörper ihres Vaters zu erkennen, der mitten in dem Fahrzeug kniete und angestrengt arbeitete.

Mehrere Minuten verrannen; Norris richtete sich wieder empor und nachdem er argwöhnisch nach dem Ufer hinaufgelauscht, schlich er leise und behutsam in den andern Prahm hinüber.

Auch hier arbeitete er eine Weile, tief über sein Werk geneigt, in derselben emsigen Weise, und als er sich erhob und gleichzeitig das reibende Geräusch verstummte, schien es, als ob das Gurgeln und Sprudeln sich verstärkt und zugleich einen hohleren Ton angenommen habe.

Sarah ahnte noch immer nicht, was ihr Vater bezweckte. Als er aber endlich, nachdem er die Prahme wohl eine Viertelstunde aufmerksam betrachtet hatte, an's Ufer sprang, entdeckte sie, daß er beide angebohrt hatte und nur noch ein geringer Wasserzufluß erforderlich war, sie zu versenken. Bevor Letzteres indessen geschah, hatte er die über den Fluß laufenden Taue von den Pfählen losgeschnitten, worauf die von der Strömung auf ihre breiten Seiten getroffenen Fahrzeuge sich fast augenblicklich in Bewegung gesetzt hatten.

Starr vor Erstaunen beobachtete Sarah, wie die Prahme langsam vom Ufer fortglitten, dann, in geringer Entfernung von einander, sich um sich selbst herumzuschwingen begannen, und endlich, nachdem sie von der Strömung kaum hundert Ellen weit fortgetragen worden waren, fast gleichzeitig mit lautem Plätschern und Brausen spurlos in den Fluthen verschwanden. Norris stand aber um diese Zeit schon wieder oben auf dem Uferabhange. Er schien die Stelle, auf welcher die Prahme gesunken waren, seinem Gedächtniß genau einprägen zu wollen; dann spähte er wieder eine Weile argwöhnisch um sich und vorsichtig, wie er herausgekommen war, schlich er darauf ins Haus zurück.

„Gott sei Dank!“ seufzte Sarah erleichterten Herzens, sobald sie ihren Vater nicht mehr sah; „ich hätte an seiner Stelle wohl einen andern Ausweg gewählt, allein in diesem Falle sind die Mittel immerhin durch den Zweck entschuldigt. Armer Vater, nur um den guten Leuten in vollstem Maße zu helfen, trugst Du die grausame Härte zur Schau und versenktest Du heimlich die Boote! O, ich hätte es ahnen, ich hätte es errathen müssen. Er durchschaute den Stolz jener Leute und wußte, daß sie lieber untergehen, als eine Gefälligkeit von ihm annehmen würden, die auch nur im Entferntesten einem Almosen ähnlich. Er wollte die Karawanen nach ihrer Fähre hinlenken, ohne sie dadurch zu Dank zu verpflichten. Ja, darum und nur darum —“

Sie hatte sich erhoben und ohne vorher Licht anzuzünden, begab sie sich zur Ruhe. Eine reine, innige Freude durchglühte sie und schloß ihre Augen zum süßen Schlummer, welchen sie kurz vorher vergeblich so heiß herbeigesehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Humoristische Naturgeschichte des Krebses.) Unter den Thieren ist der Krebs der Schneider, weil er immer zwei Scheeren mit sich trägt. Jedoch braucht er diese weder zum Tuch- noch Papierschneiden, noch zum Brod- und Ehrabschneiden, sondern zum Kneipen; folglich ist er ein Schuster, denn er arbeitet mit dem Kneip, aber zugleich auch ein flotter Bruder Studio, als Erzkneiper, und dabei ist er der älteste Kneiper der Erde, ohne je einen Rausch gehabt zu haben. Ebenso pflegt er mit den Scheeren zu zwicken; und weil das Zwicken ein verbotenes Hazardspiel ist, so ist er auch ein polizeiwidriges Thier. Die Urgroßmutter des Krebses muß sich an einen Seilergesellen vergafft haben, weil sie alle ihre Söhne und Töchter rückwärts gehen gelehrt hat, und weil diese den Trieb zum Rückschritt schon mit zur Welt bringen. Der Krebs scheint übrigens ein sehr zartes Gewissen zu haben; denn wenn er in heißes Wasser kommt, wird er gleich feuerroth. Nicht umsonst wurde ein Krebspatriarch in den Himmelsglobus versetzt, wo sogar die Sonne aus Respekt vor ihm rückwärts geht und wieder sich dem Süden zuwendet, wo der Krebs roth geworden, denn weder im Osten, noch Norden und Westen, sondern nur im Süden erröthet er. Er ist auch ein Kannibale; denn er frißt Theile des menschlichen Körpers an.

* (Das Bestreben der Menschen, ihre äußere Erscheinung möglichst vortheilhaft zu machen.) Zu allen Zeiten und an allen Orten war und ist es das Bestreben der Menschen, ihre äußere Erscheinung möglichst vortheilhaft zu machen; nur daß die dazu gewählten Mittel sehr verschiedenartig und theilweise sehr unvernünftig sind. Der neuholländische Schwarze verziert sich mit ebenmäßig gestellten Wundnarben bis zur Breite eines Fingers; der Neuseeländer schneidet sich bunte Zeichnungen in die Haut; die Basuto-Kaffern bilden sich künstliche Hauthöcker auf den Backen;

die Botokuden in Brasilien stecken dicke Holzpflöcke in die Ohrläppchen und Unterlippen, um sich zu verschönern; die Chinesinnen quetschen sich die Füße zu unförmlichen Klumpen, während unsere europäischen Frauen sich die Ohrläppchen durchstechen und ihren Leib zur Wespengestalt zusammenschnüren. Die unsinnigste aller derartigen Verschönerungen besteht aber darin, daß manche Völker die Gewohnheit haben, den neugeborenen Kindern die Köpfe in unnatürliche Formen zu pressen. Die Flachkopf-Indianer im westlichen Nordamerika drücken den Kindern mit einem vorgebundenen Strick oder Brettchen die Stirn nach rückwärts, so daß der Kopf eine außergewöhnliche Länge bekommt. Die Natchez-Indianer dagegen umwickeln sich den Kopf dergestalt, daß er nach und nach eine kegel- oder mützenförmige Gestalt bekommt. Merkwürdigerweise ist dieser ungeheuerliche Brauch auch heutzutage noch in Europa üblich und zwar bei dem Volk, welches nach seiner Ueberzeugung „an der Spitze der Civilisation marschirt", bei den Franzosen. Die Mütter und Hebammen in der Normandie nämlich haben die allgemeine Sitte, bei den neugeborenen Kindern der niederen Stände den Kopf fest mit Querbinden zu umwickeln, wodurch der Kopf in eine nach oben gerichtete Walzen- oder Zuckerhutform gepreßt wird.

* (Ein Zeitgedicht.) Gegenwärtig macht ein Gedicht von Herwegh in Amerika Aufsehen, das durch die dortigen Blätter geht und einem größeren noch ungedruckten Gedichte entnommen ist Die in der That kräftigen Verse lauten:

Allüberall Geschrei nach Brod
Vom Atlas bis Archangel,
In halb Europa Hungersnoth,
Im halben bitt'rer Mangel;
Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten.
Geld her für Pulver und für Blei,
Für Reiter und für Rosse,
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! dem Papste Geld,
Nur immer frisch von hinten
Geladen! denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten.

Besteuert doch die Lästerzungen
Und alle Lügenmäuler mit!
Das höchste Ziel ist dann errungen,
Gedeckt wird jedes Defizit.
Ein'n Kreuzer nur für jede Lüge
Und zwei auf jede Klatscherei!
Was solche Steuer ein wohl trüge?
Ich glaub', wir würden steuerfrei.

Lebensphilosophie.

Ja, geschrieben steht's am Himmel droben,
Das Gesetz der Erdentag' und Nächte,
Und von Gott wird das Geschick gewoben,
Ob der Mensch auch seine Fäden flechte;
Ob sie segnen, ob zerstörend toben,
Seiner Herrschaft dienen alle Mächte,
Und sein Reich, das selige, zu gründen,
Müssen Erd' und Himmel sich verbinden.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht; denn aus Zeit besteht das Leben. Da die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist Zeitverschwendung das allerschändlichste; denn die verlorene Zeit findet man niemals wieder. Ein Heute ist besser als zwei Morgen; drum thue das nie erst morgen, was du heute thun kannst.

Räthsel.

Ist deines Lebens Wonnetraum entschwunden,
Gewelkt der Freude schöner Blüthenkranz,
Hat dich des Schicksals strenge Hand gefunden,
Der Zukunft Bild mit Trauerflor umwunden,
Erfüllet dich die erste Silbe ganz.

Sie wohnt im Herzen, unverrathen schweiget
Sie lautlos oft und birgt so Jedem sich;
Doch öft'rer sich ein thränend Auge zeiget
Und hoffnungslos, Verzweiflung hingeneiget,
Ertönt der Laut, der bang dem Mund entwich.

Doch wer die zweite Silbe sich errungen,
Der trotzet kühn dem Kampf und der Gefahr,
Das Größte ist durch diese schon gelungen,
Mit ihr hat mancher Held den Tod bezwungen,
Es ist und bleibt ein Kleinod immerdar.

Das Ganze, ein Gefühl aus heil'ger Quelle,
Bewegt dich oft im stillen Augenblick,
Wir flüchten gern an des Altares Schwelle,
Wo unberührt von stürm'scher Lebenswelle
Wir sanft den Schmerz empfinden, rein das Glück.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Dienstag, 10. August **1869.**

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

4.

Noch ruhte mattes Dämmerlicht auf dem Des Moines und den von ihm durchschnittenen Thälern, als Sarah durch verwirrtes Rufen, durch heftige Zornreden und geräuschvolles Hin- und Herlaufen aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Alsbald erkannte sie auch die Stimme ihres Vaters, der beruhigend zu den Leuten sprach und sie über irgend einen Umstand zu belehren suchte.

Die letzten Gedanken, mit welchen sie sich zur Ruhe begeben hatte, tauchten wieder vor ihrer Seele auf und mit einem Gefühl freudiger Spannung näherte sie sich dem Fenster, um zu erfahren, auf welche Weise ihr Vater die Abwesenheit der Prahme erklären und den ganzen Vorfall zu Gunsten der Familie Eckard ausbeuten würde.

Als sie den ersten Blick ins Freie hinauswarf, gewahrte sie mehrere Gruppen von Männern, die auf dem hohen Ufer standen und mit allen Zeichen heftiger Erregung berathschlagten. Zwei leichte Kähne, die zum schnelleren Verkehr zwischen den beiden Ufern dienten, schwammen in der Mitte des Stromes und trugen eine Anzahl Leute herbei, während drüben, hart am Rande des Wassers, eine andere Gesellschaft ungeduldig darauf harrte, ebenfalls übergesetzt zu werden.

Offenbar hatte sich in Folge des Verschwindens der Prahme Bestürzung der Wüstenwanderer bemächtigt, die jede Stunde Versäumniß als einen unersetzlichen Schaden betrachteten und sich daher in der ersten Aufregung an denjenigen wandten, mit dem sie rücksichtlich ihrer Ueberfahrt bereits verhandelt und ein bindendes Uebereinkommen getroffen hatten. Daß sie nicht von den friedlichsten Gefühlen beseelt waren, entnahm Sarah leicht den zwar nicht verständlichen, jedoch im Tone eine unheimliche Drohung verrathenden Zurufen, die über den Strom herüberschallten, und aus dem trotzigen und entschlossenen Wesen, mit welchem sich die ihren Vater umstehenden Männer herandrängten.

„Und ich sage Euch, Herr Norris!“ rief ein riesenhafter Viehtreiber, seine Worte mit einer bezeichnenden Bewegung seiner Faust begleitend, „hätte der Teufel nur den einen Prahm geholt, ließe sich die Sache noch erklären! Aber beide? Goddam! Wenn das nicht verdächtig ist, gibt's nichts Verdächtiges mehr in der Erschaffung der Welt!“

„Er hat sie selbst losgeschnitten und stromabwärts geschickt, um sie wieder herauf zu schaffen und demnächst doppeltes Fährgeld zu verlangen!“ überschrie ein Anderer den wirren Lärm.

„Und die Taue sind durchschnitten!“ rief ein Dritter; „ein Blinder sieht es, daß ein scharfes Messer durch den Hanf fuhr; „er selbst kann's ebenso gut vollbracht haben, wie jeder fremde Schurke!“

„Ein Fremder hätte die Taue nicht zerschnitten, sondern einfach gelöst!“ schallte es von einer andern Seite herüber.

„Hat er uns hierher [illegible]elockt, ist er auch verpflichtet, uns mit S[illegible]nd Pack herüber zu schaffen, oder wir zü[illegible]n, als Schadenersatz, das Haus über dem [illegible]pfe an!“ hieß es in Norris unmittelbarer N[illegible], und gewiß wären die geräuschvollen Aeußerungen der wachsenden Wuth in Thätlichkeiten ausgeartet, wenn der Bedrohte nicht alsbald, ein kaltes Lächeln auf seinen scharfen Zügen, die aufgeregte Versammlung angeredet hätte.

„Ihr nennt die Sache verdächtig,“ hob er so ruhig und furchtlos an, daß selbst die zügellosesten seiner Gegner dadurch eingeschüchtert wurden und

ringsum Schweigen eintrat; „ja, ja, auch ich nenne sie so, denn nur ein Böswilliger kann die That begangen haben, die Euch zum größten Nachtheil gereicht, ihm selbst aber Vortheil bringen mußte. Oder glaubt Ihr etwa, Jemand würde sich solcher Mühe unterziehen, nebenbei sich aber einer nicht zu unterschätzenden Gefahr aussetzen, wenn ihm nicht daran gelegen wäre, diese neue und anerkannt sichere und bequeme Fähre zu beseitigen? Daß man mich für den Schaden verantwortlich machen möchte, kann unmöglich ernstlich gemeint sein, denn ich frage: wessen Schaden ist größer, der meinige oder der Eurige?"

Auf diese Anrede stutzte die Versammlung; man schien die vernommene Erklärung zu erwägen, als plötzlich Jemand laut fragte:

„Wem, zum Teufel, kann denn am Eingehen dieser Fähre gelegen sein?"

Norris zuckte die Achseln wie Jemand, der wohl Manches sagen könnte, aber aus Menschenfreundlichkeit vorzieht, zu schweigen; dagegen spähte er scharf nach der alten Fähre hinüber, wohin sich alsbald die Blicke Aller richteten.

„Meint Ihr die Leute dort drüben?" fragte man schnell von verschiedenen Seiten.

Norris zögerte mit einer Antwort.

„Ich möchte nicht gern Jemand anklagen," versetzte er endlich; „allein verdächtig — wie Ihr selbst sagt — bleibt die Sache immer. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß durch die den Ansprüchen der Reisenden genügendere neue Fähre die alte eigentlich überflüssig geworden ist. Freilich, bis die verlorenen Prahme wieder aufgefunden oder durch andere ersetzt sind, wird man dort oben recht viel Arbeit, ja, recht viel Arbeit haben."

Diese schlau berechneten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht auf die gereizten Leute, die sich nunmehr zu einem Haufen um Norris zusammengerottet hatten. Die Wuth, die eben noch Letzteren bedrohte, kehrte sich schnell gegen die Eckards, und indem die Gemüther sich über die der deutschen Familie zur Last gelegte hinterlistige That mehr und mehr erhitzten, wuchs auch das Verlangen, sich für die muthwillig herbeigeführte Verzögerung der Weiterreise an den Uebelthätern zu rächen. Zuletzt nahm die Stimmung einen derartigen Charakter an, daß für die Eckards das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre, hätte nicht der Strom sie von der erbitterten Menge getrennt.

Flüche gesellten sich zu heftigen Schmähungen, bald wollte man die Blockhütte den vermeintlichen Verräthern über dem Kopfe anzünden, bald schlug man vor, die Lynchjustiz an jedem Einzelnen von ihnen besonders auszuüben, kurz, alle bösen Leidenschaften hatten ihre Fesseln abgeworfen, und schon begann die Versammlung sich aufzulösen und den Kähnen zuzueilen, um über den Fluß zu setzen und ihre Drohungen auszuführen, als Norris wiederum das Wort ergriff und dadurch eine kurze Zögerung herbeiführte.

„Meine Freunde!" rief er aus und kaum vermochte er seine Schadenfreude durch den Ausdruck erkünstelter Theilnahme und Mitleids zu verbergen; „meine Freunde, erlaubt mir, Euch vor jeder Uebereilung zu warnen; ich wage zwar nicht, die Unschuld jener Leute zu beschwören, allein ebenso wenig möchte ich auch als ihr Ankläger auftreten. Rechtfertigen läßt sich die That allerdings nicht, allein erklären, meine Freunde, erklären läßt sie sich. Denkt Euch in ihre Lage und Ihr werdet begreifen, daß meine den Zeitverhältnissen angemessenere Fähre, durch die den armen Menschen leider — 's liegt nun einmal in der Natur der Sache — der Broderwerb geschmälert werden mußte, dort drüben gerade nicht sehr willkommen geheißen wurde."

„Was kümmert uns anderer Leute Broderwerb? Wer will uns befehlen, an einer bestimmten Stelle den Fluß zu überschreiten! Wer trägt den meisten Schaden davon, daß die Prahme verschwunden sind?" fielen hier wieder wüthende Stimmen Norris in die Rede.

„Niemand hat ein Recht, Euch überhaupt den kleinsten Befehl zu ertheilen," fuhr dieser hinterlistig fort; „und daß der durch das Losschneiden der Prahme verursachte Schaden Euch im Grunde weit härter trifft als mich, läßt sich ebenfalls nicht leugnen; denn ich, der ich von hier aus an den Mississippi zurückkehre, habe durchaus gar keine Eile, während bei Euch, vor denen eine fünfmonatliche Reise durch die gefährlichsten Wildnisse liegt, der Zeitverlust eines halben Tages sehr leicht über das Wohl und Wehe — sprechen wir es offen aus: über die Existenz der ganzen Karawane entscheiden kann —"

„Das ist das Wort! So stehen die Sachen! Hängt die verfluchten Deutschen! Zündet den Verräthern die Höhle über'm Kopfe an!" brachen die empörten Gefühle der Auswanderer sich von Neuem Bahn und drohend wiesen Fäuste und geschwungene Messer nach der alten Fähre hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahrhaftige Geistergeschichte.

Ein Engländer, ein Kaufmann, der jetzt an der Spitze eines der berühmtesten Geschäfte steht, erzählt gern eine Geschichte, die ihm begegnete, als er für ein Haus reiste. Ein derbes Gewitter hatte ihn genöthigt, in einem Gasthause einer kleinen Stadt einzusprechen. Er fand mehrere Personen, wohl zwölf an der Zahl, die ebenfalls Schutz da gesucht hatten. Man sprach natürlich von dem Unwetter, und Einer äußerte, es wäre wahres Hexenwetter.

„Hexen und Gespenster ziehen eine Mondscheinnacht nach solchem Wetter vor,“ fiel ernst einer der Anwesenden ein. Sein Nachbar, ein junger, lebenslustiger Mann, lachte laut darüber und meinte, „der Herr müsse mit Hexen und Gespenstern sehr genau bekannt sein.“ Das nahm der erste übel; es kam zu spitzen und dann zu groben Worten. Endlich zog der Erste, der ein Kaufmann zu sein schien, seine Börse, warf sie auf den Tisch und sagte: „darin sind 50 Guineen und ich will sie verlieren, wenn ich Ihnen nicht binnen einer Stunde, jetzt am hellen Tage, Einen Ihrer verstorbenen Freunde zeige, sobald Sie ihm gestatten, Sie zu küssen. Gehen Sie darauf ein, ungläubiger Thomas, so setzen sie 50 Guineen dagegen.“

„Fünfzig Guineen, Herr Hexenmeister,“ antwortete der Andere, „sind für einen Studenten zu viel ... Hier sind 5; begnügen Sie sich damit, so gilt die Wette.“

„Sie haben keine Courage,“ engegnete der Erstere.

„Herr, Sie werden anzüglich. Wenn ich das Geld hätte, setzte ich es; ich kann ja nicht leichter eine schöne Summe verdienen.“

Die Anwesenden alle, denen die Sache Spaß zu machen anfing, schossen zusammen, um die Summe für den Studenten zusammenzubringen. Das geschah, und der Andere war seiner Sache so gewiß, daß er lächelnd dem Studenten alles Geld übergab. Die Erscheinung sollte, wie die ganze Gesellschaft bestimmte, in einem kleinen Gartenhäuschen stattfinden, das völlig isolirt stand und nur ein Fenster und eine Thüre hatte. Der Student ging allein hinein; Thüre und Fenster wurden geschlossen und die ganze Gesellschaft blieb vor dem Häuschen. Der Student hatte verlangt, einen Freund, Georg Villiers, zu sehen, der in der Südsee vor drei Jahren ertrunken sei. Der Kaufmann fragte nach einiger Zeit: „Sehen Sie etwas? — „Ein weißliches Licht am Fenster,“ antwortete der Student lachend drinnen. — „Fürchten Sie sich?“ — „Noch lange nicht.“ — „Was sehen sie nun?“ fragte der Kaufmann, der die Arme seltsam bewegte. — „Das Licht sieht aus wie ein Nebel und wird größer.“ — „Fürchten Sie sich?“ — „Noch lange nicht.“ — „Was sehen Sie nun?“ — „Der Nebel bildet sich zu einer Gestalt, ... ich sehe ein Gesicht, — es ist Georg, ... er tritt an den Tisch und schreibt ... seinen Namen.“ — „Fürchten Sie sich.“ — „Noch nicht.“ — „Was sehen Sie nun? — „Ach, er streckt die Arme nach mir aus, — er verfolgt mich — — Hilfe! Hilfe!“ Und ein entsetzlicher Schrei folgte. „Gehen Sie zu dem leichtsinnigen Menschen hinein,“ sagte der Geisterbeschwörer, „und beruhigen Sie ihn. Ich habe, denke ich, meine Wette gewonnen, mache aber auf sein Geld keinen Anspruch. Er ist gestraft genug.“ — Damit ging er fort. Wir, schließt der Engländer seine Erzählung, gingen in das Häuschen und fanden den Studenten in Krämpfen am Boden liegen. Auf dem Tisch lag ein mit Georg Villiers unterzeichneter Zettel. Sobald der junge Mann zu sich gekommen war, fragte er heftig nach dem Fremden, der ihn so gepeinigt habe, und da er ihn nicht mehr fand lief er ihm wie wahnsinnig auf der Straße nach. Wir sahen und hörten von Beiden nichts mehr, bis sich später ergab, daß die beiden Schwindler zusammengehörten und ihre Komödie auch an andern Orten gespielt hatten, um leichtgläubige Thoren um Geld zu bringen.

Mannigfaltiges.

* (Kuriose Medikamente.) Auf einem Maskenballe, zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Droguerieen ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Macassar-Oel für Diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für Diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunder-Salbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohren-Balsam für Diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für Diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Extrait de plusieurs simples. — Pommade für Die, an denen kein gutes Haar ist. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mixtur gegen die Einseitigkeit. — Peruanischer Balsam zu Einreibungen für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflösende Pillen für ver-

haltene Seufzer. — Präzipitat für Diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Veritable Augsburger Lebens-Essenz für diejenigen, die nicht zu leben wissen. — Niederschlagendes Pulver für zu hohe Ansprüche. — Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Lait virginal, um seine Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für Diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Elastisches Fluidum, um dem Mantel der christlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

* Ein fleißiger Beobachter des Berlinischen Volkslebens hat über das Fluchen, Schwören und Schimpfen der unteren Klassen folgende Bemerkungen gemacht: Das Fluchen hat stark nachgelassen, namentlich hört man die haarsträubenden Gotteslästerungen des alten Fluchs gar nicht mehr, oder doch in verstümmelten Redensarten, die dem Fluchenden selbst nicht mehr verständlich sind. Dem Gewerbe nach fluchen die Schiffer noch am meisten. Das Schwören (d. i. Betheuern beim Namen Gottes) kommt auch nur noch selten und meistens bei älteren Personen vor, die Jugend betheuert höchstens mit „warraftig" und „uff Ehre". Das Schimpfen hat schwerlich abgenommen, aber ganze Kategorien von Schimpfworten sind verschwunden oder haben die Bedeutung des Schimpfes völlig verloren und werden nur noch im Scherze gebraucht. So z. B. die Schimpfworte, die ganzen Gewerken galten, wie Schneider = Bock, Schuster = Pechhengst u. s. w. Ferner sind als wirkliche Schimpfworte viel seltener geworden, die Thiernamen: Ochse, Esel, Schaf u. s. w., nur das französische canaille, Hundszeug, hält sich. Zugenommen haben dagegen alle Schimpfworte schmutzigen und zotigen Ursprungs, exempla odiosa. Seltener geworden sind Schuft und Schurke, dagegen ist Lump sehr gebräuchlich.

* Die Mesmerianer oder: „Thierischen Magnetiseure" von Paris haben kürzlich ihr alljährliches thierisch-magnetisches Diner abgehalten. Beim Dessert versetzte man ein ganz besonders hellseherisches Mädchen in Schlaf und es entspann sich nun zwischen der Schlafenden und dem Präsidenten der Tafel folgendes Gespräch: „Sehen Sie etwas?" — „Ich sehe." — „Was sehen Sie?" — „Eine Katze .... weiß .... Angora .... sie schläft." — „Sehen Sie noch etwas?" — „Ja .... ein Mann nähert sich ihr mit einem Messer .... Entsetzlich! er tödtet sie." — Sehen Sie noch etwas?" — „Ja! .... der Mann tritt in eine Küche .... er thut die Katze in eine große Kasserole ... und dann in eine Schüssel ... ein Mann im schwarzen Frack trägt sie auf ..." — „Wem?" — „Ihnen!" Dieses Experiment soll einen brillanten Beifallserfolg erzielt haben, der Präsident der Tafel aber aß keinen Bissen mehr.

* Der Pariser „Gaulois" erzählt eine amüsante Gerichtsscene. Der Präsident: Was ist Ihre Beschäftigung? — Der Angeklagte (nach einem Schluchzen): Opfer der Wissenschaft! — Was? — Opfer der Wissenschaft, ich wiederhole das; seit mehreren Jahren war ich dahinterher, die relative Stärke der verschiedenen Alkohol-Flüssigkeiten endgiltig festzustellen. Die Entdeckung ist mir schließlich gelungen: die stärkste ist der Absynth. Ich habe von zwei bis zwölf Litres Wein getrunken, keine Wirkung; dann habe ich es mit einem Schoppen Branntwein versucht, wieder keine Wirkung; später griff ich zu acht Kannen Bier, abermals wirkungslos; endlich setzte ich noch ein kleines Glas Absynth auf, und jetzt hatte ich den Finger auf dem rechten Loche: das Problem war gelöst!

Lebensphilosophie.

Aeußere Ehrbarkeit und Sittsamkeit darf man keineswegs gering anschlagen. Ist sie oft auch nicht das wahre Gold der Tugend und die Perle des reinen Herzens, so ist sie doch die Wächterin der Tugend.

Undank leiden gewährt auch Vergnügen, das aber nur ein großer Geist zu fühlen vermag, für den es auch allein da ist. Wer die Freude des Wohlthuns kennt, dem erscheint sogar der undankbar, der dem Undankbaren nicht zu verzeihen weiß.

Oft fühlet man den Schmerz nicht einmal,
Und doch ist's ein Trost, ihn zu fühlen,
Es lindern ihn zärtliche Thränen alsdann.

Auflösung des Räthsels in № 93:

Wehmuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Donnerstag, 12. August **1869.**

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Nur noch eine kurze Bemerkung!" rief Norris wie beruhigend dazwischen; „Ihr dürft durchaus nicht blindlings zu Werke gehen, meine Freunde; Ihr müßt die Gründe berücksichtigen, welche die jungen Leute zu der unüberlegten Handlung bewegten, und Euer Strafverfahren darnach abmessen. Es wäre — nach meiner bescheidenen Ansicht — wohl Strafe genug für sie, wenn man sie einfach von hier fortwiese und ihnen, im Falle des Leugnens, eine noch härtere Züchtigung in Aussicht stellte; vielleicht auch, nachdem man ihnen selbst freien Abzug gewährte, ihre Hütte niederbrennte, um dadurch ihrer Wiederkehr vorzubeugen. Doch auch dieses dürfte wohl kaum geschehen, ohne die verwegenen Burschen vorher zur Rede gestellt und verhört zu haben."

„Wir danken für Eure Rathschläge!" warf sich jetzt ein Arbeiter der ergrimmten Gesellschaft zum Sprecher auf; „wir wollen auch, so viel wie nur immer möglich, nach denselben handeln und die Schurken, bevor wir ihr Urtheil sprechen, einem regelrechten Verhör unterwerfen, um so mehr, da wir heute voraussichtlich nichts Anderes zu thun haben werden. Ja, ein regelrechtes Verhör, Mitbürger!" wandte er sich darauf an die Versammlung; „und da wäre wohl rathsam, daß wir nicht drei oder vier Mann hinschickten, um die Missethäter zu uns ins Lager einzuladen, sondern daß wir in geschlossener Kolonne hinzögen, das Haus umstellten und sie dadurch ebensowohl an der Flucht hinderten, wie wir ihnen die Lust raubten, sich mit einigen verrosteten Büchsen zur Wehre zu setzen. Wer stimmt also für meinen Vorschlag: Alle mit einander ohne Ausnahme?"

Ein wildes Hurrah diente als Antwort auf den Vorschlag, und der Sprecher, nachdem er einen triumphirenden Blick im Kreise herumgesendet, fuhr fort:

„Gut, unsere erste Aufgabe ist also, nach dem andern Ufer überzusetzen — jedesmal sechs Mann in einen Kahn — doch sind Alle verpflichtet, so lange drüben zu warten, bis der Letzte, der sich an der Expedition zu betheiligen gedenkt, eingetroffen ist. Vollzählig müssen wir sein, wenn wir ihnen die Anklage entgegen schleudern, und wehe ihnen, wenn sie leugnen!"

Mehr vernahm Sarah nicht; nur noch als verworrener Lärm drang das Geräusch, unter welchem die erbitterten Emigranten zu den Kähnen hinabeilten, zu ihren Ohren, noch weniger bemerkte sie die Schadenfreude ihres Vaters, mit welcher derselbe das Uebersetzen der sich herandrängenden Männer leitete. Vergeblich hatte sie darauf gehofft, daß sich die eine oder die andere Stimme zu Gunsten der unschuldigen, nichts Arges ahnenden Familie erheben würde.

Sie war, einem dunklen unbestimmten Triebe folgend, hinausgeeilt; Niemand hatte sie bemerkt, als sie, durch die Giebelthüre ins Freie hinaustretend, nach der Rückseite des Hauses herumschlich und dort nach wenigen Schritten ihre schlanke Gestalt von lichtem Buschwerk aufgenommen wurde.

Erst als sie tief genug in den Hain eingedrungen war, um von der Fähre aus nicht mehr entdeckt zu werden, blieb sie, wie rastend, einige Minuten stehen. Ihr Antlitz war todtenbleich; eine unendliche Niedergeschlagenheit und zugleich eine wilde Verzweiflung sprach aus ihren sonst so klaren und stolzen Augen. Ihre entfärbten, fest zusammengepreßten Lippen zuckten krampfhaft, und als hätte sie befürchtet, das heftig pochende Herz müsse ihr zerspringen, drückte sie beide Hände auf ihre Brust. So stand sie da, ein Bild gebrochener, sich ohnmächtig windender

Jugendkraft, vergeblich trachtend, zu entfliehen ihren eigenen Gedanken, welche ihr die furchtbarsten Anklagen gegen ihren leiblichen Vater zudonnerten.

Allmälich erst begannen ihre Züge sich wieder zu beleben und schärfer trat der Ausdruck heftig arbeitender Leidenschaften auf denselben hervor. Als aber endlich der verworrene Lärm herüberdrang, mit welchem die beiden Kähne zum ersten Male vom Ufer abgestoßen wurden, wichen ihre letzten Zweifel.

„Es muß geschehen," flüsterte sie leise, wie unbewußt, „es muß geschehen oder ich werde seine Mitschuldige."

Dann zog sie den Plaid, den sie um die Schultern geworfen hatte, fester um sich zusammen und mit entschlossenen Bewegungen, wenn auch vorsichtig, lenkte sie ihre Schritte stromaufwärts.

Wie eine vom Habicht verfolgte Taube floh sie dahin, ängstlich um sich spähend, ängstlich lauschend nach allen Richtungen. Wo menschliche Stimmen ihr die Nähe der fliegenden Häuslichkeiten der Emigranten verriethen, da bog sie tiefer in die Uferwaldung ein, bis sie endlich aus dem Bereich der sich theilweise bereits zum Aufbruch rüstenden Karawanen gelangte und nur noch auf der Wasserseite eine Entdeckung zu fürchten war.

Georg war eben aus der Thüre der einsamen Blockhütte getreten. Befremdet sah er stromabwärts, wo statt der bald leeren, bald tief beschwerten Prahme nur die beiden leichten Kähne die Fluthen eilfertig durchschnitten, als plötzlich seine Aufmerksamkeit durch einen Ruf nach der zu seiner eigenen Fähre gehörigen Ausladestelle auf dem jenseitigen Ufer hinübergelenkt wurde.

Mit den Blicken dem Schall der etwas gedämpften Stimme folgend, entdeckte er eine verhüllte weibliche Gestalt, die, halb verborgen durch Strauchwerk, ihn zu sich winkte.

„Jemand wünscht übergesetzt zu werden," rief er alsbald in die Hütte hinein, in welcher seine Mutter, von ihrem andern Sohne unterstützt, mit der Bereitung des Frühmahls beschäftigt war. „Es ist nur eine einzelne Person," fügte er im Davonschreiten hinzu, „vielleicht daß sie an unserem Mahle Theil nimmt; in zehn Minuten bin ich wieder hier."

Angespornt durch die wiederholten dringenden Zeichen der geheimnißvollen Fremden, eilte er in schnellen Sprüngen zum Flusse hinab und bald darauf glitt er in dem Kanoe hastig dem jenseitigen Ufer zu.

Die Gestalt war unterdessen wieder verschwunden; dieselbe hatte nämlich kaum bemerkt, daß man Anstalt traf, ihrer Aufforderung schleunigst Folge zu leisten, als sie tiefer in das Gebüsch zurücktrat und sich daselbst, wie um der Möglichkeit des Erkennens vorzubeugen, niederkauerte.

Erst als Georg das Kanoe nach dem festen Boden hinaufzog und sich befremdet nach ihr umschaute, erhob sie sich, und flüchtig in seinen Gesichtskreis tretend, bat sie ihn, zu ihr nach dem oberen Uferrande hinaufzukommen.

„Ihr seid es, Miß Norris?" rief Georg erstaunt aus und im Tone seiner Stimme bekundete sich ebensowohl eine ungeheuchelte Freude, wie das Bestreben, seine Ueberraschung hinter eine ernste und gemessene Haltung zu verbergen.

„Ja, ich bin es, Sir," antwortete Sarah schnell und unfähig, ihre Verwirrung ganz niederzukämpfen; „Ihr werdet begreifen, daß nur Umstände der wichtigsten Art und von den weittragendsten Folgen mich dazu bewegen konnten, Euch so früh zu stören. Aber habt die Güte, zu mir in den Schatten dieser Stämmchen zu treten — ich — Herr Eckard, ich wünsche nicht, von der neuen Fähre aus wahrgenommen zu werden."

„Oh, Miß Norris, ich verstehe, man würde Euch tadeln, man hat Euch vielleicht schon getadelt, weil Ihr Euch so weit vergaßet, unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen," versetzte Georg spöttisch, doch willfahrte er ohne Säumen dem ausgesprochenen Wunsche; „jedenfalls erfordert es einen hohen Grad von Muth, die Scheu, im Verkehr mit den verachteten Bewohnern der Blockhütte gesehen zu werden, so weit zu besiegen, daß Ihr Euch heimlich hierher begabt," schloß er mit sarkastischem Ausdruck.

Ueber Sarah's Antlitz flog die helle Gluth des aufflammenden Zorns und stolzer richtete sie sich empor; sie wandte sich sogar ab, wie um sich schweigend zu entfernen, als die Gründe, welche sie zu der frühen Wanderung veranlaßt hatten, plötzlich wieder mit vollster Wucht vor ihre Seele traten.

„In wie weit Euer Hohn gerechtfertigt ist, gebe ich mir nicht die Mühe, zu entscheiden," hob sie mit erzwungener Kälte an, und ihre Blicke drangen tief in die mit heimlicher Bewunderung auf sie gerichteten Augen des jungen Mannes; „es kann überhaupt nur einen geringen Werth für mich haben, zu wissen, wie Ihr über mich oder andere Menschen denkt. Nur davon haltet Euch überzeugt, daß Ihr mich schwerlich

hier sähet, hätte ich nicht eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen —"

„Ihr wünscht übergesetzt zu werden?" fiel Georg ihr höflich fragend und wie um die Unterredung abzukürzen, ins Wort; „Ihr wünscht übergesetzt zu werden und ich stehe zu Euren Diensten; ich bitte indessen, mich nur als Fährmann zu betrachten, und als solcher weise ich die 25 Cents nicht zurück, die mir für meine Arbeit gebühren."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor 98 Jahren.

(Fortsetzung von № 91.)

Im Anfange des Jahres 1771 dauerte die Theurung bis nach der Ernte fort. Am 1. August gab es zum ersten Male wieder wohlfeileres Brod, indem dieses von 20 und 21 Kreuzer auf 14 Kreuzer herabsank, jedoch das ganze Jahr nicht wohlfeiler wurde als 13 Kreuzer. Die Lückenwecke wogen 13—15 Loth. Das beste Ochsenfleisch kostete 6—8, das Schweinefleisch 7—8 Kreuzer.

Aus einem Avertissement im Blatte vom 5. Februar ist zu ersehen: daß auf 7. Febr. bei Hrn. Richard, Chef d'Office, ein öffentlicher Ball bestimmt war, beginnend Abends um 8 Uhr; die Mannsperson zahlte einen kleinen Thaler (1 fl. 21 kr.), und das Frauenzimmer 6 Batzen; man konnte maskirt oder ohne Maske erscheinen.

Am 30. Januar verurtheilte die Regierung (das oberste Justiz- und Administrativ-Collegium) einen gewissen Georg Leibrock von Romansweiler im Elsaß wegen Straßenraubs an dem Juden Feiß von Blieskastel, „als einen boshaftigen und gefährlichen Straßenräuber, ihme zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum abscheulichen (— bedeutet: abschreckenden) Exempel, zum Tode mittelst lebendiger Radbrechung". — Dieses Urtheil wurde am 4. Februar vollzogen.

Im Blatte vom 19. Februar ist ein Acker ad 1 Morgen 3 Viertel 6 Ruthen auf dem Hundhaus für 200 fl. feil geboten. Was würde dieser Acker heute kosten?. —

Anfangs März kam der Hochfürstl. Brandenburg-Anspach-Bayreuthische Rath und Leiboculist Leo in Zweibrücken an und ließ ausschreiben, daß er „sowohl durch der Hände Geschicklichkeit als Arzneyen alle heilbare Augenkrankheiten unternehme und heile, wenn nur eine Möglichkeit zu helfen übrig sey, denen aber nicht zu helfen, sage er es sogleich: den Staar curire er auf eine leichte und sichere Weise, so daß der Blinde in wenig Minuten sich seines Gesichts zu erfreuen habe". — Er logirte im goldenen Lamm.

Vom 3. April an und die folgenden Mittwoche wurde eine Parthie Porcellan aus der herzoglichen Fabrik, mehr als 2000 Gulden werth, im herzoglichen Münzgebäude dahier durch einen Glückshafen ausgespielt. Der Gewinnste waren 690, welche von 12 Kreuzer bis zu 50 Gulden taxirt waren. Das Loos kostete Anfangs 12 Kreuzer, später 6 Kreuzer.

Ein Franzose Namens Beaudin ließ sich in jener Zeit hier nieder und errichtete ein Pensionat für Jünglinge und Mädchen. Jährlicher Preis 180 Gulden. Der Unterricht umfaßte, außer einer guten Erziehung, das Schreiben, Lesen, Rechenkunst, geist- und weltliche Historie, Mathematik und alle Theile der französischen Sprache, und zwar in einem Jahr, „wann anderst der Schüler sich Mühe geben will". Das Frauenzimmer sollte außerdem noch Unterricht erhalten im Stricken, Nähen, Bradiren, Spitzen, Blonden und Tapisseriearbeit. —

Wegen Unsicherheit des Verkehrs, und „mehrmahlen sich ereigneten gewaltsamen Post-Raubereyen" ließ Sub dato Regensburg den 28. April 1771 „des Erb-Generals- und Obrist-Postmeisters im Heil. Röm. Reich, Burgund und denen Niederlanden 2c. Herrn Fürstens von Thurn und Taxis 2c. Hochfürstl. Durchlaucht" ein schon früher bestandnes Verbot erneut publiciren, daß „keine Geld- oder Geldeswerth enthaltene Briefe und Paqueter zur reutenden Post führohin mehr angenommen werden".

Im Blatt vom 9. Juli ist folgendes zu lesen: „Es wird zu Paris in eine stille Haushaltung eine Weibsperson von einem aufgeweckten Gemüth, so der französischen Sprache mächtig ist, schön spinnen und nähen, auch zum Einkaufen gebraucht werden kann, in Diensten gesucht; sie bekommt fünf französische Neuethaler (13 fl. 45 kr.) Reisegeld, und jährlich 100 Livres (46 fl.) zum Lohn: eine solche Person hätte sich auf allhiesig Kais. Postant anzumelden 2c." — Was müßte man heute einer solchen Person bieten?!

In demselben Blatte zeigt die hiesige Polizei-Kommission an: daß der für die Unterthanen des Herzogthums gekaufte Reis zu $7\frac{1}{2}$ das Pfd., aber nur in Quantitäten von 10 Pfd. zu haben ist.

Am 11. Oktober fand die erste Häuser- und Geld-Lotterie Statt, deren Resultat aber in unserm Blatte nicht bekannt gegeben wurde.

Die Fasanen waren im Spätherbst ausgeschrieben zu 5 Livres oder 2 fl. 4 Bz. 6 Pf. (2 fl. $17\frac{1}{2}$ kr.); Oberförster Richstein zu Tschifflik hatte dieselben abzugeben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* Der witzige „Wandsbecker Bote", Claudius, kam einst auf einer Reise durch den Thüringerwald in eine Dorfkirche. Es wurde eine fugirte Messe aufgeführt, und Claudius staunte über die außerordentliche Sicherheit der ländlichen Musiker bei der oft schwierigen Takteintheilung. Er war selbst Orgelspieler. In der Absicht, die Musici einer Prüfung zu unterziehen, um sich den Spaß zu machen, diese taktfesten Kerle aus dem Konzept zu bringen, näherte er sich dem Organisten und bat ihn, sich an seinen Platz setzen zu dürfen. Nicht ohne Widerstreben bewilligte dieser die Bitte. Zum Erstaunen unseres Claudius ließen sich die Spielleute bei seinen Abweichungen und bizarren Figurationen, die er sich erlaubte, nicht irre führen, so daß die Messe ohne die geringste Störung zu Ende geführt wurde. Als dies geschehen war, näherte sich Claudius einem der Musiker, einem handfesten Bauernsohne, und fragte: „Auf welche Weise haben Sie denn diese merkwürdige Sicherheit im Takthalten erlangt?" „Durch das Dreschen," antwortete der Gefragte mit einem boshaften Lächeln auf den Lippen. „Sind wir nur unser Zwei, so dreschen wir Allabreve, sind wir Drei, so geht's im $^3/_4$- oder $^3/_8$-Takt, kommt noch ein Vierter hinzu, so geht's im $^4/_4$-Takt, und so fort bis zum $^6/_8$- und $^{12}/_8$-Takte. Auf diese Weise haben wir uns dergestalt eingedroschen, daß es uns nicht irre macht, wenn auch einmal ein weniger geübter Flegel gegen den Text fehlt!" Claudius biß sich auf die Lippen und unterließ jede weitere Frage.

* Während London dem millionenreichen Amerikaner Peabody eine Statue errichtet, will auch der Papst, schreibt der „Figaro", nicht zurückbleiben und hat eine Büste des mit Ehren überhäuften Yankee bestellt. Bei einer Durchreise in Rom hat Peabody nämlich in die Kassette des Papstes die Summe von einer Million Dollars für die Armen des Kirchenstaates abgegeben. Der großmüthige Wohlthäter ist Protestant.

Hausmeisters Töchterlein.

Hört ihr, wie im Saale die Musik klingt!
Wie sich freudig die Jugend im Tanze schwingt!
Wohl ist's eine klare Sommernacht,
Wohl schauen die Sterne herab so mild!
So leuchtend und glänzend in stummer Pracht
Und gleichen doch kaum dem Frauenbild
Mit blitzenden Augen und dunklem Haar,
Mit dem schlanken Wuchs und dem stolzen Gang!
Von den Schönen all sie die Schönste war;
Wie sie leicht sich wiegt bei der Töne Klang!
Der Mund so rosig, die Stirne so rein:
Das ist Hausmeisters Töchterlein.

Hört, wie in der Stube die Wanduhr tickt!
Wie so regelmäßig der Zeiger rückt!
Wohl ist es drin so unheimlich still!
Wohl ist drauß' eine stürmische Nacht!
Wie das Wetter braust, was der Wind nur will!
Wie das Wasser rauscht, wie die Pappel kracht!
Da weinet ein Mädchen in wildem Weh
Sich die Wangen bleich und die Lider roth,
O Mutter, noch einmal dein Töchterlein seh'!
Die Uhr tickt weiter, — die Mutter ist todt,
Schau' nicht so verzweifelt thränenlos drein!
Weine! Hausmeisters Töchterlein!

Und der Frühling kam und die Rose blüht!
Und die Sonne brennt und die Rose verblüht.
Die Vöglein haben an's Glas gepickt,
O Mädchen, streue uns Futter doch gleich!
Die Vöglein haben durch's Fenster geblickt —
Drin liegt sie und schläft; — ihre Wange ist bleich. —
Sie trägt einen Myrthenkranz auf dem Haupt;
Auch trägt sie ein feierlich weißes Kleid;
Die Vögel zwitschern und rufen sich's zu
Und erzählen sich's: „Drinnen ist Hochzeit heut'.
Die Lippen so rosig, die Stirne so rein:
Schlaf' wohl, Hausmeisters Töchterlein!

Die Sonne geht unter, die Sonn' erwacht,
Die Sonne, gefühllos wie immer, lacht,
Lacht auf die Wiege, lacht auf das Grab;
Sie scheinet dem Glücke, sie scheinet dem Gram
Und lächelt dem Mann, der aus weiter Fern'
Sein Liebchen heut' zu begraben kam. —
Mit blitzenden Augen und dunklem Haar;
Mit dem schlanken Wuchs und dem stolzen Gang;
Von den Schönen all sie die Schönste war;
Wie sie leicht sich wiegt' bei der Töne Klang.
Es schimmern die Gräber im Sonnenschein. —
— Das war Hausmeisters Töchterlein. —

Stern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Samstag, 14. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, zuckte Sarah bei dieser Erklärung zusammen. Eine bittere Antwort schwebte auf ihren Lippen. Da schallte von der neuen Fähre der wilde Jubel herüber, mit welchem die letzten der zu dem Angriff auf die Blockhütte schreitenden Emigranten sich in die Kähne einschifften, und ihr Entschluß war gefaßt.

„Die Zeit drängt," begann sie, und Georg traute seinen Augen nicht, als er in dem lieblichen Antlitz anstatt des erwarteten kalten Spottes den Ausdruck einer unverkennbaren Seelenangst gewahrte; „ja, keine Minute dürfen wir verlieren, soll der Zweck, zu welchem ich hierhereilte, nicht verfehlt werden. Herr Eckard, blickt stromabwärts, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß die Prahme ihre Arbeit eingestellt haben. Wohlan denn, beide sind in der jüngst verflossenen Nacht auf unerklärliche Weise verschwunden, wodurch die auf jener Seite harrenden Auswanderer in die größte Verlegenheit gestürzt wurden. Dem ersten Gefühl des Schreckens folgte alsbald eine heftige Erregung nach; die Gemüther drängten sich gegenseitig in eine Art von Wuth hinein und es entstand bei Allen mehr oder minder das krankhafte Verlangen, sich für den Zeitverlust, dessen Tragweite man offenbar überschätzt, an denjenigen zu rächen, denen man den Verlust der Prahme glaubt zur Last legen zu dürfen. In einer zügellosen Gesellschaft wie jene, in einer Gesellschaft, in welcher sich sogar die Gemäßigteren blindlings mit fortreißen lassen, bedurfte es nur eines zufällig hingeworfenen Wortes, um den Verdacht auf Euch hinzulenken. Man erörterte, daß Ihr Eure eigene Fähre wieder emporzubringen wünschtet, man erwog, daß nur feindliche Gefühle Euch bestimmt haben könnten, jeglichen Verkehr mit der neuen Fähre zu meiden, anstatt durch nachbarliche Beihilfe Entschädigung für die erlittenen Nachtheile zu suchen, und der wahnsinnige Verdacht, der einmal angeregt worden war, wurde alsbald zu einer noch wahnsinnigeren Ueberzeugung, und keine Macht der Erde vermöchte in diesem Augenblick den Glauben der irregeleiteten Menschen zu erschüttern: daß Ihr es gewesen, der ihnen böswillig die Mittel zur schnellen Fortsetzung ihrer Reise raubte."

Hier schwieg Sarah, sie scheute sich fortzufahren; dagegen beobachtete sie mit hochwallendem Busen und angstvollen Blicken den jungen Fährmann, der ruhig und würdevoll vor ihr stand, mit unbeschreiblicher Geringschätzung ihren Bericht entgegennahm und dadurch gewissermaßen ihre Sprache fesselte.

„Theilt Ihr etwa den Verdacht der sinnlosen Thoren, der vielleicht gar mit kalter Ueberlegung gegen meine Person geschürt wurde?" fragte er endlich, während um seine Lippen ein leichter Hohn spielte.

„Nein!" rief Sarah aus und sie legte bekräftigend die Hand auf's Herz; „ich theile den Verdacht nicht, ich bin sogar bereit, Eure Unschuld zu beschwören, bereit, mein Leben dafür einzusetzen, daß Ihr die schmachvolle Handlung nicht verübtet!"

„Warum wendet Ihr Euch mit Euren Betheuerungen nicht an diejenigen, die sich im Irrthum befinden?" fragte Georg wiederum und triumphirendes Entzücken durchströmte ihn, als er bemerkte, daß Sarahs Augen sich seinetwegen mit Thränen der Angst und des verhaltenen Zornes füllten.

„Glaubt Ihr etwa, die rauhen, zum Theil sogar rohen Leute würden in ihrer Verblendung

auf mich hören?" entgegnete das junge Mädchen mit bebenden Lippen.

„Nun, Miß Norris, so nehmt denn meinen aufrichtigsten Dank für Eure gütige Theilnahme," sagte Georg jetzt freundlich und von den mildesten Gefühlen beseelt; „und seid überzeugt, daß es mir vollkommen genügt, wenn Euer Urtheil über mich ein weniger ungünstiges, als das Eurer Landsleute; was diese über mich denken und sprechen, Miß Norris, oh! — verzeiht meinen vielleicht nicht edel gewählten Vergleich — das verhallt für mich ebenso spurlos, als das Krächzen der Raben, die dort hungrig die Küchenfeuer der Auswanderer umkreisen."

„Nein, nein, Herr Eckard!" rief Sarah jetzt dringend aus, und indem sie näher an ihre eigentliche Aufgabe herantrat, sank immer mehr die Maske des Stolzes und kalter Gleichgiltigkeit, welche dem jungen Manne gegenüber zu bewahren bisher ihr ernstes, wenn auch vergebliches Bestreben gewesen; „wie ich über Euch denke, kann nie in Betracht kommen; dagegen ist es Euch heilige Pflicht, ist es unumgänglich nothwendig, daß Ihr den verderblichen Anschlägen der erbitterten Leute zuvorzukommen und jeden feindlichen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden sucht!"

„Vermeide ich ihn denn nicht?" fragte Georg plötzlich aufmerksamer und seine Stimme erhielt eine wunderbare Weichheit; „habe ich mich dem lebhaften Treiben auf der neuen Fähre nicht stets sorgfältig ferngehalten?"

„Das ist es nicht, worauf ich hindeute," fiel Sarah wieder hastig und mit schärfer hervortretenden Zeichen innerer Angst ein; „wenn ich von einem Zusammenstoß spreche, so beziehe ich mich auf einen solchen, der von den verblendeten Leuten in der verderblichsten Absicht herbeigeführt werden soll; ja, Herr Eckard, ich sage es unumwunden: Euch droht eine entsetzliche Gefahr — schaut hinüber, wie sie sich zusammenrotten — man will sich an Euch für den Verlust der Fährboote rächen; innerhalb kurzer Zeit werden sie vor Eurer Hütte eintreffen, um Euch für eine Euch fälschlicher Weise zur Last gelegte schändliche Handlung zur Rechenschaft zu ziehen —"

„Mich zur Rechenschaft ziehen? Mich, auf meinem eigenen Grund und Boden?" fuhr Georg heftig auf und Zorn färbte sein Gesicht dunkelroth; „doch laßt sie nur kommen, Miß Norris! o, ich erwarte sie sogar, und gelingt es mir nicht, sie mit Vernunftgründen von ihrem Irrthum zu überzeugen, so stehen mir auch noch andere Mittel zu Gebote, mein Hausrecht zu wahren!"

„Nein, nein, Herr Eckard, gebt es auf, Vernunftgründe an die Wahnsinnigen zu verschwenden!" rief Sarah flehentlich aus, und von der stolzen, verwöhnten und reichbegüterten Amerikanerin war nur noch die edelherzige, von bangen Besorgnissen erfüllte Jungfrau geblieben, „gebt es auf, der drohenden Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Ihr mögt mit demselben Erfolg einem verheerenden Wirbelwinde Halt gebieten, als eine wild aufgeregte rohe Volksmasse zur Besinnung zurückrufen! Ich flehe daher zu Euch, hört auf meine Bitten, geht dem drohenden Sturme aus dem Wege, flieht mit den Eurigen so schnell Ihr könnt; verlaßt Haus und Hof auf einige Tage, wenigstens auf so lange, bis das Ungewitter vorübergerauscht ist; die Leute, die heute noch aufgebracht gegen Euch sind, werden morgen schon ihre Weiterreise angetreten haben, und sicher und ungefährdet mögt Ihr dann wieder heimkehren."

„Wir sollen fliehen, und dadurch den Schein des Schuldbewußtseins auf uns laden?" fragte Georg bitter, während ein Lächeln der Geringschätzung auf seine Lippen trat, „o, Miß Norris, eine derartige Zumuthung hätte ich von Euch am wenigsten erwartet. Gebührt Euch auch, himmelschreiendes Unrecht zu verhüten, der wärmste Dank, so verbieten es mir die Ehre und Würde des seines guten Rechts bewußten Mannes, Eurem menschenfreundlichen Rathe Folge zu leisten. Daß wir bei unserer Rückkehr wahrscheinlich nur noch die rauchenden Trümmer unserer Habe vorfinden würden, lasse ich unerwähnt —"

„Ist die Errichtung der neuen Fähre Ursache gewesen, daß Ihr an Eurem Eigenthum geschädigt wurdet, wird der Besitzer derselben sich für verbunden und verpflichtet halten, den erlittenen Schaden im weitesten Umfange zu ersetzen," unterbrach Sarah den jungen Mann, indem ihre Blicke sich verzweiflungsvoll dahin richteten, wo eine geräuschvolle Bewegung unter den Emigranten bekundete, daß man sich bereits zum Aufbruch rüstete.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor 98 Jahren.

(Schluß.)

Von Wirthshäusern werden in diesem Jahre noch der „Engel" und „Ochsen" genannt. In ersterem wohnte ein Handelsmann Johann Valentin Cullmann junior, und letzteres Gasthaus war drei-

stöckig — dessen Lage nicht angezeigt. Auch ein Gasthaus zum Hirsch und zum Löwen werden genannt, wahrscheinlich die heute noch bestehenden, und ein Pflug, Ursprung des Pfälzerhofes.

Das alte Bau-Reglement wurde neu eingeschärft, die Häuser durften nur nach genehmigtem Plane und bis unter das Dach von Stein aufgeführt werden.

Für das Unterrichtswesen, die Vertheilung von Stipendien, Anstellung der Schullehrer rc. wurden Verordnungen theils neue erlassen, theils alte wieder eingeschärft.

Komödianten, Seil- und Drahttänzer, Taschenspieler rc. mußten zurückgewiesen werden, wenn sie nicht vom Herzoge selbst oder der Regierung Erlaubniß hatten, in's Herzogthum einzutreten und sich allda zu produziren.

Am 26. März wurde für die Grundbirn ein Maximalpreis von 5 Kopfstück für das Malter (2 starke Hektoliter) bei 50 Reichsthaler Strafe festgesetzt. Unter dem Kopfstück sind entweder Sechsbätzner oder (wahrscheinlich) 15-Sous-Stücke (à 20 bis 21 Kreuzer) verstanden.

Am 17. Dezember 1771 erschien aber eine Verordnung, die wohl schwerlich je vollständig durchgeführt wurde. Sie betrifft die Abstellung der Mißbräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Leichen rc. Die einzelnen Bestimmungen sind in Kürze folgende:

1) Das bei Hochzeiten übliche Fangen mit Sträußen, Bändern, Brautnestel u. dgl. ist gänzlich verboten.

2) Zu einer Hochzeit dürfen nicht mehr als 20 Personen invitirt werden.

3) Den Schulmeistern ist das Hochzeitbitten, jedoch ohne Abbruch ihres Amtes, verstattet.

4) Das Hochzeitsmahl darf nur in einer Imbs, Mittag- oder Nachtessen bestehen.

5) Bei den Todten dürfen nicht mehr als 4 Personen gleichzeitig wachen.

6) Verbot der Leichen-Imbs.

7) Verbot des Eröffnens der Särge auf den Kirchhöfen.

8) Die Schreiner dürfen nur tannene Särge machen, den theuersten zu 4 Gulden.

9) Die Schulknaben dürfen nicht mehr Wein und Wecke bekommen, sondern statt dessen 1 oder 2 Kreuzer auf die Person.

10) Die Leichen sollen wo möglich nach den Schulstunden gehalten werden.

11) Bei Kindtaufen darf nur der Pfarrer, wenn er über Land reist, ein mäßiges Mahl bekommen, sonst Niemand.

12) Wer Kindtauf (soll heißen die üblichen Mahle) hält oder sein Gastmahl bis nach dem Kindbette verschiebt und alsdann dasselbe anstellt, wird gestraft.

13) Alle Geschenke der Gevatterleute an die Kindbetterinnen wie an die Pathen, sie bestehen in Geld oder Eßwaaren, insbesondere die auf Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr und andere Feiertage üblichen Geschenke sind gänzlich verboten.

14) Das Christkindchengeben und alle dergleichen Nürnberger Waaren zu ver- und erkaufen, ist durchaus verboten, jedoch für das Jahr 1771 noch nicht, da dergleichen Waaren jetzt schon angeschafft seyen.

15) Das Neujahrwünschen und Betteln, mit Ausschluß jedoch der Nachtwächter, Bettelvögte und Briefträger, ist verboten. —

Von den in diesem Jahre dahier Gebornen nennen wir den durch seine Kunstfertigkeit im Graviren und Siegelstechen rühmlich bekannten und in seinen Arbeiten noch fortlebenden Friedrich Christan Karl, Sohn des Münzmeisters Michael Weichinger (jetzt Weihinger geschrieben), welcher in einem sehr hohen Alter und noch einige Jahre nach der Feier seiner goldnen Hochzeit hier gestorben ist, während seine beiden Söhne in jugendlichem Alter ihm im Tode vorangegangen waren. Genannter Karl Weihinger wurde am 29. August 1771 katholisch getauft, war also wenige Tage vorher zur Welt gekommen, da bei den Katholiken die Kinder immer bald getauft werden.

⨯ Aus dem Bliesthale. Einem großen Theil der Leser Ihres Blattes wird aus der deutschen Geschichte bekannt sein, wie einstens der deutsche Kaiser Maximilian in einem Städtchen des gesegneten Schwabenlandes empfangen wurde, als er eine Umreise in seinem Lande machte. Aehnliches läßt sich aus unserm Bliesgau erzählen, und obschon der Volksmund, aus dem uns Nachfolgendes zugekommen, — das Faktum etwas entstellt und sich mundgerecht zu machen sucht, — dürfte es dennoch immerhin nicht uninteressant erscheinen. — Denken wir uns zunächst am Vorabend eines bedeutungsschweren Tages (die Durchreise einer hohen Person) in ein Gasthaus des Dorfes G. versetzt, in welchem nach den laufenden politischen Abhandlungen, einem weit verbreiteten Blatte entnommen, die Vorberathungen zum morgigen Empfang besprochen werden, und wir werden unter Anderem auch vernehmen, daß

man z. B. irrthümlicher Weise statt der bischöflichen Chaise der Kalesche eines Israeliten wacker kanonirt hatte und — um derartigen unlieben Vorkommnissen vorzubeugen, nun gewitzigter zu Werke gehen wollte.

In den Bewohnern war der Drang, dem geliebten Herrn in sonn- und festtäglichem Kleid mit Sing und Sang entgegen zu ziehen und demselben die Gefühle des tiefsten Innern durch diese Ovation kundzugeben, in einem außerordentlichen Grade vorhanden. Durchdrungen von diesem erhabenen Gedanken, entwanden sich andern Tags in aller Frühe die Bewohner den süßen Armen Morpheus'. Und so rückte allmälich die heißersehnte Stunde des Empfanges immer näher. Die Behörde des Dorfes, an deren Spitze in Amtsauszeichnung der Ortsvorstand, der Gesangverein, die liebe Schuljugend ꝛc., versammelten sich rechtzeitig vor den letzten Häusern. Hier machte der Weg eine starke Biegung um einen Hügel, so, daß man es für hochst gerathen hielt, um ja nicht unvorbereitet überrascht zu werden, nach dem bekannten Sprichwort: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit", — auf der andern Seite eine Vedette à pied aufzustellen mit der strengen Ordre, bei Sichtbarwerdung einer Chaise sofort Signal zu geben. In Anbetracht dessen gab auch dieser Posten alsbald bei Herannahung einer Chaise das verabredete Signal. Von den Zinnen des Dorfes krachten die Kartaunen groß und klein, in deren Gebrumm die Geschütze der nahen Gemeinde brüderlich einstimmten. Die Herren vom Rathe nahmen ihre devoteste Miene an, stellten sich in die gehörige Positur, die Vatermörder noch einmal in die Höhe rückend und die Rockschöße zurecht legend, und das allgemeine Räuspern, das beste Zeichen der Bereitschaft, war bereits wahrgenommen worden. Der Gesangverein nahm seine Liederbücher zur Hand — und Aller Augen waren unverwandt auf die verhängnißschwere Ecke gerichtet und — die Chaise nahte. Eine heilige Stille trat ein. — Der Schlag geht auf und — man möchte sich die Haare ausraufen — ein ehrsamer Bürger der Nachbargemeinde, der nicht wenig erstaunt ob dieses unerwarteten feierlichen Empfanges war, stieg aus. Mißgestimmt und zornentflammt kehrte man zum Dorfe zurück und machte bei einem guten Gläschen Moselblümchen seinen Gefühlen Luft.

Man trank, es war ein sehr heißer Tag, — ein Schöppchen und noch ein Schöppchen, und ach — wie trefflich mundete die edle Gabe der Natur nach den ausgestandenen Strapatzen. O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen — da — o Himmel — kommt ein Bote zur Thüre hereingerannt und schreit: Der Herr — kommt soeben über die Brücke ins Dorf gefahren! Und die Amtsmiene, die Rede, — Alles so schön vorbereitet — — — Jedoch es sollte besser abgehen, als man dachte, und wenn auch nicht mehr gefeuert werden konnte, so ging doch Alles noch gut von Statten. — Und der Empfang war ein recht hübscher.

Mannigfaltiges.

* (Statistik der Zündhölzchen.) Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jeder Franzose täglich 7 Zündhölzchen, der Engländer 8, der Belgier 9 braucht. Es werden in Europa täglich 300,000 Kilogramm (à 2 Pfd. 6 Quentch.) oder jährlich 200,000 Klafter Holz in Gestalt von Zündhölzchen verbrannt, zu deren Anfertigung 210,000 Kilogramm Phosphor verbraucht werden. Die Leichtigkeit, durch Streichhölzchen Feuer zu machen, hat während der letzten zwanzig Jahre den Verbrauch von Zündhölzchen um das Dreifache gegen früher gesteigert.

* In einer Reisebeschreibung findet sich hinsichts des Bades Warmbrunn in Schlesien folgende Bemerkung: „Die Einwohner nähren sich überwiegend von Badegästen und anderen nützlichen Glasschleifereien."

Räthsel.

Dem lieben Leser geb' ich heut'
Ein Räthsel hier zum Zeitvertreib,
Das löst du mir gewiß ganz dreist
Und sagst mir, wie mein Liebchen heißt. —
Doch rathe hin und rathe her,
Die Lösung wird dir sicher schwer!
Wie solltest du mein Liebchen kennen
Und sie bei ihrem Namen nennen?
Doch paß nur, lieber Leser, auf,
Du rathst es, meine Hand darauf;
Denn nimmst davon ein Zeichen du,
Entsteht sodann ein Berg im Nu,
Worin es kocht, braust und glüh't
Und dann auch helle Flammen sprüh't.
Da du den Berg gewiß jetzt weißt,
So sag' mir, wie mein Liebchen heißt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Dienstag, 17. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Schadenersatz von Norris?“ erwiederte Georg, und in Stimme und Haltung verrieth sich der ganze unbeugsame Stolz, der ihn beseelte; „ich beanspruche weder von Eurem Vater, noch von sonst irgend einem Menschen der Erde Schadenersatz oder Beihilfe! Dort liegt mein und der Meinigen rechtmäßiges Eigenthum,“ fügte er hinzu, nach der Blockhütte hinüber weisend; „ich kehre jetzt dahin zurück, ich kehre zurück mit den Gefühlen aufrichtigen Dankes gegen Euch, aber auch entschlossen, unseren Herd nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen!“

„Nur noch eine Minute zögert!“ flehte Sarah und in ihrer Todesangst hielt sie den Davonschreitenden am Arme zurück; „ich kann, ich darf es nicht dulden, daß Ihr und die Eurigen die Opfer einer wahnsinnigen zügellosen Rotte werdet, nein — denn die Schuld würde auf mich zurückfallen — und deßhalb müßt Ihr fliehen — Ihr müßt fliehen, bevor die Wüthenden Euch den Weg zur Flucht abschneiden! Verliert daher keine Zeit, der Wald auf jener Seite ist so dicht, daß sie Euch zu Pferde nicht zu folgen vermögen, und seid Ihr verschwunden, wird das Verlangen, von hier fortzukommen, um so schneller alle anderen Gefühle bei den Verblendeten ersticken!“

„Auf Euch könnte die Schuld zurückfallen?“ fragte Georg, und indem er tief in die angstvoll auf ihn gerichteten schönen Augen schaute, ging für ihn der Lärm verloren, mit welchem die erbitterten Emigranten sich in die Landstraße begaben, um auf dem bequemeren Umwege nach dem Blockhause zu gelangen.

„Ja, mich trifft die Schuld,“ antwortete Sarah mit einer seltsamen Verwirrung, die Georg nicht zu deuten verstand; „die Hauptschuld — und ich meinte Alles zum Besten zu lenken — meinte ein an Euch und den Eurigen begangenes Unrecht zu sühnen, indem ich Eurer Fähre den ihr rücksichtslos entzogenen Verkehr wieder in vollstem Maße zuwandte. Heimlich und ungesehen schlich ich in letzter Nacht zum Flusse hinab, und da mir die Kraft fehlte, die Knoten der straffen Taue zu lösen, so zerschnitt ich sie, worauf die beiden Prahme, von der Strömung erfaßt, schnell davontrieben und endlich beim Auflaufen auf eine Holzklippe das Gleichgewicht verloren und sanken.“

„Das habt Ihr gethan?“ fragte Georg erstaunt und er wußte nicht, ob er der lieblichen Erscheinung für den ihm mit dem besten Willen geleisteten üblen Dienst mehr zürnen oder danken sollte. „Das habt Ihr gethan, ohne die Folgen zu berechnen, die Euch selbst aus einem solchen Verfahren erwachsen können?“

„Ich that es und indem ich mich dazu entschloß, dachte ich nicht an mich, sondern — sondern an Eure Mutter und den ihr zugefügten Nachtheil. Daß der von mir beabsichtigte Zweck verfehlt worden und gerade in das Gegentheil hat umschlagen können, lag dabei außerhalb meiner Berechnung. Doch das Unglück ist geschehen, ich trage die Schuld an demselben und mithin auch die heilige Verpflichtung, jeden durch meine unüberlegte Handlung verursachten Schaden auszugleichen. Wollt Ihr also nicht, daß ich mich vor den irregeleiteten Menschen als die Thäterin bekenne, um demnächst deren Wuth zu begegnen, so flieht mit den Eurigen, flieht auf einen oder zwei Tage! o flieht um meinetwillen! Wenn überhaupt noch ein Funke von Mitgefühl für Eure Nebenmenschen in Eurer Brust lebt, so laßt die böse Angelegenheit nicht bis zum Aeußersten gedeihen, sondern erwägt, daß der unaufhaltsam einherrollende Strom entfesselter Leidenschaften

nur zu leicht Folgen herbeiführt, welche zurückzurufen menschliche Kräfte nicht mehr ausreichen!"

Sinnend und frei von jedem unfreundlichen Gedanken gegen diejenige, die nach seiner Ueberzeugung ihn und die Seinigen in eine so verzweifelte Lage gebracht hatte, betrachtete Georg das junge Mädchen, welches in seiner namenlosen Angst und mit den flehentlich gefalteten Händen ihm doppelt holdselig erschien.

„Das Unglück ist geschehen," wiederholte er endlich, und indem er zögernd die Hand ausstreckte, legte Sarah die ihrige schnell in dieselbe; „beruhigt Euch indessen und kehrt unbesorgt heim. Obwohl das Geständniß Eurer uns zugewendeten Theilnahme in seiner Wirkung nicht ohne Bitterkeit ist, offenbare ich doch gern die innigste Dankbarkeit für Eure großmüthigen Gesinnungen. Jetzt, da ich die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange kenne, wird meine Handlungsweise natürlich eine andere sein, als sie gewesen wäre, hätte ich die Erbitterung gegen mich für eine künstlich hervorgerufene und mit Bedacht genährte halten müssen."

„Ihr werdet also fliehen?" fragte Sarah schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, und ihre Augen suchten angstvoll in den ernsten Zügen des jungen Mannes zu lesen.

„Ich werde Alles aufbieten, jedem Unglück auszuweichen," antwortete dieser fest; „und sollte das Geschick uns wieder zusammenführen, Miß Norris, so vergeßt nicht — welcher Nachtheil mich und die Meinigen auch betroffen haben mag — daß es Menschen gibt, denen das Anbieten ungewünschter Wohlthaten und Entschädigungen schmerzlicher ist, als der erlittene Schaden selbst."

Einige Sekunden blickte Sarah ihm forschend in die Augen; seine zustimmende Antwort schien sie nicht zu beruhigen, noch weniger verletzte sie der in derselben ausgedrückte Stolz. Rathlos wandte sie ihre Aufmerksamkeit der neuen Fähre zu, die wie ausgestorben und von allen Menschen verlassen dalag.

„Sie befinden sich bereits auf dem Wege zu Euch," flüsterte sie besorgt; „eilt, bevor es zu spät wird, eilt und handelt so, wie Ihr es für angemessen haltet, — handelt mit dem Bewußtsein, daß mein Seelenfrieden in Euren Händen ruht." Dann entzog sie ihm die Hand und sich abwendend, schlug sie flüchtigen Schrittes den Weg durch das Gebüsch stromabwärts ein.

Georg blickte ihr so lange nach, bis das Strauchwerk ihm die letzte Aussicht auf sie entzog. Wie ein Träumender begab er sich sodann zu seinem Kanoe hinab, wie ein Träumender stieß er das leichte Fahrzeug vom Ufer; als er aber erst die wirbelnden Fluthen unter sich fühlte, schien er zum vollen Bewußtsein seiner gefährlichen Lage zu gelangen. In rascherem Takte, bald nach rechts, bald links tauchte er das schaufelförmige Ruder ins Wasser und wie ein Pfeil schoß das Kanoe in fast gerader Linie über die heftige Strömung fort auf das stille Blockhaus zu.

5.

Georg hatte die Seinigen kaum von dem zu erwartenden Besuche der feindlich gesinnten Emigranten unterrichtet, als er, wieder ins Freie hinaustretend, aus verschiedenen Richtungen die Stimmen von Menschen vernahm, die offenbar einen Kreis um das Blockhaus gezogen hatten und sich gleichmäßig von allen Seiten näherten.

Ueber sein entschlossenes Gesicht flog ein Lächeln der Geringschätzung und Verachtung.

„Man hat uns die Flucht abschneiben wollen," rief er ins Haus hinein, wo die besorgnißvolle Mutter die kaum berührten Speisen wieder von dem Tische abräumte. „Die Elenden, sie hätten sich die Mühe ersparen können!"

Da lehnte sein Bruder innerhalb der Hütte die ihnen zu Gebote stehenden Gewehre dicht neben der Thüre an die Wand.

Georg gewahrte, daß seine Mutter bei diesem Anblicke erbleichend auf einen Stuhl sank und wie im Gebet die Hände faltete.

„Beruhige Dich, Mutter!" rief er mit erzwungenem Lachen aus; „unsere Vorkehrungen sind ja nur darauf berechnet, unsere zeitigen Gegner einzuschüchtern. Wenn sie sehen, daß wir bereit sind, unser Eigenthum nachdrücklich zu vertheidigen, werden sie es wahrscheinlich bei einigen Drohungen bewenden lassen. Es steht wenigstens zu erwarten, daß Keiner von ihnen derjenige sein möchte, der bei einem etwaigen Angriffe sein Leben einbüßt."

„Aber warum denn, warum wollt Ihr sie durchaus mit Gewalt zurückweisen?" rief Frau Eckard klagend aus.

„Wir wollen es nicht," trösteten die Brüder freundlich; „die Waffen sind nur zur Nothwehr bestimmt; erst wenn wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Verblendeten unzugänglich für Gründe der Vernunft und taub für ernste Vorstellungen sind, werden sie erfahren, daß das Schlimmste uns nicht unvorbereitet findet."

„Und das Alles um eines Irrthums willen?" wandte Frau Eckard wieder bangen Herzens ein.

„Still, Mutter," bat Georg jetzt; „sie kommen, und Du, Wilhelm, trete von der Thüre zurück!" wandte er sich gleich darauf an seinen Bruder; „ich will versuchen, mich mit ihnen auf gütlichem Wege zu verständigen; betheiligt Euch daher nicht an der Verhandlung, denn ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, sie zu beschwichtigen ohne jede Gefahr für uns."

„Halloh! Junger Freund, seid Ihr etwa der Besitzer dieser Fähre?" fragte plötzlich ein vierschrötiger Viehtreiber, der, gefolgt von zwei Genossen, eben um den Giebel der Blockhütte herumgetreten war und sich mit frechem Ausdruck auf die Hofeinfriedigung lehnte.

„Die Fähre gehört meiner Mutter, wünscht Ihr indessen übergesetzt zu werden, so sprecht nur das Wort und Ihr seid drüben, schneller, als ein wilder Truthahn von hier zur neuen Fähre hinüberzufliegen vermag!" antwortete Georg besonnen, ohne seine Stellung zu verändern.

„Also übersetzen möchtet Ihr uns?" fragte der Viehtreiber nach einem lauten höhnischen Lachen, in welches seine Genossen geräuschvoll einstimmten; „'s wäre wenigstens ein Anfang, und lange würde es dann nicht dauern, bis Ihr dem ehrenwerthen Herrn Norris das Geschäft ganz aus den Händen gewunden hättet!"

„Ich verstehe Euch nicht, drückt Euch deutlicher aus," versetzte Georg mit ruhigem Wesen, welches nicht ohne Wirkung auf die rohen Arbeiter blieb, denn dieselben sahen sich gegenseitig verwundert an, während der Wortführer nachdenklich seinen buschigen Bart rieb, bevor er sich zu einer Entgegnung anschickte. Wahrscheinlich wäre es ihm sogar gelungen, sie durch einige entsprechende Erklärungen zur Umkehr zu bewegen, wären nicht in demselben Augenblicke andere Gruppen von vier und fünf Männern aus verschiedenen Richtungen aus dem nahen Gebüsch hervorgebrochen und spornstreichs über die kleine Lichtung fort auf den Vorhof zugeeilt.

„Goddam!" rief ein offenbar berauschter Wagenführer den zuerst Angekommenen zu, und zugleich führte er mit seiner Axt einen furchtbaren Hieb nach der Einfriedigung, das oberste Holzriegel bis über die Hälfte durchschneidend; „wer möchte hier noch lange mit den deutschen Verräthern parlamentiren? Sagt ihm kurz und bündig, was wir wollen, und dann hinauf mit ihm an den ersten besten Baumast und einen Feuerbrand in sein Bettstroh, damit ihm von der Welt geleuchtet werde!"

„Das ist 's Wort, Gentlemen! Hinauf mit ihm an den Baumast! Brennt die deutsche Brutstelle nieder!" erschallte es wild und drohend aus dem schnell anwachsenden Haufen, und es streckten sich bereits Hände aus, die Einfriedigung niederzureißen, als plötzlich einer der Besonneneren den Zaun erstieg und sich rittlings auf denselben setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Aus Alais im Gard-Departement erhält der „National" ein Schreiben, welches einen amüsanten Strike mittheilt. Die Köchinnen haben Grève gemacht, alle, sagt das Schreiben, und das ganze gesellschaftliche Leben ist paralysirt. In Alais wird nicht mehr dinirt, man ißt höchstens noch; denn die Köchinnen wollen nicht eher kochen, bis sie höheren Lohn erhalten, ihre Arbeit vermindert wird und sie besuchen darf ihr — — Cousin! Die armen Damen in Alais, nun ist es an ihnen, zu kochen, welche Noth, nicht allein so manche süße Stunde entbehren zu müssen, nein, das Können oder besser Nichtkönnen ruft furchtbare Pein und bedenkliches Mienenspiel der Ehemänner hervor, und nun noch bei 30° Réaumur sich abmühen zu müssen. Manche der jungen Hausmütterchen haben nolens volens ihre Ehemänner auf die Kost der Wursthandlungen setzen müssen. Schinken und Bratwurst ist die Nahrung der Aristokratie! Schließlich bittet der Briefschreiber durch das Journal in Paris, den Köchinnen, die ohne Stelle sind, mittheilen zu wollen, daß sie mit offenen Armen empfangen würden und namentlich der Streitpunkt, den Cousin betreffend, keine besonderen Schwierigkeiten hervorrufen würde.

* Nicht weniger als 5429 Staatsbürger, die sich des seltenen Namens Smith erfreuen, beziehen aus der Bank von England Dividenden für verschiedentliche in Staatsfonds angelegte Summen und Sümmchen; den Namen Brown führen 2478 Staatsgläubiger und auf den Namen Jones hören ihrer 2190. Einzelne der Summen sind sehr groß und einzelne der Sümmchen sehr klein. In Consols allein stehen 140 Conti, deren halbjährliche Dividende hinter der Summe von 6 P. zurückbleibt. In 77 Fällen beträgt die Dividende nicht mehr als 1 S. und in 25 Fällen beläuft sie sich auf einen Penny.

* (Wie eine heirathslustige Frau angeführt wird.) Die New-Orleans „D. Ztg." schreibt: Ein junger Mann, dessen Namen wir vorerst noch verschweigen wollen, entschloß sich vor einigen Abenden, nach St. Louis zu reisen. Er packte seine bescheidenen Habseligkeiten zusammen, und als er eben im Begriff war, nach dem Boote zu gehen, begegnete er wie zufällig einem Polizisten, der ihn mit höflichen, aber entschlossenen Worten ersuchte, mit ihm in das Haus an — Straße zu gehen und eine kleine Geschäftsabrechnung dort zu besorgen. Der junge Mann versicherte zwar dem Polizisten auf sein Ehrenwort, daß er mit Wissen in ganz New-Orleans keine fünf Cents schulde; der Mann der Gerechtigkeit aber drang nichts desto weniger in ihn, ihm dennoch zu folgen. Als er aber in das ihm bestimmte Haus trat, wartete dort seiner ein junges Mädchen, das er, seiner unwillkürlichen Ueberraschung nach zu urtheilen, ganz wohl kannte. Die junge Dame stellte ihm im Beisein eines Advokaten und Friedensrichters zwei Bedingungen: nämlich sie zu heirathen, um nach Belieben zu reisen, oder die Heirath abzuschlagen und in's Gefängniß zu gehen. Der junge Mann wählte nach kurzem Bedenken das Erstere, und der Friedensrichter verrichtete auch sogleich das Geschäft. Nach gethaner Arbeit verließ das Paar das für dasselbe so inhaltsschwer gewordene Haus, aber zum Erstaunen Aller gingen sie nach verschiedenen Richtungen. Endlich schien die junge Gattin sich eines Besseren zu besinnen, drehte sich um und folgte ihrem Gemahl. Dieser aber trat in ein Kaffeehaus; die junge Frau harrte ängstlich vor der Thür, konnte ihn aber seitdem nicht wieder sehen, — er hatte eine Hochzeitsreise unternommen, seine junge aufgezwungene Frau aber mitzunehmen vergessen.

* Der englische Velocipedritter, welcher vorige Woche von London nach Edinburgh fuhrwerkte, wird von einem Kollegen jenseits des Oceans noch bei Weitem übertroffen. In New-York legte nämlich ein gewisser Meissenger innerhalb 50 aufeinanderfolgenden Stunden 500 Meilen auf einem Veloziped zurück. Es galt einen Preis von 250 Dollars. Um 8 Uhr 50 Minuten Abends begann er seine Rundreise in einer großen Rennbahn, umkreiste dieselbe 10,000 Mal, ehe er die abgemessenen 500 Meilen hinter sich hatte. Daß übrigens solche Bravourstückchen sich nicht alle Tage ausführen lassen, geht schon daraus hervor, daß Meissenger unmittelbar nach seinem Ritt sieben Pfund weniger wog, als bei Beginn.

* (Billige Art, sich einzukleiden.) In einem Kleiderladen in Berlin erschien dieser Tage ein Mensch, welcher einen vollständigen und neuen Anzug sich vorlegen ließ. Nachdem er noch einiges an der Façon des Jaquets und dem Stoffe der Weste bemängelt hatte, erklärte er schließlich, daß ihm die Sachen gefielen und daß er sie gleich anprobiren wolle. In der That zog er auch seine alten schäbigen Sachen aus und legte die neuen Kleidungsstücke an, noch ehe er nach dem Preise gefragt hatte. Dann schob er den Verkäufer ein wenig bei Seite, machte einen gewaltigen Satz aus dem Laden auf die Straße und verschwand im Strome der Passanten auf Nimmerwiedersehen.

* Aus München schreibt man der „A. Abendztg.": „Zum nicht geringen Erstaunen der Bedienung und der umsitzenden Personen verlangte gestern Abend im Englischen Café eine Tochter Albions „ein Glas warmes Wasser, aber rein", und leerte es, nachdem man dasselbe gebracht, — in ihr Bier, welches ihr sonst so kalt sei. De gustibus non est disputandum!"

Lebensphilosophie.

Kummer stimmt das Herz zur Freundschaft und zur Liebe: der Unglückliche kennt keinen Genuß als Herzensergießung, und deßhalb muß er solche Wesen ungewöhnlich lieb gewinnen, die ihm mit Theilnahme begegnen.

Charade.

Man hat von mir gesprochen und gelesen,
Doch bin ich wirklich nie, bin immer nur gewesen.
Und wenn die ganze Welt im richt'gen Takte geht,
So komm' ich allemal um einen Tag zu spät.
Dem ew'gen Juden gleich durchlaufe ich die Zeiten,
Kein Wesen in der Welt kann meinen Lauf begleiten.
Jahrtausende entfloh'n, des Schicksals Allgewalt
Macht mich für alle Zeit doch einen Tag nur alt.
Ich werde ohne Dasein täglich neu geboren,
Doch Gegenwart und Zukunft sind für mich verloren.
Wer auch die Zeit verfolgt, doch hinterher nur geht,
Der kommt, mein Beispiel zeigt's, doch allemal zu spät.

Auflösung des Räthsels in № 96:
Thekla — Hekla.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Donnerstag, 19. August 1869.

Vor der Himmelsthüre.

Von des Mondes sanftem Schimmer
War beleuchtet Berg und Flur,
Und der Sterne matt'rer Flimmer
Zeigte schon des Morgens Spur.

Und mich zog ein rascher Wille
Froh hinaus, wo Blumen blüh'n,
In des Waldes heil'ge Stille
Nach der Büsche frischem Grün.

Friede lag auf Berg' und Höhen,
Und berauscht vom Blüthenduft
Schlief ich ein im Morgenwehen
Einer milden Frühlingsluft.

Von der Erde weggehoben
Durch der Träume Wechselspiel,
Ueber gold'ne Wolken oben
War der Himmel selbst mein Ziel.

Hört' die Engel dort im Chore
Singen, hohen Glücks erfüllt,
Sah dort ernst am Himmelsthore
Petrus, wie er Wache hielt.

Vor ihm standen Christ und Heide,
Sprachen ihn um Einlaß an,
Doch der Himmelsfürst frug Beide,
Was im Leben sie gethan.

Der Christ begann: Auf engem Pfade
Der Tugend ging ich willig fort,
That, was der Herr befohlen hatte
In seinem heil'gen Bibelwort.

„Oft bat ich flehentlich im Staube:
O kehre, Heiland, bei mir ein!
Denn nur ein treuer Christenglaube
Führt ja zu deinem Himmel ein.

„Den Armen gab ich Kleid und Speisen,
Und Niemand ging ohn' Trost davon,
So komm' ich denn, was er verheißen,
Nun zu empfah'n an Gottes Thron."

Und Petrus sprach voll Huld zum Christe:
„Heut' gehst du ein zu ew'ger Ruh',
Doch höre erst dem Sohn der Wüste,
Was er zu sagen hat, noch zu!""

Voll heil'ger Scheu sprach nun der Heide:
„Zu mir drang nie des Heilands Licht,
Ich war kein Schaf auf seiner Weide,
Doch böse Thaten that ich nicht!

„Fremd war mir seiner Lehre Segen,
Wie seiner Gnade hoher Lohn;
Ich wallte still auf meinen Wegen,
Ein harmlos froher Erdensohn.

„Die Menschen alle mußt' ich lieben,
Und wenn ich Gutes hab' gethan,
Ward Herz und Geist dazu getrieben,
Lag es auch nicht in meinem Plan.

„Doch folgt' ich gern dem innern Drange;
War mir auch fremd des Herrn Gebot,
So litt der Arme doch nicht lange,
Ich half dem Feinde selbst in Noth."

Als so der Heide kaum geendet,
Klärt auf sich Petrus' Angesicht;
Hoheitsvoll zu ihm hin gewendet,
Er voller Milde zu ihm spricht:

„Mit dir war unser Herr auf Erden,
Du trugst ihn tief in deiner Brust,
Drum größer wird dein Lohn nun werden,
Weil du von Lohn hast Nichts gewußt!

„Es schrieb für dich mit seinen Schmerzen
Der Gottsohn keinen Bibelspruch;
Doch trüg' ihn Jeder so im Herzen,
Wär's unserm Schöpfer einst genug.

„Es hätte Christus nie geblutet
An eines Kreuzes Marterpfahl." —
Und sieh! ein Meer von Schimmer fluthet
Jetzt leuchtend aus dem Himmelssaal.

Der Engel Schaaren jubelnd schweben
Durch all' die lichterfüllten Höh'n,
Und Christ und Heide leise beben,
Wie vor der Gottheit jetzt sie steh'n.

Doch von dem reichen Glanz geblendet,
Um mich der Sonn' und Sterne Lauf,
Mein Auge rasch sich abwärts wendet,
Ich schlug es nur mit Mühe auf.

Gerade brach die Morgensonne
Sich durch die Zweige mild die Bahn,
Es schwebten Lerchen voller Wonne
Dem Schöpfer singend himmelan.

Der kühlen Lüfte sanftes Kosen
Erfrischte mich in meiner Ruh';
Sie wehten aus dem Busch voll Rosen
Den süßen Blüthenduft mir zu.

Da nach dem grünen Waldessaume
Lenkt' eiligst ich den kurzen Schritt;
Nahm doch mein Geist von meinem Traume
Die ernste, heil'ge Lehre mit:

Wess' Seele rein und unverdorben,
Wess' Geist ist von der Sünde frei,
Der hat den Himmel sich erworben,
Was auch sein Glaub' auf Erden sei!

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Gentlemen!" brüllte Georg mit durchdringender Stimme, und auf seine in dieser Weise verdeutlichte Absicht, eine Rede zu halten, stellte sich ringsum erwartungsvolles Schweigen ein. „Gentlemen und freie Bürger der einzigen, untheilbaren, ruhmreichen Republik von Nordamerika!" wiederholte er, worauf er eine kurze Pause machte, um sich an dem Beifallsgemurmel zu weiden, welches auf die schmeichelhafte Anrede durch die gedrängt stehende Versammlung lief.

„Gentlemen, es kann unmöglich Euer ernste Wille sein, Jemand zu verurtheilen, ohne ihn vorher selbst gehört zu haben," fuhr der Sprecher darauf wieder fort. „Wäre es doch möglich, daß er das Verbrechen gar nicht verübte, oder es vielleicht ohne böse Absichten, ich meine, durch Zufall verübte."

„Schöner Zufall, bei Gott! Wenn die Schneide eines scharfen Messers schnell hinter einander durch zwei Taue fährt!" rief eine heisere Stimme dazwischen, und das Beifallsgelächter, welches dieser Bemerkung folgte, bewies, daß die gefährlichen Elemente die ruhigeren in der Versammlung weit überwogen.

„Ihr mögt nicht ganz Unrecht haben," nahm der Sprecher alsbald wieder das Wort; „allein ich muß dennoch darauf bestehen, daß wir vorher hören, was der junge Mann zu seiner Entschuldigung anzuführen hat!"

Hier richtete er die Blicke auf Georg, der sich mit verschränkten Armen an den Thürpfosten lehnte und bleich vor innerer Aufregung mit einem unnachahmlichen Ausdrucke verachtungsvoller Entschlossenheit die drohenden Gestalten der Emigranten maß.

Die kurze Pause, die nunmehr eintrat, benutzte er dazu, seine halb ohnmächtige Mutter flüsternd zu ermuthigen, worauf er sich, ohne seine Stellung zu verändern, seinen Gegnern wieder zuwandte.

„Bevor ich irgend eine an mich gerichtete Frage beantworte," begann er mit erzwungener Kälte — „erlaube ich mir selbst die Frage, was mir die Ehre eines so ungewohnten Besuches und dazu noch zu einer so ungewöhnlichen Stunde verschafft?"

„Er fragt noch! Brecht die Einfriedigung nieder! Schreibt ihm die Antwort auf seinen deutschen Schädel!" brüllten einzelne Stimmen, so daß es dem Sprecher kaum gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

„Er ist in seinem Recht!" rief dieser aus, jedes einzelne Wort, um ihm mehr Nachdruck zu verleihen, mit einem dröhnenden Schlag seines keulenähnlichen Stockes auf die Einfriedigung begleitend; „er ist in seinem Recht und Niemand soll behaupten, daß wir, lauter ehrenwerthe Bürger der ruhmreichen Republik, unterlassen hätten, das Recht selbst eines Verräthers zu achten."

„Ein Hurrah dem Sprecher!" ertönte es als Antwort im wilden Chor, doch Jener, unbekümmert um die Unterbrechung, fuhr, zu Georg gewendet, fort:

„Wir befinden uns auf Eurem Grund und Boden, um von Euch Aufschluß über das Verschwinden der beiden Prahme zu verlangen; sagt daher gerade heraus, was Ihr über deren Verbleib wißt, und Ihr sollt Euch nicht beklagen, daß Ihr mit ungebührlichen Leuten zu thun gehabt hättet. Allein wohlverstanden, junger Mann, Eure Antwort mag lauten, wie sie wolle, wir, die Ihr uns hier seht, haben uns verschworen, nicht eher zu rasten — und gingen vier Wochen darüber hin — bevor wir den Schuldigen aus-

gekundschaftet, überführt und demnächst, je nachdem er durch sein Leugnen uns neuen Zeitverlust auferlegte, verurtheilt und bestraft haben!"

„Ihr seid wenigstens offenherzig," versetzte Georg spöttisch; „daß Eure Prahme verschwunden sind, ist mir übrigens nicht neu; bevor ich indessen Weiterem Rede stehe, möchte ich wissen, ob Ihr wirklich fest überzeugt seid, den nach Euren sehr gewagten Muthmaßungen Schuldigen ausfindig machen zu können?"

„Wir machen ihn ausfindig und müßten wir das Geständniß mit heiligen Eiden und glühenden Ketten aus ihm herauswinden," hieß es von mehreren Seiten zurück, worauf der Sprecher wieder anhob:

„Ja, Niemand, auf den auch nur im Entferntesten der Verdacht fallen könnte, bleibt verschont, und wehe Dem, um dessenwillen Andere leiden mußten! Und den wahren Thäter entdecken? Pah! Es hätte kein geriebenerer Bursche sein müssen, um unsere Augen zu täuschen; hat er sich doch schon halb durch die ungeschickten Messerstiche verrathen, mit welchen er die Taue von den Pfählen löste; er war entweder zu träge oder zu schwach, die Schleifen und Knoten zu öffnen — was jedenfalls viel schlauer gewesen wäre — vielleicht mangelte ihm auch die Zeit — aber Ihr seht, wir sind keine Neulinge, wir haben gute Augen und wissen die Sache am rechten Ende anzufassen!"

„Und zu mir seid Ihr zuerst gekommen, weil ich Euch am verdächtigsten erscheine?" fragte Georg wieder spöttisch.

„Weil Ihr nicht nur verdächtig erscheint," versetzte der Sprecher unter dem drohenden Gemurmel seiner Genossen; „sondern weil es auch in unserer Macht liegt, Euch zu überführen. Entweder Ihr selbst habt die Taue zerschnitten —"

„Wofür er zehntausendmal hängen mag!" rief eine Anzahl der erbittertsten Emigranten wild dazwischen.

„Entweder Ihr selbst habt die Taue zerschnitten," wiederholte der Sprecher ruhig, „oder Einer der Eurigen, was Beides auf Eins herauskommt, indem Ihr Alle für den Schaden haftet!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

• Eine alte Jungfer, Susanna B. Anthony, hielt im Frauen-Emanzipations-Club in New-Orleans folgenden Vortrag: „Die Männer sind Diebe. Woher haben sie das Geld? Gestohlen haben sie's den armen Arbeitern, die sie für sich schwitzen lassen. Wir sollten uns nicht geniren und ihnen Alles, was wir bekommen können, nehmen. Will eine Frau des Abends den Club besuchen, so brummt der Mann, spricht wohl gar, es schicke sich nicht, Abends noch auszugehen. Wenn er aber mit seinen Kumpanen trinkt, schlechte Witze reißt und wer weiß noch was treibt, soll die Frau ruhig sein und den Mund nicht aufthun. Dieses Gebot wird nun allerdings nicht befolgt; es wäre auch schlimm, wenn es befolgt würde, denn dann wären wir ja weiter Nichts als türkische Sklavinnen. „Dein Platz ist bei deinen Kindern," das sind gewöhnlich die Worte, mit denen ein Mann einer Frau klar machen will, daß sie verpflichtet ist, das Haus zu hüten. Schön! Aber wenn der Platz der Frau bei den Kindern ist, so ist es doch der des Mannes auch. Gehören die Kinder nicht so gut dem Vater, wie der Mutter? Hat die Mutter mit den Kindern nicht genug Plage, soll sie die Sklavin ihrer Kinder sein? Kann der Mann nicht eben so gut einmal des Abends zu Hause sitzen, das „Baby" wiegen und für dessen Bedürfnisse sorgen, wie die Mutter, die es mit Schmerzen geboren hat, und die manchmal in einer Woche mehr Qual auszustehen hat, als der Mann zeitlebens? Diese Zustände müssen aufhören, und die Bildung der Distrikts-Vereine ist der erste Schritt dazu. Hier mögen sich all' die Weiber, die mühselig und beladen sind, einfinden und darüber berathen, wie die Männer zu kriegen sind. Doch zunächst müssen wir Geld haben. Geld ist zu allen Dingen nothwendig, aber am allerunentbehrlichsten ist es, wenn man einen Krieg führen will. Wir müssen es bekommen, auf die eine oder die andere Weise. Mit dem blosen Taschenvisitiren ist es nicht gethan, das wirft zu wenig ab. List und Schmeichelei sind die Waffen, die der Frau von der Natur verliehen sind, und deren muß sie sich auch bedienen. Der Mann ist ein der Schmeichelei ungemein zugängliches Thier; schmeichelt ihm, verwirrt ihn, besticht ihn durch eure Liebkosungen, thut ihm Alles zu Gefallen, braucht alle Kniffe, die euch eure Schlauheit und euer Witz eingeben, und verschafft euch Geld, Geld!" — Nun, einer alten Jungfer können das die Männer schon verzeihen.

⁎ (Bretzel oder Pretzel?) Beim Schlusse des abgelaufenen Schuljahres sah ich die Schulkinder mit mürben Bretzeln die Schule verlassen und freute mich über das passende Geschenk; jedes

der Kinder bekommt eine solche, und was stellt dieselbe vor? — Einen kleinen Preis (pretiolum). Die Entstehung dieses Gebäckes und seines Namens datirt aus der alten Reichsstadt Speier. Dort bekamen alle Schulkinder nach beendigter Prüfung ein von einem dortigen Meister ersonnenes, in Form eines Doppelringes gebackenes Brödchen, welches nach bekannter Manier der alten Zeit einen lateinischen Namen haben mußte. Sowie der Rock des Schullehrers Bakel (baculus) hieß, die Stockstreiche Plages (plagas) genannt wurden, der Zwischenraum aber spatium u. s. w., so hieß der Auszeichnungspreis pretium und der allgemeine Preis pretiolum — abgekürzt Pretzel — und darum sollte auch dieses Wort nicht (wie üblich) mit B, sondern mit P geschrieben werden; auch sollte man nicht „die Pretzel schreiben, sondern (wie in einigen Gegenden gesprochen wird): „das Pretzel", weil pretiolum sächlichen, nicht weiblichen Geschlechtes ist.

* (Kaa Hexemeister.) Alte Anekdoten dürfen immer wieder aufgewärmt werden, da die junge Generation sie ebenso gerne kennen lernt, als die ältere sie ehemals hörte, wenn sie auch jetzt achselzuckend oft äußert: Das stand schon anno Tubak im Kalender. — Wer muß nicht lachen, wenn er folgendes zum ersten Male liest: Ein Richter, der das Pulver nicht erfunden hatte, neckte sich eines Tages mit einem Juden, indem er ihm sagte: „Nu, Schmul, was muß ich von Euch hören, man sagt, Ihr seid ein Hexenmeister?" — Der Jude entgegnete darauf: „Herr Richter, wißt Ihr, was man von Euch sagt, man sagt, Ihr seid kaa Hexemeister!"

* Die Wiener Damen scheinen diesmal in Bezug auf das Wiederaufkommen einer alten Mode den Ton angeben zu wollen. Dort sind jetzt die Schleier an der Tagesordnung. Ob jung oder alt, ob schön oder häßlich, jedes weibliche Wesen hüllt sich jetzt in einen Schleier, und das Weib, ohnehin ein Räthsel der Natur, ist nun in doppelter Beziehung ein verschleiertes Bild. Auf der Promenade wandeln diese berückenden Gestalten, weithin kenntlich durch das lange, wallende Symbol, nie ohne Schleier, der, in allen Farben des Regenbogens spielend, das ganze Gesicht bedeckt und hinten als Flagge mündet, welche die ehedem beliebten weit hinab flatternden Bändchen ersetzt, denen die Franzosen den charakteristischen Beinamen Suivez moi (Folge mir) gegeben haben.

* Ein reicher Partikulier hat jüngst in London das Zeitliche gesegnet und sein großes, mehrere Millionen betragendes Vermögen der Miß B. vermacht. Die Gerichtspersonen stellten sich der Dame vor, um die Empfangs-Bescheinigung des Legats zu erwirken; doch zu ihrem großen Erstaunen erklärt sie, den Erblasser nicht zu kennen. Doch, fügt sie nach einiger Ueberlegung hinzu, führen Sie mich zu ihm hin. Bei der Leiche angekommen, wird deren Antlitz aufgedeckt und Miß B. stößt einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus. Ich kenne ihn, sagte sie, das ist der Herr, der mich drei Jahre hindurch mit seinen Gunstbezeigungen verfolgt und selbst Verse auf meine Nase gemacht hat. Im Hyde-Park und Covent-Garden war er immer vor mir in Betrachtungen versunken. Bei der Eröffnung der Papiere des Verstorbenen fand man wirklich mehrere Episteln zu Ehren der hübschen Nase und mehr als fünfzig Entwürfe derselben als Profil oder en face. Das Testament übrigens schloß mit folgenden Worten: „Ich bitte Miß B., die Uebermachung meines ganzen Vermögens anzunehmen, zu gering doch gegen die unaussprechlichen Gefühle, die mir während dreier Jahre die Betrachtung ihrer Person, namentlich ihrer wundervollen Nase verschafft hat!" Miß B. hat angenommen.

* Eine neue Vogelscheuche haben jetzt amerikanische Farmer, nämlich weggeworfene Reifröcke, die von industriellen Jungen gesammelt und zum Preise von 15—20 Cts. das Stück verkauft werden. Die verwegensten Raben sollen heillosen Respekt haben vor den unheimlichen Dingern.

Räthsel.

Das Erste ist lustig und eilig fürwahr,
Und wird es einst heftig, so schadet's wohl gar.
Die letzten zwei Silben sind Jedem bekannt:
Sie sind mit dem Sacke am nächsten verwandt.
Das Ganze jetzt findet man leider zu oft,
Ja manchmal mitunter da, wo man's nicht hofft.

Auflösung der Charade in № 97:

Gestern.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Samstag, 21. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Etwa eine Minute sann Georg nach, während seine Blicke langsam im Kreise seiner Gegner herumwanderten, wo sie überall auf den Ausdruck gefährlicher Entschlossenheit und verhaltener Wuth trafen. Er vergegenwärtigte sich offenbar die Lage, in welche Sarah gerathen würde, wenn man in ihr die Thäterin entdeckte, in welchem Lichte aber sie Allen erscheinen mußte, sobald es sich erwies, daß nur rege Theilnahme für ihre bedrängten Nachbarn sie zu der strafbaren Handlung verleitete.

Schnell, wie sein Geist arbeitete, schwanden auch die Zweifel, denen er eben noch unterworfen gewesen, und sich dem Sprecher um einige Schritte nähernd, redete er diesen an:

„Ihr beschuldigt mich, die Prahme losgeschnitten zu haben?“ begann er ernst und ohne die leiseste Scheu oder Furcht zu verrathen; „gut, wenn ich nun einräumte, daß in ähnlicher Weise, wie Norris meinen Erwerb schmälerte, ich ihn wieder zu schädigen und den Strom der Reisenden von Neuem meiner Fähre zuzulenken suchte; wenn ich dieses also einräumte, wer von Euch hätte dadurch ein Recht gewonnen, bewaffnet — wie ich sehe — hier einzudringen und mich zu bedrohen?“

„Wer spricht von Recht?“ „Wir befinden uns in unserem Rechte!“ „Er gesteht die That ein!“ „An den Baum mit ihm!“ „Legt Feuer an seinen Bau!“ ertönte es wild und verworren aus dem Haufen und die Einfriedigung knackte und schwankte, indem einzelne der zunächst Stehenden sich nach derselben hinaufschwangen und Miene machten, auf den jungen Mann einzudringen.

„Halt!“ rief Georg jetzt laut aus und in die Thüre zurückspringend, ergriff er seine Büchse und im nächsten Augenblick stand sein Bruder, ähnlich bewaffnet, neben ihm; „Ihr zwingt mich zum Aeußersten! Möge das Unglück, welches Ihr muthwillig heraufbeschwört, auf Eure eigenen Häupter zurückfallen! Bleibt, wo Ihr seid, und ich will frei und offen mit Euch verhandeln; den Ersten aber, der diesen Hof betritt, schieße ich nieder! Ich bin lange genug in diesem Lande gewesen, um zu wissen, wie man sein Hausrecht vertheidigt!“

Bei dem Anblick der beiden jungen Leute, die nicht den Eindruck hervorriefen, als ob sie es bei einer leeren Drohung bewenden lassen würden, stutzten die Wüthenden. Es war ersichtlich, Niemand wollte der Erste sein, der ihre Entschlossenheit auf die Probe stellte. Doch nur vorübergehend war diese Anwandlung von Scheu, denn schon in der nächsten Minute begannen die hinten Stehenden die Vorderen wieder unter wilden Flüchen und Schmähungen an die Einfriedigung heranzudrängen, ohne daß indessen Jemand gewagt hätte, in den Hof hineinzusteigen. Erst der Sprecher, vielleicht gerührt durch die klagende Frauenstimme im Innern des Hauses, brachte die gefährliche Bewegung wieder ins Stocken, indem er fragte, ob der vor ihnen stehende junge Mann wirklich die That eingestanden habe?

„Eingestanden habe ich sie noch nicht!“ rief Georg zurück, bevor Einer seiner Gegner das Wort zu ergreifen vermochte; „allein jetzt gestehe ich sie ein! Ja, ich bin in der verflossenen Nacht in meinem Kanoe hinunter gerudert; ich war es, der die Taue zerschnitt! Ich zerschnitt sie, nicht um diejenigen zu benachtheiligen, die übergesetzt zu werden wünschten, sondern um demjenigen Verlegenheiten zu bereiten, der, anstatt sich mit mir um das Fortbestehen oder Eingehen dieser

Fähre zu einigen, mich zu ruiniren suchte. Es war eine Handlung der Rache, deren sich Mancher von Euch an meiner Stelle ebenfalls schuldig gemacht hätte, und ich vollführte sie am allerwenigsten in der Absicht, selbst Vortheil daraus zu ziehen! Denn wozu sollte es mir frommen, den Verkehr dort unten, der binnen Kurzem wieder hergestellt sein wird, zu stören und zu unterbrechen? Ihr aber dürft am allerwenigsten darunter leiden; hier liegt mein Fährboot, liegt mein Kanoe, liegt ein Floß zum Transport der Wagen, nehmt Alles und benutzt es frei, gleichviel ob hier oder dort. Um Euch meinen guten Willen zu beweisen, bin ich sogar bereit, Euch meine Erfahrung und meine Arme unentgeltlich zur Verfügung zu stellen; allein noch einmal wiederhole ich: Zwingen lasse ich mich zu nichts, noch weniger gestatte ich Jemand, auch nur einen Fuß über die Schwelle dieses Hauses zu setzen!"

So lange Georg sprach, herrschte ringsum lautloses Schweigen, einen so tiefen Eindruck übten seine Worte auf alle Anwesenden aus. Stumm vor Erstaunen blickte sein Bruder zu ihm empor, entsetzt war seine Mutter, als sie das Geständniß einer That vernahm, die sie von ihren Söhnen nie für möglich gehalten hätte, auf einen Stuhl gesunken. Beide begriffen nicht, wie es dem Sohn und Bruder möglich gewesen, sich während der Nacht heimlich auf so lange zu entfernen, wie er Zeit gebrauchte, sein sträfliches Vorhaben auszuführen.

Bei den Emigranten dagegen äußerte sich die Wirkung des Geständnisses in ganz anderer Weise; denn gab es auch Einzelne unter ihnen, die, bestochen durch die Freimüthigkeit des jungen Mannes, nicht abgeneigt waren, ihn zu entschuldigen und sich das Anerbieten seiner Beihilfe zu nutze zu machen, so wurden diese doch sehr bald durch die überwiegenden brutalen Elemente mit fortgerissen, die eben glaubten, sich nicht anders beruhigen zu können, als nachdem sie eine That bestraft hatten, die ihnen in ihrer Stimmung und Lage als das größte nur denkbare Verbrechen erschien.

Zuerst waren es nur Worte des bittersten Tadels, die hin und wieder laut wurden und schnell in Drohungen übergingen; die Drohungen aber wirkten gewissermaßen berauschend auf die aufgeregten Gemüther, und wie ein Keil auf den andern in die ursprünglich kaum bemerkbare Fuge getrieben, endlich den mächtigsten Eichenstamm spaltet, so wurde auch hier allmälich selbst bei den Besonnensten die letzte Spur ruhiger Ueberlegung verdrängt und verleugnet. Die Genugthuung über das vermeintliche offene Geständniß verwandelte sich schnell in Wuth über die unerhörte Kühnheit; der Verdruß über die unerwartete Störung der Weiterreise und den Zeitverlust erzeugte Rachedurst und das Verlangen, den Urheber derselben in grausamster Weise zu züchtigen. Das Anerbieten: von den unten liegenden Fährgeräthschaften jeden beliebigen freien Gebrauch zu machen, erklang den für Vernunftgründe tauben Ohren wie frecher Hohn, bis endlich die Stimmen fast Aller sich zu einem unheimlichen Getöse vereinigten, aus welchem nur hin und wieder Drohungen und einzelne feindselige Bemerkungen verständlich hervorschallten.

„Hängt ihn!" „Schießt ihn nieder!" „Schleppt ihn ins Lager!" „Gebt eine Tonne Theer und ein Federbett preis!" hieß es in wildem Durcheinander.

„Verjagt sie und brennt ihre Höhle nieder! Schneidet ihnen die Rückkehr ab!" riefen diejenigen dazwischen, die, beseelt von einer letzten Probe von Menschlichkeit, das Unheil nicht bis aufs Aeußerste getrieben zu sehen wünschten.

Doch da, wo in einer rohen Volksmasse die Leidenschaften entfesselt sind, verhallen Warnungen wie Bitten ungehört, unberücksichtigt. Die geringsten Unregelmäßigkeiten in der gewohnten Ordnung wachsen in den Augen der Bethörten zu Freveln an, und es bedarf nur einer Hand, die den ersten Scheinschlag führt, und mit der Tollwuth von Hyänen weidet sich die entmenschte Rotte an den Todeszuckungen ihrer im Blute schwimmenden Opfer.

Mit finsterer Entschlossenheit blickten die beiden Brüder auf ihren grausamen Gegner. Ihnen blieb keine Zeit, auf die Klagen, auf das Flehen der verzweifelten Mutter zu hören; ihre Augen wanderten hierhin und dorthin, um jedem unvorhergesehenen heimtückischen Angriff zuvorzukommen. Sie wußten, daß es vergebliche Mühe sein würde, weitere Erklärungen an die Wüthenden zu verschwenden.

„Warum hast Du unsere Mutter in diese entsetzliche Lage gebracht?" flüsterte Wilhelm seinem Bruder zu, ohne indessen seine Aufmerksamkeit von den tobenden Feinden zu wenden.

„Schweig'," antwortete dieser zähneknirschend; „schweig, und behalte diejenigen im Auge, die mit Schußwaffen versehen sind. Ich bin unschuldig und dennoch durfte ich nicht anders handeln."

Da wich unter dem Andrange der zurückstehenden Emigranten die Einfriedigung krachend nach innen,

und zugleich wurden die Vordersten nach den verwirrt unter einander liegenden Pfählen und Holzriegeln hinaufgeschoben.

„Keinen Schritt weiter!" rief Georg, das Gewehr bis zur halben Höhe der Schulter emporhebend, welchem Beispiele sein Bruder ebenso schnell folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Verfehlte Methode zur Herstellung des Gleichgewichtes.) Der älteren Generation in Zweibrücken ist ein Mann mit weißem Vollbarte aus der nächsten Umgegend noch recht wohl erinnerlich, der gar häufig, besonders aber auf jeden Fruchtmarkt, hierherkam und ziemlich viel halbe Schoppen vertilgte, wodurch beim Heimgehen sich sein Gang in der Regel sehr schwankend zeigte. Das war begreiflich dem Manne unangenehm und er sann daher auf ein Mittel, wie wohl das Gleichgewicht zu erhalten wäre. Endlich kam er auf den Gedanken, jedem halben Schoppen rothen (Metzer) Wein einen halben Schoppen weißen (Pfälzer) Wein folgen zu lassen. Wie gar oft in der Welt, so realisirte sich der wohl ausgedachte Plan gar zu schlecht; unser guter Vollbart wurde nach wie vor wankend die Ixheimer Straße hinaus gehen gesehen, jetzt aber mit ständiger Appellation an das Ehrgefühl seines rothen, dem er immer zumurmelte: „Rother wehr' dich, der weiß' packt dich!" — Der rothe half aber dem weißen, und beide brachten unsern guten Mann gar oft zu Boden und in den Straßengraben.

* (Wer lang fragt — geht lang irr.) Zu einem Rabbiner kam am Schabbes ein fremder Jude, der das Zwicken verpaßt hatte und es für unschicklich hielt, am Feiertage in einer fremden Stadt mit den Stoppeln im Gesichte sich öffentlich und gar in der Synagoge zu zeigen. Er fragte ganz schüchtern den Geistlichen, ob er sich an diesem Tage nicht zwicken lassen dürfe? Die Antwort war: Nein. Da gewahrte der Fremde, daß der Rabbiner selbst ganz frisch gezwickt war und bemerkte dies demselben. Er bekam darauf die Entgegnung: „Ja, ich hab' auch nicht gefragt." — Nehmet Euch ein Exempel dran!

* In einem französischen Journal wird ein Mittel gegen Gicht mitgetheilt, das außerordentlich schnell und sicher wirken soll und bisher noch gänzlich unbekannt war. Man soll Eschenblüthe und Hollunderblüthe vermischt drei Stunden lang im Wasser kochen und dieses Wasser zu Fußbädern gebrauchen; es wird versichert, daß hierauf die Gicht in zwei oder höchstens vier Tagen verschwinde.

* (Unterirdischer Reichthum Großbritanniens.) In seinen Steinkohlenflötzen besitzt Großbritannien einen erheblich größeren Reichthum, als Mexiko in seinen vielgepriesenen Gold- und Silberminen. Denn während die Ausbeute aus diesen, so gestiegen sie auch in den letzten Jahren ist, nur durchschnittlich 24 Millionen Piaster oder etwa 34 Millionen Thaler beträgt, repräsentiren die 1867 in England, Wales und Schottland zu Tage geförderten 1020 Millionen Centner Steinkohlen einen Werth von circa 24 Millionen Pfund Sterling oder 160 Millionen Thaler, also fast das Fünffache.

* (Stralauer Krebse.) Als ich neulich über einen der Berliner Wochenmärkte ging, ließ ich meine Argusblicke schweifen, und siehe da, ich fand, was ich suchte, nämlich ein Fischweib, die es verstand, ihre Waare zu empfehlen. „Madamken, kommen Se ran, scheene Stralauer Krebse, nehmen Se eene Mandel mit." „Was kostet das Schock?" fragte die Dame. „Eenen Dhaler un zehn Groschen." „Sehr theuer, da unten", sie zeigte nach der entgegengesetzten Seite des Marktes, „hat man mir nur 1 Thaler abgefordert." „Ach, wat, denn sind et ooch keene Stralauer, sehn Se mal, in Stralau verkauft alle Ogenblick eener und det is wat vor de Krebse. Een bessert Futter gibt es nich." „Ich glaube es gern, aber heute will ich lieber keine Krebse kaufen", und damit empfahl sich die Kauflustige.

* (Selbstverrath.) In einer Theaterloge sitzt eine hochstehende Dame mit ihrem Gemahl; in der gegenüberliegenden Loge ruht nachlässig auf dem Fauteuil eine junge reizende Künstlerin. Die Dame beobachtet mit eben so viel Sachkenntniß als Neugierde die kostbare Toilette der Künstlerin, die vielleicht gar ihren Neid erregt. Nach längerer und genauerer Beobachtung wendet sie sich an ihren Gemahl: „Diese Künstlerinnen! Ich möchte wetten, daß dieses Kleid hundert Thaler kostet." — „Bitte, liebes Kind, es kostet genau 150 Thaler!" — „Soo?!" —

* Edinburg. Die Emanzipation der Frauen, dieses Steckenpferd der heutigen Zeit, macht jetzt in Schottland viele Proselyten. Und zwar ist der Schatzkanzler zunächst daran Schuld, indem er Jedermann, der einen Kutscher hält, besteuert hat, was eine hübsche Summe dem Schatze einbringt. Nun sind aber die Schotten sehr ökonomisch und haben entdeckt, daß in der Bill der Kutscherbesteuerung nur coachman steht, also nur Kutscher, und nicht Kutscherin (coachwoman); deßhalb lassen sie sich jetzt von Kutschern weiblichen Geschlechtes fahren. So sieht man häufig in den Straßen von Edinburgh herrschaftliche Equipagen, auf deren Kutschersitz Mädchen oder Frauen in halb männlichem Kostüm von lebhaften Farben die Zügel führen, und der Schatzkanzler kommt um seine Steuer. Sogar manche Omnibusse werden von Weibern gefahren und sind dabei in Bezug auf das Fahren selbst nicht schlechter daran. — Gewissen Ehemännern dagegen ist es nicht wohl dabei zu Muthe, wenn sie bedenken, daß jetzt ihre Gemahlinnen sich an die Führung der Peitsche gewöhnen könnten.

* Jäger und Naturforscher, die sich mit Ausstopfen beschäftigen, haben von den Indianern noch viel zu lernen. Aus einer Bekanntmachung des bengalischen Steueramtes geht hervor, daß man seit Jahren die Behörden um die für Vertilgung von Raubthieren ausgesetzten Preise systematisch betrogen hat. War ein Tiger, Leopard oder Bär erlegt, so trennte man die untere Haut auseinander, setzte unter das obere Fell mit den Haaren einen künstlichen Schädel ein, und ließ sich für dieses die volle Belohnung zahlen, während man für das untere Fell mit dem wirklichen Schädel nochmals den Betrag erhob. Auch sonst verstanden es die Eingeborenen vortrefflich, aus allen möglichen Knochen einen Tigerschädel zusammen zu leimen, dem man mit Stücken verfaulten Fleisches, Haarresten und echten Tigerzähnen, sowie übergespanntem Schweinsleder ein täuschendes Ansehen der Echtheit gab.

Romanze.

Motto: Spaß verwehren
Wer kann's in Ehren? —

Helle glänzt die Stadt im Fackelstrahle
Und lustwandelnd singt fast jede Kahle.
Nur ein Einz'ger blickt zum Firmamente,
Reckend sich auf Steinen von Cemente.
Seine Hände schwingen eine Zwiefel,
Krampfhaft seufzt er: „Armer Rübenstiefel!"
Aus den Zweigen tief ertönt es: Eli —
Liebster Freund, was schaffst so späte du hie?
Wirst zum Bier am Ende gar nicht kimmen
Und was thät' so triste dich nur stimmen?
Bei dem Zeus, ich bin des Lebens müde,
Darum sitz' ich hier alleen und brüte.
Länger mag der Teufel das ertragen,
Solche Kost für einen schwachen Magen;
Mach' ich Witze, will ich spaßhaft scherzen,
Dringt's zu tief ins Inn're eurer Herzen!
Ach! wo seid ihr, meiner Kindheit Träume
All', derweilen ich mich wüthend bäume?
Dämon einer ist aus mir geworden,
Der nun stirbt — weil er sich thut ermorden."
Durch die Wolken sieht man Luna blicken
Auf den Mann, deß' Geist sich will verrücken,
Spricht voll Mitleid zärtlich: „Kann ich dienen?
Wozu diese scheußlich böse Mienen?" —
Ach! ich sterb' vor lauter Zornesgluthen,
Jammervoll, mein Herze möcht' verbluthen;
Sieh hier — hab' ich armer, kleiner Strollich
Scharf gezückt den schwarzen, spitzen Dollich!
Da — erscheint umwölkt erregt Justitia,
Küßt sein' Stirn' und lispelt: „Ich bin dir nah'!" —
Und er blickt so fromm ihr in die Blauen,
Möcht' sich fast zu todt vor Freude schauen.
Willst du Docter immer weiter schweifen,
Mit der Stang' in allen Nebeln streifen;
Denk', dich liebt so innig die Bemalte,
Weil dein Aug' so feurig auf ihr strahlte!
Heb' empor 's Visir vor allen Welten,
Laß dich loben hier und dorten schelten;
Meine Liebe stirbt dort oben nichten,
Thu' nur offen stets und furchtlos dichten!
Meine Linke ist so lang schon matte,
Schwert und Waage hab' ich dick und satte,
Darum, Liebster, greife und erbarme,
Hier mein Schwert und tödte mich, die Arme! —
Doch — bald hätt' ich unter unsern Späßen
Meines eig'nen Todes fast vergessen;
Und er fleht sich an die Kling' und Schneide,
Ach! und stößt den Dolch dann — in die Scheide.

Wolfram von Eschenbach jun.

Auflösung des Räthsels in № 98:
Windbeutel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Dienstag, 24. August 1869.

Warum?

„Warum?“ frägt das Büblein, das eben beginnt
In den Zügen der Eltern zu lesen,
„Warum ist die Mutter so trübe gesinnt,
Der Vater so böse gewesen?“

„Warum?“ frägt der spielende Knabe im Frei'n,
„Warum muß das Wetter mich stören?
Soeben noch glänzte der Sonne Schein,
Nun läßt sich der Donner schon hören!“

„Warum?“ frägt der Jüngling, „warum denn so kühl,
Du Theure, du einzige Liebe?
Warum so verschieden Gefühl und Gefühl?
Warum so verschieden die Triebe?“

„Warum?“ frägt der Mann sich mit düsterem Blick,
„Warum diese Sorgen auf Erden?
Warum hindert stets uns ein feindlich Geschick,
Vollkommen glücklich zu werden?“

„Warum?“ frägt der Greis, und der Stimme Schall
Verkündet ein ängstliches Beben —
„Warum dringt nie Kunde ins Weltenall
Von einem schöneren Leben?“

Warum und warum, von der Wieg' bis zum Grab,
Stets wird uns die Frage entfliegen;
Die eine sie löset die andere ab,
Und nie kann die Antwort genügen.

Und doch wird der Mensch durch Warum und Warum
Stets klüger, weiser und besser,
Und doch wird nur durch dies winz'ge Warum
Der Menschengeist größer und größer.

Drum frag' nur „Warum?“ und suche mit Fleiß
Dir die Antwort darauf zu erzwingen,
Denn nur durch Warum wird der denkende Geist
Sich das Glück und die Freiheit erringen.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

Die bereits im Hofe Befindlichen suchten zwar zurückzuweichen, allein der sich ihnen entgegenstellende Druck war zu viel für ihre Kräfte. Die hinten Stehenden trachteten nämlich, ohne Gefahr für sich selbst, das Feuer aus den Gewehren der beiden jungen Leute zu locken, um demnächst über sie herzustürzen und ihre Wuth an den wehrlos Gewordenen zu kühlen. Dazwischen aber ertönte das Feindseligste: „Kommt ihnen zuvor!“ „Gönnt ihnen nicht den ersten Schuß!“ jedoch ohne daß es Einer über sich gewonnen hätte, eine Drohung auszuführen, die zuversichtlich von mindestens einer tödtlichen Kugel beantwortet worden wäre.

Da drängte sich die Mutter zwischen ihren Söhnen hindurch ins Freie hinaus, und ihre Hände wie abwehrend erhebend, redete sie die Wüthenden an, die beim Anblick der verzweifelnden, von Todesangst um ihre Kinder gefolterten Frau in dumpfes erwartungsvolles Schweigen zurücksanken.

„Haltet ein! Um Gotteswillen, haltet ein!“ rief sie unter hervorstürzenden Thränen aus, „er ist unschuldig! Meine Kinder sind unschuldig! Ich hörte es eben aus seinem Munde! Habt Erbarmen und glaubt einer Frau, die, am Rande des Grabes stehend, ihre letzten Lebenstage am wenigsten durch eine Unwahrheit entweihen möchte!“

„Zurück, Mutter! geh' hinein, es ist vergebliche Mühe, mit den Sinnlosen zu verhandeln,“ baten die Brüder; „geh' hinein und verdoppele nicht durch Deine Gegenwart die Gefahr für uns!“

„Glaubt der alten Lady nicht!“ tönte eine schadenfrohe Stimme aus dem Hintergrunde; „schont die alte Lady, aber tränkt's ihren Jungen ein!“ rief ein Anderer. „Gebt ihnen Feld und laßt sie um ihr Leben laufen!“ brüllte ein Dritter,

und das beifällige Murmeln, welches sich ringsum erhob, bewies, daß die beim Anblicke der jammernden Mutter flüchtig beschwichtigten Leidenschaften wieder schrankenlos emporflackerten.

Plötzlich fiel in der hintersten Reihe ein Schuß, dem augenblicklich tiefe Stille nachfolgte.

Ein Ochsentreiber, einer der rohsten und feigsten der Bande, hatte seine Pistolen neben sich in die Erde abgeschossen, um dadurch eine Verwirrung hervorzurufen, von der er hoffte, daß sie nicht ohne entscheidende Wirkung auf den weiteren Verlauf der nächsten Ereignisse bleiben würde.

Der Schuß war kaum verhallt, kaum war die erste Ueberraschung verflogen, als da, wo man nicht über die Köpfe der vorne Stehenden hinwegsehen konnte, heisere Stimmen laut wurden, die, an Schärfe und Feindseligkeit sich gegenseitig überbietend, mit erheuchelter Besorgniß fragten, wer verwundet sei, hieran aber den von tollen Schmähungen und den wildesten Flüchen begleiteten Rath schlossen, kurzen Prozeß mit den deutschen Wegelagerern zu machen, die, ohne wirklich angegriffen worden zu sein, auf freie Bürger der Vereinigten Staaten geschossen hätten.

Indem aber die Bethörten von der einen Seite nach der andern hinüberschrieen und brüllten, begann das aus einigen dreißig Mitgliedern bestehende Menschenknäuel durcheinander zu wogen; die Lücke in der Einfriedigung erweiterte sich krachend von dem Andrange, sogar Pistolen- und Büchsenhähne knackten, und mit den hinterlistigsten Absichten schlichen sich einige der Verwegensten nach dem Giebel der Blockhütte herum, wo sie ein geringerer Zwischenraum von den Vertheidigern derselben trennte.

Bei diesem Anblick und bei der Gewißheit, daß nunmehr ein Kampf unvermeidlich sei, erbleichten die Brüder. Bis jetzt hatten sie noch immer gehofft, durch entschiedenes Auftreten die Gemüther zu beschwichtigen und friedlichen Erklärungen zugänglich zu machen. Die Ereignisse waren nämlich so schnell aufeinander gefolgt, daß ihnen nicht Zeit blieb, die einzelnen Umstände genauer zu erwägen; es beseelte sie nur der einzige Gedanke: sich selbst sowohl, wie ihre Heimath gegen böswillige und vollkommen ungerechtfertigte Angriffe zu schützen.

Und dennoch, bis ins Mark hinein schmerzlich, gleichsam lähmend berührt durch die Klagen und das Flehen der verzweifelnden Mutter, wollte Georg noch einmal den Versuch wagen, ein Uebereinkommen mit seinen Gegnern zu treffen, laut dessen er mit den Seinigen frei abzuziehen und Hab und Gut ihrer Zerstörungswuth preiszugeben gedachte, als plötzlich ein scharf getriebenes Pferd, dessen Annäherung man in dem allgemeinen Tumult überhört hatte, um den Giebel der Hütte herum und gerade vor die Emigranten hinsprengte. Unwillkürlich wandte sich die Aufmerksamkeit Aller sogleich auf dasselbe hin, und ein Schweigen des tiefsten Erstaunens trat an die Stelle der eben noch mit einem entsetzlichen Ausbruche drohenden Wuth, als man Sarah Norris erkannte, die ihr Pferd mit einer Gewalt zum Stehen brachte, daß es sich beinahe überschlug.

Einige Sekunden schöpfte sie Athem und mit der linken Hand das durch den wilden Ritt aufgelöste prachtvolle Haar von der weißen Stirne zurückstreichend, schweiften ihre Blicke mit sichtbarer Angst über die noch immer in feindseliger Haltung verharrende Versammlung, bis sie endlich mit dem Ausdruck bitteren Vorwurfs auf Georg haften blieben, der sie wieder mit einem Gemisch von Stolz und erwartungsvoller Spannung betrachtete.

Es schien fast, als hätte sie einer Erklärung entweder von den Eckards oder den Emigranten entgegen gesehen, allein jene wie diese rührten sich nicht. Man hätte meinen mögen, daß ihre Gegenwart einen bannenden Zauber nicht nur auf die hart bedrängte Familie, sondern auch auf die verwilderten Arbeiter ausübte.

In ihrem Aeußern trug sie übrigens alle Spuren der Hast, mit welcher sie über den Fluß gesetzt war und demnächst das erste beste Pferd bestiegen hatte, um da rettend einzuschreiten, wo sie von dem Hause ihres Vaters aus die Emigranten in bedrohlichster Weise zusammengerottet sah. Ihr Antlitz dagegen war todtenbleich; dasselbe erhielt durch das wallende schwarze Haar, die dunklen Brauen und Augen und die in denselben ausgeprägte Angst einen gleichsam überirdischen Charakter. Während aber aus ihren Blicken, aus ihrem ganzen Wesen eine tiefe Besorgniß, gepaart mit bangen, sie heftig bestürmenden inneren Zweifeln, hervorleuchtete, lagerte um ihre zusammengepreßten, sonst so frischrothen Lippen eine Entschlossenheit, die an einem mit dem holdesten Liebreiz geschmückten jungen Mädchen doppelt wunderbar erschien.

Als ihre Blicke denen Georgs begegneten, als sie aus seiner Haltung errieth, daß er bereit sei, kühn einem Mißgeschick zu begegnen, aus welchem ihn die Offenbarung des ihm anvertrauten Geheimnisses unfehlbar retten mußte, flog ein flüch-

tiges Roth der Verwirrung über ihr Antlitz, und wie um sich seiner Beobachtung zu entziehen, oder als ob ein schweres Schuldbewußtsein sie bedrückt habe, wandte sie sich schnell den noch immer erstaunt zu ihr aufschauenden Emigranten zu.

„Ein Irrthum waltet hier," begann sie zögernd und schüchtern, jedoch mit einer Stimme, die schnell an Umfang gewann; „ein Irrthum, welchen aufzuklären ich im Stande bin, wenn Ihr freundlich genug sein wollt, mir nur einige Minuten Gehör zu schenken."

„Miß Norris will sprechen!" „Hört, hört!" „Ein Zeuge für den Uebelthäter!" „Dreißig Zeugen gegen ihn!" ertönte es aus verschiedenen Richtungen, als Sarah inne hielt.

„Ja, ein Zeuge für seine Unschuld!" bekräftigte diese alsbald, und die Hoffnung, begütigend auf die feindlich erregten Gemüther einzuwirken, steigerte ihren Muth; „ich zweifle wenigstens nicht, daß meine Versicherung der vollständigen Schuldlosigkeit jener Leute genügt, Euch zu überzeugen und dazu zu bewegen, sie unbehelligt zu lassen und zu Euren Karawanen zurückzukehren."

Auf diese Anrede entstand eine Bewegung unter den Emigranten; murmelnde Stimmen erhoben sich, von denen einzelne sich dafür erklärten, Sarah's Worten unbedingt Glauben zu schenken, während andere wieder sich nicht von dem Wunsche schienen lossagen zu können, die Bewohner des Blockhauses die ihnen auferlegte Verzögerung der Fortsetzung ihrer Reise entgelten zu lassen.

„Wie aber, wenn der Bursche die That schon eingestanden hat?" rief plötzlich einer der Böswilligsten aus; „dann könnt Ihr unmöglich verlangen, Miß Norris, daß wir Eure Versicherung als heiliges Evangelium hinnehmen!"

„Er hat eingestanden!" riefen Andere dazwischen, und der kaum eingeschläferte Wahn begann wieder um sich zu greifen; „er hat Alles eingestanden! Er darf nicht ungestraft ausgehen! Der Frevel verdient Rache! Zieht Eures Weges, Miß Norris, wenn Ihr nicht Zeuge des Gerichtsverfahrens sein wollt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Eine Warnung.) Unter den letzten Londoner Polizeigerichtsverhandlungen findet sich ein Fall, den die „Engl. Corr." als Warnung mittheilt. Ein deutscher Reisender Namens Julius Michael Benedikt war angeklagt, einer Landsmännin, Maria Brenner, 3 Pfund 4 Schillinge gestohlen zu haben. Dies die Form der Anklage. Das wirkliche Verbrechen aber, dessen der Angeklagte geziehen wird, besteht, den Aussagen der Klägerin gemäß, in Folgendem: Die beiden trafen einander am 25. Juni auf einem Dampfer zwischen Dieppe und London, und Benedikt schloß sich an seine Reisegefährtin an. Bei ihrer Ankunft gingen sie mit einander in dasselbe Hotel, wo sie getrennte Zimmer bewohnten, und drei Tage darauf war Hochzeit. Die Braut unterzeichnete ein Dokument, dessen Inhalt sie ihrer Unkenntniß des Englischen wegen nicht kannte. Zwei Tage später nahm der Angeklagte 80 Franken von ihrem Gelde und legte es zu dem seinigen, und bald darauf machte er ihr die Enthüllung, daß sie betrogen und daß die Heirath nur eine Scheinheirath gewesen sei. Daß es dem Angeklagten nicht um die 80 Franken zu thun war, geht klar genug aus den übrigen Aussagen der Klägerin hervor, und es ist wohl nur eine einzige Annahme über seine Motive möglich. Der Sachverhalt scheint folgender zu sein. Die Klägerin, deren Vater seit 40 Jahren als Beamter in Wien angestellt ist, kam nach London, um die Sprache zu erlernen und dann in ein Kloster zu gehen. Sie traf den Angeklagten, wies dessen schamlosen Antrag, ihr 1000 Franken zu geben, wenn sie mit ihm leben wollte, zurück, ließ sich aber schließlich doch zu einer Heirath oder Scheinheirath verleiten. Der Polizeirichter vertagte die Angelegenheit um acht Tage und ließ den Angeklagten inzwischen in Haft abführen, um Untersuchungen über den Fall zu ermöglichen. — Als Gegenstand erzählt der „New-York Herald", daß ein Deutscher, Namens Karl Schell, vor ungefähr drei Wochen in Omaha ein eben aus der Heimath angelangtes deutsches Mädchen in der eigenthümlichsten Weise von der Welt zu seinem Weibe machte. Er kaufte nämlich ein Paar Ohrringe, hing ihr diese in die Ohren und theilte ihr mit, daß „diese kleine Ceremonie in Amerika eine Heirath bedeute." Nachdem die erste Flitterwoche vorüber war, nahm er die Ringe wieder aus den Ohren und theilte der erstaunten Gattin mit, daß „diese kleine Ceremonie in Amerika eine Ehescheidung bedeute." — Man weiß nicht, soll man sich mehr über die Unverschämtheit des Buben oder über die Dummheit des Mädchens wundern.

---

* Aus Anlaß der 100jährigen Geburtstagsfeier Humboldt's ist behauptet worden, daß dieser Fürst der Wissenschaft dem Gros des Volkes fast ganz unbekannt sei. Als Gegenbeweis wird der „Post“ folgender Vorfall aus eigener Erfahrung mitgetheilt: Es war am 18. März 1848 gegen Abend; der Aufruhr raste durch die Straßen Berlins und von Haus zu Haus zogen aufgeregte Gruppen, nach Waffen fragend und suchend. Eine solche tobende Rotte zog auch vor das Haus Oranienburgerstraße 67, jetzt den Erben des Geheimraths Angelstein gehörig! Geschrei nach Waffen! Ein riesiger Arbeiter that sich ganz besonders dabei hervor und forcirte die zugemachte Thüre. In der ersten Etage angekommen, trat den Erregten eine weißköpfige Gestalt entgegen mit der Frage nach ihrem Begehr. Die Waffen herausgeben! lautete die Antwort. „Waffen, ich? meine guten Leute, wo soll ich die hernehmen?!“ — Wer sind Sie denn? fragte der Riese. „Ich bin ein schlichter Gelehrter und heiße Alexander Humboldt“ — Unwillkürlich traten Alle einen Schritt zurück, der Große verbeugte sich und bat: „Entschuldigen Sie, Excellenz, daß wir Sie gestört haben.“ Und sich umwendend, kommandirte er: „Vier Mann bleiben hier und bewachen das Haus unseres großen Mitbürgers Humboldt. Vorwärts!“

* Um der Verbrecher, welche das Land, in dem sie die verbrecherische That verübt, verlassen und in der Fremde (namentlich in Amerika) ein Asyl finden, oft lange, oft für immer unerkannt bleibend, die Früchte ihres Verbrechens ungestört genießen und der strafenden Gewalt der heimathlichen Behörde entzogen bleiben, um solcher Verbrecher schneller und sicherer habhaft zu werden, macht der ehemalige brasilianische Konsul Hr. St... Mittheilung von einem diesen Zweck anstrebenden Mittel, welches wir hiemit zur öffentlichen Kenntniß bringen. In jeder großen Verkehrsstadt der ganzen zivilisirten Welt soll ein sogenannter „photographischer Pranger“ errichtet werden, welcher dazu dienen würde, (neben Angabe des begangenen Verbrechens und der für die Habhaftwerdung des Urhebers etwa ausgeschriebenen Belohnung) die Photographie des Verbrechers dem Auge Jedermanns vorzuführen. Daß eine solche Photographie in den meisten Fällen zu erlangen sein würde, ist wohl anzunehmen. Der zweckmäßigste Apparat dürfte wohl ein in den belebtesten Stadttheilen aufgestellter, sich drehender Glaskasten sein, in welchem alle polizeilich oder konsularisch eingesandten Photographieen Monate lang und selbst länger noch zur Ansicht ausgestellt bleiben. Dieser Vorschlag, wenn er sonst für praktisch erfunden wird, bietet um so weniger Schwierigkeiten für die Ausführung, als solcher ohne irgend welche bedeutende Kosten zu bewerkstelligen wäre.

* Zur Warnung vor dem Schwindel, durch welchen der Wohlthätigkeitssinn des Publikums vielfach ausgebeutet wird, mögen folgende Fälle, welche kürzlich in München vorkamen, erzählt sein: An einem frequenten Spaziergange sah man jüngst einen anscheinend blinden Mann betteln, der zum Nachweise seines Gebrechens ein von einem berühmten hiesigen Augenarzte ausgestelltes Zeugniß in der Hand hielt; zufällig kam Letzterer vorüber und erkannte alsbald, daß der angeblich Blinde völlig gesunde Augen hatte und das Zeugniß für einen Andern ausgestellt war, welcher, wie sich später herausstellte, das Attest an den Schwindler um 48 kr. verkauft hatte! — Im anderen Falle trieb sich dieser Tage ein Bursche hinkend und mit sorgfältig verbundener Hand in Gast- und Privathäusern bettelnd umher und wußte durch eine wohlersonnene Erzählung über einen ihm zugestoßenen Unfall, der ihn zeitlebens erwerbsunfähig gemacht, reichliches Almosen zu erzielen; zur Polizei geführt, erwies sich dessen Hand und Fuß vollkommen unversehrt und der anscheinende Krüppel als ein sehr kräftiger, doch seiner Arbeitsscheu halber übel bekannter, vielfach bestrafter Bursche! Man sieht, das alte Sprichwort hat recht: „Dem Armen hilf, den Bettler verjag!“

Lebensphilosophie.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies aus welchem wir nicht vertrieben werden können. Sogar die ersten Eltern waren nicht daraus zu bringen.

Räthsel.

Zugleich mit dir kam ich zur Welt,
Und geh' ich fort, lebst du nicht mehr,
Ein Zeichen streich', wenn dir's gefällt,
Doch stell' dafür ein and'res her,
So hast du eine Heldenstadt,
Von der man viele Sagen hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Donnerstag, 26. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Er hat eingestanden, die Taue zerschnitten zu haben?" fragte Sarah, kaum noch der Sprache mächtig, und ängstlich vermied sie, den Blicken Georgs zu begegnen, als ob sie den bitteren Spott gefühlt hätte, mit welchem jener sie unausgesetzt betrachtete.

„Nicht nur eingestanden," hieß es geräuschvoll zurück, „sondern auch die Gründe seiner feigen That hat er angegeben — verdammt nichtswürdige Gründe obenein — und um das Maß seines Hohnes zum Ueberfließen zu bringen, bietet er uns seine Fährutensilien und persönliche Beihilfe unentgeldlich an!"

„Warum habt Ihr das gethan?" wandte Sarah sich jetzt wie unwillkürlich an Georg; „warum habt Ihr ein Unheil angestiftet, dem Ihr mit Leichtigkeit auszuweichen vermochtet?"

„Und Ihr fragt noch, Miß Norris?" rief Georg stolz zurück; „ließ ich mir eine tadelnswerthe Handlung zu Schulden kommen, so bin ich auch bereit, den Folgen derselben zu begegnen, wenn auch nur, um meinen Widerwillen gegen unwillkommene und unverlangte Gefälligkeiten an den Tag zu legen!"

Ueber Sarah's Antlitz zuckte es wie ein vernichtender Wetterstrahl; sie schwankte zwischen den Gefühlen verletzten Stolzes und den Eingebungen einer unerschütterlichen Rechtlichkeit. Doch nur Sekunden währte dieser Kampf in ihrem Innern; ihre Gestalt schien dabei zu wachsen, ihr Oberkörper eine selbstbewußtere Haltung anzunehmen. Ihr Antlitz dagegen war noch bleicher geworden, und den Blicken Georgs mit sichtbarer Scheu ausweichend, wandte sie sich dessen Gegnern wieder zu. „Ihr treibt mich zum Aeußersten," begann sie mit hochwallendem Busen, jedoch klarer, ruhiger Stimme; „Ihr hättet einem jungen Mädchen immerhin diese Demüthigung ersparen können" — hier warf sie einen flüchtigen Blick rückwärts, von woher sie einen Reiter herbeisprengen hörte. Kaum aber hatte sie ihren Vater erkannt, der ihr, von unheimlichen Ahnungen beschlichen, nachgeeilt war, als sie schneller, mit erhobener Stimme und noch festerem Ausdrucke fortfuhr:

„Ja, Ihr hättet mir diese Demüthigung ersparen können," wiederholte sie, nicht darauf achtend, daß ihr neben ihr eintreffender Vater sie unterbrechen wollte, woran er durch einige Zurufe aus der neugierig lauschenden Menge gehindert wurde; „da mir indessen kein anderer Ausweg bleibt, so muß ich mich in das Unabänderliche fügen — ich muß den Schuldigen namhaft machen — denn einen Unschuldigen leiden zu lassen vermag ich nicht —"

„Unsinnige!" fiel Norris erbleichend in flüsterndem Tone ein, „halt' ein! Sprich nicht aus, was Du nicht beweisen kannst!"

Allein Sarah, von edler Entrüstung ergriffen und besorgt, daß Norris ihre Pläne störend durchkreuzen würde, dann aber auch beseelt von dem einzigen Bestreben: mit den Pflichten gegen ihre Mitmenschen auch die nächsten Kindespflichten gewissenhaft zu erfüllen, hob sogleich wieder an:

„So vernehmet denn: Wenn Ihr glaubt, das Recht zu besitzen, gegen irgend Jemand strafend und rächend einzuschreiten, so muß Eure Rache mich treffen, nur mich allein, denn ich bin diejenige, die in letzter Nacht, als in der näheren Umgebung der Fähre kein Auge mehr wachte, an den Fluß hinabschlich und die Taue, durch welche die Prahme gehalten wurden, zerschnitt."

„Es ist Täuschung! Sie hat die That nicht begangen!" rief Norris mit heimlichem Grauen

aus, doch stockte er sogleich wieder entsetzt, als er alle Blicke plötzlich argwöhnisch und fragend auf sich gerichtet sah.

„Es kann nicht wahr sein!“ „Sie will den verrätherischen Deutschen retten!“ „Er muß dennoch für den Schaden haften!“ „Wir verlangen Beweise für seine Unschuld, oder er entgeht nicht Theer und Federn!“ schallte es verworren aus allen Richtungen.

„Er hat die That eingestanden, und wäre er unschuldig, würde er schwerlich zum Vergnügen den Zorn der schmählich betrogenen Leute herausgefordert haben!“ bemerkte einer der Sarah zunächst Stehenden.

„Und legte er ein Geständniß ab,“ antwortete diese darauf hastig, „so geschah es nur, um mir, der eigentlichen Thäterin, die Schmach zu ersparen. Und Beweise wünscht Ihr?“ fuhr sie mit wachsendem Eifer fort, „wohlan, sie sollen Euch werden: fragt ihn, wo die Prahme sich befinden, und weiß er es anzugeben, so trägt sein Gewissen wenigstens einen Schein von Wahrheit. Weiß er es dagegen nicht, so will ich Euch an die Stelle führen, wo beide verborgen im Wasser liegen, und zwar so, daß sie vielleicht mit verhältnißmäßig geringer Mühe auf's Ufer gezogen werden können.“

„Sie sagt's nur, um Zeit zu gewinnen! Sie will den Burschen der wohlverdienten Züchtigung entziehen!“ warf einer der zügellosen Richter hohnlachend ein.

„'s ist Alles verdammt gut und edel von ihr, allein er soll uns nicht entschlüpfen! Welchen Grund könnte Miß Norris gehabt haben, uns Schaden zuzufügen? Bei jenen dagegen liegt es klar am Tage, daß sie die neue Fähre zu zerstören trachteten, um ihre eigene dadurch emporzubringen!“

„Auch Gründe für mein Verfahren will ich nachweisen,“ versetzte Sarah schnell, bevor ihr Vater oder Georg, die Beide im Begriffe standen, zu antworten, Zeit gewannen, zu sprechen. „Ja, ich hatte triftige, schwer wiegende Gründe!“ brachte sie stotternd hervor, und eine bange, an Verzweiflung grenzende Verwirrung prägte sich auf ihrem Antlitze aus; „es widerstrebte meinem Gefühl, daß Leute, die durch jahrelange Ausübung ihres Berufes gewissermaßen ein alleiniges Recht auf diese Fähre erworben hatten, plötzlich verdrängt werden sollten; ich beabsichtigte, ihnen wenigstens einen Theil der verloren gegangenen Einnahme wieder zuzuwenden — und nur deßhalb zerschnitt ich die Taue!“

„Was kümmerte Euch anderer Leute Einnahme?“ rief ein weiter abwärts stehender Arbeiter brutal aus, und als ob dadurch alle Rücksichten, die man dem jungen Mädchen gegenüber so lange beobachtet hatte, plötzlich verscheucht und vernichtet worden wären, erhoben sich andere Stimmen, die mit wildem Hohne darzulegen suchten, daß die beiden Brüder dennoch, gleichviel, wer die Taue zerschnitten habe, die Ursache der unfreiwilligen Zögerung seien und daher zur Rechenschaft gezogen werden müßten.

„Was, zum Teufel, veranlaßt die junge Lady, den Burschen so viel Theilnahme zu erweisen?“ fügte einer der Böswilligsten spöttisch hinzu, „würde sie mir etwa einen ähnlichen Dienst geleistet haben? Verdammt! Man müßte blind sein wie'n Maulwurf, wollte man nicht begreifen, daß sie uns nur auf eine Wildgansjagd schickt, um den Wichten aus der Klemme zu helfen! Halloh, Herr Norris!“ wandte sich der Wortführer darauf an Sarah's Vater, der, ein Bild namenlosester Wuth und Feigheit, auf seinem Pferde saß und vergeblich nach einer Gelegenheit spähte, das seinem Hause drohende Unheil abzukehren; „nehmt Eure schöne Tochter und begleitet sie fort von hier! Sie hat hier nichts zu suchen, und so nahe wird der schmucke Bursche dort mit dem grimmigen Gesicht ihrem Herzen schwerlich stehen, daß sie die Strafe mit ihm theilen oder gar Thränen über sein Schicksal vergießen möchte!“

„Hörst Du, was sie sagen?“ fragte Norris wieder flüsternd, doch wagte er nicht, seine Tochter anzusehen, von der er nunmehr fest glaubte, daß sein finsteres Treiben ihr kein Geheimniß sei; „hörst Du, wie sie Deine Ehre antasten, wie sie Deine Menschlichkeit ausbeuten, um Deinen und meinen Namen zu schänden; wie sie Deinem Mitleid die schmachvollsten Beweggründe unterschieben? Komm' daher, oder besser noch, reite voraus, ich will versuchen, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.“

„Miß Norris, ich bitte Euch, mir das Ordnen der mißlichen Angelegenheit allein zu überlassen!“ rief Georg jetzt dazwischen; „erspart mir die Nothwendigkeit, für eine Theilnahme zu danken, die weder in letzter Nacht, noch jetzt gefordert wurde!“

Wie vergiftete Pfeile drangen diese Worte wieder in Sarah's Seele ein. Das Gefühl aufflammenden Zornes belebte flüchtig ihr bleiches Antlitz. In demselben Augenblicke wurde sie aber auch der alten Frau ansichtig, die sich

händeringend aus der Thüre drängte und offenbar ihre wie ihres Vaters Vermittlung zu erflehen beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Chemisch-Technologisches.) Wahrhaft staunenerregend sind die alljährlich gemachten Fortschritte auf dem Gebiet der chemischen Technik. War es vor Kurzem noch die Herstellung des Nitroglyzerin, welches durch seine vernichtende Kraft die Welt in Schrecken versetzte; so scheint es jetzt nach vieljahrelang vergeblichen Versuchen der Wissenschaft doch noch endlich gelingen zu wollen, die kostbarsten theuersten Dinge auf Erden, die Diamanten, täuschend ähnlich nachzuahmen. Die berühmten Chemiker Wöhler und Deville haben kürzlich nachgewiesen, daß das dem Kohlenstoff so überaus nahe stehende Bor ebenso wie der Kohlenstoff in allotropischen Zuständen aufzutreten vermag, nämlich krystallisirt und amorph. Die nach dem angezeigten Verfahren gebildeten Borkrystalle (Bordiamanten) sind völlig durchsichtig, bald grauroth, bald honiggelb, im vollkommen reinen Zustande jedoch durchaus farblos und von großem Lichtbrechungsvermögen, Glanz und einer Härte, welche der der Diamanten gleich ist oder dieselbe noch übertrifft. Die Krystalle ätzen den Saphir mit Leichtigkeit und greifen selbst den Diamant an. Ferner soll auch dem Chemiker Saiz die Darstellung der Diamanten aus Gußeisen gelungen sein. Wenn er einen Strom trockenen Chlorgases durch den Boden eines Tigels mit geschmolzenem Gußeisen leitete, will er farblose Diamantenkrystalle erhalten haben, indem das entstandene chlorsaure Eisenoxyd verdampfte und der reine Kohlenstoff krystallisirt zurückblieb. Nach Saiz soll ein Kilogramm Eisen 60 Grammes Diamanten geben, welche einen Werth von 85,000 Frs. repräsentiren, während die Herstellungskosten nur 20 Frs. betragen sollen. Freilich noch schwer zu glauben; doch ist ja das Verfahren leicht zu prüfen.

* Ueber langes und kurzes Haar gibt eine Abhandlung in Dickens' Wochenschrift: „All the Year round" einige interessante historische Notizen. Die alten Britannier und Gallier ließen ihr Haar ungestört wachsen, so daß es oftmals bis zur Hüfte hinabhing. Den Römern, welche später die Länder der beiden Stämme eroberten, war dieser lange Haarwuchs ein Gräuel, und sie unterzogen die Gallier und Briten einer schimpflichen Schur. Zum Beginne des fünften Jahrhunderts gründete Pharamond sein Königreich in der Provinz, welche seither den Namen Frankreich trägt. Die Gallier wurden bis zur Knechtschaft herabgewürdigt und die Eroberer legten die Scheere an die Häupter ihrer Opfer. Seitdem wurde es in ganz Europa zur Regel, daß langes Haar die ausschließliche Apanage der Großen und Edlen des Landes sei. Nicht nur Leibeigenen und Vasallen, sondern freien Bürgern und Bauern wurde nicht gestattet, ihr Haar lang zu tragen. Den Leibeigenen eines adeligen Gutsbesitzers schor man sogar während des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts gänzlich den Kopf kahl, und von dieser Zeit datirt sich die Sitte des Hutabnehmens beim Grüßen. Das Entblößen des Hauptes hieß soviel als: „Sehen Sie, mein Herr, ich bin Ihr Diener, ich habe kein Haar."

* (Reminiscenz.) Als Metternich einst zu dem österreichischen Kaiser Franz sagte: „Ihr ganzes Volk wird zur Fortsetzung des Krieges sein Hab und Gut freudig opfern, denn es haßt Napoleon, und sein sehnlichster Wunsch ist die Fortsetzung des Krieges," rief ihm jener mit lauter Stimme zu: „Hören's, wenn sie wollen, daß wir gute Freunde bleiben, so reden's mir nit von meinem Volke! Ich habe kein Volk, ich hab' Unterthanen und will auch Unterthanen haben. Wenn ich Geld brauche, so werde ich meinen Unterthanen neue Steuern auferlegen, und sie werden dieselben bezahlen müssen; aber Geschenke brauchen's mir nit darzubringen, denn die anzunehmen, Das ist gegen die kaiserliche Ehre, meine ich! Von seinen Unterthanen darf ein Kaiser Nichts zum Geschenk annehmen, nicht einmal Liebe; denn seinen Kaiser zu lieben, ist die Pflicht der Unterthanen. Also kommen's mir nit wieder mit dem neumodischen Worte „Volk"; ich kann's nit leiden, es schmeckt so sehr nach Republik und Guillotine." So dachte im Jahr 1809 der letzte deutsche Kaiser vom Hause Habsburg!

* (Amerikanisches.) Mitten unter den Anzeigen eines großen amerikanischen Blattes findet sich ein ziemlich großer Raum, an dessen unterm Ende ganz klein gedruckt steht: „Dieser Raum war an die Herren E. A. Brenan u. Comp. verkauft, da ihr Geschäft aber ungemein lebhaft geht, haben sie auf Inserate verzichtet." — Der Herausgeber

eines amerikanischen Blattes meldet seinen Lesern seine Krankheit, folgende fromme Bitte beisetzend: „Alle gut zahlenden Abonnenten werden ersucht, mich in ihrem Gebete einzuschließen; alle andern sollen sich nicht bemühen, da nach dem Zeugniß gewiegter Autoritäten die Gebete der Ruchlosen doch nichts helfen!" — Bekanntlich ist in Boston ein Monstreconcert von 10,000 Sängern und entsprechend viel Instrumenten gegeben worden. Ein galanter Yankee, seines Zeichens ein Conditor, hatte die Gelegenheit benutzt, den Sängern, Solisten, wie Choristen 20,000 Schachteln Brustpastillen zum Präsent zu machen, eine Generosität, welche ihn 3760 Dollars kostete. Nachdem das Concert vorüber war, verkündete der Conditor kühn in der ganzen Presse und durch Maueranschläge, daß nur durch seine Pastillen es möglich gewesen sei, das Concert in solcher Reinheit und mit solchem Erfolge durchzuführen.

* (Todt und lebendig.) In Grenoble führte mich der Zufall bei einem lustigen Mahle, das ein alter Schulfreund von mir veranstaltet hatte, mit dem Bankier ** zusammen, der einige Tage vorher aus Paris angekommen und an meinen Freund empfohlen war. Man hatte mich an die Seite des Bankiers gesetzt, welcher außerordentlich wortkarg schien, denn jede meiner Fragen wurde mit lakonischer Kürze abgefertigt.

Mein Tischnachbar hatte sich eben in die Analise eines in Sauerkraut aufgegangenen Fasanenbratens vertieft, als es mir einfiel, mich bei ihm über einige Freunde zu erkundigen, von denen ich seit zwei Monaten keine Nachricht erhalten hatte.

„Herr N., kennen Sie Herrn von Morfontaine?"

„Hm," erwiederte er und nickte dabei mit dem Kopfe.

„Nun, was macht er?"

„Todt," antwortete er, emsig fortkauend.

„Todt!" wiederholte ich, und bekam einen solchen Schreck, daß mir die Gabel aus der Hand und der Bissen aus dem Munde fiel; „und seine Frau, seine reizend schöne Frau?" fragte ich weiter.

„Todt," lautete die einsilbige Antwort meines Nachbars.

„Heiland! Auch sie todt?"

„Todt!"

„Und ihre beiden Schwestern?"

„Todt, todt!"

„Und ihre Tochter, die kleine engelschöne Eugenie?"

„Todt, Alle todt!"

Ich war wie niedergedonnert, mein Nachbar aber zeigte nicht die geringste Spur von Theilnahme, er schmauste ruhig weiter. Um jene Zeit hatte in Paris eine ansteckende Krankheit grassirt; ich fluchte dieser Krankheit, die in Zeit von zwei Monaten eine ganze Familie, so viel blühende Menschenleben, die besten meiner Freunde, hinweggerafft. Nach Tische, als ich mit dem Bankier eine Partie Piquet zu spielen gezwungen war, leitete ich das Gespräch noch einmal auf jene unglückliche Familie hin. „Er ist also vermuthlich an der Grippe gestorben?" sagte ich.

„Wer?" fragte er.

„Nun, mein Freund, Herr von Morfontaine."

„Gestorben? Was fällt Ihnen ein, der ist so gesund wie ich."

„Und seine Frau, seine himmlisch-süße Frau?"

„Gesund wie ein Fisch im Wasser."

„Und ihre beiden Schwestern?"

„Gesund und frisch!"

„Und ihre Tochter, die liebe kleine Eugenie?"

„Gesund, kerngesund."

„Ei, vorhin bei Tische sagten Sie, sie seien Alle todt."

„Sagte ich das?"

„Freilich, freilich!"

„Leicht möglich."

„Aber wie geht das zu?"

„Sehen Sie, mein Herr, so lange ich esse, ist alles Andere todt für mich!"

Charade.

Ohne mein Erstes, geholt aus tiefem Grunde der Erde,
Oder verdunstet vom Quell, ekelt dich manches Gericht;
Und das Zweite ist dir in deinem Keller willkommen,
Labung holst du daraus, Stärkung in mancherlei Noth.
Gastlich erblickst du stets auf deinem Tische das Ganze,
Edler Gastwirthlichkeit Freund und der Geselligkeit hold.

Auflösung des Räthsels in № 100:
Athem — Athen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Samstag, 28. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Fortsetzung.)

„Noch ein letztes Wort!“ rief sie schnell entschlossen den bereits wieder bedrohlich unter einander wogenden Emigranten zu, und indem ihr Blick Georgs Gestalt streifte, breitete sich die tiefe Röthe jungfräulicher Scham und Verwirrung über ihre durch Besorgniß heftig erregten Züge aus; „Ihr zwingt mich, noch weiter zu gehen; Ihr zwingt mich, das zu enthüllen, was ich gern als Geheimniß bewahrt hätte! Wohlan denn, bevor ein Schatten auf ihn dort oder auf mich selber falle, will ich mich auch dieser letzten Bedingung unterwerfen!“

Dann schwang sie sich mit Hilfe eines hinzuspringenden Arbeiters aus dem Sattel, und durch die von der erstaunten Menge gebildete Gasse über die niedergebrochene Einfriedigung fortschreitend, bewegte sie sich gerade auf Georg zu, der, fast jeden andern Gefühls als das einer bewundernden Spannung beraubt, die ihm von dem jungen Mädchen dargereichte Hand verstört entgegennahm.

Sarah wagte nicht, die Augen zu erheben, sondern mit Aufbietung ihrer ganzen Seelenkraft ankämpfend gegen die sie gewaltig bestürmenden, gleichsam betäubenden Empfindungen, wandte sie sich den fortgesetzt in erwartungsvollem Schweigen verharrenden Emigranten zu.

„Er nahm die Schuld auf sich,“ begann sie, mehrfach stockend und kaum verständlich, „er nahm die Schuld auf sich, um mir die Folgen einer That zu ersparen, deren Tragweite ich nicht berechnet hatte. Ich führte sie aus, nicht um ihm einen elenden Vortheil zu sichern — nein, dessen bedarf es nicht — sondern — sondern mit der dunklen Absicht, meinen Vater einer Verbindung günstig zu stimmen, die, wie ich vorher wußte, nur schwer seine Billigung gefunden hätte. Ist Euch nun, Ihr lieben Leute, Schaden daraus erwachsen, so wird er Euch in vollstem Maße vergütet werden; nur darum bitte ich, zürnt mir nicht, und wenn Ihr von hier scheidet, dann thut es mit freundlichen Gefühlen gegen mich und gegen diese hier.“

Mit den letzten Worten, welche sie sprach, schien aber auch ihre Kraft völlig erschöpft zu sein; heiße Thränen entstürzten ihren Augen, und ihre Hand dem jungen Manne, der, wie auf schwindelnder Höhe sich gegen einen jähen Sturz schützend, die ihn umgebenden Gegenstände kaum noch von einander zu trennen vermochte, sanft entziehend, näherte sie sich der Mutter, in deren Armen Rettung suchend vor den von allen Seiten auf ihr haftenden erstaunten Blicken.

Wenn die zornig erregten Arbeiter sich kurz vorher durch die geringfügigsten Umstände, durch ein einziges, zufällig hingeworfenes, unvorsichtiges Wort zu den gesetzwidrigsten Handlungen, ja sogar zu Mord und Brandlegung hätten hinreißen lassen, so übte der Anblick des weinenden Mädchens und des jungen Mannes, der so bereit gewesen, sich für jene zu opfern, eine nicht minder schnelle, im entgegengesetzten Sinne entscheidende Wirkung aus. Einzelne Stimmen begannen sich zu Gunsten der nunmehr für völlig schuldlos erklärten Familie zu erheben, und sich plötzlich an Wohlwollen gegenseitig überbietend, pries man als eine muthige Handlung, was vor Minuten erst als ein unerhörtes Verbrechen gebrandmarkt worden war. Daß aber auf dem Gesichte Georgs, nach Ueberwindung des ersten Erstaunens, sich ein seltsamer Seelenkampf ausprägte; daß auf demselben der Ausdruck triumphirenden Entzückens mit dem eines verletzten Stolzes und einer künstlich heraufbeschworenen Fassung abwechselte, daß

nur die Gegenwart der Mutter ihn davon abhielt, die Wirklichkeit in das Reich der Unmöglichkeiten zurückweisend, seine Gedanken in bittere Worte zu kleiden, unbekümmert darum, ob er in der nächsten Minute den auf's Neue aufgestachelten Leidenschaften der Emigranten zum Opfer falle, das bemerkte Niemand; wer es aber gewahrte, der verstand diesen Ausdruck nicht zu deuten, oder wandte seine ungetheilte Aufmerksamkeit Norris zu, von dem man nunmehr, nach Sarah's Erklärung, die letzte endgiltige Entscheidung erwartete.

„Halloh, Herr Norris!“ erhoben sich hier und dort Stimmen, die, früher die feindseligsten, jetzt wieder die allerfreundschaftlichsten geworden waren; „was sagt Ihr dazu, alter Gentleman? Sprecht den Segen über das junge Paar aus, denn verdient haben Beide ihn. Der junge Deutsche dort ist, bei Gott, ehrenwerth genug, die schönste und beste Amerikanerin heimzuführen, die je eines jungen Mannes Kopf verwirrte! Heraus mit der Sprache, alter Herr! Wir sind gerade in der Stimmung, den Weg zu einer lustigen Hochzeit anzubahnen! Sprecht nur Euer Ja und dann wollen wir Eure schöne Tochter beim Wort halten und von ihr die Herausgabe der Prahme verlangen!“

Während dieser ihm zugejubelten Bemerkungen hatte Norris Zeit gewonnen, die ihn niederschmetternden Eindrücke zu bewältigen und seine Gedanken zu ordnen.

„Meine Freunde!“ rief er aus, und seinen tiefen Verdruß hinter ein erzwungenes Lächeln verbergend, richtete er sich hochmüthig im Sattel empor; „Ihr werdet begreifen, daß das Benehmen meiner Tochter und Eure wohlgemeinten Rathschläge mich etwas überraschen; die Sache will überlegt sein, denn wo es sich um das Glück des einzigen Kindes handelt, darf man am allerwenigsten leichtfertig zu Werke gehen. Aber ich will sehen, was sich thun läßt, ich will den jungen Mann näher kennen lernen —“

„Er hat sich hinlänglich ausgewiesen! Jeder Zoll breit an ihm ist Gentleman! Keine Umschweife gemacht, alter Herr! Heraus mit der Sprache und die Angelegenheit geordnet, wenn Ihr nicht wollt, daß wir selbst Vaterstelle übernehmen!“ polterte die wetterwendische Gesellschaft halb drohend, halb scherzend.

Norris erbleichte, theils vor innerer Entrüstung, theils weil er sich vielleicht das Loos vergegenwärtigte, welches ihn bedrohte, im Falle weitere Erörterungen zur Entdeckung des wirklichen Thäters führen sollten.

„Wohlan, Ihr besteht auf Eurem Willen!“ antwortete er endlich, und ein Blick versteckten Hasses flog zu den Eckards und seiner Tochter hinüber; „da bleibt mir freilich nichts Anderes übrig, als, bevor ich meine Einwilligung ertheile, die jungen Leute selbst zu befragen — wenigstens den jungen Mann, denn meine Tochter hat ja bereits ihre Wünsche zu deutlich ausgesprochen, als daß noch ein Mißverständniß betreffs derselben obwalten könnte. Auf ein Wort!“ wandte er sich darauf an Georg, indem er ihm geringschätzig winkte, zu ihm heranzutreten; „erweist mir die Ehre einer kurzen Unterredung,“ fügte er höflicher hinzu, als der Angeredete zögerte, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

„Geht, ich bitte Euch,“ flüsterte Sarah Letzterem zu, und dann erst stellte Georg die Büchse zur Seite, worauf er sich, zwischen den ihm ausweichenden Emigranten hindurch, Norris gelassen näherte.

„Begleitet mich einige Schritte,“ bat Letzterer, indem er sein Pferd wendete; „in einer Sache, wie die vorliegende, ist es wohl selbstverständlich, daß wir ohne Zeugen verhandeln.“

Als sie etwa dreißig Schritte weit von der nunmehr wieder harmlos plaudernden und scherzenden Versammlung entfernt waren, hielt er sein Pferd an, worauf er denn sogleich wieder weiter sprach:

„Ich halte Euch für einen Ehrenmann, Herr Eckard, und daß ich mich in Euch nicht täuschte, habt Ihr durch Euer Auftreten in der mißlichen Angelegenheit zur Genüge bekundet. Als solcher werdet Ihr aber auch zugeben, daß die durch die Menschenfreundlichkeit meiner Tochter, die ein großes Unglück von Eurem Hause abzuwenden wünschte, herbeigeführten und gewissermaßen erzwungenen Zusagen nur insoweit einen Werth haben, als sie dazu dienen, jene Landstreicher zu beruhigen. Daß wir heute und vielleicht auch morgen noch den Schein eines wirklich zwischen uns getroffenen bindenden Uebereinkommens aufrecht erhalten, ist schon allein meiner Tochter wegen wünschenswerth. Ihr werdet mich verstanden haben, Herr Eckard, und keinen Mißbrauch mit dem Vertrauen treiben, welches meine Tochter und ich in Eure Ehrenhaftigkeit setzen. Gebt mir also hier vor den Leuten die Hand, als Zeichen des zwischen uns bestehenden Einverständnisses, und überlaßt es dann mir, ihnen eine angemessene Erklärung zu ertheilen; eine weitere Annäherung an meine Tochter wird von Eurer Seite wohl nicht nöthig sein —“

Hier stockte er plötzlich; er gewahrte nämlich, daß Georg, anstatt die dargereichte Hand anzunehmen, mit dem Ausdruck tiefer Verachtung einen Schritt zurückgetreten war und ihn mit vernichtenden zornglühenden Blicken maß.

„Wenn ich nicht jetzt gleich die Leute über den obwaltenden Irrthum aufkläre, Herr Norris," sprach er mit gewaltsam gedämpfter Stimme — „so geschieht es nur, weil ich denjenigen, der die Taue zerschnitt, schonen möchte —"

(Schluß folgt.)

Was ist Liebe?

Eine Lebensfrage mit divergirenden Antworten.

Liebe ist das Erwachen zum Leben. Die Seligkeit des Daseins und der Himmel auf Erden. Die erfüllte Ahnung unserer Seele, und der Inbegriff des edelsten und höchsten Glückes. Liebe verleiht Kraft im Leiden, Trost im Unglück, Zufriedenheit bei Entbehrung, tiefe und innige Freuden, und ewige Heiterkeit. Liebe ist der schöne Sieg des Herzens über den kalten Egoismus der Klugheit, das ist Liebe!

Aber wie ist auch Liebe das Erwachen zu Plagen, eine ewige Marter, und die Hölle auf Erden! Liebe ist eine Leidensgeschichte in zwei Abschnitten; wenn die Liebe lächelt, sind es süße Leiden, wenn sie schmollt, sind es bittere. Worin besteht das Glück der Liebe? etwa in dem sichern und ruhigen Besitze unserer Wünsche? O nein! nur in der unendlichen und ungestillten Sehnsucht darnach. Wie kann man daher im Besitze eines Glückes sein, das man nur so lange besitzt, als man es nicht besitzt? Liebe ist daher gar nichts Anderes, als ein Krankheitszustand des Herzens mit schädlicher Rückwirkung auf das Gehirn, das ist Liebe!

Liebe ist der harmonische Einklang verwandter Seelen; Liebe ist die Frage des Mannes an das Mädchen: „Willst Du meinem Leben Werth verleihen und seine Zierde sein? Darf ich Trost finden in Deinen Augen, und Reichthum und Glück in Deinem Herzen?" — Liebe ist die Frage des Mädchens an den Mann: „Willst Du anerkennen und werth halten meine Liebe und Treue? Willst Du beschützen, die vertrauungsvoll an Dich glaubt? Willst Du ewig lieben das Mädchen, das seine Welt und all' seine Hoffnung in Dich setzt?" Und selig und verklärt tauscht Herz um Herz in ewiger Harmonie. Das ist Liebe.

Aber eigentlich ist Liebe doch nichts Anderes, als der entsetzliche Irrthum zweier Menschen, welche glauben, daß sie zusammen nicht so schlecht daran sein werden, als jeder für sich insbesondere. Liebe ist die Frage des Mannes an das Mädchen: „Bekommen Sie so viel, daß ich meine Schulden bezahlen kann? Wird mir der Herr Papa zu einem Amte verhelfen? Könnte ich nicht die ersten fünfzehn Flitterjahre in Kost und Quartier bei den Schwiegereltern bleiben? Können Sie Brustthee sieden und Umschläge bereiten? — Liebe ist die Frage des Mädchens an den Mann: „Wollten Sie nicht gefälligst für dieses Leben mein ergebenster Sklave sein? Wollten Sie nicht die Güte haben, Alles zu besorgen, was ich Ihnen gemüthlich andeuten werde, wogegen Sie sich aber um sonst nichts weiter bekümmern dürfen?" Und Herz um Herz tauscht mit merkwürdiger Genauigkeit die Leiden und Beschwerden des andern ein, ohne von seinen eigenen das Mindeste einzubüßen. Das ist Liebe!

Mannigfaltiges.

* Kürzlich kam, wie ein südrussisches Blatt erzählt, zu dem englischen Konsul in Odessa einer seiner Landsleute und erkundigte sich bei ihm um den kürzesten Weg nach Indien. Der Consul rieth ihm, sich einen Dampfer zu miethen und durch das Schwarze Meer die Reise anzutreten. „Nein," erwiederte der Fremde, „ich will zu Lande reisen." — „Nun, so nehmen Sie die Post," meinte der Konsul. „Dies geht auch nicht," sagte kopfschüttelnd der eigensinnige Engländer, „denn ich will zu Fuß nach Indien". Der Konsul betrachtete sich etwas näher seinen Landsmann, dessen Paß und Dokumente und gab ihm schließlich, da Alles in Ordnung war, die nöthige Auskunft für diese beschwerliche und nicht ganz gefahrlose Fußreise. Einige Tage danach kam ein zweiter Engländer und erkundigte sich beim Konsul, ob nicht ein ihm ganz gleich gekleideter Reisender da gewesen wäre, um zu Fuß über Tiflis nach Indien zu reisen. Der Konsul bejahte die Frage und meinte, es müsse mit dem Ersten nicht ganz richtig im Kopfe bestellt sein, da er eine solche Reise zurücklegen wolle. „Oh, nicht im geringsten!" betheuerte der zuletzt angekommene Engländer; „er wettete, daß er von Calais zu Fuß nach Indien reisen werde, und ich gehe ihm nach, um

zu sehen, ob er die eingegangenen Verbindlichkeiten auch richtig einhalte."

* Paris. Es hat sich, wird der „Post" geschrieben, ein musikalischer Makart gefunden, der, wahrscheinlich durch das vielbesprochene Bild des Münchener Malers begeistert, die sieben Kapitalsünden in Musik gesetzt hat, und zwar der Brauchbarkeit halber in Tanzmusik. So wird man denn an einem und demselben Ballabende in sieben Todsünden durchtanzen können: Der Hochmuth wird durch einen Schottisch ausgedrückt, der Geiz durch eine Mazurka, die Wollust durch einen Walzer, der Zorn durch ein Galopp, die Unmäßigkeit durch eine Quadrille, der Neid durch eine Polka und die Trägheit durch einen Marsch. Wünsche viel Vergnügen zu einem solchen Sündenfeste!

* (Gift im Goldregen.) Ein fast in keinem Garten fehlender Strauch, der sogenannte Goldregen, ist jüngst von Professor Husemann einer genauen Prüfung unterworfen worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß die reifen Samen des genannten Strauches ein äußerst giftiges Alkaloid enthalten. Diese Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da man den Goldregen seither für ein völlig unschädliches Gewächs hielt.

* Daß die Frauen auch schweigen können, beweist ein Mädchen aus St. Louis, die ihrem Liebhaber erst nach der Heirath das Geheimniß verrieth, daß sie ein Vermögen von 50,000 Dollars besitze. Sie wünschte wohl auszufinden, ob sich der Liebhaber mit ihr selbst, oder nur mit ihrer Mitgift vermählen wollte.

* (Maurerlob.) Eine Stunde messen sie, eine Stunde essen sie, eine Stunde lauern sie, eine Stunde mauern sie, eine Stunde feiern sie, eine Stunde leiern sie, eine Stunde schwatzen sie, eine Stunde kratzen sie, eine Stunde prisen sie, eine Stunde niesen sie, eine Stunde wird geraucht, — so wird der ganze Tag verbraucht.

Gemeinnütziges.

* (Gerbsäure gegen Fußschweiß, wunde Füße 2c.) Ein bewährtes Mittel gegen die unangenehmen Wirkungen des Fußschweißes ist die in jeder Apotheke oder Materialienhandlung billig zu kaufende Gerbsäure (Tannin; ein Loth, reichend für langen Gebrauch, 9 kr.) Die unter der gleichzeitigen Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme in Zersetzung begriffene Oberhaut wird dadurch sogleich in Leder verwandelt und verbindet mit einer durch die Struktur des organischen Gewebes bedingten Festigkeit eine große Durchlassungsfähigkeit für die Produkte der Transpiration, in Folge dessen der Schweiß nicht unterdrückt wird. Da die ammoniakalischen Zersetzungsprodukte der Haut sogleich durch die Gerbsäure gebunden werden, wird auch jeder Geruch beseitigt. Man braucht nur alle 3 Tage eine Messerspitze voll der pulverigen Säure in die Stiefel oder Schuhe zu streuen, um sogleich die wohlthätigen Wirkungen zu empfinden. Auch das Blasenlaufen zeigt sich dadurch gehoben. Verfasser wendet seit 3 Jahren dieses Mittel mit dem besten Erfolge an, und andere Personen, welche davon Gebrauch gemacht haben, veranlaßten ihn, zum Besten der Leidenden Dieses zu veröffentlichen. Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß sich die Gerbsäure, in ähnlicher Weise wie bei den Füßen angewendet, auch unter den Achselhöhlen oder Kniekehlen, sowie gegen das Wundsitzen beim Reiten bewährt hat.

Räthsel.

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O, so vertraue deines Herzens Worte
Getrost der ersten Silbe an;
Sie bringt sie deinen Lieben still, verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.
Doch Alles, was es faßt, das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen inn'ren Sinn,
Es ist zwei andern Silben untergeben,
Sie reißen es in ihren Strudel hin;
Wir wären ohne sie uns treuer, lieber,
Doch Ew'gen zieh'n sie machtlos nur vorüber.
Drum laß das Ganze unter uns beginnen
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig stille Rechenschaft,
Und gern wirst du's der ersten Silbe glauben,
Daß dir mein Herz die letzten niemals rauben.

Auflösung der Charade in № 101:
Salzfaß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Dienstag, 31. August 1869.

Die beiden Fähren.

(Schluß.)

„Meine Tochter ist unschuldig," fiel Norris ängstlich ein, denn er fürchtete, von den Emigranten verstanden zu werden.

„Miß Norris ist unschuldig," bekräftigte Georg mit geringschätzigem Achselzucken; „allein würde der wirklich Schuldige laut genannt, so träfe das Eure edle, opferwillige Tochter nicht minder schwer, als wenn sie selbst die schmachvolle That begangen hätte."

„Wer anders könnte es gethan haben?" fragte Norris erbleichend.

„Und Ihr fragt noch?" wendete Georg ein und auf seine Lippen trat ein mitleidiges Lächeln; „Ihr fragt noch, da doch ein Kind aus dem Benehmen Eurer Tochter die Wahrheit herauszulesen vermocht hätte? Doch genug, die Zwecke, welche Eure Tochter verfolgt, sollen um ihrer selbst willen erreicht werden, — ich biete willig die Hand dazu — die Befürchtungen aber, welche Ihr eben betreffs meines Verhaltens aussprecht, mögt Ihr unbesorgt vergessen; ich weiß zu genau den Schritt zu würdigen, zu welchem eine treue Tochter sich durch die Angst um ihren Vater hinreißen ließ. Ich dagegen bin nicht eitel, nicht selbstsüchtig genug, den Versuch zu wagen, eine unvorhergesehene Fügung des Zufalls zu meinen Gunsten auszubeuten; was Miß Norris zu mir sprach, ruht verborgen in meinem tiefsten Innern, und die Leute, welche die von der Noth eingegebenen Erklärungen vernahmen? Pah! Die werden Alles vergessen haben noch bevor sie —"

Hier hielt er bestürzt inne; er hatte eine leichte Bewegung hinter sich vernommen, und als er sich darnach umkehrte, stand Sarah vor ihm, die, aus den Geberden der beiden Männer deren Gespräch errathend, herbeigeeilt war und offenbar den letzten Theil seiner Entgegnung vernommen hatte.

„Herr Eckard, sie werden es nicht vergessen," hob sie leise an, sobald sie sich entdeckt sah, und eine unbeschreiblich holde, sie fast überwältigende Verwirrung gesellte sich zu der Angst, die noch immer auf ihrem lieblichen Antlitz ausgeprägt war; „und sie brauchen es auch nicht zu vergessen, denn der Worte, die ich an Euch richtete, — schäme ich mich nicht — nein, Herr Eckard," fuhr sie fort und Thränen drohten wieder ihre großen, gleichsam flehenden Augen zu verschleiern, als sie das unverkennbare stumme Entzücken gewahrte, mit welchem der junge Mann sie jetzt beobachtete; „oder bezweifelt Ihr etwa, daß ich lieber mich selbst der Wuth jener Verblendeten geopfert, als — als so zu Euch zu sprechen, hätte ich nicht der Möglichkeit gedacht, daß Ihr das Euch öffentlich eingeräumte Recht an mich allen Ernstes in Anspruch nehmen könntet? Ja, ich erwog die Möglichkeit und schrack nicht zurück — ich bin sogar bereit, dieselben Worte hier vor meinem Vater zu wiederholen, Herr Eckard! — Ihr seid stolz — ich lese Zweifel in Euren Augen — Ihr habt meinen guten Willen, Euch und Eure Familie vor Unglück zu bewahren, zurückgewiesen — ich zürne Euch deßhalb nicht — Ihr handeltet mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes — wenn Ihr nun auch die guten Dienste der Tochter eines Euch ungünstig gestimmten Nachbarn verschmähtet, Ihr könnt sie nicht verschmähen, wenn sie aus dem — aus dem Herzen derjenigen kommen — die — Herr Eckard — wenn Ihr wollt — gern zu Euch gehört in Leid — und Freud' —"

Sie wollte fortfahren, die wachsende Befangenheit über die Aeußerungen, zu welchen sie sich hatte hinreißen lassen, gewissermaßen durch ihre

eigenen Worte niederkämpfen, als eine heftige Bewegung sie übermannte, ihr von Neuem Thränen in die Augen trieb und krampfhaftes Schluchzen ihre Stimme erstickte.

Georg, gleichsam betäubt durch das Vernommene, hatte ihre Hand ergriffen; dahin war sein Stolz, vergessen waren die Leute, die in gespanntem Schweigen zu ihm herüberspähten, vergessen war Norris, der ihn von seinem Pferde herab noch immer mit gehässigen, unversöhnlichen Gefühlen beobachtete und dennoch keine Einsprache zu erheben wagte. Er sah nur noch die holde Gestalt vor sich, die, umflossen von dem bezaubernsten Liebreiz, in ihrem Aeußern alle Empfindungen zur Schau trug, die, unter dem Einfluß jungfräulicher Zaghaftigkeit, in ihrem Herzen im offenen Kampfe mit einander lagen.

„Und fürchtet Ihr nicht die Gefahr, die Euch selbst droht, wenn Ihr später Eure durch die Ereignisse bestimmte Handlungsweise ruhigerer Betrachtung unterwerft?" fragte Georg so leise, daß seine Worte kaum die aufmerksam lauschenden Ohren Norris' erreichten, und noch immer scheute er sich, den Druck zu erwiedern, mit welchem Sarah, wie um sich vor dem Umsinken zu bewahren, seine Hand umklammert hielt; „fürchtet Ihr nicht auch für mich, für die Folgen, die mir erwachsen, wenn ich auf die jetzige Stunde nur wie auf einen Traum zurückblicken darf — auf einen Traum, unendlich süß und doch so furchtbar? Doch welches Anrecht hätte ich an Eurer Theilnahme, sobald die durch eine böswillige Hand herbeigeführte Gefahr beseitigt ist?" schloß er mit einem selbstverspottenden Lächeln, welches den ohnmächtigen Versuch bekundete, sich dem bezaubernden Einfluß zu entziehen, den Sarah schon bei ihrem ersten Auftreten vor der Blockhütte auf ihn ausgeübt hatte.

„Ich meinte es gut zu machen —" flüsterte das junge Mädchen erbleichend.

„O Miß Norris, Euer Thun war es ja nicht," fiel Georg wieder ein; „und wenn ich von Böswilligkeit sprach, so weiß ich auch, wem sie nun zugeschrieben werden darf —"

„Ihr kanntet den eigentlichen — ich meine den Thäter — und dennoch wolltet Ihr —"

„Ich wollte nur Eurem Beispiele folgen," unterbrach Eckard wieder die holde Sprecherin, die mit namenlosem Erstaunen und doch so innig, so durchdrungen von Achtung und sich lieblich entfaltender zarter Hinneigung zu ihm emporschaute; „möge mein Loos indessen sein, welches es wolle," fügte er mit einem verstohlenen Seitenblicke auf die Emigranten hinzu, die bereits Zeichen von Ungeduld von sich gaben, — „Euer Werk soll in Eurem Sinne vollendet werden, und darum, Herr Norris, hier ist meine Hand — ich reiche sie Euch, um die Leute zu beruhigen, aber auch zum Zeichen, daß von meiner Seite vergessen ist, was feindlich zwischen uns trat, und daß an eine bindende Zusage von Eurer Seite unter den obwaltenden Umständen nie gedacht werden kann. Ihr wünschtet mich von hier zu entfernen, und jetzt bin ich bereit zu gehen; nicht einmal eine Entschädigung verlange ich von Euch, nur — wenn es Euch möglich ist — erinnert Euch meiner mit weniger Geringschätzung, als ich leider von Euch erfahren habe!"

Mechanisch hatte Norris des jungen Mannes Hand ergriffen, was von den Emigranten mit einem weithin schallenden Hurrah begrüßt wurde.

Die drei Hauptbetheiligten an der ganzen Scene schienen die aufmunternden Zurufe nicht zu hören. Erst Norris, nachdem er einen forschenden Blick in die lange und erwartungsvoll zu ihm aufschauenden Augen seiner lieblichen Tochter gesenkt, erweckte die beiden jungen Leute zu neuem Leben.

„Sie mag thun und lassen, was sie will!" hob er, zu Georg gewendet, an, auf dessen bleichen Zügen die deutlichen Merkmale eines heftigen Seelenkampfes ausgeprägt waren; „ja, was sie nur irgend will!" wiederholte er, und im Tone seiner Stimme lag eine gewisse Enttäuschung, allein nichts weniger als Mißbilligung; „ich habe keine Macht mehr über sie — ich denke aber, die Gefahr ist beseitigt und ich kann ebenso gut meiner Wege reiten — ich hoffe, Dich binnen Kurzem bei mir zu sehen, Sarah; vielleicht daß Ihr es für angemessen erachtet, sie zu begleiten, Herr Eckard! Grüßt auch die alte Lady, Eure ehrenwerthe Mutter, von mir — ich würde selbst zu ihr gehen — allein die vielen Menschen hier — vielleicht heute Nachmittag oder morgen —." Dann sein Pferd kurz wendend, ritt er im Galopp davon, bevor nur Jemand ihm zu antworten vermochte.

Ob der Jubel, der ihm von den Emigranten nachgesendet wurde, seine Seele wohlthätig oder mißtönend berührte? Wer konnte es wissen! Doch wie Alle die eigentliche Entscheidung aus der Haltung der zugleich entzückt und verlegen auf einander schauenden jungen Leute herausgelesen hatten, die sich noch immer nicht Einer dem Andern zu nähern wagten, so mochte durch deren Blicke auch in seinem Herzen eine seit vielen

Jahren in Scheintod versenkte Stimme wachgerufen worden sein. —

Die Rückkehr der Emigranten nach der neuen Fähre glich einem Triumphzuge; im Triumph wurden auch die beiden Prahme aus ihrem Fluthenbett hervorgezogen, die Bohrlöcher in ihrem Boden durch eingeschlagene Zapfen verstopft und alsbald mit dem Uebersetzen der Karawanen begonnen.

Norris saß wieder vor seinem Hause und beobachtete ernst das muntere Treiben vor sich. Er gestand sich, daß, weil Georg und dessen Bruder das Hinüberschiffen leiteten, die Arbeit viel schneller und leichter von statten gehe; selbst die mild glänzenden Strahlen der Abendsonne erschienen ihm heute so freundlich zum Herzen dringend, wie noch nie in seinem Leben.

„'s ist doch ein wunderliches Ding um das Glück der Menschen," sprach er leise für sich und dann blickte er sinnend nach der Blockhütte hinüber.

Wie Schamröthe glitt es über sein Gesicht; die ihm eigenthümliche südlich gelbe Farbe hatte die scheinende Sonne warm und lebensfrisch angehaucht. Er gedachte seiner Tochter, die sich zur Zeit bei Frau Eckard befand, um erst nach Schluß der Arbeit von den beiden Brüdern in dem Rindenkanoe nach dem väterlichen Hause abgeholt zu werden.

Bis zum Schluß der Arbeit dauerte es aber wohl noch Stunden, denn am östlichen Himmel stand der volle Mond, bereit, binnen kurzer Frist die Herrschaft für die Nacht zu übernehmen. —

Die reiselustigen Emigranten sangen von glänzenden Hoffnungen und goldener Zukunft; das Wasser murmelte beifällig zu ihren Liedern und phantastischen Träumen. Im klaren Aether tummelten sich wunderlich beschwingte Fledermäuse; süßer Duft von Blättern und Kräutern vermischte sich mit dem erquickenden Thau. Am verborgenen Ort erschlossen sich Veilchen und Vergißmeinnicht; schüchtern, wie entsetzt über ihre eigene Kühnheit, hoben sie die zarten Häupter über ihre grüne Umgebung empor; sie schienen sich kaum in die neue Lage finden zu können — gerade so, wie Sarah und Georg, die sich gar nicht zu erklären vermochten, daß nach so bitterer Feindschaft, nach so manchen absichtlichen und wohlüberlegten Kränkungen ihre Herzen sich dennoch gefunden hatten. Doch in demselben Grade, in welchem in ihren Gemüthern immer neue edle Regungen und Eigenschaften zu Tage traten, wich auch die anfängliche Schüchternheit, befestigte sich immer mehr der Glaube an eine schöne Wirklichkeit. Gelangten sie doch bald so weit, daß sie über die Zukunft und sogar über ihre Vereinigung mit einer Geläufigkeit sprachen, die man ihnen kaum zugetraut hätte.

Und die Hochzeit fand denn auch wirklich statt, und zwar noch im Laufe desselben Sommers und nachdem auf dem Eckard'schen Grund und Boden eine funkelnagelneue Stadt angelegt worden war.

Den nächsten Winter brachten Alle wohl noch in einer östlicheren und reicher bevölkerten Gegend zu; als man aber im kommenden Frühjahre wieder nach der alten Fährstelle zurückkehrte, da wurden sogar die neuen Prahme unbarmherzig zur Seite geschoben, um einem stattlichen kleinen Dampfer das Vorrecht, den Emigranten als Beförderungsmittel zu dienen, einzuräumen.

Die Stadt zählte damals, außer dem jungen Ehepaar, schon vier ganze Familien, doch zogen im Laufe des Sommers so viele Ansiedler zu, daß sich sehr bald die Anlage einer Schneidemühle, einer Mahlmühle und eines Bethauses als dringend nothwendig herausstellte. Je mehr Leute aber sich dort niederließen, einen um so höheren Werth erhielt die in regelmäßige Vierecke abgetheilte Eckard'sche Farm, so daß selbst Norris alle Ursache hatte, mit dem Lauf der Dinge zufrieden zu sein.

Mannigfaltiges.

* (Badeleben in der Residenz.) Das „Wiener Tageblatt" berichtet: Am 23. v. M., früh 7 Uhr, ging der in der innern Stadt, Elisabethstraße Nr. 14, wohnhafte Fragner Johann Mrazek auf den Dachboden, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen das daselbst befindliche und bisher immer verschlossene Wasser-Reservoir, welches den im Hause wohnenden Parteien den nöthigen Bedarf an Trinkwasser liefert, geöffnet fand und den türkischen Handelsmann Stojan Pranscheff, der im 5. Stock des Hauses wohnt, in dem Momente erblickte, als er aus dem Reservoir, in welchem er ein — Bad genommen, steigen wollte. Die Nachricht über diesen Vorfall verbreitete sich mit Blitzesschnelle im Hause, als auch in der Nachbarschaft, und nach erfolgter Anzeige beim Magistrat erschien eine Kommission am nächsten Tage, welche konstatirte, daß der oben erwähnte Handelsmann mit Wiß ich wollte meisters das Wasser-Reserder Wahl des Ballkleides, n ganzen Hause ist, ung gespeist

und als Trinkwasser von sämmtlichen Parteien des Hauses gebraucht wird, als Badelokal benützte. In Folge dessen hatte sich gestern Herr Stojan Pranscheff, Kaufmann aus Bulgarien, und Franz Pilotzki, Hausmeister des Hauses Nr. 14 in der Elisabethstraße, wegen Uebertretung nach §. 435 vor dem Bezirksgerichte der innern Stadt zu verantworten. Da Herr Pranscheff der deutschen Sprache nicht mächtig ist, fungirte Herr Ministerialkonzipist Henke als Gerichts-Dolmetsch. Pranscheff gab bei seiner Vernehmung an, daß ihm der Hausmeister durch seinen Diener den Antrag machen ließ, im Wasser-Reservoir sich zu baden, da das Wasser nur zum Feuerlöschen bestimmt sei und in den Kanal abfließe. Das Nämliche sagte ihm der Hausmeister persönlich. Er machte sodann von diesem Antrage wenigstens zwei- bis dreimal Gebrauch und badete sich jedesmal zwischen 6 und 7 Uhr früh, nachdem ihm der Hausmeister früher die Schlüssel gegeben und gezeigt hatte, wo er aufzumachen habe, da das Reservoir dreifach verschlossen ist. Der Angeklagte theilte weiters mit, daß er im Wasser ein Stück Seife gefunden habe, woraus zu schließen ist, daß noch andere Personen gebadet. Er selbst wußte nicht, daß das Wasser zum Trinken und Kochen verwendet werde, sonst hätte er nicht selbst von dem Wasser getrunken. Er war vielmehr der Meinung, das Wasser komme von unten und werde dann in das Reservoir geleitet. Der zweite Angeklagte Franz Pilotzki verantwortete sich in ähnlicher Weise. Er gibt vor, trotzdem er über ein Jahr im Hause als Hausmeister bedienstet ist, nicht gewußt zu haben, daß das erwähnte Reservoir zur Aufbewahrung des Trinkwassers diene. Später gesteht er zu, von der Hausfrau instruirt worden zu sein, auf das Reservoir besonders „heiklich" zu sein und die Schlüssel nicht aus der Hand zu geben. Auch gibt er an, daß Herr Pranscheff sich nur einmal gebadet. Zeuge Baron Schlechto, pensionirter Sektionschef im Ministerium des Aeußern, gibt an, daß er, als er von dem Faktum Kenntniß erhielt, sofort die Anzeige beim Magistrate erstattete. Uebrigens gibt Zeuge vom Hausmeister an, daß er sonst sehr viel Reinlichkeitssinn entwickelte. Die Vernehmung der übrigen Zeugen hat keine wesentlichen Momente, jedoch wurde, behufs Konstatirung der Thatsache, daß Herr Pranscheff öfters im Reservoir gebadet und der Hausmeister gewußt habe, zu welchem Zweck das Wasser gedient, die Vorladung [illegible] …elnrichter Dr. Wagner beschlossen und die Verhandlung vertagt.

* (Scherzfragen.) Was für ein Unterschied ist zwischen einer Raupe und einem Journalisten?

Gar keiner, denn beide leben von Blättern.

Auf welches Pfand bekommt man im Pfandhaus Nichts?

Auf das Pfand der Liebe.

Was ist eine Krinoline?

Eine wandernde Glocke, wo jeder Schritt reiflich überlegt wird.

* (Räthselfragen.) In welchem Stift gibt's weder Mönche noch Nonnen?

Antw. Im Bleistift.

Welcher Unterschied ist zwischen einem Ehemann und einem Kirchthurm?

Antw. Gar keiner: beide haben ihr Kreuz.

Welche Vögel hat Gott bei Erschaffung der Welt zu erschaffen vergessen?

Antw. Die Galgen- und Pechvögel.

Charade.

Wir treiben, was nicht fort will,
Gewaltig an zum Gehen;
Wir wiegen schwere Lasten,
Wie Ammen Kinder wiegen;
Wir springen auf wie Helden,
Will man Gewalt uns anthun.

Wir tanzen gar vergnüglich,
Wenn wir ins Freie dürfen;
Oft treibt man uns zusammen
Und steckt uns dann in Säcke,
So drücken schöne Mädchen
Uns an die Lockenköpfchen,
Wenn uns der Himmel wohl will.

Wir trinken manches Schlückchen
Aus unsern kleinen Fäßchen
Und geben dann zu trinken.
Oft schoß durch unsere Röhren
Selbst Amor seine Pfeile.

Hievon, mit spitzigem Munde,
Gab eine von uns euch Kunde.

Auflösung des Räthsels in № 102:
Briefwechsel.

…g von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Donnerstag, 2. September 1869.

„Unbesonnen."

Eine lehrreiche Geschichte vom Lande.

Vergoldet im Glanze der untergehenden Sonne lagen die Gipfel und Hänge des Schwarzwaldes, und des Abends wohlthuender Friede legte sich über das reizende Thal, in welchem diese Erzählung sich abspielt. Selbst die hohen Essen des gräflich von W...'schen Hüttenwerkes, welches mit seinen langgestreckten vielgestaltigen Gebäuden und seinen zahllosen Hütten und Anbauen fast das Ansehen einer kleinen Stadt hat, schienen mit Behagen die letzten Rauchsäulen langsam und gedehnt von sich zu stoßen, und verstummt war der Lärm in den Arbeitsstätten zu ihren Füßen ringsum, denn morgen war ja nicht blos gewöhnlicher Feiertag, sondern war ein doppelter Festtag, war der Namenstag des Grafen, des Besitzers der Fabrik, und waren dafür in dem ohngefähr ein kleines Stündchen weiter abwärts gelegenen Städtchen A.... gar vielversprechende Festlichkeiten bereitet. Die Krone aber all' dieser von den weniger verwöhnten Landbewohnern stets mit Herzklopfen und fieberhaft freudiger Ungeduld erwarteten Vergnügungen, den Gipfelpunkt von des Tages Seligkeit und Glückesübermaß konnte und mußte natürlich nichts Anderes bilden als ein Festball, für die Arbeiter und niederen Bediensteten in einem beliebigen obskuren Wirthshaus, für die Honoratioren der ganzen Umgegend aber natürlich in dem ersten Gasthause „zur Post" auf dem Marktplatze.

Dieser Honoratiorenball bildete denn auch das Gespräch der beiden Männer, welche auf dem Sträßchen nach A.... im Genusse des herrlichen Sommerabendes dahinschlenderten. — Der eine von Beiden, ein schlanker junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, hatte ein hübsches und intelligentes Gesicht, nur vielleicht etwas zu weich im Ausdrucke und mit einem Anfluge von Schwärmerei, der andere dagegen war sicher schon ein Vierziger und ließ das Musterbild eines echten Sanguinikers, das er war, schon von Außen aus nicht verkennen. Die behäbige Gestalt voll Kraft und Gedrungenheit, das volle, runde Gesicht mit dem starken dunklen Schnurrbart und den hellblauen, schelmisch lachenden Augen, der helle, kräftige Klang seiner Stimme, — aus Allem schaute die lebensfrohe, heitere Natur; wer ihn nur ansah, hatte die Hälfte seiner üblen Laune verloren.

„Morgen wollen wir einmal recht vergnügt sein, nicht wahr, Herr Faktor, und das Rädchen laufen lassen, wie's läuft?" griff der Jüngere mit lebhafter Geberde von Fröhlichkeit das Gespräch wieder auf, indem er die Hand auf die Schulter des Aelteren legte und ihm fragend ins Gesicht schaute mit einer Miene, die innige Zuneigung und Vertrauen verrieth.

„Nun das will ich meinen!" entgegnete dieser schmunzelnd, während er mit Sorgfalt sein Pfeifchen dabei ausklopfte und wieder zurecht steckte; „übrigens," fuhr er fort, „muß ich, aufrichtig gesagt, wirklich lachen, lieber Konrad, wenn ich Sie so ansehe, wie Sie jetzt munter und lustig sind, und wenn ich dann wieder zurückdenke an die jämmerliche Misanthropengestalt, mit der Sie vor dreiviertel Jahren hierher in unsere Fabrik kamen; ja, wenn ich nicht gleich gemerkt hätte, welcher Vogel in dieser Puppe versteckt ist, Sie säßen heute noch allein als Menschenfeind auf Ihrer Stube, um zu grollen mit dem grausamen Schicksal. Was hat es nicht Zureden gekostet, bis der Empfehlungsbrief an unsern Direktor endlich abgegeben war, und jetzt? — hm? jetzt? ich wollte wetten, Sie wurden bei der Wahl des Ballkleides, das des Direk-

tors Emma morgen anhaben wird, ganz speziell zu Rathe gezogen und bekommen morgen den ersten Tanz mit ihr, einem Mädel, für das ich alter Kerl meine steifen Knochen noch gerne in Bewegung setzte.

„Aber so seid Ihr Weltschmerzler und Hypochonder, kreuznärr'sche Kunden; Ihr klagt über Gott und die Welt, daß Euch überall Unglück und Mißgeschick verfolge, und wer ist am Ende schuld daran? — Kein Mensch als Ihr selbst, weil Ihr bei dem kleinlichsten Hinderniß verzweifelnd den Muth verliert und dann wieder im Gegentheil bei der geringst günstigen Wendung der Dinge so in Aufregung kommt, daß Ihr das Gleichgewicht Eures Gemüthes verliert und gerade an der besten Stelle durch irgend einen dummen Streich gewöhnlich Alles wieder verderbt!

„Darum hüten Sie sich nur, Sie junger Weltweiser, daß Ihnen nicht morgen in Ihrem Jubel auch so was passirt, denn Leute Eures Schlages müssen sich die Nase erst wund fallen, bis sie das Gehen im Leben gelernt haben!"

„Nun so hören Sie nur einmal auf mit Ihrer Strafpredigt, Sie Unglücksrabe," fiel hier Konrad laut lachend dem Faktor Frey in das Wort, „ich weiß ja doch, daß Sie es so schlimm nicht meinen, seien Sie nur wieder ruhig; — „ich weiß auch," fügte er, ihn bei der Hand nehmend, ernster hinzu, „wie viel ich Ihnen hier zu danken habe, lieber Herr Faktor, und gewiß, ich werde es Ihnen auch danken, so lange ich lebe!"

„Schadet alleweil nichts so eine Strafpredigt von Zeit zu Zeit," meinte der Faktor, „hab' auch manche hören müssen, wenn auch wegen ganz anderer Dinge."

Konrad Harter gehörte zu jenen Menschen, die zum Theil wirklich vom Schicksal mit einer etwas starken Dosis jenes moralischen Purgirmittels, das man Pech zu nennen pflegt, bedacht wurden, zum andern Theil aber in der zu großen Weichheit und Reizbarkeit ihres Gemüthes, wie in dem Mangel an Energie und Entschlossenheit es in sich selbst mitbringen, daß sie im Leben überall auf zehnmal mehr Hindernisse und Schwierigkeiten stoßen, als unzählige ihrer Gefährten, die an Wissen und Werth tief unter ihnen stehen; der Sanguiniker wagt, ohne sich zu besinnen, einen kühnen Sprung über den Stein, den ihm das Schicksal in den Weg wirft; der Melancholiker besieht sich ihn erst vorsichtig von allen Seiten, findet überall neue Schwierigkeiten und Bedenken und stolpert, weil er endlich doch einmal zu springen gezwungen ist, ganz sicher über irgend eine Kante, die ihm gänzlich entgangen war. Daß sich solche Charaktere im Leben stets mehr abgestoßen als angezogen fühlen und zuletzt in sich selbst zurückgezogen werden müssen, ist selbstverständlich; und mit dieser Verschüchtertheit und Menschenscheu kam denn auch Konrad hierher an diesen Ort, woselbst er als technischer Gehilfe bei der Verwaltung der gräflichen Werke eine Stelle erhalten hatte. Wie ein Asyl nach langen Mühsalen und Verfolgungen öffnete sich vor ihm das Thal mit seiner bezaubernden Schönheit, hier wollte er, fern von den Menschen und von allen rauschenden Vergnügungen, wieder Ruhe und Frieden finden für sein Gemüth, nur in sich selbst und im Genusse der herrlichen Natur.

(Fortsetzung folgt.)

• Vor 97 Jahren.

Im Jahre 1772 waren die Frucht- und Brodpreise viel niedriger als 1770 und Anfangs 1771. Ein Kornbrod zu 6 Pfd. galt zwar im Anfang des Jahres 12 und 13 Kreuzer, fiel aber noch im Frühjahr auf 11, später auf 10 Kreuzer, nur mit kleinen Schwankungen.

Durch eine in diesem Jahre publizirte herzogliche Verordnung vom 17. December 1771 ist die Willensmeinung des Landesherrn ausgesprochen, „daß Höchstdieselben zwar das Trauern nicht untersagen wollten, jedoch derjenige sich Höchstderselben gnädigste Intention und Höchstdero Höchstes Wohlgefallen besonders erreichen würde, welcher sich aller und jeder ohnehin auf eine bloße Ceremonie und leere Einbildung hinaus laufende Anschaff- und Anlegung einiger Trauer, sie bestehen auch worin sie wollen, künftig enthalten würde."

Eine Verordnung vom 20. August 1722 wurde auf's Neue publizirt, durch welche die Mitverpflichtung der Ehefrauen für ihre Männer nur unter gewissen Bedingungen und angeordneten Formen für bindend erklärt wird

Schon unter'm 9. März 1708 (wieder bekannt gemacht am 17. März 1772) hatte die damalige Administration der herzoglichen Lande mit den Unterschriften: Greiffenkranz, Sturz, Würnigk — das Würfel- und Brettspiel auf den Jahrmärkten verboten, jedoch ohne Bestimmung einer besondern Strafe.

Eine neu publizirte Verordnung vom 9. November 1731 verbietet die außergerichtlichen Vorbehalts-

verträge zwischen Eltern und Kindern, welche vielmehr nur nach vorgängiger Untersuchung der Obrigkeit von den Amtschreibern verrichtet werden sollen.

Aeltere Verordnungen über das Bürgereinzugsgeld sind neu bekannt gemacht worden. Geschickte Professionisten wurden zur Einwanderung in das Herzogthum zugelassen, wenn sie auch nicht das vorgeschriebene Vermögen nachweisen konnten.

Im Falle wo Eltern die Religion verändern, sollen nach Verordnung vom 7. April 1755 die Kinder in der Religion erzogen werden, in welcher sie getauft sind.

Durch Verordnung vom 21. Juli 1761 wurde das Herkommen, wornach die Wiesen nach eingethaner Heuernte (nach genossenem Langhalm) zur Ausweidung liegen bleiben mußten, den Weideberechtigten gegenüber aufgehoben und den inländischen Wieseneigenthümern der Genuß des Ohmets gesichert.

Das Abhauen eines Baumgipfels ist nach Verordnung vom 18. Oktober 1770 mit 15 fl. Geldbuße bestraft nebst Zahlung des Werthes des ganzen Baumes.

Schon unter'm 21. November 1754 war das Begraben im Innern der Kirchen bei 100 Reichsthaler Strafe verboten worden, sowie auch die Anlage von Grabgewölben auf den Kirchhöfen. — Diese Verordnung wird neu publizirt und den Pfarrern und Presbyterien die Strafe angedroht.

Am 9. Januar 1755 verbot der Herzog „zu Vermeidung des unnöthigen Geldaufwandes“ den Gebrauch von Kronen bei den Leichen von Junggesellen, Jungfern und Kindern.

Bei 5 Reichsthalern Strafe durfte nach Verordnung vom 6. Februar 1755 keine Leiche vor der Beerdigung in die Kirche getragen werden.

Unter'm 30. Juni 1772 wurden „zu Ersparung des Holzes, der Baukosten und Abwendung Feuersgefahr“ die Privatbacköfen in Dörfern über 30 Haushaltungen verboten und dagegen die Errichtung von Gemeindebacköfen verordnet.

Das Hanf- und Flachsbereiten war nach einer Verordnung vom 2. Juli 1772 den Fremden untersagt.

Den Bauern wurde unter'm 7. Juli 1772 das Schießen gänzlich verboten.

Wer Kaffee von Fremden kauft und nicht selbst Kaufmann ist, wird nach älterer Verordnung mit 10 Reichsthalern gestraft; am 7. Juli 1772 wurde diese Strafe aber auch auf diejenigen ausgedehnt, welchen von Fremden Kaffee „verehret“ (zum Präsent gemacht) wird.

Am 3. Oktober 1772 wurden alle Kreuzer verrufen, mit Ausnahme der in der Zweibrücker Münze nach dem Konventionsfuß geschlagenen und der Churpfälzischen.

Wiederholt wurde eine höchste Verordnung vom 13. November 1756 publizirt, wornach im Herzogthum keine andere Elle als der französische halbe Stab, bei 50 fl. Strafe, gebraucht werden darf. Es ist dieses also noch unsere heutige Elle zu 60 Centimeter, da der Stab zu 120 Cent. angenommen wird, obgleich er eigentlich nur 119 Cent. groß ist.

Das (heute leider immer noch übliche) Schießen bei Hochzeiten ist schon am 10. März 1736 bei „nahmhafter“ Strafe verboten, und dieses Verbot neu publizirt worden.

Bei Schubkarrenstrafe wurde unter'm 28. Okt. 1772 das Mischen von Tabak aus dem herrschaftlichen Magazin durch die Tabaksdebitanten verboten.

Am nämlichen Tage ward eine Verordnung erlassen über das Brechen von Kalksteinen zum Düngen der Aecker.

Von den Nachrichten ist anzuführen die Ankündigung der zweiten Häuser- und Geld-Lotterie, betreffend das 3te und 4te Haus in der neuen Vorstadt.

Zu Ernstweiler in der Stadt Metz logirten französische Zinngießer, die das Zinn nach der Silberfaçon verarbeiteten, die runde Façon zu 6 Kreuzer das Pfund und die ovale Façon zu 8 Kreuzer.

Recht interessant und für die damalige Zeit bezeichnend ist die Ausschreibung im Blatt vom 11. Februar, also lautend:

„Da Herr Hilary (— ist Hilarius Bolgiano gemeint —) wargenommen, daß die Bürgerschaft dieser Residenzstadt bisher Anstand gefunden, an seiner Redutte Theil zu nehmen, und man ihm zu erkennen gegeben, daß deren Ausbleiben eigentlich von der irrigen Meynung herrühre, wie sie auf gedachter Redutte minder als andere angesehen werden mögten; so kann Herr Hilary nicht umhin die Bürgerschaft hierdurch feyerlichst zu versichern, daß niemand sich auf der Redutte in Sinn fallen lassen werde, derselben nur das allergeringste in Weg zu legen &c.“

Von dem Pensionatsvorsteher Beaudin wurde unter'm 25. Februar ein neues ABC Buch angezeigt in teutscher und französischer Schrift.

Im Blatt XXVI wird ein Bedienter gesucht, welcher französisch lesen und auch gut teutsch schreiben kann! —

Der Wirth Calmus vom Gutenbrunnen zeigte unter'm 25. August an, daß er alle Tage mit frischem Gutenbrunnerwasser aus der wahren Quelle hierher komme und den Krug zu 6 Pfenning abgebe.

Unter'm 15. Dezember läßt der Hoffischer Zöller bekannt machen, daß bei ihm Forellen das Pfd. zu 6 Batzen zu kaufen sind. Für jene Zeit viel Geld. —

Unter den in diesem Jahre genannten Gasthäusern findet sich auch der „Stern", ohne Zweifel das Schmidt'sche Haus neben der Fruchthalle, welches noch bis in die neuere Zeit das Schild zum Stern führte.

Mannigfaltiges.

* Die Bereitung von Alkohol aus Abfällen ist ein neuer von einem Schotten Peter Robinson in Chicago ins Leben gerufener Industriezweig, welcher sich ausgezeichnet rentiren soll. Man sammelt den Kehricht der Häuser, Abfälle aller Art, verdorbene Speiseüberreste, todte Ratten, Häute, Kohlblätter und andere noch weniger ästhetische Stoffe, kocht das Chaos 6 Stunden lang unter 212 Grad Fahrenheit, schöpft das Fett, welches zur Seifenfabrikation sehr geeignet ist, ab, und gewinnt aus dem Reste der Flüssigkeit vermittelst Gährung und Destillation den schönsten klaren Alkohol, der nur einen etwas stärkeren Fuselgehalt hat als der gewöhnliche. Eine Karrenladung (10 Fässer) voll Abfälle, gibt durchschnittlich 30 Pfund Seifenfett und 40 Gallonen Alkohol von 90 Grad Stärke, demnach würden allein aus den Abfällen von Chicago wöchentlich 15,000 Pfund Fett und 30,000 Gallonen Alkohol zu gewinnen sein. Die schon seit einiger Zeit in Chicago in dieser Branche arbeitende Kompagnie hat der Düngergesellschaft von Cincinnati die Alternative gestellt, entweder gegen die Entschädigung von 20,000 D. ihr Patent für diese Stadt abtreten, oder für Zahlung von 8000 D. und halben Antheil am Nettoertrage den Betrieb dort selbst übernehmen zu wollen. Es ist dies eine schöne Aussicht für Schnapstrinker, denn der Alkohol, welcher angeblich nur zu Fabrikzwecken bestimmt ist, soll sich auch zur Branntweinbereitung vorzüglich eignen.

* Die Unverschämtheit der Berliner Dienstboten ist sprichwörtlich geworden; hier ein neuer Beitrag zu dieser Behauptung: Eine Kaufmannsfamilie erhält am Sonntag Nachmittag unerwartet größeren Besuch; hierdurch läßt sich jedoch die Köchin nicht stören, denn nach dem Kaffee erscheint dieselbe im Sonntagsstaat vor der Hausfrau mit der naiven Anfrage, ob sie ausgehen dürfe. Nachdem ihr selbstverständlich diese Bitte unter Hinweis auf die Gesellschaft abgeschlagen ist, antwortet dieselbe: „Was geht mich denn Ihr Besuch an? Ick habe auch nur aus Anstand gefragt! Wenn Sie auch Nein sagen, ausgehe ich doch!" Sprach's und verläßt die Wohnung!

* Der in Hickman, Kentucky, erscheinende „Courier" theilt mit, daß Susan Karoline Goldsey, das „schlafende Wunder", am 14. Juli etwa 8 englische Meilen von Hickman gestorben sei. Sie war ungefähr 26 Jahre alt, von denen sie die letzten 14 Jahre geschlafen haben soll. Die Geschichte dieses „schlafenden Wunders" wird von genanntem Blatte folgendermaßen erzählt: Im Alter von 12 Jahren wurde sie von heftiger Erkältung ergriffen, und als das dieser folgende Fieber nachließ, fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie seither nur für kurze Intervalle erwachte. Anfangs wurde sie alle 24 Stunden regelmäßig zweimal, und zwar fast genau um die nämliche Stunde und Minute, wach, später indeß erwachte sie öfter. Ihr wacher Zustand dauerte fünf, zehn oder höchstens fünfzehn Minuten an, worauf sie wieder in einen tiefen Schlaf verfiel, ohne daß es möglich gewesen wäre, sie zu wecken. Während des Schlafens empfand sie allem Anscheine nach keinen Schmerz, während des Wachens jedoch wurde sie regelmäßig von Krämpfen befallen und meist kennzeichnete sich der Uebergang aus dem einen Zustand in den andern durch einen heftigen Paroxismus. Das „schlafende Wunder" wurde eine Zeit lang in Nashville und an anderen Orten ausgestellt, und die überall von ärztlicher Seite angestellten Untersuchungen lassen keinen Zweifel übrig, daß man es hier mit keiner Betrügerei zu thun hatte.

Auflösung der Charade in № 103:

Federn.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Samstag, 4. September 1869.

„Unbesonnen."

(Fortsetzung.)

Aber der lebenserfahrene Faktor Frey hatte unsern Konrad bald durchschaut. Da er ihn liebgewann der vielen vortrefflichen Seiten des Charakters halber, die er an ihm entdeckte, zog er ihn immer mehr an sich, und bald fing in der frischen, gesunden Luft seiner Gesellschaft die natürliche Lebenslust auch in Konrads Brust wie nach einem langen, nur durch die Ungunst äußerer Verhältnisse erzeugten Winter mit vollen Kräften wiederum zu treiben an.

Konrad hatte von einem Anverwandten einen Brief mitgegeben erhalten, der ihn in die Familie des Direktors, — die, nebenbei gesagt, nur aus diesem und einer einzigen Tochter bestand, — einzuführen die Bestimmung hatte; aber bei den Anschauungen und Plänen, die Konrad mit an seinen Bestimmungsort brachte, dachte er, diesen Brief überhaupt nur abzugeben, um so weniger daran, als ihm der Direktor als ein Mann geschildert wurde, der ernst und abgeschlossen nur seinem Geschäfte lebe, für Familien- und gesellschaftliches Leben aber wenig geschaffen sei und dort eine gewisse Kälte und Zurückhaltung nur selten ganz ablege.

Daß der Direktor aber auch eine hübsche Tochter habe, die er wie seinen Augapfel liebe, das war unserem guten Konrad das Alleregalste, denn seitdem schon einige frühere Liebesversuche, wie er sich selbst ausdrückte, an einer Art habitueller Schwindsucht ein klägliches Ende genommen hatten, war er für dieses Thema ziemlich gleichgiltig geworden, das heißt, er kümmerte sich, nur den Studien hingegeben, um das weibliche Geschlecht und zumal die Damen auf dem Lande fast gar nichts, diese letzteren aber sich um ihn nicht länger als höchstens 14 Tage lang nach seiner Ankunft, nämlich höchstens so lange, als bis die mitgebrachten Effekten und der bald bekannt gewordene Inhalt seines Koffers einen Stoff zur Unterhaltung und die nöthigen Anhaltspunkte gaben, um über die Person, über Charakter und Lebensweise, über Herkunft und bisherige Lebensgeschichte des neuen Ankömmlings ins Reine zu kommen. Dem erwähnten Empfehlungsbrief wäre daher das Loos gelegentlicher Vernichtung bestimmt gewesen, hätte nicht der Faktor mit Gewalt auf seine Abgabe gedrungen; und daß Konrad mit Recht dafür jenem nicht kleinen Dank wußte, wird man glauben, wenn man erfährt, wie groß und edelmüthig jener verachtete Brief sich gerächt hatte.

Es geschah nämlich, ob nun in Folge der kräftigen Empfehlung oder weil doch der Direktor am Ende auch das Bedürfniß nach Mittheilung und entsprechender Unterhaltung fühlte, daß dieser gegenüber Konrad nicht nur sein sonst so kurz angebundenes und in Entfernung haltendes Wesen bis auf ungewohnte Grenzen herabsetzte, sondern sogar außerhalb des Geschäftslebens ein wirklich vertraulich familiäres Verhältniß herstellte, so zwar, daß Konrad fast jeden Abend auf eine Tasse Thee zu ihm hinüberkommen und ihm entweder von den geschäftlichen Zuständen seiner Heimath, aus der Konrad kam, oder von seinen Verwandten, mit denen er dort bekannt geworden war, erzählen mußte.

Daß aber an den Veränderungen, die hiebei auch mit Konrad vorgingen, allein nur der gute Thee und die nicht selten nur wissenschaftliche Unterhaltung des Direktors schuld seien, das wollten seine neuen Freunde mit Recht durchaus nicht glauben, und vor Allem der Faktor Frey nicht, der sich jetzt immer ärgerlicher über den verwünschten Brief stellte, weil er ihn der Ge-

sellschaft Konrads beraube; endlich aber konnte auch Konrad es weder vor Anderen noch vor sich selbst mehr leugnen, daß es freilich etwas ganz Anderes war, das ihn mit jedem Tage lieber in des Direktors Haus gehen ließ und ihn auch in Gesellschaft immer heiterer und aufgeräumter mache, ja, das ihn fast zu der fürchterlichen Inkonsequenz verführt hätte, das Institut der Empfehlungsbriefe, das er als lästig und unnütz herabgesetzt hatte, nun gar mit Eifer zu vertheidigen.

Emma, des Direktors einziges Töchterchen, war die Sonne, die in Konrads müder Seele plötzlich einen neuen ungekannten Frühling weckte, man wußte es bald allgemein, und wo wäre auch je am Lande so etwas lange verborgen geblieben!

Sie war aber auch ein Mädchen, das, wie sich der Faktor ausdrückte, Alles gern haben mußte, nicht gerade wegen ihrer untadeligen Schönheit, da hätte vielleicht der strenge Kritiker manchen Mangel entdeckt und die Damen sie jedenfalls nicht so liebenswürdig gefunden, wie [illegible] Vorbehalt thaten; nein, ihr einfaches, ernstes, sinniges Wesen war's, das Jeden gewann, der mit ihr in Berührung kam, ihre nette Gestalt und ihr freundlicher Blick war's, der auch den rohesten Arbeiter der Fabrik veranlaßte, sie freundlich zu grüßen und mit zufriedenem Lächeln ihr nachzusehen.

In der Hauptstadt auf das Sorgfältigste erzogen, war sie erst vor Kurzem zu ihrem Vater zurückgekehrt, um dort, nachdem ihre Mutter bereits seit einigen Jahren gestorben, die Führung der Haushaltung zu übernehmen.

Bei der Einsamkeit, die Emma in ihrer jetzigen Umgebung fühlen mußte, vermehrt durch die Unzugänglichkeit des Direktors, der seine Tochter zwar ganz ungemein liebte, aber stets von Geschäften absorbirt war, sowie bei dem für Freundschaft und innigen Anschluß so empfänglichen Gemüth Konrads mußten sich Beide nothwendigerweise bald wie für einander geschaffen betrachten und sich gegenseitig immer herzlicher zugethan werden.

Daß aber auch der Direktor dieses Verhältniß zwischen Beiden nichts weniger als ungern sah, ließ sich aus mancher seiner spaßhaften Bemerkungen entnehmen, die ihm hie und da bei guter Laune darüber entschlüpften, daß Emma nicht mehr so aufmerksam gegen ihren Vater sei wie früher; und wer des Mannes Charakter kannte, der wunderte sich gar nicht darüber, denn so ernst und wenig zusagend sein Aeußeres aussah, so gesund und gediegen waren deßohngeachtet seine Lebensanschauungen; er war gerecht wie keiner gegen seine Untergebenen und kannte die Fähigkeiten eines jeden, hatte daher auch Konrads Tüchtigkeit in Kurzem schätzen gelernt.

So war denn freilich Manches anders ausgefallen, als sich's Konrad gedacht hatte, aber besser war's jedenfalls; aus dem stillen zurückgezogenen Leben, wie er sich's vorgemalt, war's zwar nichts geworden, dafür aber war der düstere Unmuth von seiner Stirne gewichen, hell und wolkenleer sah ihn Alles ringsherum an; getraute er sich auch nach so mancherlei Mißlingen noch kaum ganz fest, auf die Verwirklichung seiner Träume zu hoffen, so dachte er doch gar gerne an Emma und damit auch an die Zukunft; wer aber die Hoffnung, diese Grundbedingung jedes menschlichen Glückes, noch besitzt, der genießt auch noch gerne voll und freudig die Gegenwart und deßhalb rief Konrad an jenem Abend mit Recht aus: „Morgen wollen wir einmal recht vergnügt sein!"

Wer noch mit harmlosem Sinne und unverdorbenem Geschmacke und frei von dem hochmüthigen Spotte des verwöhnten Großstädters je Gelegenheit hatte, ein großes seltenes Fest auf dem Lande mitzubegehen, der wird sich bei dem Versuche, es zu beschreiben, sicher Gewalt anthun müssen, sich nicht zu weit zu verlieren, so lieblich steht die Erinnerung daran bis in die kleinsten Einzelnheiten vor seinem bewegten Gemüthe; sollte daher dieser Fehler auch jetzt hier begangen werden, so mag eben gütige Nachsicht geschenkt werden und Mitgefühl es entschuldigen, wenn von den sich drängenden Gefühlen aus der schwellenden Brust am Ende zu viele in die Feder fließen.

Daß man das Morgengrauen des wichtigen Tages nicht besser begrüßen kann, als mit der angenehm erschütternden Stimme der Böller, wird Niemand bestreiten; wer aber daraus, daß noch stundenlang nach ihrem Krachen im ganzen Orte keine Seele sich rührt, auf eine verfehlte Wirkung schließen zu müssen glaubt, der würde gar gewaltig sich irren, denn die Leute bleiben nur deßhalb wachend im Bette liegen, um sich ein jedes ungestörter für sich gehörig geistig zu sammeln und für den erhabenen Ernst des nahenden Tages vorbereiten zu können.

Im Verlaufe des Morgens beginnt dann die eigentliche Feier mit dem Aufzuge der sämmtlichen Beamten und allenfallsig vorhandenen Bürgergarde in Uniform, welches erhebende Schau-

spiel dem Herzen des Patrioten ein schnelleres Schlagen verursacht und daher auch den bis jetzt noch geräuschlosen Ort in plötzlichen Aufruhr versetzt; es rennen die Kinder jubelnd auf die Straße, das erwachsene weibliche Geschlecht läßt sich durch das tiefste Negligé nicht von den Fenstern abhalten und die Mägde, Hausknechte und Kellner halten haufenweise die Thore der Häuser besetzt. Daß es um diese Zeit herum fast immer sehr regnerisch aussieht, wird zwar von den Frauen, welche die Uniform unter Schabenpulver und Pfeffer hervorholen, mit Mißlieben bemerkt, hat aber doch auch wieder insoweit sein Gutes, daß dann der mit Recht so sehr beliebte Ueberzieher angewendet werden kann, um die fürchterliche Kluft zwischen Knopf und Knopfloch zu verbergen, oder irgend ein Uebersehen, vor dem kein Mensch ganz gesichert ist, unbemerkbar zu machen. Hätte der Assessor Herrle seligen Angedenkens einen solchen Ueberzieher gehabt, es wäre nicht dahin gekommen, daß ihn erst im Kirchenstuhl sein Kollege auf die Papierhülsen aufmerksam machen mußte, von denen die Metallknöpfe zu befreien seine Magd wie er selbst übersehen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe aus Hunger.

Zu einem hohen Beamten in Paris, einem sehr reichen Mann, Hrn. N., kam kürzlich ein Hr. X., schwarz gekleidet mit weißer Binde. „Mein Herr," sagte er, „wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Plan darzulegen, durch den Sie auf die leichteste Weise von der Welt und sofort einen Gewinn von vollen 500,000 Frs. erzielen können?"

„Mein Herr, ich werde Sie mit dem größten Vergnügen anhören, aber ich wollte mich eben mit meiner Familie zum Frühstück setzen, als Sie gemeldet wurden. Wenn Sie mir also die Ehre erweisen wollen, ein Frühstück bei mir einzunehmen, so können wir nachher weiter reden."

Hr. X. nahm die Einladung an, aß wie ein Wehrwolf und war sehr heiter, sehr liebenswürdig und fast zärtlich gegen Hrn. N.

Nachdem das Frühstück beendet, Kaffe und Cigarren gegeben, sagte Hr. N.: „Wenn wir jetzt von Geschäften reden wollen, werde ich ganz Ohr sein."

„Mein Plan ist einfach und sehr leicht auszuführen."

„Lassen Sie hören."

„Sie haben eine heirathsfähige Tochter mein Herr?"

„Gewiß, Sie haben sie gesehen, aber es handelt sich nicht um diese."

„Sie geben ihr eine Million mit?"

„Aber, mein Herr, wo soll das hinaus?"

„Ich nehme sie für die Hälfte. Verstehen Sie?"

Hr. X. hatte nämlich nicht gewußt, wo er den Tag ein Frühstück hernehmen sollte und daher diese, eines hungrigen Magens würdige List ersonnen.

Mannigfaltiges.

* (Chinesische Heirathen.) Eigenthümlich wie das ganze chinesische Reich sind auch die chinesischen Heirathsgebräuche. Es ist dort Mode, sehr früh zu heirathen: unter den Mandarinen und den wohlhabenden Klassen beginnt das heirathsfähige Alter für das männliche Geschlecht mit dem 19., für das weibliche mit dem 12. Jahre. Die ärmeren Klassen heirathen, sobald sie im Besitze eines zum Kauf einer Frau und zur Bestreitung der damit verknüpften Kosten hinreichenden Vermögens sind. Es kommt wohl vor, daß ein armer Mann nach dem Findelhause in seiner Nachbarschaft geht, dort sich ein Mädchen holt, um es mit nach Hause zu nehmen und es zu erziehen, und es dann seinem Sohne zur Frau zu geben, wenn er in das heirathsfähige Alter getreten ist. Dies charakterisirt vollständig die Sparsamkeit und die Vorsicht der Chinesen, Eigenschaften, die zu ihren nationalen Zügen gehören. Erstens erhält man sich dadurch das Geld, welches beim Kauf einer Frau hätte ausgegeben werden müssen; zweitens wird das Mädchen durch ihre künftige Schwiegermutter erzogen und wird dadurch mit allen häuslichen Gewohnheiten der alten Dame bekannt; endlich drittens, wenn das Mädchen nicht gutmüthig, fleißig und rücksichtsvoll in ihrem Benehmen gegen ihren künftigen Ehemann und dessen Eltern ist, wird sie ganz ruhig entlassen, ohne all' den Lärm, welcher erfolgt, wenn eine Frau wegen schlechten Betragens nach der Verheirathung zu ihrer Familie zurückgeschickt wird. (In englischen Familien findet das Beziehen der eventuellen Schwiegertochter zur Familie ebenfalls häufig statt und wird nicht beanstandet, wie es bei uns der Fall wäre.)

* In China ist Arzt und Apotheker gewöhnlich eine Person. Derselbe erzählt zuerst seinem Kranken

oder dessen Verwandten, welche Mittel ihm am besten sein würden, und läßt ihnen dann die Wahl, die gewöhnlich nach den Preisen der Medikamente getroffen wird. Oft enthält eine Rezept an dreißig Ingredientien, die Verwandten streichen die theuersten, streichen so lange, bis sie den Rest in Einklang mit ihrer Börse bringen können, und natürlich bleiben deßhalb gerade die wirksamsten Mittel oft weg. Manchmal können sie sich gar nicht mit dem Arzte einigen, gehen fort und lassen lieber den Kranken sterben, als eine ihrer Ansicht nach unverschämte Forderung für Medizin zu zahlen. Vielleicht beherzigen sie dabei das gewöhnliche Finale unserer Rezepte M. D. S., welches ein Berliner in die Worte übersetzte: „Muß doch sterben!"

* Man hat neulich im botanischen Garten zu Gent einen Versuch gemacht, wie viel die großen Blätter der Victoria regia auf dem Wasser schwimmend zu tragen vermögen. Nachdem man ein Blatt der größten Art zuerst mit Leinwand bedeckt hatte, um ein Zerreißen zu vermeiden, hat man dasselbe nach und nach mit einem Gewichte von 226 Kilogr. beschweren können. Einer der Gartenarbeiter, ein schwerer Mann, konnte sich auf ein solches Blatt setzen, ohne daß es merklich nachgab.

* (Der millionste Theil einer Sekunde meßbar.) Der ehemalige Artilleriekapitän Andrew Noble hat ein Chronoskop erfunden, welches den millionsten Theil einer Sekunde mit verläßlicher Genauigkeit anzeigt und zum Messer der Geschwindigkeit bei Geschützproben dient. Das geistreich erfundene und sehr komplizirte Instrument ist in Woolwich schon einige Zeit bei den Proben mit verschiedenen Arten Schießpulver in schweren Geschützen angewendet worden und soll sich auf das Beste bewährt haben.

* Ein Gourmand hatte sich an einem großen Lachs der Art den Magen verdorben und überladen, daß der herbeigerufene Arzt achselzuckend erklärte, daß er für Nichts stehe, ja an dem Aufkommen des Patienten zweifeln müsse. „Wirklich sterben?" stöhnte der Fischfreund. „Nun wenn Dem so ist, so bringt mir das Uebrige von dem Lachse."

* Milton, welcher bekanntlich blind war, hatte sich zum dritten Male, aber Nichts weniger als glücklich, verheirathet. Ein vornehmer Herr sagte ihm eines Tages, daß seine Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe," erwiederte der blinde Dichter, „kann ich es nicht erkennen, aber an ihren Dornen fühle ich, daß Sie Recht haben."

* (Beruhigung.) Im Pariser Pflanzengarten stand eine furchtsame Besucherin in der Nähe der großen Boa Constrictor und fragte den Wärter vorsichtig: „Beißt sie auch nicht?" — „O nein, Madame," war die höfliche Antwort, „sie beißt nicht im Mindesten, sie verschlingt Alles in einem Stück."

Lebensphilosophie.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt vor Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblicke fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Laßt mich ein Kind sein.

Ihr holden Kinderaugen,
Ihr schaut, was Gott verhieß,
Euch ist noch nicht verloren
Das alte Paradies.
Und wenn ein großer Meister
Die Unschuld malen will,
Malt er zwei Kinderaugen
Zwei Augen licht und still.

Ihr süßen Kinderlippen,
Ihr seid in Gottes Bund,
Euch hatt noch keine Klugheit
Verstellt den frischen Mund.
Der Wahrheit besten Zeugen
Vor jeglichem Gericht,
Das sind die Kinderlippen,
Die kennen Lügen nicht.

Und o ihr Kinderbitten,
Wie seid ihr fromm und rein!
Was ihr verlangt an Gaben,
Es ist so groß, so klein.
Mach' du in deinen Gnaden
Uns gut und deiner werth!
Das sind die Kinderbitten,
Die gerne Gott erhört.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Dienstag, 7. September 1869.

„Unbesonnen."

(Fortsetzung.)

Daß bei dem feierlichen Dankamte in der Kirche Alles voll Andacht ist, auch ohne die wahrhaft erschütternde Wirkung der Singstimme der ältesten Tochter des Schullehrers und des Trompetensolo's des Expeditors, der zugleich die Pauke schlägt, braucht keiner Versicherung; macht je Jemand eine Ausnahme davon, so ist's Niemand als die Frau Notar, welche sich ärgert, daß ihr Mann links vom Amtmann stehen muß, und dieser letztere selbst, weil er nicht mit sich ins Reine kommen kann, ob er nach der Messe auf der Post drüben einen Rothen trinken soll oder doch einen Weißen.

Kömmt dann der Mann auch von der Post zum Verdrusse der Gattin zu spät und zu fidel zum Mittagessen nach Hause, so wird zwar gezankt, aber doch hat auch dieser Zwischenfall keinen störenden Einfluß auf die Fröhlichkeit des Tages, weil ja gleich nach dem Essen auf den Festschießplatz gegangen wird. Dort aber scheidet sich Alles streng nach den beiden Geschlechtern, muß daher auch der Mann von seiner Lebensgefährtin sich trennen, und bald sind für sich allein beide bei Kaffee und Wein ihres etwaigen Restes von Aerger gar los geworden.

Böswillige Zungen behaupten, daß auf solchen Festplätzen gegen Abend gern alte Konflikte, besonders zwischen chargirten Mitgliedern der Harmonie, oder wie die Gesellschaft im Orte heißt, wieder von Neuem aufgewärmt werden, woraus dann eine Spaltung in zwei feindliche Parteien entstünde, die sich auch auf die Frauen ausdehnt und sich nur bei den Männern gegen Mitternacht wieder mehr ausgleicht. Aber das sind, wie gesagt, böswillige Verleumdungen, und der Schreiber dieses könnte zahllose wirklich rührende Beispiele von Eintracht und Brüderlichkeit anführen, Beispiele, wo Männer, sich in den Armen liegend, weinten wie Kinder, und von Amtsvorständen, die mit ihren Schreibern schmollirten; wenn die letzteren des andern Tages dennoch wieder mit „Sie" angesprochen oder sogar entlassen wurden, so war eben nichts daran schuld, als deren Selbstüberhebung.

Doch, Feder, halte ein! Zu weit reißen dich traute Erinnerungen fort!

Es ist auch in der Stadt A. . . . bereits Abend geworden, hell leuchtet schon der Saal im Gasthause zur Post und an die Vorbereitungen zum Balle wird schon die letzte Hand angelegt.

Der Saal lag im zweiten Stockwerke des Hauses und von den älteren Herren mit ihren Familien sind schon die meisten dort angelangt.

Nur ein paar Hagestolze und einige jüngere Leute, darunter auch Konrad, hielten sich noch im Gastzimmer in der ersten Etage auf und gossen, wie es schien, neues Oel auf das Flämmchen fröhlicher Laune, die der Wein auf dem Festplatz erzeugt hatte. Vor Kurzem waren mehrere Reisende mit dem Postwagen angekommen und an dem Speisetische saß gegenüber von Konrad eine fremde Dame, die wir uns, da sie für denselben verhängnißvoll werden sollte, jetzt etwas näher betrachten müssen.

Sie war gerade nicht mehr zu den jungen zu rechnen, sondern bereits an den Jahren angelangt, in denen eine Anlage zur Beleibtheit sich gerne entschiedener bemerklich zu machen anfängt, aber sie war eine stattliche Figur, in ihren Zügen lag etwas Angenehmes, ja selbst Interessantes, und sie hatte sich, was man so nennt, jedenfalls ausgezeichnet konservirt, diese Anerkennung forderten ihr starkes dunkles Haar und ihre blendendweißen Zähne, die, so oft sie lachte, was sie gern und

ungenirt that, sich präsentirten. Der Reiz des Unbekannten allein hätte sicherlich schon genügt, um in jungen, feurigen Männern, wie Konrad und seine Genossen, besonders in der heutigen festlich erregten Stimmung Interesse zu erwecken, wenn nicht noch ein anderes, im Leben ja nicht zu unterschätzendes Moment hinzugetreten wäre, nämlich eine Toilette, die, ich kann mich nicht anders ausdrücken, vom Prächtigen ins Pompöse hinüberging.

Die dunkle Farbe des Haares war noch gehoben durch eine rothsammtne, mit Gold durchflochtene Coiffüre, und ein rothseidenes Band hielt im Vereine mit einer goldenen Broche die zierliche kleine Kravatte; mit blausammtnen Litzen dagegen, die von silberfunkelnden Knöpfen gehalten wurden, war, wo es nur immer gut ging, solche anzubringen, der schwarzseidene Ueberwurf verbrämt, dem an den Achseln noch seidene Epauletteschnüre als Zierde dienten und unter welchem ein weißes Gilet mit goldenen Knöpfchen verführerisch vorblinkte; ja sogar die schwarze Gagatkette, die kleine Cylinderuhr und der niedliche Charivari, Alles, was man nur erdenken konnte, war hier zu sehen; wessen Auge daran nicht mit Entzücken und Bewunderung hing, der mußte ein unverbesserlicher, verschworener Weiberfeind sein oder das erstorbene matte Herz eines Erzhypochonders besitzen. — Das war aber weder Konrad zur Zeit mehr, noch war es sein Freund, der Gerichtschreiber Glas, neben ihm jemals gewesen und deßhalb hatte sich auch zwischen diesen Beiden und ihrem unbekannten Vis-à-vis bald ein recht lebhaftes Gespräch entsponnen, das sich mit der Zeit auch auf den heutigen Ballabend drehte.

„Wir werden Sie doch hoffentlich auch später oben beim Balle zu sehen das Vergnügen haben?“ frug hier Konrad mit ganz extravaganter Galanterie, „wir würden das Gegentheil wirklich von Herzen bedauern!“

„Ist möglich und auch nicht,“ erwiederte die Angeredete in ungezwungener, treuherziger Weise, „aber ich bin mit mir selbst in dieser Beziehung noch nicht schlüssig; durch einen hübschen Zufall gerade zu dieser Festlichkeit hierher geführt, würde es mir freilich ein großes Vergnügen machen, ein Paar der anwesenden Herren, die ich sehr gut kenne, nämlich Herrn Faktor Frey und noch mehr, Herrn Direktor selbst, der früher als Freund in unserem Hause ein- und ausging, und mit dem ich sogar ein kleines Geschäftchen abzumachen habe, durch mein plötzliches Erscheinen zu überraschen; — „aber“ — meinte sie schließlich, „ich weiß nicht recht, wie ich's angehen soll und überhaupt einer fremden, einzeln stehenden Dame wie mir möchte ein solcher Spaß doch zuletzt mißdeutet und übel ausgelegt werden, und das Geschäft, das kann auch recht gut bis morgen noch warten.“

„Ach, beileibe nicht, nichts leichter als dieses,“ fiel hier Konrads Freund Glas ein, dessen leichter Sinn wirklich weit mehr dem Glas nachhing als dem Mädchen, und dessen Festhumor schon in das Stadium des ominösen, unaufhörlichen, die Worte halb verschluckenden Gekichers getreten war; „ach, das gäbe ja einen herrlichen Jux, wir werden beide uns das größte Vergnügen machen, Ihnen dazu behilflich zu sein, nicht wahr, Konrad, befehlen Sie nur ganz über uns!“

„Sehr viel Freundlichkeit, meine Herrn,“ entgegnete hierauf jene lächelnd, „ich bin überzeugt von Ihrer Ritterlichkeit, aber ein fremdes Frauenzimmer in eine geschlossene Gesellschaft einzuführen, wäre doch etwas zu viel verlangt; oder was glauben Sie, daß die Damen von A.... dazu sagen würden, Ihre Frau Gemahlin oder vielleicht gar Braut; Sie werden zugeben, daß ich Anstand nehmen muß, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen.“

„O gar keine Rede,“ lallte hier wieder Glas, „o gar keine Idee, nicht wahr, Konrad, was kümmern wir uns um die hiesigen Damen!“

Aber Konrad, der Emma und ihren Vater drohend im Geiste vor sich sah, kam es vor, als ob sie ganz recht hätte, und das Gespräch schien ihm eine sehr unangenehme Wendung nehmen zu wollen. Sein Ellenbogen bearbeitete daher seines Freundes Rippen mit fürchterlicher Energie, und mittelst dieser Operation, sowie durch Augenzwinkern und verzweifelte Anstrengungen von Redegewandtheit brachte er glücklich das Gespräch auf ein anderes Thema, bis sich bald darauf die Dame erhob und mit einem artigen „Vielleicht auf Wiedersehen“ auf ihr Zimmer entfernte.

Bald war der Vorfall vergessen und Alles eilte, sich eine Stiege höher in den Ballsaal zu begeben.

Konrad stand gerade am Spiegel, um seine etwas derangirte Kravatte und Frisur wieder in Ordnung zu bringen, als er hinter sich an einem Tischchen noch ein paar zurückgebliebene Herren sich ebenfalls über die räthselhafte Fremde unterhalten hörte. Der Kommis Groß, ein Renommist sondergleichen, führte wie gewöhnlich wieder das Wort. Er war einer jener übersättigten

Weltmenschen, die, wenn von einem Weibe die Rede ist, mochte es sein, welches es wollte, nur mitleidig lächelnd mit den Fingern durch ihren Backenbart fahren und dabei mit Wohlgefallen das schreiende Muster ihrer Beinkleider und den prächtigen Glanz ihrer Lackstiefeln betrachten. Er opponirte daher auch den Uebrigen, die sie für eine sehr anständige, wenn auch etwas auffallend gekleidete Dame hielten, und hatte seine Gegner auch bereits zum Schweigen gebracht. „Ach, was wird sie denn sein," waren seine letzten Worte, während er und die andern sich erhoben, „mein Gott, morgen ist Messe hier, halt eine jener Marktnymphen, die sich einmal einen vergnügten Abend machen möchte, um morgen damit gegen ihre Buden-Nachbarin zu renommiren; vielleicht, daß sie von dem Juwelenladen ist, der gewöhnlich vorn an der Ecke steht, denn Gold hat sie genug an sich hängen, und daß sie den Direktor kennen will, nun das kann schon sein, der war auch nicht immer, wie er jetzt ist, sondern ein leichterer Vogel in früheren Zeiten!" Diese Worte gaben Konrad einen förmlichen Riß und die Helle von hunderten von Gasflammen glaubte er plötzlich in seinem Gehirn verbreitet; wie alle schwachen und ängstlichen Naturen wurde er aber dadurch nicht einstweilen nur behutsam und vorsichtig gemacht, sondern bald stand es felsenfest als unumstößliche Gewißheit bei ihm, daß jener viel herumgekommene Lebemann recht haben müsse und er nichts mehr als eine Dultprinzessin vor sich gehabt habe. Auch das Unschuldigste kam ihm jetzt verdächtiger vor, vor Allem aber glaubte er die Toilette erst im rechten Lichte zu sehen und dann das Geschäft mit seinem Prinzipal, von dem sie gesprochen hatte, nein, da war nach seiner Meinung wirklich nicht mehr zu zweifeln. — Nein, um Gotteswillen, so war sein Selbstgespräch, wenn mich Emma und ihr Vater mit jener hätten in den Saal treten sehen, das wäre schrecklich, himmelschreiend gewesen! Aber sie sah das, Gott sei Dank, selbst ein und ist daher auch davon abgestanden, und daher jetzt fort mit der ganzen Geschichte aus den Gedanken und hinauf in den Ballsaal, bin ich doch der Letzte noch hier und gewiß wird Emma wegen meines langen Ausbleibens schon schmollen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Entschuldigung.

In einer Erziehungsanstalt war das Tabakrauchen den jungen Leuten streng verboten. Dessenungeachtet geschah es doch und man hinterbrachte dem Direktor des Instituts, daß mehrere Zöglinge in einem Schlafzimmer versammelt wären und dort rauchten. Der Direktor, aufgebracht über diesen Ungehorsam, überraschte die Raucher und fragte:

„Wie können Sie sich unterstehen zu rauchen?"

„Herr Direktor," sagte der Aelteste, „ich rauche, weil ich Zahnschmerzen habe."

„Und ich," nahm der Andere das Wort, „wegen eines Flusses, der mir in den Gliedern liegt."

„Ich", sagte der Dritte, „habe eine Kolik und dafür soll es gut sein."

„Mir ist so beklommen auf der Brust," sagte der Vierte.

Endlich wandte sich der Direktor zum Jüngsten:

„Wie kann man aber noch so jung eine Pfeife in den Mund nehmen?"

„Der Arzt meines Vaters hat mir das Tabakrauchen gegen die Frostbeulen angerathen."

„Welche Abgeschmackheit!" rief der Direktor, „ich habe Sie immer für einen jungen Menschen gehalten der Kopf hat. Wie können Sie glauben, daß ich eine so alberne Entschuldigung werde gelten lassen?"

„Ach, lieber Herr Direktor," versetzte der Jüngste, „meine Kameraden hatten mir schon die besten weggenommen und da blieb mir keine andere übrig."

Mannigfaltiges.

* Bei einer der in Connecticut so reichlich vertretenen religiösen schwärmerischen Sekten meldete sich kürzlich eine respektable alte Dame und bat um Aufnahme, weil sie vom Himmel dazu aufgefordert sei. Auf der Konferenz der Sekte, wo die Kandidaten geprüft wurden, richtete der Vorsitzende die Frage an sie: „Nun, theure Schwester Rogers, erzählen Sie uns die Gründe, weßhalb Sie aufgenommen zu werden wünschen?" Die Dame erwiederte: „Ja, sehen Sie, als ich aus der letzten Versammlung nach Hause kam, sagte ich zu meinem Manne, Mr. Rogers: „Du, ich glaube, der heilige Geist hat mich angefaßt!" — „Warum soll er nicht?" sagte mein Mann, Mr. Rogers. „Ich glaube jetzt, daß ich äußerst

sündhaft bin!" sagte ich zu ihm. „Warum sollst du nicht?" sagte darauf mein Mann, Mr. Rogers. „Weißt du," sagte ich zu ihm, „ich werde ein neues Leben anfangen?" Darauf sagte er: „Warum sollst du nicht?" Da sagte ich denn: „Ich will hingehen, meine Lampe anzünden und den ewigen Bräutigam erwarten mit der Gemeinde." Darauf sagte mein Mann, Mr. Rogers: „Ich wußte nicht, daß du noch einen Bräutigam brauchst, aber warum sollst du nicht?" Jetzt sagte ich meinem Manne, daß ich übertreten möchte und nur leben wollte, um mich zu dem Platze vorzubereiten, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt, und daß ich ihn deßhalb verlassen müsse. Darauf sagte mein Mann Mr. Rogers: „Warum sollst du nicht?" Und so verließ ich ihn und bin nun hier."

* (Trost für Austernesser.) Nach den ungeheuren Quantitäten von Austern, welche jedes Jahr verzehrt werden, sollte man fürchten, daß der Vorrath dieser herrlichen Schalthiere endlich erschöpft werde. Es ist jedoch wenig Gefahr vorhanden, daß dies geschehe, wie aus folgender Thatsache erhellen mag. Bei einer jüngst stattgefundenen Ausstellung des London University College befand sich ein Theil Austernbrut (Eier) unter einem Vergrößerungsglas, und es wurde durch Berechnung gefunden, daß eine eine einzige Auster 1,200,000 Junge hervorbringe. Sollten dieselben alle zur Reife kommen, so würden sie 1206 Fässer füllen. Wenn nichts diese rasche Fortpflanzung hinderte, so würde in wenigen Jahren der Ozean zu klein sein, um allein die Austern zu fassen. Doch gibt es Myriaden anderer hungriger Bewohner des Meeres, welche Austern fressen, und es wird so das richtige Gleichgewicht der Bewohner des Ozeans nicht gestört.

* (Gegen den Scheintod.) Der sehr reiche Marquis d'Orches hatte einen Preis von 20,000 Frcs. ausgesetzt für die Entdeckung einer praktischen Methode, den eingetretenen Tod, auch in der ärmsten Hütte, deutlich zu erkennen. Dr. Canière von St. Jean du Gard gewann diesen Preis. Sein einfaches untrügliches Experiment besteht darin, in einem dunklen Raume die Hand des Todten oder Todtgeglaubten gegen eine Flamme zu halten. Ist der Tod noch nicht eingetreten, so scheinen die Finger, besonders an den Umrissen, transparent mit einem rosigen Anfluge; hat aber das Leben aufgehört, so verdeckt die Hand das Licht wie eine Hand von Marmor und grenzt sich scharf gegen die Strahlen der Flamme ab.

Auch auf einem Schlachtfelde.

Den Gefallenen der Arbeit.

Der Sense Lied klingt sausend auf und nieder
Durch goldne Gassen segenschweren Korns;
Aufathmend wähnt das Herz des Volkes wieder,
Es sei geleert die Schale blut'gen Zorns.
Und wieder durch die Reih'n des Erntetanzes
Hinwandelnd, grüßt die Hoffnung Thal und Flur;
Der Frieden kehrt im Schmuck des Erntekranzes,
Und neuer Segen blüht auf seiner Spur.

Da zuckt es flammend durch der Erde Glieder,
Als rief das Chaos drohend uns hinab.
Ein Donnerschlag! — Im Herzen Deutschlands wieder
Steh'n wir entsetzt an — einem Riesengrab.
Die kleine Wiese deckt dreihundert Brüder,
Dreihundert Wack're unseres Vaterlands!
Ach! und am Himmel jubeln Lerchenlieder,
Und Berg und Halde lacht im Sonnenglanz.

Dreihundert! Wer an eine Sterbekammer
Rückblickend denkt, noch bebt sein Herz dabei.
Doch hier! Wer faßt den tausendfachen Jammer,
Der Liebe tausendfachen Schmerzensschrei?
Ihr, die Ihr heut im Kreis von blüh'nden Kindern
Euch sonnt im Strahl des Glückes und des Lichts,
Was könnt Ihr helfen hier, was trösten, lindern?
So Wen'ges, ach! so wenig mehr, als Nichts!

Eins könnt Ihr! Schützt vor Hunger sie und Darben,
Ihr, deutsche Frauen rechts und links des Mains,
Ihr, deutsche Männer aller Zeichen, Farben,
In herzlichstem Erbarmen seid heut Eins!
Die Väter sanken in dem Kampf der Ehre,
Der Arbeit und der Elemente Schlacht; —
O, daß das Herz des deutschen Volkes wäre
Der Kinder „Hoffnung-, Gottes-Segen-Schacht!"

Räthsel.

So wie meine Erste spricht,
Sei, Leser, stets dein Leben,
Daß nie die Zweite dir gebricht,
Dies mag der Himmel geben.
Wo nicht die Leidenschaft regiert,
Kannst du das Ganze schauen,
Das wahrlich einen Jeden ziert,
Besonders holde Frauen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Donnerstag, 9. September 1869.

„Unbesonnen."

(Fortsetzung.)

Mit den flüchtigen Sprüngen des Liebenden, der die Auserwählte seines Herzens zum Tanz führen will, eilte Konrad die Treppe hinauf und stand schon vor der Thüre des Saales. Horch, da bringt an sein Ohr das verführerische Rauschen eines seidenen weiblichen Gewandes, und Konrad in seiner von angenehmer Erwartung freudig aufgeregten Stimmung denkt sich: Das sind verspätete weibliche Gäste, Konrad, da mußt du galant sein! Konrad wollte heute einmal galant sein und stieß mit Macht, mit gelungener theatralischer Bewegung die beiden Flügel der Thüre auf, indem er dabei ein wenig auf die Seite zurücktrat. O Konrad, armer Konrad, sieh dich um, was du gemacht hast! Wo möglich noch glänzender aufgeputzt stand die fremde Dame vom Gastzimmer unten, der er sich glücklich entronnen wähnte, stand die vermeintliche Dultprinzessin neben ihm.

„Darf ich Sie vielleicht bitten," — sprach sie, freundlich lächelnd, mit wohlklingender Stimme; — aber weiter ließ sie Konrad nicht reden, nur einen Augenblick war er dagestanden, als ob er das Haupt der Gorgone erblickt hätte, in demselben Momente weckte ihn auch ein rauschender Tusch im Saale und eine allgemeine dort vor sich gehende Bewegung aus dem betäubenden Zustande maßlosen Schreckens und mit dem Rufe: „Ich habe meine Handschuhe vergessen!" war er in paar Sätzen die Treppe hinab, indem er seine unbekannte Freundin auf die perfideste Weise im Stiche ließ.

„Hoho, was ist denn los?" rief unten am Fuße der Treppe ein Mann, der hinauf wollte und den der Herabstürzende bald über den Haufen gerannt hätte. Es war der Faktor Frey, der zufällig sich etwas verspätet hatte. Kaum daß ihn Konrad erkannt hatte, hing er ihm auch schon am Halse.

„O Freund," rief er, „Beschützer, Erretter, den mir der Himmel schickt, o retten Sie mich nur dieses Mal noch, mir ist etwas Schreckliches passirt, ich bin der Unglückseligste aller Menschen!"

„Ja, um Gotteswillen," frug jener ganz verwundert, „was ist denn geschehen, was haben Sie denn wieder angefangen, Sie Unglückskind? haben Sie im Streite Einen erstochen oder sich gegen die ganze Gesellschaft gröblich vergangen? was ist's denn?"

„O nein," schluchzte Konrad, „das Alles ist's nicht, ein Weib ist's, ein unbekanntes, schreckliches Weib, das mich verfolgt!"

„Ja der Teufel, was befassen Sie sich aber auch mit den Weibern, habe ich Ihnen nicht immer davon abgerathen und meine eigene Geschichte erzählt?" entgegnete der Faktor wieder, auf den die Angst Konrads halb und halb einen komischen Eindruck zu machen begann, „oder," fuhr er fort, „sind es am Ende gar Folgen früherer Vergehungen?"

„O scherzen Sie nicht so grausam, Herr Faktor!" klagte Konrad und erzählte ihm so kurz als möglich den ganzen Vorfall.

„So, das ist wieder eine schöne Geschichte," hub, als jener geendet hatte, der Faktor an, „da haben Sie wieder was angerichtet, Sie Philosoph, und das soll ich wieder auskochen, ich soll am Ende die Fremde besänftigen, als verheiratheter Mann, was meine Frau dazu sagen wird, das scheint Sie gar nicht zu kümmern."

„O die ist ja nicht eifersüchtig!" meinte Konrad.

„Jawohl, das werden Sie wissen," scherzte jener, „übrigens ich will es noch einmal versuchen und schicke meine zankende Frau halt dann über

Sie! Ihnen aber bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als in Teufels Namen zu sagen, Sie hätten sich im Laufe über die Treppe nach Ihren Handschuhen den Fuß verrenkt, so daß Sie für den Augenblick unfähig sind, in den Ballsaal zu kommen; ich will unterdessen nachsehen, wie die Dinge oben stehen. Sie aber gehen still hinauf in das jetzt ohnehin leere Gastzimmer und verhalten sich ruhig, bis ich wieder erscheine."

„Ach, ich will gerne Alles thun, was Sie verlangen!" versicherte Konrad dankend und schleifte dabei hinkend einen Fuß nach, daß es einem geübten Schauspieler in der That keine Unehre gemacht hätte. Ermattet vom Schrecken, hoffnungslos und geknickt sank Konrad oben im Gastzimmer auf einen Stuhl am offenen Fenster, durch das die Nachtluft angenehm kühlend an seine heißen Schläfe hereindrang.

Da gewahrte Konrad in der gegenüber liegenden Ecke seinen Freund Glas, der unbeweglich, mit gefalteten Händen und das Haupt auf die Brust gesunken, dasaß. O doch noch ein Freund zum Trost in der Einsamkeit! dachte Konrad; aber wie sonderbar er dasitzt, sagte er gleich darauf verwundert zu sich selbst, bald kömmt es mir vor, als ob auch ihm ein Unglück passirt wäre. Er rief ihn beim Namen; aber Glas hörte nicht; er schüttelte ihn, aber Glas war auch für das unempfindlich, denn er schlief den tiefsten Schlaf des Gerechtesten aller Gerechten; der Festwein hatte seine Wirkung begonnen und ein „Ja" oder „So" oder „Ah" war Alles, was möglich war, aus ihm herauszubringen. Betrübt kehrte Konrad zu dem Fenster zurück. Herrlich lag die Landschaft, vom Monde beleuchtet, mit den dunkelbewaldeten Bergen vor seinen Augen; wie oft schon hatte ihn dieser Anblick zur Bewunderung hingerissen! Er dachte zurück an den prächtigen Wintermorgen, an dem er mit Frieden im Herzen und ruhigem Blick in die Zukunft dieses Thal zum Erstenmale betrat, da schien ihn Alles fröhlich einladend anzublicken, das Nicken der riesigen Tannenwipfel, das Murmeln des Baches, der bald an seiner Seite, bald von ihm weg, gleichwie als flinker Bote voraus und dann wieder zu ihm zurücklief, Alles schien ihm ein Willkommen, eine freundlich lachende Seite zu haben. Aber jetzt sah er nur die Gipfel der Berge, die, wie es ihm dünkte, kalt und unfreundlich auf ihn niederschauten; wie ein heiseres, boshaftes Lachen schlug das Geplätscher des Brunnens am Platze an sein Ohr, und die Figur auf demselben, eine Justitia vorstellend, drohte mit ihrem wackelig gewordenen Schwerte zu ihm herauf, als wollte sie sagen: Deine eigene Schuld vertreibt dich aus diesem Paradies!

Um Konrads Qualen noch zu vervollständigen, drang jetzt ein lieblicher Walzer vom Ballsaale oben zu ihm herab an sein Ohr. Ach, seine Emma dort oben und er hier unten an diesen Stuhl durch seine Thorheit gefesselt, nein, das war zu viel! Auch Frau Justitia auf dem Brunnen fing wieder an, zu ihm zu sprechen. Alles im Leben, so hub sie an, ja Alles pflegt sich zu rächen, der geringsten Versäumniß, dem kaum bemerkten Versehen folgt früher oder später unvermeidlich die folgenschwangere Tücke nach. Und so, Konrad, rächt sich auch an dir jetzt die Vernachlässigung des weiblichen Geschlechts, rächen sich fürchterlich vor Allem die Damen vom Lande für die geringe Aufmerksamkeit, die du ihnen geschenkt hast. Siehst du dort nicht den Rachegeist der Frau Forstmeister Kugel, der Königin von Wurmersquick, die Aller Augen, mit Ausnahme deiner gleichgiltigen Seele, mit Bewunderung auf sich zog, wenn sie die grüne Coiffüre in den rothen Haaren und das violette Sammtband nebst Medaillon um den Hals im rothen, goldgestickten Husarenspenserchen erschien; — die Frau Landrichter Dolandro, das stattlichste Weib von der Welt, das in ihrem 49sten Jahre noch ganz Schlipsheim bezauberte durch ihr ungarisches Hütchen und das fahlgelbe Lieblingskleid mit der himmelblauseidenen Echarpe, du würdigtest sie kaum eines Blickes, bliebst kalt, wenn du mit ihr sprachst, und machtest es ihr nie möglich, dir ihre Lieblingsgeschichte zu erzählen, nämlich daß der spanische Reiter auf ihrer riesigen Broche ihr Onkel gewesen sei, von dem sie die goldene Repetiruhr in vierzehn Steinen an ihrer Hüfte besaß; — und dann gar, Konrad, o wie hast du dich vergangen gegen die Frau Aufschläger Kranich, das hübsche, blonde junge Weib mit der Perlenkette um ihren Schwanenhals, die stets ein Batisttaschentuch mit einer Grafenkrone etwas unter der Gegend des Herzens hielt (ihre Schwester war nämlich Kammerjungfer bei einer gräflichen Familie in der Stadt) und wegen ihrer schönen Handschuhe von allen Damen beneidet wurde; alle jungen Männer eiferten ihretwegen und nur du hast nie mit ihr getanzt, hast sogar einmal, es ist wirklich empörend, verlauten lassen, sie gefiele dir schon, wenn sie nur nicht immer verstohlens ihr Brod in das Bier eintauchte. — Diese alle und noch mehr, o Konrad, rächen sich jetzt! Hättest du sie, man verlangt ja nicht mit

Liebe, nein, nur mit einigem Interesse betrachtet, es wäre dir dein heutiges Unglück nimmer begegnet und du säßest jetzt nicht hier als Verzweifelnder! So schien Justitia zu sprechen. Endlich hörte die Musik oben auf und mit dieser schwieg auch sie.

Da horch! es nahen sich Tritte; die Stunde der Entscheidung naht; — das wird der Faktor sein, hämmerte es in Konrads Brust abwechselnd mit Hoffnung und Furcht. Aber, o armer Konrad! Das Maß deiner Schrecken ist noch nicht voll, noch ein neuer steht dir bevor! Zum Glück warf ihn der letztere rücklings auf den Stuhl, sonst wäre er ohne Zweifel aus seiner Rolle gefallen und, den kranken Fuß vergessend, zum Zweitenmale davongesprungen. Denn die gefürchtete Unbekannte verfolgte ihn auch bis hierher, ja nicht genug, sie war nicht allein, sie trat mit Emma an der Hand durch die Thüre auf ihn zu und erst hinter Beiden ließ sich der Faktor blicken, der ein schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken nicht im Stande war. Sprach- und bewegungslos, wie gelähmt, starrte Konrad den Eintretenden entgegen. Nun hat die Falsche aus Rache auch noch Emma, mit der ich zum ersten Tanz versprochen war, aufgehetzt, war sein nächster Gedanke, und nun kommen sie Beide, um gemeinschaftlich von mir Rechenschaft für die Beleidigungen, die ich ihnen angethan, zu verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Aus Prag schreibt man: Vor drei Monaten erschien in einem Dorfe des Schlaner Bezirks ein junger Herr aus Prag, welcher dort in seiner Kindheit bekannt, seitdem aber so ziemlich verschollen war. Die städtischen Manieren des jungen elegant gekleideten Mannes und namentlich sein zierlicher Schnurrbart bestachen, insbesondere bei den Tanzmusiken, die Schönen des Dorfes, und es dauerte nicht lange, so hatte sich die 18jährige Tochter eines vermögenden Grundbesitzers in den jungen Abenteurer verliebt. Auch der Fremde fühlte sich zu dem schmucken Mädchen mehr als zu den übrigen hingezogen, und hielt bei dem Vater allen Ernstes um die Hand der Tochter an. Dieser willigte auch ein, da der Freier angab, Geschäftsführer in der Prager Bürger-Ressource zu sein und bei Wahlanlässen eine bevorzugte Rolle zu spielen, die ihm neben dem fixen Gehalte noch eine anständige Remuneration eintrage. Wer war froher, als der Vater, der gar keinen Augenblick mehr zögerte, sein Töchterlein unter die Haube zu bringen, zumal sich hier ein so „angesehener" Bräutigam präsentirte. Da derselbe angab, daß er einen längeren Urlaub habe, bezog er sofort die Wohnung der Schwiegereltern und einige Zeit darauf fand auch die Trauung im Dorfe statt, welche dem Bräutigam ein Mitgift von 1000 fl. einbrachte. Die ersten Flitterwochen verlebten die beiden Neuvermählten im Dorfe, darauf reisten sie nach Prag und bezogen hier auf der Kleinseite eine Wohnung. Für die Beschaffung des Meublements, des Bettzeuges und der ganzen übrigen Einrichtung mußten die Schwiegereltern sorgen. Der jungen Frau wurde es jedoch, als sie sich von den Eltern fern fühlte, bange um's Herz, umsomehr, als ihr Gatte hier einen unordentlichen Lebenswandel führte und unregelmäßig nach Hause kam. Sie machte ihm deßhalb Vorwürfe und drang ernstlich in ihn, seinen Dienst wieder anzutreten. Da endlich machte er ihr das Geständniß, daß er kein Geschäftsführer in der Ressource, sondern ein derzeit dienstloser Handlungscommis war. Zugleich gab er ihr das Versprechen, mit allem Eifer einen Dienst zu suchen. In Kurzem war jedoch die Mitgift aufgezehrt und Beide der Noth preisgegeben. Die entbehrlichsten Einrichtungsstücke wanderten zum Trödler, er selbst veranlaßte die Frau, nach Hause zu reisen und von den Schwiegereltern Geld zu holen. Bei ihrer Rückkehr nach Prag fand sie die Wohnung leer, der saubere Gatte war auf und davon gegangen. Die tiefgekränkten Eltern sahen jetzt ein, daß sie bei der Verheirathung ihrer Tochter mit einem unverantwortlichen Leichtsinne vorgegangen waren. Allein diese Einsicht kam zu spät. Es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als den gewissenlosen Verführer wegen des Verbrechens des Betrugs strafgerichtlich verfolgen zu lassen, umsomehr, als nachträglich zum Vorschein kam, daß sie es mit einem wegen Diebstahls und Betrugs schon oftmals bestraften Individuum zu thun hatten.

* (Mittel, wozu die Rezepte gesucht werden.)

1. Essenz gegen das Wackeln der Vermögensumstände.
2. Kitt um die Freundschaft zu befestigen.
3. Stärken des Augenwassers für in sich selbst Verliebte.
4. Glänzender Streusand, um die Leute am Sehen zu verhindern.

5. Spiritus, um das Wachsen der Verstandeskräfte zu befördern.
6. Opodeldok gegen Gemüthsverrenkung.
7. Schützender Balsam gegen Gewissensbisse.
8. Wirksames Pulver gegen ultramontane Umtriebe.

* Arzt. „Liebe Frau, machen Sie sich auf Alles gefaßt, vertrauen Sie auf Gott und beten Sie für Ihren Mann, denn es steht sehr schlimm." — Frau. „Aber, Herr Doktor, was fehlt denn meinem Manne? er war ja noch gestern wohl und bei der Arbeit!" — Arzt. „Ihr Mann hat das Scharlachfieber, seine Hände sind ja blutroth!" — Frau. „Aber mein Mann ist Schönfärber!" — Arzt. „Dann ist er gerettet! Danken Sie Gott, daß Ihr Mann Schönfärber ist, sonst wäre er unwiederbringlich verloren!"

* Eine Todes-Anzeige aus dem „Cross. Wochenbl." lautet: „Heute roth, morgen todt, So war's mit meiner Frau, die noch heute vor acht Tagen über Tische und Bänke sprang, und gestern schon begraben worden ist, was an ihr sterblich war. Sie war während ihrer Ehe ein munteres Weib, die sich nicht leicht ein X für ein U vormachen ließ. Darum mag jeder meinen Schmerz ermessen; so jung und so lustig und jetzt schon begraben. Was ist das menschliche Leben, sagte ich dieser Tage wiederholt zu mir und auch gestern noch auf dem Kirchhofe, wo ich den Todtengräber bezahlte, welcher auch den Grabhügel in Ordnung halten will. So eine heitere Frau finde ich gewiß nicht wieder. Darum mein Schmerz ein gerechter. Ich wünsche, daß der Himmel Jedermann vor ähnlichem traurigen Geschick bewahre, und danke für den Blumenschick, sowie dem Herrn Cantor für das Grablied, welches mir durch und durch ging, aber sehr gut vorgetragen wurde. Ackermann, Schlossermeister."

* (Fliegenwasser.) 4 Loth geraspeltes Quassiaholz und 2 Loth gestoßenen langen Pfeffer kocht man mit 2 Schoppen Wasser auf $1^1/_2$ Schoppen ein, gießt die abgekochte Flüssigkeit durch ein Tuch und setzt ihr 1 Loth Syrup zu. Zum Gebrauche gießt man Etwas davon in einen flachen Teller, in das man ein mit Zucker bestreutes Papier gelegt. Ist letzeres trocken, wird es wieder angefeuchtet.

Lebensphilosophie.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'gem Liebe
Tiefinnerster Zusammenklang;
Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdenmacht die Seel' entreißt;
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.
Geheimnißvoll und doch so helle
Ist es der Seele, wunderbar,
Ein süßer Schlummer an der Quelle
Und doch ein Wachen, seligklar.

Schwache wandeln stets den ausgetretenen Fußpfad,
Nur der Starke allein bahnt sich den eigenen Weg.

Charade.

Dem Golde gleich die Erste des Menschen Habsucht reizt;
Je mehr davon sein eigen, nach um so mehr er geizt.
Schon flossen Ströme Blutes um dieses Gut dahin,
Und dem Besitzer bracht' es oft wenigen Gewinn.
Gott wollte allen spenden die gleiche Portion;
Doch sicher meist nur bleiben sechs Schuhe uns davon.

Die Zweite ist ein mächt'ger und unsichtbarer Geist;
Wie er entsteht, von wannen er komme, Niemand weiß.
Man sieht ihn nicht, doch fühlet man seine Schreckensmacht;
Sein Flug ist schnell und plötzlich sein Wüthen oft erwacht.
Nichts kann ihm widerstehen, und Alles wankt und bebt,
Wenn er mit lautem Tosen die Schwingen wild erhebt.

Wenn bang der Ersten Jammer und Hilferuf ertönt,
Laut rings von allen Thürmen der Zweiten Stimme dröhnt.
Wie um ihr Junges kämpfet die Löwin wuthentbrennet,
Also das bied're Ganze dann zu den Waffen rennet,
Und streitet hoch begeistert, treu in Gefahr und Noth,
Und seine Losung heißet: Sieg oder Heldentod.

Auflösung des Räthsels in № 106:
Sanftmuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Samstag, 9. September 1869.

„Unbesonnen."

(Forts. u. Schluß.)

Aber siehe da, Emma kam schon von Weitem mit dem ungeheuchelten Ausdrucke tiefsten Mitleids zu ihm herangesprungen und auch deren Begleiterin rief ihm zu, wie sehr es ihr leid thue, daß er sich ihretwegen verletzt habe. Diese Anrede gab Konrad seine Besinnung wieder und flößte ihm zugleich neuen Muth ein.

„Ach, meine Damen, das hat ja gar nichts zu sagen," erwiederte er keck, mit dem Ausdrucke des Schmerzes nach seinem Fuß greifend, „es thut mir nur leid, daß ich nicht im Stande war, gegen Sie Beide meine Verpflichtungen zu erfüllen!"

„Aber Sie hätten ja gar keine Handschuhe gebraucht," unterbrach ihn der Faktor Frey, indem er vortrat und die geheimnißvolle Fremde als Frau Kammergutsbesitzerin Prangenau, Wittwe eines intimen Freundes von Emma's Vater, vorstellte; „Madame wollte Sie nur ersuchen," fuhr er, spöttisch zu Konrad hinüberlächelnd, fort, „mich, der sich ebenfalls seit längerer Zeit zu ihren Bekannten zählt, herauskommen zu lassen, um sie in die Gesellschaft einzuführen und so Herrn Direktor in gewünschter Weise zu überraschen. Glücklicherweise traf ich noch zur rechten Zeit Madame, im Korridor auf Sie wartend, worauf es uns denn auch gelang, den vorgehabten Spaß zu vollführen."

Nach Konrads Gesicht zu schließen, schien sein kranker Fuß riesige Fortschritte zur Besserung gemacht zu haben; zuerst riß er natürlich vor Staunen die Augen weit auf, dann aber mußte er sich förmlich Gewalt anthun, damit er eine verrätherische Lust, in der Freude seines Herzens mit beiden Füßen zu gleicher Zeit in die Höhe zu springen, unterdrückte.

Fast unangenehm wurde dem Undankbaren jetzt die zärtliche Theilnahme Emma's, die mitleidsvoll fragte, wie es denn mit seinem Fuße gehe, und den Faktor bat, kaltes Wasser zum Ueberschlagen zu besorgen und den Doktor zu holen; als aber gar Frau Prangenau rieth, lieber gleich Blutegel anzuwenden, da wurde es Konrad zu stark und er bat, indem er sich den Angstschweiß von der Stirne wischte, flehentlich, man möchte ihn um Gotteswillen mit dergleichen Dingen verschonen, es sei schon unendlich viel besser, und man möchte ihm nur etwas Ruhe gönnen, dann wäre gewiß in Kürze das ganze Uebel wieder gehoben. Der Faktor stimmte dem bei und man beschloß, Konrad noch etwas allein zu lassen.

Beim Hinausgehen war deutlich zu bemerken, daß der Faktor und Madame sich anschauten und heimlich zusammen lachten, da aber Emma einen zärtlichen Blick nach Konrad zurücksandte und dieser nichts Anderes zu thun hatte, als denselben mit Seligkeit aufzufangen, so entging ihm jene Beobachtung, wie eben überhaupt einem Verliebten der Witz der meisten Dinge in seiner Umgebung entgeht.

Nach einiger Zeit, die sehr kurz, aber Konrad sehr lang dünkte, erschien der Faktor wieder und führte ihn in den Saal; daß er ihn vorher noch recht auslachte, läßt sich denken, aber das erleichterte Herz Konrads ertrug es geduldig, und er war froh, wie nur die sämmtlichen Beileidsbezeugungen, die von allen Seiten des Saales auf ihn einströmten, glücklich überstanden waren.

Daß Konrad nicht länger wartete, als es der zu wahrende Schein nothdürftig verlangte, um mit Emma, trotz deren ängstlicher Befürchtungen wegen seines Fußes, einen Tanz zu versuchen, der auch ganz gut und ohne Schmerzen von statten ging, braucht ebensowenig der Versicherung, als daß er die darauffolgende Tour der

von ihm so sehr verkannten und schnöde behandelten Freundin seines Prinzipals widmete. Denn sie hatte ihn selbst scherzend dazu aufgefordert und schien eine wahre Lust daran zu finden, ihn während des Tanzes auf allerlei Weise zu necken, indem sie ihm bald zuflüsterte, er möge nur recht schnell tanzen, sie liebe das, wenn es natürlich seinem Fuße nicht schade, bald auf die ängstliche Miene Emma's hinüberdeutete, mit der diese Konrads Bewegungen verfolgte, bald wieder ihre Freude darüber ausdrückte, daß er heute doch noch habe mit ihr tanzen und dadurch sein Schicksal erfüllen müssen, das ihm bestimmt war.

Durch diese und ähnliche Neckereien verfolgte sie Konrad unaufhörlich; wenn er ihr aber trotzdem nicht böse sein konnte, sondern sie ihm unbegreiflicherweise immer liebenswürdiger vorkam, so war daran Nichts schuld, als die große Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit in ihrer ganzen Art und Weise, ein gewisser Humor ohne jedes Arg und eine Einfachheit in ihrer Ausdrucksweise, die, noch erhöht durch einen leichten schwäbischen Dialekt, in ihrer Sprache den grellsten Gegensatz zu ihrem Anzuge bildete.

Wenn die Frau, dachte Konrad bei sich, so einfach angezogen wäre, wie ihr Wesen ist, das müßte ein Prachtweib sein, in das sich wirklich jeder Junge verlieben müßte! Diese, fuhr er im Stillen fort, nimmt mir's nicht übel, wenn sie die Geschichte auch, wie ich jetzt sehe, wohl gemerkt hat, aber was der Direktor dazu sagen wird, die Frau seines verstorbenen Freundes so zu beleidigen? Zwar er ist heute ganz außergewöhnlich fidel, er scherzt und lacht mit ihr die ganze Zeit, wie ich ihn noch gar nie so gesehen habe; aber wenn er nur nicht hinter dieser heiteren Miene, wie er es gerne thut, seinen Aerger bis zur rechten Gelegenheit verbirgt. Doch gleich, mag an Folgen als Strafe meiner Thorheit morgen noch nachfolgen was immer; wenn's einmal nicht zu vermeiden ist, will ich wenigstens heute damit nicht meine eigene Laune und durch ein trübes Gesicht auch noch die Anderer verderben!

So sprach Konrad zu sich und zeigte dadurch, daß er an diesem Abend in der Lebenspraxis etwas gelernt habe; noch nie war je, so lange die Erinnerung zurückreichte, ein Ballabend von so allgemeiner Lust und Fröhlichkeit erlebt worden wie dieser; daß aber des andern Tages wirklich noch weitere Folgen für Konrad zu Tage kamen, wird der Schluß dieser Erzählung jetzt zeigen.

Schon in früher Vormittagsstunde nämlich wurde des andern Tages Konrad zu dem Direktor beschieden, und zwar nicht auf dessen Arbeitszimmer, sondern, was für diese Tageszeit etwas ganz Ungewohntes war, auf die Privatstudirstube in der Wohnung desselben.

Jetzt wird das Gewitter losbrechen, dachte Konrad und höher schlug sein Herz in der Befürchtung, daß nun der Katzenjammer von der Geschichte erst nachfolgen werde.

Doch wie groß war sein Erstaunen, als ihn der Direktor in der besten Laune empfing und ihm mit offenbarer Theilnahme und Wohlwollen eröffnete, er habe ihm etwas Wichtiges, seine Person Betreffendes mitzutheilen.

„Madame Prongenau," hub er an, welche Sie gestern kennen lernten, die Frau eines verstorbenen lieben Freundes von mir, sucht nämlich für ihr Hammerwerk einen fähigen Verwalter und mich in der Wahl eines solchen um Rath anzugehen, ist der eigentliche Zweck ihrer Hierherreise; es freut mich nun zwar, daß es mir Ihre bewährte Tüchtigkeit möglich macht, Sie für diese Stelle zu empfehlen, aber —" unterbrach er Konrad, der in freudigster Ueberraschung hier seinen Dankesgefühlen Luft machen wollte, — „es stehen noch einige Hindernisse entgegen, von denen ich nicht weiß, ob Sie im Stande sind, sie zu beseitigen: es soll nämlich erstens dieser Verwalter verheirathet sein." —

„Ja, wenn's nur das ist!" fiel ihm Konrad mit lebhafter Freude ins Wort.

„Und zweitens," fuhr der Direktor fort, indem er nur mühsam die angenommene ernste Miene erhalten konnte, „zweitens wünscht Madame Prangenau, da sie sich nicht mehr zu verheirathen beabsichtigt, gerade deßhalb einen verheiratheten Verwalter, um in seiner Familie nicht nur einen häuslichen Herd mit einem Plätzchen auch für sich, sondern zugleich Gelegenheit zu finden, das gesellige Leben auch noch als alleinstehende Dame genießen zu können; bei der Anschauung jedoch, die Sie, Herr Harter, über deren Toilette haben, wie mir erzählt wurde, wird dies wahrscheinlich ein sehr schwieriger Umstand für Sie sein!"

„Um Gotteswillen," rief Konrad, „o Herr Direktor, wie können Sie glauben, daß mir je die Vermessenheit in den Sinn gekommen wäre, nur einen Augenblick daran zu zweifeln, Frau Prangenau sei die eleganteste Dame, die ich jemals gesehen!"

Da konnte sich der Direktor nicht länger mehr halten, sondern platzte mit lautem Lachen heraus.

„Ja, verstehen Sie denn nicht, wo ich hinaus will," sagte er, „ich weiß ja Alles, und Sie hätten Ihre Sache gestern gar nicht besser machen können, schon vor Jahren stritten ich und Madame Prangenau uns mit einander wegen Ihrer Anzieherei herum und schon lange wünschte ich, daß diese sonst so kluge und vortreffliche Frau von dieser ihrer einzigen Schwäche durch einen solchen Spaß geheilt werden möchte."

„Nun, Gott sei Dank, dann hat meine Angst, die ich ausstand, doch noch etwas genutzt," jubelte Konrad, „und wegen der Toilette, o da machen Sie sich nur kein Bedenken, Herr Direktor! Würde Madame auch Alles an sich tragen, was an köstlichen Stoffen der ferne Orient uns sendet, würde sie sich auch schmücken wollen mit Perlen und Gold und kostbaren Steinen, so viel nur die Tiefe des Meeres und der neue Welttheil zu liefern vermögen, sie soll deßhalb mir und meinem Weibe nicht weniger herzlich willkommen sein! Im Gegentheil! Wir wollen sie begleiten, uns sonnend in dem Abglanz ihrer Herrlichkeit, und sie so ängstlich behüten, als wäre sie selbst ein Juwel!"

„Ja, aber haben Sie denn schon eine Frau?" frug der Direktor.

„Nein," stotterte Konrad verlegen; „aber wenn Herr Direktor wollten," — fuhr er mit neuem Anlauf von Courage fort, „dann —" hier wurde er durch den Eintritt derselben drei Personen unterbrochen, deren Erscheinen ihm im Gastzimmer der Post so viel Schrecken verursacht hatte, der Freundin seines Prinzipals mit Emma und dahinter wieder schelmisch lachend der Faktor; — „dann," rief er, schnell sich fassend, aus, „würde ich gleich um die erste freien, die mir begegnet!" und dabei nahm er Emma bei der Hand und führte sie vor ihren Vater.

„Ich hab's schon geahnt," sagte dieser lachend, „und mir ist's recht, wenn Madame Prangenau nichts dagegen hat."

„Eine bessere Wahl hätte mein neuer Verwalter nicht treffen können!" sprach diese, welche heute in so einfachem und geschmackvollem Anzuge erschienen war, daß sie Konrad bald gar nicht sogleich erkannt hätte.

Darauf trat sie zu Konrad hin und reichte ihm mit gewinnender Freundlichkeit die Hand, während sie ihm heimlich ins Ohr flüsterte:

„Nun, bin ich so recht? — ich denke, wir sollen schon auskommen mit einander; aber um Eins nur bitte ich, nämlich das nächste Mal nicht gleich davonzulaufen!"

Mannigfaltiges.

* (Gräßliche Rache einer Frau.) Khan Mohamed ben Hussein gehörte zu den reichsten Juwelieren in Calcutta (Indien) und war ein schöner stattlicher junger Mann. Seit zwei Jahren mit der schönen Fathma verlobt, sollte er in wenigen Tagen mit ihr vor den Kadi treten, um sie zu heirathen; da reiste er plötzlich, ohne Gründe anzugeben, nach Delhi. Als er nach längerer Zeit nicht zurückkam, wurde Fathma unruhig, dann weinte sie, dann beschloß sie, zu erfahren, was ihren Verlobten von ihr fern halte und sich zu rächen, falls er ihr untreu geworden. In Delhi fand sie ihn nicht. Wohl aber erfuhr sie, daß Khan Mohamed eine junge schöne jüdische Kaufmannstochter aus Calcutta entführt habe und mit ihr in aller Einsamkeit auf seinem Landhause bei Calcutta lebe. Fathma faßte ihren Entschluß. Als Mann gekleidet und nur von einem einzigen ganz ergebenen indischen Diener begleitet, begab sie sich nach einer Karavanserei (Herberge) in der Nähe des Landhauses, wohin ihr Diener sechs starke Hindus bestellt hatte. Diese brachen in das Landhaus, in welchem Khan Mohamed sich mit seiner Geliebten und nur zwei Dienern befand, ergriffen den Juwelier und das Mädchen, knebelten und banden sie, und brachten sie dann zu der Verlobten Khan Mohameds. Diese befahl ihnen, die beiden Gefangenen bis nach Calcutta in ihr Haus zu führen. Dort standen bereits im entlegensten Gemache des Hauses zwei Käfige, und in diese sperrte sie den Ungetreuen und die Nebenbuhlerin ein. Hier blieben die Unglücklichen volle vier Monate lang. Welche Qualen sie erduldet haben müssen, davon gab ihr Anblick den Beweis, als die Polizei, durch einen mißhandelten und entlassenen Diener benachrichtigt, endlich in das Haus eindrang. Man fand nur zwei Skeletten ähnliche Gestalten, deren Körper eine einzige Wunde und deren Vernunft bis zu dem Grade gestört war, daß sie nichts mehr bemerkten, was um sie herum vorging. Man führte die Unglücklichen nach Howral's Hospital. Den Juwelier hofft man körperlich und geistig zu retten; die junge Jüdin aber soll hoffnungslos dem Wahnsinn verfallen sein. Fathma selbst hatte sich vergiftet, als die Polizei in ihr Zimmer drang.

* Zwölf Kleider hat die Handelskammer der reichen Stadt Lyon der durchreisenden Kaiserin Eugenie zu Füßen gelegt. Darunter befindet sich

eine große Ceremonialrobe von weißer Seide, mit Tausendblumensträußchen durchwebt, Genre Pompadour. Die Sträuße bilden 60 Verschiedenheiten und bewegen sich bei dem Rauschen der Robe, wie sich die Blumen beim Wehen des Windes bewegen würden. Dann kammt ein Kleid, genannt „robe de fantaise habillé“ aus kirschrothem Seidendamast, besäet mit weißen Rosen und „cerise camaien“, d. h. kirschroth auf kirschroth, Nuance auf Nuance. Die dritte Robe ist von weißen gros de Tours, weiß auf weiß façonirt; das ist eine Robe für den großen Empfang und soll der Kaiserin ganz besonders gefallen haben. Die vierte Robe ist von grauem Tuche (drap suprê), mit grauer Seide garnirt, Besuchskleid. Dann kommt die saphirblaue Seidenrobe, „couleur inédite“, von unglaublichem Reichthume, bei Licht von feenhafter Wirkung u. s. w. Die pfirsichblüthfarbige Sammtrobe und die weiße mousselineseidene streiten um den Preis. Uebrigens soll sich der Werth der zwölf Roben zusammen auf mehr als 200,000 Frcs. belaufen, welche Angabe uns etwas übertrieben zu sein scheint.

* Ein französisches Blatt gibt folgende Erklärung der symbolischen Bedeutung der alten französischen Piquetkarte, wornach dieselbe in direkter Beziehung zu den geschichtlichen Ereignissen der Zeit ihrer Erfindung stände und den damaligen französisch-englischen Krieg symbolisirte. Die vier Farben bedeuten: das Coeur (Herz) den kriegerischen Muth; Piquet (die Pike) und Carreau (der Armbrustbolzen) die Waffen; Trefle (der der Klee) die Fourage. Das Aß (vom römischen As) das Gold, welches alles überwindet. Der Piquekönig (David) ist Karl VII. nach der Analogie der Geschichte beider Könige; die Treflедame (Argine-Anagramm von Regina) ist die Königin; die Carreaudame (Rachel, die Geliebte) ist Angnes Sorel, die berühmte Maitresse des Königs; die Piquedame, die Königin der Waffen (Pallas, die Kriegsgöttin), ist die Jungfrau von Orleans; die Buben, mit Namen verschiedener Paladine aus den Ritterromanen bezeichnet, repräsentiren den ritterlichen Adel, die übrigen Karten stellen nach ihrer Zahl die größeren und kleineren Heerhaufen vor u. s. w.

* (Neue Sprichwörter.) Ein Neger auf Trinidad hat eine Grammatik der Kreolen-Idiome Westindiens geschrieben und folgende Sprichwörter registrirt: „Der Wurm hat vor dem Hahn immer unrecht.“ „Die Schuhe allein wissen, ob die Strümpfe Löcher haben.“ „Arbeit ist kein Uebel, aber die Augen sind die Feiglinge.“ „Worte müssen sterben, damit die Menschen leben.“ „Fett fühlt nichts.“ „Geschwätz ist Speise für die Ohren.“ „Hinter dem Hund heißt's: du Hund, vor dem Hund heißt's: Herr Hund.“ „Die Fensterscheiben trauern um ihre Großmutter“ (i. e. sie sind ansauber.)

* Im Naturforscher-Verein zu Riga berichtete jüngst Dr. Felsko über Darrversuche zum Tödten der Motten. Von Motten erfüllte ausgestopfte zoologische Präparate waren in einem Darraum fünf Stunden einer Temperatur von 70 bis 80 Gr. R. ausgesetzt — und die Motten dadurch alle getödtet.

* Eine ganz neue Todesart ist in Marion County, Jowa aufgetreten; eine dort wohnende Frau Gifford starb am 14. August an den Folgen der Sonnenfinsterniß oder richtiger der während derselben ausgestandenen Angst.

Lebensphilosophie.

Leidenschaft gleicht raschen Pferden,
Die leicht scheu und flüchtig werden.
Willst du nicht gefährdet sein,
Lass' ihr nie die Zügel schießen!
Uebermaß bringt nie Gedeih'n;
Weisheit schränket beim Genießen
Stets auf's rechte Maß sich ein.

Handle stets in deinem Leben
Wie der Weise, edel, frei.
Hast du einmal Wort gegeben,
Sorge, daß es Wahrheit sei.

Bescheidenheit ist für die Tugend, was der Schleier für die Schönheit ist: sie erhöht ihren Glanz.

Auflösung der Charade in № 107:
Landsturm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Dienstag, 14. September **1869.**

Die Rache.
Novelle.

1.

Auf dem Quarterdecke der schönen Handelsbrigg Isabella stand der Kapitän Nielsen, welcher das Schiff befehligte, neben einem jungen Manne, der kaum 25 Jahre zählen mochte, und in seinen offenen, edlen Zügen den unverkennbaren Ausdruck heiterer Lebenslust und hochherziger Gesinnung zur Schau trug, doch zuweilen zuckten auch die Flammen glühender Schwärmerei aus seinen dunklen Augen hervor, und eine innere Bewegung der tiefsten Wehmuth schien soeben ein freundliches Lächeln von seinen Lippen verscheucht zu haben.

Der Kapitän, obgleich er ihm stets ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, sprach doch im traulichen Seemannstone zu ihm: „Sehen Sie, Herr Alsson, die Sonne sinkt schon; ehe wir an der Insel Anholt vorbeikommen, bricht die Dämmerung herein und ich darf bei Nacht die Einfahrt in den Sund nicht wagen. Der Wind ist straff und gut, mag uns noch ein paar Meilen forttreiben; dann wollen wir Ankergrund suchen. Es thut mir wahrhaftig leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen sich schon noch eine Nacht in Ihrer Kajüte behelfen; morgen aber, noch ehe die Mittagsglocke schlägt, denk' ich, sollen Sie wohlbehalten in die Prunkgemächer Ihres Herrn Oheims einlaufen."

Er erhielt keine Antwort; denn der junge Mann blickte, wie es schien, in trauriger Resignation, in die Wellen hinab, und es stand zu bezweifeln, ob er überhaupt die Worte des Kapitäns vernommen, der nach einer Pause in theilnehmendem Tone fortfuhr: „Begreif's wohl, daß der Geduldsfaden reißt, wenn man sich so nahe am Ziele seiner Hoffnungen noch aufgehalten sieht; allein der Anker ist nun einmal nicht immer das Bild der Hoffnung, er kann auch, wie eben heute, zum widerwärtigen Hemmschuh werden, der uns vom Ziele unserer Wünsche zurückhält."

„Wahrlich, Sie haben recht, Kapitän!" entgegnete der junge Mann lebhaft, welcher der letzten Rede Nielsen's mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte; „Ihr Gleichniß entspricht meiner gegenwärtigen Stimmung. Der tiefe Schmerz, der mich ergriff bei der Trennung von meinem Geburtslande, von der Grabstätte meiner Eltern, wurde immer milder, je mehr St. Thomas in grauem Nebelschleier der Entfernung meinen Blicken entschwand; und als ich rings um mich her nichts mehr sah, als die stolzen Wogen des atlantischen Meeres, da zogen die kühnsten, schönsten Hoffnungen in meine Brust und unaussprechliche Sehnsucht nach dem Endpunkte unserer Reise schwellte mein Herz. Doch seltsam genug! So nahe dem ersehnten Ziele, fühle ich mich unnennbar beklommen; in meinem Innern ist's traurig geworden und lautlos, und diese ungewohnte, bange Stille ängstigt mich. Der Himmel gebe, daß sie nicht auf einen Orkan deutet, der mein Hoffnungssegel zerreißt und mein Lebensschiff in den Abgrund schleudert."

„Ei was! Ich glaube gar, Sie quälen sich mit Ahnungen und Vorgefühlen!" rief der Kapitän lachend. „Traurig und still ist's in Ihrem Innern geworden; aber warum sich ängstigen deßhalb? Ist's doch ganz natürliche Folge der vereitelten Hoffnung, Ihre lieben Verwandten noch heute an Ihr Herz zu drücken. S' wär' ja auch möglich geworden, hätte sich der Wind nicht diesen Morgen vier ganze Stunden lang so schläfrig eingelullt, daß der Wimpel wie 'ne Nachtmütze an der großen Bramstange herunterhing, unsere wackere Brigg trotz aller Segel wie 'ne Schnecke schwamm und endlich auf der glatten See so fest liegen

blieb, als wär' sie eingefroren. Doch was will das sagen; hatten wir doch sonst glückliche und rasche Fahrt; 's gilt nur noch Geduld bis morgen Mittag und Sie sitzen selig im Hafen der Liebe zwischen Onkel und Tante und vis-à-vis — das schöne Bräutchen."

Der junge Mann wandte sich rasch ab von seinem Gefährten, und es war nicht allein der Purpurschein der sinkenden Sonne, welcher sein Antlitz mit glühender Röthe übergoß, sondern eine innere Bewegung trieb auch zugleich bei Erwähnung der schönen Braut das helle Blut in seine Wangen. Der Kapitän, der eine Indiskretion begangen zu haben glaubte, entschuldigte sich, so gut er es vermochte, und fügte endlich hinzu: „Obgleich man mich alten, rauhen Seemann nicht gerade in Herzens- und Familienangelegenheiten eingeweiht, so darf ich mich doch wohl rühmen, daß ich, was Handel und Schifffahrt betrifft, das volle Vertrauen des Hauses Jans Eskild in Kopenhagen besitze, wie mir es in gleichem Maße von der Firma: Peter Alsson auf St. Thomas zu Theil wurde, so lange sie bestand; und daß Beide, Ihr verstorbener Herr Vater wie Ihr Herr Oheim, schon seit langer Zeit den Wunsch hegten, ihre redlich erworbenen Schätze möchten einst zusammenfließen durch Verheirathung ihrer Kinder, gab sich oft laut genug in ihren Reden kund, daß sie wohl schwerlich die Absicht hatten, ein Geheimniß daraus zu machen. Auch kann ich Ihnen nur von ganzem Herzen Glück wünschen, Herr Alsson! Sie führen die Krone der Frauen heim, denn Fräulein Isabelle ist ebenso schön als gut und verdient die allgemeine Verehrung, die man ihr reichlich zollt in ihrer Vaterstadt. Ich aber habe noch ganz besondere Ursache, sie zu verehren aus tiefstem Herzensgrunde, denn als die schöne Brigg, die ich jetzt kommandire und die ihr Vater hatte erbauen lassen, vom Stapel lief, stand sie Gevatter dabei, taufte sie auf ihren Namen, und ich kann sagen, daß ich noch nie im Leben so glückliche Fahrten gemacht, als seitdem ich die schöne Isabelle führe. Nach unserm Seemannsglauben muß sich nun aber die Ehstandsfahrt des holden Fräuleins nicht minder froh und glücklich zeigen, und deßhalb ruf' ich noch einmal aus vollem Herzen: Glück zu, Herr Alsson! Sie haben die Perle Kopenhagens gewonnen! — Nun aber schütteln Sie die finstere Nebelbank von Ihrer Stirne; wem die Zukunft so klar und reizend vor Augen liegt wie Ihnen, dessen Gesicht muß so freundlich glänzen wie ein westindischer Frühlingsmorgen. Kommen Sie in meine Kajüte hinunter, wenn's Ihnen hier zu einsam wird, dort brau' ich uns einen köstlichen Apfelsinenpunsch und wir lassen beim hellen Gläserklang Ihre Isabelle und die meinige hoch leben, bis der Morgen graut."

Alsson erkannte die wohlgemeinte Absicht des Kapitäns, ihn aufzuheitern, und versprach zu kommen, sobald er sich am Untergange der Sonne geweidet, worauf Nielsen, zufrieden mit dieser Zusage, das Verdeck verließ, um in seiner Kajüte alle Anstalten zu treffen, seinen Gast auf würdige Weise zu bedienen.

Waldemar Alsson hatte seinen ersten Ausflug in die Welt begonnen. Er war auf der kleinen Antillen-Insel St. Thomas geboren und erzogen worden, und außer einigen flüchtigen Besuchen auf St. Domingo und Cuba hatte er sein kleines Geburtsland nie verlassen. Sein Vater, ein geborener Däne, war schon in seiner frühesten Jugend nach St. Thomas übergesiedelt, und es war ihm durch eisernen Fleiß, durch weise Sparsamkeit und glückliche Spekulationen gelungen, sich dort zu den Pflanzern und Kaufherren ersten Ranges zu erheben. Erst in seinem gesetzteren Mannesalter hatte er sich mit einer jungen Spanierin von der Insel Cuba verheirathet, und die einzige Frucht dieser Ehe war Waldemar, welchem jedoch in seiner zarten Kindheit schon der Tod die Mutter raubte. Sein Vater widmete ihm die zärtlichste Liebe, und obgleich er in seiner Erziehung nichts versäumte, was die Ausbildung seines Geistes und Herzens fördern konnte, so ließ er ihm doch fast stets freien Willen in Anwendung seiner Zeit, ohne ihn zu irgend einem ernsten Berufsgeschäfte anzuhalten. Freilich hätte er es gern gesehen, wenn sein einziger Stammhalter sich dem Handel gewidmet und die ehrenwerthe Firma seines Hauses einst fortgeführt hätte; allein da Waldemar gerade gegen jedes kaufmännische Geschäft eine entschiedene Abneigung zeigte, so legte ihm der Vater nicht den mindesten Zwang deßhalb auf und ließ ihn gewähren, wenn er als Knabe und Jüngling alle seine Tage nur Vergnügungen und Träumereien, oder den flüchtigen Studien schöner Künste und heiterer Wissenschaften widmete. Es war eine jener vornehmen Erziehungen, welche lediglich nur auf einen möglichst verfeinerten Genuß des Lebens berechnet werden, nicht aber auf die Mühen und Lasten desselben und noch weniger auf einen Kampf mit widrigen Wechselfällen. Indessen war in diesem seligen Nichtsthun das Herz Waldemar's nicht allein kindlich rein und unverletzt geblieben von giftigem Gewürm un-

edler Leidenschaften, welches der Müßiggang gewöhnlich zu erzeugen pflegt, sondern der junge Mann hatte sich auch wirklich nach dem Vorbilde seines innig geliebten Vaters einen Charakter zu bilden gesucht, welcher wahrhaft edle und humane Gesinnungen vereinte; doch der väterliche Berechnungsgeist und die schwere Kunst, das Erworbene zu sichern und festzuhalten, waren ihm gänzlich fremd geblieben. Deßhalb hegte auch der alte Alffon — besonders als ihn in seinem letzten Lebensjahre eine schleichende Krankheit niederwarf und ihm die Nähe seines Todes verbürgte — eine quälende Besorgniß für die Zukunft seines Sohnes, dem er zwar ein reiches, zu einer glänzenden Existenz hinlängliches Erbe hinterließ, zu dessen Sicherstellung und Verwaltung er ihm jedoch alle Fähigkeit absprechen mußte. Er kannte Waldemar's leichten Sinn in Betreff der von ihm so mühsam erworbenen irdischen Schätze, seinen Hang, das schwere Gold stets mit vollen Händen auszustreuen, der nicht aus egoistischer Vergeudungssucht, sondern aus einem schwärmerischen Wohlthätigkeitssinne entsprang, der ihn stets antrieb, alle minder vom Schicksal Begünstigte durch reiche Spenden seines Ueberflusses zu erfreuen und zu beglücken. So war freilich die Besorgniß nicht ohne Grund: der Alleinstehende möchte das Loos jener gutherzigen Verschwender theilen, welche sich theils durch ihren überspannten Wohlthätigkeitstrieb, theils durch leichtsinniges Vertrauen, welches sie Unwürdigen gewähren, die ihre Schwächen zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen, auch beim größten Reichthume zu Grunde richten. Diesem Unglücke vorzubeugen, hatte der besorgte Vater schon längst den Plan entworfen, ihn mit Isabelle, der Tochter seiner Schwester, welche mit dem Kaufmanne Jans Eskild in Kopenhagen glücklich verheirathet war, zu verbinden und so gewissermaßen das reiche Erbe unter Obhut und Verwaltung seines Schwagers zu stellen, bis sein Sohn, in gereifteren Jahren und nach erlangter Welt- und Menschenkenntniß, im Stande sein würde, sein Eigenthum selbst mit besserem Erfolge zu verwalten. Doch da er seinen Willen nie gewaltsam beschränkt hatte, konnte er sich auch jetzt nicht überwinden, ihm durch ein abgefordertes, festes Versprechen eine bindende Fessel anzulegen und ihm mit klaren Worten anzukündigen: daß er ihn nach seinem Tode gleichsam unter die Vormundschaft des Oheims Eskild zu stellen beabsichtige. Er bat ihn deßhalb nur dringend auf seinem Todtenbette, den Wunsch seines sterbenden Vaters zu beherzigen, und sobald er ihn zur Gruft bestattet, sein ganzes Besitzthum auf St. Thomas zu verkaufen, wozu er bereits Vorkehrungen getroffen, sich dann ungesäumt mit seinem Erbe nach Kopenhagen in den Kreis seiner Verwandten zu begeben, und wenn er Isabelle sich geneigt fände und sein Herz für sie spräche, einen festeren Bund mit ihr zu schließen. Waldemar war von der schmerzlichsten Bewegung so heftig ergriffen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; aber krampfhaft drückte er des Vaters schon erstarrte Hand an sein Herz, und eine Neigung seines Hauptes war dem Sterbenden genügend, denn sie galt ihm als Zusage der Erfüllung seines letzten Wunsches.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Von den im Verlage von Ed. Hallberger in Stuttgart erscheinenden populären illustrirten Familienjournalen liegen uns bereits die ersten Hefte des neuen, am 1. Oktober beginnenden Jahrgangs der **„Illustrirten Welt“** (18. Jahrgang) und **„Zu Hause“** (5. Jahrgang) vor. Wir sind es von der Verlagshandlung gewohnt, daß sie ihren Abonnenten von Jahr zu Jahr immer mehr Neues, Schöneres und besseres zu bieten bestrebt ist. Aber diesmal ist es ihr gelungen, selbst die Höchsten Erwartungen zu übertreffen! Der uns gleichfalls vorliegende, glänzend illustrirte vierseitige Prospekt, welcher außer den genannten zwei Zeitschriften auch die ihm gleichen Verlag erscheinende große illustrirte Zeitung **„Ueber Land und Meer“** umfaßt, zeigt uns nämlich, daß die Verlagshandlung, ohne den Preis im Geringsten zu erhöhen, nicht nur die bisher schon so reichen Nummern dieses Journals künftig in einer Stärke von 2—3 Bogen herausgeben wird, die Bogenzahl der „Illustrirten Welt“ bedeutend vermehrt und das Format von „Zu Hause“ enorm vergrößert, wie die ersten Hefte bezeugen — — sondern daß sie ihren Lesern noch eine originelle und vor allen Dingen sehr angenehme Ueberraschung bereitet hat. Ausgehend nämlich von der Erfahrung, daß die bisher üblichen Gratis-Stahlstichprämien sich heute überlebt haben (weil die Lesewelt mit solchen bereits hinlänglich versehen worden ist —), bietet die Verlagshandlung den Abonnenten ihrer drei weltbekannten Jour-

nahe jetzt eine neue, **wahrhaft zeitgemäße Gratiszugabe**, die jedem Leser — auch dem wählerischsten, gleich willkommen sein wird. Sie hat nämlich den bedeutenden Aufwand, welchen sie bisher der Herstellung der Stahlstich-Prämien widmete, verdoppelt und in **Werthpapier-Prämien** verwandelt, um so ihre Abonnenten zu Theilnehmern an der Blüte und der Frucht der geschäftlichen Unternehmungen zu machen. Sie adoptirt somit auch für buchhändlerische Unternehmungen das **Prinzip der Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit**. Geboten werden als Prämien durchaus solide Werthpapiere, insbesondere gute Anlehensloose, welche unter allen Umständen, den Betrag ihres Nominalwerthes gewinnen müssen, immerhin aber noch die Chance eines höheren Gewinnes gewähren, und zwar in einer Anzahl von **7650 Stück** und in einem Nominal-, resp. niedersten Trefferwerthe von **Fünfzigtausend Gulden**. Die höchste Prämie bildet eine 6prozentige Obligation der Vereinigten Staaten von Nordamerika à 1000 Dollars, die niedrigste ein Mailänder Stadtanlehensloos von 10 Franks. Sämmtliche Werthpapiere sind bereits bei einem öffentlichen Notar deponirt und werden im Dezember 1870 nach einem wohldurchdachten, alle Abonnenten der genannten Zeitschriften verhältnißmäßig berücksichtigenden Plane im Wege der Ziehung unter Kontrole jenes Notars vertheilt. Man sieht hieraus, daß man es nicht mit einem bloßen Versprechen, sondern einer reellen Leistung zu thun hat, deren Großartigkeit und Originalität wahrhaft überrascht. Um übrigens auch denjenigen Abonnenten, die doch noch Werth auf Stahlstich-Prämien legen, entgegenzukommen, bietet die Verlagshandlung denselben außerdem einen großen Prachtstahlstich: **„Faust und Gretchen"**, nach einem Gemälde von **Rothbart**, gegen Entrichtung eines Beitrags zu den Herstellungskosten von nur **7 Sgr.** oder **24 kr.** rhein. an. — Daß aber auch die Redaktion redlich das Ihrige gethan hat, die Journale immer reicher, interessanter und gediegener zu machen, wobei sie die bedeutende räumliche Vergrößerung trefflich zu benutzen verstand, — dafür sprechen am deutlichsten die uns vorliegenden ersten Hefte des neuen Jahrganges 1870 der „Illustrirten Welt" und „Zu Hause". Die **„Illustrirte Welt"** beginnt mit vortrefflichen, interessanten Novellen von **Fr. Gerstäcker, Cornelius Born, Arnold Wellmer** und **Gustav vom See** (G. v. Struensee), und ebenso gediegenen als unterhaltenden Skizzen aus der Literatur, Geschichte, Kultur, Wissenschaft, von denen wir nur „Das Ende eines Parvenü", „Heinrich Heine's erste Liebe", „Bilder aus dem pariser Leben", „Der Arzt als Hausfreund" von Dr. **H. Klencke** nennen. Von den 12 Illustrationen von künstlerischem Werthe heben wir als besonders interessant hervor: „König Wilhelm vor dem Hermanndenkmale in Hannover" — „Kaiser Karls V. Besuch bei Fugger" und die reizenden Illustrationen zu „Deutschen Hausmärchen" und „Gedichten". — **„Zu Hause"** beginnt mit der gemüthvollen Erzählung aus der Jetztzeit „Die Kartenschlägerin" von **Gustav Nieritz**, und der hoch spannenden Kriminalnovelle „Ein Tropfen Blut" von **Julius Mühlfeld**. Daran reihen sich sehr pikante Skizzen: „Ein Kampf auf Tod und Leben", Erinnerungen eines englischen Polizisten; „Der Herzog von Solferino", eine mysteriöse Gerichtsverhandlung; Lebensbilder aus der Schweiz, aus dem Bühnenleben, aus dem südlichen Amerika u. v. A. m. Elf schöne Illustrationen schmücken das Heft. Im Uebrigen verweisen wir unsere Leser auf die ausführlichen Prospekte, die durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen sind.

Mannigfaltiges.

* (Schinkenbrödchen, Chokolade und Emeute.) Ein Pariser schickt uns die Kopie einer Einladung, die eine ächte Pariserin während der letzten Unruhen an ihre Bekannten erließ. Dieselbe lautet: Theuere Freundin: Sind Sie eine tapfere Frau? Ja, ist es nicht so? Wenn keine Gefahr dabei ist — dann kommen Sie diesen Abend mit Ihrem Manne, um einige Stunden bei uns zuzubringen. Es gibt Schinkenbrödchen, Chokolade und Emeute. Gegeben den 8. Juni 1869 in unserer Citadelle des Boulevard Poissonnière.

* (Richtige Rechnung.) Kaufmann: „Schämen Sie sich, Sie können nicht einmal richtig addiren!"

Commis: „Aber subtrahiren. Wenn ich Ihr Geld von Ihnen abziehe — bleibt Null."

* Was reimt sich wohl auf Mensch? — Nichts; denn er ist in der Regel ein sehr ungereimtes Wesen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Donnerstag, 16. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Erst nachdem der Hingeschiedene an der Seite seiner frühverblichenen Gattin zur Ruhe bestattet worden war, löste sich der starre, fast verzweiflungsvolle Schmerz des Verwaisten in lindernde Thränen und rührende Klagen über seinen bittern Verlust auf, und Wochen vergingen, ehe er im Stande war, an seine dringendsten Angelegenheiten zu denken und einen Blick in seine nächste Zukunft zu werfen. Mit drückender Schwere lastete das bange Gefühl des Alleinstehens auf seiner Brust und immer mächtiger breitete sich die Sehnsucht nach verwandten Herzen, voll Liebe und Freundschaft, in seinem Innern aus. Doch bereits war der Spätherbst mit seinen Stürmen und Unwettern erschienen, und zum ersten Male in seinem Leben sah er sich durch ernste Geschäfte gefesselt. Der Verkauf seines Erbes war zwar bereits durch seinen Vater eingeleitet worden, doch der Käufer, ein englischer Pflanzer von der Insel Jamaika, ging mit der zeitraubendsten Umständlichkeit zu Werke, so daß sich der Abschluß Monate lang verzögerte. Auf diese Weise war bereits der Frühling wieder erschienen, als Waldemar die Kaufsumme in englischen Banknoten erhielt, da er sich geweigert hatte, Wechsel auf europäische Häuser anzunehmen; denn obgleich er eben nicht besorgte, Betrug zu erfahren und Verlust zu erleiden, so glaubte er es doch seinem verstorbenen Vater schuldig zu sein, dies erste und vielleicht auch zugleich letzte Handelsgeschäft in seinem Leben mit dem strengsten Ernste und der größten Vorsicht zu Ende zu führen. Auf der Brigg seines Oheims, welche ihn im Hafen von St. Thomas erwartete, schiffte er sich in der Mitte des Aprilmonats ein, hatte nach einer glücklichen Fahrt bereits das atlantische Meer und die Nordsee durchschnitten und befand sich vier Wochen später im Kattegat, nur noch wenige Meilen von Kopenhagen entfernt.

Einsam stand Waldemar auf dem Verdecke des Schiffes, nachdem der Kapitän ihn verlassen hatte. Es schien, als ob er heute zum ersten Male einen ernsten Blick in die Zukunft geworfen und zugleich sein Inneres durchschout hätte, um seine Kraft zu erwägen: ob sie wohl auch hinreichend sei für die neue Lebensbahn, die er beginnen sollte, für all' die vielfältigen, ungewohnten Eindrücke, welche die ihm gänzlich neuen europäischen Lebensverhältnisse auf sein Herz äußern mußten? Mit Beschämung legte er sich das Geständniß ab, daß sein vergangenes Leben ihm dahingeflossen wie ein bunter Traum, voller wechselnder, unterhaltender Bilder. Er erkannte die Unzulänglichkeit eines solchen Traumlebens, das Gefühl seiner Manneswürde begann sich mächtiger zu regen und er fühlte mehr als jemals die Nothwendigkeit, nach einem höheren, bestimmten Zwecke zu ringen, um die Aufgabe seines Menschenlebens zu erfüllen. Die edelsten Vorsätze schwellten seine Brust und heiterer ließ er seine Blicke hinausschweifen über die tanzenden Wellen bis zum sinkenden Feuerballe, der im fernen Westen in die Fluthen tauchte.

Noch nie hatte Waldemar dies majestätische Schauspiel der Natur mit so tiefer Empfindung betrachtet als heute; noch nie hatte es so wehmüthige, ahnungsreiche Gefühle in ihm erregt und unwillkürlich flüsterte er in die schweigsame Nacht hinaus: Wenn auch meine Lebenssonne so versänke! O wie unaussprechlich elend würd' ich sein in trostlos öder Nacht!

Da weckte ihn der Kapitän aus seinen finstern Träumen, welcher Befehl gegeben hatte, die Segel einzuziehen und die Anker auszuwerfen, da der

dichte Nebel eine weitere Fahrt nicht rathsam erscheinen ließ. Der wackere Seemann hegte ein so zuversichtliches Vertrauen zu der Wunderkraft seines Lieblingsgetränkes gegen Trübsinn und Grillen, daß er keine Ausflucht gelten ließ, welche sein junger Passagier vorbrachte, um sich seiner Einladung zu entziehen, und ihn fast gewaltsam mit sich fortzog in seine Kajüte, wo bereits der heiße Apfelsinenpunsch in umfangreicher Bowle dampfte.

Es gelang dem Kapitän auch wirklich, die kalten Ahnungsschauer aus Waldemar's Innerm zu verbannen, theils durch den erwärmenden geistigen Trank, theils durch Schilderung seiner Seeabenteuer, theils durch wiederholte Lobpreisungen der Schönheit und Herzensgüte Isabellens, wobei er nicht versäumte, auch zugleich die Vorzüge seiner gleichbenannten Brigg ins hellste Licht zu stellen. Sichtbar aufgeheitert begab sich Waldemar nach Mitternacht in seine Kajüte, aber obgleich er dem erhitzenden Getränke nur mäßig zugesprochen hatte, fühlte er sich doch zu aufgeregt, um eine baldige Umarmung des Schlummers hoffen zu dürfen, und entschloß sich daher, dessen Annäherung unter wachen Träumen zu erwarten. Seine Phantasie war geschäftig, ihm Bilder auf Bilder vorzuführen, welche ihm das Land der Zukunft, dem er entgegensteuerte, gleichsam im Spiegel zeigten. Die Bilder waren aus seinem Herzen hervorgegangen, belebt worden durch die Gluth seiner innigsten Wünsche; deßhalb tauchte auch überall, zwischen lachendem Hoffnungsgrün, zwischen üppiger Blumenfülle Isabellens reizende Gestalt, gleich der wohlthätigen Fee des Zaubergartens, hervor, in den er schaute, geschmückt mit allem Liebreiz, den sein Geist nur fähig war, ihrem Wesen harmonisch zu vereinen. Er liebte Isabelle mit glühender Schwärmerei, sie war ihm das Ideal holder, glückspendender Weiblichkeit, sie galt ihm für den Genius seines Lebens. Schon in seinem zwölften Jahre hatte er Briefe mit ihr gewechselt und das damals achtjährige Mädchen hatte ihm auf seinen dringenden Wunsch ihr Miniaturbild gesendet. Dies Geschenk war ihm ein heiliges, unschätzbares Kleinod geworden und übte eine fast zauberische Macht über ihn aus. Die etwas ernsten, doch zugleich so lieblich-frommen Kinderzüge sprachen unbeschreiblich wohlthuend zu seinem Herzen; es war ihm, als ob sie stets in freundlichen Ermahnungen zu ihm redeten, während der himmelreine Unschuldsblick frohe Verheißungen verkündete. So wurde ihm dies Bild ein Talisman, der ihn frühzeitig schon auf sich selbst zu achten lehrte, der seine Gefühle veredelte und ihn unverletzt und rein erhielt auf seiner von allen Gefahren des Müßigganges umringten Jugendbahn. Deßhalb war auch die Verehrung, die er ihr widmete, so rein und innig, daß sie ihm zugleich als Schwester und Geliebte galt. Schon anfangs trugen ihre Briefe den Charakter eines frühreifenden Geistes, und als sie zur Jungfrau erblüht war, sprachen sich eine fast männliche Festigkeit, tiefe Empfindungen und ein sorgsam gebildeter Verstand in ihren Schreiben aus. Er erkannte daraus, daß sie ihm nicht allein in vielen Zweigen des Wissens, sondern auch an Gemüthskraft überlegen sei, gewöhnte sich, zu ihr emporzublicken, wie zu einem Wesen höherer Art, und wagte es niemals, die schwärmerischen Gefühle, die er für sie hegte, auch nur anzudeuten, aus Furcht, ihr zu mißfallen, denn auch in ihren Briefen herrschte nur der gemessene Ton verwandtschaftlichen Wohlwollens und freundschaftlichen Vertrauens. Seit einem Jahre aber war, er wußte selbst nicht warum, ihre Korrespondenz unterbrochen worden, und als er seinem Oheime den Tod seines Vaters anzeigte und seinen Entschluß, St. Thomas zu verlassen und zu ihm nach Kopenhagen zu kommen, begnügte er sich, die herzlichsten Grüße für Isabelle beizufügen, da er bald im Stande zu sein glaubte, ihr persönlich seine Empfindungen mitzutheilen und ihr seine und seines sterbenden Vaters Wünsche zu eröffnen, doch nur erst dann, wenn sie ihn als Mitglied ihres Familienkreises würde näher kennen gelernt haben. Nun stand er ja dem Ziele seiner Wünsche so nahe, die Vereinigung mit ihr eröffnete ihm schon ein neues Eden und das Vorgefühl unaussprechlicher Seligkeit durchbebte ihn, so oft der Gedanke in ihm laut wurde, daß es ihm doch vielleicht gelingen könne, sich ihre Liebe zu erringen.

Sich ganz den Traumbildern seiner aufgeregten Phantasie hingebend, ging er in seiner engen Kajüte auf und nieder, bis er plötzlich, wie von einem Gedanken ergriffen, einen seiner Koffer aufschloß und eine kleine Kassette herausnahm, die er vor sich auf den Tisch stellte und mit einem kleinen Schlüssel eröffnete. Ohne sich zu entkleiden, warf er sich auf sein Bett, rückte den Tisch dicht vor sein Lager hin, nahm ein Paket Briefe aus der Kassette und begann nun eine Unterhaltung im Geiste mit Isabelle; denn es waren ihre Briefe, die er seit seinen Knabenjahren sorgfältig gesammelt hatte. Dann blieb er regungs-

los auf seinem Lager ausgestreckt, alle seine Gedanken auf sie gerichtet, bis sich endlich unwillkürlich seine Augen schlossen und sein wacher Traum in den Traum des Schlummers überging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Wie Einer den Teufel zu sehen bekommt.) Ein Student (fahrender Schüler, wie es früher hieß) kam auf seiner Wanderung an eine einsam gelegene Mühle. Keinen Pfennig Geld in der Tasche, war er auf's Fechten angewiesen; er trat daher demüthig, mit der Mütze in der Hand, in die Mühle, wo der Müller mit seiner Familie an einer kräftig bestellten Mittagsmahlzeit saß. Das roch so einladend; unserem armen Reisenden, der schon Tags zuvor nur von Bettelkrumen gelebt und nichts Warmes gesehen hatte, wässerte der Mund, es beschlich ihn aber zugleich eine solche Schwäche, daß er nur in erbärmlichem Tone die bescheidene Bitte hervorstottern konnte, es möge ihm etwas mitgetheilt werden. Der Müller brummte ihm entgegen, er solle schaffen, dann brauche er nicht zu fechten; die weißfette Müllerin war aber barmherziger, beschwichtigte ihren Mann in seinem Aerger, der nur von der Störung im Essen herrührte, und brachte es auch sogar dahin, daß dem ungeladenen Gaste ein bescheidener Platz, jedoch mit einem recht tiefen Teller, am Tische eingeräumt wurde, nachdem noch einige ärgerliche Reden, wie: „Tagdieb, Landstreicher, soll schaffen, kann nichts“ — gefallen waren, das Schelten aber, gleich dem Donner, allmälich nachgelassen hatte und endlich ganz aufhörte. Unserm Musensohne schmeckte es ganz ausgezeichnet; die dicke Müllerin häufte ihm seinen Teller hoch voll, schob aber immer das Fehlende wieder nach; er hieb tüchtig ein und gewann allmälich mit der körperlichen Sättigung auch seine Fassung und seinen Humor wieder. Der brummige Müller sah mit Vergnügen dem eingeladenen Gaste zu; er war im Grund ein guter Mann und freute sich, wenn's Andern auch gut ging, obgleich ihm allerdings nichts besser schmeckte, als was er selbst aß; heute fand er aber besondern Gefallen am Appetit seines Gastes und er gab sogar demselben bereitwillig Gegenrede. Der Schüler wurde am Ende so kühn, daß er des Müllers ärgerliche Reden „soll schaffen, kann nichts“ auf's Tapet brachte und behauptete, er könne allerhand, was der Müller sich nicht träumen lasse. Das machte diesen neugierig und veranlaßte ihn zur Frage, was denn das z. B. wäre. Unser Held sah ihn kühn an und fragte: „Wollt Ihr einmal den Teufel sehen?“ — Den Müller überlief es zuerst eiskalt; die Neugier überwand aber bald diesen Schauder, und da die zwei Kinder und das Gesinde schon weggegangen waren, die allein noch anwesende Müllerin aber ungläubig den Kopf wiegte mit schelmischem Lächeln, als zweifle sie an der Zaubergewalt des Studenten und an dem Muthe ihres Eheherrn, so faßte dieser sich ein Herz und forderte den Studenten auf, ihn den Teufel sehen zu lassen. Dieser nahte sich langsam und feierlich dem Müller, welchem es doch nicht ganz wohl war, öffnete die Klappe seiner Hosentasche, zog diese etwas auseinander und forderte seinen Wirth auf, da hinein zu sehen. Es geschah dies zögernd und zaghaft; zu seiner Beruhigung sah er aber nichts als eine ganz leere Tasche. Nun — fragte der Student — seht Ihr etwas? — Antwort: Nein, es ist gar nichts drein. — Der Student: Das ist eben der Teufel! — Jetzt aber das schallende Lachen der Müllerin zu hören und das verdutzte Gesicht des Müllers anzusehen, war ein herrlicher Spaß; ehe er aber zum Schelten kommen konnte, steckte ihn das Gelächter seiner Frau an, er mußte mitlachen und der Student machte den Dritten im Bunde. Nachdem sich alle Drei müde gelacht hatten, brach der Müller aus: „Hört, Freund, Ihr könnt wirklich etwas, Ihr habt mich zum Lachen gebracht, wir trinken jetzt eine gute Flasche Wein und hier habt Ihr auch noch einen blanken Gulden.“ Der Student nahm Wein und Geld mit Freuden an und entfernte sich mit vielen Dankesbezeugungen, erhielt aber von der Müllerin noch eine tüchtige Schnitte Fleisch nebst Brod mit auf den Weg. — Der Müller hat nichts verrathen, seine Frau hat aber geplaudert und daher wurde die Sache bekannt.

* (Ein feiner Telegraphist.) Bei einem Besuche des kaiserlichen Prinzen von Frankreich im Telegraphenbureau, wo der Neue Apparat Meyer geprüft wurde, kam der Prinz auf den Einfall, in eigener Person an den Stationschef des Telegraphen von Lyon folgendes Telegramm abzuschicken: „Ist das Wetter in Lyon schön?“ (gez.) „Louis Napoleon.“ — Der Stationschef, der sehr erstaunt war, dieß kostbare Telegramm des Kaisersohnes zu empfangen, hatte die Geistesgegenwart der Rückantwort: „An Se. kaiserliche Hoheit, den

Prinzen Louis Napoleon. — Sonne von Austerlitz. — Es lebe der kaiserliche Prinz!" (gez.) „Morel". — Unmittelbar darauf hat der Prinz sich nach den Verhältnissen des Lyoner Absenders erkundigt. Ob Herr Morel wohl Carrière machen wird?

* (So füllt man in Amerika Concertsäle aus.) Fünfzig Dollars wurden von Prof. Morey in San Franzisko als Preis für diejenige Dame ausgesetzt, welche die größte Anzahl Herren in ihrer Begleitung zu seiner Vorstellung in der Akademie für Musik führen würde. Anfänglich kamen einige zarten Wesen in Begleitung von 10 bis 12 Herren, aber Schlag 8 Uhr erschien die Siegerin und bugsirte die sich an ihrem Schlepptau befindlichen 76 Herren in die Akademie für Musik hinein, wo ihr alsdann der ausgesetzte Preis zuerkannt wurde: dieselbe hieß Miß Lindsey. Eine andere junge Dame, Miß Emma Howe, hatte 61 Herren im Gefolge und errang den zweiten Preis.

* (Segen der Bildung.) „Auch ich habe früher die sogenannte landwirthschaftliche Bildung für Unsinn gehalten!" So schreibt der Herr Adjunkt Pauli zu Hinnbach im Spessart und fährt dann fort;

„Auch ich habe jahrelang jede kleinste Ersparniß nur auf den Ankauf neuer Ländereien verwendet, auch ich habe meine zwei ältesten gut begabten Söhne, kaum aus der Schule entlassen, zu den härtesten Knechtesarbeiten angehalten und ihnen die weitere geistige Ausbildung ganz versagt, weil ich a s Unkenntniß keinen Respekt davor hatte. Mein dritter Sohn war 1857 20 Jahre alt. Ein Mann, dem ich besonders verpflichtet war, ließ mir keine Ruhe, bis ich mich entschloß, meinen Jüngsten in eine landwirthschaftliche Schule zu schicken; ich konnte dem Manne gegenüber nicht Nein sagen, aber ich war ärgerlich über ihn um so mehr, da mir das eine Jahr nahezu 300 Gulden kostete, wofür ich mir doch wieder einen halben Morgen Land hätte kaufen können.

Mein Sohn kam zurück, fein gescheitelt, vom Kopf bis zum Fuße ein Herr. Herrgott, dachte ich, was soll aus dem Kerl werden? Aber siehe da, der ging in's Geschirr, ärger als vorher; Morgens der Erste im Hofe, war er auch am Abend der Letzte. Ich hatte meinen tausend Spaß an ihm. Dazu wußte er auch Alles schön auszulegen und war sich bewußt, warum er dieses so, jenes anders machte. Wir überzeugten uns bald, daß es doch ein großer Unterschied sei zwischen einem bloßen Praktiker und einem, der mit der Praxis höhere Einsicht verbindet; der erstere ist halb Maschine, der letztere ganz Mensch im wahren Sinne des Wortes.

Jetzt sind seitdem 10 Jahre verflossen. Ich habe nicht in der Lotterie gewonnen, nicht geerbt, bin nicht fleißiger gewesen als vormals, auch waren die Zeiten für den Landwirth nicht günstiger als vordem, aber ich bin nicht blos um 27 Morgen reicher geworden, sondern meine Felder sind auch im besten Zustande, mein Viehstand ist lohnender und meine häusliche Einrichtung ist netter, behaglicher als je zuvor. Dies Alles verdanke ich der erworbenen höheren Einsicht meines Sohnes. Ist auch nicht jeder junge Mensch in gleicher Weise empfänglich, so gibt es doch Tausende von Bauernsöhnen, die in Zukunft als ganz andere Männer dastehen würden, wenn ihre Eltern frühzeitig genug bedacht hätten, daß ein Morgen Land mehr keinen Ersatz bieten kann für die höhere Bildung mit der erst die rechte Berufsliebe und der rechte Berufssegen kommt!"

Lebensphilosophie.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
Ach, in der Ferne zeigt sich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt!
Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Göthe.

Laßt uns hienieden immer handeln,
Wie, wenn wir heut' zum Grabe wandeln,
Dann wird uns sein, wenn vor den Schranken
Jenseits des Grabes Gott uns ruft,
Wie hier dem schwer genes'nen Kranken
Der erste Gang in Frühlingsduft.

Unschuld würzt des Lebens Freuden,
Wollust mehrt der Erde Leiden.

Was das Leben heute bringt,
Nutze, eh' die Sonne sinkt,
Denn entfloh die rechte Stunde,
Bleibt dem Herzen nur die Wunde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Samstag, 18. September 1869.

Das Schachspiel.

Auf einem Schachbrett stand der Steine bunte Schaar,
Nach Stand und Würden hingepflanzet,
Der hölzerne Monarch und seine Dame war
Von Reisigen und Thürmen rund umschanzet;
Die Läufer, oder wenn wir sie
Nach gallischem Kanzleistyl nennen wollen,
Die Narren spielten große Rollen.
Die Bauern, gar ein zahmes Vieh,
So lange sie nicht ihre Stärke kennen,
Die Bauern mußten vorne dran,
Um sich zuerst die Köpfe zu zerrennen,
Das deutungsvolle Spiel begann.
Gewalt und List regierten das Gefechte;
Hier ward der Knecht vom Herrn und dort der Knecht vom Knechte,
Oft gar der Herr durch seinen Hintermann
Von seinem Platz verdrängt.
Der stolze Großsultan
Sah unbewegt zur Rechten und zur Linken
Die Hälfte seiner Nation
Als Opfer des Geschicks zu Boden sinken,
Und endlich fiel auch er vom Thron.
Jetzt nimmt der Herr des Spiels, der allen Steinen
Die Rollen ausgetheilt, und selbst sie aufgestellt,
Sie weg, und wirft vermengt die Großen und die Kleinen
In einen dunkeln Sack. — Dies ist das Bild der Welt.

Gottlieb Konrad Pfeffel, gest. 1809 zu Colmar.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

So mochte ihm ungefähr wieder eine Stunde dahingeflossen sein, als er plötzlich von wüsten Nachtphantomen aufgeschreckt wurde. Er fühlte seine Brust wie von ungeheurer Last bedrückt, sein Athem war schwer und röchelnd und sein Kopf schwindelte. Von dichten gelblichen Rauchwolken sah er sich rings umgeben und ein widerlicher, brandiger Geruch erfüllte das enge Gemach. Von Entsetzen ergriffen, sprang er von seinem Lager empor, riß unwillkürlich das Kajütenfenster auf, und erst als die Rauchwolken abgezogen waren und die frische Morgenluft zu ihm hereindrang, kehrte ihm seine volle Besinnung zurück. Ueberzeugt, daß er die Ursache des Rauches in seinem engen Wohngemache entdecken müsse, weil sich keine Spur eines von außen hereindringenden Dampfes zeigte, warf er eilig forschende Blicke umher; doch an Tapeten, Fußdecken, Gardinen, Bettzeug und Kleidungsstücken fand sich nirgends auch nur das leiseste Anzeichen eines Brandes, und eben war er im Begriffe, auch seine Koffer und das Meublement genau zu besichtigen, als sein Blick starr und regungslos plötzlich auf den Tisch geheftet blieb, welcher dicht an seinem Bette gestanden hatte. Alle Lebensfarbe wich aus seinem Antlitze, todtenbleich neigte er es vor sich hin, mit den grauenvollen Zügen eines versteinernden Schreckens gezeichnet, und konvulsivisch zitternd streckte er die Hände nach der Kassette aus, welche er geöffnet neben dem brennenden Lichte auf dem Tische stehen ließ, als ihn der Schlummer überwältigte. Das Licht war niedergebrannt, und als er endlich einen Blick in das Kästchen zu werfen wagte, entglitt es seinen zuckenden Händen, sein Herzblut erstarrte, sein stockender Athem hielt den furchtbaren Entsetzensschrei zurück, der sich aus seiner zerrissenen Brust loszuringen strebte, und besinnungslos sank er auf sein Lager nieder.

Die Kassette war zu Boden gestürzt und eine Hand voll schwärzlicher Papierasche war herausgefallen, durch welche hier und dort noch glühende Funken hüpften und sich gleich feurigen Schlangen tanzend auf- und niederwanden, als ob sie sich

ihres unheilvollen Werkes freuten. Außer den Briefen Isabellens hatte das Kästchen Waldemar's gesammtes väterliches Erbe — fünfzigtausend Pfund Sterling in englischen Banknoten enthalten. —

2.

Als nach geraumer Zeit Waldemar's Besinnung wieder zurückkehrte, glaubte er, es habe ihn nur ein widerwärtiger Traum erschreckt; doch ein einziger Blick auf das leere Kästchen und das Häufchen Asche am Boden überzeugte ihn gar bald von der unheilvollen Wirklichkeit.

So war es wirklich die Sonne meines Glückes, die mir gestern Abend unterging auf immerdar! rief er mit gepreßter, dumpfer Stimme vor sich hin. Es war nicht allein der Verlust seines ganzen Reichthums, den er betrauerte, sondern mehr noch die damit so eng verbundene Vernichtung aller seiner schönsten, zartesten Lebenshoffnungen. Er erblickte sich im trüben Spiegel seiner Zukunft nicht allein verwaist, verarmt, sondern auch vereinsamt in einem ihm fremden Welttheile, allen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten eines trostlosen Daseins preisgegeben, denn unvermeidlich schien ihm das traurige Loos, ferner ganz allein zu stehen im Leben und einsam und verborgen seine harte Prüfungsbahn zu durchwandeln. Kaum aber hatte er diesen flüchtigen Ueberblick des düsteren Nebellandes, welches vor ihm lag, gewagt, als das stockende Blut sich in neuem Kreislaufe bewegte und fieberisch siedend durch seine Adern zu rollen begann. Er fühlte das stürmische Klopfen aller Pulse, er fühlte es glühend heiß emporsteigen bis zum brennenden Hirn, und wüste Bilder, seines Unglücks hohnlachend, wirbelten an ihm vorüber. Da ergriff ihn plötzlich ein entsetzlicher Gedanke und drängte ihn unwiderstehlich zum offenen Kajütenfenster. Ein Sprung ins Meer und die unabsehbare Kette des Elends war gesprengt, deren erster Ring ihn bereits fest umklammert hielt. Doch in den Augenblicken der höchsten Verzweiflung drängt sich uns oft, als ob ihr Geist uns mahnend umschwebte, das Angedenken an unsere Lieben auf und wird uns nicht selten zum schützenden Genius, der uns zurückhält von frevelnder That. So war es auch jetzt die Erinnerung an seinen zärtlich geliebten Vater, welche Waldemar, der sich bereits zum Sprunge erhoben, plötzlich lähmte und den schrecklichen Selbstmordgedanken in ihm vernichtete. Nein! rief er aus, ich will nicht schurkisch aus der Welt gehen, wie der Verschwender, der sich durch Ausschweifungen aller Art an den Bettelstab gebracht und nun an Leib und Seele zerrüttet, sein Leben zertrümmert, wie den leeren Becher, der ihm keinen Genuß mehr bietet. Hat mich deine Liebe auch verweichlicht, mein Vater, daß ich voll Grauen auf die rauhe Bahn hinblicke, die ich werde wandeln müssen, so sollst du mich doch nicht verächtlich finden, weibisch jammernd und kleinmüthig fliehend vor meinem Geschicke. Ich aber müßte mich selbst verachten im letzten Lebensaugenblicke, wollte ich in knabenhafter Feigheit mich selbst morden. Ich will nicht verachtet, doch auch nicht bemitleidet sein; der Stachel meines Unglücks würde mich empfindlicher verletzen, wenn sich mir das Mitleid zum Gefährten aufdrängte. Durch meine Unachtsamkeit, meinen Leichtsinn habe ich ganz allein mein Elend verschuldet, drum muß ich's auch allein tragen, sollte es mich auch tief in den Staub beugen. So gewann er nach und nach die Fassung, sich mit sich selbst zu berathen, und schwamm auch noch die Zukunft wie eine unwirthbare, nebelumschleierte Küste, an der er Schiffbruch gelitten, vor seinen Blicken; war er auch nicht im Stande, den Pfad zu bestimmen, den er wandeln wollte, so war er doch fest entschlossen, das ihn betroffene Unglück gegen Jedermann zu verheimlichen, Kopenhagen schleunigst wieder zu verlassen und, wenn es irgend möglich, jedes Zusammentreffen mit seinen Verwandten zu vermeiden, so schwer und schmerzlich es ihm auch sein würde, darauf zu verzichten. Er war sein ganzes Leben hindurch nur beneidet und glücklich gepriesen worden, und er fühlte, daß ihn jedes Bedauern nur noch tiefer verwunden würde; Unterstützung und Wohlthaten aber von seinen Verwandten anzunehmen, würde sein bis zur Ueberspannung empfindliches Ehrgefühl in jeder Lage verschmäht haben. Deßhalb zögerte er auch nicht, in seiner gereizten Stimmung die Spuren seines Unheils zu vernichten. Hastig beugte er sich nieder, die verstreute Asche vom Boden aufzusammeln, und als er das Trümmerhäuflein seines zerstörten Glückstempels in der Hand hielt, fielen heiße Thränen darauf, die wahrlich nicht allein dem verlorenen Reichthume, sondern mehr noch Isabellens Briefen galten, welche ihm jahrelang ein heiliges Buch voll seliger Hoffnungen gewesen. Dann legte er die Asche in die Kassette, verschloß sie und warf sie hinaus in die Meereswellen mit den von Thränen erstickten Worten: So begrabe ich mein Glück für ewig! Fahre hin, mein holder Traum! —

Indessen war es lebendig auf dem Verdecke geworden; der Kapitän ließ die Anker lichten, —

mit frischem, günstigem Winde segelte die Brigg in den Sund hinein und befand sich, ehe die Mittagsstunde heranrückte, kaum noch eine halbe Stunde weit vom Hafen Kopenhagens entfernt. Waldemar hatte sich nicht auf dem Verdecke gezeigt, er war einsam in seiner Kajüte geblieben, in finsteres Hinbrüten versunken, und hatte die ihm wiederholt gebotenen Aufheiterungsmittel des Kapitäns bestimmt zurückgewiesen, so daß dieser, den jetzt die Fahrt durch den Sund zur größten Aufmerksamkeit verpflichtete und an's Verdeck fesselte, ihn endlich sich selbst überließ. Er saß lange Zeit, den Kopf in die Hand gestützt und bemerkte es nicht, daß ein großer, starker Mann zu ihm herantrat in leichter westindischer Kleidung. Sein Scheitel war mit kurzem kohlschwarzem, wolligem Haar bedeckt, und obgleich seine vorspringende Stirne, die kleinen funkelnden Augen, die breiten hervortretenden Backenknochen, die eingedrückte Nase und die dicken, wulstigen Lippen offenbar auf seine afrikanische Abkunft deuteten, so erinnerte doch wieder seine glänzend gelbe Hautfarbe daran, daß er nur der Mischlingsrace der Mulatten angehöre. Der Ausdruck seines Gesichtes versöhnte nicht mit dessen widerwärtiger Bildung, denn die finsteren, tiefen Züge, die unbeweglich eingeätzt schienen wie in eine broncene Büste, konnten keineswegs Vertrauen erwecken. Er mochte zehn Jahre älter sein als Waldemar, und indem er leise, aber hoch aufgerichtet auf den Tiefgebeugten zuschritt, schien es, als ob ihn irgend eine geheimnißvolle Gewalt über ihn erhebe, deren Anschein er jedoch zu unterdrücken suchte durch den unterwürfigen Ton, mit dem er die Worte sprach: „Wir nähern uns dem Hafen, Herr! Ich erwarte Befehle!"

„Ha, Du bist's, Erik!" rief Waldemar, aus seinen düsteren Träumen auffahrend, und blickte ihn lange in schmerzlicher Bewegung an. „Nichts von Befehlen!" fuhr er dann fort mit wehmüthigem Lächeln, „ich habe Dich zu bitten, daß Du mir, sobald die Brigg im Hafen Anker geworfen, ein Boot besorgst, unser Gepäck eilig ausschiffen läßt und mir an's Land folgst. Ein Wagen soll uns dann in ein abgelegenes, wenig besuchtes Gasthaus führen, denn ich denke nicht bei meinem Oheime abzusteigen."

„Sie wollen nicht im Hause Ihres Oheims wohnen?" fragte Erik in einem Tone, welcher Erstaunen ausdrückte; doch Waldemar entgegnete, kaum noch fähig, seinen gereizten Zustand zu unterdrücken, mit einem tiefen Seufzer: „Du hörst es! Erfülle meine Bitte und geh'!" Hierauf verbeugte sich der Mulatte und verließ schweigend die Kajüte, während seine Züge starr und unbeweglich blieben und auch nicht die leiseste Regung des Erstaunens ausdrückten, welches er durch seine Frage geäußert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Tausendfacher Kindermord.

Die Leser erwarten unter diesem Titel vielleicht eine Schilderung der teuflischen Verbrechen, welche, wie jüngst zu Tage gekommen, eine ungarische Frau, die berüchtigte Fabr in Rick, seit fünfzehn Jahren in Uebereinstimmung mit den betreffenden Müttern verübt hat, oder sonst eine Sensation erregende Kriminalgeschichte. Weder das Eine noch das Andere ist in diesem Artikel beabsichtigt. Es gibt noch eine andere Art von Kindermord als den, welcher kriminell geahndet zu werden pflegt: es kann ein Mord sein in der besten Absicht oder durch den kleinsten Verstoß. Ob die Wirkung dieselbe ist, darauf kommt es an.

Fort und fort sterben, besonders in den größeren Städten, eine Menge kleiner Kinder, von denen etwa Dreiviertel von ihren Eltern oder sonstigen Pflegern ermordet werden. Das klingt wohl paradox, ist aber dennoch keine Uebertreibung. Schlechte und allzukarge oder falsch gewählte Nahrung, falsche Behandlung und grobe Vernachlässigung, das sind die Mordwaffen, durch welche ohne Unterlaß Hunderte und Tausende von Kindern in raschen Tod gestürzt werden. Das Wie und Warum näher zu erörtern, ist der Zweck dieser Zeilen, und Die, welchen Kinder anvertraut sind, haben alle Ursache, ihnen Aufmerksamkeit zu zollen.

Eine kleine Schrift von Dr. med. Rudolph Dörger in Hamburg: „Die Wartung und Pflege kleiner Kinder; ärztliche Rathschläge für Mütter, insbesondere für Frauen aus dem Volke, nebst einem Anhang: Die „Krankheiten der Kinder" (Hamburg und Leipzig, J. F. Richter), welche wir bei dieser Gelegenheit als sehr vorzüglich empfehlen, sagt in Bezug auf die Sterblichkeit kleiner Kinder, es sei doch auffallend, daß eine unverhältnißmäßig große Menge von Kindern im ersten Lebensjahre wieder stirbt, wo doch die eigentlichen Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach, Keuchhusten, Bräune, fast noch gar nicht vorkommen. Wenn man die Sterbelisten durchsehe, so finde man, daß die meisten Kinder

an Krankheiten des Magens und der Gedärme gestorben sind, an Durchfall, Brechdurchfall, Darm- und Unterleibsschwindsucht. Der Verfasser ist nach seiner ärztlichen Erfahrung überzeugt, daß jährlich eine Masse solcher kleinen Kinder nur deßhalb wieder vom Leben scheiden müssen, weil sie nicht vernünftig, d. h. naturgemäß, behandelt worden sind. In Berlin, führt der Verfasser beispielsweise an, sterben nach dem amtlichen Civilstandsregister fast ein Drittel von allen neugeborenen Kindern im ersten Jahre wieder. In den Monaten Juni bis September komme außerordentlich häufig der Tod durch Brechdurchfall vor, und die Ursachen liegen fast durchgängig in der Verschuldung der Eltern und sonstigen Pfleger.

Die Geburts- und Sterbelisten von Leipzig zeigen ein noch grelleres Verhältniß. Nehmen wir die von den letzten vier Wochen (25. Juli bis 20. August), so finden wir 201 Kinder geboren und 152 gestorben. Von diesen 152 sind 129 unter einem Jahr, 16 bis anderthalb Jahr und 7 zu fünf Jahren. Weit mehr als die Hälfte (fünf Achtel) aller geborenen Kinder sind also innerhalb des ersten Lebensjahres wieder gestorben, und rechnet man füglich jene fünfzehn bis zu achtzehn Monaten dazu, so sind es sieben Zehntel.

Solch ein Sterbeverhältniß ohne grassirende epidemische Krankheiten ist geradezu haarsträubend und macht eine Mahnung an die Mütter zur gebieterischen Nothwendigkeit. Freilich ist in dieser Hinsicht von Aerzten und auf andere Weise schon oft gemahnt und gewarnt und leider Gottes tauben Ohren gepredigt worden. Das Gewissen vieler Menschen scheint heutigen Tages nicht besonders emgfindsam zu sein. Zwar beweinen selbst leichtsinnige Mütter ihre Kinder, wenn sie sie in den Sarg betten müssen, aber sie machen bei jedem neuen Kinde die alten Fehler wieder und so verlieren selbst ihre Thränen viel von ihrem Werthe und ihrer Weihe. Es gibt viele Mütter, die ein Dutzend Kinder zur Welt geboren haben und doch noch nichts von gesunder, vernünftiger Erziehung wissen oder zäh an alten Vorurtheilen festhalten, die dem Tode förmlich in den Rachen arbeiten.

Ein Theil der häufigen Todesfälle kleiner Kinder kommt jetzt allerdings auf Rechnung ihrer konstitutionellen Schwächlichkeit; denn wenn man auch nicht gerade behaupten wollte, daß unsere Groß- und Urgroßmütter im häuslichen Leben und in allen die Familie betreffenden Dingen erfahrener waren, so kümmerten sie sich doch mehr darum, warteten und pflegten ihre Kinder selbst, lebten einfacher und zurückgezogener und ihre Kinder hatten eine derbere Natur; aber die verzärtelten, durch allerlei üble Moden körperlich krank gemachten Frauen der Jetztzeit geben häufig ihren Kindern den Keim zu schlimmen Krankheiten mit als Erbtheil auf die Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Gesunder Schlaf.) Neulich legten sich in einem mährischen Orte zwei Ehegatten zur Ruhe, als inzwischen ein furchtbares Gewitter losbrach. Um halb 10 Uhr schlug der Blitz in den Rauchfang des Hauses, zertrümmerte diesen, fuhr in das Wohnzimmer, wo die beiden schliefen, hierauf durch die Mauer auf die Gasse und dann circa drei Schritt weiter noch einmal ins Zimmer, zertrümmerte hier einen Tisch und mehrere andere Gegenstände, ohne daß die Beiden erwacht wären. Der den Blitz begleitende Donnerschlag war so gewaltig, daß in dem gegenüber liegenden Häuschen ein Kind vor Schrecken in die Fraisen verfiel und eine Stunde später starb; aber auch vom Donner hörten die beiden Schläfer nichts! sie wunderten sich nur beim Erwachen am andern Morgen, wer ihnen solchen Schaden bereiten konnte.

Reelles Heirathsgesuch.

Ein junger Mann von unbeschollt'nem Rufe
Und nettem Aeußern, ohne sich zu loben,
Der in Bildung sich zur höchsten Stufe
Des feinen Tones kolossal erhoben, —
Kein Rittergut zwar hat und keine Hufe,
Doch rechnen darf auf Protektion von Oben, —
Wünscht eine Gattin für dies Erdenthal
Mit einem disponiblen Kapital.
Zum Ideal erkor er sich die Damen,
Die sich der holden Musenkunst ergeben,
Die von Romanen, Mondenschein und Dramen,
Nicht von kompakten Nahrungsstoffen leben;
Die, schön geschmückt mit einem Sylphennamen,
Aetherisch blos in Phantasieen schweben. —
O tönte ihm aus solchem Engels Mund
Ein süßes „Ja" zum zarten Seelenbund!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Dienstag, 21. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Erik war auf St. Thomas auf der Pflanzung Peter Alsson's geboren worden, und dieser hatte schon frühzeitig eine besondere Neigung für den Mulattenknaben gezeigt, hatte ihn aus der Taufe gehoben, ihn in der christlichen Religion unterrichten lassen und ihn überhaupt durch sorgfältigere Erziehung über die niedere Lebenssphäre anderer Kinder gleichen Ursprungs erhoben. Er wurde zu keiner Hausarbeit angehalten, weder als Sklave noch als Diener im Hause betrachtet und in Waldemar's erster Kindheit diesem schon als Spielgenosse, Gesellschafter und Beschützer zugesellt. Er hatte sich schon in seinen Knabenjahren stets finster und verschlossen gezeigt, doch niemals Ursache gegeben, an seiner Zuverlässigkeit und Treue zu zweifeln; ja, er hatte mehrmals durch kühne, entschlossene Thaten, welche für persönliche Aufopferungen gelten konnten, drohende Gefahren vom Haupte seines Schützlings abgewendet und sich diesem dadurch zur innigsten Dankbarkeit und zu einem unerschütterlichen Vertrauen verpflichtet. So war in späteren Jahren zwischen Beiden ein Verhältniß entstanden, welches sich vielleicht zum festen Bande reger Freundschaft ausgebildet hätte, wenn sich nur in ihrem Herzen harmonische Anknüpfungspunkte gefunden. Aber Waldemar's offenes, bald heiteres, bald sentimental schwärmerisches und die ganze Welt mit Wohlwollen umfassendes Gemüth konnte sich nie mit dem düstern, starren und verschlossenen Charakter Eriks vereinen, und dieser schien selbst durch nie verletzte Unterwürfigkeit und ein strenges Behaupten seiner untergeordneten Stellung jeder vertraulichen Annäherung geflissentlich zu widerstreben, obgleich er nicht selten eine geheimnißvolle Gewalt über seinen Gebieter, dem er sich freiwillig ganz ergeben hatte, auszuüben schien. Auf seinem Sterbebette hatte Peter Alsson den Mulatten seinem Sohne dringend empfohlen, und Waldemar säumte nicht, nach seines Vaters Tode dem treuen Gefährten seiner Jugend alle seine Entschlüsse und Pläne, die er für seine Zukunft entworfen, mitzutheilen und ihm von seinem Erbe eine kleine, in blühendstem Zustande sich befindende Pflanzung zu bieten, welche ihm reichliche Mittel geliefert hätte, sich ein häusliches Glück zu gründen. Allein zum ersten Male in seinem Leben zeigte Erik eine tiefe, innere Bewegung; mit allen Zeichen einer drückenden Seelenangst lehnte er das großmüthige Anerbieten ab und flehte mit stürmischer Gluth, ihn nicht zurückzulassen auf St. Thomas, sondern ihm zu vergönnen, ihn auch auf seiner ferneren Lebensreise begleiten zu dürfen. Waldemar, welcher hierin nur die treueste Anhänglichkeit erblickte, gab tiefgerührt seinen Bitten nach und versprach ihm heilig, auch im fernen Welttheile für die Gründung seines Lebensglückes Sorge zu tragen, sobald sich ihm Gelegenheit dazu bieten würde. Dieses Versprechen aber, an welches ihn jetzt der Anblick des Mulatten mahnend erinnert hatte, fiel ihm in der bittern Schreckensstunde schwer auf's Herz, denn er glaubte sich durch seine plötzliche Verarmung außer Stand gesetzt, jemals sein gegebenes Wort erfüllen zu können. Er bereute es bitter, ihn nicht gezwungen zu haben, auf der Insel zurückzubleiben und sich auf dem ihm gebotenen Grundstücke eine sichere Existenz zu bereiten; er sah sich aller Mittel beraubt, ihm seine jahrelange Anhänglichkeit vergelten und seines sterbenden Vaters dringender Empfehlung des treuen Burschen genügen zu können, und zum ersten Male empfand er jene eisigen Schauer, mit welchen der Fluch der Armuth das Herz des

Unglücklichen durchbebt. Die Salutschüsse des Wachtschiffes vor dem Hafen, welche von der Brigg erwiedert wurden, schreckten ihn endlich aus seinen düsteren Gedanken empor und er beeilte sich, sein Reisegepäck zu ordnen, um es ohne Aufenthalt mit sich an's Land nehmen zu können. Erik befand sich bereits auf dem Verdecke und ehe noch das Schiff vor Anker lag, bat er schon den Kapitän dringend, im Namen Waldemar's ihm ein Boot aussetzen zu lassen. Der Kapitän, welcher die Eile des jungen Mannes, mit welcher er die Brigg zu verlassen strebte, dessen sehnsüchtigem Verlangen, seine Verwandten zu umarmen, zuschrieb, gab augenblicklich die nöthigen Befehle, seinen Wunsch zu erfüllen; doch ehe die Matrosen noch im Stande waren, seinem Gebote zu genügen, legte schon eine zierliche Gondel an die Brigg an, und ein noch kräftiger, ziemlich wohlbeleibter Mann, der hochaufgerichtet darin stand, rief, nach freundlichem Gruße, dem Kapitän zu, ihm die Falltreppe herabzulassen. Dieser, welcher seinen Schiffspatron in ihm erkannte, leistete ihm selbst hilfreiche Hand, an Bord zu kommen, und kaum hatte Jans Eskild das Verdeck betreten und nach einem flüchtigen Blicke auf Segel und Takelage die Worte hingeworfen: „Willkommen, alter Freund! Glückliche Fahrt gehabt, wie ich sehe; Alles schmuck und sauber; freut mich!" als er auch mit lebhafter Ungeduld nach seinem Neffen fragte. Erik hatte diesen aber bereits von der Ankunft des Kaufmannes unterrichtet und beinahe zitternd ging Waldemar seinem Oheim entgegen, als dieser jetzt zu ihm in die Kajüte trat. Mit freudiger Rührung schloß Eskild den Verwaisten in seine Arme, und als er ihn, im Sturme seines überwallenden Gefühls, schluchzen hörte an seiner Brust, sprach er mit weicher Stimme zu ihm: „Ich verstehe Deine Thränen! Man lernt den Werth eines guten Vaters dann erst ganz schätzen, wenn man ihn verloren hat; drum weine Dich aus über Deinen Verlust und wenn Du ruhiger geworden, fasse Vertrauen zu mir; es wird nur von Dir abhängen, einen zweiten Vater in mir zu finden." Doch gerade diese liebreichen Worte, welche ihn beruhigen und trösten sollten, brachten den schmerzlichsten Eindruck auf ihn hervor, denn sein empfindliches Ehrgefühl widerstrebte dem offenen Vertrauen in Hinsicht seines Unglücks und sein Stolz empörte sich gegen den Gedanken: einen zweiten Vater zu suchen, um zugleich einen Ernährer in ihm zu finden. Nur mit Aufbietung aller seiner Seelenkräfte gelang es ihm, Fassung zu erringen,

deren er jetzt um so mehr bedurfte, da er seinen Plan, sich seinen Verwandten gänzlich zu entziehen, gescheitert sah und keinen erheblichen Grund fand, die dringende Einladung seines Oheims, ihm ungesäumt in sein Haus zu folgen, abzulehnen. So verließ er mit Eskild die Brigg und wurde von seiner Tante — einer jener heiter lebendigen, herzigen Frauen, deren innigste Gefühle stets in lauten Worten über ihre Lippen strömen — mit wahrhaftem Jubel empfangen. Zurückhaltender, obgleich mit ungeheuchelter Freundlichkeit, trat ihm Isabelle entgegen, und kaum hatte er das Ideal seiner glänzendsten Träume ins Auge gefaßt, als ihn auch das Gefühl der schmerzlichsten Vernichtung durchbebte und er sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte. Verschwenderisch hatte die Natur Isabelle mit blendender Schönheit geschmückt, um so vernichtender durchbebte ihn der Gedanke an die nothgedrungene, trostlose Entsagung seiner heißesten Wünsche, deren Ziel auf die Erwerbung ihrer Liebe gerichtet war. Verarmt, nur zum Genusse des Lebens erzogen, unbekannt mit jedem nützlichen Berufe, ungewohnt jeder Erwerbsthätigkeit, mußte jetzt seine Werbung um Isabellens Besitz als Spekulation des Verstandes, als ein Rettungsmittel aus tiefer Noth erscheinen, und alle seine edleren Gefühle sträubten sich mächtig dagegen, auch nur den Schein eines solchen Verdachtes auf sich zu laden.

Wenn ein unbewegtes, glückliches Leben plötzlich durch außerordentliche Ereignisse und Unglücksfälle unterbrochen wird, so verfallen wir gewöhnlich in eine Betäubung, welche uns wie im wachen Traume umherwandeln läßt, in dem wir Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nur durch einen düstern Schleier erblicken, hinter welchem sich unbestimmte Schreckbilder regen. Es bedarf dann oft eines neuen, tief in unser Leben greifenden Ereignisses, um uns aufzurütteln aus unserer Betäubung und uns die Wirklichkeit in grellem Lichte zu zeigen. Dies empfand auch Waldemar; denn nachdem sein Aufenthalt bei seinem Oheim bereits mehrere Tage gedauert, wandelte er immer noch umher, gleich einem Träumenden, unfähig, seine drückende Lage klar zu überschauen, unfähig, einen Entschluß für seine Zukunft zu fassen, so sehr er sich auch bemühte, die Kraft dazu aus seinem zerrissenen Herzen heraufzubeschwören. Der alte Eskild schüttelte bedenklich sein Haupt, wenn er alle seine liebreichen Tröstungen und Aufheiterungen mit finsterer Verschlossenheit oder einsilbiger Kälte erwiedert sah; die alte, gutherzige Tante, welche den Sohn ihres geliebten Bruders

mit Aufmerksamkeiten und Liebkosungen überhäufte, suchte seine Theilnahmlosigkeit durch die tiefe Trauer um den Verlust seines Vaters zu entschuldigen, welche noch seine ganze Seele erfüllte; Isabelle aber, die sich mit auffallender Aengstlichkeit von ihm gemieden sah, bekannte sich im Stillen, daß sie sich in allen Erwartungen, die sie von ihm gehegt, getäuscht gefunden. — Der Lieblingsplan ihrer Eltern, sie mit Waldemar zu verbinden, war ihr nicht verborgen geblieben; doch hatten ihr dieselben, die mit der zärtlichsten Liebe an ihr hingen, Jahresfrist gewährt, um ihren Cousin kennen zu lernen, um ihr Herz und das seinige zu prüfen, und hatten ihr dann freie Wahl zugesichert. Isabelle hegte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede konventionelle Ehe, die sie als eine Entwürdigung des Weibes wie des Mannes, als schamlose Entweihung eines der heiligsten Lebensverhältnisse betrachtete; und schon dies hatte sie gegen den Lieblingswunsch ihrer Eltern gestimmt und sie gegen die erwarteten Bewerbungen Waldemar's eingenommen. Sie verlangte reine, von keiner unlautern Quelle getrübte Liebe von dem Manne, dem sie die edelsten Pflichten des Weibes widmen sollte; sie verlangte, daß er ihrer innigen Hochachtung, ihrer heißen Gegenliebe würdig sei, und würde in diesem Falle auch dem Aermsten ihre Hand geboten haben. Mehrere ernstliche Werbungen hatte sie bereits entschieden zurückgewiesen und sich auch jetzt ernstlich vorbereitet, mit klarem Blicke Herz und Geist ihres Cousins zu prüfen, ehe sie ihm auch nur die mindeste Hoffnung gäbe auf einen festeren Verein. Sie hatte erwartet, er würde die Rechte naher Verwandtschaft zu einer vertraulichen Annäherung benutzen und wenn er die Wünsche ihrer Eltern theile, sie ihr offen bekennen; um so mehr befremdete sie die so sichtbar erzwungene Zurückhaltung und sie fühlte sich beinahe verletzt durch sein ängstliches Ausweichen, sein abgemessenes, kaltes Benehmen, wenn sie der Zufall allein zusammenführte. Als Gast ihres Hauses begegnete sie ihm mit der freundlichsten Aufmerksamkeit, bemühte sich, die Saiten seines Herzens anzuschlagen, doch nur ein dumpfer, unbestimmter Ton, wie aus verstummtem Instrumente, wurde ihr zur Antwort. Sie erinnerte ihn an ihren Briefwechsel, zeigte ihm seine Briefe, die sie wohl verwahrt hatte, fragte scherzend nach dem Bilde, das sie ihm als Kind gesendet, doch dies Alles vermochte nicht, seine verschlossene Brust zu öffnen; erbleichend wendete er sich ab von ihr, und unverständliche Entschuldigungen stammelnd, verließ er sie in sichtbarer Aufregung. Jetzt glaubte sie entscheiden zu können, daß er entweder gänzlich unfähig sei, Gefühle zu äußern, oder irgend ein finsteres Geheimniß ihn von ihr zurückscheuche und sein Herz vor ihr verschließe. In beiden Fällen konnte er den Anforderungen, welche sie bei einer Gattenwahl für unerläßlich hielt, nicht entsprechen, und sie bedauerte bereits im Stillen, dem Lieblingswunsche ihrer geliebten Eltern nicht genügen zu können. Indessen erregten doch die tiefen Leidenszüge seines edlen Gesichts, die finstern Wolken geheimnißvollen Kummers auf seiner Stirne ihr inniges Mitgefühl, so daß sie ihm auch ferner mit der freundlichsten Huld begegnete, und ihn oft, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit der gespanntesten Theilnahme beobachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Tausendfacher Kindermord.

(Fortsetzung.)

Damit indeß nicht genug. Wir wollen nur einige der gröbsten Fehler erwähnen. Die Mutter stillt ihr Kind selbst und glaubt damit Alles gethan. Sie ergibt sich den heterogensten Genüssen, sie ist die beständigste Begleiterin ihres Gatten in die „Kneipe“. Das Kind wird einige Stunden einer unachtsamen, schläfrigen Wärterin überlassen und hat sich durch Schreien entsetzlich echauffirt, wenn seine Mutter, angefüllt mit schwerem Bier oder sonst erhitzenden Getränken, oder durch Eis, Limonade, schlecht gegohrenes Weißbier, Kuchen rc. mit vollständiger Diarrhöe beglückt, heimkehrt. Jetzt bekommt das Kind sogleich die Brust — es muß ja beruhigt werden! Wenige Stunden darauf liegt es in Krämpfen oder hat einen lebensgefährlichen Durchfall. Was bei der Mutter als eine kleine Ueblichkeit vorübergeht, führt bei dem schwachen Geschöpfchen zum Tode.

Im Handumdrehen ist solch ein Kindchen aus der Welt. Es wird z. B. mit der Saugflasche und Kuhmilch aufgezogen. Ein Gewitter oder sonst schwüle Luft hat die (schon am frühen Morgen durch den Milchmann gefälschte) Milch in Gährung versetzt, sie ist aber noch nicht sauer genug, daß diese glaubte, sie sei bereits gefährlich. Das arme Kind genießt diese Milch und — der Brechdurchfall ist fertig.

Ein weiteres Beispiel, streng nach dem Leben. Es ist schönes warmes Wetter. Eine schöngeistige,

redselige, etwas vergnügungssüchtige Mutter zieht Nachmittags mit ihrem einzigen Kinde von zehn bis zwölf Monaten, ihrem herzigen Lieblinge, in Begleitung eines Dienstmädchens nach einem öffentlichen Biergarten. Das Kind wird mit der Flasche genährt. Man füllt eine solche vor dem Abgang mit warmer Milch als Reserve für das Kind. Die Milch wird inzwischen kalt.

Die Mutter läßt sich Kuchen und süßes, schäumendes Weißbier geben, es sticht in die Nase wie mit Nadeln — eine wahre Pracht von kühlendem Getränk! Das Kind, ein äußerst lebhaftes Geschöpfchen, sieht den Kuchen und das Bier, natürlich verlangt es danach und natürlich bekommt es davon. „Ein ganz klein Wenig wird ja wohl nichts schaden!" sagt die liebende Mutter beschönigend.

„Wir wollen dem Engel nur den Willen thun!" Der Engel bekommt denn ein Schlückchen und ein Stückchen, unversehens auch Verdoppelung der Libation. Darauf wird es so munter und aufgeräumt. Die Mama ist selig. Nachher wird das Kleine der Wartung des Mädchens überlassen. Diese entfernt sich, um mit einer Gefährtin ungestörter plaudern zu können, möglichst weit aus dem Gesichtskreise ihrer Gebieterin, sie läßt das Kind herunter, wobei die Kleidchen in die Höhe geschoben werden, sie setzt es wohl gar auf die nackte Erde.

Der kühle Abend naht, da kommt der Herr Gemahl aus dem Geschäft, um die Familie abzuholen. Natürlich muß man um seinetwillen noch ein Stündchen aushalten! Inmittels erhält das Kind, welches durstig geworden und doch kein Bier mehr haben soll, die kalte Milch.

Mitten in der Nacht schreit es auf, zieht die Beinchen an, krümmt sich und ist nicht mehr zu beruhigen. Eine starke Diarrhöe stellt sich ein. Es erhält warme Milch, warmen Thee bis zum andern Tage — das Uebel wird schlimmer und schlimmer. Man ruft den Arzt und dieser verordnet auch, aber es wirkt nicht. Der Durchfall folgt Schlag auf Schlag, Händchen und Füßchen sind eisig kalt, das Gesicht blaß, das Auge matt und gebrochen. Das Kind schreit und schreit und verlangt zu trinken. Man gibt ihm endlich in der Verwirrung und Verzweiflung kaltes Wasser — Alles vergeblich! Binnen sechsunddreißig Stunden ist es eine todte Leiche, lediglich in Folge einiger Tropfen Weißbier, die noch dazu mit Milch in Vermischung gekommen sind.

Zur Zeit der Obstreife der Kirschen, Pflaumen und Birnen herrscht ein wahrer Wahnsinn unter den Müttern, selbst unter solchen, die auf Bildung Anspruch machen, ihren kleinen Kindern, namentlich denen, die mit der Flasche genährt werden, und schon etwas Festes zu essen bekommen, Obst zu reichen. Zwar ist es nur eine Kirsche, nur eine Birne, eine Aprikose, höchstens Zwei — und sie sind ja so schön reif! — aber die Folge ist ein unbesieglicher Durchfall und schmerzhafter Tod. Es ist hier nicht die Rede von vereinzelten, sondern Hunderten von Fällen. Wohin man blicken mag in den Monaten Juni, Juli, August, überall sieht man kleine Kinder mit Obst in den Händchen, oft mit halbreifem Obst; gleichviel ob reif oder unreif, alles Obst ist tödtliches Gift für dieselben, und von zwanzig Todesfällen in den genannten Monaten kommen gewiß mindestens fünfzehn auf den Obstgenuß. Ist das denn nicht der veritable Mord?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Unbestreitbares Eigenthum.) Zwei Männer, von denen der eine sehr wohl beleibt war, disputirten mit einander, wobei — wie es gar oft geschieht — ohne jede Beziehung auf den Gegenstand des Disputs — der magere dem fetten seine Beleibtheit vorwarf, indem er ihm bemerkte: „Sie mit Ihrem dicken Bauch!" Der aber — nicht blöd, und dabei recht stolz auf seine Korpulenz, entgegnete darauf: „Was geht Sie denn der Bauch an? — der Bauch ist mein! — Dagegen konnte nun der andere nichts mehr sagen.

* (Advokat und Schuster — wie reimt sich das zusammen?) Ein Schuhmacher verklagte einen Handelsmann beim Landgerichte auf Zahlung von 4 fl. 30 kr. für ein ihm geliefertes Paar Stiefel. Der Handelsmann lächelte vor sich hin, als der Kläger sein Begehren vortrug, und — aufgefordert vom Richter, sich über die Klage zu erklären — bemerkte er: „Herr Friedensrichter, das ist ein Schuhmacher, wie ein Advokat!" — Der Richter fragte: „Wie so das?" — Antwort: „Er schafft nur gegen Vorschuß, ich mußte ihm jede bestellte Arbeit, im Voraus bezahlen, so auch die in Frage stehenden Stiefel."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Donnerstag, 23. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Ein entfernter Anverwandter Eskilds war in dessen Hause heimisch. Er nannte sich Alfred Birger, war Offizier, jung und liebenswürdig. Zwischen ihm und Isabelle schien ein vertrauliches Verhältniß zu bestehen; er beschäftigte sich, so oft er kam, vorzugsweise mit ihr; ja man sah ihn sogar zuweilen heimlich flüsternd mit ihr allein. Auch Waldemar konnte dies nicht entgehen und zu der schmerzlichen Folter der Entsagung gesellten sich nun auch noch die giftigen Schlangenbisse der Eifersucht, denn er glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß es Alfred schon früher gelungen sei, Isabellens Herz zu gewinnen, und daß Beide bereits, wenn auch noch insgeheim, ein zartes Bündniß geschlossen.

So saß Waldemar eines Abends — wenige Tage nach seiner Ankunft — in dem an seines Oheims Hause gelegenen Garten, einsam und schmerzerfüllt, denn er hatte soeben einen tieferen Blick in sein Herz geworfen und sich überzeugt, daß die zarte, schwärmerische Neigung, welche er seit seinen Knabenjahren für Isabelle genährt, sich wirklich zur leidenschaftlichen Liebe umgewandelt hatte, seitdem er in ihrer Nähe athmete. So weit er aber auch seine Blicke umherschweifen ließ, so schimmerte ihm doch nirgends — selbst wenn ihr Herz noch frei war — auch nur die leiseste Hoffnung auf ihren Besitz. Eskild war Kaufmann und bei allen seinen guten Eigenschaften legte er doch einen so hohen Werth auf Reichthum und Besitz, daß ihm ohne dieselben ein dauerndes Lebensglück kaum denkbar schien; er würde den gänzlich verarmten Neffen vor Mangel geschützt, mit Wohlthaten überhäuft haben, so lang er deren bedurft hätte; aber ob er den Plan, ihn mit seiner Tochter zu verbinden, auch jetzt, nach Verlust seines väterlichen Erbes, noch immer wünschenswerth gefunden, stand zu bezweifeln. Von Isabellens edlen Gesinnungen, mit welchen sie den Werth des Mannes nicht nach seinen Schätzen beurtheilte, ließ sich erwarten, daß sie auch dem *armen* Waldemar ihre Hand gereicht hätte, wenn es ihm gelungen wäre, ihre Liebe zu erringen; aber sein Ehrgefühl mußte ihn zurückscheuchen, auch nur die leiseste Werbung um ihre Gunst zu wagen, denn die mögliche Mißdeutung einer solchen Annäherung ließ ihn schon erröthen, und der Entschluß, ihre bezaubernde Nähe für immer zu fliehen und sich mit seiner Armuth in irgend einem Winkel der Erde zu verbergen, befestigte sich immer mehr in seinem Innern. Morgen wollte er ihn schon ausführen, und es galt nur noch irgend einen haltbaren Grund zu ersinnen, womit er seine liebreichen Verwandten wegen seiner plötzlichen Abreise beruhigen konnte. Auch dieser war endlich gefunden und im Vorgefühle des schmerzlichen Abschieds für's ganze Leben zog er Isabellens Kinderporträt hervor, bedeckte es mit glühenden Küssen und flüsterte ihm die heißesten Glückwünsche zu, die er mit der innigsten Zärtlichkeit in seinem blutenden Herzen für sie hegte. Er saß in einer dichtbelaubten, von Weinreben und Rosen gebildeten Laube und glaubte sich einsam und unbemerkt. Doch Isabelle hatte ihn aus dem nahen Pavillon schon längst, hinter einer Gardine versteckt, heimlich beobachtet, und als sie nun seine schmerzliche Bewegung erkannte, als sie die glühende Verehrung wahrnahm, die er dem Medaillon widmete, dessen Gemälde sie aber weder erkennen, noch die Worte, die er ihm zuflüsterte, verstehen konnte, glaubte sie plötzlich das Räthsel seines Trübsinns und seines ängstlichen Ausweichens, so oft sie sich ihm näherte, gelöst zu haben.

Sie wußte, daß der Wunsch ihrer Eltern, sie mit Waldemar zu verbinden, auch von seinem Vater innig getheilt worden war; sie hielt es deßhalb für wahrscheinlich, daß dieser auf seinem Sterbebette den Sohn ernstlich verpflichtet hatte, um ihre Hand zu werben, daß den Verwaisten nur kindliche Pietät nach Kopenhagen geführt, daß er aber die Verpflichtung, welche ihm der Sterbende auferlegt, jetzt als eine drückende Last empfinde, weil er schon in seiner überseeischen Heimath zärtliche Bande geknüpft. Es schien ihr dies Alles so natürlich, daß sie auch nicht den mindesten Zweifel hegte, die Auslegung seines räthselhaften Benehmens der Wahrheit gemäß getroffen zu haben. Er war in sichtbare Verlegenheit gerathen, als sie ihn an ihren Briefwechsel, an das ihm gesendete Bild erinnerte, denn er trug das Porträt der fernen Geliebten an seinem Busen. Sie malte sich mit den lebhaftesten Farben den schweren Kampf, den, wie sie glaubte, seine Leidenschaft mit den Mahnungen seines Gewissens kämpfen mußte, und war schnell entschlossen, diesen qualvollen Streit in seiner Brust zu beschwichtigen und ihn seiner Verpflichtungen durch eine Erklärung zu entbinden. Nicht die leiseste Ahnung ihrer Täuschung bewegte ihre Seele, sie war überzeugt, die schmerzliche Bewegung des Trauernden tief durchschaut zu haben, und der Gedanke, den Tiefgebeugten aufrichten, ihm den gestörten innern Frieden wiedergeben zu können, erfüllte sie mit der innigsten Freude. Sie verließ den Pavillon und ging auf die Laube zu, in welcher Waldemar Platz genommen, der sie auch erst bemerkte, als sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war und bei ihrem Anblicke in sichtbarer Verwirrung das Porträt, welches er noch immer in der Hand hielt, schnell verbarg. Unbefangen ließ sie sich an seiner Seite nieder und traulich seine Hand ergreifend, blickte sie ihm mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme in die noch thränenfeuchten Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Tausendfacher Kindermord.

(Schluß.)

Bei ärmeren Leuten ist es förmlich Sitte, Obst und Brod, weil es das Billigste ist, ihren Kindern als Nahrung zu verabreichen. Zunächst erhalten es allerdings nur die größeren, aber die kleinen wollen nicht leer ausgehen und empfangen immer genug, um daran sterben zu können. Und unter welcher Aufsicht befinden sich häufig die kleinen Kinder armer Leute? Schauen wir uns um, wir können uns aller Orten überzeugen. In einem alten, ruinösen Wägelchen liegt solch ein kleines elendes Wesen, blaß, mager, mit dem Kopfe tiefer als den Beinchen, die Augen dem vollen Strahl der Sonne ausgesetzt, der Leib entblößt. In dem welken Händchen hält es eine unreife Frucht, an welcher es gierig nagt.

Einige Schritte davon entfernt spielt unachtsam sein sechs-, siebenjähriges Brüderchen oder Schwesterchen, dem seine Wartung überlassen ist. Und wo sind die Mütter? Sie müssen bei fremden Leuten waschen, nähen, scheuern, oder auf dem Felde arbeiten, oder zu Markt mit Hökerkram sitzen — sie haben keine Zeit ihre eigenen Kinder zu pflegen. Vielleicht ringt, wenn sie Abends heimkehren, ihr Jüngstes bereits mit dem Tode!

Noch schlimmer sind die Kindlein daran, welche von gewerbsmäßigen Ziehmüttern ihr Loos empfangen. Diesen Subjekten, in deren Seele oft kein Funke von Muttergefühl lebt, kommt es nur darauf an, aus dem ohnehin kargen Erziehungsgelde, welches sie erhalten, den möglichst größten Gewinn zu ziehen. Die kümmerlichste und unpassendste Nahrung, wie Schwarzbrod, Kartoffeln, Grünkohl, Cichorienkaffee rc., wird aus ihren frevelhaften Händen den unglücklichen Kleinen verabfolgt. Das Kindesleben hält, gleich einem Bande, so lange, bis es reißt. „Gut, daß der Balg todt ist, ich hatte so keinen Nutzen davon!" heißt es dann nicht selten.

Meist sind diese Ziehkinder von unverheiratheten Müttern, die froh sind, wenn ihr Würmchen stirbt; sie brauchen dann nicht mehr zu zahlen, athmen wieder auf, fühlen sich wieder frei und stürzen sich aufs Neue mit wilder Hast in den Cancan des Vergnügens. Die Mehrzahl der Ziehkinder solcher Art stirbt noch im ersten Lebensjahre wieder an schlechter Auffütterung, Schmutz und Verwahrlosung aller Art. Vor dem Gesetz sind ihre Mütter und Pflegerinnen freilich keine Mörderinnen, aber vor Gott!

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß es eine kleine Zahl von Ziehmüttern gibt, welche ihre Pflicht in ausgezeichneter Weise erfüllen und mit wahrer Selbstaufopferung Mutterstelle an den Kindlein vertreten.

Ein Fluch für die kleinen Kinder sind heutigen Tages auch schlechte Dienstmädchen. Fast unter den Augen ihrer Herrschaften begehen diese die gröbsten Verstöße gegen das Wohlsein der ihnen anvertrauten Kinder, weit mehr aber hinter deren

Rücken. Um ungehindert mit ihresgleichen oder mit jungen Männern plaudern zu können, oder auch nur um ihrer Trägheit zu fröhnen, setzen sie die Kinder an die Erde, unbekümmert darum, ob diese sich durch Erkältung, oder durch Verschlucken eines Steines (was nicht selten geschieht) den Tod oder durch heftiges Schreien eine unheilbare Krankheit holen. Werden die sauberen Wärterinnen aber gar durch die Lebhaftigkeit oder das Schreien der Kinder inkommodirt, so sind körperliche Mißhandlungen die Folge. Täglich kann man, bei nur einiger Aufmerksamkeit, das nichtswürdigste Verfahren solcher ungetreuer Miethlinge gegen die Kleinen beobachten, welche doch die liebsten Schätze der Ihrigen sind, und leider kümmern sich die Mütter gar wenig darum, was ihre Dienstmädchen mit den Kindern treiben; sie lassen diese Stunden lang hinausziehen, und wenn sie zurückkehren, wird durch ihre Heuchelei auch das Schlimmste, was geschehen, mit möglichster Behutsamkeit vertuscht. Madame dünkt sich zu vornehm, oder hat mit ihrer Toilette viel zu viel zu thun, als daß sie ihr Mädchen persönlich begleitete oder von Zeit zu Zeit kontrolirte. Wer heutzutage aber darauf baut, daß die weiblichen Miethlinge, namentlich die jungen, die ihnen anvertrauten Kleinen mit einer Art mütterlicher Sorgfalt, oder wenigstens mit humaner Aufmerksamkeit behandeln, ist in der Regel übel daran.

Freilich liest man oft, wenn plötzlich kleine Kinder gestorben, die sonst völlig gesund waren, in den wohlstylisirten Todesanzeigen: „Es hat Gott gefallen ꝛc.", oder: „Gott nahm uns ꝛc.", dies ist aber nur eine Redefigur, womit man dem lieben Gott die eigene schwere Schuld aufbürden will. In Wahrheit hat eine unwissende oder leichtsinnige Mutter, oder ein Bösewicht von Magd das kleine Wesen auf dem Gewissen.

Eine überzeugende Bestätigung des elterlichen Verschuldens bei Krankheit und Tod von Kindern liegt in dem soeben veröffentlichten Resultate der Poliklinik für Kinderkrankheiten zu Leipzig (1868—69.) Es wurden 531 kleine Patienten behandelt, von denen 373 an Lähmung, Epilepsie, Augenentzündungen, Katarrhen der Gehörwerkzeuge, Nasenkatarrh, Carfunkeln, Herzbeutelentzündung, Lymphgefäßentzündung und Abscessen, Mandelentzündung, Bräune, Halskatarrh, Keuchhusten, Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, Lungenschwindsucht, Entzündungen und Katarrhen der Schleimhäute, des Mundes und Halses, des Magens, der Gedärme, Verwundungen, Verbrennungen, Rose, Ausschlägen und Abscessen, Knochen- und Gelenkkrankheiten ꝛc. litten, und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der allergrößte Theil davon durch falsche und üble Behandlung vom ersten Augenblicke der Geburt an krank geworden sind. Bei allen rheumatischen und katarrhalischen Uebeln ist dies so gut wie gewiß.

Möchte doch in dieser Beziehung bald eine Wendung zum Bessern eintreten! Die Welt liegt im Argen, aber Nichts ist ärger, als die jetzige Beschaffenheit der Kinderbehandlung und Kinderpflege. Welche Grausamkeit, ein so junges, harmloses und hilfloses Wesen zu kränken, zu mißhandeln oder durch Vernachlässigung elend zu machen, ja um's Leben zu bringen! Mögen Diejenigen, welche solche Grausamkeiten auf ihr Gewissen laden, eingedenk sein, daß einmal im Leben doch die Reue mit tausend Qualen über sie kommt, sei es auch erst im tiefsten Unglück, oder auf dem Sterbebette. Dann gibt es für sie keinen Trost, der zarte Kindesmund kann ihnen nicht einmal beruhigend sagen: „Ich verzeihe Dir!"

Wir lassen hier noch einige Regeln über die Behandlung und Pflege kleiner Kinder folgen, indem wir dabei die schon oben erwähnte Schrift von Dr. Dörger, sowie ein neues, soeben in Heften à 6 Ngr. erscheinendes Werk des Dr. Hermann Klencke: „Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit ꝛc." (Leipzig, Eduard Kummer) theilweise zu Grunde legen.

Eine Mutter, welche ihr Kind selbst stillt, hat sich vor Erkältung und Diarrhöen zu hüten; sie darf dem Säugling mit der Muttermilch nicht die höchst nachtheiligen Folgen von heftigen Aufregungen, Leidenschaften, Sorge, Aerger, Schreck, Furcht ꝛc. einflößen. Jähzornige Frauen, sagt Dr. Klencke, die keine sittliche Kraft der Mäßigung haben, sollten gar nicht stillen. Säuglinge bekommen durch sie öfter gefährliche Konvulsionen und den Keim des Todes. Eine stillende Mutter soll weder erhitzende Gewürze, wie Pfeffer, Senf, Kümmel, Zimmet, Vanille, Muskatnuß, Saffran, Nelken, noch undurchschlagene Hülsenfrüchte, Knoblauch und Zwiebeln, Kohl, Sauerkraut, Salate, Rüben, rohe Aepfel, Aprikosen, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Stachel- und Johannisbeeren, Quitten, Gurken, Melonen, sauer eingemachte Früchte, rohen Essig, Meerrettig, Rettig, Petersilie, noch Kuchen und Pasteten, sehr fette Fleischspeisen, Lachs, Aal, Krebse, noch Häringe, Pökelfleisch, geräucherte Wurst, Eis, scharfen Käse, noch schwere bittere Biere, moussirendes Weißbier, Champagner, Selterserwasser, Brause-Limonaden,

Liqueur, Punsch und andere Spirituosen genießen. Dafür stehen ihr frei: gut ausgebackenes Brod, leichte Mehlspeisen, Gries, Reis, Sago, Kartoffeln, leichtes Bier, Eier, Blumenkohl, Möhren, Spinat, Pastinaken, Nudeln, grüne Bohnen, Zuckererbsen, durchgeschlagene Hülsenfrüchte, gekochtes Obst, Erdbeeren, Kalb-, Rind-, Hammel-, Hasen-, Hühner-, Taubenfleisch, mageres Schweinefleisch, frische Wurst, Forellen, Weißfisch, Schellfisch, Hecht, frische Butter, Zuckerwasser, Warmbier, Thee und Kaffee (ohne Cichorie) mit viel Milch, Buttermilch, Cacao, Chokolade ohne Gewürz, Bouillon, leichter Wein mit viel Wasser. Vor Allem werden von gewiegten Aerzten Milch und Milchspeisen als vortheilhaft empfohlen.

Kinder, welche mit der Saugflasche aufgezogen werden müssen, dürfen nie säuernde Milch erhalten. Es muß darauf gesehen werden, daß die Milch unverfälscht und unabgeschöpft ist. Um sie im Sommer besser vor dem Sauerwerden zu schützen und für den zarten Kindesmagen angenehmer zu machen, empfiehlt Dr. Dörger die Beimischung von gereinigtem kohlensaurem Natron (was gleich bei der ganzen Milch geschehen kann), und zwar kann dies Mittel gleich für 8—14 Tage vorbereitet werden, in dem man ½ Loth oder 5 Gramm gereinigtes kohlensaures Natron in 20 Loth oder 200 Gramm Wasser auflöst, in ein reines Glas füllt und wohlverschlossen hält. Zu jeder Flasche Milch, welche das Kind bekommt, wird ein Theelöffel voll dieser Flüssigkeit zugefügt. Soll das Mittel gleich der ganzen Tagesmilch beigemischt werden, so nimmt man so viel Löffel voll, als die Quantität Saugflaschen voll ausmacht.

Die Milch für die Saugflasche muß außerdem mit ein wenig Zucker versüßt und in den ersten vier Monaten mit 8 bis 3 Grad Wasser zu 4 bis 9 Grad Milch verdünnt werden. Statt des reinen Wassers kann auch mit Vortheil dünner Arrowrootschleim genommen werden, indem man einen gestrichenen Theelöffel voll Arrowroot in einem reinen Topf mit etwas kaltem Wasser anrührt, dann unter beständigem Umrühren vier Tassen kochendes Wasser aufgießt und dies leicht aufkochen läßt, bis die Flüssigkeit völlig klar und durchsichtig ist.

Wird das Kind entwöhnt, so erhält es theils reine abgekochte Milch, theils dünnen Griesbrei mit Milch, theils in Milch erweichten Zwieback, später auch Sagosuppe, gute leichte Biersuppe mit etwas Eigelb, seimische Kalbfleischsuppe, vor Allem aber Milch und Milchspeisen; bis zum Ablauf des zweiten Jahres aber weder Kartoffeln, noch Schwarzbrod, noch Kuchen, Obst und sonstige Speisen und Getränke, welche für Erwachsene bestimmt sind.

Leiden kleine Kinder an hartnäckiger Verstopfung, so wirkt ein kleines Lavement mit lauem Wasser und etwas Oel gesünder als Rhabarbersaft; bei ganz leichten Diarrhöen genügt etwas Kinderpulver mit ein wenig Rothwein, oder Rothwein für sich, 10—20 Tropfen in einem Theelöffel Wasser, und eine Leibbinde oder ein Umschlag mittels eines in lauwarmes Wasser getauchten, wieder ausgedrückten und vierfach zusammengelegten leinenen Tuches, mit Flanell zugedeckt; stärkere Diarrhöen mildern sich durch ein Lavement von dünnem Amidamkleister oder Arrowrootschleim, bei Wechsel der gewöhnlichen Nahrung mit Haferschleim, Fleischsuppe, Liebigs Fleischextrakt mit etwas Rothwein.

Unreinigkeiten sollen an kleinen Kindern nicht geduldet werden, auch nicht die sogenannte Gesundheitsborke auf dem Kopfe — die blödsinnigste Erfindung alter Weiber! — sondern sind, durch tägliches Baden in lauem Wasser stets sauber zu halten. Dann werden die kleinen gedeihen und bei sonstiger Vorsicht mancher Mutter großer Schmerz und drückendes Schuldbewußtsein erspart werden.

Mannigfaltiges.

: (Schwäbischer Gefangenen-Transport.) Vor langen Jahren kam einmal ein schwäbischer Landjäger (Gendarm) zum Amt mit einer Schelle am rechten Arm, an welcher noch das Stück einer zerbrochenen zweiten Schelle hing. Der Amtmann fragt ganz verwundert, was dieser Aufzug bedeute, und erhält von dem Landjäger in weinerlichem Tone die Auskunft: er habe sich mit einem Hauptstrolchen, um ihn besser transportiren zu können, zusammen schließen lassen; nun habe dieser unterwegs seine Kette zersprengt, da er ein sehr starker Mann sei, und dann das Weite gesucht, ohne daß er an einem oder dem andern gehindert werden konnte; darum präsentire sich der Landjäger allein beim Amt, um den Vorfall anzuzeigen. — Der alte Polizeidiener S. in B. hat das besser gemacht; der hatte sich auch mit einem Arrestanten auf dem Transport nach G., dem Kantonsorte, zusammenketten lassen, brachte aber denselben glücklich an Ort und Stelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Samstag, 25. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

„Ein schwerer Kummer drückt Sie, lieber Waldemar," begann sie mit sanfter Stimme, „und er muß zugleich geheimnißvoller Art sein, weil es während Ihres Hierseins weder meinen guten Eltern noch mir gelingen konnte, Ihr Herz uns zu eröffnen und Ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich will auch jetzt allen Ansprüchen auf vertrauliche Mittheilung entsagen, denn ich glaube bereits die verborgene Quelle Ihrer Leiden errathen zu haben und bin deßhalb vielleicht im Stande, durch ein freimüthiges Geständniß den Schleier Ihrer Zukunft zu lichten und Ihnen eine heitere Aussicht zu bieten. — Der Wunsch meiner Eltern — und wenn ich nicht irre — auch der Ihres verstorbenen Vaters, hatte uns Beide bestimmt zu einer innigeren Vereinigung für dieses Leben; mir jedoch haben meine gütigen Eltern eine Prüfungszeit und eine freie Wahl meines Herzens eingeräumt. Hat nun vielleicht Ihr sterbender Vater Ihrer Neigung strengere Fesseln angelegt und Ihnen die Werbung um meine Hand zur heiligen Verpflichtung gemacht, so glaube ich Sie davon entbinden zu können durch die Erklärung, daß ich bereits vor Ihrer Ankunft mein Herz unwiderruflich verschenkte, daß ich Ihnen also auf Ihre Werbung nur die Hand der Freundschaft bieten könnte. Ihr Gewissen wird hierdurch befreit von jeder Pflichtverletzung, denn ich allein bekenne mich des Zurücktritts für schuldig und es ist besser so! Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist auch Ihr Herz bereits gebunden und Ihre sehnsüchtigen Blicke schweifen zurück nach dem fernen Vaterland. Warum sollten wir also nicht einen martervollen Zustand, der doch nimmer zu einem günstigen Erfolge für die Wünsche unserer Väter führen würde, aufheben und uns gegenseitig unsere volle Freiheit wiedergeben? Nur noch kurze Zeit wird es nöthig sein, mein Verhältniß meinen guten Eltern zu verbergen und dann —"

Sie vollendete ihre Rede nicht, denn als sie jetzt erst ihre Augen wieder zu Waldemar erhob, bemerkte sie die entsetzliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht war todtenbleich geworden, seine Augen starr und glanzlos, seine Züge schmerzlich verzerrt, die Hände zuckten konvulsivisch und schwerer Athem hob seine Brust. So furchtbar hatte ihn Isabellens Geständniß ergriffen, obgleich er einen bereits geschlossenen Herzensbund längst geahnt hatte. Er saß neben ihr, ein Bild trostloser Verzweiflung. Isabelle hatte einen offenen Erguß seiner Empfindungen, lebhafte Zeichen der Freude und des Dankes erwartet auf ihre Erklärung, durch welche sie ihn von drückenden Verpflichtungen zu befreien und ihm die Freiheit, seiner Herzensneigung zu folgen, wiederzugeben glaubte; um so lebhafter zeigte sich jetzt ihre Bestürzung über den sichtbar schmerzhaften Eindruck, welchen ihre Worte auf ihn hervorgebracht hatten. Erfüllt von der innigsten Theilnahme, ergriff sie seine zitternde Hand auf's Neue und bat ihn angstvoll und dringend, ihr zu vertrauen, damit sie es versuchen könne, ihm Trost zu bieten. Da drückte er ihre Hand an seine fieberisch zuckenden Lippen, der wilde Aufruhr aller seiner Gefühle schien ihm ein Geständniß seiner Leiden entpressen zu wollen, und seine Blicke fest auf ihr reizendes, von Angst um ihn gebleichtes Antlitz gerichtet, rief er aus: „O Isabelle, wenn Sie wüßten —" Doch wie ein finsterer Schatten schien sich plötzlich ein alle seine Empfindungen lähmender Gedanke zwischen sie und ihn zu drängen, und die Blicke starr zu Boden gerichtet, fuhr er mit matter, tonloser

Stimme fort: „Fordern Sie keinen Dank von mir für Ihr Geständniß, denn die Freiheit, die ich dadurch erlangte, ist mir werthlos wie mein ganzes Leben. Mögen Sie das höchste Glück, das Liebe nur gewähren kann, für's ganze Leben finden! Doch erlassen Sie mir es, Zeuge davon zu sein; ich tauge nicht unter Glückliche. Meine Sonne ist untergegangen, mein Schicksal hat mich von der Welt getrennt, daß selbst die heiligen Bande des Blutes mich nicht mehr fesseln dürfen. So lassen Sie mich denn in dieser Stunde, die der Schmerzen schon so viele auf mich gehäuft, auch noch den bitteren Kelch der Trennungsschmerzen leeren. Der herbe Scheidetrunk wird für ewig gelten, Isabelle, denn schon morgen will ich weiter wandern auf meiner liebeleeren, ziellosen Unglücksbahn, um nimmer zurückzukehren."

Die wehmüthigste, seelenvollste Empfindung sprach sich in seinen letzten Worten aus, und als er wie zum ewigen Abschiede ihre bebende Hand preßte und einen heißen Kuß auf ihre Stirne drückte, da ergriff sie eine namenlose Angst um ihn, die durch das Räthselhafte seiner Worte noch erhöht wurde. Sie bereute ihr übereiltes Geständniß, welches, wie es schien, die schmerzliche Aufregung seines Innern bis zum höchsten Foltergrade gesteigert hatte, sie beschwor ihn mit dem Ausdrucke der reinsten, innigsten Theilnahme, durch Mittheilung sein Herz zu erleichtern und ihr alle seine Leiden zu vertrauen; doch die düsteren Züge trostloser Resignation hatten sich bereits seinem Antlitze fest wieder eingeprägt, mit der früheren kalten Verschlossenheit trat er von ihr zurück und es gelang ihren immer dringenderen Bitten nicht, ihm auch nur eine Silbe abzugewinnen, welche ihr Licht gegeben hätte über seinen geheimnißvollen Kummer. Da wurde sie von ihrem Vater abgerufen und sie verließ ihn, wie sie sich selbst gestand, mit einem noch weit höheren Gefühle der wärmsten Theilnahme, als sie bisher für ihn empfunden.

Isabellens Vater war in den Garten getreten und als er Waldemar in der Laube erblickte, näherte er sich ihm mit ernster Miene und sprach zu ihm, indem er an seiner Seite Platz nahm, in bekümmertem Tone: „Du scheinst Dich bei uns nicht wohl zu fühlen, lieber Neffe! Alle unsere eifrigsten Bemühungen, Dich aufzuheitern, freundliche Sympathieen in Dir zu erwecken für unsere Heimath, unsern Familienkreis, sind gescheitert an Deinem verschlossenen Herzen. Mag es nun die Trauer um den Verlust Deines guten Vaters sein oder irgend ein anderer Kummer, oder die Schuld eines Jugendvergehens, die Dich zu Boden drückt, so wirst Du nirgends liebreicheren Trost, Rath und Hilfe finden, als bei uns, die wir das blutsverwandte Band, welches uns an Dich knüpft, für heilig achten. Aber offen mußt Du uns Deine Wunde zeigen, damit wir entscheiden können, welche Mittel zu ihrer Heilung am dienlichsten sind. Es gibt Menschen, die ein Körperleiden ängstlich verhehlen und sich aus falscher Scham dem Tode opfern, und ebenso ist's mit den Seelenleiden; wenn man ihnen Mittheilung versagt und sie hartnäckig verschließt, so erzeugen sie ein gährendes Gift im Innern, welches Gefühl und Geist tödtet. Dich vor einem solchen geistigen Selbstmorde zu warnen, hielt ich für meine Pflicht, und obgleich ich es als Dein väterlicher Freund fordern könnte, will ich Dich doch nur bitten um Dein Vertrauen. Nicht jetzt, nicht in dieser Stunde, aber bereite Dich vor darauf, morgen oder in den nächsten Tagen, Dein Herz vor mir auszuschütten; es wird Dir Linderung gewähren und Du wirst redliche Theilnahme, Trost und — wenn es irgend möglich — Hilfe bei mir finden."

Waldemar fühlte es tief, wie sehr sich seine liebreichen Verwandten durch seine kalte Zurückgezogenheit, durch seine geheimnißvolle Verschlossenheit gekränkt fühlen mußten; doch Stolz und Ehrgeiz herrschten zu mächtig in seiner Brust, als daß sie ihm gestattet hätten, sein demüthigendes Unglück zu enthüllen und die freundlich ihm gebotene Hilfe anzunehmen. Ihre Bitte um Vertrauen aber durch eine Unwahrheit zu täuschen, dazu dachte er zu edel und beharrte deßhalb auch jetzt in finsterem Schweigen, so sehr ihn sein Herz auch drängte, die lebhaften Empfindungen der Achtung und Liebe, die er für die ihm so theure Familie hegte, durch Worte auszudrücken. Der Oheim beachtete sein Schweigen nicht, denn er hatte ihm Zeit vergönnt, sich zu einer offenen Beichte zu entschließen, und fuhr jetzt fort: „Noch eine andere Verpflichtung hat mir Dein Vater auferlegt, die ich als seinen letzten Willen betrachte und die ich deßhalb schon heilig achte, wäre sie auch mit der Sorge um Dein künftiges Wohl nicht so eng verbunden. Es ist die Verpflichtung, Dir in der Verwaltung Deines Vermögens väterlich beizustehen. Glaube nicht, daß ich Willens bin, Dir die mindeste Beschränkung in Deinen Ausgaben aufzuerlegen, denn Du bist den Jahren der Vormundschaft entwachsen; aber ich weiß auch, daß Dir jede Kenntniß des Geschäftsbetriebes mangelt und daß Dir deßhalb ein

redlicher Freund nothwendig ist, der Deine Geldangelegenheiten ordnet und leitet, der Dich vor Betrug und Schaden behütet. Ich muß es als eine löbliche Vorsicht anerkennen, daß, wie Du mir in Deinem letzten Briefe schriebest, Du darauf bestanden, die Kaufsumme für Dein väterliches Erbe nur in englischen Banknoten annehmen zu wollen, die Dir gebotenen Wechselbriefe aber beharrlich ausgeschlagen, weil Du, unbekannt mit dem Cours und der Solidität oder Unzuverlässigkeit der Acceptanten, mit Recht Unannehmlichkeiten und Verluste befürchtetest. Allein fünfzigtausend Pfund Sterling in Banknoten geben nach unserem Cours gegen fünfmalhunderttausend Reichsbankthaler, und ein vorsichtiger, kluger Mann, der den Werth eines solchen Reichthums nur einigermaßen zu schätzen weiß, trägt eine so bedeutende Summe nicht gern lange mit sich als todtes Kapital in der Tasche herum, er sorgt für deren Sicherstellung, läßt das Geld arbeiten, verdienen — und ich denke, daß die Zinsen Deines Erbes mehr als hinreichen werden, Dir ein sorgenfreies, glänzendes Leben zu gewähren, wie Du es von Kindheit an gewohnt bist. Laß mir daher baldmöglichst die ganze Summe zukommen, ich werde mich eifrig bemühen, sie schon in diesen Tagen in sichern, zinsentragenden Staatspapieren und Hypotheken für Dich anzulegen. Du wirst unter Deines Vaters Nachlaß, wie ich vermuthe, nur wenig Baarvermögen gefunden haben, bedarfst Du deßhalb klingender Münze, so steht Dir meine Kasse jederzeit offen.

Jedes seiner Worte war ein Dolchstich in Waldemar's Herz und ließ ihn sein geheimes Unglück mit der peinlichsten Folterqual empfinden. Er vermochte nur einzelne, kaum verständliche Worte hervorzustammeln, die Eskild für eine Zustimmung zu seinen väterlichen Vorschlägen nahm und sich dann zufrieden gestellt, wie es schien, entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Gefährliche Folgen der Bantingskur.) So lästig auch eine zu große Körperfülle werden mag, immerhin blieb es zu bedauern, daß so viele Personen, oft sogar solche, bei denen mit diesem sogenannten Leiden noch gar keine weitere Belästigungen, als höchstens eine Kränkung ihrer Eitelkeit verbunden waren, dieser Kur sich anvertrauen. Neuerdings hat nun Dr. Th. Clemens in Frankfurt a. M. aber auch die Beobachtung gemacht, daß die genannte Kur einen äußerst verderblichen Einfluß auf den Körper zu äußern vermag und in den meisten Fällen wirklich hervorbringt. Der genannte Arzt beobachtete, daß fast immer zuerst die sog. Bright'sche Krankheit, ein bekanntes Nierenleiden, auftritt, und zwar so recht tückisch schleichend, daß ärztliche Hilfe gewöhnlich erst bei schon ausgebildeter Krankheit in Anspruch genommen wird, in welchem Falle eine Rettung kaum oder doch nur selten noch möglich ist. Zugleich trat in den meisten Fällen ein verhältnißmäßiger rascher Verfall des Gesammtorganismus ein, dessen Beginn sich in Gehirn- und Rückenmarksleiden äußerte.

* Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat im großen Saale zu Bellevue bei Rostock ein Monitor-Rettungsfloß ausstellen lassen, das, obwohl es 40 und im Nothfalle sogar 60 Menschen fassen kann, doch mit seinem ganzen Inventar nur 500 Pfund wiegt, wegen seiner Leichtigkeit allen Gefahren einer Brandung und einer aufrührischen See trotzt, und mit dem man seines geringen Tiefganges wegen überall zu landen vermag. Getragen wird das 22 Fuß lange Floß von zwei 26 Fuß langen, spitz auslaufenden, luftgefüllten Kautschuk-Cylindern von $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und $\frac{5}{8}$ Zoll Stärke, die mit starkem Segeltuch umspannt sind. Auf dem Holzfloß befinden sich 7 von Querbalken getragene Bänke von 10 Fuß; 6 Ruder außer dem Steuerruder setzen das Floß in Bewegung. Zur Füllung der Cylinder dienen zwei Ventile. Zur Sicherheit der mit Korkjacken bekleideten Mannschaft sind die Bänke mit starken Tauen eingefriedigt.

* Madame Judith Mendes, eine enthusiastische Schwärmerin für Richard Wagner, schreibt in einem Pariser Blatte nach der Generalprobe von „Rheingold" von „Noten, die wie Milchtropfen, von dem Lichte, das über den Pauken zittert, von dem gepanzerten Schimmer der Trompeten, von Riesen, deren schwerer Tritt in den Contrebässen dröhnt, von Flammen, die um die Violinen gaukeln, von dem Gold, das in einem Tremolo der herrlichen Cympeln aufglitzert, von einem Drachen, dessen Stimme aus den Posaunen spricht, von der mysteriösen Atmosphäre der Hörner u. s. w."

* Eine Pariserin, welche lange auf einen reichen Engländer, der sich in ihrem Kreise bewegte, ohne Erfolg gefahndet hatte, verfiel endlich auf den gelungensten Kniff, der uns seit langer Zeit vorgekommen ist. Eines Tages findet nämlich der Engländer in einem Pariser Journal seine eigene Verheirathung mit der fraglichen jungen Dame angekündigt. Er reicht der natürlich nicht weit entfernten Dame die Zeitung und fragt lachend: „Ist diese Anzeige von unserer Vermählung wahr?“ — „Ei warum denn nicht?“ erwiederte die Angeredete in liebenswürdiger Heiterkeit — und vierzehn Tage nachher ist sie des Engländers rechtmäßige Frau.

* Worms. In der schönen Neujahrsnacht 1868 auf 69 saßen in hiesiger Stadt mehrere Herren gemüthlich beim Glase Wein und unterhielten sich mit Erzählung von Anekdoten und Witzen ganz prächtig. Mit dem Glockenschlage Zwölf gingen die meisten hinaus auf die Straße und einer von diesen lenkte seine Schritte etwas weiter bis zum Lutherdenkmal. Nach längerem Beschauen redete er, eingedenk der lutherischen Worte: Wer nicht liebt Wein 2c. den „ehernen“ Mann also an: Komm' herunter, Martin, wir wollen ein Gläschen mit einander trinken! Und was that Luther? Er antwortete: Was ich vor 3 Jahrhunderten hier gesprochen, das sage ich auch heute noch: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“

* (Amerikanische Scherze.) Der „Buffalo Telegraph“ schreibt: Die Spritzenkompagnie Nr. 3 von Brooklyn ist suspendirt, weil die Mitglieder zum Scherz ein Neger-Miethaus an der Pearlstraße „ausgewaschen“ haben, wobei eine Person beinahe durch die Wasserfluth in ihrem Zimmer ertrank.

* Wenn Gellert bei irgend Jemand zur Tafel geladen war, so erschien er immer mit unter den ersten Gästen. — „Ich thue dies aus Politik,“ sagte er, „denn die Viertelstunde, die Jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung oder Andichtung von Fehlern angewandt!“

* Ein Frankfurter Metzgermeister, welcher jüngst ohne polizeiliche Assistenz einen Taschendieb verhaftete und höchst eigenhändig transportirte, hat zum Zeichen der Anerkennung von einer heiteren Gesellschaft eine lederne Denkmünze erhalten.

* (Dienstbotenrache.) Eine Pariser Dame gibt ihrer Köchin den Abschied und zahlt ihr den rückständigen Lohn aus. Nachdem dies geschehen, nimmt das Mädchen ein Zweifrankenstück von der Summe und wirft es dem Haushunde zu. „Was heißt Das?“ fragte die Frau erstaunt. — „Was es heißt? Na der arme Teufel hat's reichlich verdient, denn seit sechs Monaten hat es mir Tag für Tag alle Teller rein geleckt.“ Guten Appetit!

Lebensphilosophie.

O Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
Die Morgenröthe bess'rer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.

Scherz aus einem sanften Munde,
Ernst bei einem heitern Sinn,
Streu'n verknüpft in einem Bunde
Blumen auf das Leben hin.

Armuth, Krankheit, Reu' und Schmach
Folgt der Fers' des Prassers nach;
Und in seinem halben Lauf
Hält der strenge Tod ihn auf.

Die echte Thräne bleibt im Auge stille steh'n,
Sie fällt zur Erde nicht, kein And'rer darf sie seh'n,
Kein And'res spricht von ihr in Mitleid nicht, noch Spott;
Daß sie geweinet ward, weiß Eines nur und Gott.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborener
Und, kaum gegrüßt, verlorener,
Unwiederholter Augenblick!

Besieg' doch den Gegner durch Dulden, stets ist im Reiche der Sitten — Geduld der Tugenden größte.

Die Weisheit des Lebens ist ein Stern —
Die Schönheit des Lebens ist eine Blume.

Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander und das Höchste der Glaube an einander. Hingebung ist der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und schärfen, aber nicht hervorbringen, wie die gemeine Meinung ist. Darum kann die Sinnlichkeit schlechte Menschen auf eine kurze Zeit täuschen, als könnten sie sich lieben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Dienstag, 28. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

3.

Waldemar blieb allein zurück. Der Boden brannte unter seinen Füßen, und so sehr der Gedanke ihn schmerzte, auch noch den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden zu müssen, so glaubte er doch jetzt in die unausweichbare Nothwendigkeit versetzt zu sein, so schleunig und heimlich als möglich dem Hause seines Oheims zu entfliehen, um jeder ferneren Erklärung über sein Erbe und seine künftigen Lebenspläne auszuweichen. Schon in der nächsten Nacht war er entschlossen, seine Flucht auszuführen. Vorher aber wollte er seinem Erik Auftrag ertheilen, sein nothwendigstes Reisegepäck unbemerkt aus dem Hause zu schaffen und in irgend einer Herberge am Hafen für ihn niederzulegen. Er erinnerte sich, als Eskild ihn verließ, in geringer Entfernung die finstere Gestalt des Mulatten gesehen zu haben, und ihn noch im Garten vermuthend, eilte er, ihn aufzusuchen. Obgleich die Sonne am Horizonte bereits verschwunden und der Abend ziemlich vorgeschritten war, so strahlte doch der klare, nördliche Himmel jenes magische Zwielicht aus, welches in der wärmeren Jahreszeit, selbst in den Stunden der Nacht, ein tieferes, undurchdringliches Dunkel nicht aufkommen läßt. Es herrschte jene trauliche Dämmerung, in welcher man noch jeden Gegenstand in näherer Umgebung deutlich zu erkennen vermag, und so bemerkte auch Waldemar, nachdem er mehrere Gänge durchschritten, jetzt eine sorgsam verhüllte weibliche Gestalt, welche eilig, wie es schien, ohne ihn zu bemerken, kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt, durch ein dichtbelaubtes Rosengehege schlüpfte und dann plötzlich durch eine kleine Pforte in der westlichen Gartenmauer verschwand. Unwillkürlich eilte auch Waldemar dorthin und kaum hatte er die Pforte erreicht, als er auch Erik bemerkte, welcher unbeweglich wie ein Steinbild hinter einem Mauervorsprunge lehnte und nach seiner gewöhnlichen Weise finster vor sich hinausstarrte.

„Wer ging hier hinaus?“ fragte er ihn hastig, und kurz und bestimmt antwortete der Mulatte: „Fräulein Isabelle!“

„Wie erkanntest Du sie in ihrer Verhüllung?“ forschte Waldemar eifrig weiter, und mit einem seltsamen, unheimlichen Lächeln, welches nur selten um seine Lippen spielte, antwortete Erik: „Sie schlug den Schleier zurück, als sie mit einem Schlüssel die Pforte öffnete. Heut' geht sie allein, gestern und vorgestern ging sie in Begleitung des jungen Offiziers denselben Weg.“

Alfred! hauchte Waldemar schmerzlich vor sich hin, und war es Neugierde, Eifersucht oder der edle, uneigennützige Drang, ihr als Beschützer zu dienen auf ihrer nächtlichen Wanderung — er wußte sich nicht Rechenschaft zu geben von dem seltsamen Gemisch stürmischer Empfindungen, das ihn unwiderstehlich antrieb, ihr zu folgen. Sie hatte die Thüre nicht hinter sich verschlossen und nach der flüchtigen Ordre an den Mulatten: „Erwarte mich auf meinem Zimmer, ich kehre bald zurück!“ befand sich Waldemar schon außerhalb der Gartenmauer. Sein erster Blick schweifte durch eine lange, einsame Straße und am Ende derselben bemerkte er noch deutlich Isabellens verhüllte Gestalt. Er eilte ihr nach und folgte ihr in gemessener Entfernung durch mehrere Straßen bis zu einem großen, weißen Hause in einer ziemlich abgelegenen, menschenleeren Gegend der Stadt. Das Haus stand allein und seine Vorderseite bot die Aussicht nach einem freien Platze, während sich an seine Rückseite ein großer Garten anschloß, von einem hohen, länglichen

Mauerviereck umgeben. Isabelle ging, dicht an die Mauer gedrängt, den allgemeinen, offenen Eingang nicht beachtend, daran vorüber, und verschwand dann plötzlich durch eine kleine Thüre, die in den Garten führte. Bis hierher hatte Waldemar, ohne von ihr bemerkt zu werden, ihre Schritte verfolgt, doch sein Zartgefühl untersagte ihm hier jede fernere Begleitung.

Seltsame Vermuthungen waren in Waldemar aufgestiegen über den Zweck der geheimnißvollen Wanderung Isabellens und er glaubte endlich nicht mehr daran zweifeln zu dürfen, daß sie mit jener zärtlichen Herzensneigung in Verbindung stehe, welche sie ihm eingestanden. Er war entschlossen, ihre Rückkehr zu erwarten, doch da er in einiger Entfernung mehrere junge Leute bemerkte, welche den höheren Ständen anzugehören schienen und jetzt leise plaudernd auf dem freien Platze auf und nieder spazierten, so wollte er, um ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, keinen festen Standpunkt behaupten und ging deßhalb, dem freien Platze den Rücken kehrend, immer weiter an der Mauer hinab, nur zuweilen zurückblickend nach jener kleinen Thüre, hinter welcher Isabelle verschwunden war. Dann bog er um die Ecke und blickte eine weniger lange Quermauer hinab, in deren Mitte sich ein kleines Häuschen erhob, welches so hineingebaut war, daß seine Rückwand in gerader Linie mit der Mauer fortlief und zu beiden Seiten sich mit derselben eng verband. Es befand sich keine Thüre in dieser Rückwand, aber zwei Fenster zeigten sich im Erdgeschosse, über welchen sich schon der niedere Dachgiebel erhob. Hier blieb Waldemar unwillkürlich stehen, den Blick auf die kleinen Fenster gerichtet, die, von Fliedergesträuchen halb versteckt, doch matt erleuchtet waren. Hinter ihm zog sich ein ziemlich hoher, mit Gras bewachsener Erdwall hin, und der schmale Weg, welcher zwischen diesem Walle und der Mauer fortlief, war menschenleer. Leise bog er die Fliederzweige auseinander und schaute durch das Fenster in ein kleines, ärmliches Gemach, wo sich ihm eine tieferschütternde Leidensscene darbot. Eine hohe, einfache Blechlampe, welche auf einem Tische in der Mitte des Zimmers brannte, warf ihr flackerndes Licht auf eine weibliche Gestalt, welche, in reinliche Decken und Kissen gehüllt, in einem an der Wand stehenden Bette lag. Ihre Augen waren fest geschlossen, ihr wohlgeformtes Antlitz, todtenbleich, glich dem einer Leiche, und ein natürlicher Schlummer oder Todeserstarrung milderte die Schmerzenszüge, welche Kummer und Krankheit auf Stirne und Wangen tief eingezeichnet hatten. Kein Athemzug schien über die blassen, halbgeöffneten Lippen zu dringen. Ein zweites kleineres Lager stand dicht daneben und in diesem kniete ein Mädchen von kaum zehn Jahren, dessen auffallend ähnliche Züge mit dem bleichen Todtenantlitze in Beiden Mutter und Tochter vermuthen ließen. Das Kind trug auch noch Spuren schwerer Krankheit auf seinem blassen Gesichtchen, welches sich jedoch eben jetzt lebhafter färbte von der aufsteigenden Gluth der bangsten Besorgniß, denn angstvoll über die regungslose Gestalt gebeugt, starrten die thränengefüllten, blauen Augen unverwandt auf die Schlummernde, als ob sie von dem leisesten Zucken ihrer Lippen oder Augenlider das Heil ihres jungen Lebens erwarteten. Am Kopfende des größeren Lagers stand ein alter Mann, auf eine Krücke gestützt, in dessen verwitterten Zügen ebenfalls der Ausdruck folternder Seelenangst und tiefer Bekümmerniß vorherrschte. Seine langen, schneeweißen Locken berührten die bleiche Stirne der Rettungslosen, denn er hatte sein linkes Ohr ihrem Munde zugeneigt, als wolle er ihre Athemzüge erlauschen, die jedoch nicht mehr hörbar waren, und zugleich hüllte er, ängstlich besorgt um das knieende Kind, Rücken und Schultern desselben in die warme Bettdecke. Es war eine ausdrucksvolle, plastische Gruppe, ein tiefergreifendes Bild der angstvollsten Erwartung, wie aus Marmor geformt, denn auch der Greis und das Kind verriethen ihr Leben nicht durch die leiseste Bewegung, ja, sie schienen nicht mehr zu athmen. Plötzlich aber unterbrach das Kind die Grabesstille durch den kreischenden Ausruf: „Sie ist todt!" Doch wie himmlische Musik, mild und trostreich, drangen die Worte durch's Zimmer: „Sie lebt!" und: „Unser Engel!" flüsterte die Kranke, sich in demselben Momente langsam aufrichtend, mit weitgeöffneten Augen, die einen dankerfüllten und innig freudigen Blick nach der Thüre sandten. Dort stand Isabelle, — welche unbemerkt eingetreten war und die Thüre leise hinter sich zugezogen hatte — mit zurückgeschlagenem Schleier, ihr Antlitz leuchtend im Glanze stiller Seligkeit, denn sie sah ihres edlen Wohlthuns schöne Blüthe sich entfalten.

„Unser Engel!" erklang es wie ein Echo von den Lippen des Greises wie des Kindes, als sie Isabelle gewahrten, welche wirklich wie eine tröstende Lichtgestalt in der düstern Heimath der Armuth und des Leidens erschienen war. Dann aber brach die Kleine in stürmischen Jubel aus, den sie, fest und innig an den Busen der kranken

Mutter geschmiegt, in Weinen, Lachen und den zärtlichsten Liebkosungen kundgab. Auch der alte Mann hinkte nun eilig mit seiner Krücke um das Bett herum und streckte seine rechte freie Hand hinüber zu der Kranken, bis er sie gefaßt sah und einen liebreichen Druck empfand — da perlten auch in seinen weißen Wimpern heiße Thränen, denn es war ja seiner Tochter Hand, die er in der seinen hielt. Doch selbst die sein ganzes Herz erfüllende Freude über ihr Erwachen aus dem bangen Todesschlafe ließ ihn seine immer wache Vorsicht und Besorgniß nicht vergessen, und schon nach wenigen Augenblicken zog er seine Hand zurück, um mit weichen Kissen den Rücken der aufrecht Sitzenden zu bedecken und sie mit dem Kinde, welches nicht von ihr ließ, sorgsam in die warme Decke zu hüllen.

„Ja, Ihr dürft Euch freuen, Ihr guten Menschen!“ sprach Isabelle nach einer Pause tiefbewegt, „denn die Hoffnung ist nun wirklich bei Euch eingekehrt. Schon diesen Morgen sagte mir der Arzt von dem todtenähnlichen Schlummer, welcher gegen Abend eintreten würde, und hielte er ununterbrochen mehrere Stunden lang an, erwache die Kranke mit voller Besinnung und erleichtert, so sei die schlimmste Krisis vorüber und die feindliche Macht der Krankheit gebrochen. Sie befinden sich besser? Nicht wahr, gute Jönsen?“

„Wie neugeboren!“ erwiederte die Kranke zwar schwach, aber mit klarem, freudigem Tone.

„Nun, dann halten Sie auch fest an der Hoffnung, völlig zu genesen,“ fuhr Isabelle mit freundlicher Güte fort. „Verbannen Sie jede trübe Sorge, blicken Sie heiter in die Zukunft, gern will ich dazu beitragen, daß Sie sich Ihres wiedergewonnenen Lebens auch erfreuen sollen. Mein Vater hat mir schon seit mehreren Jahren einige kleine Landstellen geschenkt, welche ich armen, wackern Leuten, die nach redlichem Erwerb streben, zur Benutzung überlasse. Eine davon ist eben frei geworden, und sobald Sie genesen sind, sollen Sie dort mit Vater und Kind eine freundliche Heimath finden, welche Ihnen die Mittel bieten wird, sich vor den drückendsten Sorgen zu sichern.“

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große als Freimaurer.

Schon als Kronprinz war Friedrich II. in die Geheimnisse des Freimaurer-Ordens, wenngleich gegen Wissen und Willen seines königlichen Vaters eingeweiht. Eine seiner ersten Unternehmungen nach seiner Thronbesteigung war die Legung des Grundsteins zur Loge „Les trois globes,“ der heutigen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln, in welcher er als Meister vom Stuhl den Hammer führte. Vierundzwanzig seiner vertrautesten Freunde bildeten die Mitglieder der Loge.

Der große König betrachtete den Orden als eine liebevolle Pflegerin der menschlichen Natur, des Edlen, Guten und Großen in der Menschheit, als eine Schule der Eintracht und Wohlthätigkeit, der Rechtschaffenheit und überhaupt aller geselligen Tugenden.

Er sollte sich bitter getäuscht sehen!

Die schlesischen Provinzen waren im Siegesfluge erobert. Friedrich nahm sowohl auf die Erhaltung derselben, als auch auf die Deckung seiner übrigen Provinzen Bedacht, zu welchem Zwecke er die alten Vesten verbessern und neue anlegen ließ. Sein Liebling, der General Wallrave, einer der geschicktesten Ingenieure und zugleich Mitglied der Loge, war mit der Ausführung dieses Planes betraut.

Wallrave, geblendet durch die glänzenden Versprechungen des Fürsten Kaunitz in Wien, hatte sich mit diesem in Verbindung gesetzt; er führte nichts Geringeres im Schilde, als den Plan der Festung Neisse, welche den Grenzvertheidigungspunkt gegen Oesterreich bildete, mit ihren neuen Forts und Minen, nebst der Verbindung derselben mit den Werken, an den Feind zu verkaufen. Allein die Korrespondenz des Generals mit Kaunitz erregte den Verdacht des General-Postmeisters; er erstattete dem König Rapport und dieser befahl, die Sache genau zu untersuchen.

So wurde der nächste Brief des Generals angehalten und dem König übergeben. Friedrich erbrach und las das Schreiben. Völlig klar stand der schändliche Verrath seines Lieblings, den er mit Ehrenbezeugungen überhäuft und seines Vertrauens gewürdigt hatte — stand der Verrath des Freundes und Bruders vor seinen Augen enthüllt. Was mußte nicht das vortreffliche Herz des großen Königs in diesen Augenblicken empfinden, als er sich von einem Landesverräther verkauft sah?

Lange kämpfte Friedrich mit sich selbst, ehe er zu einem Entschlusse gelangte — endlich war dieser gefaßt.

Unerwartet wurden die Logenbrüder zu einer Sitzung berufen. Mit Ernst und Wärme sprach der König zu ihnen von den Pflichten eines echten

Maurers, gegenüber seinen Brüdern und dem Vaterlande. Der feierliche Ton in den eindrucksvollen Worten ihres Logenmeisters versetzte die Anwesenden in Erstaunen, das einer allgemeinen Bestürzung wich, als der König sich von seinem Sitze erhob und mit den Worten schloß:

„Einer unter Euch hat sich an den Ordensgesetzen, an seiner Pflicht gegen den Staat, seinem Eide der Treue und Dankbarkeit gegen mich, seinen vorsitzenden Meister und König, todesschwer vergangen... Als König will ich es nicht wissen und als Meister vom Stuhl ihm verzeihen; als Bruder biete ich ihm die Hand, von seinem Falle ihn wieder aufzurichten, und als Mensch will ich vergessen, was er gefehlt... Ich verlange nur, daß er sein Verbrechen hier eingestehen und sich bessern soll; dann wird Alles beim Alten unter uns bleiben und nie wieder einer Erwähnung davon geschehen. Schweigt er aber und schlägt die ihm dargebotene Verzeihung aus, so bin ich gezwungen, die Loge auf immer zu verlassen und ihn als Herr und König, als erster Beamter im Staate, dem Ausspruche des Gerichts zu übergeben!"

Athemlos lauschten die Brüder den Worten ihres Meisters — erschüttert sahen sie einander an.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein Kongreß von Störchen.) Bei Teerns, unweit Leiwarden in Holland, ist folgender interessante Vorfall beobachtet worden. Es kam eine kleine Schaar von Störchen herangezogen und ließ sich an der Stelle nieder, wo aus früherer Zeit mehrere Storchennester sich befanden. Bald darauf langte ein zweiter Trupp dieser geflügelten Wanderer an und machte Miene, die schon besetzten Nester als sein rechtliches Besitzthum einzunehmen. Da aber die Insassen ihre Usurpation nicht verlassen wollten, so nahm die Sache den Anschein, als müßte sich ein drohender Streit entzünden und die Gewalt des Stärkeren zum Recht werden. Es kam aber zu keiner Thätlichkeit, sondern ein paar Störche aus dem zweiten kleineren Trupp erhoben sich in die Luft und kehrten alsbald mit einigen ihrer Brüder zurück, die sie aus der Nachbarschaft herbeigeholt hatten. Die Streitkräfte beider Parteien waren nun so ziemlich gleich, auch geberdeten sich Alle mit lebhaftestem Ungestüm und klapperten so laut mit den Schnäbeln, daß man es in weiter Entferung vernehmen konnte. In diese Diskussion verfochten sie jedenfalls ihre gegenseitigen Ansprüche und Rechte, denn die lange Debatte schloß damit, daß die ersten Ankömmlinge sich freiwillig zum Auszuge anschickten und die eingenommenen Nester ihren rechtmäßigen Besitzern wieder einräumten.

* „Also der reiche Brand ist richtig todt?!" sagte Jemand zu einem Bekannten, der ihm auf der Straße begegnete. „Schade um den lieben, edlen Mann — er hat viel Gutes gethan!"

„Ja, Das hat er," entgegnete der Andere, „und er hat sogar auch nach seinem Tode für Wohlthaten gesorgt, indem er ein Institut gestiftet hat, in welchem arme junge Mädchen, wenn sie sich verheirathen, ausgesteuert werden sollen."

„Eine Stiftung?" fragte der Erste, „ah, das ist edel gehandelt! Und wie soll diese Stiftung denn heißen?"

„Darüber ist man bis jetzt noch nicht einig," meinte der Gefragte.

„Aber ich bitte Sie, lieber Freund, Das ist ja ganz einfach! So Etwas benennt man immer, dem Begründer zu Ehren, nach dessen Namen! Herr Brand hat diese Stiftung gegründet — sie kann also nothgedrungen nicht anders als Brandstiftung heißen!"

* Maria Theresia besuchte Tyrol 1765. Sie war damals tief in den Vierzigen, jedoch noch immer eine stattliche, üppige Frau. Als sie dort einst spazieren ging, schaute sie ein Bäuerlein lange unverwandt an. Sie trat zu ihm und sagte: „Nu, gefall' ich dir?" Jener antwortete: „Du bist eine sakrische Gesellin, ich möcht dich grad schon." Die Kaiserin lachte über diese Galanterie laut auf und schenkte ihm einen harten Thaler, indem sie sagte: „Weil du mich nicht selber haben kannst, so nimm hier mein Portrait zum Andenken." Der Bauer war überglücklich; noch seine Kinder besaßen das Geldstück als kostbare Schaumünze.

Lebensphilosophie.

Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder. Jean Paul.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Donnerstag, 30. September 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Die armen Menschen vermochten es nicht, ihren heißen Dank für die himmlische Güte ihrer Wohlthäterin in Worten auszudrücken, aber die zitternden Hände der Kranken, die sie wie segnend nach ihr ausstreckte, während sie einen brünstigen Blick nach oben richtete, als wolle sie den Himmel anflehen, ihr zu vergelten; des Kindes heiße Küsse, die es dem Mantelsaume aufdrückte, dessen es sich bemächtigt hatte; des Greises ehrfurchtsvolle Geberde, als ob er anbetend vor einer Heiligen stände, sprachen weit rührender als die schönsten Worte ihre Dankgefühle aus. Isabelle schien sich jedoch auch diesem stummen Danke entziehen zu wollen, denn sie ging geschäftig im Zimmer umher, ordnete hier und dort, forschte emsig, ob es an irgend einem Bedürfnisse für die beiden Kranken mangle, besprach sich über die Vorschriften des Arztes mit dem Alten, der sich mit der bereitwilligsten Aufopferung der Pflege seiner Tochter und Enkelin widmete, und ermahnte dann freundlich die Kleine, welche noch immer die Mutter liebkosend umschlungen hielt, ihr Ruhe zu gönnen und sich auch selbst wieder ruhig auf ihr Lager zu verfügen, damit die freudige Aufregung nicht Beiden verderblich werde. Das Kind gehorchte mit schwerem Herzen, aber augenblicklich und willig, kroch in sein Bettchen zurück, und als ihm Isabelle die schweren Tropfen des Angstschweißes, die noch auf seiner Stirne perlten, mit ihrem Tuche abtrocknete, welches sie dann hinter sich auf den Tisch legte, da strahlte sein klarer, frommer Blick ein unbeschreibliches, kindliches Wonnegefühl und wanderte in stillem Entzücken von der edlen Wohlthäterin zur Mutter, von der Mutter zum Großvater, denn diese drei guten Menschen waren ja des Kindes ganze Welt und bildeten den Glücks- und Hoffnungskreis seines jungen Lebens.

So mochte Isabelle im segensreichen Walten des Wohlthuns wohl beinahe eine halbe Stunde vergangen sein, als sie sich mit den herzlichsten Wünschen für die Genesung der Kranken wieder entfernte. Waldemar war ein regungsloser Zuschauer der ergreifenden Scene gewesen, ja er hatte selbst Isabellens Worte deutlich vernommen, und auch jetzt, als sie das Zimmer verlassen, vermochte er noch nicht, sich vom Fenster zu entfernen. Todtenstille herrschte wieder im kleinen Gemache, Mutter und Kind hatten die Hände gefaltet und ihre Lippen bewegten sich, leise flüsternd; in der Mitte des Zimmers aber war der Greis niedergekniet und hatte sein Haupt auf das Bett der Tochter gebeugt — sie beteten für Isabelle, ihren Schutzengel. Auch Waldemar faltete unwillkürlich die Hände, auch ihm rang sich ein heißes Gebet los aus der zerrissenen Brust für das Heil der Geliebten, die er nimmer sein zu nennen hoffen durfte. Doch plötzlich weckte ihn ein angstvoller Hilferuf aus seiner frommen Andacht. Es war Isabellens Stimme, er konnte nicht zweifeln. Im Fluge eilte er um die Mauerecke, den Weg, den er gekommen war, zurück, und dicht unter dem großen, weißen Hause, zu dem der Garten gehörte, bot sich ihm ein Anblick dar, welcher alle seine edelsten Gefühle empörte. Er erblickte Isabelle, von jenen jungen Männern umgeben, denen er vorhin ausgewichen, als sie auf dem freien Platze vor dem Hause hin- und hergingen. Sie hatten ihr den Schleier entrissen, die Unverschämtesten hielten sie umfaßt und bemühten sich, ihr Liebkosungen aufzudringen, während die Uebrigen in wildem Jubel die höhnenden Ausrufungen laut werden ließen: „Fräulein Eskild, bei meinem Leben! — Die stolze

Spröde ohne Maske! — Obrist Hackson hat gewonnen! — Sie emanzipirt sich und deßhalb theilt sie Körbe aus!" — Diese und ähnliche Spottreden wurden in roher Rücksichtslosigkeit laut geäußert, bis endlich einer der Zügellosesten hinauf zu den erleuchteten Fenstern des weißen Hauses schrie: „Heraus, Obrist Hackson, heraus! Ihr Vöglein ist in unser Netz gegangen! Mit wie viel Flaschen Champagner lösen Sie es aus?" Da öffnete sich auch oben ein Fenster, der Obrist Hackson, dem das Haus gehörte, zeigte sich im Schlafrock, und indem er ein weißes Tuch hinabwarf auf die Straße, rief er höhnisch: „Fräulein Eskild, Sie haben Ihr Taschentuch bei mir vergessen!" — Diese Worte gaben das Signal zu einem schallenden Gelächter, und eben kam Waldemar auf dem Schauplatze der schamlosesten Niederträchtigkeit an, als der rohe Haufe die Halbohnmächtige verließ und unter dem schallenden Rufe: „Der Obrist hat gewonnen!" in dessen Haus stürmte. Waldemar fand die grausam Verhöhnte an die Mauer gelehnt, kaum noch fähig, sich aufrecht zu erhalten; wenige Schritte von ihr entfernt war das herabgeworfene Tuch niedergefallen, es war dasselbe, welches sie im Zimmer der Kranken von sich gelegt und beim Weggehen dort vergessen hatte.

„Sie hier, Waldemar!" rief Isabelle, sich emporraffend, und ein schwacher Strahl der Freude belebte ihr Antlitz, als er sich ihr näherte. Er zitterte vor Wuth über die empörende Mißhandlung der Schutzlosen, Unschuldigen und brannte vor Verlangen, den Verleumdern nachzustürmen und sie zur Rechenschaft zu ziehen. Doch Isabelle, welche seine Absicht errieth, bat ihn, sie nicht zu verlassen und sie, da sie sich von Schrecken und Alteration erschöpft fühle, nach Hause zu begleiten. Diese Bitte und der Anblick ihres sichtbar leidenden Zustandes entwaffneten ihn und bestimmten ihn, erst am nächsten Morgen Genugthuung für ihre beleidigte Ehre zu fordern. Er bot ihr mit allen Zeichen der innigsten Verehrung seinen Arm, den sie dankbar annahm, und so hatten sie schon mehrere Straßen schweigend zurückgelegt, als sie endlich begann: „Sie waren Zeuge meiner Schmach, und um auch den Schein des Verdachtes, als ob ich sie verdient, von mir zu entfernen, sehe ich mich gezwungen, Sie über meine nächtliche, gegen zarte Frauensitte verstoßende Wanderung aufzuklären.

Doch Waldemar ließ sie nicht vollenden. Er gestand ihr, daß er ihre heimliche Entfernung aus ihres Vaters Garten bemerkt, daß er ein unwiderstehliches Verlangen empfunden, ihr zu folgen und im Verborgenen Zeuge gewesen von ihrem engelgleichen Walten in der Hütte der Armuth und des Unglücks.

„Nun, so sollen Sie auch wissen," fuhr sie fort, „daß die kranke Frau die Wittwe des Gärtners Jönsen ist, welcher in Diensten des Obristen Hackson stand. Er hatte zugleich die Funktion, den Obristen zur Winterzeit auf dessen Jagden zu begleiten, und so geschah es vor einigen Monaten, daß ein Lieblingshund seines Herrn auf einer Entenjagd zu weit in ein strömendes Wasser ging und vergeblich gegen die Fluthen kämpfte. Der Obrist, wohl wissend, daß sein Gärtner ein guter Schwimmer sei, befiehlt diesem, in die Strömung zu springen und den Hund zu retten. Jönsen weigert sich, sein roher Gebieter droht ihm mit dem Abschiede; der arme Mann, in der Sorge um die Erhaltung der lieben Seinigen, glaubt sich nun dem Wagstück nicht länger entziehen zu dürfen, er springt in die eisige Fluth, rettet den Hund, kommt erst nach zwei Stunden in den auf seinem Leibe festgefrorenen Kleidern nach Hause und sinkt auf sein Ruhelager, um nimmer wieder davon zu erstehen. Er siechte hin, nach vier Wochen war er eine Leiche. Die unglückliche Frau des für einen Hund geopferten Mannes verfällt in ein hitziges Fieber, ihre Tochter, jenes zehnjährige Mädchen, erschöpft sich in der Pflege der Mutter, wird angesteckt, doch früher wieder hergestellt. Selbst der Vater der Wittwe ist ein Opfer der rohen Grausamkeit des Obristen und seine Krücke wird einst wider ihn zeugen vor Gott. Er war vor seiner Tochter Verheirathung mit Jönsen als Gärtner ebenfalls dort angestellt, und der schon Hochbetagte wurde einst von seinem Gebieter durch die heftigsten Drohungen gezwungen, bei einem orkanähnlichen Sturme eine Flagge im Gipfel einer vierzig Fuß hohen Pappel zu befestigen. Der alte Mann erreichte die Höhe nicht, ein Windstoß schleuderte ihn herab, als er kaum zwanzig Fuß emporgeklommen, und mit zerschmettertem Beine trug man ihn hinweg. Damals ließ er den Unglücklichen auf seine Kosten heilen, doch jetzt hat er der leidenden Familie auch noch nicht die kleinste Fürsorge erwiesen, ja, er hätte sie längst schon aus dem elenden Häuschen getrieben, wenn der Arzt sich nicht ernstlich jeder Wegschaffung der Kranken widersetzt hätte. Und dieser Obrist Hackson, dieser Mann ohne menschliches Gefühl, hat vor einiger Zeit um meine Hand geworben. Seinen Antrag mit unverhehltem Unwillen zurückzuweisen, war ich

meiner Ehre schuldig. Ich hab' es gethan und bin heute dafür ein Opfer seiner Rache geworden. Jene jungen Männer, die mich, die Schutzlose, so unmännlich beleidigten, sind seine Freunde, ihm ähnlich an Gefühllosigkeit und Lastern, und größtentheils gleich ihm Freier um meine Hand, die ich entschieden zurückgewiesen. Noch kann ich den eigentlichen Racheplan des Obristen nicht hell durchblicken, doch scheint es mir wahrscheinlich, daß er meine Besuche bei der Gärtnerfamilie, so geheim ich sie auch hielt, entdeckte und, meinen nächtlichen Wanderungen irgend ein entehrendes Motiv unterlegend, gerade heute seine Genossen um sich versammelte, um mich zu verhöhnen, weil er wußte, daß Alfred, welcher mich sonst gewöhnlich begleitet, heute durch Wachtdienst davon abgehalten wird."

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große als Freimaurer.

(Schluß.)

Der König wiederholte nach einer Pause die Aufforderung — Niemand regte sich. Und wiederum herrschte Todesstille, als des Königs Rede zum dritten Male erklang. Thränen glänzten in seinen Augen, und mit bewegter Stimme begann er:

„Ich habe meine Pflicht als Maurer erfüllt, leider aber gewahre ich, daß unter dieser kleinen Zahl kein Maurergefühl herrscht, daß Pflicht und Eid, Treue und Erkenntlichkeit weder die Menschen zu fesseln, noch die Allgewalt der Leidenschaften zu zügeln vermögen. Somit schließe ich denn heute diese Loge für immer und werde nie wieder den Hammer führen!"

Entblößten Hauptes legte der König den Hammer auf den Altar nieder und begab sich hinaus. Wallrave ahnte nicht, daß er entlarvt sei; erst im Vorzimmer, als der Monarch ihm den Degen abforderte, ward ihm die schreckliche Gewißheit. Er warf sich dem König zu Füßen, doch zu spät kam das Geständniß seiner Schuld; er ward dem Arrest und später dem Richterstuhl zugeführt.

* * *

Sieben Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Seit sieben Jahren saß wieder ein Gefangener im Fort Preußen zu Magdeburg. Es war ein enger, schwarzer Raum, dessen Wände und Fußboden gepolstert und mit einem Tuchüberzug versehen waren; ein schwacher Lichtschimmer erhellte nur matt das schauerliche Gemach, das für einen Staatsverbrecher und so eingerichtet war, daß sein Bewohner weder entweichen, noch sich das Leben nehmen konnte. Der Gefangene war Wallrave, dem sich Niemand nahen durfte, der weder Löffel, Messer noch Gabel erhielt und dem selbst Bücher und Schreibmaterialien nicht verabfolgt wurden.

Nach sieben Jahren erbarmte Friedrich sich des Staatsverräthers; er erhielt ein besseres Gefängniß, in dessen kleinem Garten er sich ergehen und Luft und Sonnenschein genießen konnte.

Ermuthigt durch die Milde des Monarchen, wandte der Gefangene sich an ihn mit den Worten des 88. Psalm:

„Laß mein Gebät vor dich kommen; neige deine Ohren zu meinem Geschrei. Ich liege unter den Todten verlassen, wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen, deren du nicht mehr gedenkest, und die von deiner Hand abgesondert sind. Du hast mich in die Grube hinunter geleget, in Finsterniß und in die Tiefe. Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend; Herr, ich rufe dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu dir. Warum verstößest du, Herr, meine Seele und verbirgst dein Antlitz vor mir?"

Friedrich antwortete ihm mit dem 101. Psalm:

„Ich hasse den Uebertreter und lasse ihn nicht bei mir bleiben. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener. Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause; die Lügner gedeihen nicht bei mir. Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande: daß ich alle Uebelthäter ausrotte aus der Stadt des Herrn."

Dreißig Jahre lang saß Wallrave, abgeschieden von der Welt und ihrem Leben in dieser schweren Haft, bis ihn im Jahre 1766 der Tod aus derselben erlöste.

Mannigfaltiges.

* (Wie man sein Glück machen kann.) Bekanntlich ist die Sucht, Handschriften berühmter Personen zu sammeln, ziemlich allgemein verbreitet. In einer Auktion von Autographen nun, ziemlich zu Ende, wurde ein Brief von unbedeutendem Werthe ausgeboten, einige Zeilen von einem Manne, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Bändchen Gedichte herausgegeben hat, die zwar sehr gefielen, aber wenig bekannt wurden. Lange bot Niemand Etwas auf den unbedeutenden Brief,

bis endlich ein junger Mann, der ihn lange betrachtet hatte, einen Thaler bot. Ein alter Herr, der den Brief ebenfalls lange durch die Brille studirt hatte, bot mehr; sein Gegner schien entschlossen zu sein, den Brief sich nicht entgehen zu lassen, und so wurde derselbe bis auf 25 Thaler hinaufgetrieben. Die Anwesenden wunderten sich; der Brief wurde nochmals von Mehreren geprüft, die aber nichts besonders Interessantes an ihm zu finden vermochten. Die Steigerung dauerte fort, und der Brief wurde endlich dem jungen Manne für 36 Thaler zugeschlagen. Der alte Herr folgte dem Käufer und redete ihn mit den Worten an:

„Darf ich, ohne unbescheiden zu sein, mir zu fragen erlauben, warum Sie so großen Werth auf den Besitz dieses Briefes legen?“

„Ich könnte diese Frage auch an Sie wenden, denn Sie haben mich genöthigt, ihn so theuer zu bezahlen; mir lag an dem Briefe, weil er von meinem Großvater ist.“

„Dann haben Sie allerdings größere Ansprüche, als ich, denn ich bin nur der Neffe Dessen, der den Brief schrieb.“

Diese Erklärung führte eine rührende Erkennungsscene zwischen den beiden Verwandten herbei, welche der Zufall im Leben getrennt, die einander nie gesehen hatten und gar nichts von einander wußten. Endlich sagte der alte zu dem jungen Manne:

„Sie haben mit dem Briefe jedenfalls einen guten Kauf gemacht, denn ich suchte bisher immer vergebens einen Erben, und freue mich sehr, in Ihnen denselben gefunden zu haben.“

* Vor dem Schwurgerichte eines preußischen Provinzialstädtchens stand kürzlich ein schwerer Verbrecher, dem als besondere Vorsichtsmaßregel ein Soldat mit geladenem Zündnadelgewehr an die Seite gestellt wurde. Plötzlich beginnt einer der Geschworenen sich unruhig auf seinem Platze hin und her zu bewegen und überhaupt mimische Zeichen einer lebhaften Besorgniß von sich zu geben. Erstaunt fragt ihn der Präsident des Gerichtshofes um die Ursache seines Benehmens. „Ja, sehen Herr Präsident denn nicht,“ erwiederte der Geschworene, „daß der Soldat da immerwährend mit seinem Gewehre spielt? Wie leicht könnte es losgehen und Einen von uns treffen.“ — „Beruhigen Sie sich,“ meinte in ernsthaftem Tone der Präsident, „es sind zwei Ersatzgeschworne da!“

* (Wieland's „Oberrock“.) Ein Diener des Direktors F. überbrachte dem Hofrath und Dichter Wieland einst einen Gruß seines Herrn und bat sich für denselben seinen Oberrock aus. Wieland stutzte und konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck der Direktor seinen Oberrock verlange; indeß vermuthete er einen Scherz und übergab kopfschüttelnd dem Diener das Kleidungsstück. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so kam Letzterer beschämt zurück und sagte, daß nicht der Oberrock des Herrn Hofraths, sondern dessen — Oberon gemeint gewesen sei.

* Ein Bauer aus der Umgegend von Berlin wollte den Geistlichen seines Dorfes sprechen, ward aber mehrmals mit dem Vorwande abgewiesen, daß der Pfarrer noch studire. — „Schwerenoth,“ rief er zuletzt unwillig, „warum schickt uns denn der König keinen Pfarrer, der schon studirt hat?“

Lebensphilosophie.

Allen Menschen, allen
Kann kein Mensch gefallen;
Aber Gott gefallen,
Gutes wünschen allen,
Nützen kann der Christ,
Wenn er redlich ist.

Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen geh'n;
Kleine Kränkungen verschmerzen,
Kleine Fehler überseh'n.

Bescheidenheit sei deine Freude,
Sie zieret mehr als Gold und Seide.

Räthsel.

Der Krieger sucht nach seinem Ziel,
Wenn man die erste Silbe spricht,
Doch ist sein Streben leeres Spiel,
Hält ihm der Feind die letzte nicht.
Das Ganze, wenn's die Müh' nicht lohnet,
Stellt die Geduld auf harte Proben.
Wo Sinn für seine Bildung wohnet,
Wird Jedermann das Ganze loben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Samstag, 2. Oktober 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Schon in der nächsten Straße begegnete ihnen Alfred, welcher ihnen athemlos entgegenkam. Er hatte durch einen Kameraden von der Wette des Obersten Kenntniß erhalten, ihm seinen Wachtposten anvertraut, um Isabelle zu warnen und sie zu bewegen, ihren gewöhnlichen Abendbesuch im Gärtnerhause heute zu unterlassen; doch war es ihm leider erst zu spät möglich geworden, sich von seinem Dienste loszumachen, und mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Empörung erklärte er sich augenblicklich bereit, seinen Abschied zu nehmen, um dann im Stande zu sein, von Hackson, welcher Obrist seines Regiments war, blutige Genugthuung zu fordern für ihre beleidigte Ehre.

Isabelle aber gebot ihm ernst und fest, auch nicht den kleinsten Schritt in dieser Angelegenheit für sie zu wagen, und flüsterte ihm leise zu, er möge wohl bedenken, daß alle seine schönsten Lebenshoffnungen unzertrennlich mit seiner militärischen Laufbahn verbunden wären, und daß sie sein Opfer weit schmerzlicher empfinden würde, als die ihr durch jene verächtlichen Wüstlinge zugefügte Beleidigung ihrer Ehre. Erhoben durch die Würde ihrer Unschuld, hatte sie bereits wieder jene ruhige, feste Haltung gewonnen, die ihr eigen war, als sie das väterliche Haus erreichte, und nachdem sie noch die beiden jungen Männer dringend gebeten, keinen voreiligen Schritt zu thun und es der öffentlichen Meinung zu überlassen, über sie und ihre Beleidiger zu richten, entfernte sie sich nach ihrem Zimmer. Alfred, welcher ihr, obgleich widerstrebend, versprochen hatte, zu gehorchen, begab sich auf seinen Wachtposten zurück; Waldemar aber, der jedes Versprechen umgehend, sich schweigend zurückgezogen, schlug eilig, sobald er sich allein sah, den Rückweg nach dem Hause des Obristen ein. Er war fest entschlossen, der Beleidigten Genugthuung zu verschaffen, und ihre Ehre zu vertheidigen, erschien ihm jetzt als die schönste Aufgabe seines ihm so werthlos gewordenen Lebens, erschien ihm als eine versöhnende Gunst des Schicksals für das ihm zugefügte schwere Unheil. Er fand den Obristen, von seinen Genossen umgeben, bei einer Champagnerkollation, trat ihm mit kalter Entschlossenheit gegenüber und forderte ruhig und bestimmt augenblicklichen Widerruf der schändlichen Verleumdung Isabellens. Der wilde Jubel, welcher bei seinem Eintritte geherrscht hatte, war plötzlich verstummt, und als sich Waldemar als einen nahen Verwandten des Eskild'schen Hauses nannte, zeigte sich Verlegenheit auf manchen Gesichtern, die sich noch höher steigerte, als sie durch ihn den edlen Beweggrund erfuhren, welcher Isabelle bewogen hatte, Hackson's Garten in später Abendstunde heimlich zu besuchen. Nur der Obrist bemühte sich, seinen höhnischen Humor beizubehalten, verweigerte aber, um sich vor seinen Genossen nicht als Verleumder bloszustellen, hartnäckig jeden Widerruf. Da vermochte Waldemar seine Empörung nicht länger mehr zurückzuhalten und zwang ihn durch das Wort: „Elender Schurke!" zu blutiger Genugthuung. Hackson wählte auf der Stelle mit der größten Kaltblütigkeit einen Sekundanten, und nachdem Waldemar mit diesem Zeit, Ort und Waffen verabredet, entfernte er sich. Er begab sich eilig zum Schiffskapitän Nielsen, der, wie er wußte, in Eskilds Nähe wohnte, theilte dem redlichen, der Familie seines Schiffspatrons treu ergebenen Manne den Vorfall mit und schloß mit der Bitte, ihm morgen in seinem Zweikampfe mit dem Obristen zu sekundiren. Der Kapitän erklärte sich bereit, ihn als Sekundant zu begleiten, und wünschte ihm von

Herzen, daß es ihm gelingen möge, den verleumderischen Buben zu züchtigen und einen Widerruf von ihm zu erzwingen. Nach einigen nothwendigen Verabredungen begab sich Waldemar in das Haus seines Oheims zurück und fand den Mulatten Erik, seiner harrend, wie er ihm geboten hatte, auf seinem Zimmer. Er theilte ihm sein Vorhaben nicht mit, denn er fürchtete, seine treue Anhänglichkeit möchte ihn verleiten, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, ja, er möchte vielleicht, gar in der Besorgniß für sein Leben, seine Verwandten auffordern, ihn zurückzuhalten von seinem ernsten Gange. Aber sobald er ihn mit einigen gleichgiltigen Aufträgen für den nächsten Tag aus seinem Zimmer entlassen hatte, schrieb er einige Zeilen an seinen Oheim, worin er ihn bat, sich des treuen Burschen redlich anzunehmen, wenn ihn das Todesloos treffe oder er gezwungen sei, aus Kopenhagen zu entfliehen. Dann warf er sich auf sein Lager und nur ein kurzer Schlummer senkte sich auf seine Augenlider bis zum Anbruche des Morgens. Mit inniger Heiterkeit, wie er sie seit jener Unglücksnacht, die ihm alle seine Hoffnungen geraubt, nicht mehr empfunden, begrüßte er die ersten Sonnenstrahlen. Es war ihm, als habe heute erst sein verträumtes und vertändeltes Leben einen ernsten Zweck gewonnen, und er war fest entschlossen, ihn männlich zu erfüllen. Noch vor vier Uhr war er völlig angekleidet und ging in den Garten hinab, wo vor der kleinen Pforte der Kapitän seiner bereits mit dem Wagen harrte. Ihr Weg führte sie zum Nörrethor hinaus nach einer einsamen Gegend hinter den äußersten Festungswerken, welche zum Kampfplatze bestimmt worden war, und als der Wagen hier anhielt, war Waldemar hocherstaunt, als ihm Erik den Schlag öffnete und in seinen Mienen und Geberden eine sonst nie an ihm bemerkte Unruhe und Bestürzung verrieth. Auf die Frage, wie er hierher gekommen, erklärte er, er sei seinem Herrn auf dem Packbrette des Wagens gefolgt, weil er seinen frühen Ausgang bemerkt und gefürchtet, derselbe wolle sich eilig aus Kopenhagen entfernen und ihn allein zurücklassen. Er könne sich nicht von ihm trennen und würde nicht von ihm weichen, und wenn er ihn mit Gewalt zurückstieße. Waldemar drückte ihm die Hand, er fühlte sich bewegt durch diesen neuen Beweis treuer Anhänglichkeit und erlaubte ihm zu bleiben. Als aber jetzt der Gegner eintraf, von allen seinen Genossen umgeben, welche gestern Theil genommen an seinem Bubenstücke, und die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, da schien es Erik erst klar zu werden, was hier vorgehen sollte, und Waldemar, der ihn nie zittern gesehen, sah ihn jetzt beben wie im Fieberfrost, daß er sich seiner beinahe geschämt hätte.

Der Obrist gab sich wie gestern im übermüthigen Humor, verächtlich auf seinen Gegner herabschauend, denn er galt für einen der tollkühnsten und glücklichsten Duellanten, und schien sich einen lustigen Scherz daraus zu machen, sich mit dem jungen Westindier zu schlagen. Waldemar blieb besonnen, kalt und ruhig, und obgleich er noch nie einen Zweikampf bestanden, so war er sich doch eines scharfen Auges bewußt und mit Führung der Waffe vertraut. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die beiden Gegner hatten ihre Plätze eingenommen. Der Obrist hatte den ersten Schuß und seine Kugel streifte die üppigen Locken, die auf Waldemar's Schulter herabfielen. Erik sprang jubelnd auf, als er seinen Herrn unverletzt sah. Jetzt schoß dieser und mit einem dumpfen Schrei stürzte der Obrist zu Boden. Er war in die Schulter getroffen. Die Wunde schien gefährlich, Todesangst grub sich ein in seine Züge, er widerrief unaufgefordert seine Verleumdung, erklärte Isabelle für engelrein und gestand, daß er ihr Tuch dem alten Gärtner abgenommen, welcher im Begriff gewesen, es ihr nachzubringen. Auch Hackson's sämmtliche Begleiter erklärten sich zu Abbitte und Ehrenerklärung an die Beleidigte bereit. Waldemar's Herz jubelte laut. Isabellens Ehre war gerettet. Der Kapitän zog ihn mit sich fort in den Wagen, führte ihn eilig nach dem Hafen und auf ein Dampfschiff, dessen letztes Glockengeläute eben verkündete, daß es bereit sei, nach Kiel abzugehen.

4.

Die Thürme Kopenhagens waren bereits im lichten Morgennebel verschwunden und das Dampfschiff hatte schon mehrere Meilen zurückgelegt, immer tiefer in die Ostsee steuernd. Waldemar saß zurückgezogen und schweigend in einem Winkel der von Passagieren überfüllten gemeinschaftlichen Kajüte, und je weiter er sich von dem Orte entfernte, wo ihm alle seine Hoffnungen gescheitert, desto drückender senkte sich eine ängstliche Beklommenheit auf seine Brust herab und er vermochte nicht länger auszudauern unter dem fremden Menschenschwarme, der ihm das Gefühl seines Alleinstehens in der Welt erst recht empfindlich machte. Er stieg die Treppe hinauf, welche zum Verdeck führte, und sein erster Blick fiel hier auf den Mulatten, welcher mit dem Ausdrucke wilder Freude in seinen Mienen, wie er sie noch nie

gezeigt hatte, an der Schiffsbrüstung lehnte. Waldemar war schmerzlich bestürzt, ihn hier zu finden, denn es war ganz gegen seine Absicht, daß der treue Bursche ihn begleite, dem er für seine treue Anhänglichkeit nichts zu bieten vermochte, als einen Antheil an seiner Armuth und seinem Elend, welches er bereits wie ein gestaltloses Ungeheuer im Nebel seiner Zukunft lauernd zu erblicken meinte. Er hatte deßhalb auch, beim flüchtigen Abschiede, dem Kapitän Nielsen aufgetragen, ihn mit sich zurückzunehmen und dem Oheim dringend zu empfehlen, ihn, wenn es sein Wunsch sei, wieder in seine Heimath zurückzusenden. Doch bei der eiligen Abfahrt des Dampfschiffes mußte er sich im Gewühl der Passagiere den Blicken des Kapitäns entzogen und sich heimlich eingedrängt haben in die Nähe seines Herrn. Sobald er diesen erblickte, nahm sein Gesicht seinen gewöhnlichen finstern und kalten Ausdruck wieder an, und Waldemar's freundlichen Vorwürfen, daß er ihm auch hierher ohne Erlaubniß gefolgt, setzte er nur die wenigen Worte entgegen, er fühle sich an ihn gebannt und müsse ihm folgen wie sein Schatten. — Von jenem Augenblicke an wurde keiner Trennung mehr zwischen Beiden gedacht.

Am andern Morgen legte das Dampfschiff im Kieler Hafen an und der Flüchtige begab sich eilig mit Erik nach Hamburg. Hier miethete er in einer Vorstadt eine abgelegene einfache Wohnung, und mehrere Tage vergingen ihm in dumpfem Hinbrüten, ehe er nur daran dachte, daß es nothwendig sei, einen Plan für seine Zukunft zu entwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenkraft und Dampf.

Worin lag denn das eigentliche Uebel der alten Weltordnung mit ihrem Despotismus und Kastenwesen, mit ihrer Sklaverei und Leibeigenschaft, mit ihrem scheinbaren Glanze und wirklichen Elend, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Absurditäten?

Doch offenbar nur in der Geringfügigkeit der der physischen Kraft des Menschen und in der gegenseitigen Entfernung und Isolirung der Völker. Erst der Dampf und die Elektrizität haben diese Fesseln zerbrochen und die Menschheit von der Scholle befreit, indem sie die Verhältnisse der physischen Kraft und Arbeit, des Raumes und der Zeit total umgestoßen, die einen bis in's Riesenhafte vergrößert, die anderen bis zum Verschwinden verkleinert haben.

Beide haben auch manchen Erfindungen und Entdeckungen der Vorzeit erst ihren wahren Werth verliehen. Mit der Handpresse ein Buch von einigen Bogen und Exemplaren zu drucken, erfordert viele Tage; die heutigen Dampfpressen stellen viele Tausenden von Zeitungs-Exemplaren in riesigem Formate binnen ein paar Stunden her.

Columbus hat wohl eine neue Welt entdeckt, aber sie lag in ungeheurer Ferne und blieb fremd; der Dampf hat Amerika zu unserem Nachbar, die Elektrizität hat es zu unsern Hausgenossen gemacht, und seitdem sind alle Schicksale Europa's und Amerikas auf's Engste mit einander verwebt.

Nach wissenschaftlicher Berechnung hat der Dampf, der mittelst 5 Pfund Steinkohle erzeugt werden kann, dieselbe Kraft, wie sie ein Mann in einer zehnstündigen Arbeit zu entwickeln vermag.

Großbritannien allein zieht aus seinen Schachten jährlich Steinkohlen im Gewichte von 100 Millionen Tons. Nach obigem Kalkül repräsentirt diese Masse, in Zeit und Arbeitskraft verwandelt, 40,000 Millionen Arbeitstage oder nach Abzug der Sonn- und Feiertage, das Jahr zu 300 Werktagen angenommen, mehr als 133 Millionen Arbeitsjahre für eine Person, d. h. die in England allein jährlich gewonnene Steinkohle hat eine Arbeitskraft von 133 Millionen Männern in einem Jahr.

England trägt aber nur den zehnten Theil zur Kohlenmenge bei, welche jetzt jährlich auf der ganzen Erde gewonnen und verbraucht wird. Diese Gesammtmasse besitzt demnach eine Leistungsfähigkeit von 1330 Millionen Arbeitern. Wäre von der ganzen lebenden Generation jedes Individuum, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes und Standes, ein robuster Arbeiter, so würde demnach dieses Riesenheer immerhin noch kaum ausreichen, um die gleiche Kraft zu entwickeln. Und außer der mineralischen Kohle gibt es noch andere Brennstoffe in Menge, die zur Erzeugung des Dampfes verwendet werden können.

Nach den mechanischen Gesetzen ist zur Hebung der Steinmasse für die Cheops-Pyramide in Egypten, das riesigste Wunderwerk der alten Welt, die lebenslängliche Arbeit von einer halben Million Sklaven erforderlich gewesen. — Der Dampf, welcher heute in England jährlich blos dazu verwendet wird, um die Steinkohlen aus den Gruben

zu ziehen, wäre mit jener Arbeit in weniger als sechs Tagen zu Ende gekommen. Wenn ein Weber auf seinem Handstuhl sechs Ellen Tuch in einem Tag verfertigt, so braucht er zwei Arbeitswochen, um einen gewöhnlichen Ballen von 72 Ellen zu Stande zu bringen. Solcher Ballen kann aber ein Kraftstuhl bis zu 20 in einer Woche liefern, und da eine einzige Dampfmaschine in unseren Fabriken 6—800 und mehr mechanische Webstühle in Thätigkeit setzt, so leistet sie in einem Jahre eine Arbeit, für welche während des gleichen Zeitraumes eine Schaar von 30,000 Webern kaum hinreichen würde.

Und doch ist die Verwendung des Dampfes als Arbeitskraft erst in der Kindheit. Ganze Länder und Völkerstämme haben noch kaum eine Ahnung davon, und selbst da, wo er bereits in Wirksamkeit steht, beschränkt er sich auf einzelne Zweige der Industrie; die Landwirthschaft gebraucht ihn gleichsam erst versuchsweise. Welches werden erst die Leistungen der Zukunft sein?

Mannigfaltiges.

* Ein Injurienprozeß, der beim Stadtgerichte in Berlin zu Ende geführt wurde, bietet insofern ein Interesse, als der Verklagte sich durch die Orthographie von der ihm zur Last gelegten Verbalinjurie reinigen wollte. — Ein Berliner Schlächtermeister hatte einen seiner Schuldner angeblich hart verfolgt und ihn auf alle mögliche Weise chikanirt, so daß dieser sich bewogen fand, an seinen strengen Gläubiger ein Schreiben zu richten; dieses trug die sonderbare Adresse: „An den Bluthund Fleischwaaren-Händler N. N.“ Der Adressat, ob des ihm beigelegten Titels ergrimmt, verklagte seinen Schuldner wegen Beleidigung. Im Termine suchte der Verklagte nun dem „Bluthund“ eine harmlose Bedeutung dadurch zu geben, daß er behauptete, die Adresse laute: „An den Bluth und Fleischwaaren-Händler N. N.“ und wäre vollständig in Ordnung, da Adressat Bluthändler sei und er, der Schreiber der Adresse, bei Marggraff in der Schule gelernt habe, „Bluth“ mit dem h zu schreiben. Diese scharfsinnige Vertheidigung wollte dem Richter jedoch um so weniger einleuchten, weil er annahm, Herr Marggraff habe dem gewissenhaften Orthographen jedenfalls auch die - Trennungsstriche beigebracht und ihm auch gelehrt, die einzelnen Worte hübsch von einander durch einen angemessenen Raum zu scheiden. Es erfolgte somit Verurtheilung des Verklagten.

* Ein neues einschläferndes Heilmittel ist, wie Berliner Blätter melden, von dem Chemiker Dr. Liebreich kürzlich in Berlin erfunden worden. Dasselbe führt den Namen „Chloralhydrat“, ist in seiner chemischen Zusammensetzung dem Chloroform ähnlich, in seiner Wirksamkeit aber von diesem verschieden, und namentlich dem Organismus weniger gefährlich als dieses. Thiere und Menschen verfallen dadurch in wenigen Minuten in einem tiefen, langdauernden Schlaf, ohne ihre Besinnung ganz zu verlieren, da sie zu jeder Zeit aus ihrem ruhigen Schlummer erweckt werden können. Wegen der Sicherheit seiner Wirkung und der geringen Beschwerde, die es hinterläßt, wird dieses Mittel an die Spitze der bisherigen schlafmachenden Mittel treten. Nur der hohe Preis des Mittels verhindert jetzt noch die allgemeine Anwendung desselben. Trotzdem wird es in der Berliner Charité vielfach angewandt, um die Indikationen in den verschiedenen Krankheiten wissenschaftlich festzustellen.

* In dem frommen englischen Blatte „Methodist Recorder“ wird allen Ernstes die wichtige Frage besprochen, ob die Ortsprediger berechtigt seien, sich an Sonntagen eines Velocipedes zu bedienen. Im Ganzen genommen ist das Blatt nicht gerade gegen diese Maschine eingenommen, denn — so sagt es — es ist zwar verdienstvoller zu gehen, als zu reiten, falls die Entfernung nicht zu groß ist; aber es ist immerhin besser auf einem Veloziped, als auf einem Pferde zu reiten.

* Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Rohheit, Stärke und Knochenbau Kraft genannt werden, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld, Stärke und Gemüthsausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Auflösung des Räthsels in № 116:

Anstand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Dienstag, 5. Oktober 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Als Waldemar sich mit einem Plane für seine Zukunft zu beschäftigen begann, erkannte er nach einer ernsten Selbstprüfung mit Schrecken, daß er fast nichts mit auf den Markt des thätigen Lebens bringe, was er vortheilhaft verwerthen könne, um sich seine nothwendigsten Existenzmittel dadurch zu erringen, und die bittere Erfahrung stellte sich ihm immer klarer vor Augen, daß es oft dem in der Armuth Geborenen weit leichter wird, sich aus dem Staube emporzuschwingen zum Ueberfluß, als dem für den Reichthum Erzogenen und plötzlich Verarmten, sich durch eigene Thätigkeit auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse zu erwerben. Voll Scham und Reue blickte er auf sein vergangenes Leben zurück, welches er bisher nur als einen endlosen, heitern Frühlingstanz betrachtet, ja zuweilen vermochte er es kaum, einen bittern Vorwurf gegen seinen Vater zurückzudrängen, dessen allzuzärtliche Liebe es verschmäht hatte, den reichgeborenen Sohn zu irgend einem nützlichen Berufe ernstlich anzuhalten, um ihn damit zu waffnen gegen die widrigen Wechselfälle des Glückes.

Der Mulatte äußerte nur flüchtig seine Verwunderung über die einfache Lebensweise seines Herrn und überließ ihn in den ersten Tagen ungestört seinem finstern Trübsinne, nach dessen Ursache er niemals forschte; nach und nach aber suchte er ihn seiner Zurückgezogenheit fast gewaltsam zu entreißen, indem er ihn mit der raffinirtesten Schlauheit oft gegen seinen Willen zu bewegen wußte, die geräuschvollen Vergnügungsorte zu besuchen, an denen Hamburg überreich ist. Ein weniger kindlich reines Gemüth würde der Lockung erlegen sein, Waldemar aber wandte sich voll Unwillen von den wilden Trinkgelagen und schwelgerischen Gastmahlen; keine laute Freude fand Eingang in seiner schmerzerfüllten Brust und im Unglücke, am Abgrunde der Verzweiflung, bewahrte er noch heilig die Reinheit seiner edelsten Gefühle. Als Erik den gänzlich verfehlten Erfolg seiner Bemühungen, ihn auf diese Weise seinem Trübsinne zu entreißen, erkannte, zog er sich mürrisch zurück und überließ ihn wieder mehrere Tage lang seiner düstern Einsamkeit. Dann aber schien es, als ob er ein wirksameres Mittel gefunden, ihn zu zerstreuen und seine Theilnahme der Außenwelt wieder zuzuwenden, indem er ihm eifrig Gelegenheit darzubieten suchte, seinem ihm wohlbekannten Hange zur Wohlthätigkeit Genüge leisten zu können. Wirklich schien Waldemar dadurch noch einmal zu einem regen Leben zu erwachen und Erik war unermüdlich, Hilfsbedürftige auszuspüren, die er seiner Theilnahme dringend empfahl. Es geschah auch nie vergebens, denn Waldemar gab mit vollen Händen und mit einem Anfluge stiller Heiterkeit, die längst aus seinem Antlitze verschwunden, bis er mit Wehmuth bemerkte, daß er nun selbst gänzlich verarmt und sein geringer Geldvorrath erschöpft sei.

Er hatte sich bisher nur Entbehrungen auferlegt, noch keinen eigentlichen Mangel empfunden, und als dieser jetzt drohend zu ihm trat, fühlte er sich von Muth und Kraft belebt, männlich mit ihm zu kämpfen.

So kehrte er eines Morgens, nachdem er kaum zwei Monate in Hamburg zugebracht, von einem Spaziergange nach seiner Wohnung zurück und sprach zu dem Mulatten, der ihn empfing, mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „Ich fühle mich nicht mehr sicher hier, und die Besorgniß, entdeckt, der dänischen Regierung ausgeliefert und dort als Duellant zur Rechenschaft und Strafe gezogen zu werden, ist gegründet genug, mich

von hier zu vertreiben. Verschiedene Gründe haben mich bestimmt, mich mit meinem Namen auch zugleich aller äußeren Zeichen, Bequemlichkeiten und Gewohnheiten meines Standes und meiner Geburt zu entkleiden, mich als gänzlich Unbekannten den niederen Lebensverhältnissen anzuschließen und mich auf irgend einem Schiffe als Matrose zu verdingen.

Erik schien diese seltsame Erklärung für einen Scherz zu nehmen; doch als Waldemar dieselbe nochmals ernstlich wiederholte, ihm seine letzte Baarschaft gab, um ihm die nothwendige Kleidung seines neuerwählten Standes dafür anzuschaffen, und ihn dringender als jemals ermahnte, sich nun von ihm zu trennen und ihn seinem ferneren Schicksale allein zu überlassen, da leuchtete wieder der Ausdruck jener wilden Freude aus seinen Zügen hervor, wie sie bei der Flucht von Kopenhagen sein Antlitz erhellt hatte, und in stürmischer Bewegung, welche sich durch die unheimlichen Flammenblitze seiner Augen verkündete, entgegnete er hastig: „Nein, nein, nein! Jetzt erst bin ich mehr als je an Sie gebannt und keine Macht der Erde soll mich losreißen von Ihnen!" Nach diesen Worten stürmte er im Fluge von dannen, kehrte gegen Mittag zurück, bepackt mit einer vollständigen Matrosenausstattung für eine weite Seereise, und brachte zugleich die Nachricht, daß es ihm gelungen sei, für Beide Anstellung auf einem englischen Schiffe zu finden, welches eben segelfertig im Hafen lag. Der Kapitän hatte Beide noch vor Abend zu sehen verlangt, um, wenn er sie tüchtig fände, mit ihnen abzuschließen, damit sie sich ungesäumt einschiffen könnten, und Waldemar säumte nicht, das grobe Matrosenzeug anzulegen, obgleich er sich eines unheimlichen Schauderns dabei nicht erwehren konnte, denn er fühlte es schmerzlich, daß er sich mit dieser Kleidung einem Stande weihe, dessen tausend Gefahren er weit weniger fürchtete, als die Gemeinschaft roher Genossen, und der sklavische Gehorsam, den er unbedingt verlangte, schwer sein Herz bedrückte. Seiner goldenen Freiheit, allen jenen zarteren Genüssen, welche ein verfeinertes Gefühl und höhere Bildung gewähren, glaubte er für immer entsagen zu müssen, als er seine gewohnte Kleidung ablegte; und er entsagte schmerzlich, aber männlich entschlossen.

Der Kapitän, dem er sich vorstellte, war einer jener rohen Seewölfe, welche ihre Untergebenen nur als Räder in einer Maschine betrachten und sich nicht scheuen, dieselben wohl gar durch Fußtritte in Gang zu bringen, wenn sie stocken oder sich nicht nach ihrem Willen drehen. Er war bekannt als einer der strengsten und brutalsten Befehlshaber in der englischen Handelsmarine, und dieser Ruf erschwerte es ihm bei jeder neuen Fahrt, die er unternahm, sein Schiff vollständig zu bemannen. Deßhalb war es ihm erwünscht, kurz vor seiner Abreise noch zwei neue Rekruten zu gewinnen, und nachdem er Beide von Kopf bis zu den Füßen betastet und untersucht hatte, als ob sie ihm auf einem Sklavenmarkte feilgeboten würden — wobei er den Mulatten weit höher zu schätzen schien, als dessen Herrn — bot er Letzterem eine geringere Löhnung, als dem stärkeren Erik und erklärte sich bereit, sie zu behalten, ohne nach ihren früheren Verhältnissen zu forschen, denn er rühmte sich oft genug, aus jedem Manne, in welchem Stande er auch erzogen sei, in Jahresfrist einen tüchtigen Matrosen bilden zu wollen.

Waldemar litt wie ein Märtyrer bei diesem Handel um seine Körperkraft und seine Freiheit, die er verkaufen mußte, um seine physische Existenz zu sichern, und er konnte sich eines demüthigenden Gefühles nicht erwehren bei dem Gedanken, daß er auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Gesellschaft weniger gelte, als der Mulatte, sein Diener, weil dort der Werth jedes Individuums nur nach seiner rohen Kraft erwogen wird. Allein die eiserne Nothwendigkeit gebot ihm, auch die letzten Regungen der Empfindlichkeit niederzukämpfen, — und er verkaufte sich für drei Jahre.

Am nächsten Mittage schon lichtete das Schiff die Anker und fuhr mit mattem Ostwinde langsam die Elbe hinab. Allein schon nach einer halbstündigen Fahrt legte es sich wieder fest im Flusse, denn der Kapitän hatte nur hinauslegen wollen, um mit größerer Bequemlichkeit eine Anzahl holstein'scher Milchkühe einnehmen zu können, welche er in London abzuliefern und von dort mit neuer Ladung erst seine größere Seefahrt nach Ostindien zu beginnen beabsichtigte. Es war bereits Abend geworden, die Kühe waren eingeschifft, mit Winden über Bord gehoben und unter Deck gehißt worden; die Elbe war ruhig, obgleich die Fluth schon längst eingetreten und eine bange Windstille herrschte.

Waldemar stand ganz allein auf dem Verdecke, denn die ganze Mannschaft befand sich unten im Vorderkastell.

Schwarze Gewitterwolken, welche im Süden aufzogen und sich schnell ausdehnten, hatten den Himmel verdüstert. Seine Blicke schweiften über die erstorbene Gegend, wo nur die fluthenden

Wogen, die zuckenden Blitze allein zu leben schienen, und der brüllende Donner allein laut wurde in der ängstlich schweigenden Natur. Da bemerkte er noch ein einzelnes weißes Segel auf einem kleinen Boote, welches vom hannöver'schen Ufer her nach nordöstlicher Richtung steuerte, um über die Elbe zu setzen. Es befanden sich, so viel er in der Dunkelheit zu unterscheiden vermochte, eine weibliche und eine männliche Gestalt in dem Fahrzeuge. Waldemar nahm Interesse an der gewagten Fahrt, deren Gefahren er, wohl vertraut mit der Lenkung eines Segelbootes, selbst bei stetem Winde richtig zu würdigen wußte, und mit unverwandten Blicken verfolgte er das hin- und hergeschleuderte Fahrzeug. Glücklich jedoch schien es sich endlich dem Ufer zu nähern, da — kaum noch fünfzig Fuß davon entfernt — brach ein heulender Sturm los, und in einem und demselben Momente entglitt die Segelleine der Hand des Lenkers und stürzte der Orkan, das flatternde Linnen erfassend, das leichte Fahrzeug um.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer großen Sängerin.

1. Im Nonnenkloster.

Es war im Jahre 1792. Die furchtbaren Wogen, welche Paris und das vormals so lustige Frankreich überflutheten, die Stürme, welche das unglückliche Land bis in seine Grundfesten erschütterten und Alles über den Haufen warfen, hatten sich noch nicht über die Grenzen hinaus fühlbar gemacht. Noch spann sich das Leben in den Nachbarstaaten so ruhig ab wie jemals, wenn auch hie und da schon am Horizont die Blitze mit unheimlichem Lichte die näher und näher drohenden Wetterwolken durchzuckten.

Der tiefblaue italienische Himmel spannte sich über die ewige Stadt aus, und von den Spitzen der Thürme schien das Sonnengold flüssig hernieder zu tropfen. Auch das nahe gelegene Sinigaglia lag in dem Grün seiner Lorbeerbäume, in dem Blüthenschmucke seiner Pomeranzen- und Granatbäume so friedlich da, wie nur je. Und doch auch wieder nicht so friedlich. War denn heute ein so hoher Festtag, daß so viele Menschen durch die immergrünen dunklen Laubgänge dem harmonischen Glockengeläute entgegenzogen, das tief aus dem Blüthenwalde durch die stille Morgenluft daherzitterte? Das Glockengeläute erklang allerdings von dem schlanken Thürmchen des, tief im Grün versteckten, der heiligen Lucia gewidmeten Nonnenklosters herüber; aber kein hoher Festtag war es, den die harmonischen Töne einläuteten. Es war Nichts als ein schlichter Sonntagmorgen, aber dennoch eilten hunderte von Menschen dem Rufe entgegen, verließen sogar ihre leichte Sonntagsmorgenarbeit, ihm zu folgen.

Ein Wunder war's, ein unbeschreiblich hohes Wunder, welches die weiten Hallen der Klosterkirche an einem gewöhnlichen Sonntagmorgen Kopf an Kopf mit Andächtigen füllte aber ein Wunder eigenthümlichster Art. Von dem hohen Chore herab strömten an allen Sonn- und Feiertagen die herrlichen Harmonieen der alten italienischen Tonmeister, Harmonieen, welche wie Nichts in der Welt die Herzen der Hörer zu feierlicher, weihevoller Andacht stimmen. Wie lindernder Balsam legen sie sich um das wunde Herz, daß es sich wie auf überirdischen Klängen emporgetragen fühlt zu dem Throne des Ewigen. Santa Lucia war weit und breit berühmt durch die herrlichen Ausführungen dieser Meisterstücke, und allsonntäglich beugten sich die Häupter vieler Andächtigen und lauschten diesen feierlichen Klängen. Die Superiorin hielt viel darauf, diesen Ruf ihres Klosters zu wahren, und nichts kam dem Eifer gleich, mit welchem die frommen Schwestern sich der Ausübung dieser heiligen Gesänge hingaben.

Am genannten Tage aber stand etwas ganz Besonderes in Aussicht, etwas Wunderbares, das schon seit einigen Sonntagen Alles mit Staunen erfüllt hatte, so daß die Nachricht davon wie ein Lauffeuer durch die ganze umliegende Gegend geflogen war. Es war ein Kind unter den Sängerinnen erschienen, ein kleines, zartes Mädchen von noch nicht zwölf Jahren, das aber mit einer so wunderbaren Stimme begabt war, wie noch Niemand je zuvor gehört hatte. Der Vater dieses Wundermädchens war ein unbemittelter Beamter in dem nahen Sinigaglia und hatte, was bei solchen Leuten auch nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, eine starke Familie. Was blieb ihm übrig, als für ein Unterkommen seiner Nachkommen zu sorgen, das ihm in seinen Verhältnissen möglichst wenig schwer fiel? So mußte die kleine Angelica in das Kloster der Santa Lucia wandern, um dort zunächst von den Nonnen erzogen, später aber selbst als eine solche eingekleidet zu werden. In den Sternen stand es jedoch anders geschrieben. Die wunderbar süße Stimme des Kindes, die das Agnus Dei mit einer so rührenden Einfachheit ertönen ließ, daß auch das harte Herz

des verstocktesten Weltkindes aufing weich zu werden, konnte zu Zeiten eine Kraft entwickeln, daß sie durch den ganzen gut besetzten Nonnenchor nachdrücklich sich vernehmen machte. Wie eine tönende Glocke erschallte die mächtige Stimme aus der zarten, schmächtigen Kindesbrust, daß es Vielen unbegreiflich und nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien. Größer und größer wurde die Menge, welche sich des Sonntags zur Messe drängte, die „margravigliosa Angelicia" zu hören, das schmächtige Kind mit den brennenden Augen vor den frommen Schwestern stehen zu sehen; Jeder wollte sich überzeugen, daß es ein leibhaftiges Kind sei und kein Spuck, keine künstliche Figur, welche ein Uhrwerk zum Tönen bringe.

„Nur Se. Hochehrwürden der Bischof, unter dessen Hirtenstabe die Lämmer von Santa Lucia standen, nahm Anstoß an diesen Wallfahrten; seinem frommen Gewissen war es ein Gräuel, zu sehen, wie nicht das Wort Gottes die Menge anzog, sondern der Gesang eines Mädchens, das noch nicht einmal die Weihe empfangen hatte. Er ließ dem Kloster daher die strenge Weisung zugehen, fortan die keine Angelicia nicht mehr auszustellen, sie keine Soli mehr singen zu lassen, sondern sie nur im Singchore zu verwenden, wie die musizirenden Nonnen überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein alter Theaterzettel.) Die Berliner „Montagszeitung" veröffentlicht folgenden Berliner Theaterzettel aus dem Jahre 1741: „Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit wird heute in dem Theater von der privilegirten (damals bedeutendste) Hilferding'schen Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden: „Eine mit lächerlichen Scenen ausgesuchte Lustbarkeit, lustigen Arien und Verkleidungen wohl versehene, dabei aber mit ganz neuen Maschinen und Dekorationen artig eingerichtete, auch mit verschiedenen Flugwerken verzierte und mit Schmerz, Lustbarkeit und Moral vermischte, durch und durch auf lustige Personen eingerichtete, gewiß sehenswürdige große Maschins-Komödie unter dem Titel: „Hanswursts Reise in die Hölle und wieder zurück", wobei dieser arme, von den Teufeln oftmals erschröckte, verzauberte, von seinem Herrn aber geprügelte dumme und mit Kolombinen, einer verschmitzten Kammerjungfer, ehelich verlobte Diener in folgenden Verkleidungen erscheinen wird: als Reisender, Kavalier, Pavian, Schornsteinfeger, Husar, Zigeunerin, Kroat, Barbier, Doktor, Tanzbär, Dame, Laufer, Kupplerin, Nachtwächter, Mann ohne Kopf und als ein von dem Teufel geholter Bräutigam. Wir können übrigens versichern, daß die heutige Maschins-Komödie die Krone aller Maschins-Komödien ist."

* Aus Rheinhessen. Der Bürgermeister einer unserer Gemeinden hat einen neuen Nachtheil der Feuersbrünste entdeckt, von dem die Nationalökonomen und Statistiker gewiß noch keine Ahnung haben. Er meldete nämlich an das vorgesetzte Kreisamt in seinem Berichte über die Bewegung der „Völker" in 1868 (soll heißen über die Bewegung der Bevölkerung), daß die Ursache der in der Gemeinde N.....-S....... mehrfach vorgekommen Todtgeburten in dem durch die vielen Brände in loco verbreiteten Schrecken zu suchen sei.

* Ein Engländer und ein Amerikaner hatten zu Dieppe eine sonderbare Wette gemacht, und zwar eine kulinarische; der Amerikaner behauptete nämlich, daß aus den Eiern die meisten Gerichte herzustellen wären, während der Engländer das Gleiche von den Kartoffeln behauptete. Der Amerikaner gewann und ließ um Ein Gericht mehr, und zwar 103, aus den Eiern bereiten. Das letzte bestand aus geschlagenen Eiern auf Wildschwein-Purée.

Lebensphilosophie.

Freude färbt die Wange,
Kummer macht sie bleich.
Freude ist dem Leben,
Gram dem Tode gleich.

Am entlaubten Zweige zittert manchmal noch ein grünes Blatt,
Das der Baum, trotz Sturm und Regen, sorgsam sich erhalten hat.
Also hält die Seele manchmal, als des Glückes letzten Rest,
Vor der völligen Entsagung eine schöne Täuschung fest.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Donnerstag, 7. Oktober 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Schon im nächsten Augenblicke war Waldemar über Bord gesprungen, ein weißes Kleid, welches auf den Fluthen schimmerte, gab ihm die Richtung; er war ein rüstiger Schwimmer und trotz der wogenden Fluth hatte er nach wenigen Minuten schon die Verunglückte an den sichern Strand gerettet. Die langen dunklen Locken verhüllten ihr Antlitz, sie schien kaum noch zu athmen; mit einem Sprunge hatte er das nächste Haus erreicht und klopfte die Bewohner heraus, ihr Hilfe zu leisten. Dann aber warf er seine Blicke wieder hinaus auf den empörten Strom, undeutlich schien er das Haupt des Bootslenkers noch über den Wellen zu erkennen, und wieder stürzte er sich in die Fluth und unterstützte den bereits Erschöpften, bis er ihn rettend an's Ufer brachte. Sobald er aber sein Werk vollbracht und die Geretteten unter hilfreichen Händen erblickte, wandte er sich eilig ab, ohne mehr von ihnen erkannt zu haben, als daß sie ihrer Kleidung nach den gebildeteren Ständen angehörten, bestieg ein Boot, welches einige Fischer losgemacht, um das forttreibende umgestülpte Fahrzeug zu bergen, und ließ sich ungesäumt an Bord seines Schiffes bringen. Hier war man soeben erst seine kühne That gewahr geworden, die ganze Schiffsmannschaft war auf dem Verdeck versammelt und obgleich manche seiner rohen Kameraden ihn jetzt mit achtungsvolleren Blicken betrachteten, so erfuhr er doch vom Kapitän harte Vorwürfe, daß er, ohne ihm den Vorfall zu rapportiren, sein Leben gewagt in einer Gefahr, die dem Schiffsdienste fremd gewesen und ihn dadurch verhindert habe, Böte zu seiner eigenen Sicherung und Unterstützung auszusetzen. Waldemar erlaubte sich die bescheidene Einwendung, daß die dringende Gefahr der Verunglückten durch jede Minute Verzug vergrößert worden wäre, und daß der natürliche Herzenstrieb, Unglücklichen beizustehen, ihn seine Dienstpflicht vergessen gemacht; doch erregte er durch diese Entschuldigung des Kapitäns Zorn noch mehr, der fluchend und tobend ihm zuschwor, er wolle ihm seine Herzenstriebe austreiben und ihn seine Dienstpflichten auf die eindringlichste Weise lehren, worauf er ihn zu vierundzwanzig Stunden Arrest bei Wasser und Brod verurtheilte. Ohne Murren verließ Waldemar das Verdeck und das glückliche Gelingen seiner That beseligte ihn mit innerer Zufriedenheit, die so mächtig war, daß sie selbst den scharfen Stachel des tief verletzenden Gedankens abstumpfte, er sei nun so ganz ein Sklave roher Willkür geworden, daß er selbst dem edelsten Triebe seines Herzens nicht ohne erbetene Erlaubniß folgen dürfe. Die ihm zuerkannte Strafe war ihm gleichgiltig, und sobald er seine Kleider gewechselt, ließ er sich ruhig in den untern Schiffsraum führen, wo das Arrestloch hinter der Taukammer lag. Nur die höhnische Bemerkung des Mulatten, die ihm dieser im Vorübergehen zutief: „Er wünsche ihm goldene Träume der Vergangenheit in seinem einsamen Schlafkabinete!" kränkte ihn tief, und zum ersten Male in seinem Leben wandte er sich mit einem unerklärlichen Grauen von Eriks finsterer Gestalt, die sich immerwährend wie ein gespenstiger Schatten an seine Fersen geheftet hatte. Die Arrestkammer war ein kleiner stockfinsterer Raum, kaum sechs Fuß lang, drei Fuß breit, und so niedrig, daß man nur tief gebückt darin stehen konnte. Waldemar warf sich auf den Boden nieder und ein Haufen trockenes Seegras bildete sein mehr als dürftiges Lager.

Die Wogen des sturmerregten Stromes schienen sich zu sänftigen, denn sie schlugen ruhiger

und taktmäßiger an die Schiffsplanken; auch glaubte der arme Gefangene den Wind nur noch klagend seufzen und den Donner in weiter Ferne grollend murmeln zu hören. Sonst war Alles still um ihn, bis auf das eintönige Nagen der Schiffsratten in seiner Nähe. So mochte er wohl schon länger als eine Stunde in seiner Einsamkeit zugebracht haben, immer undeutlicher schienen die Bilder seiner Einbildungskraft in dichten Nebelwolken zu verschwimmen, und schon nahte sich ihm der Schlummer, der tröstende Freund aller Leidenden; doch in demselben Momente, in welchem sich seine müden Augenlider schlossen, sah er sich auch schon wieder aufgeschreckt durch einen Schuß, der im Mitteldecke fiel, dicht über seinem Haupte, und dessen Nachhall dumpf durch alle Schiffsräume dröhnte. Fast zu gleicher Zeit unterschied Waldemar deutlich einen durchdringenden Schrei, einen schweren Fall und bald darauf lebhafte Bewegung, eiliges Hin- und Herrennen und verworrene Stimmen durcheinander im obern Raume. Noch erschöpfte er sich in Vermuthungen über dieses seltsame Geräusch, als er eilige Tritte über die kleine Treppe, welche zu seinem Käfig führte, herabpoltern hörte, die Thüre sich öffnen und den Untersteuermann zu sich eintreten sah, mit dem Befehle des Kapitäns, augenblicklich ihm auf das Mitteldeck zu folgen, der Mulatte habe sich durch die Brust geschossen, ringe mit dem Tode und begehre dringend mit ihm zu sprechen.

In der höchsten Bestürzung flog Waldemar hinauf, durchbrach in Eile die gedrängten Reihen der Mannschaft, welche den ganzen Raum erfüllte, und stürzte zur Hängematte, in welcher der Unglückliche ausgestreckt lag unter den Händen des Schiffschirurgen, der sich vergeblich bemühte, die bis ins Rückgrat eingedrungene Kugel aus der blutströmenden Wunde herauszuziehen. Kein Schmerzenslaut kam während dieser entsetzlichen Operation über die Lippen des tödtlich Verwundeten; aber die Züge seines Gesichts waren grauenvoll verzerrt, aus seinen dunklen Augen zuckten wilde Flammen, und als sein rollender Blick auf Waldemar haftete, stieg es wie ein heiseres Gelächter aus seiner wunden Brust herauf. Mit krampfhafter Anstrengung stieß er den Arzt zurück, indem er ausrief: „Zurück, Peiniger! Du wirst mich doch nicht retten! Fest sitzt mir der Tod im Herzen, ich fühl' es; die letzten Augenblicke laßt mich noch mit meinem Brüderchen verplaudern. Waldemar, tritt näher — höre mich — ich will Dir beichten — denn wisse: Dein Vater hat auch mich gezeugt! — Meine Mutter — freilich nur eine Negerin — aber das schönste Mädchen ihres Stammes — liebte den Falschen mit afrikanischer Gluth. Er wurde ihrer nach wenigen Jahren überdrüssig, scheuchte sie von sich mit harten Worten und glaubte genug gethan zu haben, daß er ihr die Freiheit schenkte und sie mit einer Hand voll Gold nach Jamaika schickte. Den Sohn aber, den sie ihm geboren, riß er von ihrem Herzen — schenkte ihm Brod und entzog ihm sein Herz, — wies ihn an Gott, den Vater aller Wesen — und verleugnete ihm selbst den Vaternamen. Die stolze Spanierin wurde sein Weib, — man feierte Deine Geburt mit fürstlichem Prunke — Deinem Bastardbruder wurde nie ein Blick der Liebe. — Man trug Dich noch in den Windeln, als es meiner Mutter gelungen war, nach St. Thomas zurückzukehren. — Die Thörichte wollte Dich bei Seite schaffen — um mir Platz zu machen an meines Vaters Brust, — in der kein Pulsschlag zu Gunsten des Mulattenknaben sprach. — Man ergriff die Unglückliche mit ihrem Raube — Dein Vater wüthete — die Gerichte urtheilten schnell — meine Mutter büßte am Galgen. — Eine alte Negerin von ihrem Stamme führte mich am Abend vor ihrem Tode zu ihr in den Kerker — ich war kaum zehn Jahre alt, und schwur den fürchterlichsten Racheeid, den je ein Mensch geschworen. — Man gab mich später Dir zur Seite — wie man einem Kinde einen Hund zugesellt — der mit ihm spielen muß und es schützen soll im Nothfall. — Ich hing mit Hundetreue an Dir — denn Dein Leben war mir heilig — ich spart' es meiner Rache auf. — Unser Vater starb — und auch auf seinem Sterbebette verleugnete er mir das heilige Sohnesrecht — Du wurdest sein Universalerbe — der Bastard nur Deiner Gnade empfohlen. — Aber an Deinem Vatererbe hing der schwere Fluch der Rache — und ich trug ihn Dir nach auf jedem Deiner Schritte. — Ich hatte es geschworen: der reiche, im Ueberfluß erzogene Sohn — sollte tiefer sinken als der Arme, Verleugnete — und in ewiger Verzweiflung an den Brüsten der Armuth und des Kummers saugen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer großen Sängerin.

(Fortsetzung.)

Der bischöfliche Befehl mußte natürlich respektirt werden, stimmte aber keineswegs mit den Ansichten der Schwester Superiorin überein; denn der Gotteskasten von Lucia befand sich bei diesem noch nie dagewesenen Andrange gar zu wohl, als daß da eine solche Aenderung erwünscht gewesen wäre. Die würdige Matrone wußte sich aber zu helfen: Angelicia erschien fortan nicht mehr vor den Nonnen, sonder stand in zweiter Reihe hinter ihnen, sonst blieb Alles beim Alten, und das Wunder wurde durch diese halbe Unsichtbarkeit der kleinen Sängerin wo möglich noch um einen Grad geheimnißvoller.

Es konnte aber nicht fehlen, daß das Gerücht von dem wunderbaren Gesange der Kleinen auch Kunst- und Sachverständige herbeizog, welche ihre gespannten Erwartungen noch bei Weitem übertroffen sahen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Leute sich an den Vater wandten und ihm die eindringlichsten Vorstellungen machten, eine solche Wunderblume nicht in den düstern Mauern eines Klosters verkommen zu lassen. Es half aber lange Zeit Nichts. Der Alte war strenggläubiger Römer, der, von der Heiligkeit des geistlichen Berufes vollkommen durchdrungen, sich nichts Besseres denken konnte, als daß sein Kind eine Nonne werde. Und nun, — sein Kind eine Theaterprinzessin? Nimmermehr! Endlich aber faßte ein welt- und menschenkundiger Kopf die Angelegenheit von einer Seite an, welche selbst dem strenggläubigen Vater einleuchtete. Er stellte vor, wie es doch ein Vater vor Gott, vor sich selbst und vor allen Dingen vor seiner Familie nicht verantworten könne, ein Mittel unbenutzt zu lassen, das gleichsam Gott seiner Unwürdigkeit in den Schooß geworfen habe, ein Mittel, das ihn in den Stand setze, sich aus den kümmerlichen Verhältnissen heraus zu arbeiten und seiner Familie eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Dieses Mittel sei ihm in der Stimme seiner Tochter Angelicia gegeben, und es hieße Gott versuchen, diesen Fingerzeig von der Hand zu weisen. Was diese kluge Auslegung auch noch nicht ganz bewirkte, das thaten schließlich die unablässigen Vorstellungen der Verwandten, das thaten die Thränen der kleinen Angelicia selber; sie wollte ja auch lieber der heiligen Euterpe, als der heiligen Lucia dienen. Kurz, nach ungefähr zwei Jahren gab der Vater endlich nach und gestattete einen Versuch zur Ausbildung dieser wunderbaren Stimme.

Angelicia kam nun nach Mailand zu dem berühmten Sänger und Gesangmeister Marchesi. Dem Vater pochte das Herz gewaltig, als er vor den strengen Meister trat; er wußte, daß derselbe keine Nachsicht kannte und in seinem Urtheile sich nur streng von der Wahrheit leiten ließ. Er fürchtete diesen Urtheilsspruch, denn ein abmahnendes Wort würde ihm erschienen sein wie eine Strafe von Gott für den Fürwitz, daß er eine dem Himmel schon zugesicherte Braut dem weltlichen Tand, noch obenein dem Bühnenflitter, zu überliefern versucht hatte. Nicht so Angelicia. Voll und offen blickte sie mit ihren großen, brennenden Augen in das strenge Antlitz des Meisters, aber ohne eine Spur von Furcht, ohne nur im Geringsten einen Zweifel an dem Gelingen der Probe in sich aufsteigen zu fühlen. Und siehe da, schon nach den ersten paar Tönen glätteten sich die Falten auf der Stirn des Gestrengen, das Antlitz wurde freundlicher und freundlicher, und endlich sprang er auf und schloß das Kind entzückt in seine Arme. Ja, das war eine Stimme, wie er sie sich zur Ausbildnng schon lange gewünscht hatte, das war eine Stimme, deren Besitzerin ja auch seinen Namen mit durch die Welt tragen mußte.

Abermals waren zwei Jahre vergangen. Die Opernsaison in Venedig hatte soeben begonnen, und die altehrwürdige Dogenstadt befand sich in einer fast unglaublichen Aufregung. Ein Mädchen hatte zum ersten Male die Bühne betreten, eine Sängerin von noch nicht vollendeten siebzehn Jahren, eine Sängerin aber mit einer solchen Wunderstimme, wie sie noch Niemand gehört hatte. Athemlos lauschte die Menge diesen entzückenden Klängen, und ein Sturm von Begeisterung folgte ihnen, wie er selbst in dem heißblütigen Italien zu den größten Seltenheiten gehört. „Evviva! Evviva! Evviva Angelicia! Evviva Angelicia Catalani!“ erscholl es ohne Aufhören. Tag für Tag, Abend für Abend wiederholten sich die stürmischsten Scenen, und das junge Mädchen fiel entzückt dem Vater in die Arme. Das war es ja, was sie mit Siegesgewißheit geträumt hatte, und auch des Vaters Augen feuchteten sich, denn in diesen Augenblicken fühlte er Nichts von Vorwürfen, die sein Gewissen ob der begangenen Sünde ihm hätte machen können.

Im Sturme flog die junge Angelicia Catalani von Triumph zu Triumph; ihr Ruf füllte die Welt, und neben ihr erblaßten auch die berühmtesten Namen. Wie oft mag die fromme Schwester Superiorin zu Santa Lucia bei diesem die Welt

durchfliegenden Ruhme ihrer ehemaligen Novize mit Sehnsucht an den damals so stattlich gefüllten Gotteskasten zurückgedacht haben!

2. Die italienische Kaufmannsfrau.

Im Jahre 1816 unternahm die Sängerin Angelicia Catalani ihre erste Kunstreise durch Europa, nachdem sie an allen großen Bühnen Italiens und auch längere Zeit in Lissabon neben den bedeutensten Sangesgrößen gefeiert worden war. Ihre Kunstreise war ein Triumphzug. Wohin sie kam, wollte man nur sie hören, neben ihr schien alles Andere nicht zu existiren. So großes Aufsehen auch nach ihr noch so manche Künstlerin gemacht hat, keine hat wieder eine so enthusiastische Begeisterung entzündet, wie sie, es sei denn Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, wenn auch in anderer Weise.

Manches seltsame Abenteuer ist der großen Angelicia auf diesem ihrem europäischen Triumphzuge zugestoßen; manches reizende Intermezzo hat sie selbst oft mit, oft ohne Absicht herbeigeführt. Keines aber dürfte so naiv zum Schrecken und Entzücken der Hörer zugleich ausgefallen sein, wie jene seltsame Begebenheit, die sich in Gera zutrug.

Der Abend dämmerte herein, da fährt ein gepackter Reisewagen am Gasthofe vor. Ein Herr und eine Dame steigen aus und überlassen einem Diener und einer Dienerin die Besorgung des Weiteren. Die Dame, eine imposante Erscheinung, ist augenscheinlich eine Ausländerin; die rabenschwarzen Locken, die blitzenden Augen, das fremdklingende, trotz alles Radebrechens doch wie Musik tönende Deutsch verrathen die fremdländische Abkunft auch jedem Uneingeweihten. Bei ihrem Begleiter fallen dergleichen Anzeichen weniger in die Augen; er könnte auch ein biederer Deutscher sein.

Gleich bei ihrem Eintritt fällt ihr Blick auf einen an der Wand festgehefteten Zettel, welcher für denselben Abend ein Concert mit Orchester ankündigt. Mit einem Ausruf der Freude und einem eigenthümlichen Lächeln deutet ihr Finger auf diesen Zettel, und einige Worte in fremder Sprache, an ihren Begleiter gerichtet, machen auch diesen lächeln, und sofort bitten die Herrschaften den Wirth, ihnen doch zu dieser angenehmen Abendunterhaltung noch Billets besorgen zu lassen. Diese sind natürlich schnell genug zur Stelle, und kaum haben sich die Fremden Zeit gelassen, sich nothdürftig zu erholen, als sie auch schon wieder erscheinen, um zum Concerte einen eleganten Wagen anspannen zu lassen. Schmunzelnd blickt der Wirth ihnen nach, als sie davongefahren; im Geiste überschlägt er schon die Rechnung, welche er diesen Herrschaften aufsetzen wird, denn sie müssen reich, sehr reich sein. War die Reisetoilette der Dame schon kostbar gewesen, so strahlte sie jetzt im Gesellschafts-Anzuge förmlich in zwar einfachem, aber doch sehr kostbarem Schmucke; der Wirth hat ein geübtes Auge für so Etwas.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Luxus in der Noth.) Während des furchtbaren Winterfeldzuges der Schweden in Norwegen unter Karl XII. erreichte in einer Nacht die Kälte einen solchen Grad, daß selbst die abgehärtesten Krieger in Mißmuth verfielen. Nur ein junger Bursche behielt seine Fröhlichkeit; singend formte er sich im freien Felde beim Schein der Wachtfeuer aus dem hartgefrornen Schnee ein vollständiges Bett mit Kopfkissen und Bettdecke und erregte dadurch die Heiterkeit seiner Kameraden. Nur ein alter Wachtmeister blieb ernsthaft und schüttelte den Kopf ob des sonderbaren Treibens. „Seid Ihr böse, Vater?" fragte der Bursche. „Nun, nun," entgegnete dieser, „als Spaß mag es dir hingehen, sonst aber ist es doch Weichlichkeit, deren du dich schämen solltest!"

* Saphir schrieb: „Die Medizin bringt gewiß sehr viel Licht in die Welt, denn durch sie wird die Menschheit sehr gelichtet!"

* Um einem allgemeinen Wunsche der verbrüderten Arbeiter nachzukommen, werde ich jetzt von Woche zu Woche die Tagsarbeiten kürzer machen.

Die vorgerückte Jahreszeit.

Lebensphilosophie.

Wer sich abhalten läßt, das Gute zu beginnen, weil er es nicht Allen recht machen, nicht allen Vorurtheilen und Leidenschaften wehren kann, darf nie etwas Gutes wollen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Samstag, 9. Oktober 1869.

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Ein heftiges Röcheln unterbrach seine fürchterliche Beichte, ein dumpfes Stöhnen drängte sich über Waldemars Lippen — die Schiffsmannschaft stand starr und sprachlos. „Einen Trunk Wasser!" rief der Mulatte nach einer Pause erschöpft. — „Meine Lippen bersten, meine Zunge glüht — einen Trunk Wasser — daß ich vollenden kann!" Der Chirurgus flößte ihm Wasser ein und schwächer, von lautem Röcheln unterbrochen, fuhr der Sterbende fort: „Ich war es — der Dein ganzes Erbe — Deine Banknoten — in der Kajüte verbrannte — während Du von Glücks- und Liebeshoffnungen träumtest. — Ich kannte Deinen Stolz — ich wußte — daß Du Deinen reichen Verwandten nimmer Deine Armuth eingestehen würdest — und hatte mich nicht verrechnet. — Ich zitterte bei Deinem Zweikampfe um Dein Leben — denn noch war meine Rache nicht vollendet — und jubelte — als ich Dich glücklich geborgen sah, — Deinem unvermeidlichen Ziele — dem nackten Hungereilande entgegeneilend. — Ich suchte Dich zu sinnlichen Genüssen — zu Lastern zu verlocken — und als mir dies nicht gelang — nährte ich Deinen Wohlthätigkeitstrieb — um Deine letzte Baarschaft eilig zu erschöpfen. — Dies gelang — und meine Rache war am Ziele — ich hatte Dich zu mir in den Staub gezogen, Dich herabgezerrt in einen Kreis, wo ich mich noch über Dich erheben konnte. Mein Spiel ist aus — ich hab's vor meinem Tode noch gewonnen — und Du — bist verloren!"

„Das lügst Du, Schurke!" rief eine kräftige Stimme aus dem Kreise der Umstehenden, „Du hast Dein Satansspiel verloren und Er ist gerettet!"

Waldemar hörte diese Stimme nicht mehr, denn er war schon bei den letzten Worten des Mulatten bewußtlos niedergesunken; der Sterbende aber richtete sich mühsam empor, warf einen furchtbar starren Blick auf den kräftigen Sprecher, stieß einen nerverschütternden Wuthschrei aus und taumelte wie verzweiflungsvoll auf sein Lager zurück. „Verloren! Alles verloren!" hauchte er leise empor, dann trat ein weißer Schaum auf seine Lippen, seine Hände krampften sich zusammen, ein neuer Blutstrom entquoll seiner Wunde, das Röcheln wurde schwächer, noch einmal bäumte sich sein Körper empor, noch ein leises Wuthgeheul drang über seine Lippen — es war sein letzter Laut gewesen, denn schon im nächsten Augenblicke war sein Leben entflohen. — Die rohe Schiffsmannschaft hatte voll Grauen und Abscheu ihre Blicke von dem Sterbenden abgewendet.

Die beiden Pistolen, mit welchen Waldemar seinen Zweikampf bestanden, waren ihm ein Heiligthum geworden. Er hatte sich nicht davon trennen können und sie mit an's Schiff genommen; doch vor wenigen Stunden erst hatte er Erik gebeten, es zu versuchen, seinen Namen, welcher auf beiden Läufen kunstvoll eingeätzt war, zu vernichten, weil er besorgte, dadurch vielleicht einst auf irgend eine Weise verrathen werden zu können. Der Mulatte hatte sich, als man ihn in Arrest gebracht, seines Wunsches erinnert, und da es ihm überhaupt ein satanisches Vergnügen gewährte, seinen Namen, den er aus den Reihen der Lebenden für ewig ausgestrichen zu haben glaubte, auch jetzt an den leblosen Gegenständen zu vernichten, so war er mit einer Feile eifrig an's Werk gegangen. Er hatte aber nicht bedacht, daß Waldemar nur einen einzigen Schuß in jenem Duelle gethan, daß das andere Pistol noch seine volle Ladung hatte, und so wollte es sein Ge-

schick, daß es durch das Feilen in der Nähe des Schlosses sich entlud und die Kugel sein Herz durchbohrte.

Als Waldemar erst nach mehreren Stunden wieder zur vollen Besinnung gelangte, glaubte er aus einem wüsten Traume zu erwachen, und hochverwundert hafteten seine Blicke auf seiner Umgebung. Er befand sich auf einem Lager mit seidenen Decken, in einem mit dem reichsten Luxus ausgestatteten Zimmer. Ihm gegenüber bot ihm eine hohe Flügelthüre mit ihren hellen Glasscheiben eine freie Aussicht in weite Ferne. Tief unter ihm, glänzend wie ein Silberband und friedlich wie ein Wiesenbach, fluthete die Elbe in ihren reizenden Ufern; fern hinter Hamburgs Thürmen, am östlichen Himmel, theilten sich die nächtlichen Nebel, ballten sich zu rosigen Wölkchen zusammen und schienen ihm lustig entgegenzuflattern, während hinter ihnen majestätisch die Sonne sich erhob in reiner Purpurgluth; ihm zur Seite aber, draußen im Garten, dicht am Fenster, nickten hohe Rosensträuche mit mehr als hundert thaubeperlten, duftenden Blüthen ihm freundlich zu, als wollten sie ihn begrüßen im neuen Leben.

„Was ist das? Wo bin ich?" flüsterte er leise vor sich hin. „Geht mir dort die Sonne meines Glückes wieder auf, die ich auf ewig in Nacht versunken glaubte? Begrüßen mich heute junge frische Lebensrosen statt der entblätterten?"

„So ist's, lieber Neffe!" antwortete lächelnd auf seine Frage sein Oheim Eskild, hinter dem Bettschirme hervortretend. „Deine Sonne geht hell auf, Deine Trübsalsnacht hat ein Ende gefunden und wäre nimmer so schmerzlich über Dich hereingebrochen, hättest Du offenes Vertrauen gezeigt zu denen, die Dir am nächsten standen auf der Welt. Doch keinen Vorwurf! Höre mich! Deines Vaters Schuld, daß er den Bastardsohn nicht anerkannt, zu richten, geziemt uns nicht. Das Negermädchen hätte er gern vom schimpflichen Tode gerettet, wie ich aus seinen Briefen weiß; doch sie befand sich bereits in den Händen der Gerichte, ehe er ihr Verbrechen nur erfuhr, und alle seine eifrigsten Bemühungen, sie der schweren Strafe zu entziehen, blieben erfolglos. Die Rache des Mulatten aber, der Dich so grausam büßen ließ für fremde Schuld, war ungerecht, empörend, teuflisch. Deines Vaters Liebe aber hat Dir Deine Buße mit Segen vergolten, denn wisse, Du bist noch ebenso reich an irdischen Schätzen, als Du es warst, da Du in St. Thomas mein Schiff bestiegst. Dein Vater erkannte Deine Abneigung zu jeder Erwerbsthätigkeit, obgleich er zu schwach war, Dich ernstlich an ein nützliches Geschäft zu fesseln; dabei beunruhigte ihn Deine Geringschätzung des irdischen Gutes, Deine sorglose Weise, es zu vergeuden, wenn auch nicht auf unedle Weise. Deßhalb war er eifrig bemüht, seit länger als zehn Jahren, jedes entbehrliche Kapital bei mir niederzulegen und für Dich anzuhäufen zu einem Reservefond, damit Du einen Nothpfennig hättest, wenn Du durch eigene oder fremde Schuld Verlust an Deinem Erbe leiden solltest. Dieser Nothpfennig ist bereits in meiner Hand, mit Zinsen auf Zinsen, zur runden Summe von fünfzigtausend Pfund Sterling für Dich angewachsen, noch immer genug, um Dich in unserem Lande reich zu nennen. Auch steht Deiner Rückkehr mit uns nach Kopenhagen nichts im Wege, denn Dein Gegner im Duell ist ziemlich wieder hergestellt und hat selbst darauf angetragen, jede Verfolgung gegen Dich aufzuheben."

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben einer großen Sängerin.

(Schluß.)

Das Concert hatte bereits begonnen, für die Fremden wurde indessen bereitwilligst Platz gemacht, während mancher neugierige Blick an ihnen haften blieb. Die fremde Dame mußte wohl etwas von Musik verstehen, denn die nicht schlecht exekutirten Orchesterstücke erwarben sich bei ihr ein beifälliges Nicken, und die von einem Sängerchor ausgeführten Nummern des Programms begleitete sie mit augenscheinlich größtem Interesse. Während der langen Pause, in der das Publikum sich in die Nebenräume zerstreute, um über den gehabten Genuß zu plaudern oder sich an irdischeren Genüssen zu erquicken, trat der fremde Herr zu dem Concertmeister und ersuchte ihn, einen Augenblick mit ihm in den Zuschauerraum hinab zu gehen, eine italienische Dame wünsche ihn zu sprechen. Der kleine grauköpfige Mann folgte willig und machte der Fremden, überrascht von der Hoheit ihrer Erscheinung, ein tiefes Kompliment. Sie gab sich ihm zu erkennen als eine italienische Kaufmannsfrau, welche in ihrem Vaterlande zuweilen mit Musik sich beschäftigt habe und ihn bitte, ihr doch erlauben zu wollen, ein mitgebrachtes Stück vortragen zu dürfen. Notabene, fügte sie hinzu, sie sei eben eine so große Sangesliebhaberin, daß es ihr schwer falle, bei solcher

Gelegenheit dem Drange nach Mittheilung zu widerstehen; es sei nur die Frage, ob er ihr wohl zutraue, das Stück so ohne Weiteres mit ihm und seinem Orchester ohne jede Probe ausführen zu können.

Bei solchem Antrage schwand nun freilich jede Scheu vor der fremden majestätischen Erscheinung bei dem alten Herrn, und der Musiker erwachte in ihm. Amt und Würden geben immer ein gewisses Bewußtsein von Erhabenheit über Andere, noch dazu, wenn der betreffende Beamte so und so viel dienstbare Geister unter sich hat, die auf seinen Wink lauschen müssen. Ein kleines Residenzlein gibt seinem Concertmeister ein eben solches Selbstbewußtsein, als wenn er königlich preußischer oder kaiserlich österreichischer Hofkapellmeister wäre; sind nicht seine Funktionen und seine Verantwortlichkeit dieselben? Ist nicht sein Publikum ein womöglich noch kunstverständigeres wie das der großen Residenz? — Es hält sich wenigstens dafür! Der kleine Concertmeister von Gera war sich vollkommen bewußt, welch ein schwieriges Unterfangen es sei, ohne Probe mit fremden Musikern dergleichen zu wagen. Indeß — — auf seine Leute konnte er sich verlassen und er als Flügelspieler auf sich selbst erst recht; wie stand's aber mit der Fremden? Ein Blick in das ihm dargebotene Notenheft zeigte ihm ein Thema mit Variationen, welche die Singstimme ausführen sollte. Flügel und Instrumente hatten gar wenig zu thun. Das Thema selber aber war ein so abgedroschenes italienisches Gassenhauerstückchen, daß unser urdeutsches: „Ach, du lieber Augustin!“ ein wahres Kabinetsstück dagegen zu nennen war. Und nun gar erst die Variationen! Das sollte eine Menschenstimme singen können, was nicht einmal von einem tüchtigen Instrumentisten hätte geblasen werden können? Leise, fast höhnisch lächelte der kleine Concertmeister in sich hinein, sagte aber, um diesem welschen Dünkel eine tüchtige Lektion zu versetzen, freudig zu: falls die Dame sich nur auf sich verlassen könne, er und seine Leute wären schon sicher. — „Wir wollen dem Publikum und uns einmal ein kleines Freudchen machen,“ flüsterte er seinen Musikern zu; „mag sich doch die welsche Henne blamiren, soviel sie Lust hat, was geht Das uns an? Was die Zuhörer an uns haben, Das wissen sie ja zur Genüge, und daß es unsere Schuld nicht ist, wenn es ein kleines Spektakulum abgibt.“

Als die Sängerin sich bescheiden, scheinbar demüthig um Nachsicht bei dem kunstverständigen Publikum bittend, an den Flügel stellte, erhoben sich Orchester und Sänger von ihren Sitzen, und der Saal gerieth in eine nicht geringe Aufregung, die aber bald dem tiefsten Schweigen Platz machte. Die Instrumente leiteten das Thema ein. Jetzt begann die Fremde. — — So Etwas war dem kunstsinnigen Publikum von Gera aber doch noch nicht geboten worden; es war eine wahre Angst, diesen Gesang zu hören. Ganz abgesehen von der unleidlich trivialen Melodie des Themas kamen die Töne so gedrückt, ängstlich, gequält aus der vor Angst förmlich zusammengeschnürten Kehle der Sängerin, daß sich bei vielen Zuhörern ein mißbilligendes Achselzucken einstellte, bei den Sängern aber unverhohlen Schadenfreude auf die Gesichter trat. Das war wohl vortrefflich für einen „Hofsänger“, der sein Lied für einige mitleidig aus dem Fenster geworfene Pfennige ertönen läßt, nicht aber für einen Concertsaal, vor einem kunstsinnigen und kunstverständigen Publikum, das soeben noch in den Tonwellen eines Mozart geschwelgt hatte.

Jetzt kam die erste Variation. Das ging ein klein wenig besser, die Fremde schien ihre Angst etwas überwunden zu haben. Die Töne klangen weniger gepreßt, kamen freier heraus, und für eine Anfängerin, welche zum ersten Male vor das Publikum tritt, würden auch vielleicht einige Beifallszeichen zur Ermunterung nicht gefehlt haben. Die Italienerin aber schien sich wohl gar noch einbilden zu wollen, den deutschen Zuhörern einen ganz besonderen Genuß bereitet zu haben! Der Schluß der Variation sollte auch noch das wenige Gute wieder verderben. Nach einer langen Cadenz, welche, wie die Kenner sich zuflüsterten, so holprig wie nur möglich gewesen war, kam zum Schlusse ein Triller, den die Sängerin auf eine ganz falsche Stelle setzte. Schnell besonnen aber griff der kleine Concertmeister energisch in die Tasten seines Flügels und suchte den schlimmen Fehler zu vertuschen, indem er schnell, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, den Triller auf der rechten Stelle anschlug und ihn so laut wie möglich ausrollen ließ. Damit aber verdarb er's erst recht; denn nun bemerkte Jeder den Fehler, und von allen Seiten brach ein unverhohlenes, wenn auch anständiger Weise leises Lachen los.

In größter Verlegenheit blickte die Sängerin nach dem Concertmeister zur Seite und hustete in ihr feines Spitzentuch, gleichsam um sich selber Muth zu machen, da ihr von keiner Seite her irgend welche Anregung dazu kam.

Was war aber Das? In der nächsten Variation brach aus der Kehle der Fremden ein Ton

hervor, dessen mächtige Fülle von dem begleitenden Flügel wenig mehr hören ließ, selbst die Töne der gleichfalls begleitenden Instrumente wurden fast ganz davon verschlungen. Je länger aber die Variation dauerte, desto mehr steigerte sich der Wohlklang des Organs. Staunend und verwundert blickte Einer den Andern an, kein Glied rührte sich im Saale bei diesen Tönen, die mächtig, aber kalt, gleichsam wie aus einer Bildsäule zu kommen schienen.

Sei es nun, daß sich damit die spröde Marmorhülle gelöst hatte, oder sei es, daß die Fremde anfing, eine bis jetzt vorgenommene Maske fallen zu lassen, beim nächsten Satze gerieth die Stimme förmlich in's Laufen. In kolossalen Läufern und Sprüngen ging's hinauf und hinab; jeden Augenblick war Jedermann gewärtig, die Sängerin über diese gewagtesten Extravaganzen stolpern zu sehen, — vergebens! mit der wundervollsten Sicherheit setzte sie darüber hin, jeder schwierige Punkt schien ihr nur die Kraft zu einem noch schwierigeren gegeben zu haben. Noch war das Publikum stumm, staunend vor diesem Niegehörten; alle geflüsterten Bemerkungen unterblieben, Platz genommen hatte schon lange Niemand mehr, Alles war aufgestanden, und die Gesichter des Concertmeisters, der Sänger und der Musiker zeigten eine nicht geringe Verblüfftheit. Die Sängerin aber lächelte, beugte sich zu dem kleinen Trillerkorrektor am Flügel und zu den Musikern nieder und flüsterte ihnen mit dem liebreizendsten Lächeln zu: „Jetzt gilt's, meine Herrn!"

Ja, jetzt galt's. Das war eine ächte Nachtigallenbrust, die da den tiefinnersten Schmerz ihres Herzens aushauchte! Aus der schwermüthig klagenden Molltonart drang ein so natürliches, herzzerreißendes Weinen, daß die Zuhörer bis in's innerste Mark erschüttert wurden. Wie ein Alp lag es auf der Versammlung, und manches Tüchlein erhob sich langsam zu den feucht gewordenen Augen einer Dame, als die letzten Töne im leisesten Hinsterben durch den Saal zitterten. Dann aber, gleichsam wie aus weiter Ferne näher und näher kommend, stiegen sie langsam, heller und freudiger werdend, wieder hinauf; — der Schmerz war überwunden, Freude zog wieder in die todtmatte Brust ein und endlich brach ein stürmischer Tonjubel hervor, der, sich selbst treibend, in den kühnsten Läufern und gewagtesten, aber wundervoll sichern Sprüngen sich selber nicht genug thun zu können schien. In den reizendsten neckischen Zwischensätzen schien die Sängerin ihre vorige Muthlosigkeit selber zu verspotten und zum Schlusse gab sie zur Entschädigung für die kleine Mystifikation noch Alles, was an Klang, Kunstfertigkeit und Unfehlbarkeit in ihr war.

Jetzt aber war auch im Publikum kein Halten mehr. Einer rief's und Alle jauchzten es nach: Catalani! Signora Catalani! Sie ist's, die Herrliche, die Unvergleichliche! Die Musiker senkten grüßend ihre Instrumente zur Erde, der kleine Concertmeister sprang, Entschuldigungen stammelnd, auf und suchte ihre Hand zum Kusse zu erhaschen. Sie aber, die Unvergleichliche, schlüpfte pfeilgeschwind zwischen den Sitzen hindurch, nickte freundlich nach rechts und links und war mit ihrer Begleitung durch die Saalthüre entschwunden, ehe noch Jemand so recht zur Besinnung gekommen war.

Mannigfaltiges.

* Einem alten gewiegten Diebeshehler in Berlin gegenüber war in einem Kriminalprozeß als Belastungsmoment unter Anderem geltend gemacht worden, daß er ein, als gestohlenes Gut erkanntes, schwer goldenes Armband vergraben hatte. Diese Angelegenheit wurde kürzlich vor dem Kammergericht in zweiter Instanz verhandelt und mit homerischem Gelächter Seitens der Anwesenden wurde es aufgenommen, als der Angeklagte zu seiner Entschuldigung vorbrachte, er habe das goldene Armband mit Brillanten nur deßhalb vergraben, um es vor seiner Frau zu verbergen, für welche es als Weihnachtsgeschenk bestimmt gewesen wäre. — Diese harmlose Ausrede fand bei den Richtern um so weniger Glauben, als der Angeklagte bereits früher zu wiederholtenmalen mit den Strafgesetzen in Konflikt gerathen war; es blieb deßhalb bei Strafe und Kosten.

Lebensphilosophie.

Des Lebens Frucht, des Lebens Lust
Weicht nimmer von dem Reinen.
Wenn nur der Blick zum Himmel schaut,
Kann nicht das Auge weinen.

Zorn verhüllt vor den Augen des Geistes die Wahrheit in Nebel. Halte ihn, soll sie dir leuchten zurück.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Dienstag, 12. Oktober 1869.

Die Rache.

(Schluß.)

Sprachlos warf sich der Staunende an seines Oheims Brust und fühlte sich in demselben Augenblicke zu beiden Seiten liebreich umschlungen. Als er aufblickte, erkannte er seine gute Tante, welche, wie segnend, ihre Hand auf sein Haupt gelegt hatte, während die Thränen der freudigsten Rührung ihr im Auge glänzten; zur Rechten und Linken aber hielten ihn Isabelle und Alfred umfangen und riefen ihm mit dankerfüllten Blicken: „Unser Retter!" entgegen. Dann zog Isabelle jenes Medaillon aus ihrem Busen hervor, — welches ihr ihm einst nach St. Thomas gesendetes Kinderporträt enthielt und welches Eskild bei seinen Wiederbelebungsversuchen auf seiner Brust gefunden und ihm abgenommen — und sprach zu Waldemar mit niedergeschlagenen Blicken, aber mit fester Stimme: „Da sich nun die seltsamen Verwirrungen Ihres Geschickes so harmonisch aufgelöst, so ist es wohl auch an der Zeit, die Mißverständnisse unserer Herzen zu lösen. Deßhalb bitte ich Sie jetzt um offene Antwort auf eine offene Frage: War es dies Porträt, dem Sie an jenem Abende, wo wir unsere Geständnisse wechselten in unserem Garten zu Kopenhagen, so leidenschaftliche Verehrung widmeten? Galt Ihr geheimnißvolles Geständniß vielleicht dem Originale dieses Bildes?"

Eine brennende Röthe überzog Waldemars bleiches Antlitz, alle seine Pulse strömten die heiße Gluth seiner zu neuem Leben erwachten Liebe durch seine Adern, sein Herz klopfte hörbar, aber obgleich er Isabellens offene Frage fast grausam fand, so vermochte er doch die überwallenden Gefühle nicht zurückzuhalten, und mehr noch durch den Ausdruck seiner heftigen Bewegung, als durch die schmerzliche, stumme Neigung seines Hauptes, erwiederte er deutlich bejahend, konnte es sich jedoch nicht versagen, zugleich mit einem vorwurfsvollen Blicke auf Alfred zu deuten.

„Nun dann," — fuhr Isabelle fort, indem sich auch ihr Antlitz mit frischer Rosengluth färbte — „dann bitte ich Sie um Verzeihung, lieber Waldemar, daß ich Ihren Schmerz durch Unwahrheit vermehrte, zu welcher Ihr mißverstandener Trübsinn mich verleitete. Ich glaubte Ihr Herz bereits von fremden Banden gefesselt, hielt mein eigenes Porträt für das Porträt Ihrer fernen Geliebten und wollte Sie deßhalb durch mein unbesonnenes, im Drange der innigsten Theilnahme erfundenes Geständniß von Ihrer Werbung um meine Hand entbinden, zu welcher ich Sie durch den Willen Ihres sterbenden Vaters und durch Ihre kindliche Pietät verpflichtet glaubte. Doch der Himmel ist mein Zeuge, daß mein Herz frei war bis zu jenem Augenblicke, wo Sie Kopenhagen verließen. Empfangen Sie daher mit meinem Bilde auch zugleich mein Herz und meine Hand, denn ich scheue mich nicht, es offen einzugestehen, daß ich nimmer würde einen Andern lieben können, als den Mann, der mit so zartfühlender Entsagung, mit so edler, muthiger Selbstaufopferung meine Ehre vertheidigte und mein Leben rettete. Unser guter Alfred wird vielleicht mit uns an demselben Tage das Weihfest seiner Liebe feiern; er ist der Verlobte der Tochter seines Generals, meiner innigsten Freundin, und ich war die einzige Vertraute ihrer geheimen Liebe, bis es ihnen vor wenigen Wochen gelang, das Herz des Vaters zur Einwilligung zu bewegen."

Mit diesem Geständnisse war auch der letzte düstere Schatten seiner bangen Leidensnacht vor Waldemars Blicken entwichen, und mit dem seligsten Entzücken schaute er in die reine Sonnengluth, die ihm aus Isabellens schönen, liebevollen

Augen entgegenstrahlte, welche ihm den Morgen eines neuen Lebens, eines neuen Glückes verhieß.

Die Aufklärungen, die er über sein unvermuthetes Zusammentreffen mit der Familie Eskild erhielt, lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen. Es war Isabelle ergangen wie allen jungen Mädchen, die ein warmes, reines Gefühl beseelt; sie hatte schon nach jener Scene in ihres Vaters Garten begonnen, Waldemar interessant zu finden, und ihm die innigste Theilnahme gewidmet an seinen geheimen Leiden, die sie auf ein unglückliches Verhältniß deutete. Als sie aber von dem alten Freunde ihres Hauses, dem Schiffskapitän Nielsen, seine muthige Haltung bei dem Duell mit ihrem Beleidiger erfuhr, da fühlte sie sich nicht allein zur regsten Dankbarkeit verpflichtet, sondern auch zur Bewunderung hingerissen, und als nun Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß sie auch nur die mindeste Kunde von Waldemars Leben und fernerem Schicksale erhielt, da entzündete die brennende Sehnsucht, durch Dankbarkeit, Mitgefühl und liebreichen Trost seine geheimen Leiden zu lindern, den Götterfunken der Liebe immer heller in ihrer Brust, so daß sie ihre Eltern bewog, mit ihr nach Hamburg zu reisen und dort persönlich dem Flüchtigen nachzuforschen, da alle Bemühungen der Korrespondenten ihres Vaters, ihn aufzufinden, erfolglos geblieben waren. Eskild hatte mehrere Handelsfreunde in Hamburg, und einer derselben nahm ihn auf seinem geschmackvollen, an der Landstraße nach Flottbeck über dem Dörfchen Neumühlen gelegenen Landsitze, welcher die herrlichste Aussicht auf die Elbe und die alte Hansestadt bot, gastlich auf. Auch Alfred, welcher auf einer Dienstreise durch Holstein im Auftrage des Vaters seiner Braut begriffen war, gesellte sich auf einige Tage zu ihnen; doch alle ihre eifrigsten Nachforschungen nach Waldemar blieben ohne Resultat. Mit jedem Tage stieg die Ungeduld Isabellens, und um sie zu zerstreuen, hatte sie Alfred, welcher ihre innere Bewegung ahnte, auch gestern zu einer Spazierfahrt auf der Elbe beredet, welche sie jedoch ihren Eltern verhehlten, um diese nicht in Besorgniß zu setzen. Ein Segelboot trug sie bei günstigem Wetter bis zu dem jenseitigen hannöverschen Ufer, doch hatten sie sich in dem nächstgelegenen Dörfchen, wo Isabelle Gelegenheit fand, ihre gewohnte Mildthätigkeit zu üben, verspätet und erreichten das Ufer des Stromes und ihr Boot erst wieder, als das Unwetter bereits im Anzuge war. Alfred dachte freilich daran, einen erfahrenen Schiffer zu seinem Beistande mitzunehmen, doch kein Mensch war in der Nähe zu sehen, jeder Augenblick Verzug konnte die Gefahr vergrößern, und Isabelle drängte zur eiligen Abfahrt, beunruhigt um ihre Eltern, welche die größte Besorgniß um sie hegen würden, wenn sie nicht vor Ausbruch des Wetters heimkehre. So wagten sie die Fahrt und beinahe schon am Ziele erfaßte sie das Unglück. Waldemar entriß sie den Fluthen, ohne daß Beide es auch nur ahnten, daß er ihr Retter geworden. Die zu ihrem Beistande herbeigeeilten Bewohner Neumühlens brachten Beide nach dem oben gelegenen Landsitze, welchen Eskild bewohnte, und Isabelle, welche schon, als sie ihre Eltern erblickte, ihre volle Besinnung wiedererlangt hatte, drängte ihren Vater, ihren Erretter aufsuchen zu lassen, damit sie im Stande sei, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Eskild, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Zustand seiner Tochter gefahrlos sei, eilte nicht allein auf ihre Bitte, sondern auch aus eigenem Antriebe, den Lebensretter seines einzigen Kindes aufzusuchen, und als er unten im Dorfe vernahm, daß ein Matrose von dem in geringer Entfernung auf der Elbe liegenden englischen Schiffe die kühne That vollbracht, ließ er sich ungesäumt an Bord desselben bringen. Da er hier zuerst nach dem Kapitän fragte, so führte man ihn ins Mitteldeck, wo sich derselbe mit dem größten Theile der Schiffsmannschaft befand, und Eskild trat gerade ein, als der sterbende Mulatte seine Beichte begann, wodurch ihm die unbegreifliche Verschlossenheit seines Neffen und dessen fernere Schicksale plötzlich klar wurden. Auf's Aeußerste empört, war er es, der vor den Sterbenden trat und ihm die Vereitelung seiner schändlichen Rache verkündete; dann beschäftigte er sich mit dem ohnmächtigen Waldemar; aber obgleich durch die eifrigsten Bemühungen sein Leben zurückkehrte, so blieb er doch seiner Besinnung beraubt, und es schien, als ob die furchtbare Aufregung seines Innern, welcher er durch Eriks gräßliche Beichte preisgegeben worden war, seine Geisteskräfte gelähmt hätte. Selbst der rohe Schiffskapitän war zum Mitleid bewogen worden gegen das unglückliche Opfer satanischer Rache und verständigte sich leicht mit Eskild, ihm seinen Neffen zurückzugeben. So war Waldemar nach dem Landhause gebracht worden, und hier war er durch die Bemühungen eines aus der Stadt herbeigerufenen Arztes zur Besinnung gelangt und in der ersten Morgenstunde wieder zu einem neuen Leben erwacht.

Nachdem nun Alle diese Aufklärungen ausgetauscht hatten und die gegenseitigen Verständigungen beendet waren, umfaßte der alte Eskild seinen Neffen liebreich und sprach zu ihm: „Du bist hart geprüft, doch war es größtentheils Dein eigener Wille, die Prüfung zu bestehen. Du hast sie wacker bestanden, und mein Isabellchen erhebt sogar das hartnäckige Verschweigen Deines Vermögensverlustes zur Tugend und erschöpft sich in Bewunderung Deines edlen, unbeugsamen männlichen Charakters; doch nimm von Deinem alten Oheim, der nun wirklich Dein zweiter Vater werden soll, die freundliche Lehre: Vertrauen zu Gott und Menschen und ein ernster, nützlicher Beruf bilden den festesten Anker, der unser Lebensschifflein sicher auf den Fluthen hält und uns nimmer sinken läßt."

Und Waldemar beherzigte diese Lehre. Er vertraute hinfort Gott und Menschen und widmete sich einem nützlichen Berufe. Er lebt jetzt an der Seite seiner Isabelle auf einem der schönsten Rittergüter Holsteins, welches er als tüchtiger Landwirth selbst verwaltet. So hat er den festen Anker seines Lebensschiffes gefunden, und die Flagge der Liebe, die es festlich schmückt, deutet auf eine frohe, glückliche Fahrt.

---

* Vor 96 Jahren.

Im Jahre 1773 scheint es eine gute, aber etwas späte Ernte gegeben zu haben. Anfangs war das Kernbrod (wie es nun statt Rockenbrod genannt wurde) auf 11½—15 Kreuzer gestanden, kostete aber vom 17. August an 11, später sogar nur 10 und selbst 9 Kreuzer. Das beste Mastochsenfleisch stand auf 7½, fiel aber auf 6 Kreuzer das Pfd.; Schweinefleisch kostete 7, auch 6 Kreuzer.

Von Altersher waren die Wochenmärkte hier auf Mittwochs und Samstags bestimmt, wie heute wieder; eine Verfügung des Herzogs, ausgeschrieben durch das Oberamt am 4. Februar 1773, verlangte dieselben aber auf Montag und Donnerstag, weil der Samstags-Markt von den Juden nicht besucht werden könne.

Am 24. Januar erließ der Herzog eine solenne Verordnung, wodurch er, außer den schon bestandenen, jährlich noch 6 Viehmärkte in der unteren neuen Vorstadt anordnete, nämlich 1) Dienstag vor Mittmeß, 2) 3. März 3) Donnerstag nach Quasimodo (weißen Sonntag), 4) 2 Tage nach Bartholomäi, 5) 2 Tage nach Michaelis, 6) 2 Tage nach Martini. Den Handelsleuten wurden die Markt- und Chausseegebühren, auch Zoll, auf 6 Jahre hinaus erlassen, den Juden sogar der Leibzoll und das Geleit geschenkt, ihnen auch Befreiung von allen Handels- und Beweisbeschränkungen gegeben. Den Wirthen wurde erlaubt, gekoscherten Wein für die Juden zu halten, und den Metzgern, für sie zu schächten. Zugleich aber wurde eine Revision der Wirthszechen, auch strenge Kontrole wegen Viehkrankheiten verordnet.

Der damalige Hofagent, Saul Wahl, zeigte unterm 9. März extra feinen Thee zum Verkaufe an, das Loth zu 5 Kreuzer, ferner Kaffee zu 9 und 10 Batzen das Pfund.

Die Gemeinde Duchroth hatte bei der Häuser-Lotterie ein ganzes Haus in der neuen Vorstadt gewonnen und schrieb solches zur Versteigerung aus.

Im Blatt vom 16. März wird zu Jedermanns Wissenschaft bekannt gemacht, daß derjenige, welcher einen schönen Rekrut von 5 Schuh 2, 3 und mehreren Zoll beyführen wird, selbiger nach der Größe des Mannes von dem allhier in Zweybrücken kommandirenden (französischen) Werb-Offizier mit 12, 15 bis 20 Livres belohnet, sofort der angeworbene Rekrut sein Handgeld nach der Ordonnanz des Königs beziehen solle.

Vom schwarzen Adler dahier konnte man mit Fuhrmann Schwarz von Bubenhausen alle Montag Morgens nach Meisenheim, in Meßzeiten aber bis nach Mainz fahren.

Ein gewisser Anton Abel, aus Aleppo in Syrien gebürtig, etablirte sich dahier mit landesherrlicher Genehmigung als Färber für Baumwolle, Seide, Leinen und Wolle auf türkische Art in allen Farben. Er wohnte im Hirsch.

Die Elle leinenes Tuch zu bleichen war zu 1½ Kreuzer ausgeschrieben.

Am 28. Mai wurde zu Ehren des Geburtstages des Prinzen Maximilian (später König Max Joseph) eine Redutte auf dem Redutten-Saale gehalten.

Ein Weinhändler Namens Baille schrieb fremde Weine um einen (wirklich) „raisonnabeln" Preis aus: besten Burgunder per Flasche 48 Kreuzer, Muskat 1 fl., moussirenden Champagner und Malaga zu 1 fl. 30 kr., Alicante zu 2 fl. — im Großen aber zu viel geringerem Preis.

Die beiden Lichtermacher von Nancy Peter und Johannes Savoye errichteten in diesem Jahre mit landesfürstlicher Autorisation eine Lichtermanufaktur; sie versprachen dem Publikum Nancyger Lichter, lieferten auch sehr gute Waare.

In gleicher Zeit erhielt der Kammerdiener Marchal die nämliche Autorisation.

Von beiden Familien existirt hier Niemand mehr.

Ein Fabrikarbeiter Teuscher schrieb ein schönes junges und ganz zahmes Eichhorn mit einem Kettchen zum Verkauf aus, unter der Garantie: „Es verbeisset keine Kleider und beisset auch Niemand."

In diesem Jahre errichtete der Herzog eine freie Zeichenschule unter dem Direktorium des Hofmalers Mannlich, wo jeder Lehrling, über 12 Jahre alt, zugelassen und mit den Zeichen-Materialien unentgeldlich versehen wurde. Es ward den Schülern Ordnung und Reinlichkeit, auch Folgsamkeit und Fleiß eingeschärft. Die Schule war das ganze Jahr offen — von 5—7 Uhr Abends; vom 15. Februar bis 15. März, dann vom 15. September bis 15. Oktober waren aber Ferien. Die Schüler meldeten sich so zahlreich an, daß zwei Abtheilungen gebildet werden mußten und jeden Tag nur die Hälfte Unterricht bekam.

Außer den schon angedeuteten Verordnungen wurden noch folgende interessante erlassen:

1) Kein Schild darf über die Straße hängen, sondern alle müssen an den Häusern fest gemacht werden.

2) Das Holzdörren im Rauchloch wird bei Unvermögenden mit 4—6 Wochen Schubkarren bestraft.

3) Wer einen Fasan entwendet, soll um 50 fl. gestraft werden.

4) Wer Leuchtfackeln noch brennend auf die Straße wirft oder an den Stallungen ausklopft, wird 8 Tage lang bei Wasser und Brod eingethürmt.

5) Es dürfen von Professionisten nur Gewichte gebraucht werden, welche alle halbe Jahre neu geaicht worden sind.

6) Nach einer wiederholt publizirten Verordnung vom 30. Mai 1720 war das Einlassen in Religions-Diskurse in Wirthshäusern und sonst bei Vermeidung ernstlicher Strafe verboten.

7) Blumenhäfen dürfen ohne Einfassung nicht mehr vor die Fenster gestellt werden.

8) Ein Diebstahl von Achat im Werthe von 10 fl. wird nach Verordnung vom 22. Juli 1773 mit ewiger Schubkarrenstrafe, über 10 fl. aber mit dem Strang bestraft.

9) Da den hiesigen Schuhmachern in der Kurpfalz verboten worden war, auf den dortigen Jahrmärkten feil zu halten, so erließ der Herzog am 7. Oktober 1773 retorsionsweise die Verordnung, daß auch die Pfälzischen Schuhmacher keine hiesigen Jahrmärkte besuchen dürfen bei Strafe der Konfiskation ihrer Waaren.

Es ist schön, mit seinen Nachbarn in Freundschaft zu leben; was hatten wohl die armen Schuhmacher verbrochen? — Doch gab es noch frappantere Reibereien: Der Landgraf von Pirmasens ließ den Herzog von Zweibrücken nicht durch seine Residenz fahren; ja er setzte auf Erlegung eines Zweibrückischen Offiziers die nämliche Prämie, wie auf die Tödtung eines Wolfes. — O gute alte Zeit!!

Mannigfaltiges.

* (Zwei würdige Seitenstücke.) Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch eines gewissen Johann Baptist Kennerknecht von St. Ingbert, der im August 1861 vom Assisengerichte dahier zu 10 Jahren Zwangsarbeit wegen Diebstahls verurtheilt worden ist. Derselbe hat diese hohe Strafe nicht sowohl wegen der Schwere des Diebstahls, als vielmehr wegen seines unmäßig ungezogenen Benehmens in der Untersuchung und in der Assisensitzung erhalten; eine solche Frechheit hatte sich bei unsern Gerichtssitzungen wohl schwerlich je kund gegeben. — So wie nun erwähnter Kennerknecht sich muthwillig eine höhere Strafe zugezogen hat, so erbat sich am 25. September abhin vor dem Assisenhofe zu Digne (Departement der Niederalpen in Frankreich) ein des Diebstahls Angeklagter, Namens Peter Natalis Méau, genannt der Marseiller, in den höflichsten Worten von den Geschworenen und dem Assisenhofe die Verurtheilung zu Zwangsarbeiten. Derselbe hatte nach unzähligen früheren Bestrafungen 3 kriminelle Diebstähle begangen, die er mit allen Details eingestand und ohne eine Spur von Rührung auseinandersetzte, wie er in frühester Kindheit elternlos geworden und auf die Bahn des Verbrechens geführt worden sei, und daß er aus Frankreich fort müsse, weil es sonst ein schlimmes Ende mit ihm gäbe. Darum beantragte er Zwangsarbeit, und zwar neue starke, damit er in eine Strafkolonie gebracht werden sollte. — Er wurde auch wirklich in Folge der Zahl und Schwere der Verbrechen, natürlich aber ohne Rücksicht auf seinen ausgesprochenen Wunsch, zu 15 Jahren Zwangsarbeit kondemnirt, was von ihm mit herzlichstem Dank aufgenommen wurde. — Gott sei Lob, daß es nicht viele solcher Subjekte gibt, denen die Strafe als Wohlthat gilt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Donnerstag, 14. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Historische Novelle.)

Der Vater und seine Söhne.

1.

Da, wo die letzten Zweige des Fichtelgebirges an die östliche Grenze des schönen Frankenlandes reichen, wo die beiden Flüsse rother und weißer Main sich vereinigen, um gemeinschaftlich die Wanderung nach dem fernen Rhein anzutreten, — dort erhebt auf der äußersten Spitze eines gewaltigen Bergkegels ernst und majestätisch das tausendjährige Schloß der Herzoge von Menon, die Plassenburg, ihr altergraues Haupt. In unwürdiger Entweihung stehen jetzt die ehrwürdigen Mauern und Zinnen, welche einst den Glanz so vieler edlen Geschlechter gesehen. Die Mitwelt hat, wie der Zahn der Zeit, vergeblich an diesem gewaltigen Werk mittelalterlicher Kraft gerüttelt. Kaum vermochten sie die äußere Hülle, den eitlen Prunk von diesen Riesenmauern abzusprengen, der Kern steht noch in seiner massenhaften Erscheinung und wird noch manches Jahrhundert stehen, um Zeugniß zu geben von dem gewaltigen Sinn unserer Vorfahren.

Seit dem 14. Jahrhundert herrschte das Geschlecht der Zollern, die Markgrafen von Culmbach-Baireuth, in diesen Räumen. Da tönten oft diese Säle wieder von lustigem Bankettiren; da wurde manches Lied gesungen von deutscher Ritterlichkeit und Treue.

Größere Feste, glänzendere Spiele hatte das alte Schloß aber nicht gesehen, als auf den Tag des heiligen Nonbertus anno dom. 1516 angesagt waren. Der ganze fränkische und voigtländische Adel, selbst die bayerische und sächsische Ritterschaft, rüstete sich. Das Land „ob dem Gebirg" schien in ein großes Festlager umgewandelt; allenthalben ertönten frohe Lieder, wurden Triumphbogen und Ehrenpforten aufgerichtet. An diesem Tage, hieß es, kehre der ritterliche Markgraf Friedrich IV. mit seinen beiden Söhnen aus der venetianischen Fehde, in die er seinem Kaiser zu Hilfe gezogen, zurück. Das Volk freute sich innig, seinen Herrscher wieder zu begrüßen, denn es liebte den leutseligen Fürsten. Finsterer sah der Adel darein, denn die rauhe Willkür der kleinen Machthaber fand an dem Markgrafen einen strengen Richter.

Endlich brach der Morgen des ersehnten Tages heran, auf den Bergen und Hügeln im Thal hatte sich das Volk gelagert. An dem Thore des Städtchens Culmbach harrten Bürgermeister und Rath, oben auf dem Schlosse sah der Adel in voller Pracht und Herrlichkeit der Ankunft seines Fürsten entgegen. Auf der Bayreuther Heerstraße flatterten die bunten Fähnlein der burggräflichen Mannen; die Erde erdröhnte unter den Rosseshufen der Ritter, die Luft erschallte von den Klängen der Freude, dem wirbelnden Paukentrommel- und schmetternden Trompetenklang. Hinüber und herüber wogte das Vivatgeschrei der Grüßenden und Begrüßten. An der Spitze des glänzenden Trosses Allen voran, sprengte der ritterliche Markgraf, der Held des Tages, Friedrich IV.; dicht hinter ihm jagten seine beiden Söhne, Casimir und Georg. Der Fürst war ein ungemein stattlicher Herr, kräftig und groß, von starkem Körperbau — eine wahrhaft königliche Gestalt. In seinen Zügen, gebräunt von der italienischen Sonne, lag Milde und Freundlichkeit, aber auf der hohen Stirne thronte majestätischer Ernst, und wenn er die Brauen zusammenzog, so mochte man vor dem Ausdruck seines Gesichts wahl erschrecken; denn es blitzte Kampfeslust und kecker Muth darin. Trotzdem ihn schon zwei erwachsene Söhne begleiteten, war er doch

keineswegs alt; kaum hatte er die vierziger Jahre überschritten. Casimir, sein ältester Sohn, bereits im 29. Jahre, besaß nichts von der herzgewinnenden Freundlichkeit seines Vaters. Einst dem Priesterstande angehörend, hatte er den düstern Ernst des Geistlichen mit in das rauhe Kriegshandwerk, dem er mit Leidenschaft obhing, hinübergebracht. Sanfteren Charakters war Georg, sein jüngerer Bruder. Die glänzende Rüstung paßte schlecht zu dem melancholischen Ausdrucke seines Gesichts, man sah es ihm an, wie lästig ihm das kriegerische Getös war. Seine Züge erheiterten sich erst, als er in das friedliche Städtchen Culmbach einzog, und mit größerer Langmuth als Vater und Bruder hörte er die Bewillkommnungsrede des würdigen Bürgermeisters an.

Die Envalcade der Ritter setzte sich in Bewegung, als die hemmenden Ceremonien im Städtchen vorüber waren; Fußvolk und Beamte ließ man unten. Oben am Schloßthore harrte der Adel der Kommenden und mancher Freund umarmte hier nach langjähriger Trennung den Freund; aber auch manches Auge spähte vergeblich nach dem Geliebten, Sohn, Vetter oder Bruder — die italienische Erde bedeckte nicht wenig deutsche Helden. Der Markgraf gewahrte unter der Menge geputzter Herren alsbald auch seinen ehrlichen, wackern Schloßhauptmann des geliebten Plassenburgs, den biedern Herrn v. Rosenau und rief ihm ein herzliches Willkommen zu. Erst oben im Saale, als der Kanzler seine Rede gehalten, die Ritterschaft ihre Huldigungen dargebracht hatte, fanden sich die beiden Männer wieder. Der Fürst hegte eine besondere Zuneigung für den alten Herrn und er machte ihm gar kein Hehl daraus, daß seine Freundschaft sich ganz gleich geblieben sei.

„Ich will Euch aber ferner berichten, mein gnädigster Herr," sprach der Ritter v. Rosenau, als die gewöhnlichen Fragen nach Befinden und dergleichen mehr vorüber waren, „daß mir in meinen alten Tagen großes Leid mit großer Freude zu Theil geworden ist. Meinem Sohne, der vor zwei Jahren das Zeitliche segnete, folgte vor Kurzem meine Schwiegertochter, und so hat man denn mir die hinterlassene Waise, mein liebliches Bärbchen, die Freude meines Alters, zugesandt. Doch, Ihr mögt selbst urtheilen."

Und ohne eine Antwort des Fürsten abzuwarten, drängte sich der alte Ritter mit freudetrunkenen Blicken in den Kreis edler Herren und Frauen, der im großen Saale auf- und niederwogte, und hatte bald die Gesuchte gefunden.

„Bärbchen, mein Bärbchen!" rief er schon von weitem, als er die Enkelin in einem der großen Erker gewahrte, „unser gnädiger Herr Markgraf will Dich sehen. Aber was ist Dir, Kind," fügte er besorgt hinzu, da er des Mädchens niedergeschlagene Miene bemerkte, „was soll diese Zurückgezogenheit bei solch' allgemeiner Freude?"

Er ergriff väterlich besorgt die Hand seines Lieblings und es entging ihm das leise Beben dieser Hand nicht. „Zum Markgrafen," hauchte sie endlich, als sie sich wieder gesammelt, und doch vermochte sie kaum ihre Verlegenheit zu verbergen. „Ihr scherzt, mein Vater; was kann sich ein so hoher Herr um mich unbedeutende Waise kümmern?"

„Was schwatzt das von unbedeutend!" entgegnete der alte Herr in komischem Zorn, indem er sich nicht wenig in die Brust warf. „Der Herr Markgraf ist mein Freund, ja, ja, guck Du nur, mein Freund, und mithin ist er auch Dein Freund und Beschützer. Also kein Sträuben und hin zum Fürsten."

Mit diesen Worten zog er die Erglühende mit sich fort und in wenigen Augenblicken standen die Beiden vor Friedrich IV. Der Fürst sah mit sichtbarem Wohlgefallen auf die heranblühende Jungfrau. Barbara hatte ihr 17. Jahr noch nicht erreicht; wer aber nach der vollendeten Ausbildung ihrer Züge urtheilen wollte, der mußte ihr zwanzig und mehr Jahre zugestehen. Es lag sehr viel Adel und Majestät in ihrer Haltung und ihr Gesicht zeigte nicht allein Schönheit, sondern auch Geist und Verstand. Diese Augen sprühten zwar nicht italienisches Feuer, aber es lag die stille Gluth der Schwärmerei in ihnen; jene Schwärmerei, die wir Männer so gern bei einem weiblichen Wesen suchen, wenn sie aus einem Herzen voll Liebe hervorgeht und mit Verstand und kluger Mäßigung geübt wird.

Der Markgraf hatte ein schüchternes, verschämtes Kind zu finden gehofft und stand jetzt in einiger Befangenheit diesem schönen Frauenbilde gegenüber. Er sagte ihr einige verbindliche Worte, die die umstehenden Damen mit Neid, Barbara aber selbst in lieblicher Verwirrung entgegennahm. Triumphirend geleitete endlich der alte Herr von Rosenau seinen Augapfel wieder zu dem Erkerfenster zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein verkanntes Genie.) Am 4. Oktober abhin stand ein kleines altes Männchen, dickfett, mit schlecht gehaltenem Haar und vernachlässigter Kleidung vor dem Korrektionell-Tribunal in Paris, und zwar unter der Anschuldigung der Prellerei. — Vom Präsidenten nach seinem Stande gefragt, antwortete er: Ich habe ein Verfahren zur Fristung meiner Subsistenz. — Auf die weitere Frage, worin dieses bestehe, erfolgte die Antwort: Ein neues Mittel zur Vertilgung der Maikäfer.

Der Präsident: Es scheint, daß dieses Mittel keine Anerkennung findet, da Ihr Euch häufig anderer, durch die Strafgesetze verbotener, bedient und dadurch schon 6 Verurtheilungen wegen Prellerei und Unterschlagung, im Ganzen 7½ Jahre Gefängniß, zugezogen habt.

Der Beschuldigte: Alles aus Schuld des Ackerbau- und Handelsministers. Ich hatte ihm geschrieben, daß ich ein Pulver erfunden habe, um die Maikäfer zu vertilgen, welche Thiere bekanntlich mehr Ernten zerstören, als ausgesät werden. Ich lag ihm an, er solle mich den Civil- und Feldautoritäten, den Präfekten und Feldschützen empfehlen. Glauben Sie, er hätte mir nur die Ehre angethan, zu antworten? Wenn Jemand eine Stelle von der Staatsregierung hat und aus der Tasche des Volkes bezahlt wird, sollte er doch Antwort auf die an ihn gerichteten Schreiben geben.

Was lag nun unserem Männchen zur Last; er holte auf fremden Namen leihweise Waaren in einem Laden und verkaufte sie in einem andern gegen baar Geld. Das Tribunal war, obgleich zwei Fälle erwiesen waren, noch nachsichtig gegen den Maikäfer-Pulver-Erfinder und diktirte ihm 3 Monate Gefängniß.

* (Rittersport.) Auf eine köstliche Idee sind mehrere „Reitpferde-Inhaber" in Wien verfallen. Dieselben haben nämlich von dem Tode eines ihrer Freunde, der durch einen Sturz vom Pferde verunglückte, Veranlassung genommen, eine Eingabe an den Gemeinderath zu richten, in welcher sie erklären, daß in Wien schon seit einigen Jahren sich die Unglücksfälle mehren, welche Reitern zustoßen, und daß hieran Niemand anders Schuld trage als das verehrliche „gehende Publikum", welches eine eigene Freude daran habe, die Pferde zu necken, und zwar derart, daß dieselben sich scheuen und durchgehen. Die Herren Pferdeinhaber stellen deßhalb das Ansuchen: „Der Gemeinderath möge mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dahin wirken, daß solche Personen, welche sich beikommen lassen, Reitpferde, sei es nun durch Schläge, durch rasches Aufspannen eines Schirmes, durch plötzliches „Ueberden Weg laufen" ꝛc. zu schrecken, unnachsichtlich der strengsten Strafe unterzogen werden." Das ist, meint die „Presse", die absurdeste Petition, welche uns je vorgekommen. Bekanntlich hatte das Publikum weit mehr durch Rosselenker und ungeschickte Reiter zu leiden, als diese durch die Passanten. Die Herren verlangen am Ende doch, daß die Passanten überhaupt stark frequentirte Passagen meiden, und das Alles aus Rücksicht für einige Rosse.

* (Eine theure Hammelskeule.) Eine sehr elegant gekleidete Dame erschien kürzlich in einer Handlung in Paris und ließ sich fünf Kilo's Wolle zu sechs Franken wiegen. Auf einem Sacke, der neben der Waage lehnte, lag eine herrliche Hammelskeule, welche die Köchin des Kaufmanns soeben aus der Fleischbank nach Hause gebracht hatte. Dieses Stück erschien der Käuferin der Wolle so einladend, daß sie, während der Commis andere Personen bediente, es ganz geschickt unter die gekaufte Wolle mengen und in einer gestickten Tasche verschwinden lassen konnte. Aber durch einen Spiegel, der im Laden angebracht war, hatte der Kaufmann das Manöver mit angesehen. Als die Dame sich nun dem Comptoir näherte, um ihren Kauf zu bezahlen, sprach der Kaufmann zum Commis: „Sind Sie überzeugt, daß Sie sich nicht geirrt haben? Ich glaube, die Gnädige hat mehr denn 5 Pfund Wolle in ihrem Säckchen." „Man kann sich leicht vom Gegentheil überzeugen," erwiederte der Commis, „ich will das Ganze wieder auf die Waage legen." Die Sache wurde also gleich gethan und man fand, daß das Packet acht und ein halb Pfund wog. „Sie sehen, Madame, es beruht auf einem Irrthum," spricht der Kaufmann voll Ironie. „Wollen Sie das Darüber bezahlen oder zurückgeben?" „Ich behalte es," beeilte sich die tief erröthende Dame zu erwiedern und — bezahlte das Hammelfleisch, wie die Wolle, das Pfund mit 6 Franken, worauf die Keule auf 18 Franken zu stehen kam. Man sagt, der Kaufmann habe den Ueberschuß den Armen geschenkt.

* (Fragen, um deren Beantwortung gebeten wird.) Kann man mit dem „Feuer der Begeisterung" auch Maschinen heizen? Ist an „koral-

lenen Lippen" noch kein Schiff gescheitert? Wie viel Grade Réaumur beträgt die Hitze des „ersten Kusses?" Was mag das „Gold der Sonne" und das „Silber des Mondes" wohl werth sein? Kann man sich mit dem „Bande der Freundschaft" erhängen? Ist die „Weltuhr" im Schwarzwalde gemacht worden? Wer zieht diese Uhr täglich auf? Wie viele Stunden legt die Zeit in einer Sekunde zurück, wenn sie „entflieht"? Ist das „Band der Hoffnung" von Seide? Wie oftmal dreht sich das „Rad der Zeiten" in einem Jahr?

---

* (Ein Geisterphotograph.) Ein gewisser William Mumler, ehemaliger Commis in einem Bostoner Juwelenladen, kam vor etwa sieben Jahren auf die geniale Idee, Todte zu photographiren. Wohlgemerkt, nicht etwa die Leichen wollte er durch's Sonnenlicht verewigen; nein, für zehn Dollars rief er die Geister der Dahingeschiedenen herauf und photographirte sie kurzweg neben den Lebenden hin — man denke sich das Staunen der Letzteren, wenn sie sich auf ihrer Photographie in Gesellschaft eines Verstorbenen erblickten! Natürlich war das Porträt des Geistes etwas verschwommen und unklar, wie es der Photographie eines Schattens zukommt; dennoch aber erkannten die meisten Kunden des genialen Photographen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem geliebten Todten — man kennt die Macht der Einbildung. So machte sich Mumler in etlichen Jahren ein hübsches Vermögen. Schließlich fanden sich aber doch minder leichtgläubige Leute, welche die Autentizität der Bilder bezweifelten und denen die zehn Dollars leid thaten. Ihre Klagen zogen die Aufmerksamkeit des Maires von New-York auf sich und gegen Mumler wurde ein Betrugsprozeß eingeleitet. Derselbe dauerte zehn Tage. Auch Barnum, der berühmte Barnum, trat als Zeuge auf und sagte selbstverständlich zu Gunsten des Photographen aus, indem er die reelle Anwesenheit der Geister behauptete; die Aussage des berühmten Schwindlers konnte aber nur dazu dienen, den Angeklagten noch mehr zu kompromittiren. Das Allermerkwürdigste war aber die Aussage des Richter Edmunds. Er behauptete die vollkommene Aehnlichkeit eines Geistes, den Mumler photographirt, und bekannte sich zum guten Glauben an die Möglichkeit des Experiments, die Geister seien unter gewissen Bedingungen allerdings sichtbar, und er selbst, Edmunds, habe sie gesehen. Er citirte unter Andern einen Selbstmörder, der bei einem Prozesse, den seine Erben gegen eine Assekuranz anstrengten, erschienen sei und seinen Selbstmord bekannt habe. Trotz dieser mit allem Ernste vorgebrachten Behauptungen wurde Mumler dennoch wegen Betrugs verurtheilt.

---

* Ein Wanderer durch die Mark Brandenburg kam in ein Dörflein, in ein ächtes Bauerndorf; daselbst lernte er drei Sorten von Birnen kennen. Die erste Sorte hieß schlecht und recht: Kochbirne; denn man konnte sie allerdings kochen, aber freilich weich wurde sie nicht. Die zweite Sorte hieß schon derber die Pfundbirne; mit dieser Sorte pflegten sich die Kinder die landesüblichen Löcher in den Kopf zu werfen; nie machte Jemand den hoffnungslosen Versuch, diese Birne zu kochen. Selbst Cohn's Katarakt-Waschtopf hätte da versagt. Die dritte Sorte hieß: Die Hinterthür-Birne; denn Bäume, mit reichem Segen beladen, standen an jeder Hinterthüre, sie besser hütend als Mann und Hund. Ein geheimnißvoller Bann wohnte um diese merkwürdigen Fruchtbäume, nie aber hat sich ein Sterblicher gerühmt, von ihnen genossen zu haben, und schon der Schatten, den sie warfen, erzeugte — Zahnschmerzen.

---

* Eine englische Musik- und Theaterzeitung berichtet, daß ein französischer Balletmeister mit der Zähmung und Abrichtung einer gewaltigen Schlange beschäftigt sei. Dieses Unthier soll in einem Ballete „auftreten," dessen Scene das Paradies sein wird, aus welchem Adam und Eva schließlich mit einem großartigen chassé heraustanzen.

---

* Drei schlimme Dinge gibt's in der Welt, sagt eine amerikanische Zeitung. Schlimm ist's, wenn dem Buchhändler eine Auflage liegen, wenn der Mutter die Tochter sitzen und wenn dem Leser der Verstand stehen bleibt.

Lebensphilosophie.

Wähle, was dich nie gereut;
Koste, was dich rein erfreut;
Scheide Unkraut streng vom Korn;
Lös' die Rose klug vom Dorn;
Fliehe, was den Sinn bestrickt;
Suche, was das Herz erquickt;
Flieh' die lose Taumelwelt;
Suche, was den Geist erhellt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Samstag, 16. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages langte, während oben die Paare sich in fröhlichem Tanze drehten, ein jugendlicher Reiter auf schweißbedecktem Rosse im Schloß Plassenburg an. Er nahm sich kaum Zeit, das bestaubte Reitkoller abzuwerfen und den schweren Brustharnisch mit einem zierlichen Seidenwamms zu vertauschen, so stürmte er auch schon die breite Treppe hinauf nach dem großen Saal. Er fragte nach dem Prinzen Georg und zu seinem nicht geringen Erstaunen geleitete ihn einer der Pagen nach dem Schenkzimmer, wo er den sonst so ernsten Weinhasser hinter Bechern und Pokalen vergraben fand. Die allgemeine Fröhlichkeit hatte auch Herrn Georg fortgerissen, zudem fühlte er in den heimathlichen Mauern des alten Schlosses kein geringes Behagen. „Ei, Gott zum Gruß, mein wackerer Ernst!" rief er dem Eintretenden entgegen. „Schon eingetroffen von Bayreuth? Das ist mein Waffenmeister, der Herr v. Heerbrandt, Ihr Herrn," wandte er sich zu den umsitzenden Rittern. „Der Sohn eines wackern Mannes; aber komm doch her, Ernst, und thue mir Bescheid, schauest ja um Dich, als ob Dir Alles neu und fremd wäre."

Der junge Mann ließ sich einen Becher füllen und trank ihn aus zu Ehren des markgräflichen Hauses; aber im Kreise der Zechenden schien es ihm nicht absonderlich zu behagen, seine Blicke schweiften bald hier, bald dorthin, aber am längsten blieben sie auf der halbgeöffneten Thüre haften, wenn etwa der Kellermeister mit einer frischen Ladung edlen Rebensaftes hereintrat, oder einer der Herren Ritter, erhitzt vom Tanze, sich einen erquickenden Trunk ausbat. Prinz Georg hatte schon lange mit verstohlenem Lächeln auf seines Waffenmeisters Treiben geschaut. „Ei, mein Junker!" rief er endlich, gutmüthig dem Jüngling auf die Achsel schlagend, „Ihr thut Euch Zwang an; Euer Trachten geht nach den glänzend geputzten Leuten und vielleicht noch nach jemand Anderm. Ja, duckt nur Euren Kopf, Ihr habt's mir ja selbst vertraut, die niedliche Barbara v. Rosenau! — Nun, braucht Euch deßhalb nicht zu schämen, geht in Gottes Namen, Eurem Mädchen den Willkomm zu sagen."

Der junge Waffenmeister besann sich dessen nicht zweimal, preßte dankbar des gütigen Fürstensohnes Hand an seine Lippen und stahl sich aus dem Gemache. In dem großen Prunksaale begegnete sein Auge manchem Freunde, manches Fräulein schaute mit heimlichem Wohlgefallen auf den hübschen Jungen, aber er kümmerte sich wenig um die Gaffer. Diejenige, die er suchte, vermochte er nicht zu erspähen, so sehr er sich auch reckte und streckte. Da führte ihm ein gutes Geschick den alten Herrn v. Rosenau in den Weg. Fast ungestüm packte er ihn an und rief mit kläglichem Tone: „Aber, Vater Rosenau, wo ist Eure Enkelin, meine Base Barbara? Auf der ganzen Welt sehne ich mich nach nichts mehr, als der schmucken Dirne meinen Willkomm zu sagen."

„Herzensjunge, bist Du auch da!" schrie der alte Ritter, den Jüngling umhalsend. „Hast Dich gut gehalten unter den Wälschen. Hab' Dich schon hereinreiten sehen auf Deinem Falben, bist ein schmucker Kerl geworden und Waffenmeister des Herrn Prinzen Georg" — —

„Aber Barbara, lieber Herr, wo ist Bäschen Barbara?" fragte ungeduldig der junge Mann, wohl merkend, daß die schweren Frankenweine in des alten Ritters Kopf zu spucken begannen.

„Barbara!" sprach, plötzlich herabgestimmt, wie für sich selbst hin der Schloßhauptmann. „Höre, mein Junge, ich weiß nicht, was für sonderbare

Blasen in des Mädchens Gehirn aufgestiegen sind. Während die Freude im Haus Plassenburg wie ein Sturmwind durch die Hallen fährt, sitzt sie, wer weiß in welchem Winkel und brütet allerlei traurig Zeug aus. Du weißt, Scherz und Spiel war sie nie absonderlich hold, aber so hab' ich sie denn doch nie gesehen. Wird wohl mit der Zeit ein Klosterfräulein werden!" fügte er seufzend hinzu.

Der junge Waffenmeister schaute trübselig vor sich hin. „Vater," hub er dann mit ziemlicher Fassung an, „der Besorgniß wollen wir vorbeugen, hört Ihr, Ihr seid es den seligen Eltern Eurer Enkelin schuldig. Eine solche Blüthe sollte im Kloster vertrauern? Nein, und müßte ich Himmel und Erde bewegen, das kann und darf nicht geschehen. Ich bin jetzt 22 Jahre alt, habe Manches erlebt. Der Herr Prinz Georg hat mich als seinen Waffenmeister angestellt, der Ritterschlag ist mir zu Verona vom Markgrafen selbst ertheilt worden und im Thurnau'schen dort unten liegt meiner Ahnen Hab und Gut, das stattliche, feste Neideck. Ich bin ein Mann, ich will freien, will um Eure Enkelin freien, was könnt Ihr mir entgegnen?"

In des alten Herrn Auge blinkte eine Thräne, er war plötzlich ganz nüchtern geworden. „Teufelsjunge, Du," flüsterte er endlich, fast kindisch lachend, denn die innere Freude drückte ihm beinahe das Herz ab. „Was soll ich entgegnen? Nichts kann ich entgegnen, aber mitnehmen mußt Du mich nach Neideck, denn das Bärbchen ist mir an's Herz gewachsen."

Der junge Mann vergaß in diesem Augenblicke Fest, Tanzende, kurz die ganze Umgebung. Er fiel dem Herrn v. Rosenau stürmisch um den Hals, gab ihm die zärtlichsten Namen und riß sich dann plötzlich los, um den Saal zu verlassen.

2.

In ihrem einsamen Kämmerlein, entfernt von dem fröhlichen Treiben des Festes, saß schön Barbara und gab ihren kummervollen Gedanken Raum. Der Lärm der Jubelnden widerte sie an, sie haßte in diesem Augenblicke die Menschen, sie hatte sich wie eine Gefangene unter Thüre und Riegel geflüchtet. Ein Schmerz beschäftigte diesen jugendlichen Kopf, ein unnennbarer Schmerz, der um so vernichtender war, als er den ganzen Ideenkreis dieses Mädchens umfaßte. Sie war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie ein bescheidenes Klopfen an ihrer Thüre überhörte; endlich pochte es deutlich und immer deutlicher, und sie ging, dem Störer ihrer Ruhe zu öffnen. Sie hatte geglaubt, ihre Zofe, vielleicht auch den Großvater eintreten zu sehen und flüchtete erschrocken nach dem Erkerfenster, als ein junger, im ersten Augenblick ihr fremder Ritter hereinschritt. Der junge Mann stand einige Momente schweigend der Dame gegenüber, ehe er Worte fand, sie zu begrüßen.

„Hat denn die italienische Sonne mein Gesicht so arg gebräunt, daß Muhme Barbara ihren Vetter Ernst nicht mehr wieder kennt?" begann er endlich, die Rechte treuherzig ausstreckend.

Barbara fuhr mit der Hand über die schönen Augen, als wolle sie den Schleier, der diese bedecke, hinwegheben. „Aber, mein Gott, Herr v. Heerbrandt," erwiederte sie so freundlich, als es ihr nur in diesem Augenblicke möglich war, „wo habe ich denn meine Augen gehabt? fürwahr, Ihr müßt mir verzeihen."

Sie reichte dem Vetter die Hand dar, die dieser mit einiger Zerstreuung an seine Lippen führte. „Herr v. Heerbrandt — Ihr — Herr —" sprach er betreten, „träum' ich denn, ist das meine Muhme, mein liebes, süßes Bärbchen? Sind denn die fröhlichen Tage unserer Jugend so schnell verschwunden, daß keine Erinnerung mehr zurückblieb? Als ich vor zwei Jahren nach Italien zog, da hing Bärbchen an meinem Halse, gab mir diese Schärpe, nannte mich ihren herzlieben Freund, und wenn ich nicht ganz irre, so wollten wir einander treu sein bis in den Tod. Und die Eltern sprachen Amen dazu."

„Und die Eltern sprachen Amen dazu," wiederholte traurig das Mädchen, indem sich eine Thräne aus ihrem Auge stahl. „Die guten Eltern sind todt und ich stehe allein."

„Du wirst nicht lange allein stehen, mein süßes Bärbchen," fiel ihr der junge Ritter in die Rede. „Die Trennung hat meine Liebe gestählt; als Jüngling verließ ich Dich, als Mann kehre ich wieder, biete Dir Herz und Hand. Vater Rosenau gibt seine Einwilligung und so Gott will, sollst Du bald meine Hausfrau auf Neideck sein."

Barbara ließ dem Freiwerber gütig ihre Hand, aber zu der Thräne, welche sie so eben ihren Eltern geweint, gesellte sich bald noch eine andere. Sie konnte keine Silbe erwiedern, es war ihr, als presse eine eherne Kralle ihr das Herz zusammen. Der Jüngling schien nicht bemerken zu wollen, was die Geliebte bewege, und fuhr eifrig fort: „Des Prinzen Georgs besonderer Gunst darf ich mich rühmen. Hat er mich doch zu seinem Waffenmeister erwählt und mir den Ritterschlag von dem gnädigsten Markgrafen selbst verschafft. Es

wird mir an Fürsprechern dereinst nicht fehlen — Aber, Barbara," fragte er plötzlich besorgt, „was ist Dir, mein Mädchen? Während ich Dir nur Frohes verkünde, zerfließest Du in Thränen. Was kümmert Dich? Sollte es wahr sein, was mir der Großvater sagte, daß Du seit einiger Zeit, ja erst seit wenigen Tagen, düster und menschenscheu in die Einsamkeit fliehst, nicht Freude mehr hast an Spiel und Tanz? Barbara, vertrau' mir offen, was Dich betrübt, Du kannst an keiner treueren Brust Dein Leid ausschütten."

(Fortsetzung folgt.)

Präsident Grant in New-York.

Es ist gewiß amüsant, einmal zu vernehmen, wie ein bedeutendes amerikanisches Blatt, der New-Yorker „Sun", sich über die „allerhöchste Person" des Präsidenten Grant vernehmen läßt. Der Artikel ist ein so drolliges Bild von Bruder Jonathan's Eigenthümlichkeiten, wie es nur je uns geboten wurde, und läßt uns den Kontrast zwischen europäischer „gesetzlicher" und „urwüchsiger" Preßfreiheit des Sternenbanners recht belehrsam erkennen. Zugleich zeigt er in amüsanter Manier, wie ein amerikanischer Journalist für sein Blatt Reklame zu machen versteht.

Der „Sun" berichtet also Folgendes vom Besuch des Unions-Präsidenten in New-York:

„Der General stand früh auf, wie ein guter Christ, nahm sein Bad und frühstückte mit ausgezeichnetem Appetit. Herr Corbin, dessen Gast er ist, mußte schon um 10 Uhr die Thüren seiner eleganten Wohnung öffnen, um als Zeremonienmeister alle Personen zu empfangen, die dem Präsidenten ihre Huldigungen darbringen wollten."

(Hier folgt nun eine Namensliste dieser Besucher; es sind darunter Politiker, Börsenjobber, „Wahlmakler", welche als Lohn für ihre Dienste Aemterchen bekommen haben und sich Dem vorstellen, der sie aus ihrem Nichts mehr oder minder zu „wichtigen" Leuten hervorgezaubert hat.)

Alle Welt weiß — fährt der „Sun" fort — daß Herr Corbin, einer der zahlreichen Schwäger, mit denen der Präsident behaftet ist, es verstand, sein Freund und sein intimster Vertrauter zu werden.

Sobald der Reporter des „Sun" sich präsentirte, theilte ihm Herr Corbin die Ideen des Präsidenten über eine Menge von Dingen mit und sagte, er würde alle Personen, die es wünschten, dem General gern vorstellen, vorausgesetzt, daß jene keine politischen Plagegeister wären. Er fügte hinzu: „Der General ist hier lieber, als anderswo, weil er weiß, daß ich ihn nicht durch Stellenjäger belästigen lasse." Er sagte ferner, alle Ideen des Präsidenten hätten zur Basis die militärische Ehre, und nichts ekele ihn mehr an, als die gemeinen Intriguen Derer, die aus der Politik ein Geschäft machen.

Nach dem Frühstück fuhr General Grant in ein Kleidermagazin, wo er einen kompleten Anzug für die mäßige Summe von 80 Dollars kaufte. Dann begab er sich ins Börsenzimmer.

Die kleinen Pfuschmakler in Wall-Street vergessen auf einige Augenblicke die Hausse und Baisse, um dem Präsidenten ein Hoch zu bringen, und gleich darauf durchschritt er die Bureaux der Douane und stieg die schwarze Treppe des Zoll-Tribunals hinauf. Er begegnete Herrn Corter, einem dicken, vergnügt aussehenden Mann, der ohne Zweifel sich ein Bischen erfrischen wollte.

„Ist der Distrikts-Attorney zu Hause?" fragte der Präsident ihn höflich.

„Das weiß ich nicht. Was geht's mich an? Sein Bureau ist höher hinauf — sehen Sie selbst zu!" Der General gehorchte, sah nach den Schildern an den Thüren und fand endlich das Bureau, welches er suchte.

Er traf den Unter-Attorney Phelps an seinem Pult sitzend und damit beschäftigt, den „Sun" zu lesen (andere Blätter liest man dort nicht).

Dieser Beamte läßt sich herab, einen schiefen Blick auf die Person zu werfen, welche eintritt und ihm ein Pächter aus Jersey im Sonntagsstaat zu sein scheint. Dann steckt er die Nase wieder in sein Blatt.

„Ist der Richter Pierrepont hier?" fragte Grant.

„Nein, mein Herr," sagte Phelps, ohne von seiner Lektüre aufzublicken.

„Kann ich ihn treffen, wenn ich wiederkomme?"

„Nein, mein Herr," erwiederte Phelps grob — „er ist nicht in der Stadt."

„Wann kommt er wieder?"

„Freitag."

„Wann — sagen Sie?" wiederholt der General überrascht.

„Freitag — sage ich Ihnen."

„Ist er in seinem Landhause?"

„Ich weiß nicht. Meinen Sie, daß er mir's anvertraut, wohin er geht, wenn er die Stadt verläßt?"

„Gut, sagen Sie ihm, daß ich hier war, um ihn zu sprechen."

Herr Phelps ist so gnädig, sich umzudrehen, um zu erfahren, wer denn dies „Ich" eigentlich sei.

Grant aber fährt fort:

„Sie werden ihm sagen, daß der Präsident hier war, um ihm einen Besuch zu machen!"

Prachtvolles Tableau!

Herr Phelps springt eiligst auf, erschöpft sich in Komplimenten und betheuert hoch und fest, der Richter sei wirklich auf dem Lande.

„Nun gut," sagte der Präsident, „ich werde ihn dort suchen."

Jetzt muß der biedere „Sun" seinem Blatte eine zweite Reklame machen.

Er läßt also Herrn Phelps sagen:

„Herr Präsident, haben Sie heute Morgen schon den „Sun" gelesen?"

„Nein, ich habe ihn vergebens in allen Zeitungsbureaux verlangt — die Nummer war ausverkauft."

Der Präsident zündet sich seine zwölfte Cigarre an und geht ab, ohne Zweifel entzückt von der Höflichkeit, mit der man in den Bureaux der Beamten empfangen wird.

Wenn nun aber Präsident Grant wirklich so glücklich war, ein noch nicht „ausverkauftes" Exemplar besagten Blattes „Sun" zu finden, so hätte er folgenden reizenden Artikel über seine Respektsperson darin lesen können, den dieselbe Nummer brachte, welche obige Dialoge so haarklein mittheilte:

„Ist es wahr oder nicht, Leser, was haben wir für einen Präsidenten? Eine Art von Jockey, einen Faullenzer, einen Bummler, der sich in den Seebädern umhertreibt, einen Kerl, der nie auf einem Flecke bleiben kann, der sich immer amüsiren muß, einen Menschen, den die Geschäfte so anwidern, daß es ihm unmöglich ist, acht Tage hinter einander auf seinem Posten zu bleiben. Jetzt bekleidet er sein Amt fünf Monate und ist noch nicht so weit gekommen, uns eine Verwaltung zu schaffen. Die Präsidentschaft ist gewiß eine Sinecure, wenn, wie wir jetzt gesehen haben, ein Mann, der im Feldlager oder in einer Gerberei erzogen ist (Grants Vater war bekanntlich früher Gerbermeister), sein Amt 300 Meilen entfernt vom Kapitol in Washington verwalten kann, in dem Zwischenraume von zwei Spazierfahrten und den halben Stunden der Muße, welche ihm die Theater und Concerte lassen. Israel, eile zu deinen Zelten, denn ein neuer Buchanan sitzt im weißen Hause, der seine Zeit verliert, während der Feind seine Schlachtreihen ordnet.

Herrgott, wenn Unsereiner einst also von der Katze eines Hofraths zu sprechen sich getrau hätte!!

Mannigfaltiges.

* Ein Grenzbeamter gerieth mit einem Fremden in Streit. „Wissen Sie, Unverschämter," sagte jener, „wer ich bin?" — „Nein." — „Ich bin Oberkontroleur!" — „Ich bedaure es sehr," erwiederte der Fremde kalt, „daß nicht noch 2 Buchstaben vor Ihrem Titel stehen, dann würden Sie ganz genau bezeichnet sein." — „Nun, welches wären diese?" fragte der Oberkontroleur neugierig. — „G und r!" antwortete der Beleidigte und ging.

* (Wangen wie Rosen.) „Theure Freundin," sprach eine ältliche Dame zu einer jüngeren Frau, „wissen Sie auch, daß mir Ihr Gemahl gestern Abend sagte, meine Wangen seien wie Rosen?" — „Ja, liebe Freundin, das weiß ich. Er sprach noch nachher davon und sagte, es seien leider gelbe Rosen."

Lebensphilosophie.

Trink' nie gedankenlos
Und nie gefühllos trinke —
Mach' dich nicht allzu groß
Und nie zu tief versinke,
Wenn vor dir goldnen Scheines
Ein voller Humpen blinkt:
Der ist nicht werth des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.
Es liegt im Wein die Kraft
Des Schaffens, der Zerstörung;
Zur Quelle wird sein Saft
Der Weisheit, wie Bethörung —
Doch ob er Diesem Reines
Und Jenem Trübes bringt:
Der ist nicht werth des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.

Es rauschen den eingebornen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon.
Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen,
Und konnten aus all' den Wogen und Wehen
Ein einziges Wort nur „Gott" verstehen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Dienstag, 19. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen war auf's Tiefste erschüttert; lange rang sie vergeblich nach Worten. „Das, was mein Herz betrübt," sprach sie endlich ernst und gefaßt, „muß in meinem Innern verschlossen bleiben. Seid mir stets ein Freund, Herr v. Heerbrandt, begehrt nicht Liebe von mir, denn ich könnte sie Euch nicht gewähren. Ihr seid zu jugendlich, rasch und wild für meinen ernsten Sinn, allzu heftig und aufbrausend. In Freundschaft bleibe ich dem Jugendgespielen stets gewogen, fordert nicht, daß die Grenze dieser Freundschaft überschritten werde."

Der Jüngling hatte mit tiefem Schmerz diese Rede vernommen. Er schwieg eine Zeit lang, denn er hoffte noch immer, das Mädchen würde durch einen freundlichen Nachsatz den Ernst seiner Worte mildern. Tiefbewegt trat er endlich auf sie zu, faßte ihre Hand und sprach mit unsicherem Tone: „Barbara, Du bist grausam und ich verdiene diese Härte nicht. In Kampf und Schlacht hat mich Dein theures Bild begleitet, Dich würdig zu erringen war mein einzig Streben. Du verstehst mich nicht, willst mich vielleicht nicht verstehen, aber ich hoffe auf eine bessere Zeit. Leb' wohl, mein Mädchen, der Tag wird kommen, wo treue Liebe Dein kaltes Herz durchglüht, und dann werde ich nicht fern sein."

Er eilte zur Thüre hinaus, stürmte über den langen Korridor und als der letzte seiner Schritte verhallt war, warf sich das junge Fräulein von Rosenau aufgelöst in Thränen auf ihr Ruhebett. „Auch diese Prüfung noch!" seufzte sie beklommen. „O Gott, wie schwer ist es mir, hart zu sein. Wie glücklich war ich einst in dieser stillen Liebe und jetzt.... Unseliger Wahn, der mich verblendet, könnte ich dich aus meinem Innern reißen! Furchtbare Leidenschaft, die mich durchtobt, könnte ich deinem Feuer, das durch meine Adern zieht, gebieten! O Gott, mein Gott, wie unsäglich elend bin ich!"

* * *

Als der alte Herr v. Rosenau am andern Morgen in das Gemach seiner Enkelin trat, fand er diese in heiterer Stimmung, als er zu erwarten glaubte. Er hatte sich vorgenommen, tüchtig herauszupoltern, was er auf dem Herzen hatte, denn der junge Ritter v. Heerbrandt verschwieg es ihm nicht, welch kühler Empfang ihm von seiner Muhme und einstigen Braut zu Theil geworden war. Der Eigensinn des Fräuleins, denn für solchen erklärte er die unverhoffte Zurückweisung des Jünglings, sollte in einer ernsten Rede getadelt werden. Die Vortheile einer so viel versprechenden Verbindung wollte er dem Mädchen auf's Wärmste an's Herz legen. Das Alles hatte er sich auf's Ernsthafteste vorgenommen, allein kaum stand er vor der Enkelin, so gingen alle seine Vorsätze in Rauch auf; die geistige Ueberlegenheit, der er in diesem Augenblicke gegenüber stand, drückte ihn darnieder. Er vermochte ihr nur zu sagen, daß der arme Herr v. Heerbrandt noch am gestrigen Abend von dem Prinzen Georg seinen Abschied begehrt und erhalten hätte, und darauf heute mit dem Frühesten ins Frankenland geritten sei. Barbara hörte das Alles mit steigernder Wehmuth an und als der Großvater geendet hatte, da seufzte sie so von Herzen betrübt, daß der gute Mann sie mit liebreichen Worten kaum zu trösten vermochte.

„Aus dem Mädchen werde ein Anderer klug!" brummte der alte Herr fast unwillig vor sich hin, als er aus dem Gemache schritt. Die Sache bekümmerte ihn und er mochte wohl eben kein

freundlich Gesicht machen; mit gerunzelter Stirne stieg er die Treppe hinan, die zu den herrschaftlichen Gemächern führte. Beinahe wäre er an einen Mann, der eben im Begriffe war hinabzusteigen, in seinem Unmuth heftig angerannt. Er schaute auf und zog ehrerbietig seinen Hut, — der Mann war der Markgraf selbst.

„Gemach, gemach, alter Herr!“ rief der Fürst in der besten Laune. „Per dio, Ihr rennt ja wie ein angeschossener Eber an mir vorüber. Was steckt Euch Mißmuthiges im Hirn? reißt's heraus, alter Knabe, es will Eurem freundlichen Gesichte übel kleiden!“

Der Schloßhauptmann drehte verlegen seinen Hut in den Händen. „'Ne böse Sache macht böses Blut, gnädigster Herr!“ stotterte er endlich. „Ich erlebe viel Kummer an meinem eigenen Fleisch und Blut und das will mir übel behagen. Das Bärbchen, das eigensinnige Ding — doch was klage ich Euch hier die Ohren voll, mein hoher Herr. Was kümmert Euch eine so einfältige Dirne.“

Der Markgraf schritt eilig die paar Stufen hinauf, die ihn von dem Sprecher trennten, und zog ihn hastig auf die Seite. „Spracht Ihr nicht von Eurer Enkelin?“ fragte er mit warmer Theilnahme. „Ich bitte Euch, Herr v. Rosenau, verhehlt mir nichts. Das Mädchen besitzt meine Gunst, seit Ihr mir sie zum Erstenmale als Eure Enkelin vorgestellt.“

Der alte Herr fühlte sich durch diese Huld nicht wenig geschmeichelt und seiner Zunge Band ward alsbald gelöst. Von des Mädchens früherem Charakter ging er auf die Zuneigung zu dem jungen Ritter v. Heerbrandt über, schilderte die Rückkehr desselben, malte ferner mit allen Farben des Unmuths das plötzliche Erkalten der Liebe seiner Enkelin zu dem jungen Manne aus und schloß mit den Worten, das Mädchen müsse verhext sein oder wolle dem Irdischen ganz entsagen.

Der Markgraf war indeß immer ernster geworden. Eine Zeit lang schwieg er, in Nachdenken versunken, dann faßte er die Hand des Greises und sagte: „Das Mädchen liebt einen Andern, als diesen jungen Ritter, das glaube mir fest, alter Freund. Jetzt gehe hin und erforsche, wer es ist, dem sie ihre Neigung schenkt.“ Damit drückte er nochmals des alten Mannes Hand und schritt dann langsam die Treppe hinab.

Ritter v. Rosenau stand aber wie vom Blitz getroffen da und bedurfte geraumer Zeit, ehe er sich wieder zu sammeln vermochte.

3.

Der Jubel über des Markgrafen Rückkehr war in den nächsten Wochen bald verraucht, um so betrübender war das Erwachen. Der Fürst fand der Unordnungen und Streitigkeiten mehr, als er erwartet hatte, vor und — er hatte, wenn auch die Kraft, doch nicht die Macht, sie alle nach eigenem Willen zu schlichten. Der Adel, die hohe Ritterschaft haßte ihn und mußte ihn hassen, denn er hielt sie beständig in Athem, litt es nicht, daß die Dynasten auf ihren Schlössern unthätig praßten und den Schweiß der Unterthanen übermüthig durchbrachten. Das Volk dagegen sah nicht ein, daß es von seinem Fürsten geliebt wurde, denn dieser brachte den größten Theil seiner Regierungsjahre in fremden Landen zu. Schon als 16jähriger Jüngling schlug sich der junge Held mit den Pommer'schen Herzögen herum, 12 Jahre später befreite er den römischen König Maximilian aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge. Mehrere Züge machte er gegen die Venetianer mit und eben war er als Statthalter von Verona wiedergekehrt. Es waltete ein echt ritterlicher Geist in diesem Manne, sein Jahrhundert feierte ihn in Liedern und Gesängen, der biderbe Götz von Berlichingen hat ihm in seiner Lebensbeschreibung nicht minder ein Denkmal gesetzt. Dennoch bei all' diesen Vorzügen als Fürst und Mensch waltete keine Ruhe im Lande; störend trat zwischen Fürst, Ritterschaft und Volk jene herzlose Fremdartigkeit, die jedes herzliche Einverständniß schon im Keim erstickt.

Zur damaligen Zeit war die Aufmerksamkeit des Landes auf zwei Jünglinge gerichtet, die eben hineintraten in die Stürme des Lebens, um zu wetten und zu wagen, was ihnen das Geschick wohl bieten möchte. Fürsten und Könige hatten an ihrer Wiege gesessen und ein Diadem war jedem geboten, noch ehe sie den Namen „Vater“ lallen konnten. Das waren die beiden Söhne des Markgrafen, Casimir und Georg. Wir haben bereits von ihnen gesprochen. Casimir war ein Feuerkopf, rauh wie das Kriegerhandwerk, dem er mit Leidenschaft anhing; aber er war nicht allein ein Held. In diesem unruhigen Geiste gährte und brauste es wie ein entfesseltes unterirdisches Element. Für seinen Ehrgeiz war kein Ziel zu hoch gesteckt, er mußte es erreichen, und allzu rauh war die Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, als daß er im Stande gewesen wäre, Gefühl oder Recht um Rath zum kecken Handeln zu bringen. — Einen strengen Gegensatz bildete der Charakter seines jüngeren Bruders

Georg. Für ihn war das Geräusch der Schlachten eine grausenvolle Musik, auch liebte er es nicht, lange hinter'm gefüllten Becher zu sitzen. Er war schwach wie ein schwankendes Rohr, das der Wind im Sumpfe hin und her beugt; aber Georg fühlte diese Schwäche und er klammerte sich mit aller Inbrunst an den kecken Trotz seines älteren Bruders. So hielten diese zusammen und einer liebte den andern, weil einer den andern brauchte.

Casimir ging dazumal mit gewaltigen Plänen um. Die Ritterschaft des Landes war ihm hold, das Volk und die Geistlichkeit hingen aber an seinem Bruder Georg. Allen indeß war der Markgraf ein Dorn im Auge. Casimir sah mit Neid auf des Vaters blühende, kräftige Gestalt, er zählte mit Ingrimm die Reihe von Jahren, die der Fürst noch herrschen konnte und — er war schon 29 Jahre! Friedrichs IV. Männlichkeit bedurfte in keiner Hinsicht einer Stütze, er führte mit gleicher Kraft die Zügel seiner Fürstenthümer, wie er schon manch' gewichtiges Wort in der deutschen Reichsversammlung gesprochen hatte. Freilich bannte sich sein großer Geist nicht gern in die engen Schranken der Länder Ansbach und Culmbach-Bayreuth; mit kühnem Adlerfittig flog er hinaus ins deutsche große Reich und hätte es wohl am liebsten mit seinen Schwingen umfangen. Der Fürst liebte seine Söhne, aber er gestattete ihnen keinerlei Einmischung in die Angelegenheiten des Landes. Für den Ehrgeiz Casimirs war diese Strenge weit empfindlicher als für Georg. Jener dünkte sich Mann genug, um mit sicherer Hand hinein greifen zu können in das Triebwerk der Regierung. Und es gab Leute genug im Lande, die diesen Unmuth mit glatten Worten und hinterlistiger Rede zu nähren wußten. So dämmerte nach und nach in Casimirs Innern ein Plan auf, den er mit Arglist und Vorsicht zu fördern wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

• (Beantwortung der Fragen in № 122 der „Pfälz. Blätter".) 1. Frage: Kann man mit dem „Feuer der Begeisterung" auch Maschinen heizen? Antwort: Nur dann, wenn das „Feuer der Begeisterung" mit dem Geiste eine tour de plaisir in die Extremitäten gemacht hat; Zeugniß davon gibt die moderne Krankheit: Velocipedimanie! — 2. Frage: Ist an „korallenen Lippen" noch kein Schiff gescheitert? Antw.: Schon viele, regelmäßig aber, wenn die Besitzerinnen korallener Lippen — zu viel — Haare auf den Zähnen haben. — 3. Frage: Wie viel Grade Réaumur beträgt die Hitze des „ersten Kusses"? Antw.: Nach genauer Messung: Lippentemperatur normal, Kopf- und Herztemperatur verhalten sich individuell extrem. Beim Phlegmatiker: Kopf 80°, Herz 0°; beim Sanguiniker: Kopf 0°, Herz 80°. 4. Frage: — Was mag das „Gold der Sonne" und das „Silber des Mondes" wohl werth sein? Antw.: Obwohl auf der Börse bis heute nicht auf Markt, haben beide bei Liebenden und Poeten immer den Cours der Nürnberg-Fürther Eisenbahn-Aktien! — 5. Frage: Kann man sich mit dem „Bande der Freundschaft" erhängen? Antw: Wenn es nicht 100fach geknüpft ist, nicht, denn es reißt zu gerne ab. — 6. Frage: Ist die „Weltenuhr" im Schwarzwalde gemacht worden? Antw.: Nein, denn sonst müßten die Schwarzwälder längst wissen, wie viel es bereits geschlagen hat. — 7. Frage: „Wer zieht diese Uhr täglich auf? Antw.: Keinenfalls Hr. Pastor Knack, sonst wäre sie schon längst stehen geblieben. — 8. Frage: Wie viele Stunden legt die Zeit in einer Sekunde zurück, wenn sie „entflieht"? Antw.: Unberechenbar; denn bei Beginn der Berechnung mittels Chronometers war sie schon durchgebrannt. — 9. Frage: Ist das „Band der Hoffnung" von Seide? Antw.: Nein, es muß starkes Gummiband sein, um sich so lang als möglich ausdehnen zu lassen. — 10. Frage: Wie oftmal dreht sich das „Rad der Zeiten" in einem Jahre? Antw.: Es kommt auf den Drehmeister an. Da im Jahre 1866 das „Rad der Zeiten" in Deutschland so schnell gedreht wurde, daß ein Zahn am Kammrad verloren gegangen, muß jede Berechnung hier zu Lande eingestellt werden, bis die Reparatur des Rades glücklich vollendet ist.

• Kaum dagewesenen Kindersegens erfreut sich ein Geistlicher in der Londoner Vorstadt Blackheath. Nachdem seine Frau ihn vor 11 Monaten mit Zwillingen beschenkt hatte, wiederholte sie in voriger Woche dieses Angebinde, so daß das würdige Ehepaar jetzt vier Kinder in der Wiege hat, die sämmtlich weniger als ein Jahr alt sind. Alle genießen die beste Gesundheit; aber es ist doch — ohne ungalant sein zu wollen — ein bitterer Tropfen in diesem Freudenkelche, daß alle vier — Mädchen sind.

Literarisches.

* Soeben gehen uns die Hefte VIII, IX und X der „Allgemeinen Familienzeitung" zu, welche sich bezüglich der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes ihren Vorgängern würdig anschließen. Vor allen Dingen ist es die Erzählung „Nella" aus der gewandten Feder Fanny Lewald's, die das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt; an diese reihen sich sehr unterhaltende Novelletten von Marie Calm, Oskar Elsner, Emilie Heinrichs, Alice Kurs, Neumann-Strela, Ernst Pasqué, Elise Polko und Max Ring, abwechselnd mit naturhistorischen, kulturhistorischen und historischen Artikeln von Alb. Amlacher, F. Arndt, W. Baer, Ingo Ettmüller, Friedrich Friedrich, Otfrid Mylius, Dr. Hugo Schramm, Theodor Winkler und Karl Zastrow, von welchem Letzteren auch in Heft IX ein sehr spannender Roman „Leidenschaftliche Herzen" begonnen hat.

Die mit gewohnter Vollendung ausgeführten Illustrationen zeigen uns neben den Porträts von Gervinus, Turgenjew, Großherzog von Baden, Fanny Lewald, Ludwig Knaus, König von Bayern, Thiers, Rouher, Professor Pettenkofer, Don Carlos, Marschall Niel, Freiherr von Friesen und Fürst Henri de Latour d'Auvergne-Lauraguais die sehr interessante Abbildung eines „Frühlings-Sonntagmorgen in Paris", ferner: Der Hafen von Jamestown auf der Insel St. Helena; die Petite-Minou-Bucht, Ausgangspunkt des französisch-transatlantischen Kabels; das Vorzimmer des englischen Unterhauses; Ansicht von Omaha; Kientzy und Ganier's Straßen-Lokomotive; Eisenbahntrain der Stillen-Weltmeerbahn in einem Prairiebrande: der Great-Eastern im Sturme des 30. Juni 1869, sowie verschiedene Scenen aus der transatlantischen Kabellegung; die Redner-Tribüne im Sitzungssaale des gesetzgebenden Körpers in Paris; die Redner-Tribüne des französischen Senats; der Fairlie'sche Eisenbahnwagen; Kaiser Alexander der II. von Rußland und sein militärisches Gefolge; Ansicht von Port Said und dem Eingang des maritimen Kanals; Verbrennung einer Zuckersiederei bei Los Ingenios durch kubanische Insurgenten, und endlich: das neue Rathhaus in Manchester.

Zieht man unter Hinblick auf obiges Inhaltsverzeichniß nun in Betracht, daß der Preis eines Monatsheftes, enthaltend 8 Folio-Bogen = 192 Spalten, nur 21 kr. rhein. ist, so muß man zugeben, daß die „Allgemeine Familienzeitung" an Billigkeit alle bisher erschienenen ähnlichen Journale übertrifft, und ihre enorme Verbreitung daher auch wohl zu begreifen ist.

Lebensphilosophie.

Zeiten schwinden, Jahre kreisen,
Und so wechseln Wieg' und Grab,
Menschen werden, blüh'n und greisen,
Treten auf und treten ab.
Flüchtig sind des Bluts Gefühle,
Wenn es durch die Adern irrt;
Glücklich, wer im kurzen Spiele
Seiner Rolle Meister wird.

Selbst der Augenblick einer gewonnenen Krone ist nicht so reich an Wonne, wie der, wenn der Edle seine gute That mit glücklichem Erfolge gekrönt sieht.

Räthsel.

Nach einem Wort will ich dich fragen,
Nach einem Wort, winzig und klein,
Vier Zeichen bilden es allein
Und dennoch hat es viel zu sagen,
Und Weh und Ach viel d'rüber schrein.
Bei Handel und bei Wandel blüht es,
Dem Einen gibt es, dem Andern entzieht es;
Zusammen bindet's Nationen,
Die ferne von einander wohnen;
Ein Leckermaul ist's, hat Gelüsten
Auf Zucker und auf Kaffeekisten;
Tabak dabei, Thee wie Cigarren,
Die und zehntausend andre Waaren,
Die liebt es sehr und nimmt sie keck
Vor seiner Nase Manchem weg,
Es kehrt sich nicht an seine Klagen,
Denn — wie gesagt — 's hat viel zu sagen,
Und seine Macht kennt keine Schranken,
Denn frei vor ihm sind nur — Gedanken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Donnerstag, 21. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Der Herr v. Rosenau hatte schon seit vielen Wochen sein Bärbchen nach Schloß Guttenstein geschickt, denn die Luft zu Plassenburg schien seiner Enkelin nicht mehr behagen zu wollen. Er ließ öfters seinen Friesländer satteln, um hinüber zu reiten nach Guttenstein, damit er sah, wie sein Herzblatt in der neuen Umgebung gedeihe. Der Herr von Guttenstein und seine würdige Ehehälfte waren alle Bekannte des Schloßhauptmannes, und das melancholische Mädchen wurde von ihnen, trotz seiner Schweigsamkeit, bald wie das eigene Kind geliebt. Wer konnte ihm aber auch zürnen, diesem Gemüthe voll Sanftmuth, Milde und Hingabe? Den Schmerz, der dieses zarte Innere verwundete, mußte auch der Rohe ehren. Der Herr v. Rosenau sah kopfschüttelnd auf seine Enkelin; er hatte sich von dem veränderten Aufenthalte, von der liebevollen Behandlung des Guttenstein'schen Ehepaars eine größere Wirkung versprochen. Als er sah, daß sich das Mädchen auch hier gleich blieb, wollte es ihn beinahe gereuen, daß er es von Plassenburg entfernt halte.

An einem schönen Sonntage ritt er wieder hinüber nach Guttenstein. Bärbchen kam ihm schon am Schloßthore entgegen und umarmte ihn liebevoll. Ein Knecht führte den Gaul in den Stall, und ohne in die Gemächer hinaufzusteigen, zog der alte Herr seine Enkelin in den Schloßgarten.

„Ich habe Dir manch' Erfreuliches zu berichten, mein Bärbchen," sprach er, indem er das schöne Mädchen vergnügt in die Wangen kneipte. „Es sind Briefe eingelaufen, sehr wichtige, sehr schöne Briefe, mein Kind."

„Briefe, die **mich** betreffen?" fragte das Mädchen zweifelnd. „Wer hätte mir zu schreiben, der Verwaisten, Alleinstehenden!"

„Verwaist, alleinstehend!" rief der alte Herr beinahe böse. „O Du undankbares Kind! Kannst Du Dir einen liebevolleren Vater wünschen, als ich Dir einer bin? Und wer sagt Dir, daß Du selbst ohne mich allein stehst? Sieh hier, was mir der Herr von Seinsheim vom Rhein schreibt;" damit griff er in das Koller und langte einen großen wohlpetschirten Brief heraus. „Der Herr v. Heerbrandt, der seit einigen Monden bei uns ist, heißt es da, hat sich in der Nassau'schen Fehde sehr mannhaft ausgezeichnet, der Graf hat ihm ein Fähnlein Söldner anvertraut und der junge Graf hat Wunderthaten damit verrichtet. Er steht hoch in Gunst und Ansehen, sein Glück ist gemacht und er dürfte nur die Hand ausstrecken, und die edlen Fräuleins würden sich um seine Gunst reißen."

Diese letzten Worte betonte der alte Herr ganz besonders und sah prüfend in das Gesicht seiner Enkelin. Bärbchen aber wandte sich verlegen auf die Seite.

„Wie freue ich mich ob dieses Glückes!" sagte das Mädchen endlich mit dem Tone innigster Freude. „Der edle, wackere Herr v. Heerbrandt verdiente wohl noch größeres Glück!"

„So," fiel ihr der alte Herr in die Rede, „und wer ist es denn, der ihm alle Freude zu Wasser macht? Was er bis jetzt thut und gethan, geschieht im Unmuth der Verzweiflung, zu der ihn Deine Kälte treibt. Ist es nicht himmelschreiend, dem armen Jungen so mitzuspielen!"

In Bärbchens Augen traten Thränen. „Wie könnt Ihr nur so grausam sein, Großvater," stammelte sie endlich; „kann ich denn diesem Herzen Gefühle aufzwingen, die es nicht hegt? Ich achte, ich schätze den Ritter v. Heerbrandt

wie meinen liebsten Freund, aber zwischen unsere Liebe tritt ein Etwas — ein Etwas — —" Sie verstummte in höchster Verlegenheit.

„Ein Etwas!" sprach der Alte langsam nach und schwieg dann wieder lange. „Wie ist mir denn," fuhr er endlich wieder fort und rieb sich die Stirne; „es ist noch nicht viele Monden her, da begegnete ich unserem allergnädigsten Herrn zu Plassenburg auf der großen Schloßtreppe; und da er mein bekümmertes Gesicht sah, so stellte er mich zur Rede und ich klagte ihm mein Leid, das Du mir verursachtest. Da dachte der Markgraf ein Weilchen nach, griff endlich meine Hand und sagte: „„Alter Herr, Dein Bärbchen liebt einen Andern als ihren Jugendfreund, das glaube mir sicher!"" und damit ging er die Treppe hinab."

Während dieser Erzählung ging mit dem Mädchen eine unglaubliche Veränderung vor. Das melancholische Auge sprühte Flammen, ihr ganzes Innere schien aufzuwallen. „Der Markgraf?" fragte sie endlich in höchster Aufregung. „Der hohe Herr hat sich um das Schicksal einer so armen Dirne bekümmert?"

„Diese arme Dirne ist die Enkelin des Schloßhauptmannes v. Rosenau," sagte der alte Herr nicht ohne Stolz, „und der Markgraf ist mir nicht allein Herr, sondern auch Freund. Meinen Worten aber darfst Du Glauben schenken; doch antworte mir, mein Kind, hat der Scharfblick des Markgrafen recht gesehen?"

Barbara schwieg lange in höchster Verlegenheit, endlich sprach sie fest und entschlossen: „Was in diesem Herzen vorgeht, vermag Niemand zu ergründen, und den hasse ich, der mit rauher Hand den Schleier wegzureißen strebt, der mein Geheimniß bedeckt!"

Sie umarmte mit kindlicher Liebe den alten Herrn und ging dann langsam nach dem Schloß zurück. Der Ritter v. Rosenau folgte ihr kopfschüttelnd.

4.

Der Markgraf war, nachdem er mehrere Monden lang bei seinem Vetter, dem Kurfürsten von Brandenburg, gehaust hatte, wieder eingezogen auf die Burg seiner Väter und gedachte der Ruhe zu pflegen. Eilboten sprengten hinab ins fränkische Land, um den Söhnen anzusagen, der Vater wünsche sie zu sehen. Unterdeß widmete sich der Fürst mit Eifer den Angelegenheiten seiner Länder, aber diese boten des Erfreulichen nur Weniges. Hader und Streit überall, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten von Seiten der Großen in Ueberzahl! Das widerte die große Seele des Fürsten an und er suchte Zerstreuung. Er warf seine Augen in Plassenburg umher, aber überall stieß er nur auf falsche, unredliche Gesichter. Der alte Herr v. Rosenau war der Einzige, dem er gern begegnete; leider hatte die freundliche Geschwätzigkeit einem dumpfen Dahinbrüten Platz gemacht. Der Markgraf nahm sich allen Ernstes vor, diese trüben Wolken zu verscheuchen; als er eines Abends von der Jagd heimkehrte, mußte der alte Ritter zu ihm auf's Gemach kommen, mußte ein mit höchsteigenen Händen erlegtes Reh verzehren helfen und während des Pokulirens ging dann den beiden Herren das Herz auf und der Mund über. Der Markgraf erzählte von Schlachten und Gefechten, der Herr v. Rosenau von den Abenteuern seiner Jugend, aber zuletzt kam die Rede auf Bärbchen und da war alle Lustigkeit vorbei. Der Fürst schlug dies und jenes vor und als Alles beim Schloßhauptmann nicht durchdringen wollte, da wurde er nachdenkend und immer nachdenkender. Endlich hob der Fürst die Tafel auf und die Herren trollten sich in ihre Schlafgemächer.

Am andern Morgen war der Markgraf bei Zeiten wach, ließ sich ein feines Jagdgewand anlegen und hängte eine schwere, goldene Kette um. Als er nun in solchem Schmuck vor den Spiegel trat, da brauchte er nicht zu erröthen, denn ein herrlicher, stattlicher Mann schaute ihm daraus entgegen und die Fünfzig sah ihm Keiner an. Der Fürst war ein Ideal männlicher Schönheit, männlicher Würde. Auf Plassenburg und im Städtchen Culmbach schlief noch Alles, als er, begleitet von einem einzigen Jagdburschen, den Berg hinab und zum Thore hinausschritt. Quer durch das Mainthal gingen sie, überstiegen dann die Berge, die sich von Fölschnitz herabziehen, und lenkten ihre Schritte nach Burg Guttenstein. Der Fürst befahl dem Burschen, in der Gegend zu jagen, und setzte dann seinen Weg gelassen fort. Aus dem Voigtland herab zieht sich eine alte Straße in dieser Gegend über die Berge nach Lichtenfels am Main; eben als der Fürst aus dem Walde auf diese Straße trat, zog ein ansehnlicher Zug Gewaffneter dieselbe herab. Mit verschränkten Armen stellte sich Friedrich mitten auf den Weg, denn sein Adlerauge hatte schon in der Ferne die Nahenden erkannt. „Gott zum Gruß! Gott zum Gruß!" rief er ihnen entgegen, als seiner Stimme Ton ihre Ohren erreichen konnte. „Ei, woher so früh und auf

dieser entlegenen Straße, und wenn ich nicht irre, kommt Ihr aus dem Voigtlande, während ich meine Boten nach Franken sandte!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tanz um's Leben.

Der „Beagle", ein Fahrzeug, das sich in der Geschichte der Schifffahrtskunde und der geographischen Entdeckungen unseres Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz errungen hat, trat im Jahre 1837 seine dritte große Reise nach Australien an. Unter der Mannschaft befand sich auch ein Herr Fitzmaurice, ein Mann von wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, der sich durch seine Entschlossenheit und Umsicht bald eine hervorragende Stellung unter den Mitgliedern der Expedition zu verschaffen wußte. Der Adelaide-Strom, der sich bei der Melville-Insel in die Meerenge von Clarence ergießt, ist von ihm entdeckt und nach der damaligen Königin-Wittwe von England benannt worden.

Eines Tages war er mit einem andern Mitgliede der Expedition, Herrn Kays, an's Land gegangen, um ausgestattet mit den nöthigen Apparaten, Messungen anzustellen und zu verzeichnen.

Mehrere Stunden eifriger Arbeit waren verflossen; der Mond warf bereits sein bleiches Licht auf das Metall der Instrumente und mahnte, daß es Zeit zur Umkehr sei. Keys war einige hundert Schritte vorausgeeilt, als er plötzlich hinter sich ein furchtbares Geschrei vernahm. Er wendet sich um und erblickt auf einem Felsen, unter dessen Schutz sie ihre Messungen vorgenommen, eine zahlreiche Rotte Australier, mit Wurfspießen bewaffnet, deren einige bereits gegen seinen Gefährten, der den Ort noch nicht verlassen, geschleudert waren. Keys hätte fliehen und das Boot ungefährdet erreichen können. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß ein derartiger Gedanke in ihm gar nicht auftauchte, daß er sofort beschloß, seinem Gefährten beizuspringen, um nöthigen Falls mit ihm zu sterben. Je näher er kam, um so mehr erkannte er die entsetzliche Lage. Ein Eingeborener, anscheinend der Häuptling, hielt seinen Gefährten eine von drohenden Gesten begleitete Rede. Die Wilden wurden mit jedem Moment aufgeregter, ihre Bewegungen ungestümer, und die Entfernung, die sie von den beiden Engländern trennte, geringer. Schon betrug letztere nicht mehr als 12 Schritt, und jeder Wurfspieß, in dieser Nähe abgeschleudert, mußte eine entsetzliche Katastrophe herbeiführen.

„Sollen wir die Anhöhe erklimmen und kämpfen, oder sollen wir fliehen?" rief Keys.

„Keins von Beiden. Wir müssen singen und tanzen," gab Fitzmaurice zur Antwort.

Keys hatte später erklärt, er sei in jenem Moment überzeugt gewesen, daß sein Kamerad verrückt geworden sei.

Dieser fing in der That an, zu tanzen, zu singen und dazwischen aus voller Kehle zu lachen.

Keys wußte in der That nichts Besseres, als das Beispiel so gut wie möglich zu befolgen und wenigstens zu tanzen; singen oder lachen wäre ihm eine positive Unmöglichkeit gewesen.

Dieses Schauspiel verfehlte seinen Zweck, die Eingeborenen zu überraschen, keineswegs. Einige senkten ihre Waffen, andere warfen dieselben zu Boden, und nur die wildesten fuhren fort, ihre Geschosse zum Wurf bereit zu halten und ihre Gefährten zum Angriff zu ermuntern. Vergebliche Mühe! Diese Wilden, das wußte Fitzmaurice, sind neugierig, wie die Kinder. Was machten die Engländer dort? Was bedeuteten diese sonderbaren Sprünge, dieses Stampfen mit den Füßen, dieser merkwürdige Gesang Fitzmaurice's? Sie bezeigten einander ihr Erstaunen und ihre Neugier, allmälich fingen sie selbst zu lachen an und setzten sich theilweise auf den Felsen, gleichsam um vom Amphitheater aus das Schauspiel möglichst bequem genießen zu können. Während sich die Wilden so ihrer Schaulust überließen, legte Fitzmaurice, der seine Kaltblütigkeit keinen Moment verloren, mitten in seinem Gesange dem Gefährten einige Fragen vor.

„Wo sind unsere Gewehre?"

„Dreißig Schritt von hier, zur linken!"

„Und unser Boot liegt leider rechts!"

„Soll ich die Gewehre holen?"

„Nein. Wir wollen ruhig weiter tanzen und uns allmälich den Gewehren nähern. Nicht so schnell! Nimm dich in Acht! Wir müssen wieder etwas zurück!"

Die Eingeborenen schienen, als sich die beiden Engländer einige Schritte entfernt hatten, deren Absicht zu errathen und gaben Das durch ein dumpfes Gemurmel zu erkennen.

„Geduld! Wir müssen zu unsern Instrumenten zurück," sagte Fitzmaurice.

„Ich kann nicht mehr, meine Kraft geht zu Ende," gab Keys, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne lief, zur Antwort.

„Nur Muth! Hast du nicht in Newport eine Braut zurückgelassen, Keys? Tanze für deine Braut! Und unsere theure Königin — tanze für die Königin! Und unser theures Vaterland — tanze, tanze für Alt-England!"

In diesem Moment hörte man aus der Ferne einen dumpfen Knall. Es war ein Offizier, der, etwa 2000 Schritte entfernt, ein Großfuß-Huhn (megapodius tumulus) schoß, jenen merkwürdigen Vogel, der aus Erde und Muschelschaalen Anhöhen, oft zwanzig Fuß lang und vier bis fünf Fuß hoch, zusammenträgt, um auf denselben zu nisten.

Die Wilden wurden unruhig. Fitzmaurice und Keys benutzen diesen Moment, um sich auf ihre Waffen zu stürzen und dem Boote zuzulaufen. Drei oder vier Wurfspieße sausten ihnen um die Ohren, aber es gelang, ungefährdet das Boot zu erreichen und mit einigen kräftigen Ruderschlägen sich aus dem Bereiche der Geschosse zu bringen.

Keys hatte nicht übel Lust, den Zuschauern, zu deren Belustigung er soeben hatte tanzen müssen, den Dank dafür in Gestalt einer Büchsenkugel zuzuschicken, aber Fitzmaurice wußte ihn zu bewegen, dieser Lust zu widerstehen.

Es wäre der Anfang der Feindseligkeiten von Seiten der Europäer gewesen, der einen Erfolg der Expedition wahrscheinlich unmöglich gemacht haben würde.

Mannigfaltiges.

* (Rothschild's Vermögen.) Um sich einen Begriff von dem kolosalen Vermögen Rothschild's machen zu können, muß man sich dasselbe Thaler an Thaler neben einander gelegt vorstellen. Auf diese Weise würde es eine Reihe bilden, an der ein Eisenbahnzug 14 Tage entlang fahren müßte, um vom ersten bis zum letzten Thaler Rothschild's zu kommen. Denkt man sich aber das Vermögen Rothschild's unter dem Aequator Thaler auf Thaler über einander gelegt, so würde auf dem obersten Thaler beständig ewiger Schnee liegen. Wollte Rothschild ferner sein ganzes Vermögen in neuen Einthalerscheinen haben, so würden dazu zweiundsiebenzig Kauffahrteischiffe voll Lumpen gehören und fünfhundert Papiermühlen hätten acht Jahre hindurch ununterbrochen zu arbeiten, um das Vermögen Rothschild's herzustellen. Groß sind die Wunder des Menschengeistes!

* (Gemalte Kasimiriaden.) In der Gemäldegallerie des Jesuitenklosters zu Lissabon befindet sich ein Bild, darstellend Adam im Paradiese, auf welchem Adam mit blauen Hosen und Silberschnallen und Eva mit gestreiftem Unterrock erscheint, im Hintergrunde sieht man eine Prozession Kapuziner mit vorgetragenem Kreuze. — In Venedig zeigt ein Bild des Tintoretto die Hochzeit zu Kanaan, in seinem Vordergrunde ein Klavier. — In Holland befindet sich in einer Dorfkirche als Bild das Opfer Isaak's, wobei Abraham mit einer Muskete eben im Begriff ist, die feierliche Handlung des Kindesmordes zu vollstrecken. — In Süd-Frankreich zu Arieux befindet sich ein Bild desselben Thema's, wo Abraham aber nur mit einer Reiterpistole geschmückt ist. — Zu Windsor ist ein Bild des Antonio Verrio, darstellend Christus, wie er Todte erweckt. Im Vordergrunde hat Thomas sein und seiner Freunde Porträts zu dem Volke benutzt, alle aber mit mächtigen Puderperrücken geschmückt. — Ein Maler in Toledo malte die drei Könige vor dem Christuskinde knieend, zwei weiß, einen schwarz; bei der Anordnung der Füße müssen sie ihm aber wohl nicht still gesessen haben, denn das Bild zeigt drei schwarze und drei weiße Beine!

* Die Pariser Reklamenmacher werden bald die Amerikaner übertreffen. Ein Gemüsehändler verkauft gegenwärtig Zwiebeln und Kartoffeln mit der Etiquette; „Gewachsen auf dem Acker von Pantin."

Lebensphilosophie.

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sklav' und Hüter sein,
Wollust von verbot'nen Früchten naschen,
Ach, ihr Glück ist nur ein leerer Schein!
Nur ein Glück, nur eines gibt's hienieden,
Fast für diese Welt zu gut und groß:
Häuslichkeit, in deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menschheit großes Loos!

Auflösung des Räthsels in № 124:

Zoll.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Samstag, 23. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Die Cavalcade hielt in diesem Augenblicke vor dem Fürsten und die beiden vordersten Reiter schwangen sich behend von ihren Thieren, ehrerbietig das Baret ziehend. Es war augenscheinlich, die unerwartete Ueberraschung war den beiden Prinzen Casimir und Georg ebenso unangenehm als unerwünscht; selbst der ernste, gelassene Casimir wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu fassen. „Eine Jagd — die Einladung der voigtländischen Ritterschaft —" stotterte er verlegen, während Georg nicht wußte, wohin er das Gesicht bergen sollte, „aber," fuhr er etwas gefaßter fort, „wir sind erstaunt, Euch, gnädigster Herr und Vater, zu so früher Stunde auf der Straße zu finden!"

„Hab' mich früh vom Nest aufgemacht!" entgegnete der Fürst, ohne daß seine Miene heiterer wurde, denn seine Blicke hafteten auf der zahlreichen Begleitung seiner Söhne und er stieß da auf Gesichter, die ihm übel gefielen. „Doch, zieht weiter, Ihr Herrn, auf Plassenburg harrt man Eurer schon seit drei Tagen."

Schnell setzte sich die Cavalcade wieder in Bewegung, und wenn der Fürst weit genug an der Spitze gewesen wäre, hätte er hören können, wie Casimir in ohnmächtiger Wuth knirschte und dem Bruder zuraunte: „Ein verwünschter Streich, was meinst Du, wenn wir die Gelegenheit benützten — der Markgraf allein — wir zahlreich —"

Aber Georg senkte den Blick und sprach leise: „Noch ist's nicht Zeit!" —

Unterdeß zogen die übrigen Reiter hastig, beinahe ohne aufzuschauen, vorüber und suchten den prüfenden, durchbohrenden Blicken des Markgrafen, der ruhig am Wege stand, zu entgehen. Aber Friedrichs Falkenblick erkannte sie alle. Da zogen die Harbegger, Bibersteiner, Braunecker, Heidecker, die Epprechtsteiner, Seckendorfe und viele Andere vorüber. Zuletzt kam einer, der suchte sich ängstlich zu verhüllen, als er aber am Markgrafen vorbeijagte, riß ihm der Morgenwind das Baret ab und der Herr erkannte ihn. Von den Schlimmsten war es der Schlimmste; denn mit verruchter Zunge soll er einst geschworen haben, seinen Lehensherrn zu durchbohren, wo er ihn fände. Ob dieser Lästerung war er geächtet worden. Seines Herkommens war er aus dem alten Rittergeschlechte Derer von Hirsberg.

Noch immer, als selbst der letzte Rosseshuf schon längst verhallt war, stand der Fürst an der Eiche, in tiefem Nachdenken versunken. „Träume ich denn! rief er endlich zweifelnd und schlug sich vor die Stirne. Waren das deine Söhne, war das dein eigen Fleisch und Blut, und diese Verruchten, dieser Auswurf der Hölle, reif zum Galgen und Rad, bilden den Hofstaat meiner Söhne! Diese Menschen, die mir mit Dolch und Gift nach dem Leben trachten, nennen sich vielleicht Freunde meiner Kinder! Aber ich werde Licht schaffen, daß man die Verräther im Lande finden soll."

Mit diesen Worten schritt er tiefer in den Wald und irrte lange fast zwecklos umher, denn dies unerwartete Begegniß hatte seine Gedanken beinahe ganz verwirrt. Endlich fiel ihm der eigentliche Zweck seines frühen Auszugs wieder bei und er hatte sich vorgenommen, die Enkelin des Herrn v. Rosenau aufzusuchen und sie zu bestimmen, wieder auf Plassenburg zurückzukehren. Dieses kleine Abenteuer stimmte ihn im Augenblick etwas heiterer, denn der Markgraf, seit Jahren Wittwer, war dem schönen Geschlechte hold und namentlich zu Barbara zog ihn eine

geheime Stimme — kaum wußte er sich Rechenschaft von seinen Gefühlen abzulegen. Burg Guttenstein lag vor ihm — nur war er unentschlossen, ob er eintreten sollte oder nicht. Welchen Grund konnte er wohl bei den Guttenstein'schen Eheleuten ob seines Besuches vorschützen? Unentschlossen ging er um die hohe Gartenmauer herum und stand endlich vor einem kleinen Ausgangspförtchen; er drückte auf die Klinke und die Thüre ging auf. In demselben Augenblicke, wo der Markgraf eintrat, huschte eine weibliche Gestalt durch's Gebüsch; auf den ersten Blick hatte sie der Fürst erkannt — es war Barbara. Das Mädchen mußte das Zufallen der Thüre vernommen haben, denn es hemmte seinen Lauf und kehrte hastig um; bei der nächsten Wendung um das Gebüsch befand es sich — vor Friedrich IV. Bestürzt, verwirrt stand es in sprachloser Verlegenheit vor dem Fürsten, dieser aber ging freundlich auf die Verschämte zu, faßte ihre beiden Hände und sah ihr einige Augenblicke in die schönen, dunklen Augen.

„Lesen möchte ich gern," sprach er dann im Tone ritterlicher Courtoisie, „lesen möchte ich gern in diesen schönen Augen, welch' ein Kummer ihnen so oft Thränen entpreßt. Das Geheimniß, welches dieser jungfräuliche Busen birgt — soll es denn dem Geliebten, Großvater und Fürsten verborgen bleiben? Soll selbst ich mich nicht rühmen dürfen, diesen Schleier gehoben zu haben? Sprich frei, Du holdes Mädchen, wenn eine andere Liebe Dein Herz bewegt, und wäre es der Edelsten im Lande Einer, ich würde Dein Fürsprecher sein."

Der Jungfrau Blicke hafteten noch immer in unsäglicher Verwirrung auf dem Boden. Alles hatte sie erwartet — nur dieses nicht. Der Markgraf selbst kam, sie um ihren Kummer zu befragen! — er kam aus eigenem Antrieb und sie ertrug das Entzücken! — — Der Markgraf weidete sich an dieser sittigen Verlegenheit, die ihm Bürge eines reinen, jungfräulichen Gemüthes war. Er hob ihr Köpfchen empor und sagte aufgeräumt: „Ihr braucht Euch Eurer Befangenheit nicht zu schämen, Fräulein von Rosenau. Bin ich doch auch hereingebrochen in Eure Einsamkeit, als wäre ich aus den Lüften herabgefallen. Ihr müßt mir den Schrecken, den ich Euch verursacht, verzeihen, dann aber entreißt Euch dieser Zurückgezogenheit, die nun und nimmermehr Eurem Gemüthe heilsam ist. Kehrt zurück auf Plassenburg, vergeßt Euren Schmerz oder Euren Liebeskummer und seid fröhlich unter fröhlichen Menschen."

Des Mädchens Züge erheiterten sich bei dieser herzlichen Anrede sichtlich. Gerührt bog sie sich auf die Hand des gütigen Fürsten nieder und küßte sie ehrfurchtsvoll. „Der Wunsch meines gnädigen Herrn gilt mir als Befehl," sprach sie leise. „Eure Theilnahme, mein hoher Herr, richtet mich wunderbar auf, ich hoffe Alles von der Zukunft. Möchte der Tag erscheinen!" setzte sie mit einer Art Begeisterung hinzu, „an welchem Euch ein schwaches Mädchen ihr dankbares Herz durch die That beweisen kann."

Der Fürst antwortete nicht, aber er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen und blickte ihr unverwandt in die Augen. In seiner Seele ging etwas vor, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf, die er selbst noch nicht erkannte, aber diese Ahnung flüsterte ihm geheimnißvoll zu, Barbara sei bestimmt, einzugreifen in sein Leben. Der Markgraf war in heiterer Laune gekommen und schied mit ungewöhnlichem Ernst; nochmals bat er beim Gehen das Mädchen, nicht allzu lange mehr auf Guttenstein verweilen zu wollen. —

5.

Unbemerkt, wie Friedrich IV. am Morgen die Plassenburg verlassen hatte, zog er am Nachmittag wieder ein. Seine erste Frage galt seinen Söhnen — erst vor einer halben Stunde seien sie in Begleitung mehrerer edlen fränkischen Herren eingeritten, so lautete der Bescheid. Der Markgraf maß mit starken Schritten das Gemach, sein Inneres war gewaltsam aufgeregt und die Ader auf der Stirne aufgeschwollen — deutete auf Sturm. In diesem Augenblicke trat der Herr v. Rosenau in das Zimmer — der Fürst war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er den Schloßhauptmann hätte gleich gewahren sollen. Der gute Alte war über die unverhoffte grimmige Miene seines Herrn so erschrocken, daß er sich eben wieder zur Thüre hinausstehlen wollte, als ihn der Markgraf zurückrief: „Lieber Getreuer!" sprach der Fürst laut mit ärgerlicher Stimme, „sage mir aufrichtig und in Ehren, waren in dem gestrigen Weine sinnberauschende Kräuter oder bin ich heute früh behezt gewesen? Zu früher Zeit treffe ich meine Herrn Söhne auf der Landstraße in Gemeinschaft von Verbrechern und Geächteten, und doch sagt man mir soeben, sie seien mit den würdigsten Herren aus Franken auf Plassenburg eingezogen. Hat mir die Hölle auf der Landstraße ein Blendwerk vorgespiegelt oder war es ein neckischer Traum, der mich getäuscht?"

Der Herr v. Rosenau sah hoch auf; so hatte er den Fürsten noch nie gesehen und im ersten Augenblicke wußte er in der That nicht, was er entgegnen sollte. „Gott sei vor dergleichen Gräueldingen," sprach er fromm; „ich wüßte nichts Anderes, als daß die Herrn Prinzen vor Kurzem mit der fränkischen Ritterschaft eingeritten sind. Der Herr möge sie vor Abwegen bewahren."

„Nein, nein!" rief heftig der erzürnte Vater. „Es kann nicht anders sein — diese Augen — haben sie mich je getäuscht? Dieser Kopf — war er mir einmal treulos? Alter Mann, preise Deinen Schöpfer, daß er Dir keine Söhne gegeben. Ich werde noch das Entsetzlichste erleben!" —

Der Fürst sank erschöpft in einen Sessel. Es trat eine ängstliche Pause ein — endlich kam mit festen Schritten der Ritter v. Rosenau näher und ergriff die Hand des Markgrafen. „Si fractus illabatur orbis impaverint ferient ruinæ!" sprach er mit feierlicher Stimme. „Denkt an Euren Wahlspruch, mein hoher Herr, der Euch stets auf allen Zügen, in allen Schlachten begleitet hat. Ihr seid ein **Mann**, ein freier, deutscher Fürst, wen habt Ihr außer dem Allmächtigen dort droben zu fürchten? Tretet auf und die Verräther werden zittern!"

Einen Augenblick starrte der Fürst noch vor sich nieder, dann erhob er sich würdevoll: „Du hast Recht, alter Mann," sagte er mit hohem Ernst. „Friedrich IV. zittert nicht, er ist ein Mann, selbst der Undank seiner Söhne wird ihn nicht beugen, aber die mein Angesicht scheuen, mögen vor dem Strafgericht beben!" —

Er drückte dem Ritter v. Rosenau die Hand und klingelte dann seinen Pagen. Die Sonne warf schon längere Schatten, als der Markgraf sich Fürstenmantel, Schwert, Sporen und Baret bringen ließ, um die versammelten Herren seiner Würde gemäß empfangen zu können. Endlich öffneten sich die Flügelthüren und herein strömten die Repräsentanten der fränkischen und voigtländischen Ritterschaft, lauter würdige, Achtung gebietende Männer. Ganz zuletzt erschienen auch die beiden Prinzen. Auf den Zügen Casimirs lag ein finsterer Trotz und fest hielt er die forschenden Blicke seines Vaters aus; Georgs kindlicheres Gemüth konnte indeß die Stimme des Gewissens nicht unterdrücken und beschämt und verwirrt hafteten seine Augen auf dem Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Von Bourbeau, dem neuen französischen Unterrichtsminister, erzählt der „Salon" in seiner Pariser Monatschronik folgenden liebenswürdigen Zug: Bourbeau, ein ehemaliger Advokat aus Poitiers, der in Paris ziemlich unbekannt war, langte ganz in der Stille zu Fuße in dem prachtvollen Ministerhotel an, das er von nun an bewohnen sollte, ging im Hofe auf und ab, neugierig die verschiedenen Räumlichkeiten musternd. Als der Portier ihn bemerkte, trat er auf ihn zu und fragte ihn ziemlich barsch: „Wer sind Sie, Monsieur, und was wünschen Sie?" — „Ich wünsche," antwortete Bourbeau sanft, „daß Sie in Zukunft recht höflich gegen Alle sein mögen, die nach mir fragen werden. Ich bin der neue Minister." Die Verlegenheit des Portiers werden sich die Leser ohne Beschreibung selber denken können.

* (Lügner-Beschämung.) Um einen Lügner in seiner Blöße darzustellen, muß man nur noch stärker lügen, als er. Ein Student erzählte, daß einem seiner Freunde im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters wegen einer heftigen Alteration in einem Momente seine pechschwarzen Haare katzengrau geworden wären. „Das ist noch Nichts," erwiederte ein Offizier, „mein Bruder, welcher in Bayern als Offizier dient, bekam die Nachricht, daß seine Frau plötzlich im Kindbette gestorben sei. Er trug eine rabenschwarze Perücke. Diese war in derselben Nacht auf seinem Kopfe schneeweiß geworden!"

* Ein Dilettant auf der Flöte verschaffte sich die Erlaubniß, im Orchester zuweilen mitzuwirken. Nunmehr erschien er täglich, ohne gerade mehr als einen müßigen Zuschauer abzugeben. Zu seinem Unglück erkannte aber der Direktor nur zu bald die List des Flötenspielers; er läßt ihn beim Schlusse eines Aktes herausrufen und entfernte ihn. Als er einem Bekannten die erlittene Schmach erzählt, erwiedert ihm dieser ganz ruhig: „Die Ehre, beklatscht zu werden, ist schon manchem Orchestermitgliede wiederfahren, die aber, herausgerufen zu werden, noch keinem!"

* Timothée Trimm erzählt in dem kleinen „Moniteur" eine unterhaltende Geschichte von der Schlauheit eines ehrsamen Mitgliedes der geheimen Sicherheitspolizei. Die Polizeipräfektur

hatte Auftrag erhalten, eine Frau und deren Tochter ausfindig zu machen, die lange im größten Elende gelebt hatten und zuletzt völlig verschollen waren. Es handelte sich darum, diese Unglücklichen in den Besitz einer Erbschaft von 500,000 Frcs. zu setzen, die ihnen aus der Ferne zugefallen war. Oeffentliche Aufforderungen hatten zu nichts geführt, und so wurde ein junger, gewandter Agent endlich mit der speziellen Mission beauftragt, die Erben aufzuspüren. Er erbat sich 14 Tage Zeit, und nach Ablauf dieser Frist nochmals 14 Tage, und dann noch einen ganzen Monat. Sein Vorgesetzter machte ihm über seine Ungeschicklichkeit Vorwürfe; er verstehe seine Sache nicht. „Gut," versetzte der Agent, „ich ziehe mich zurück; allein ich erlaube mir die Anzeige, daß ich vor acht Tagen mich mit der Tochter vermählt habe, und bitte daher um Auszahlung der 500,000 Frcs. und um meinen Abschied."

* Ein vor Kurzem in Berlin gestorbener Schlächtermeister hat u. A. ein Legat von 2000 Thlr. für seinen Hund ausgesetzt, der ihm einst durch seine Wachsamkeit das Leben rettete. Der Meister hatte die Gewohnheit, beim Kerzenlicht sich, im Bette liegend, in den Schlaf zu lesen, dabei war eines Abends das Licht umgefallen und hatte das Bett in Brand gesetzt, und nur den Anstrengungen des Hundes, der durch sein Geheul und durch sein Beißen und Zerren den Herrn erweckte, hatte der Meister es zu danken, daß er nicht erstickte oder verbrannte. Der treue Hund ist der Waschfrau des Verstorbenen in Pension gegeben.

* Der „Figaro" erzählt: „Ein Habitué einer Pariser Bibliothek glaubte zu bemerken, daß bei seinem jedesmaligen Erscheinen im Lesesaale zwei Konservatoren unter auffälligem Lachen sich zuflüsterten. Da er sich als Objekt ihrer Heiterkeit betrachten mußte, schrieb er auf den Bestellzettel, den er dem Einen dieser ungezogenen Herren überreichte, Folgendes: „Geschichte eines kleinen Bibliothek-Beamten, dem die ungehörige Lust zu lachen einen sechs Zoll tiefen Bauchstich eintrug. Paris, 1869." Seit dieser Zeit haben die zwei Konservatoren ihr Lachen beim Erscheinen dieses energischen Bibliothek-Besuchers eingestellt."

* (Japanesische Contremarken.) Auch in den Theatern Japans werden an die Theaterbesucher, welche das Haus während der Vorstellung verlassen, Contremarken ausgegeben, d. h. sie bekommen den Theaterstempel in blauer Farbe auf die Hand gedrückt.

* Ein Wiener Morgenblatt enthält folgendes Inserat: „Jener Herr Dieb, welcher die Güte hatte, Sonntag Abends zwischen Wien und Felixdorf einem mit landesüblicher Intelligenz ausgestatteten Offiziersdiener eine Reisetasche abzunehmen, wird höflichst ersucht, die darin vorgefundenen Briefschaften, Bücher und Photographieen an das Eisenbahn-Bureau in Felixdorf gütigst übersenden zu wollen. Die übrigen Gegenstände bitte ich den Herrn Gauner als Beweis meiner Hochachtung für den bestehenden vaterländischen Kulturzustand und blühenden Fortschritt gefälligst behalten zu wollen."

* Ein in New-Yersey wohnhafter Franzose, Namens Nuset, hat eine neue Dampfmaschine erfunden, die, obgleich ihr Gewicht nur den vierten Theil derjenigen einer Maschine von 10 Pferdekräften beträgt und sie auch nur den vierten Theil des Raumes einer solchen einnimmt, doch mit einer um 25 pCt. geringeren Heizkraft dasselbe leistet. Ihre Bewegungskraft liegt nicht wie bei den anderen im Mittelpunkte, sondern im Radzirkel eines 3 Fuß im Durchmesser haltenden breiten Rades, das sich um einen hohlen Cylinder dreht, der den Dampf aufnimmt und ihn an zwei andere Cylinder, die zwischen dem Mittelpunkte und dem Radzirkel angebracht sind, abgibt.

Räthsel.

Die ersten Zwei sind überall
Bei Post, in Küch' und Keller,
Bei Zucht, bei Schule, selbst im Stall;
Ich glaub' auch bei dem Teller.
Das Dritte aber ist ein Theil
Von irgend einem Ganzen.
Das Ganze möge sich zum Heil
Der Handwerksmann aufpflanzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Dienstag, 26. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Des Markgrafen Augen fixirten mit menschenfeindlichem Ernst die Versammelten, eine dumpfe Stille herrschte im Saal, und als der Fürst, der alten Sitte gemäß, sich nicht entschloß, die Ritterschaft zu bewillkommnen, nahm der alte Graf von Berchtolsheim das Wort. Er drückte in schlichter, kräftiger Rede die Freude des hohen Adels aus, daß das Land seines Regenten auf längere Zeit froh werden solle und deutete ehrfurchtsvoll darauf hin, daß die lange Abwesenheit des Oberhauptes mancherlei Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten entschuldigen müsse. Als der Greis geendet hatte, erhob sich der Fürst rasch von seinem Armsessel und schien antworten zu wollen; die Aufregung seines Innern raubte ihm jedoch die Sprache und erschöpft winkte er mit der Hand dem Abt von Hailsbronn, das Wort zu ergreifen. Die Ritter und Herren warfen sich unter einander verwunderte Blicke ob des Fürsten seltsamem Betragen zu; so hatte ihn noch Niemand gesehen und selbst der würdige Abt gerieth in Verlegenheit, wie er wohl den ausbrechenden Sturm beschwören möge. Seine Rede war verwirrt und als auch er den Punkt berührte: daß des Fürsten dauerndes Bleiben in seinen Erblanden die herrschenden Verwirrungen schlichten solle, da brach Friedrichs Grimm in hellen Flammen aus. „Ihr wagt es," rief er mit halberstickter Stimme, „Dinge in mein Gedächtniß zurückzurufen, die ewig hätten vergessen bleiben sollen! Nicht wohl habt Ihr daran gethan, Ihr Herrn, daß man mich an die Verräther mahnt, von denen ich umgeben bin. Glaubt Ihr, Friedrich IV. hätte nur einen Augenblick seiner Pflichten als Vater des Volkes vergessen? Aber Wehe über die, welche freventlich jede Abwesenheit benutzten, um jene Unordnungen hervorzurufen, über welche Ihr jetzt bitter Klage führt. Wehe über die, welche mich mahnen, meine Kraft sei gebrochen — sie mögen zittern vor dem Greis! Und finden werde ich sie!" fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort, „und werde sie strafen, wenn auch in den Adern der Meineidigen das Blut der Hohenzollern fließen sollte!"

Die lange Rede, die große ungewohnte Aufregung hatte des Markgrafen Kräfte über die Gebühr erschöpft; halb besinnungslos sank er in seinen Sessel zurück und auf Casimirs Wink trugen die Pagen denselben fort. Die Versammlung stand bestürzt, Georg war vernichtet, darnieder geschmettert, aber Casimir sah triumphirend, funkelnden Auges auf Geistlichkeit und Ritterschaft herab. Dieser Augenblick hatte seine Pläne zur Reife gebracht — der Fürst war in seiner Aufregung zu weit gegangen, er hatte Dinge gesprochen, welche die Kluft, die sich schon ohnedies zwischen Herrscher und Volk lehnte, zur unüberschreitbaren machte. Der ehrgeizige, herrschbegierige Sohn erkannte, daß dieser Moment entscheiden müsse. Als die Ruhe nach und nach wieder hergestellt war und sich die Ritter und Geistlichen bestürzt um ihn drängten, da nahm er das Wort: „Ihr habt es mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, was Ihr mir nimmer glauben wolltet. Fragt Euch nun selbst, Ihr Herrn, was Ihr noch zu hoffen habt von der Milde meines Vaters und merkt es wohl, daß Ihr vor dem Greis zittern möget!"

Höhnisch lächelnd schritt er nach der Thüre, den Bruder mit sich fortziehend. „Ich habe viel gewagt," sprach er, tief Athem holend, „und dennoch ist der Rubikon noch nicht überschritten. Georg, sei ein Mann und handle; die Geistlichkeit hört Deine Stimme — jetzt oder nie. Was

willst Du dem Vater antworten, wenn er Dich nach der Begleitung im Guttensteiner Forst frägt? Die Frage wäre furchtbar, ich selbst wüßte sie nicht zu beantworten — Georg," fuhr er leiser und dringender fort, indem er krampfhaft die Rechte des Bruders preßte, „zögern wir noch länger, so gebe ich das Spiel verloren. Dies mein Entschluß; das Weitere auf Wernstein, wohin ich noch heute Abend reite!" —

Er eilte davon und ließ den Wankelmüthigen mit allen Qualen des bösen Gewissens allein.

6.

„Einige Stunden entfernt von Burg Guttenstein, rechts ab von der Straße, liegt das Künsbergische Schloß Wernstein. Der Herr von Künsberg war ein finsterer Gesell, der mit Gott und der Welt in Unfrieden lebte und sein braves, liebes Weib, eine nahe Verwandte des Guttenstein'schen Hauses, ohne Anlaß schalt und quälte. Einer kleinen Grenzstreitigkeit wegen hatte er seinem Lehensherrn ewigen Haß zugeschworen und war deßhalb der Vertraute aller Pläne des Prinzen Casimir. An demselben Abend, welcher der oben geschilderten Scene folgte, sprengten zwei Reiter auf schweißbedeckten Rossen über die Brücke. Der Eine befahl, vom Pferd absteigend, dem Thurmwärter, alsbald die Brücke aufzuziehen und kein männliches Wesen mehr einzulassen. Während dem trat der Herr von Künsberg auf den Hof und zog vor den Gästen ehrerbietig das Baret. „Sie sind da, gnädigster Herr," sprach er leise zu dem Einen, in welchem wir den Prinzen Casimir erkennen; „vor Anbruch der Dämmerung fanden sie sich nach einander ein. Ich habe sie wohl versorgt."

„Meinen Dank, Herr Ritter," entgegnete der Prinz verbindlich, dem Burgherrn kräftig die Hand schüttelnd. „Ich werde dereinst meine Freunde zu finden wissen." —

Damit zog er seinen Begleiter, den Prinzen Georg, mit sich fort nach den Wohngebäuden. Der Herr von Künsberg gab noch einige Befehle und folgte ihnen dann schnell nach; die Lichter auf der Burg begannen sich alsbald zu entzünden.

Eine kleine halbe Stunde war vergangen, da schritt auf dem Guttensteiner Wege ein Mädchen, begleitet von einem alten Knappen, auf Burg Wernstein zu. Dicht vor dem Graben hielten sie still und das Mädchen sprach mit sanfter Stimme zu dem Knecht: „Bis hierher, guter Ralph, hast Du mich zu geleiten, kehre jetzt um, daß Du vor Anbruch der Nacht noch auf Guttenstein eintreffest. Grüße mir noch tausendmal Deinen Herrn und die gute Frau Margarethe, und sage ihnen, ich würde oft von Plassenburg bei ihnen einsprechen."

Sie drückte dem Knecht ein kleines Geldgeschenk in die Hand und dieser wünschte freundlich eine geruhsame Nacht. Das Mädchen schritt um die nächste Biegung des Burggrabens und erschrack nicht wenig, als sie sah, daß man die Brücke aufgezogen hatte. Da stand sie nun rathlos in der kalten, stürmischen Nacht und ließ vergeblich ihre schwache Stimme über den weiten Graben erschallen. Endlich öffnete sich eine Lucke und das greise Haupt des Thurmwärters sah heraus, mürrisch fragend, wer Einlaß begehre. „Um Gott, Herr Bastian!" rief kläglich das Mädchen, „was sind das für Dinge? Ich bin Bärbchen von Rosenau, komme von Guttenstein und will Eure Burgfrau besuchen. Laßt schnell die Brücke herab, denn ich bin schier erstarrt vom Frost."

Da heiterte sich schnell das Gesicht des alten Mannes auf. „Wie ist mir denn," murmelte er vor sich hin; „der Prinz Casimir hat mir nur befohlen, keine Männer mehr einzulassen, da kann er ja also mein kleines Bärbchen nicht damit gemeint haben." Und vorsichtig, damit es nicht zu viel Geräusch mache, ließ er die Brücke herab. „Da droben ist großes Banket," sagte er mit gedämpfter Stimme zu der Eintretenden, „haltet Euch vom rechten Flügel entfernt, dort sind lauter Männer und kein Frauenzimmer wird zugelassen, bei schwerer Strafe. Eben sind auch die gnädigsten Prinzen Casimir und Georg herein."

„Die Prinzen?" fragte ungläubig das Fräulein von Rosenau. „Ich glaube, Alter, es spuckt Dir im Hirn; was hätten die Prinzen auf Schloß Wernstein zu suchen?"

„Es ist seit heute früh kein Tropfen über meine Lippen gekommen," versicherte der Alte treuherzig, die Hand auf die Brust legend. „Auch sind die Prinzen nicht allein droben; den ganzen Tag über sind Herren und Ritter hereingeströmt, ich habe die Seckendorfe, Bibersteiner und die Brauneker erkannt; ja, wenn mich meine alten Augen nicht getäuscht haben, so war auch der von Hirsberg dabei. Das ist mir eine seltsame Gesellschaft!" —

„Seckendorf, Biberstein, Hirsberg!" sprach das Mädchen zweifelnd vor sich hin; „die vom Vater Geächteten in der Gesellschaft der Söhne. Das ist ein böses Zeichen und wahrlich, nichts Gutes mag es zu bedeuten haben."

Damit drückte sie dem alten Wärter die Hand und ging nachdenkend dem linken Flügel des Schlosses zu. Die Burgfrau, ein junges Weibchen von schmächtigem, zartem Ansehen, lag krank darnieder und empfing die Freundin mit ungeheuchelter Herzlichkeit. Die erste Frage Barbara's galt dem fremden Besuch und vergebens wünschte die Frau von Künsberg die Aufmerksamkeit der Freundin davon abzulenken; diese Aengstlichkeit konnte die Neugier nur noch mehr steigern. „Was brüten diese Männer?“ fragte Barbara dringender, die kalte, feuchte Hand der Kranken pressend. „Du verhehlst mir vergebens, welche Gäste in Deinem Hause sind, meine Meta, aber fürwahr, diese mögen auf nichts Gutes sinnen. Im Lande herrscht Unruhe und Zwist und einer unheilschwangeren Zukunft sehen wir entgegen — Meta, sollte in diesen Mauern das Verderben, der Verrath beschlossen werden?“

„Um Gotteswillen!“ stöhnte die Burgfrau, „schone meiner. Diese gräßlichen Bilder drücken mich darnieder. Höre mich, aber begrabe das Geheimniß in dem tiefsten Innern Deiner Brust. Mein Mann — o Gott, Du kennst seine Heftigkeit, seinen Haß gegen den Markgrafen — mein Mann hat mit den geächteten Rittern den Verrath angesponnen. Was sie beschlossen — der dort oben weiß es allein; aber ich habe mir die Kniee wund zerschlagen, um den Gatten zurückzureißen von dem Abgrund. Kalt stieß er mich zurück und heute —“ Die unglückliche Frau vermochte nicht weiter zu sprechen und sank bewußtlos in ihre Kissen. Barbara vergaß im Augenblick den eigenen Schmerz und ihre angestrengten Bemühungen riefen die Freundin bald ins Leben zurück — man nahm den Faden dieser erregenden Unterhaltung nicht wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Star und seine Vemehrung in Kunstnestern.

Daß die Welt der kleinen Thiere, der Insekten, als eine der gefährlichsten Feinde der Land- und Forstwirthschaft anzusehen ist, wird von allen Einsichtigen längst anerkannt. Ebenso gewiß ist auch die leidige Thatsache, daß des Menschen Macht hier viel zu klein ist, um Erkleckliches zu leisten. Was ist natürlicher, als die Hilfe derjenigen Thiere anzurufen, welche von der Weltregierung mit ihrer Ernährung auf Insekten angewiesen sind, und dadurch als die natürlichen Erhalter des Gleichgewichts in der Thierwelt betrachtet werden müssen.

Die Verbreitung richtiger Einsicht ist entschieden die Hauptsache, und somit vor Allem die Presse berufen, immer wieder diesen Gegenstand vorzunehmen. Deßhalb theilen wir in Nachstehendem über eines der wichtigeren dieser Thiere einen Aufsatz aus dem Organ des württembergischen Thierschutzvereins zur weiteren Verbreitung desselben mit.

Im schlesischen Riesengebirge herrscht seit undenklichen Zeiten die Sitte, den Staren an den Obstbäumen in den Dorfschaften Kunstnester anzubringen. Dafür genießen auch die schlesischen Gebirgsbewohner sichtlich den Segen davon, ihre Obstbäume werden niemals durch Raupenfraß total verheert. Ebenso werden dort die seit mehreren Jahren auf Waldbäumen aufgehängten Starkasten von fröhlichen Starfamilien belebt, und vertilgen diese dafür den gefährlichen Mörder der Kiefer- und Fichtenpflanzungen, den großen braunen Rüsselkäfer.

Das Kunstnest der dortigen Gegend ist ein länglich viereckiges Kästchen von Holz, gewöhnlich $^1/_2$' lang und $^1/_2$' tief, also gerade so wie bei uns in verschiedenen Gegenden sie sich befinden. Für diejenigen, die noch nicht wissen, was man bei Herstellung und Anbringung dieser Kunstnester zu beobachten hat, bemerken wir, daß das Flugloch nur gerade so groß sein darf, als das Ein- und Ausschlüpfen erfordert, daß es gegen Norden oder Osten zum Schutz gegen Regen gerichtet sein und daß das Kästchen mit einem gut befestigten Deckel, der einen Vorsprung hat, bedeckt sein muß. Unmittelbar unter dem Flugloch ist das sog. Stellholz, das sowohl nach Außen als nach Innen hervorragt, anzubringen.

Die Kunstnester sollen womöglich auf sehr hohe Bäume, in Baumgabeln hinein, und in möglichst großer Anzahl an einem Baum angebracht werden, da die Vögel die Geselligkeit sehr lieben.

Außer an Bäumen kann man sie auch an Häusergiebeln oder freistehenden und gut im Boden befestigten Stangen anbringen.

Die unbedingte und anerkannte Nützlichkeit der Stare besteht darin, daß sie Insekten, Larven und Eier, Würmer und Schnecken verzehren. Da sie oft zweimal im Jahre brüten, und jedesmal 4—5 Jungen haben, so kann man sich einen Begriff von der Masse des Ungeziefers machen, welches nicht allein die Eltern selbst verzehren, sondern auch den stets hungrigen Jungen zutragen. —

Daß der Star den Weinbergen und Kirschenbäumen schon manchen Schaden zugefügt hat, läßt sich nicht leugnen, aber in dieser Beziehung läßt sich zum Schutz der bedrohten Felder sowohl durch Geräusch, Klappern, namentlich auch durch Aufhängen von Spiegelgläsern oder Blechstücken an Fäden Vieles erreichen, und kommt der dann noch mögliche Schaden gegen den außerordentlichen Nutzen dieser Thiere nicht in Betracht.

Also überall energisch an die Herstellung und Anbringung der Starenhäuser gegangen.

Mannigfaltiges.

* Molière war einst bei dem päpstlichen Nuntius, wo auch zwei Ordensbrüder gegenwärtig waren. Diese beteten, indem er mit dem Nuntius sprach, ihren Rosenkranz und schienen ganz in Andacht versunken zu sein. Inzwischen kam ein Savoyard, der Trüffeln zu verkaufen hatte, welche er dem Nuntius präsentiren ließ. Die Ordensbrüder vergaßen die Andacht und riefen auf schlecht Italienisch: „O Signore, tartuffi!" Dies gab Molière Anlaß, seinem Lustspiele „der scheinheilige Betrüger" den Namen „Tartüffe" beizulegen."

* Ein schottischer Bergmann, welcher sich verheirathen wollte, fragte den Kirchendiener, wie viel das Aufgebot kosten würde, und erwiederte, als er zur Antwort erhielt, ein einmaliges Aufgebot koste 21 Schillinge, ein zweimaliges 10 Sh. 6 d. und ein dreimaliges 6 Sh. 6 d.: „Ich sehe, en gros bedienen Sie billiger, bieten Sie mich deßhalb so lange auf, bis ich Nichts mehr zu bezahlen habe."

Lebensphilosophie.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen nicht, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder besser gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um uns her zu Nacht verfinstert und der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl darin ausstirbt, den der Himmel noch senden konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgeloschen seien; sie leuchten noch über den Wolken; und alles Leiden ist nur Gewölk; es entspinnt sich und zerrinnt.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht,
So wird der Ruhm ihm folgen müssen;
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält,
So gibt dir ihn, trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Goldene Regeln für Ehegatten.

Ein gutes Weib, das merke fein, will mit Vernunft behandelt sein.

Ihr beugsam Herz mißbrauche nicht, weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht;

Sanft sei dein Wort und dein Gebot, der Mann ist Herr, doch nicht Despot.

Macht irgend was den Kopf dir kraus, so laß es an der Frau nicht aus.

Verlang' nicht Alles zu genau! du fehlst, warum nicht auch die Frau?

Treib nicht mit Andern Minnespiel; dein Weib nur lieben ist dein Ziel.

Wenn's Weibchen dich um Geld anspricht, und sie bedarf's, so knurre nicht.

Im Aufwand schränke zwar dich ein; doch mußt du auch kein Knauser sein.

Geh' nicht zum Trunk und Spielen aus; hast Zeitvertreib genug zu Haus.

Für Weib und Kind leg' was zurück; sorg' auch im Tode für ihr Glück.

Hat's Männchen oft den Kopf zu voll, mach' ihn durch Widerspruch nicht toll!

Geh' ihm liebkosend um den Bart; nur schmeichle nicht nach Katzen-Art.

Ein freundlich Wort zur rechten Zeit hat manchen Unmuth oft zerstreut.

Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick bringt frohe Launen oft zurück.

Auf Klatschereien merke nie, denn nichts als Eh'zwist stiften sie.

Dein Zimmer, Putz und ganzes Haus seh' allezeit nett und reinlich aus.

Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit, dein größter Ruhm — Wirthschaftlichkeit.

Gibt Gott dir Kinder, liebe sie; allein verzärtele sie nie.

Auflösung des Räthsels in № 126:
Meisterstück.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Donnerstag, 28. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Barbara litt an dem Krankenbette die Qual der Verdammten; in diesen Räumen wurde das Unheil beschlossen, welches auf das geheiligte Haupt des Markgrafen, auf den Mann, den sie anbetete, niederfallen sollte, und sie mußte unthätig zuschauen, wie das Unglück hereinbrach. Ein edler Muth begeisterte sie in diesem Augenblicke — die Wichtigkeit des Moments riß sie hin, sie fühlte die Kraft des Mannes in sich. Kaum vermochte sie die Stunde abzuwarten, wo die kranke Freundin ihr müdes Haupt zum Schlummer neigte; sie mußte hören, was diese Verräther brüteten, was diese undankbaren Söhne wider den Vater im Schilde führten; sie mußte es hören und sollte sie auch darüber zu Grunde gehen. Bekannt mit den Gängen und Korridoren im Schloß, gelang es ihr glücklich, unbemerkt in den linken Flügel zu schleichen. Sie hörte das ferne Gemurmel der Versammelten, vernahm das Klirren der Becher, manchmal brachte wohl auch eine rauhe Stimme einen Trinkspruch aus und dann stimmten die Andern jauchzend mit ein — aber in welchem Saal, in welchem Zimmer hausten die Verräther? Barbara zitterte vor jedem Geräusch und wohl mochte sie behutsam vorwärts gehen, denn nicht selten streifte eine männliche Gestalt an ihr vorüber und wenig fehlte, so wäre sie einmal beinahe in die Hände des Schloßherrn selbst gefallen. Da stand sie nun rathlos auf einem der unendlichen Korridore, mit welchen der wunderliche Baugeschmack des Mittelalters seine Burgen bedachte. Todtenstille herrschte ringsum, nur aus der Ferne unter ihr schlug manchmal das Geräusch verworrener Stimmen an ihr Ohr. Sie schien sich in dem entlegensten Theile des Schlosses zu befinden. In diesem Augenblicke warf der Mond durch ein schmales Gitterfenster einen einzigen schwachen Strahl in den dunklen Gang und zeigte dem Fräulein von Rosenau eine Reihe niedriger Thüren in der gegenüber stehenden Wand. Wie der Blitz fuhr ihr eine Erinnerung durch den Kopf — noch in den Tagen der Kindheit war sie einst durch das Schloß in jugendlichem Uebermuth gelaufen, Trepp' auf, Trepp' ab raste die Schaar über die Gänge, durch die Gänge, durch die Säle. So hatte sich Barbara von den Gespielen getrennt und war im entferntesten Winkel der Burg in einen dunklen Saal gerathen. Eine schmale Gallerie zog sich oben um die vier Wände und ringsum standen die alten bestäubten Ahnenbilder des Künsbergischen Hauses. Diese düsteren Gestalten machten einen so unheimlichen Eindruck auf das Gemüth des Kindes, daß es entsetzt aus dem Saale floh. — Diese kleinen Thüren führten bestimmt auf jene Gallerie und täuschte ihr Ohr nicht ganz, so hatten sich die Verschworenen in jenen Saal geflüchtet. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte sie und strengte dann alle Kräfte an, eine dieser Pforten zu öffnen. Schon dreimal hatte sie an diesen Thüren gerüttelt — endlich gab eine nach und der erste Blick, den Barbara von der Gallerie herab in den hell erleuchteten Saal warf, ließ sie die ganze entsetzliche Wahrheit des Geheimnisses erkennen, das sie vor wenigen Stunden vernommen. Da saßen die Verräther in traulicher Eintracht an einer mächtig langen Tafel und sprachen sorglos dem Becher zu. In keinem Gesicht war eine Spur des bösen Gewissens zu erkennen — als gälte es, die Festlichkeiten der herannahenden Fastnacht zu besprechen, so ungetrübt war die Heiterkeit, die Alle beseelte. Barbara's Herz war beklemmt, diese Fröhlichkeit wirkte vernich-

tend auf sie. Ist es so weit gekommen, seufzte sie in tiefstem Schmerze, daß man lachenden Mundes das Verderben des edelsten, besten Fürsten, des gütigsten Vaters beschließen kann? O Allgütiger, du hörst es und deine Langmuth bricht nicht, deine Erde trägt diese Bösewichter, diese schändlichen Söhne, und stürzt nicht unter ihnen zusammen!

Prinz Casimir schien soeben eine Rede beendet zu haben und seine lockenden, schmeichelnden Versprechungen, von denen sein Mund übergeflossen, mochten wohl die allgemein herrschende Heiterkeit hervorgerufen haben. Nur ein Einziger, der am entferntesten Ende der Tafel saß, sah düster vor sich hin; es war ein noch junger Mann, aber in dem früh gealterten Gesicht lag ein unbeschreiblicher Ausdruck von Haß und Rachelust. Mit tiefstem Mißvergnügen hatte er die Rede des Prinzen vernommen, und der Groll, der in seinem Innern tobte, brach sich endlich in heftigen Worten Bahn. „Ich höre hier nichts als Worte des tiefsten Friedens und glänzender Versprechungen!" rief er aufgeregt; „doch Niemand gedenkt der Schmach, die uns widerfahren ist. Nicht Geld, nicht Gut vermag mich und meine Leidensgefährten, die hinausgetrieben wurden in Elend und Verzweiflung, zu entschädigen. Losgerissen von Allem, was uns lieb und theuer war, beladen mit dem Fluche der Acht irrten wir schimpflich umher; unsere Häupter waren preisgegeben jedem Lotterbuben und nicht wußten wir, wo wir den müden Körper bergen sollten, wenn die Nacht hereinbrach. Da habe ich geschworen und mit mir waren noch Viele, die ich hier in Freude und Lust wiederfinde, daß nur Blut meine Rache zu sättigen vermöge, und diesen Schwur werde ich lösen, so wahr mir Gott helfe!" —

Diese düstere Rede fiel wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft in die herrschende Fröhlichkeit. Die Ritter, die um den Sprecher saßen, schauten finster und verlegen vor sich nieder, denn in den Zeiten der Schmach hatten auch sie mitgeschworen. Aber der Mensch ist ein sinnliches Geschöpf und wenn das Unglück hinter ihm liegt, so schaut er nicht gern rückwärts, wenn eine fröhliche Gegenwart seine Sinne umfangen hält. Dieser ernste Mahner kam heute Allen ungelegen, und die, welche einst in den Tagen der Verzweiflung blutige Rache gelobt, mochten gern die düstere Vergangenheit mit dem Schleier des Vergessens bedecken.

Prinz Georg, der während der ganzen Verhandlungen in ernstem Schweigen vor sich hingestarrt hatte, erhob sich jetzt plötzlich; seine Gestalt richtete sich hoch empor und die ihm angeborene Schüchternheit ward durch den Ernst des Augenblicks verdrängt. „Fordert nicht durch frevelhaften Trotz die Langmuth des Allgütigen heraus, Ihr Herrn!" rief er in edlem Zorn. „Wir spielen ein gewagtes, ernstes Spiel und über das Wohl des Landes, das wir hier im Auge haben, möge Jeder seiner Rachegedanken vergessen. Gegen wen habt Ihr geschworen — gegen das geheiligte Haupt des Fürsten — und wir, die Söhne, sollten hier zu Gericht sitzen über den Vater! Da sei Gott vor, Ihr Herrn; — die Stände des Reiches begehren mit Ungestüm einen Herrscher, der mit Eifer das Wohl seines Landes bedenke, diesen zu erwählen sind wir hier versammelt. Wer Anderes im Schilde führt, möge zurücktreten, denn er ist nicht würdig, unter uns zu sitzen." Sein Blick ruhte bei den letzten Worten vorwurfsvoll auf dem Ritter von Hirsberg, der so heftig gesprochen. Entrüstet sprang dieser auf, doch dem nahenden Unheil vorbeugend, drückten ihn die Umsitzenden gewaltsam in seinen Sessel zurück. Prinz Casimir erhob sich würdevoll und beschwichtigte mit wenigen kräftigen Worten den ausbrechenden Sturm. Listig und einschmeichelnd wußte er die Hoffnungen Aller zu nähren, zeigte ihnen in weiter Perspektive die Erfüllung ihrer Wünsche und endlich ging er darauf über, wie der Schlag zu führen sei, der das Regiment des Vaters stürzen solle. „Wähnet nicht," sprach er mit fester Stimme, „daß mein Vater sich freiwillig seiner Gewalt begeben wird. Allzustarr ist sein Sinn und allzufest beharrt er auf dem Glauben, nicht er habe Unheil und Verwirrung im Lande angerichtet. Nur dann, wenn er erkennt, daß ihm Niemand mehr anhängt, daß ihn Alle verlassen haben, auf die er gebaut, dann wird er sich selbst aufgeben. Deßhalb müssen wir die zu entfernen suchen, die ihm in unseliger Verblendung zum Schlimmen gerathen; wir müssen die von ihm losreißen, deren Geschick an das seinige gekettet ist; wir müssen —"

Ein furchtbarer Schlag dröhnte in diesem Augenblicke durch die Halle, dem ein unterdrückter weiblicher Schrei unmittelbar darauf folgte. Entsetzt sprangen die Herren im Saale auf. Viele schrieen Verrath und zogen die Schwerter, Andere ergriffen in scheuer Hast die Flucht, nur Casimir blieb ruhig. Seine Blicke schweiften einen Augenblick im Saale umher und auf der Tribüne blieben sie haften. Sein scharfes Auge

gewahrte durch die dort oben herrschende Dunkelheit die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die ängstlich bemüht war, eine der kleinen Ausgangspforten zu öffnen. Rasch eilte er die Stufen hinan und furchtlos trat er der unbekannten Lauscherin gegenüber. In demselben Augenblicke aber, wo er diese hart am Arme faßte, knickte sie ohnmächtig zusammen. Verrätherei ahnend, trug er die Bewußtlose auf seinen Armen in den Saal hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Der Kurier der Vereinigten Staaten erzählt von einer eigenthümlichen Gesellschaft Leute in Norwalk in Connecticut. Diese Gesellschaft hat nicht den geringsten politischen Zweck, sondern es handelt sich nur darum, von Zeit zu Zeit zusammenzukommen und in Gemeinschaft eine größtmögliche Zahl Austern zu verzehren. Die Offiziere des Ordens werden jedes Jahr nach ihrem leibhaftigen Gewichte ernannt. Am 26. August hatten dieselben ihre feierliche General-Versammlung. Es fanden sich 140 Mitglieder mit Anbruch des Tages in Gregery's Point-Hotel ein, die bis 2 Uhr Mittags Austernwahl hielten. Unmittelbar danach schritt man zum Wägen. Der Präsident, Herr Sydney Smith von Stamford, setzte sich zuerst in den Stuhl der Waage und die Versammlung war lebhaft erfreut, zu sehen, daß er 318 Pfund, das macht 3 Pfund mehr als vergangenes Jahr, wog. Der Enthusiasmus kannte aber keine Grenze mehr, als ein Mitglied mit massenhafter Wucht sich nach der Waage bewegte und diese 358 Pfund zeigte. Ein Geschrei und Tumult, die glauben machen sollten, als sei hier eine Versammlung von Verrückten, dauerten mehrere Minuten an. Herr John Fisk aus New-York war der Sieger und er wurde zum Präsidenten proklamirt. Der Schwerste nach ihm war ein Herr J. Lincoln von Springfeld, der 329 Pfund Gewicht hatte, die ihn zum Vize-Präsidenten qualifizirten. Die Funktion als Sekretär fiel Herrn Maples von Wesport durch seine $323\frac{1}{2}$ Pfund zu. So viel Gewicht in die Waagschale legen zu können, hatte man nicht erwartet, und mit triumphirendem Selbstgefühl trennte man sich bis zur nächsten Versammlung, die, wenn sie überhaupt kein Humbug amerikanischer Blätter ist, doch stark nach amerikanischer Uebertreibung und nicht selten vorkommenden Geschmacksauswüchsen aussieht.

* Der Haarhandel bildet in Amerika neuerdings einen bedeutenden und ausgedehnten Industriezweig. In New-York allein beschäftigen sich mehr als zwanzig namhafte Firmen mit dem Haargeschäft. Flechten von 20 Zoll Länge werden mit 50 Dollars pro Pfund bezahlt, während solche von 40 Zoll 120 Dollars erzielen. Dieser hohe Preis hat die Spekulation angeregt, auf ein Substitut für Haare zu denken, wovon Jute, eine Art Hanf, das gebräuchlichste ist. Aber auch dieser Artikel war zu theuer und mußte einer Gattung Bast weichen, der, wenn getrocknet, gekämmt und geölt, seinen Zweck vollkommen erfüllt. Das letztere Fabrikat geht unter dem Namen „Japanesisches Haar". Die Friseur-Rechnungen spielen heutzutage keine unbedeutende Rolle, da ein Chignon mit 2—10 Dollars und darüber bezahlt wird; die einzelne Locke, welche die Schulter der Schönen umgaukelt, kostet 2—6 Dollars und ist jetzt eine der graziösesten Haarmoden; einmaliges Frisiren wird mit 2—5 Dollars berechnet.

* (Für die Damen beachtenswerth.) Die ärztliche Statistik in Frankreich konstatirt zwei Thatsachen, die für die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechtes beachtenswerth sind. Die erste ist, daß die Sterblichkeit sich im weiblichen Geschlecht um $18\frac{1}{2}$ pCt. vermindert hat, seitdem dasselbe keine Schnürleiber mehr trägt. Die andere ist, daß die Gehirnfieber sich bei demselben um $72\frac{3}{4}$ pCt. vermehrt haben, seitdem die Damen den Kopf mit den großen, häßlichen Chignons belasten.

* (Inseratenkomik.) Die „Schles. Ztg." bringt folgende Anzeige: „Nach kurzem Leiden entriß uns heute Nacht $12\frac{1}{2}$ Uhr der unerbittliche Tod wieder, zum vierten Male, unser einziges liebes Kind Kurt, $\frac{3}{4}$ Jahre alt, in Folge von Lungenkatarrh. In namenlosem Schmerz widmet diese Anzeige allen Freunden und Bekannten, statt besonderer Meldung, Insp. K. nebst Frau Emma, geb. B. Mittel-Falkenhain den 4. August 1869."

* (Maschine zum Behauen der Steine.) Eine wichtige Neuerung im Maschinenbau ist die von Holmes in London aufgestellte Maschine zum Behauen der Steine. Die Arbeit des Schreiners wird heutzutage schon vielfach von der Maschine verrichtet; nicht so wollte es glücken mit der Arbeit des Steinhauers, welche heutzutage immer noch von Hand geschieht. Die Schwierigkeiten lagen in dem Material; diese Schwierigkeiten hat

nun Holmes überwunden. Seine Maschine besteht aus einer aufrechtstehenden Welle, an welcher eine ganze Reihe von Steinhauermeißeln befestigt sind. Der Mechanismus ist so eingerichtet, daß die Meisel die Bewegung der Handarbeit nachmachen und dabei über den Stein hingeführt werden. Eine derartige Maschine leistet ungefähr so viel wie 15 geübte Steinhauer.

* (Eine Reise durch ein Lampenloch.) Ein Engländer — so erzählt ein Dresdener Blatt — wollte kürzlich auf der sächsisch-böhmischen Bahn die sächsische Schweiz durchreisen. Sein Unstern will, daß die Eckplätze des Coupé's besetzt sind und er mit einem Mittelplatz, auf welchem man von den Schönheiten der Gegend fast gar nichts sieht, sich begnügen muß. Oberhalb Pirna, wo die Gegend anfängt schön zu werden, erfaßt ihn der unwiderstehliche Drang, eine freie Aussicht zu gewinnen. Er sucht und findet. Mitten in der Decke des Coupé's gewahrt er die runde Oeffnung, durch welche des Abends die den Wagen erleuchtende Lampe herabgelassen wird; der Deckel derselben ist locker, er hebt ihn ab, tritt auf die Sitze, steckt den Kopf durch das Loch und erfreut sich der unbeschränktesten Aussicht. Aber — o Mißgeschick, als er in Pötscha die etwas unbequeme Stellung verlassen will, versagt der Kopf, der so glatt durch das Lampenloch geschlüpft war, hartnäckig den Rückweg, bald sträubte sich das Kinn und bald das Ohr; der arme Gefangene muß, einen ganzen Waggon am Hals, noch die Station bis Rathen fahren, und erst den Bemühungen zweier Schaffner, die von oben stopfen, und zweier Passagiere, die von unten ziehen, gelingt es, dem Reisenden die Freiheit wieder zu geben.

* Ein bekannter Komiker hatte in einem Stücke eine Cigarre zu rauchen; diese, aus Holz nachgemacht, fiel zu Boden und erregte durch ihr Geklapper das Gelächter des Publikums. Phlegmatisch frug der Komiker den neben ihm auf der Bühne stehenden Theaterdirektor: Sagen Sie mir, was kostet die Klafter von diesen Cigarren?

* „Sage mal, wat globst du," fragte ein Eckensteher den andern, „is die Sonne nothwendiger als der Mond?" — „Na, det is ne recht dumme Frage," war die Antwort, „det versteht sich doch, der Mond, denn am Tage is es schon so helle."

* In einem Concerte kommt ein alter Herr neben eine häßliche Dame zu sitzen. Beim Anhören einer Simfonie drückt derselbe vor Entzückung die Hand seiner Nachbarin, glaubend, es sei die Stuhllehne. Die Dame lispelt ihm sanft erröthend zu: „Sprechen Sie mit meiner Mutter."

Lebensphilosophie.

Wohl mag es im Leben
Der Fälle geben,
Daß Unglück die Seele läutert,
Wie Erfahrung den Blick erweitert.
Es gibt auch Fälle, wo der Arzt
Zur Heilung Gift verschrieben hat
Und Gift das Uebel vertrieben hat.
Doch wär' es nicht Uebereilung,
Aus solchem Fall die Erfahrung zu nehmen,
Zu jeglichen Uebels Heilung
Sei es nöthig, Gift zur Nahrung zu nehmen?

Wer begnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Und lächelnd ob der Thorheit anderer Leute,
Nicht zürnend, streng sein eignes Herz bewacht,
Der hat für gute und für böse Stunden
Den sichern Weg zur Seelenruh gefunden.

Alle unsere Verbindungen, wenn sie lange währen, haben etwas so Tiefes, sie werden, ohne daß wir es wissen, ein so vertrauter Theil von uns selbst, daß wir wohl von fern mit Ruhe den Entschluß fassen, sie zu brechen, und mit Ungeduld die Zeit seiner Ausführung zu erwarten glauben, aber mit Schrecken erfüllt werden, wenn diese Zeit nun endlich gekommen ist. So wunderbar ist das Herz des Menschen, daß er mit Zerknirschung diejenigen verläßt, bei welchen er ohne alle Freude verweilte.

Eine Unbesonnenheit ist das Werk eines Augenblicks; aber es braucht eine lange Zeit, um sie wieder gut zu machen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Samstag, 30. Oktober 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Das Erscheinen Casimirs mit einem weiblichen Wesen auf den Armen stellte die Ruhe bald wieder her. Die Entflohenen kehrten zurück und die Schwerter flogen in die Scheiden. Die Muthigen bespöttelten die Furcht der Zaghaften, Alle aber sammelten sich neugierig um die Ohnmächtige, welche trotz aller Bemühungen Casimirs und des Schloßherrn erst nach mehreren Minuten ins Leben zurückkehrte. „Seid unbesorgt, Ihr Herrn!“ rief sorglos der Ritter von Künsberg; „ich kenne diese Verrätherin, sie ist nicht zu fürchten. Der Himmel mag zwar wissen, wie sie ins Schloß gekommen ist, aber gefährlich wird sie uns nicht werden.“

„Mit nichten,“ entgegnete Prinz Casimir, das Mädchen, welches wieder die Augen aufgeschlagen, auf einen Sessel niederlassend; „ich fürchte jeden unberufenen Lauscher und diese Dirne da am meisten. Ich kenne sie wohl, sie ist die Enkelin des Herrn von Rosenau und meinem Vater zugethan. Sprich, Mädchen, wenn Dir Dein Leben lieb ist,“ wandte er sich heftig an Barbara, „wie kamst Du in das Schloß, in diesen Saal? Was hast Du gehört, welche Absicht führt Dich her?“

Barbara rang vergeblich nach Worten, der unerhörte Schreck, als der Zugwind die kleine Pforte ins Schloß warf und sie sich entdeckt sah, hatte ihr die Sprache geraubt. „Der Zufall — Neugierde —“ stammelte sie endlich, die Hand auf's Herz legend.

„Sei dem wie ihm wolle,“ unterbrach sie Casimir rauh, „Deine sträfliche Neugierde verdiente eigentlich den Tod, doch magst Du in enger Verwahrung Deinen Leichtsinn bereuen. Herr von Künsberg, wir vertrauen Euch diese unberufene Lauscherin; Ihr werdet sorgen, daß sie kein menschliches Auge sieht, kein Ohr ihre Worte vernehmen mag, bis unser Werk vollbracht.“

Da stürzte Barbara in unsäglichem Schmerze zu den Füßen Georgs nieder. „Zu Euch flehe ich in der Angst meines Herzens!“ klagte sie im Tone der Verzweiflung; „Eurem frommen Gemüth will ich das gräßliche, sündhafte Vorhaben dieser Männer enthüllen. Bedenkt, an wen Ihr die Hand legt, an das heilige Haupt des Gesalbten, an den Vater, der nichts verbrochen! Nimmer wird diesem Wege, den Ihr wandelt, Heil entsprießen, der Vaterfluch wird sich an Eure Fersen heften, wird wie ein gräßliches Gespenst nimmer von Euch weichen und selbst die Todesstunde —“

„Schleppt die Wahnsinnige fort oder ich vergesse mich!“ schrie Casimir in auflodernдem Grimm, dem Schloßherrn das Mädchen in die Arme schleudernd. Georg stand wie darnieder geschmettert und hatte nicht einmal Kraft und Bewußtsein, die Unglückliche, die sich mit der Angst der Verzweiflung an ihn klammerte, vor den Händen des Herrn von Künsberg zu schützen. Ihre Klagetöne verhallten auf den langen Korridoren, durch die sie geschleppt wurde.

Die Versammlung der Ritter und Herren war durch diesen unerwarteten Vorfall offenkundig mißstimmt und als der Schloßherr zurückkehrte, ging man alsbald auseinander. Georg blieb zurück und als sich der Bruder zum Gehen wandte, drückte er ihm krampfhaft die Hand und sprach mit gepreßter Stimme: „Du hast das Werk begonnen, nimm nun auch auf Dein Gewissen unsere Schuld.“ Casimir riß sich los, schwang sich auf sein Pferd und jagte in donnerndem Galopp über die Schloßbrücke; aber er hatte nicht wie gewöhnlich über seines Bruders Zaghaftigkeit gelacht.

Der prophetische Geist, der aus des Mädchens Worten gesprochen, war eingedrungen in sein Inneres und hatte eine ungewöhnliche Gährung hervorgerufen. — —

II.

Die weiße Frau.

1.

„— — Da begab es sich um die Fastenzeit „des Jahres 1515, daß Seine Markgräfliche „Gnaden Herr Friedrich IV. groß Banquett, „Turney- und anderweitige Lustbarkeiten und „Solennitäten auf dem alten Stammschloß Plassen„burgk ausschrieben und abhielten. Und war in „Menschengedenken nicht so viel Volk gesehen „worden, daß schier die weitläufigten, mächtigen „Säle und Gemächer des ehrwürdigen Hauses „die Menschheit nicht zu fassen vermochte. Denn „Seine Durchlaucht hatten zu väterlichen Gnaden „auf Einwand und Fürsprache eines hohen Adels „die beiden fürtrefflichen Prinzen, die auf ver„schiedentlichen Irrwegen gegangen, wiederumb „an- und aufgenummen. Es gingen aber die „Wölfe in Schafskleidern umher und trachteten „darnach, was sie zerreissen möchten. Also er„eignete es sich, daß man schon seit längerer Zeit „ein Complott angezeddelt wider des Landes„fürsten Hoheit und trachtete man eifrig darnach, „wie man ihm wol das Regiment entreißen möchte, „um es den beeden Prinzen anzutragen. So „war denn unter aller Freude und Jubiliren lauter „Heuchelei und Mißgunst. Dieweil man nun vor„gab, seine fürstlichen Gnaden seien von einer „merklichen Schwäche des Verstandes obteniret, „konnte man doch augenscheinlich in diesen fest„lichen Tagen nichts davon verspüren. Annen„hero zeigte sich Seine Markgräfl. Gnaden als „ein stattlicher, fester Herr, mit feinen rothen „Wangen, einer Habichtsnase und funkelnden „Augen. Und war seines Längenmaaßes schier „sechs ansbachische Werkschuhe. Sprach auch in „wohlgesetzter Rede und war frohen und heiteren „Sinnes.

„Und des dritten Tages kamen viel fremde „Herren und Ritter in abentheuerlichen Aufzügen „mit Larven und auch etwelches reisig Volk. „Als nun Seine Markgräfliche Gnaden in später „Nacht in ihre Schlafkammer zurück sich begeben „und der ehrenveste Herr v. Rosenau, Schloß„haubtmann, ihn begleitet, auch ein Leibdiener „vorgeleuchtet, trug es sich zu, daß in gedachtem „Schlafkämmerlein auf dem Armsessel Seiner „fürstlichen Gnaden ein weißes Weib gesessen und „gar kläglichen Gesichts die Herren angeschaut „habe. Weil nun Herr Fridericus ein furcht„loser, frommer Herr gewesen, sei er unverzagt „vor den Spuck getreten und dieser habe jäm„merlich dreimal geseufzt und sei dann verflossen. „Solches hat der wohlangesehene, glaubwürdige „Herr v. Rosenau dem hochgelahrten Herrn Lam„padius, Doctor beeder Rechte und Historio„grafus in die Feder gegeben. Sintemalen nun „aber seit fürdenklichen Zeiten das Erscheinen „eines weißen Weibes dem hochmarkgräfl. Hause „ein übles omen gewesen, haben Seine fürstl. „Gnaden sich Gottergeben in den Willen des „Höchsten gefügt.

„In derselben Nacht aber wurden die Thüren „zu dem fürstlichen Schlaf-Closet aufgerissen und „Seine Durchlaucht mit Verletzung aller schul„digen Ehrfurcht aus dem Schlummer gestört. „Es standen aber da die Herren Prinzen Casimir „und Georg und annoch viele andere edle Ritter. „Herr Casimir hielt eine mit vielen Unterschriften „wohl versehene Urkunde in Händen und 's stand „klärlich darinnen, daß ein hoher Adel und eine „ehrbare Geistlichkeit des ganzen Landes ob und „unter des Gebürges es wünsche, daß Seine „fürstliche Gnaden das Regiment in die Hände „von Dero durchlauchtigen Söhne legen möge. „Und soll zur selben Stunde manch' hartes Wort „gewechselt worden sein. Sintemalen aber wider „Gewalt kein Recht gilt, mußte Seine fürstliche „Gnaden den Actus mit hochdero Unterschrift „versehn und sind alsbald die Herren aus dem „Gemach gewichen, welches sorgfältig verschlossen „worden —“

— Mit diesen treuherzigen Worten eines gleichzeitigen Chronisten führen wir den Faden unserer Erzählung weiter. —

So waren denn die Würfel gefallen, Hinterlist und Verrath siegten — die Unschuld unterlag. Die Pforte, welche einmal den frühern Herrscher von der Außenwelt abschloß, that sich nicht wieder auf und ängstlich hüteten die beiden Söhne das beklagenswerthe Opfer ihres Verbrechens unter Schloß und Riegel. Erkaufte Wärter bewachten jeden Zugang und vergällten lieblos ihrem Gefangenen auch die harmloseste Freude. Keiner von den vielen Getreuen, die sich sonst um ihren Fürsten gedrängt, war ihm geblieben — sie hatten Alle der Gewalt weichen müssen, selbst der alte Herr v. Rosenau war von dem Angesicht seines früheren Herrn verbannt worden und lebte in großer Zurückgezogenheit auf dem festen Reibeck, das dem jungen Ritter

v. Heerbrandt eigen war. Barbara war und blieb verschwunden und der ehrwürdige Greis siechte in Kummer und Elend um die geliebte Enkelin dahin.

* * *

An einem freundlichen Frühlingsabend des Jahres 1515 erschallte der friedliche Burghof des Schlosses Neideck von den Hufen dreier Rosse wieder. Ein junger Ritter, schön wie der Kriegsgott selber, sprengte, gefolgt von zwei wohlgerüsteten Reisigen, durch das Schloßthor. Der Herr v. Rosenau riß das Fenster auf und rief ein lautes herzliches Willkommen hinab. Wenige Augenblicke nachher lag der junge Heerbrandt in den Armen des Greises.

„Ich bin hierher geeilt wie auf den Flügeln des Sturmes," sprach der junge Mann, als die erste Freude des Wiedersehens kaum verraucht war. „Ich hoffte unterwegs immer noch, das Schicksal würde Alles zum Besten gelenkt haben, aber vergebens suchen meine Augen die, deren Bild in allen Kämpfen und Schlachten vor meiner Seele stand."

„O Du treuer, braver Bursche," entgegnete der alte Herr v. Rosenau, eine Thräne wahrer Rührung aus den greisen Wimpern wischend, „Unerhörtes hat sich während Deiner Abwesenheit zugetragen. Doch erlasse es mir, die alten Wunden, die noch nicht vernarbt sind, noch einmal aufzureißen. Barbara, mein süßes, geliebtes Kind, ist seit Monden verschwunden, und meine letzte Hoffnung, sie wieder an diese Brust drücken zu können, beruht auf Dir. Im Schloß Werrnstein, wie ich Dir geschrieben, verschwindet ihre letzte Spur, dort hatte sie die Frau von Künsberg, ihre Jugendfreundin, besucht und seit dieser Nacht ward sie nicht wieder gesehen."

„Oheim!" fuhr rasch der Jüngling auf, indem er nach Schwert und Baret griff, „ich muß heut' noch fort. Ich habe weder Ruh' noch Rast, bis ich das Mädchen wieder in Eure Arme legen kann. Lebt wohl, Gott beschütze Euch." Vergebens suchte der Greis den Ungestümen zurückzuhalten, es war kein Halten mehr. Der Junker stürmte die Treppe hinab, riß ein Pferd aus dem Stall und jagte zum Thore hinaus. Kaum hatten die zwei Knappen Zeit, ihm nachzusprengen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Notiz: Für so manche Mütter wird es nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß ein seit wenigen Jahren in vielen Familien heimisch gewordenes Produkt pharmaceutischen Fleißes wiederholt mit besonderen Auszeichnungen von Seiten wissenschaftlicher Notabilitäten bedacht worden ist.

Es ist dies **Liebe-Liebig's Nahrungsmittel in löslicher Form** (die Liebig'sche Suppe in Extraktform, d. h. ohne das berühmte Nahrungsmittel zuvor kochen zu müssen).

Dieses Präparat, vom Apotheker **J. Paul Liebe** in **Dresden** eingeführt und in Vacuumapparaten fabrikmäßig dargestellt, empfiehlt sich außer bei Schwäche, Rekonvalescenz, Siechthum, Magenleiden Erwachsener, mit Milch gemischt, namentlich als Ersatzmittel für Muttermilch.

Dasselbe wurde als vorzügliche Leistung auf den Industrie-Ausstellungen in Pilsen mit silberner Medaille (I. Preis), in Amsterdam und in Wittenberg mit Preismedaille erneut prämiirt *). D. R.

*) Am hiesigen Platze befindet sich eine Niederlage bei L. E. Wend.

Mannigfaltiges.

* Zur Zeit, als Ludwig Bonaparte noch König von Holland war, galt der Professor von Genns für einen der größten praktischen Aerzte Europa's. Als ein Sohn des Königs erkrankte, ließ dieser den Arzt rufen, welcher auch erschien, aber, als Mennonit, ohne Degen, was gegen die Hofetiquette verstieß. Man wollte ihn nicht vorlassen und bemerkte ihm, Das sei ohne Degen nicht möglich. Van Genns antwortete aber trocken: „Ich bin gerufen worden und komme, nicht um todtzuschlagen, sondern vom Tode zu retten."

* (Berliner Blau.) Erster Commis: „In meines Vetters Geschäft in Paris werden täglich so viel Briefe geschrieben, daß neunundvierzig Hausknechte nur mit Wasserpumpen beschäftigt sind, um die Oblaten anzufeuchten."

Zweiter Commis: „Das ist noch jar nischt: bei meinem Onkel in Berlin ist das Jeschäft so groß, daß der Buchhalter in seinem Hauptbuch vom Soll' in's Haben per Droschke fahren muß."

* Auf einem Spaziergange gingen zwei Herren hinter einem zwar schön gewachsenen, aber sehr pockennarbigen Frauenzimmer her. „Auf Der hat der Teufel Erbsen gedroschen," sagte der eine Herr halblaut, als sie sich von ungefähr umsah. — „Und Sie waren der Flegel, mein Herr!" gab ihm die Beleidigte schnell zur Antwort.

Literarisches.

* Von den im Verlage von Ed. Hallberger in Stuttgart erscheinenden populären illustrirten Familienjournalen **„Illustrirte Welt"** und **„Zu Hause"** liegt uns bereits das erste und zweite Heft des neuen am 1. Oktober beginnenden Jahrgangs vor. War die Verlagshandlung schon bisher bestrebt, ihren Abonnenten immer mehr Neues, Schöneres und Besseres zu bieten, so ist es ihr diesmal gelungen, selbst die höchsten Erwartungen zu übertreffen! Die **Bogenzahl** der „Illustrirten Welt" ist bedeutend **vermehrt**, das **Format** von „Zu Hause" enorm **vergrößert** und dies Alles bei der glänzendsten Ausstattung **ohne** alle und jede Preis-Erhöhung. Der Preis bleibt der gleich **billige** wie bisher, **5 Sgr.** per Heft bei „Zu Hause". — Daß die Redaktion redlich das Ihrige gethan hat, die Journale immer reicher, interessanter und gediegener zu machen, wobei sie die bedeutende räumliche Vergrößerung trefflich zu benutzen verstand — dafür sprechen am deutlichsten die uns vorliegenden ersten Hefte. Die **„Illustrirte Welt"** beginnt mit vortrefflichen, interessanten Novellen von **Fr. Gerstäcker, Cornelius Born, Arnold Wellmer, Gustav v. See** (G. v. Struensee), **M. v. Roskowska** und **E. A. König**, und ebenso gediegenen als unterhaltenden Skizzen aus der Literatur, Geschichte, Kultur, Wissenschaft, von denen wir nur „Das Ende eines Parvenü", „Heinrich Heine's erste Liebe", „Bilder aus dem pariser Leben", „Der Arzt als Hausfreund" von Dr. **H. Klencke** nennen. Unter den 24 Illustrationen von künstlerischem Werthe heben wir als besonders interessant hervor: „König Wilhelm vor dem Hermanndenkmale in Hannover" — „Kaiser Karl's V. Besuch bei Fugger" — „Der Eifersüchtige" von Hiddemann, ein prachtvolles Thierbild von Specht, eine ausgezeichnete Holzschnitt-Copie der Stahlstich-Gratis-Prämie „Faust und Gretchen" und die reizenden Illustrationen zu „Deutschen Hausmärchen" und „Gedichten". — **„Zu Hause"** beginnt mit der gemüthvollen Erzählung aus der Jetztzeit „Die Kartenschlägerin" von **Gustav Nieritz**, und der hoch spannenden Kriminalnovelle „Ein Tropfen Blut" von **Julius Mühlfeld**. Daran reihen sich sehr pikante Skizzen: „Ein Kampf auf Tod und Leben", Erinnerungen eines englischen Polizisten; „Der Herzog von Solferino", eine mysteriöse Gerichtsverhandlung; Lebensbilder aus der Schweiz, aus dem Bühnenleben, aus dem südlichen Amerika u. v. A. m. Nicht weniger als 21 schöne Illustrationen schmücken das erste und zweite Heft. Trotz dieser überreichen Ausstattung erhält noch jeder Abonnent auf „Illustrirte Welt" sowohl als „Zu Hause" als **Gratis-Prämie** einen so überraschend schönen Stahlstich — **„Faust und Gretchen"**, nach einem Gemälde von Rothbart — wie ein solcher in gleicher künstlerischer Vollendung als Prämie noch nicht da war.

Wir empfehlen das Abonnement auf diese Geist und Herz veredelnden Unterhaltungsblätter jeder Familie auf's Wärmste.

Lebensphilosophie.

Freundschaft ist eine holde Begleiterin durch's Leben. Durch sie wird uns erst der Weg, welchen wir hienieden zu durchwallen haben, angenehm und leicht.

Räthsel.

Dir lacht so hold, wie Morgenroth, das Leben,
So lange du die Erste bist,
Und tausend zarte Liebesgötter weben
Dir Kränze. Keine Schranke mißt
Des Geistes Flug und jedes edle Streben,
Das nur der edlen Seelen Erbtheil ist.

Vollendet steht im Zweiten, was als Blüthe
So herrlich dich, so lieblich dich entzückt.
Den stillen Kreis erprobter Lieb' und Güte
Schließt es in sich, beglückend und beglückt.

Und wie wir es im Ganzen einst geschaut,
Als jene Blüthe, rein und zart und mild;
So bleibt es stets den Grazien vertraut,
Der schönen Menschheit ewig schönstes Bild.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Dienstag, 2. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

2.

Der Herr von Künsberg hätte wenige Tage nach jener verhängnißvollen Nacht, in welcher von der versammelten Ritterschaft und den beiden Prinzen die Absetzung des Markgrafen beschlossen worden war, sein junges Weib verloren und verfiel dadurch in eine düstere Schwermuth, die ihn selbst verhinderte, am Hof des neuen Herrschers die Belehnung für die geleisteten Dienste nachzusuchen. In jener Sturm- und Drangperiode der Ereignisse hatte Prinz Georg der Gefangenen auf Schloß Werrnstein ganz vergessen, nur der Herr von Künsberg gedachte ihrer fast stündlich. Obgleich er Barbara streng unter Schloß und Riegel hielt und nur einer einzigen Dienerin Zutritt zu ihr gestattete, so suchte er doch, ihr auf alle Weise diese Einsamkeit lieb zu machen. Er wußte es sich selbst nicht zu erklären, wie es wohl gekommen, daß die stille, sanfte Dulderin einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte; aber er fand nur Trost und Ruhe in ihrer Nähe, und mehr und mehr gewann er den Gedanken lieb, Barbara als sein ehelig Gemahl heimzuführen.

Es war jetzt ungefähr ein Monat verflossen, seit das Fräulein v. Rosenau auf Werrnstein gefangen gehalten wurde. Der Schloßherr saß eines Abends, in tiefes Nachdenken versunken, in seinem Gemach und beschäftigte sich lebhafter als je mit dem Gedanken, Barbara seine Wünsche und Pläne zu enthüllen. Zur ungelegenen Stunde trat ein Diener ins Zimmer und meldete vier Reiter, die eben zum Burgthor hereingesprengt seien. Der Ritter fuhr unwirsch auf und befahl, Niemand vorzulassen, doch war es schon zu spät, die Thüre flog weit auf und herein trat leuchtenden Antlitzes Ernst v. Heerbrandt, gefolgt von einem Ritter, in die ansbachischen Farben gekleidet. Die Begrüßung war von beiden Seiten kurz, fast unfreundlich. „Ihr haltet seit einem Monat das Fräulein von Rosenau in strenger Haft, Herr von Künsberg," begann der junge Mann, seines Unmuths und Schmerzes kaum Herr werdend. „Ich will mir kein Urtheil anmaßen, was Euch bewogen hat, das Fräulein selbst über die anbefohlene Zeit hinaus hier festzuhalten, aber wahrlich, es war wenig ritterlich von Euch gehandelt."

„Seid Ihr hierher gekommen, um mich gleich einem Schulknaben zur Rechenschaft zu ziehen," fuhr der Schloßherr auf, indem die Röthe des Zorns in sein Gesicht stieg, „dann hättet Ihr Euch füglich den Weg ersparen können. Das Fräulein von Rosenau ist weder für Euch noch für jemand Anderes zu sprechen."

Heerbrandt fuhr zornglühend mit der Hand nach dem Schwert, aber ein Blick des fremden Ritters besänftigte ihn und dieser trat alsbald vor und sprach: „Im Namen Seiner Durchlaucht, des Herrn Markgrafen Georg, wird Euch geboten, das Fräulein v. Rosenau ihrer Haft zu entlassen. Dieses Handschreiben mag meine Sendung beglaubigen."

Der Ritter nahm das Schreiben, entfaltete es und ward bleich, immer bleicher, selbst als er längst damit zu Ende gekommen, starrte er noch immer gedankenlos hinein. Endlich schien ein Entschluß in ihm aufzudämmern, er zog die Klingel und sprach dann würdevoll: „Das Fräulein von Rosenau war hier nie Gefangene, Alles, selbst ich, gehorchte ihren Befehlen. Sie möge entscheiden, wessen Ruf sie zu gehorchen hat."

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschlos die Thüre und Barbara schwebte, gleich einem

überirdischen Wesen, herein. Das Mädchen war in einfaches Weiß gekleidet; der Kummer jüngst verflossener Tage hatte auch den letzten Hauch jugendlicher Röthe hinweggeweht und so glich es in der That einer Verklärten, die aus jenen höheren Regionen herabgestiegen zu sein schien. Ernst hatte die Geliebte nie so schön, so hinreißend gesehen und aufgelöst von Wonne sank er zu ihren Füßen nieder. Das Fräulein reichte ihm liebevoll die Hand und richtete ihn freundlich grüßend auf; dann wandte es sich würdevoll an den Schloßherrn. Der Herr von Künsberg ergriff die Hand des Mädchens und suchte sein düsteres, menschenfeindliches Antlitz so freundlich wie möglich zu gestalten. „Es hat sich hier ein Streit um Euren Besitz erhoben, schönes Fräulein," sprach er geschmeidig, „und ich habe Euch herbeschieden, auf daß Ihr diesen Streit selbst schlichten möchtet. Der Augenblick ist zu wichtig und dringend, als daß ich mit meinem Gesuch länger zurückhalten könnte. Man will Euch aus diesen Mauern herausziehen und ich will es Euch nicht verhehlen, mit Euch würde mein guter Genius scheiden. Vor diesen ehrenwerthen Zeugen werbe ich deßhalb um Eure Hand."

„Meine Gedanken," entgegnete das Fräulein bescheiden, aber fest, „sind in diesem Augenblicke nicht auf irdische Dinge gerichtet. Ueberdies vermag ich nicht über Hand und Herz freiwillig zu verfügen. Beantwortet mir, ich bitte Euch dringend, Ihr Herrn, beantwortet mir vor allen Dingen die einzige Frage: lebt Markgraf Friedrich IV. ungefährdet und würdig seiner Thaten? In die Nacht meiner Einsamkeit," setzte sie wehmüthig hinzu, „drang keine Nachricht, die mich hätte erfreuen können."

Die Männer sahen sich verwundert an, Allen, selbst dem jungen Ritter v. Heerbrandt, mochte es wohl seltsam erscheinen, daß des Mädchens erste Frage nicht den Verwandten oder Freunden, sondern — einem entthronten Fürsten galt. Mit sichtlichem Mißvergnügen trug der Schloßherr die Ereignisse der jüngst verflossenen Zeit vor. Barbara hörte mit würdevoller Ergebenheit der Erzählung zu, als aber der Ritter der Gefangenschaft des Fürsten auf Plassenburg gedachte, erhob sie sich rasch, warf den Schleier vor das blasse Angesicht und sprach entschlossen: „So kann meines Bleibens hier nicht länger sein. Gott sei mit Euch, Herr von Künsberg; Ernst, grüße mir den Vater Rosenau — in Kurzem seht Ihr mich wieder." Sie schritt hinaus und der Burgherr war im ersten Augenblicke so bestürzt, daß er sie nicht aufzuhalten vermochte; Ernst stürzte ihr aber nach und auf dem langen Korridor beschwor er sie vergeblich, von ihrem Vorhaben abzustehen. Schon nach wenigen Minuten sprengte eine kleine Cavalcade, Barbara an der Spitze, die Culmbacher Heerstraße hinauf.

3.

Die Freude schien für immer aus den ehrwürdigen Räumen des alten Stammschlosses Plassenburg verbannt. Die Zugbrücken waren gehoben, die Thore fest verschlossen und wohl bewacht, als stände der Feind vor den Mauern. Träge schlichen die Tage fort, denn es ist etwas Trauriges um einen müßigen, wohlgepflegten Krieger. Niemand wurde eingelassen, der nicht ein Begleitschreiben Sr. Markgräflichen Durchlaucht mit sich trug, und um die quälende Langeweile zu verscheuchen, lagen die Söldner den ganzen Tag hinter'm Becher bei einander. Einsam und verlassen blieb nur der, welcher einst in diesen Hallen gebot, auf dessen Stimme noch vor Kurzem Tausende gelauscht, vor dem sie Alle die Kniee gebeugt hatten. Dieser Mann war Markgraf Friedrich IV., hinterlistigem Verrath zum Opfer gefallen. Die Rachsucht Casimirs, die Schwäche Georgs und der blinde Diensteifer der Untergebenen gingen so weit, daß man den Befreier Kaiser Maximilians in der engsten Haft hielt und seinem thätigen Geiste auch die kleinste Nahrung und Abwechslung entzog. Die Chroniken erzählen von dieser raffinirten Grausamkeit die unglaublichsten Dinge. Weder Schreibzeug noch Bücher ließ man dem Fürsten zur Zerstreuung, denn man fürchtete seine Mittheilungen; ein altes Brettspiel war sein einziger Zeitvertreib, und wollte er nicht der tödtlichsten Langeweile zum Opfer fallen, so mußte der Stammherr des brandenburgischen Hauses mit seinen gemeinen Wächtern spielen.

Am Sonntag Cantate begehrte ein kleines Häuflein Berittener Einlaß. Der Schloßverwalter, Ritter von Brauneck, einer der treuesten Anhänger Casimirs, trat an's Fallgatter und begehrte das Begleitschreiben. Während einer der Reiter dasselbe hineinreichte, überflog das Auge des Braunecker die kleine Cavalcade und blieb auf einer dicht verschleierten weiblichen Gestalt haften. Auf seinen Wink flog jetzt das Fallgatter empor.

„Ich heiße Euch willkommen, Herr v. Heerbrandt!" rief der Ritter den Eintretenden entgegen, als unser junger Freund das Visir aufgeschlagen und sein bleiches, bekümmertes Gesicht gezeigt hatte. „Ihr bringt uns einen seltenen,

aber angenehmen Gast. Wollt Ihr nicht, edles Fräulein," wandte er sich an die verschleierte Dame, „im Schloß Eure Wohnung bestimmen? An Raum dürfte es Euch in der That nicht fehlen."

Die Angeredete schlug den Schleier zurück — es war Barbara v. Rosenau. „Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, Herr Ritter," entgegnete sie bescheiden. „Da nun der Herr Markgraf Georg auf mein inständiges Bitten gestattet hat, hier, auf dem Schloß, wo ich meine schönsten Jugendjahre verlebte, meine Tage beschließen zu dürfen, so rechne ich auf Euren ritterlichen Schutz."

„Den nächsten Schutz," fiel ihr hastig Ernst in die Rede, „habt Ihr von mir, Eurem Vetter und Jugendgespielen, zu gewärtigen. Herr von Brauneck, Ihr habt hoffentlich noch ein Kämmerlein für mich und meinen Hans frei."

Der Schloßhauptmann sah verlegen in das Begleitschreiben. „Dieses Papier sagt nichts von Euch, mein liebwerther Freund," sprach er endlich; „Ihr wißt vielleicht schon, wie streng ich mich an die markgräflichen Befehle zu halten habe. Wenn es mir auch erfreulich sein wird, Euch an meinem Mittagstisch heute zu bewirthen, so könnte ich doch unmöglich weder Euch noch Eurem Gefolge eine Herberge über Nacht gestatten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Eine Fastenpredigt über Frauenmoden.) „Meine Damen! Sie tragen Bänder um den Hals, die noch hinter Ihnen herflattern, diese Bänder heißen „suivez-moi", und Sie wundern sich, daß man Ihnen nachgeht! Sie tragen Cocarden hinten mitten auf den Röcken, die den Namen führen „protégez-moi", und sind erstaunt, wenn man sich bemüßigt fühlt, Ihnen diesen Dienst zu leisten! Ihre ganze jetzige Tracht, von Ihren kürbisförmigen Frisuren bis zu Ihren chinesischen Schuhen, ist die Erfindung der verrufensten Frauengesellschaft, und Sie setzen Ihren Stolz darein, es dieser gleich oder noch gar zuvorzuthun. Aber nicht genug, daß die jetzigen Trachten fast durchgehends schamlos sind, sie sind auch von einer Kostbarkeit, welche die Mittel der meisten Familien um ein Bedeutendes übersteigt, und es wird allerorten an traurigen Beispielen nicht fehlen, in denen die Putzsucht und der Luxus die Töchter in Schande gestürzt, die Väter zu Ausgaben verleitet haben, an denen sie zu Grunde gegangen sind. Ganz neuerdings sagte mir in einer Gesellschaft ein Banlier, während eine Dame in Brillanten starrend vor uns stand: „Die Brillanten und die points d'Alençon, welche diese Frau heute an sich hat, sind weit mehr werth, als ich ihrem Manne borgen würde!" Es ist geradezu lehrreich und dem Auge wohlgefällig, wenn man die Modejournale vom Anfange der Vierziger-Jahre in die Hand nimmt, um sie mit den jetzigen Trachten zu vergleichen. Die frühere Straßenkleidung war bescheiden, die jetzige ist frech. Jene Kleider hatten eine schickliche Länge; sie reizten nicht durch ihre Kürze und ärgerten nicht durch das Herumzerren der kostbaren Stoffe durch den Straßenkoth. Die Farben waren durchwegs anspruchlos, die reichlichen Falten der Röcke fielen, sich dem Körper anpassend, von der Taille nieder, die Garnirungen waren mäßig, die Hüte saßen auf dem Kopfe und rahmten das Gesicht ein, und man würde das Frauenzimmer ganz entschieden für wahnsinnig gehalten haben, das ohne Shawl oder Mantille, das ganz unverhüllter Gestalt oder vollends mit einem Thurmbau von falschen Haaren, wie er jetzt beliebt ist, durch die Straßen gegangen wäre. Dabei fragt man sich noch obendrein ganz unwillkürlich: Wen wollen Sie denn täuschen mit dem Haarschmuck, den wir Alle, die Männer sowohl als die Frauen, fix und fertig, mit Chignon, Kamm und Locken, zu so und so viel Thalern an dem Fenster jedes beliebigen Friseurladens zum Kaufe hängen sehen? Es taxirt ja jede Frau die Herrlichkeit dieses Ihres Haarwuchses bei Heller und Pfennig richtig ab — und es leben doch ein gut Theil verständiger junger und älterer Männer unter uns, die sich die Frage aufwerfen: Wie viel Tage, wie viel Monate muß der Mann arbeiten, ehe er die Mittel zur Bekleidung eines solchen Frauenzimmers herbeizuschaffen vermag? Neben diesen verständigen Männern geht nun, um das Unheil voll zu machen, auch noch die ganze große Zahl aller der unbemittelten Männer und Frauen durch die Straßen, die mit ihrer schweren Arbeit kaum des Lebens Nothdurft für sich und die Ihren zu erwerben fähig sind. Glauben Sie, daß diesen Menschen bei Ihrem Anblick nicht alltäglich und allstündlich der Gedanke kommen muß: Mit dem Gelde, das eine solche Schärpe, ein solcher Haaraufsatz kosten, könnte ich meine Kinder kleiden, könnte ich mit den Meinen mehr als eine Woche leben; mit dem Geldwerthe dieses Schleppkleides und dieser

weißen Röcke, die den Straßenkehricht fegen, wäre dir für Monate geholfen, und deine kranke Frau könnte sich einmal in Ruhe auskuriren lassen!" — Also schreibt eine hochgebildete, geistreiche, deutsche Frau, Fanny Lewald, in dem letzten der sechs Briefe, welche sie „für und wider die Frauen" in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht hat.

* Paris. Was die Elektrizität Alles noch leisten kann, hat kürzlich ein hiesiger Arzt, Dr. Bernier, wieder bewiesen. Dieser edle Menschenfreund verwendet nämlich den elektrischen Funken zur Bleichung der Nasen, welche durch den fortgesetzten Bacchuskultus ihrer Besitzer eine erhöhte Färbung dauernd angenommen haben. Er hat kürzlich einer vornehmen Dame die aristokratische Harmonie des Teints wieder hergestellt, indem er da wieder Lilien hinpflanzte, wo in ganz ungebührlicher Weise ein dichter Rosenstrauch aufgewuchert war. Der Fall erregt nicht allein in den medizinischen, sondern auch in den trinkenden Kreisen ein gerechtes Aufsehen, und der Wunderdoktor wird gut daran thun, für seine elektrische Heilmethode in Frankreich wie in den angrenzenden Ländern ein Patent zu lösen.

* Eine neue Yankee-Erfindung hat nichts Geringeres zum Zwecke, als die Koffer auf Eisenbahnen vor der nachlässigen und rücksichtslosen Behandlung der „Gepäckzertrümmerer" zu schützen. An den acht Ecken werden Guttapercha-Bälle angebracht, das ist Alles. Jetzt wundert man sich, weßhalb man nicht früher schon auf diese Idee kam. Man hat zur Probe Koffer, welche mit Büchern angefüllt waren (Bücher wiegen bekanntlich ziemlich schwer) 20 Fuß hoch herabstürzen lassen und die Guttapercha-Bälle behüteten den Koffer vor Beschädigung.

* Ein Bauer aus Mombach ging dieser Tage in Mainz an einem Wachtposten vorüber, ging wieder zurück, blieb ruhig mit verschränkten Armen vor dem Schilderhause stehen, besah es einige Zeit von oben bis unten und sagte dann: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem alten Kasten für einen Narren gefressen haben mögen, daß Einer immer dabei stehen und ihn hüten muß."

* (Rache einer Amme.) Londoner Zeitungen bringen Annoncen, welche dem Wiederbringer eines kleinen Mädchens von 14 Monaten eine Belohnung von 100 Pfd. St. zusichern. Das Kind, ein Töchterchen des Obersten Hickie in Maidenhead, ist seit vorigem Freitag mit seiner Amme spurlos verschwunden, und bisher sind alle Anstrengungen der Polizei, sie aufzufinden, fruchtlos gewesen. Man vermuthet, daß die Amme, eine Irländerin von heftigem Temperament, einen Akt der Rache begangen habe, weil ihr wenige Tage vorher der Dienst gekündigt worden war.

Lebensphilosophie.

* Eh' du ein Werk beginnst, sieh zu, ob auch die Krone,
Die es verheißt, der Müh', die es erfordert, lohne.
Bist du erst mitten drin und nimmst es dann zu Sinn,
Zu spät, was du auch thust, ist dann nur Ungewinn.
Denn wenn du abstehst, hast du dich umsonst geplagt;
Und setzest du es fort, so ist es noch gewagt.

* Wenn's nur mit dem Herzen richtig ist, dann hat's mit Lästerung böser Menschen so leicht keine Noth. Der Nebel muß über lang oder kurz niedersinken, und so steht dann das herrliche Licht der Welt wieder da, mit unvermindertem Glanze; so auch die Tugend! am Ende triumphiren Unschuld und wahre Verdienste über alle Verleumdungen. Nur bedarf es der Geduld.

Charade.

Meine Wege sind es nicht,
Sind auch nicht die Deinen,
Wessen Wege sind es wohl,
Welche wir hier meinen?
Willst du aber, wo ich geh',
Wissen ganz gewiß,
Such' mich nicht im deutschen Reich,
Such' mich in — Paris!

Auflösung des Räthsels in Nr. 129:
Jungfrau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Donnerstag, 4. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Unser junger Freund, Ernst von Heerbrandt, entfärbte sich und stand sprachlos, das ganze Gebäude seiner Hoffnungen stürzte in diesem Moment zusammen; daß man ihm den Aufenthalt auf Plassenburg versagen würde, daran hatte er keinen Augenblick gedacht. In heftiger Aufregung wandte er sich an das Mädchen, zog sie auf den Burgplan und sagte mit von Wehmuth erstickter Stimme: „Du hast es gehört, Barbara, was Jener sprach, Du wirst erkennen, daß die Mauern Plassenburgs eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Dir und den Deinen sein werden. Barbara, Mädchen, hier auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, steh' ab von Deinem räthselhaften Vorhaben. Denk' an den greisen Vater, der die Trennung von Dir nicht ertragen wird, denk' an meine Liebe, die unter allen Stürmen nicht erkaltet ist."

„O Ernst," entgegnete das Mädchen mit schmerzlicher Stimme, „wie schwer machst Du mir die Trennung; es wäre besser gewesen, wir hätten uns nicht wieder gesehen; denn was wird es Dir frommen, wenn ich Dir sage, daß mein Schicksal auf lange Zeiten an diese Mauern gekettet, daß die Außenwelt für mich gestorben ist! Du siehst mich fragend an, mein Freund," fuhr sie nach einer Pause fort, während sie in ihrem Innern vergeblich nach einem Ausweg forschte, der die Zweifel des jungen Ritters beseitigen sollte. „Soll ich Dich täuschen über den Zweck meines Hierseins? Ich vermag es nicht. So tröste Dich denn mit dem Gedanken, daß die Lösung meines Geheimnisses Dich unglücklich machen würde und daß es deßhalb besser in meiner Brust begraben bleibt." Noch einmal drückte sie nach diesen Worten dem Freunde ihrer Jugend die Hand und wandte sich dann in stiller Ergebenheit nach den düsteren Räumen des Schlosses. Das Fallgatter rasselte herab und als der Ritter aus seiner Betäubung erwachte, sah er sich geschieden von dem Mädchen seiner ersten und einzigen Liebe. — —

Der Ritter von Brauneck hatte das Mädchen eilenden Schrittes den Hauptkorridor des rechten Schloßflügels durchschreiten gesehen, da er aber die letzte Ausgangsthüre verschlossen wußte, so harrte er geduldig ihrer Wiederkehr im Schloßhofe. Barbara kam aber nicht auf demselben Wege zurück und der Schloßhauptmann, wenig bekannt mit den zahllosen Nebenthüren und geheimen Gängen des alten, weitläufigen Gebäudes, mußte sich nothgedrungen auf den Weg machen, um die Verschwundene aufzusuchen. Nachdem er alle Gänge und Gemächer durchlaufen, fand er sie endlich im äußersten Schloßflügel in der ehemaligen Wohnung des Leibmedikus Sr. Durchlaucht. Die traurige Katastrophe hatte auch diesen treuen Diener aus seinem Domizil vertrieben und nicht einmal so viel Zeit hatte man ihm gelassen, um seine Bücher, Gläser und Retorten fortzuschaffen. Das Laboratorium bot gerade keinen besonders einladenden Anblick dar; die Wissenschaft der damaligen Zeit fand es für nothwendig, das Studirzimmer eines Arztes mit allerlei phantastischen Attributen der Gelehrsamkeit auszuschmücken. Von der Decke herab hing der ausgestopfte Balg eines elfjährigen Krokodils; die Repositorien der Bibliothek, meist aus Manuskripten und einigen damals noch ziemlich seltenen gedruckten Folianten bestehend, waren verstellt mit Gläsern und Töpfen, in denen unheimliches, seltsames Gewürm in Weingeist verwahrt wurde. Reptilien und Schlangen in allerhand Species waren bald da, bald dort aufge-

stellt und hinter einem grünen Vorhang lauerte gespenstig das Gerippe eines vor Jahren durch den Arm der Gerechtigkeit gefallenen Verbrechers. An das Kabinet stieß das eigentliche Laboratorium, dessen Thüre gerade halb offen stand und von dem die Sage ging, daß zu früherer Zeit Alchimisten die Goldmacherei darin getrieben. Barbara saß an dem Schreibtische des Doktors und forschte eifrig in einem vor ihr liegenden Folianten. Der Schloßhauptmann war nicht wenig erstaunt, das Fräulein in so seltsamer Umgebung zu finden, aber ehe er noch das Wort ergriff, stand dieselbe schon auf und trat dem Eintretenden freundlich entgegen.

„Ich sehe wohl, Herr Ritter," begann sie, heiterer, als derselbe erwartet hatte, „ich muß Euch schon Rechenschaft von meinem Thun und Treiben geben, wollen wir anders gute Freunde bleiben. Es verwundert Euch, mich in diesen unheimlichen Räumen zu finden, und dennoch sind es eben diese Folianten, diese Schriften, welche mich bestimmen konnten, hier auf Plassenburg meine Zuflucht zu suchen. Die Wissenschaft übt einen gewaltigen Reiz auf mich aus; der weise Herr Doktor Lampadius, der Jahre lang hier hauste, hat mir die erste Anleitung gegeben, und die Einsamkeit, welche jetzt auf dem Schlosse herrscht, ist wohl geeignet, da fortzufahren, wo ich seit Monden ungern stehen geblieben bin."

Der Ritter hatte dieser Herzensergießung, in welcher jeder Schärfersehende den Schalk entdeckt hätte, mit ehrfurchtsvoller Miene zugehört. Er bekam einen gewaltigen Respekt vor dem jungen Mädchen und entfernte sich unter Versicherungen seiner Ergebenheit; denn ihm war es gar nicht heimlich in dem seltsamen Gemach.

4.

„Donner und Wetter, Kerl, schweig' mir mit Deiner verteufelten Spuckgeschichte. Wie die Memme an allen Gliedern schlottert, wie wenn sie der leibhaftige Gottseibeiuns selbst am Kragen gepackt hätte!"

Also tönte es von den Lippen eines rauhen Kriegsmannes und ein tüchtiger Schluck aus dem Humpen vor ihm netzte den trocken gewordenen Gaumen mit erfrischendem Naß.

„Spotte nur immer zu, Du tapferer St. Georg; Deine Heldenthaten sind uns bekannt," versetzte darauf ein Kamerad, der aufmerksam die Erzählung der Wache mit angehört, die des Ersteren Hohn zur Folge hatte. „Streiche Dir nur mit grimmigen und wilden Blicken den Schnurrbart; wir wissen recht gut, daß Du mit Deinen Großsprechereien nur Deine eigene innere Angst bethören willst und im Weine Deine Furcht zu ersäufen suchst."

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diese Worte und erheiterte wieder auf Augenblicke die Züge der anwesenden Soldaten, die kaum vorher noch eine gespenstige Furcht gelähmt zu haben schien. Hatte ja auch soeben der stürmisch hereingebrochene Aufseher der Wache erzählt, daß er gerade mit dem Schlage Zwölf eine Gestalt, der andern Welt angehörig, in einem langen, wie aus Licht und Dämmerung gewebenen, silberfarbenen Kleide habe an sich vorübergleiten sehen, worüber ihm in der Angst seines Herzens die Hellebarde entfallen und er zu seinen Gefährten geflohen sei, ihnen die unheilvolle Mähre zu hinterbringen.

Draußen stürmte der Wind gewaltig; es regnete in Strömen und durch zerrissene Wolken zitterte hie und da der gespenstige Strahl des blassen Mondes in das Zimmer, in dem die Wachen, zur Ablösung bereit, versammelt waren und sich die Zeit durch Trinken, Spielen und Schwätzen bis daher vertrieben hatten, ehe der Aufseher ihnen durch seine Erzählung die Angst in all Glieder gejagt.

Eine unheimliche Stille lähmte mit furchtsamer Befangenheit die Unterhaltu g. Da unterbrach endlich ein alter Kriegsmann, der bis daher in einer Ecke gesessen und der Unterhaltung kein Gehör geschenkt zu haben schien, das ernste Schweigen. „Sonderbar," fing er an, „soll ich in meinen alten Tagen noch erleben, was ich umsonst mein ganzes Leben hindurch gesucht habe, wovon mir mein Vater als Knabe schon so viel erzählte?"

Neugierig lauschten die Söldner der Rede des Veteranen und baten ihn, als er nach diesen Worten, das greise Haupt auf die Hand gestützt, in ein dumpfes Hinbrüten verfallen war, doch fortzufahren.

„Burg Plassenburg," hob er nach einer langen Pause an, „war von jeher der Schauplatz der größten Verbrechen gewesen; Blutschande, Mord und Todtschlag schrieen zum Himmel um Rache. Schon vor beinahe 300 Jahren, wenn ich nicht irre, anno 1248, wurde, kaum hatte die Burg gestanden und sich zu einem mächtigen Fürstenschlosse erhoben, die Ehre des Hauses durch Nothzucht geschändet und dessen Mauern mit Blut besudelt. Nach dem Tode seiner Gemahlin, der schönen Blanca, gelüstete es nämlich Herzog Otto II. von Meran und Herrn auf Plassenburg nach

dem reizenden Weibe seines Ministers Hager und er verführte sie. Da trat dieser wuthentbrannt vor den Schänder seiner Ehre und erschlug ihn. Sein Blut bespritzte die Wände — just in demselben Gemach, wo jetzt der Markgraf Friedrich wohnt, geschah die That — und die Flecken sind alljetzo noch dort zu sehen. Habt Ihr nicht unlängst den Harfner gehört, der beim letzten Banket so schöne Weisen sang und dazu auf seinem Instrumente klimperte, und die Anspielung nicht verstanden:

Ach, lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Nissen das feste geben;
Plassenburg das neue,
Auf daß dich's nicht gereue.

Damit ist Niemand anders als jener ehebrecherische Herr Herzog gemeint. Seit der Zeit sagt man, es spucke in jenen Gemächern und allemal zur Zeit des heiligen Christ höre man ein klägliches Winseln und Schreien. Ich möchte nicht Herr Friedrich sein und in jenen Mauern gefangen sitzen, von Kobolden und Gespenstern umgeben! Auf dieses empörende Verbrechen folgt jetzt eine ununterbrochene Reihe von Schandthaten, die aber alle mehr oder weniger der Mantel der Nacht mit seinen finsteren Geheimnissen bedeckt, bis endlich jene offenkundige und schauerliche Geschichte mit der Gräfin von Orlamünda passirte. Diese wunderschöne und einzige Tochter des Landgrafen von Leuchtenberg, weit und breit als die schönste Maid aller deutschen Landen bekannt, wurde von Herrn Otto von Orlamünda heimgeführt und lebten sie in glücklicher Ehe, gesegnet mit zwei bildschönen Knaben. Da begab es sich, daß Herr Otto auf der Jagd von seinem Rosse stürzte und drei Tage nach Quasimodogenito an seinen Wunden verschied. Obgleich nun die schöne Gräfin anfänglich von Schmerz und Kummer über den Tod ihres Eheherrn über die Maßen niedergebeugt war, so verging doch kein Jahr, als sie in heftiger Liebe zu dem Burggrafen Albert entbrannte, der den Beinamen der „Schöne" führte und welchen sie bei einem Waffenspiel auf Plassenburg erstmals erblickt und kennen gelernt hatte. Auch der schöne Graf sah Kunigunde, so hieß sie mit Vornamen, nicht ungern, doch hielt er sich zurück und wollte erst ihren Charakter kennen lernen, ehe er um sie werbe. Die Gräfin aber verstand dieses Zurückhalten nicht recht und vermeinte, ihre zwei aus erster Ehe gezeugten Kinder seien dem Grafen ein Hinderniß bei seiner Werbung. Und der Teufel verblendete ihr die Augen, daß sie vor allzu großer Liebe nicht mehr erkannte, was sie that, und sie ermordete ihre beiden schönen Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ehemännliche Furcht nach dem Tode.) Das Sterberegister des Kirchspiels St. Thomas a Becket zu Limington in England enthält unter Anderem wörtlich folgende Eintragung: „Samuel Baldwin, Einwohner und Nachbar hiesigen Orts, starb den 13. Mai im Jahre des Herrn 1733, in einem Alter von 66 Jahren. Doch ist er allhier nicht begraben, sondern aus schuldiger Beachtung seines letzten Willens sein entseelter Leichnam ohne Ceremonie und in Gegenwart vielen Volkes oberhalb des Nadelfelsens in's Meer geworfen worden. Und ist Solches deßhalb geschehen, weil der Verstorbene hienieden kein besonders großes Eheglück genossen, indem seine Frau unaufhörlich mit ihm gezanket und ihm oft gedroht, daß sie ihn weder Ruhe noch Friede finden lassen wolle, weder im Leben, noch im Tode. Selbiger Drohung zu entgehen, verordnete er, daß sein Körper besagtermaßen in's Meer geworfen werden sollte."

* (Pariser Gerichtsscene.) Eine Frau erscheint vor dem Richter und klagt ihm, ihr Mann habe sie öffentlich auf die brutalste Weise mißhandelt. „Wie war der Hergang der Sache?" fragte der Richter. — „Ich hatte gehört," erzählt die Mißhandelte, „daß mein Mann die Mabille besucht; ich wollte mich davon überzeugen und ersuchte eine meiner Freundinnen, mich hinzubegleiten. Ich blieb bei der Eingangspforte stehen. Er erblickte mich, kam heraus und ohrfeigte mich wiederholt und —" — „Das war kein Ort für eine anständige Frau!" unterbricht sie ihr Gatte. — „Ich setze also voraus: es war ein Ort für einen anständigen Mann?" fragte der Richter. — „Alle Orte sind gut für einen Mann." — „Sind Sie davon überzeugt?" — „Ja, Herr Richter." — „Nun gut, in diesem Falle schicke ich Sie auf drei Monate in's Zuchthaus!" Der Mann war verblüfft.

* In einem Berichte, den ein Dr. H. S. in der „Voss. Ztg." über die letzte Berliner Volkszählung erstattet, führt er auch eine Reihe ergötzlicher Beispiele dafür an, wie der Berliner

Humor sich bei diesem Akte geltend gemacht hat. In die auszufüllenden Tabellen war die Berufsangabe einzutragen. Da las man nun: Beruf: norddeutscher Laternenanstecker. Beruf: ich fasse Alles an, denn selber ist der Mann. Beruf: praktischer Psychologe. Beruf: wird zum Missionsdienste unter den Heiden ausgebildet. Ein in Berlin Ansässiger, der aus Oesterreich stammte, hatte „Illusionist" zu sein als seinen Beruf erkannt, während ein Anderer sich unter Stand und Beruf als „Realist" eingetragen und dabei in so intensiver Weise sich als Preuße gefühlt hatte, daß er die Frage: Welchem anderen Staate angehörig? — gleichsam übel genommen und mit den Worten: „Bitte sehr! echter Preuße!" beantwortet hatte. Ein Anderer mußte wohl von der strengen Anschauung ausgegangen sein: der Beruf existire blos insoweit, als man ihn wirklich ausübe, denn er hatte angegeben: „Kleidermacher, zur Zeit jedoch wegen Mangel an Arbeit Nichtsthuer". Eine arme Wittwe, 1801 geboren, hatte ihre wirthschaftliche Lage mit zwei Worten ergreifend genug zu schildern gewußt; sie hatte bei „Beruf" mit zitternder, unsicherer Hand hingeschrieben: „verdiene nichts". Zu einigen charakteristischen Aeußerungen hatte die Frage nach der Religion Veranlassung gegeben. Der Eine hatte „Gottesthum" als seine Religion bezeichnet, ein Anderer hatte in der betreffenden Spalte seinem Herzen durch folgende Philippika Luft gemacht: „Von der hochpreislichen Geistlichkeit gezwungen, aus der Landeskirche auszutreten, weil der Mann früher von einer Katholikin geschieden ist, die Seelen beider Ehegatten blieben aber dem evangelischen Glauben treu, denn über diese hat die Geistlichkeit keine Gewalt." Ein Unter den Linden wohnhafter Bonvivant hatte auf die Frage: Wo liegt Ihre Wohnung? die elastische Antwort gegeben: „Bald hier, bald da!" Auch die Zahl der Zimmer schien ihm wenig Kopfzerbrechens zu machen; sie schien zu steigen und zu fallen wie die Ebbe und Fluth seines Beutels, denn die Frage: „wie viel heizbare Zimmer?" beantwortete er lakonisch mit den Worten: „je nachdem". In sehr eigenthümlicher Weise war in einer Wohnung mit einem heizbaren Zimmer die Frage nach dem Verhältniß der Familienglieder zum Haushalts-Vorstand aufgefaßt worden. Dort wohnten zwei Personen verschiedenen Geschlechts, welche beide in Betreff des Familienstandes sich als „ledig" eingetragen hatten. Die weibliche Hälfte dieser eigenthümlichen Art des Zusammenlebens und Wohnens konnte sich unter obiger Spalte weder als Ehefrau noch als Tochter ꝛc. eintragen, sie hatte sich deßhalb über all' diese Schwierigkeiten hinweggeholfen durch die Antwort: Verhältniß zum Haushaltsvorstand: Ausgezeichnet! In einem ganz ähnlichen Falle des Zusammenwohnens zweier „ledigen" Personen in einer kleinen Wohnung hatte die weibliche Hälfte in dem Gefühl der Unsicherheit dieses Verhältnisses dadurch wenigstens der legitimen Ehe ihren Tribut gezollt, daß sie unter „Stand und Beruf" die Thatsache angeführt hatte: „Zweimal zur Zeit aufgeboten!" Ein Familienvater, außer welchem in der Liste ein Sohn und eine Tochter aufgeführt waren, muß wohl ein abstrakter Denker gewesen sein. Die Statistik in ihrem verwandtschaftlichen Charakter hatte seine mathematische Auffassung der Dinge vielleicht besonders angeregt, und wie jener antike Mathematiker, tief in Gedanken versunken, dem eindringenden feindlichen Soldaten zurief: Störe mir meine Kreise nicht! — so beantwortete er tiefsinnig die Frage: Verhältniß der Familienglieder zum Haushaltungsvorstand mit der Formel: wie 2 zu 1.

Lebensphilosophie.

Was ist des Menschen Denken? — Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können? — Ach, eines Kindes Macht!
Was ist des Menschen Wissen? — Von deinem Meer ein Schaum!
Was ist des Menschen Leben? — Ein kurzer bunter Traum!

Räthsel.

Auf dem Wasser bin ich unentbehrlich,
Auf dem Lande werde ich gehaßt,
Rathe nun, mein lieber Leser,
Wie der Gegensatz hier so zusammen paßt?

Auflösung der Charade in № 130:
Seine — Seine (Fluß).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Samstag, 6. November 1869.

* Edelwild.

(Aus „Gundel“ von Kurt Moot.)

Ein wilder Jäger zog zur Au,
Nach Edelwild zu späh'n,
Da sah er edler eine Frau
Bei wilden Rosen steh'n.

Sie sang den Rosen holde Mähr,
Wohl leis und zart von Klang,
Doch leiser schlich der Jäger her,
Bis er die Holde umschlang.

Er trank der lichten Augen Pracht,
Der Lippen Roth zumal,
Das röther ihm entgegenlacht,
Als lichter Morgenstrahl.

Die süße Frau entwand sich nicht
Des Jägers seliger Brust,
Nur seliger strahlte ihr Angesicht
In süßer Minnelust.

Sie brach der zarten Röslein Zier
Und schmückte stolz den Hut,
Die Röslein prangten stolzer hier
Als zarter Miene Gut.

Und eh' der blühende Mai entschwand,
Da zog der schöne Mann
An seines schönern Weibes Hand
Durch blühende Auen und Tann.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

„Nach geschehener That wollte die Gräfin sich nun Herrn Albert an den Hals werfen, dieser aber zog sich jetzt, wie wenn er eine Ahnung vom Geschehenen gehabt hätte, ganz zurück. Darob ergrimmete nun Kunigunde über die Maßen, verfiel aber bald darauf in die elendeste Verzweiflung und endete als Büßerin in dem Kloster Gründloch. Ihre Buße muß aber vor dem Allmächtigen nicht gründlich genug gewesen sein, denn ihr Geist fand im Grabe keine Ruhe. In rastlosem Umherirren muß er die Blutschuld sühnen; bald sieht man ihn da, bald dort und zu gewissen Zeiten kehrt er auch herüber auf Plassenburg ein. Doch können Jahre vergehen, ehe seine Wanderung ihn hierherführt, denn so alt ich bin, habe ich noch nichts gesehen, und fast wollte mich bedünken, die ganze Geschichte sei erfunden, hätte sie mir mein Vater nicht mit den heiligsten Eiden versichert. Freilich habe ich wenig Zeit meines Lebens auf Plassenburg zugebracht; der größte Theil desselben war der beständigen Theilnahme an Kampf und Streit in den Meranischen Ländereien gewidmet, und der Himmel hätte mich davor bewahren können, in meinen alten Tagen noch der Gefangenwärter meines gnädigen Herrn werden zu müssen.“

Der Alte hatte geendet, eine unheimliche Stille folgte seiner Rede und beengte die Gemüther der Anwesenden; da erscholl plötzlich ein furchtbares Lärmen; Geschrei und Degengeklirr ertönten wild und verworren durcheinander und flüchtige Fußtritte schienen die langen Gänge herauf mit einer Eile der Wachtstube zu nahen, als stände das Verderben auf jedem Verzuge oder hefte sich an die behenden Sohlen.

Mit entstellten Gesichtszügen und schreckenbleich stürzte die Schaar der Söldner, welche Wachedienst in dem Vorzimmer des Markgrafen versehen hatte, in die Wachtstube herein. Keiner wagte das dumpfe Stillschweigen zu brechen, das gewitterschwül auf sie drückte, und erst spät löste ihre Zunge die krampfhaft geschlossenen Lippen. „Die weiße Frau!“ erscholl es nun mit einem

Male aus Aller Munde, und nun erzählten sie, wie mit dem Schlage der zwölften Stunde um Mitternacht, als sie sich gerade den trägen Flug der Stunden durch allerhand Kurzweil vertrieben, plötzlich ein langsames Schlürfen durch die Korridors des ersten Geschosses sie aus ihren Spielen aufgeschreckt habe. Immer deutlicher haben sie die rauschenden Töne einer ernsten Schrittes dahenwogenden Bewegung vernommen, bis sie endlich am Ende der oberen Gänge eine Gestalt erblickt hätten, mit langem schneeweißem Kleide. Hörbarer habe jetzt Jedem das Herz im Busen geklopft, bis die Erscheinung, eine schöne, bleiche Frau mit strengen Zügen, die Hände gefaltet, ihnen nahe gekommen, mitten durch sie hindurch geschritten und in den Gemächern Friedrichs IV. verschwunden sei. Riesige Furcht habe erst ihre Glieder wie festgebannt, dann habe die Angst ihre Schritte beflügelt, und Schutz suchend seien sie entflohen.

„Wir wollen sie aufsuchen," schrie einer der Beherztesten, „und wenn es der Teufel selber wäre; er soll mir Rede stehen," und Mehrere stimmten ihm bei.

Da trat der Alte unter sie, der ihnen vorhin die Erzählung gemacht hatte, und sprach wie mit prophetischem Munde, sich bekreuzigend:

„Daß sich Keiner unterstehe, solch kühnes Wagniß zu begehen. Die gewaltige Hand Gottes waltet sichtbarlich über diesem Hause; welch eitles Vermessen würde es sein, den Kampf mit unsichtbaren Mächten zu wagen. Aber ebenso wenig ziemt Euch feige Furcht; seid Männer und Ihr, die Ihr offenen Blickes schon oft dem Tode ins Auge geschaut, demüthigt Euch schweigend unter den Willen des Allmächtigen. Laßt ungestört, aber ohne zitternde Angst die Erscheinung an Euch vorüber gleiten; Euch gilt sie nicht, Euch wird kein Haar gekrümmt werden. Aber dem Hause Zollern steht etwas Gewaltiges bevor."

Und Alle gelobten, den Rath des Alten zu befolgen.

5.

„Was macht Ihr da für'n närr'schen Zug, Herr Markgraf? Da nehme ich Euch ja Eure Dame und aus ist's mit der Partie, die im Anfange so glücklich für Euch stand," sagte ein Soldat der Wache zu dem gefangenen Markgrafen, der sich mit seinen Gefangenwärtern die Zeit mit Spielen vertrieb, dafür aber selbst ein Spielball der übermüthigen Söldner wurde.

Friedrich schwieg und unterdrückte gewaltsam eine heftige Bewegung seines Innern. Er stieß die Steine des Brettspiels zusammen und sagte aufstehend: „Ich bin heute zerstreut und das bischen Witz, das mir geblieben, hält nicht einmal mehr die flüchtigen Gedanken zusammen, um einen ordentlichen Zug machen zu können." Kreuzweis die Arme übereinander gelegt, durchschritt er mit gewaltigen Schritten das Zimmer.

Dieses Gemach, das dem Markgrafen zum lebenslänglichen Kerker dienen sollte, befand sich im zweiten Stockwerke der Burg. Von allen Seiten dem Lichte unzugänglich gemacht, war allein an der Wand gegen Westen ein kleines Fensterchen angebracht, durch das der Tag einen einzigen dämmernden Strahl gutmüthig herein sandte. Durch diese Oeffnung allein war es dem Exregenten vergönnt, die schöne Gegend um ihn herum, die zahlreichen Dörfer und schattigen Obstalleen, die Weinhügel und Ackerfelder, die reizenden Gebirge und den plätschernden Fluß, die er einst sein nannte, zu überschauen. Ein elendes Bett, ein Tisch und einige Stühle waren die einzigen Möbel; nicht einmal ein Licht war ihm Abends vergönnt. Seine Wachen hatten den gemessensten Befehl, weder Jemand zu dem Gefangenen ein-, noch ihn die Schwelle seines Gemaches übertreten zu lassen.

Obgleich so ganz auf sich selbst beschränkt, ohne Umgang mit Menschen, die ihn verstanden hätten, ging seine geistige Kraft dennoch nicht unter und unablässig kreuzten sich Gedanken und Pläne in raschem Ideenfluge in seinem Kopfe. Wenn aber auch für den Augenblick erfolglos — wem in aller Welt von seiner Umgebung hätte er sich anvertrauen sollen? — dämmerte doch ein Entschluß in seiner Seele, aber er verbarg ihn streng in seiner Brust. Nur hie und da bewegten sich seine Lippen krampfhaft oder stammelten unverständliche Worte, worüber er aber jedesmal selbst erschrack und scheu seine Wärter betrachtete, sie zu erforschen, ob sie wohl von seinem Geheimnisse nichts vernommen. Diese Bewegungen stempelten ihn in den Augen seiner Häscher zum Narren, weil sie das seltsame Selbstgespräch, das lebhafte Spiel seiner Züge, das sich augenblicklich einstellte, sobald er sich beobachtet sah und seine ängstlich besorgten Blicke nicht anders zu erklären vermochten.

Wie es bei gemeinen Naturen in der Regel gebräuchlich, benützten die ihn umgebenden Wächter sogleich diese vermeintliche Schwäche, um ihn zu verhöhnen, zu verspotten: kurz, ihn auf jede mögliche Weise zum Besten zu halten. Dem Markgrafen kam aber diese Rohheit ganz gelegen; er

suchte entfernt nicht, sie zu enttäuschen, sondern ließ sich im Gegentheile Alles gefallen, was ihre plumpen Späße sich über ihn erlaubten, und bald hieß es überall auf Plassenburg, den Markgrafen habe eine sonderbare Blödigkeit des Verstandes überfallen. Ja selbst bis an den Hof seiner beiden Söhne drang die Mähre von seiner Narrheit.

Die Soldaten zechten, lärmten und lachten, während der Markgraf den Spaziergang durch sein Prunkgemach fortsetzte.

„Herr Markgraf, Eure Rebenberge sollen leben! Wahrhaftig ein fürstlicher Wein!“ rief einer der Soldaten und trank dem Gefangenen zu. „Wollt Ihr nicht auch Bescheid thun?“

Drei Schläge der Burgglocke ertönten in die stille Nacht und kündeten den Kriegern baldige Ablösung an, denn noch eine Viertelstunde und die Mitternacht nahte.

Friedrich trat mit verschränkten Armen auf die Wächter zu, die mit Würfeln spielten, und schaute sie mit ironischem Lächeln an.

Eben hatte Einer Drei geworfen.

„An meinem Unglück seid Ihr schuld, gestrenger Herr; Ihr habt es den Würfeln angethan und sie mit Eurer Narrheit behext,“ schrie trunken Einer der Spielenden.

„Steht er nicht da, wie wenn er noch unser Herr wäre! Kommt, laßt uns ihm eine Krone von Papier machen und ihm diesen Scepter — hier wies er auf den langen Stiel einer Streitaxt — in die Hand geben. Wir wollen ihn wieder in Würden und Ehren einsetzen.“

Und aufsprang die weintolle Schaar, mit lautem Lachen einstimmig diesen Beschluß auszuführen geneigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Vor einiger Zeit machte der Richter B. auf seiner Rundreise in Georgien im Dorfe Dayton, wo die nächsten Assisen abgehalten werden sollten, Halt nnd quartierte sich bei einem Verwandten seiner Frau, die ihn begleitete, ein. Abends nach Tisch kam dieser Richter, einer der würdigsten Leute, die man sich denken kann, aber etwas dem Whisky stark gewogen, an der Thür der einzigen Taverne dieses Ortes vorbei. Der Wirth dieser Taverne hieß Stewitt. B. trat in das Lokal ein und fand daselbst eine Menge Advokaten und Rechtskundige vor, die auch zu den am andern Tage zu beginnenden Gerichtssitzungen nach Dayton gekommen waren. Man brachte einen sehr heiteren Abend mit einander zu, und als man sich trennte, nahm ein junger Advokat schnell einige silberne Löffel vom Tisch und ließ schadenfroh dieselben in die Tasche des allerdings mehr als angeheiterten Richters B. gleiten. — Als der würdige Mann am andern Tage sich ankleiden wollte und in seine Rocktasche griff, fühlte er mit Entsetzen die Löffel. — „Mein Gott, Mary“, rief er seiner Frau zu, „ich glaube gar, ich habe gestern Abend bei Stewitt Löffel gestohleu!“ — Laß sehen, sagte die Frau, wahrhaftig, das sind Stewitt's Anfangsbuchstaben als Zeichen. Aber wie können die Löffel in Deine Tasche gekommen sein? — „Ich war wohl gestern, als ich nach Hause kam, sehr konfuse, meine liebe Mary?“ fragte der arme Richter mit demüthiger Stimme. — Nun natürlich, wie allemal, wenn Du mit Deinen Kollegen zusammengewesen bist. — „Dann kann ich es mir wohl denken, wie es gekommen ist. Dieser Stewitt hat den niederträchtigsten Whisky, der in ganz Georgien nur zu finden ist. Aber das hätte ich nicht ahnen können, daß er auch im Stande ist, einen ehrlichen Mann auf Diebesgelüste kommen zu lassen.“ — Natürlich wurden die Löffel ihrem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zugestellt, der ehrenwerthe Richter vergaß diesen Zwischenfall und widmete sich ganz seinem Amte. Die Assisen neigen sich zu Ende, als eines Tages auf der Bank der Angeklagten ein Individuum saß, das des Diebstahls angeklagt war. Der Mann war vollkommen geständig, aber er gab als mildernden Umstand an, daß er sinnlos betrunken gewesen sei. — „Welches Verbrechens ist er angeklagt? fragt der Richter den Staatsankläger. — Sein Verbrechen besteht darin, in Stewitt's Tavern aus dem Komptoir Geld gestohlen zu haben. — „Junger Mann, sagte der Richter voller Würde zu dem Angeklagten, „ist es ganz sicher, daß Ihr im Augenblicke der That vollständig betrunken gewesen seid?“ — Ja, Ew. Ehren, Alles ging mit mir rund um, und als ich draußen war, kam es mir so vor, als ob die Pflastersteine mir von selbst an den Kopf flogen. — „Ja, ja,“ sagte der Richter zustimmend, „so ist einem dabei zu Muthe; aber könnt Ihr beschwören, daß Ihr bei dieser Gelegenheit an keinem anderen Orte Euch betrunken habt, als bei Stewitt?“ — Keinen Tropfen wo anders als bei ihm! — „Und erst nachdem Ihr bei Stewitt von seinem Whisky getrunken, habt Ihr das Geld fortgenommen?“ — Ja, Ew. Ehren! — „Herr Staatsanwalt,“ fuhr nun der Richter

fort, „es scheint mir hier ein ganz exzeptioneller Fall vorzuliegen, der die Milde des Gerichtshofes verdient. Ich weiß aus persönlicher Erfahrung, welche Wirkungen das nichtswürdige Gesöff hervorbringt, das Stewitt für Whisky verkauft Noch vor Kurzem habe ich davon getrunken und die Taverne nicht verlassen, ehe ich die Taschen voll Löffel gesteckt. So lange Stewitt fortfährt, diese verhängnißvolle Flüssigkeit zu verkaufen, muß ihm der Schutz des Gesetzes entzogen werden!" — Der Angeklagte wurde freigesprochen.

* London. Mit dem Spiritismus und der Geisterklopferei wird es nun wohl alle sein! Ein Hr. Faulkner, Fabrikant von physikalischen Instrumenten in London, erklärt mit aller Ruhe im „Standard", daß er lange Jahre hindurch eine große Anzahl von Magneten und elektrischen Batterien konstruirt habe, eigens zu dem Zwecke, unter dem Fußboden, im Getäfel der Wände, den Thürschwellen, unter den Tischen, ja in den Tischen selbst verborgen zu werden. Er erzählt ferner, daß Eisen und Kupferdrähte zu Leitungen in bedeutender Menge von ihm angefertigt worden sind, die unter den Teppichen hingezogen, in die Fensterrahmen u. s. w. eingelassen wurden. Vermöge dieser Leitungen und der Batterien wurden die Klopfgeister lebendig und die Tanzlust der Tische angeregt. In Bewegung wurde der Apparat gesetzt durch Knöpfe, die unter dem Teppich oder sonst wo an einer Stelle angebracht waren, die blos dem Spiritisten oder dem Medium bekannt war. ein Druck genügte, um das ganze betrügerische Spiel in Gang zu bringen. Auch Klingeln, die von Geistern gezogen wurden und im ganzen Hause zu gleicher Zeit schellten, hat derselbe Hr. Faulner angefertigt.

Literarisches.

* „Victoria", illustrirte Muster und Modezeitung. Von diesem im Verlag von A. Haack in Berlin erscheinenden Journal liegen uns die neuesten Nummern vor. Dieselben beweisen, daß das Blatt seiner Aufgabe treu geblieben ist. Es zeichnet sich durch reichlichen Inhalt und treffliche Illustration aus; das Gebotene ist stets geschmackvoll und neu, die Vorlagen für die Arbeiten sind klar und leicht faßlich. Schnittafeln und Vorbilder für Damen- und Kindergarderobe, für Hüte, Capoten, Hauben, Coiffüren, Barben, Blousen, Fichus, Berthen, Cravatten, Kragen, Chemisettes, Manschetten, Aermel und zu allen Arten weiblicher Handarbeiten, Modebilder, colorirte Modekupfer und der nöthige Text bilden den Inhalt der Arbeitsnummer, Novellen, Aufsätze, Rebus, Räthsel u. s. w. den der Unterhaltungsnummer. Preisaufgaben für die beste beletristische, wie für Handarbeiten zeigen das Streben der Verlagshandlung, nur Gutes zu liefern. Der Preis ist billig, 2 Thaler 20 Sgr. für den ganzen Jahrgang, und somit empfiehlt sich das Blatt in jeder Beziehung.

Lebensphilosophie.

Im Glück sich mäßigen, im Sturme nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde ertragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreu'n,
Das Leben lieben, den Tod nicht scheu'n,
Stets fest an Gott und beßre Zukunft glauben,
Heißt — leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?
Göthe.

Die Häuslichkeit erschafft hienieden
Des Ehestandes goldnen Frieden.

Logogryph.

S — war ich nicht,
F — bin ich nicht,
P — heiß' ich nicht,
M — hab' ich nicht,
G — hat's.

Auflösung des Räthsels in № 131:
Steuer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Dienstag, 9. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Die Glocke schlug zwölf Uhr.

Rasch wollten sie eben ihren schlechten Witz thatsächlich ins Werk setzen, da hörten sie Schritte auf dem äußeren Gange, dann ein mörderisches Geschrei und fliehende Tritte. Erstaunt sahen sich Alle fragend an, noch kein Laut war über ihre Lippen gekommen, als sich die Thüre öffnete und eine weibliche Gestalt hereintrat. Die beherzten Männer blieben erst wie am Boden festgewurzelt stehen, dann sprangen sie mit bebenden Füßen der Thüre zu.

Der Markgraf trat, wie von einer Erscheinung geblendet, einige Schritte zurück; sein Muth und seine Tapferkeit, die ihn bis daher durch's Leben begleitet hatten, kehrten jedoch bald wieder zurück.

Unerschrocken sah er der Gestalt festen Blickes ins Auge und hatte auch im ersten Augenblicke menschliche Schwachheit bei ihm den Sieg über eiserne Willens- und Gewissensstärke davon getragen, so zogen diese im nächsten nur um so siegreicher in seine Brust ein. Männliche Kraft strahlte aus seinen Zügen, denen Demüthigung unter den Willen einer höheren Macht eine eigene Glorie verlieh. Der Glauben an verkörperte Erscheinungen aus der Geisterwelt war tief in seine Seele geschrieben. Die vor ihm stehende Gestalt mit ihrer ideellen Schönheit und dem unvergleichlichen Ebenmaß ihres Gliederbaues konnte er für nichts Anderes halten und so stand er in seinen Gedanken einem Wesen aus der andern Welt in seiner vollen Manneswürde gegenüber.

„Bist Du ein Wesen aus der andern Welt," redete er ernst die Erscheinung an, „und gekommen, mir mein nahes Ende zu verkünden? siehe, Du findest mich bereit. In Demuth unterwerfe ich mich dem Rathschlusse des Allmächtigen, wie mein ganzes bisheriges Leben lang, so auch jetzt."

„Du wähnst ein Wesen aus jenen lichtumflossenen Himmelsgefilden vor Dir zu sehen," sprach die weiße Gestalt mit einem Wohllaut der Stimme, der des Markgrafen Seele mit Entzücken durchschauerte; „ein siebenfach versiegeltes Geheimniß schließt mir den Mund zu solcher Offenbarung. Glaubst Du aber, ich sei gekommen, Dir nahen Tod zu künden, so bist Du im Irrthum befangen, Staubgeborener. Nein, langes Leben, Glück und Segen Dir zu verkündigen, bin ich vor Dir erschienen, wie es der hohe Rath des Ewigen beschlossen. Du hast der Erdenprüfungen schwerste erfahren und mit Mannesstärke ertragen. Wisse denn, daß dieselbe ihrem Ende nahen soll und Du wieder in alle irdische Macht und Würden eingesetzt werden wirst, zum Lobe dessen, dem allein Ehre und Ruhm gebühret in Ewigkeit. Und ich war dazu auserkoren," — die Züge der Gestalt hoben sich verklärt — „Dir dies zu sagen, meine göttliche Sendung ist die, Dir ferner in allen Fährten und Nöthen nahe zu stehen, nicht von Deiner Seite zu weichen, Dich zu beschützen und zu bewachen, bis der Tag herangekommen ist, der Dich wieder in Deine Rechte einsetzt. Gehab' Dich wohl! In drei Tagen sehe ich Dich wieder!"

Ernsten und leichten Schrittes schwebte die himmlische Erscheinung wieder von dannen. Die Pforte öffnete sich von selbst und plötzlich war sie verschwunden.

6.

Rings umstellt von Folianten, Retorten, Tiegeln und all' dem phantastischen gelehrten Kram des weisen Doktor Lampadius, saß Barbara von Rosenau, in tiefen Gedanken versunken, im Lehnsessel vor dem Schreibtische des arzneikundigen Mannes, der weiland in diesen vier Mauern ge-

haust hatte. Den zarten Leib umspannte ein Sammtmieder, ein langes, weißes Atlasgewand umfloß in faltenreicher Ueppigkeit die übrige Gestalt. Ein goldgesticktes Häubchen bedeckte das Haupt, ließ aber den in bewegten Wellenlinien herabwallenden Locken des blonden Haares leichtes Spiel, Wangen und Nacken zu umkräuseln. Auf die Hand stützte sich das schöne Engelsköpfchen; das griechische Profil des Antlitzes wetteiferte an Schönheit mit dem gemüthlichen, romantischen Ausdrucke der Gesichtszüge. In Träumereien verloren, schaute das sinnige Augenpaar unter langen Wimpern theilnahmvoll in einen auf dem Tische liegenden Folianten.

Auf einmal sprang sie, wie von einem plötzlichen Gedankenblitz freudig emporgehoben, auf. Ihre Gestalt hatte in demselben Augenblicke die ganze Majestät eines Engels, der den Entschluß gefaßt hatte, zum Segen der Erdgeborenen mit silbernem Gefieder erdenwärts niederzuwallen.

„So sei es," sprach sie ernst und feierlich; „er muß erlöst werden, erlöst durch mich! Ich danke dir, gütige Vorsehung, daß du mir diesen Gedanken eingegeben; mein Leben setze ich dafür ein, daß ich kein freventliches Spiel damit treibe. Ihn zu retten ist das Ziel, um das ich den ausgangsunsichern Kampf eingehe; meine Pflicht sei's Panier, meine Liebe das flammende Schwert zum Streite! Liebe lohnt Liebe!"

Ein glühendes Roth ergoß sich über ihre Wangen, als sie das Wort Liebe über ihre Lippen hauchte; sie senkte wehmuthumflort das Haupt, und sie, die kaum vorher noch entschlossen ihr Gefühl beherrschte, wurde jetzt von ihm übermannt.

In diesem Augenblicke ertönte draußen schmetternder Hörnerklang; eine Schaar Berittener eilte auf schnellen Rossen dem Schlosse zu und das Fallgatter der Zugbrücke rasselte polternd in die Höhe. Barbara trat an's Fenster und blickte mit schmerzumschleiertem Auge hinab. Zwei Ritter mit ihren Knechten ritten gerade dem Thore zu. Schwarze Mäntel hüllten ihre Gestalten ein, so daß sie die Männer nicht erkennen konnte, und schwarze Flöre flatterten von ihren blinkenden Helmen herab.

Gleichgiltig gleitete die Erscheinung der Reisigen an ihrem Blicke vorüber; ihre Gedanken, ihre Empfindungen waren wo anders. Sie hatte sich noch keine Rechenschaft darüber geben können, wer denn wohl die schwarzen Ritter sein möchten, als sich schwere, ernste Tritte ihrem Gemache näherten.

„Gott zum Gruß, geliebtes Bäschen," ertönte ihr die wohlbekannte Stimme Ernst von Heerbrandts entgegen.

Wie aus dem Himmel ihrer Träume plötzlich herabgestürzt, schrack Barbara sichtlich zusammen, weniger wegen der kummergebeugten Gestalt des Hereintretenden, als wegen des Störers, der nichts weniger als der Gegenstand ihrer Gedanken in diesem Augenblicke gewesen war.

„Ihr habt Recht, zu erschrecken, schöne Barbara; denn ich bringe Euch eine Trauerbotschaft, die Euer Herz mit Betrübniß erfüllen wird. Euer Herr Großvater, mein lieber Vetter, Ritter von der Rosenau, hat das Zeitliche gesegnet. Hätte mir doch der Himmel den Schmerz erspart, Euch die unheilvolle Mähre mittheilen zu müssen! Aber da leset selbst des edlen Verstorbenen letzten Willen, der mich zum unwillkommenen Boten der Trauerkunde seines Todes testamentarisch eingesetzt hat."

Des jungen Mannes Kniee schlotterten vor Schmerz und seine Stimme hatte die Worte nur mühsam aus tiefaufathmender Brust heraufgeholt. Er zog ein beschriebenes und versiegeltes Pergament aus seinem Reiterwamms, das er über die glänzende Rüstung geworfen hatte, und überreichte es dem Mädchen, das in sprachlosem, schmerzenstiefem Erstaunen vor ihm stand.

Zitternd erbrach sie die Siegel und ein qualvoller Seufzer arbeitete sich über ihre Lippen. Schweigend, sich selbst oft unterbrechend und still vor sich hinsinnend, las sie den ihr überbrachten Brief.

Im Innersten erschüttert und tief bewegt, legte sie das Pergament, nachdem sie es gelesen, auf den Tisch. Zwei mächtige Gefühle, Pflicht und Liebe, rangen in ihr um den Sieg.

„Theurer Vetter!" begann sie endlich mit sanfter Stimme, „traurig war unser letztes Scheiden, schmerzvoller ist unser Wiedersehen. Mein theurer, in Gott entschlafener Großvater befiehlt mir in diesem seinem letzten Willen, Euch Hand und Herz zu reichen, Euch als meinen Herrn und Gebieter zu betrachten, Euch als eheliche Gemahlin auf die Burg Eurer Väter zu folgen. Lieber Ernst, mißkenne mich nicht und wisse, daß ich den traurigen Verlust mit schmerzlicher Tiefe empfinde und die letzten Befehle des guten, edlen Mannes, der jetzt in der Gruft seiner Ahnen ruht, der mir Vater — Alles, Alles war, nach Gebühr würdige und ehre. Aber, Vetter," fuhr sie mit erhobener Rechte und mit einer, wie von einem prophetischen Geiste eingegebenen salbungs

vollen Betonung fort, „es gibt höhere Pflichten noch, als die gegen Blutsverwandte, ernstere Rechte, als die Geburt und Erziehung ansprechen kann, und diese nöthigen mich, die Bitte eines Sterbenden — ach, eines geliebten Sterbenden — zu verweigern. Frage mich nicht darnach — mein Mund kann keine Lüge sprechen und die Wahrheit würde Dich unglücklich machen —, ich trage eine göttliche Sendung in meiner Brust, deren nahe Erfüllung mich an diese Mauern bannt. Ziehe darum wieder hin in Frieden, von wannen Du gekommen, und ist Dir meine Ruhe lieb, liebst Du mich, so mache mich nicht unglücklich und — und entferne Dich."

Weinend fiel sie dem treuen Vetter um den Hals, drückte einen thränenfeuchten Kuß auf seine Stirne und sank erschöpft in den Lehnsessel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Ein Schreckensbild aus Litthauen.) Dem Privatbriefe eines Güterdirektors in Russisch-Litthauen entnimmt die „Schlesische Ztg." Folgendes: „Jenseit des am Vorwerk Beresina vorbeifließenden Flüßchens liegen einige Dörfer und der herrschaftliche Wald Sokki. Auf den zwischen dem letzteren und dem Dorfe Pocie liegenden Bauernfeldern arbeiteten kürzlich gegen Abend vereinzelt einige Frauen, als sich plötzlich aus dem Walde ein ungewöhnlich großer Wolf stürzte und eine derselben in wenigen Minuten zerriß. Die übrigen Frauen, dies von Weitem sehend, eilten nach dem Dorfe, allein bevor die Männer herbeikamen, war der Wolf verschwunden. Die Leiche zeigte einen entsetzlichen Anblick. Gesicht und Schädel waren bis auf den Halsknochen zerbissen; Brust und Bauch aufgerissen, die Eingeweide zerstreut! Der Aelteste der Bauerschaft gab von dem Vorfall sofort der Polizei Nachricht und stellte bis zum Herbeikommen derselben sechs Wächter in der Nähe der Leiche auf. Einige Stunden später, als dieselben am Feuer lagen, erschien der Wolf auf's Neue. Nur mit der verzweifeltsten Gegenwehr gelang es den Männern, bis zu der am Waldrande liegenden Wohnung des herrschaftlichen Buschwächters Jalewski zu retiriren, wo sie Thür und Fenster verrammelten. Einer von ihnen, ein starker Bauer, war auf der Flucht etwas zurückgeblieben. Der Unglückliche wurde von der Bestie gepackt und zerrissen. Gleich darauf kehrte der Buschwächter aus dem Walde zurück. Auch ihn faßte der Wolf am Halse und riß Fleisch vom Kinnbacken ab. Mit großer Mühe und halb todt gelang es ihm, nach seiner Wohnung zu kommen. Der Wolf begab sich von dort nach den Dörfern Pocie und Ptoranie, überfiel förmlich einige Bauernhöfe, drang in die Stuben ein, welche, so lange im Ofen gefeuert wird, wegen des Rauches in der Regel offen gehalten werden, und verwundete Menschen und Vieh. Dann sprang er auf die Dorfweide, beschädigte drei Knechte und viele Pferde und lief auf die Wiese, dicht an dem Vorwerke Beresina, wo die herrschaftlichen Pferde weideten. Hier verwundete er zehn Stück derselben, und als die Hirten zu Hilfe eilten, warf er sich auf diese, zerfleischte dem einen den Kopf, dem andern die Hand, desgleichen der Magd des Buschwächters Mankiewicz, welche das Pferd des letzteren weidete, Hals und Oberschenkel. Dann lief der Wolf nach den Dörfern Chonytony und Makanynienta, tödtete dort noch eine Frau, verwundete Hunde, Menschen und Vieh und verschwand im benachbarten Walde. — Im Verlaufe weniger Stunden hatte die Bestie drei Menschen getödtet, einunddreißig Personen (aber durchweg Erwachsene) und vierundfünfzig Stück Vieh mehr oder weniger stark verwundet. — Es ist dies eine grausige Rechnung und noch mehr, wenn man bedenkt, wie alle Anzeichen dafür sprechen, daß der Wolf toll gewesen ist. Der Herzschlag will einem stocken, stellt man sich die weiteren Folgen dieses Unglückes vor! — Die Aussagen der Verwundeten stimmen darin überein, daß der Wolf Schaum vor dem Maule hatte und den Schwanz hängen ließ. Nur beim Angriffe richtete er den letzteren auf und sprang auf die Hinterbeine — immer gleich nach dem Kopfe beißend. Wie stark dabei der Anprall war, beweist z. B. der eine Fall, wo er mit dem Gebiß einen jungen Bauer fünf Zähne einschlug. Sehr verdächtig ist der Umstand, daß der Wolf die Leichen nicht fraß, also nur aus reiner Wuth anfiel und mordete. Da es Nacht war und die Menschen ganz unverhofft überfallen wurden, so konnten sie auch nur wenig zu ihrer Vertheidigung thun. — Ein Bauer schoß dem Wolfe eine Kugel durch den Hinterleib; ein anderer trieb ihm während des Herumbalgens das Vordertheil einer Schuhahle, die er zufällig in der Tasche hatte, in den Bauch. Wenn diese Verwundungen auch nicht sofort tödtlich waren, so trugen sie doch dazu bei, die Bestie zu schwächen, welche am andern Tage auf merkwürdige Weise erlegt wurde. Man veran-

staltete eine große Treibjagd. Die Bauern strömten von allen Seiten nach dem Versammlungsplatz in der Nähe des Waldes Sosfi. Nicht weit von demselben, inmitten der Bauernfelder, befindet sich ein kleines Dickicht, Dombrawa genannt. Um näher zu gehen, nahm eine Abtheilung Bauern, sich bückend unter den Kiefern hinkriechend, ihren Weg durch dasselbe. Plötzlich fühlt sich der eine Bauer, zufällig ein sehr großer, starker Mann, von hinten am Pelze gepackt. Ohne eine Ahnung zu haben, daß es der Wolf ist, greift er mechanisch mit der Hand nach hinten und faßt die Bestie gerade im Genick. Zu gleicher Zeit sieht er die eine Vordertatze derselben an seiner Seite, faßt schnell auch diese, und nun überzeugt, es mit dem Wolfe zu thun zu haben, hält er denselben — sich mit dem Rücken an eine dicht daneben stehende Kiefer pressend — so lange, bis die im ersten Schrecken davon gelaufenen Bauern herbeispringen und ihn mit Beilen todtschlagen. Der erlegte Wolf war von ganz besonderer Größe und hellfarbig. Die in seinem Leibe steckende Schuhahle bewies, daß er derjenige war, welcher am Abend vorher so entsetzlich gewüthet hatte. — Der Bauer, welcher den Wolf hielt, ist nur leicht am Rücken verwundet. Kinder wurden nicht gebissen, da diese zur Zeit, als der Wolf in die Häuser eindrang, bereits auf ihren gewöhnlichen Plätzen — auf den großen Backöfen schliefen! Sämmtliche Verwundete wurden in dem Bauernschulgebäude, oben neben der Kirche, untergebracht. Dort werden ihre Wunden von den Aerzten behandelt. Gegen die Tollkrankheit nehmen sie die Mittel eines Wunderdoktors ein, der seither diese furchtbare Krankheit stets mit Erfolg kurirt haben soll. Die in den Dörfern gebissenen Hunde und Schweine sind todtgeschossen worden. Rindvieh und Pferde befinden sich in ärztlicher Behandlung. Die Bauern mußten bereits drei ihrer verwundeten Pferde tödten, bei welchen alle Anzeichen der Tollheit hervortraten. — Unter der ganzen Bevölkerung der Besitzung herrscht eine ungeheure Aufregung. Niemand will in jener Gegend, wo das Unglück geschah, auf das Feld oder in den Wald gehen. Niemand das Vieh weiden u. s. w. — Gebe Gott, daß es mit dem bereits vorhandenen Unglücke sein Bewenden hat und die armen verwundeten Menschen wieder gesund werden!"

* Gegen das Schielen, zumal bei Kindern, hat man ein eben so gutes, als einfaches Mittel entdeckt. Man setzt den Kindern nämlich ein Brillengestell auf, in dessen eine Oeffnung ein Horntäfelchen, mit einem nicht zu weiten Loche in der Mitte, eingefügt ist. Dadurch wird das schielende Auge gezwungen, durch die Oeffnung in gerader Linie zu sehen. Die Muskeln des einen Auges ziehen sich zusammen, die des andern dehnen sich aus; die Pupille erhält endlich ihre normale Stellung und Richtung, und das Uebel verliert sich in der Zeit weniger Wochen in den meisten Fällen.

* Der Mensch hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Staate: Die Vernunft ist die Königin, der Verstand ihr Minister, die Phantasie ihr Maître de plaisir, das Gedächtniß ihr Schatzmeister, kurz, die Seelenkräfte sind der Adel, welche den Hof der Königin ausmachen. Die Sinne sind der fleißige Bürgerstand. die Leidenschaften der Pöbel, die Sanskülottes, Gewinnen die letztern die Oberhand, so bestechen sie die Sinne, machen sich dem Adel dienstbar und guillotiniren am Ende die Königin Vernunft.

Lebensphilosophie.

Wer den Freund aufrichtig empfängt,
Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit,
Arme mit Gabe und Gunst,
Stolze mit Demuth,
Irrende mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth,
Der ist der freundliche Mann.

Glücklich, glücklich nenn' ich den,
Dem des Daseins letzte Stunde
Schlägt in seiner Kinder Mitte.
Solches Scheiden heißt nicht Sterben,
Denn er lebt in Angedenken,
Lebt in seines Wirkens Früchten,
Lebt in seiner Kinder Thaten,
Lebt in seiner Enkel Mund.

Auflösung des Logogryphs in № 132:
Saul, Faul, Paul, Maul, Gaul.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Donnerstag, 11. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

Zermalmt, wie von den Donnern des Gerichts gerührt, stand der Ritter vor ihr. Unstät, wie von Dämonen verfolgt, rasten seine Gedanken durch sein Gehirn. Er wußte nicht, sollte er die Größe der Leidenschaft seiner Base, über deren Gegenstand er so tief im Dunklen war, mehr anstaunen, oder die ernste Entschlossenheit des Willens, der die Empfindung mit solcher Macht zu beherrschen wußte, mehr bewundern. Je mehr sich aber diese Verehrung des von ihm angebeteten Mädchens steigerte, je tiefer dehnte sich der unermeßliche Abgrund seines Schmerzes, seiner unerwiderten Liebe vor ihm aus. So hatte er sie noch nie gesehen, nie war noch so ihre Gestalt, des Irdischen entkleidet, in himmlischer Glorie vor ihm gestanden. Wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte hatte sie ihm den Eintritt ins Paradies seiner Liebe versagt, und wie liebte er ihn, diesen Engel, der ihm das zweischneidige Schwert in die Seele stieß! Wie schwach, wie klein fühlte er sich der männlichen Kraft dieses Weibes gegenüber! Zurückgestoßen und angezogen mußte er ihr folgen, wie die Sonnenblume der Sonne, wenn auch deren Wurzeln und Stamm Sturm und Gewitter beugen und brechen.

Eine entsetzliche Stille, in deren geheimnißvollem Schweigen eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen auf- und niedertauchte, drückte mit eherner Schwere das Gemüth der beiden sich nun Gegenübersitzenden nieder.

Ernst brach sie zuerst.

Mit süßem Schmeicheln streichelte er ihr in den Locken, in schmerzlichstem Gefühle der Entsagung sandte er seine Blicke auf ihr schönes Antlitz, bebte ihr mit flehendem Hauche zu:

„Dir zu entsagen, innigst geliebte Barbara, habe ich seit unserem letzten Zusammensein gelernt. Ich will Dir die schmerzlichen Kämpfe meines Innern nicht ausmalen und Mitleid in Deine Züge hauchen, die nimmermehr mir Liebe lächeln werden; will Dich nicht durch meinen Kummer betrüben und Dich in die traurige Oede meines Innern blicken lassen. Liegt auch Gottes schöne Schöpfung wie von einem Trauerflor umschleiert vor meinen Blicken, so wandelt doch darin mit lichtumflossener Klarheit eine Engelsgestalt, der sehnsüchtig mein Auge folgt. Nimmer will ich Liebe von Dir begehren, nimmer durch eine Regung meines Innern Dich ferner erfahren lassen, wie unendlich mein Herz nur von Dir erfüllt ist. Laß mich Dich beschützen in allen Nöthen und Beschwerden, Dir beistehen, wenn Du Kummer fühlst, Dich unterstützen, wenn Du schwach wirst, und mein höchster Trost, mein größtes Glück möge das sein, Dir opfernd meine treue Seele weihen, mein Leben für Dich aushauchen zu lassen."

„Du bist entsetzlich, Ernst," sprach Barbara mit abgewandtem Gesicht und erhob sich, „Du willst Wunden heilen und schlägst neue. Glaubst Du etwa, es werde mich glücklicher machen, wenn ich Dich für mich abmartern und leiden sehe, mich ruhiger machen, wenn ich Deinen Frieden untergraben weiß? Fühltest Du die Schmerzen, die mir meine entschiedene Weigerung verursacht, Du würdest barmherziger gegen mich sein! Ich schätze Deine edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens so hoch und soll Dich zum unmännlichen Jammerbild herabgewürdigt sehen! Ermanne Dich, Ernst; Dich ruft das Leben, der Kampf für Dein Vaterland; unterdrücke das ungestüme Pochen Deines Herzens und lerne von mir die Empfindung dem Willen des Verstandes dienstbar machen."

Sie wandte sich weg von ihm, Zähren rollten von ihren Wangen in reichen Perlen herab und verriethen nur zu deutlich, daß die Worte dießmal ihre Empfindung Lügen strafen, der Verstand nur mit der ungeheuersten Anstrengung das Gefühl unterjochte.

„So will ich Dich denn jetzt verlassen," entgegnete Ernst männlich und resignirt, aber seine Resignation war eine künstliche; „aber binnen Kurzem kehre ich wieder. Ich kann, ich darf Dich nicht verlassen; ich habe es Deinem sterbenden Vater feierlichst zugeschworen und werde meinen Eid heilig halten. Aber glaube nicht, daß ich wieder kommen werde, Dir das Geheimniß, das Du mit fürchterlichem Schweigen in Deiner Brust verwahrst, zu entlocken, ihm nahe zu treten. Nur Dich umschweben will ich wie Dein guter Genius, wie der Genius der — Liebe!"

Rasch wandte er sich, tief in seinen Mantel sich einhüllend, der Thüre zu und entfernte sich. Barbara blickte ihm mit einem Blicke tiefster Rührung nach; aber in den Ausdruck ihrer Züge mischte sich eine unerklärliche Angst, die einen um so sonderbareren Gegensatz zu ihrer vorhergehenden Entschlossenheit bildete, als diese Angst keineswegs Mitleid für Ernst v. Heerbrandt zu sein schien, sondern einen andern tiefern Grund haben mußte.

7.

Unruhig bewegte sich der Markgraf auf seinem Bette hin und her, das Haupt bald in die eine, bald in die andere Ecke anlehnend. Er, den die Erscheinung der weißen Gestalt nach ihrem ersten Besuche durch ihre Verheißungen mit Entschlossenheit und Muth beseelt hatte, schien heute von einem ganz sonderbaren Gefühl des Zweifels, von einer beengenden Unruhe überfallen zu sein. Erst hatte er unfehlbar an die Göttlichkeit der Sendung dieses Wesens aus der andern Welt geglaubt und hielt die Erscheinung für die dem Volksglauben nach hie und da aus der Geisterwelt zurückkehrende „weiße Frau", welche nach der Tradition besonders das Haus der Zollern bewachen und beschützen sollte, um durch tausendjähriges Wandern auf der Erde schwere begangene Schuld zu sühnen. Seit sie ihn aber zum zweiten Male mit ihrem Besuche beglückt hatte, war sein Wesen ganz umgestimmt. Nicht mehr hatte er, so wie zuerst, mit demselben gefesselten Interesse ihren weisen Rathschlägen zur Wiedereroberung seines Reiches und Thrones gefolgt; sein Auge weilte mit Begeisterung auf den edlen Zügen der Gestalt; sein ganzes Sinnen und Denken verlor sich in dem Wohllaut der Worte, die von ihren Lippen tönten, und ein geheimer Zug seiner Seele zog ihn unwiderstehlich zu dem räthselhaften, engelgleichen Wesen hin, das die Dämmerung des Gemaches nur so beleuchtete, daß es wie in einen Nebelschleier gehüllt erschien, der aber nichtsdestoweniger das Ebenmaß des Körperbaues und des Antlitzes erkennen ließ.

Verloren in seine Träume, schlummerte er leicht ein, wurde aber bald wieder durch ein Geräusch geweckt und die „weiße Frau" stand vor ihm.

Aber die Stimme, die vorher mit Sicherheit und Ruhe zu ihm gesprochen und ihm Rathschläge der Weisheit und Belehrungen ertheilt hatte, war heute zitternd und schwankend.

„Habt Ihr, Herr Markgraf," fing sie endlich an, „über Alles, was ich Euch mittheilte, reiflich nachgedacht, es in tiefe Erwägung gezogen? Die Stimmung der Gemüther ist allerorts für Euch; Euern Sohn Georg zernagt die Reue, er wünscht nichts sehnlicher als Eure Rückkehr, um sich Euch demüthig und bußfertig, um Gnade flehend, zu Füßen werfen zu können. Casimir, Euer schlimmster Sohn, hat durch die Halsstarrigkeit und Rohheit seines Charakters Adel wie Geistlichkeit von sich abgestoßen. Also zum raschen Entschlusse, würdiger Nachfolger großer Ahnen, so lange ich Euch noch rathend helfen kann. Denn leider — hier stammelte ihre Zunge und ein Seufzer entrang sich ihrer Brust — ist meine Zeit abgelaufen und mir nicht lange mehr vergönnt, in Eurer Nähe zu weilen —"

Die Stimme versagte ihr.

„Himmlisches Wesen!" rief Friedrich und sprang vom Lager auf, „Du willst mich verlassen, um den Erdgeborenen durch Deinen Zurückflug in jene verklärten Höhen nur um so schmerzlicher empfinden zu lassen, daß er am Staube klebt und den hehren Flug nicht mit unternehmen kann?"

„Mit unternehmen!" versetzte die Gestalt, und ihre Stimme ertönte sanft und mild, „mit mir?"

„Ja mit Dir, Du Engelsgestalt," versetzte rasch der Markgraf, „die Du hereintratst in meine dunkle, düstere Zelle, in die mich der Undank meiner ungerathenen Söhne stieß, mild und klar wie ein Strahl der Gottheit, der sich mir ins Herz senkte, mich zu erleuchten und zu erwärmen. O, vergib dem Erdensohne, wenn er, von Bewunderung, von Anbetung für Dich hingerissen, irdische Liebe zu Dir, dem geistigen Wesen, in seinem Herzen faßte. Kann der Mensch doch nicht anders als menschlich lieben!"

„Ihr liebt mich, Herr Markgraf!“ rief die weiße Frau aus, wie von einem unendlichen Entzücken durchströmt.

Friedrich durchschauerte eine süße Ahnung; diese Stimme schien ihm bekannt und erklang ihm wie eine holde Erinnerung aus schöneren Zeiten. Die tiefe Empfindung des Augenblicks hatte keinen Raum für ruhigere Ueberlegung. Er umschlang die Gestalt aus einer andern Welt; ein leichter Lichtstrahl der erlöschenden Lampe, deren spärlicher Genuß ihm erst seit einigen Tagen gestattet worden war, glitt in diesem Augenblick blitzähnlich über ihr Antlitz und er hielt in seinen Armen — Barbara von Rosenau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Mittel gegen Duelle.) In der französischen Königsgarde, welche in Argentueil stationirt war, hatten die Offiziere eine so wahnsinnige Wuth auf Duelle, daß sich endlich die Regierung genöthigt sah, dagegen einzuschreiten. Sie schickte den General Comte du Brassis mit vollkommenster Vollmacht dorthin. Mit äußerster Liebenswürdigkeit versammelte derselbe sofort nach seiner Ankunft die Offiziere an seiner Tafel und schloß seine höchst joviale Rede mit den Worten: „Noch Eins, meine Herrn, ich habe gehört, daß Sie sich gern duelliren; ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden, aber eine Bitte werden Sie mir gewiß erfüllen: zeigen Sie mir vorher jedesmal Ihre Absicht an und nennen Sie mir den Grund der Uneinigkeit!“ Gern wurde ihm dies versprochen und der General zog sich in seine Gemächer zurück. Kaum war er dort eine Viertelstunde, als zwei Offiziere sich melden ließen, die ihm ihre Absicht, sich zu schlagen, mittheilten. „Und weßhalb? Sie waren doch soeben noch die besten Freunde?“ fragte er. — „Wir haben uns nicht einigen können, ob Marie Antoinette immer gepudert ging oder nicht; das war der Grund zu verschiedenen harten Worten, die wir mit dem Degen ausgleichen wollen.“ — „Der Grund ist sehr wichtig!“ erwiderte ganz ernst der General, „ich hoffe, daß er genügen wird, um das Duell als kein Kinderspiel anzusehen und Sie schon morgen damit vorgehen zu lassen.“ Anderen Tages waren beide Offiziere auf der Parade. „Warum nicht duellirt?“ fragte finster der General. — „Wir haben uns geschlagen, hier mein Arm in der Binde beweist, daß es ernsthaft war,“ erwiderte der Eine. — „Lächerlich, um solche Beleidigungen kratzt man sich nicht! Ich erwarte, daß Sie sich morgen auf Tod und Leben schlagen, wenn Sie Ehre haben!“ Anderen Tages schlugen sie sich; der Eine erhielt eine höchst gefährliche Wunde, die ihn sechs Wochen an das Bett fesselte. Während dieser Zeit hatten sich noch viele Offiziere als duellustig gemeldet, wurden aber vom General dahin beschieden, zu warten, bis die erste Sache erledigt sei. Endlich darf der verwundete Offizier wieder ausgehen. Auf den Arm des anderen gestützt, macht er den ersten Spaziergang. Der General begegnet ihnen. Wüthend fährt er sie an: „Ich werde Sie morgen vor dem Regiment für Feiglinge erkären, wenn Sie nicht endlich der Geschichte ein Ende machen. Einer muß auf dem Platze bleiben. Das Duell ist kein Narrenspiel!“ Am andern Morgen schlugen sie sich zum drittenmale — sie rannten sich Beide die Klingen durch den Bauch und standen nicht wieder auf. Der General erhielt nie wieder ein Gesuch um ein Duell.

* (Schmugglertreiben.) Der „N. Elb. Anz.“ enthält eine interessante Schilderung des Schmugglertreibens an der preußisch-russischen Grenze, welcher wir Folgendes entnehmen: Wie der Gemsjäger mit seinen Abgründen, Schneestürmen und Lawinen, werden die Schmuggler bald mit den Gefahren ihres Gewerbes vertraut und gar oft durch die Gefahr selbst gereizt. Die unberittenen Schmuggler von geringerer Bedeutung, die sich in größere Unternehmungen nicht einlassen, haben gewöhnlich Rollen und Säcke um den Leib und die Brust geschnallt. Sie entwickeln bei ihren Gängen, um die Wachsamkeit der Postenkette zu täuschen, oft eine Gewandtheit und List, die an die der amerikanischen Indianer erinnert. Wie dort werden im Winter oft künstliche Fährten im Schnee gemacht, um die Soldaten irre zu führen, oft gehen sie ganze Strecken rückwärts, oft vergraben sie sich bei starker Gefahr im Schnee. — Die berittenen Schmuggler haben gewöhnlich zu beiden Seiten des Sattelbogens ziemlich große Kisten angeschnallt und um den Leib Rollen gewickelt, so daß sie oft noch einmal so dick erscheinen, als sie wirklich sind. Das Geschäft wird theils auf eigene Rechnung und Gefahr getrieben, theils gegen einen bestimmten Antheil am Gewinn. Die Reiter haben vortreffliche Pferde, die mit der Schnelligkeit und Sicherheit der Gazelle über Gräben und andere Hindernisse hinwegsetzen. Auf

verschiedenen Schleichwegen geht es nach der Grenze, wo es gilt, eine dreifache Postenkette zu täuschen. List und Kühnheit, im Nothfalle auch Bestechung helfen ihnen meistentheils glücklich zum Ziele. Haben sie den Feind im Rücken, so vertrauen sie sich der Schnelligkeit ihrer Pferde an. Die Russen sind schlechte Schützen und die nachgesandten Kugeln treffen selten. Sind ihnen die Verfolger zu nahe auf den Fersen, so geben sie einen dazu bereit gehaltenen Theil der Waare Preis. Der Soldat fahndet darauf viel lieber, als auf den Schmuggler selbst; denn von der Waare erhält er seinen Beuteantheil; durch den Fang des Schmugglers hat er nur Unannehmlichkeiten und Mühen. — Große Schmugglerbanden, die sich in einzelnen Grenzdörfern jenseits der Memel aufhalten, gehen bis an die Zähne bewaffnet und bringen beträchtliche Ladungen, oft ganze Wagenzüge hinüber. Zwischen ihnen und den Grenzsoldaten kommt es nicht selten zu hitzigen Gefechten, bei denen es von beiden Seiten Todte und Verwundete gibt. Wenn es irgend angeht, suchen sie den Offizier des Grenzkorps zu bestechen. Dieser beordert dann unter dem Vorgeben, sichere Kunde erhalten zu haben, seine Leute an eine bestimmte Stelle und läßt auf diese Weise den Schmugglern freien Weg, an einer unbewachten Stelle die Grenze zu passiren. Auf diese Weise sind namentlich zur Zeit des Krimkrieges Hunderte von Wagenladungen hinüber geschafft worden. Stets hat es in diesen Banden Führer gegeben, die sich durch hervorragende List und Kühnheit auszeichneten, wie der bekannte Naudonus Krutinnis (Rostbrust). Er trotzte Jahre lang allen Verfolgungen, bis er zuletzt vom Schicksal ereilt wurde. Von falschen Freunden verrathen, gerieth er in russische Gefangenschaft und wurde auf dem offenen Markte eines Grenzstädtchens zum Tode geknutet. Seine zähe Lebenskraft ertrug eine zweimalige Knutung, erst bei der dritten erlag er.

* Ein Kaufmann Friedrich Schrei in einer kleinen schlesischen Provinzialstadt — so erzählt die „Br. Ztg." — hatte in einer Konditorei mit einem andern Besucher derselben einen Streit, aus dem sich ein Briefwechsel entwickelte, in welchem Herr Schrei von dem Ausdruck „Attisches Salz" Gebrauch machte. Einige Tage darauf las man in dem amtlichen Organ der Kommunalbehörde folgendes Inserat: „Attisches Salz und andere Viehsalze sind stets bei mir vorräthig. Schreifritz." Ein Steuerbeamter, dem das Geschäft des Salzfaktors übertragen war, fühlte sich durch diese Annonce veranlaßt, einen Unterbeamten mit Ermittelung einer eventuellen Defraudation zu beauftragen. Diesem gelang es in der That, in der Nähe der Stadt einen Grundbesitzer Schreifritz zu ermitteln, bei dem er eine Haussuchung abhielt, die freilich kein Resultat hatte. Auf Grund dieser Mittheilung konnte nun der mit der Ueberwachung des Salz-Importes beauftragte Beamte seinen Bericht an die vorgesetzte Behörde, wie folgt, entwerfen: „Nachdem ich durch das Wochenblatt in Erfahrung gebracht, daß hierorts ein fremdes Salz unter dem Namen „attisches Salz" importirt worden, habe ich vigiliren und bei dem Stellenbesitzer Schreifritz, welcher der Defraudation verdächtig worden, Haussuchung halten lassen; aber von attischem Salze war keine Spur bei ihm zu finden rc."

* (Chinesische Musik.) Ein kalifornischer Journalist, der in San Francisko ein chinesisches Theater besucht, schildert die während der Vorstellung ausgeführte Musik wie fogt: „Man versetze sich in eine Kesselfabrik, wo 400 Hände mit Hämmern beschäftigt sind, denke sich rechter Hand eine Klempnerwerkstatt in voller Thätigkeit, linker Hand eine Quarzmühle, vorne 600 Betrunkene mit allerlei Instrumenten, auf dem Dache 4000 wüthende Katzen, und man wird einen schwachen Begriff von den Leistungen eines chinesischen Musikkorps bekommen."

* Dem Grafen Derby, der seit drei Jahrzehnten an der Gicht litt, sendete vor einigen Jahren ein Weinhändler eine Probeflasche zu, mit der förmlichen Versicherung: dieser Wein sei sehr gut für die Gicht. Der Adressat antwortete: „Graf Derby sendet dem Herrn K. seine Komplimente und benachrichtigt ihn, daß er den Wein erhalten und probirt hat, aber die Gicht vorzieht."

Räthsel.

Nimm dir die Zweite zur Ersten, du kannst sie dann besser vertragen;
Bist du zum Ganzen bereit, soll es gesegnet dir sein!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Samstag, 13. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Fortsetzung.)

8.

„Barbara," rief der Markgraf, vor Erstaunen einen Schritt zurückweichend, „Du, mein Engel, willst mir rettend nahen! Wahrlich, ich hatte doch recht, Dich für ein nicht dem Staube, sondern jenen himmlischen Lichtgefilden angehöriges Wesen zu halten, das gekommen ist, mir meine Leiden durch seine Gegenwart zu versüßen. Den größten Gefahren, ja selbst dem Tode, den meine ungerathenen Buben über Jeden verhängt, der sich unterfangen würde, die Schwelle meines Gemaches zu übertreten, hast Du muthig getrotzt, mir mit Deinem weisen Rathe die öde Leere meines Kerkers vergessen zu machen und Hoffnungen in mir zu erwecken, die jetzt mit verdoppelter Kraft meine Brust erfolgessicher dehnen. Wohl hatte schon Deine edle Gestalt, Dein zartes, züchtiges Wesen damals einen unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht, als Dein Großvater Dich mir bei meiner Rückkehr aus jener verhängnißvollen venetianischen Fehde auf meinem Schlosse vorstellte; allein die Unruhen meiner Länder und zuletzt die übermüthigen Bestrebungen meiner anmaßenden Söhne, die frevelnd Hand an das Haupt ihres Vaters legten, hatten Dein Bild aus meinem Gedächtnisse verlöscht, in das es jetzt, von himmlischem Glanze verklärt, zurückkehrt. O fühltest Du den unverkennbaren Zug meines Herzens, der mich mit stürmischem Drange zu Dir hinreißt, Du würdest Dein Gefühl gerechtfertigt sehen, das Dich bei Deinem kühnen Handeln leitete und das mir, wenn ich meine Empfindung gegen Dich selber frage, einen schöneren Namen zu verdienen scheint, als den der Pflicht gegen Deinen ehemaligen Regenten."

„Ich gestehe, edler Herr," hob das Mädchen nach einer Weile mit gesenktem Blicke und zaghafter Stimme an, „daß meine Empfindung für Euch einen wärmeren und edleren Ausdruck für seine Regung kennt, als die ganze Skala des Pflichtgefühls aufzuweisen hat, und stehe nicht an, zu bekennen, daß Liebe, begeisterte Liebe für Euch mich gelehrt hat, die Grenzen weiblichen Anstandes zu vergessen und die Schranken zu brechen, welche die Gesellschaft zwischen mich und Euch gesetzt hat, die Hemmnisse zu überwinden, welche mir zur Erreichung meines Zweckes hindernd im Wege standen. Aber jene uneigennützige Liebe ist es, das schwöre ich Euch, die mich schützend geleitete, jene aufopfernde Liebe, die ihren Lohn in sich selbst findet, und in der Ausübung der ihr durch ihre tiefsten und geheimsten Regungen gebotenen Verpflichtungen."

„Du hochherziges Mädchen, laß Dich an diese Brust drücken, die von treuer Gegenliebe zu Dir so ganz erfüllt ist!" rief der Markgraf aus und umarmte die schöne Barbara. „Aber, edles Kind, womit habe ich denn all' diese Liebe verdient, die ich jetzt Dir erst mit Erwiederung lohnen kann? Du stehst vor mir in der Blüthe Deiner Jahre, die schönste Maid weit und breit, würdig der tapfersten und edelsten Söhne Deines Landes, die sich um Deinen Besitz blutig streiten würden, und — ich, ich bin ein schwacher, armer, gefangener Greis!"

„Spottet nicht meiner Liebe, edler Herr," sagte sie zu ihm, „und erniedrigt sie nicht durch die kalten Eingebungen des berechnenden Verstandes. Die Liebe, die nicht Kerker und Tod scheute, um zu Euch hindurch zu dringen, wird den zufälligen Unterschied des Alters tief unter ihrer Erwägung erachten. Nichts soll mich abhalten, meinen Entschluß durchzusetzen, Euch zu retten, Euch zu erlösen, und sollte mein Tod die

Brücke sein, über die Euch der Sieg führen müßte! Seht, Herr Markgraf," fuhr sie in traulichem Gespräche fort, „schon als Kind, als mich noch der Großvater auf den Knieen schaukelte, erzählte er mir von Euch und Euer Bild, mit den schönsten Farben meiner Phantasie ausgeschmückt, trat vor meine Seele — um sie nimmer zu verlassen. Als Jungfrau erfüllte mich der Ruf Eurer Thaten mit Begeisterung, und als ich Euch von Angesicht zu Angesicht schaute in der ganzen Kraft männlicher und ritterlicher Würde, da war's um meinen Frieden für immer geschehen. Mit steigender Theilnahme folgte ich den Nachrichten von Eurem Triumphe im Kampfe, und jeder neue Sieg fügte eine weitere Blüthe dem Kranze meiner Liebe und Verehrung für Euch bei. Ihr kehrtet endlich sieggekrönt zurück, und mit bebendem Herzen überwachte ich jede unbesonnene Aeußerung meiner inneren Regungen. Als ich Euch da, von meinem Ohm vorgestellt, im großen Banketsaale gegenüber trat — ich kann Euch meine Empfindung nicht schildern. Ich war selig! Bald aber schnürte mir die Angst um Euch meine Brust zusammen. Die feindselige Stimmung Eurer beiden Herrn Söhne war mir nicht entgangen; Casimir wiegelte den Adel auf, und der schwachherzige Georg unterstützte die Pläne seines Bruders mit seinem Einflusse auf die Geistlichkeit. Von Mund zu Mund rann die für mich so entsetzliche Kunde. Da hörte ich einst ein Gemurmel: auf Burg Berenstein werde eine Verschwörung gegen Euch angezettelt. Zwei Vermummte, in denen ich Euren Sohn Casimir und seinen Kumpan, den Herrn von Künsberg, entdeckte, besprachen sich darüber in einem der dunklen Korridors, der dem Thorwege zuführt. Flugs lenkte ich meine Schritte nach der Burg meiner kranken Freundin, der Gemahlin von Künsberg, vorgeblich sie in ihrer Krankheit zu pflegen, thatsächlich aber, um dem Komplotte auf die Spur zu kommen und Euch davon zu unterrichten. Dort fand ich die Verschwörer in einem Saale bei einander, Eure beiden Söhne in ihrer Mitte, Euch den Untergang zuschwörend. Allein eine rasch hinter mir mit schwerem Gepolter sich schließende Thüre machte die Versammelten auf den unbequemen Lauscher aufmerksam. Ich wurde aus meinem Versteck hervorgezogen — kaum entrann ich der Wuth Eures Sohnes Casimir, der schon das Schwert gegen mich gezückt hatte — und gefangen gesetzt. Während der Zeit meiner Gefangenschaft trat jene unheilvolle Katastrophe, wie ich nachher hörte, wirklich ins Leben, und bei meiner Befreiung nach zweimonatlicher Haft durch meinen Vetter Ernst von Heerbrandt waret Ihr bereits diesem düsteren Kerker überliefert. Ich will Euch meinen Schmerz, meinen Kummer nicht beschreiben; beinahe hätte der Wahnsinn mein Haupt erfaßt, wäre nicht der Gedanke, Euch retten und diesen Entschluß durchführen zu können, stärker in mir gewesen. Ich schloß mich auf Burg Plassenburg in die verlassenen Gemächer des Doktor Lampadius ein, Tag und Nacht darüber hinbrütend, wie ich zu Euch gelangen könne. Eines Tages, als ich gerade tiefbetrübt dasaß, blätterte ich gedankenlos in einem Folianten; es war eine alte Chronik, und ich las die Geschichte Eurer Ahnen. Unter Anderem war es nun auch die mich mit Schaudern erfüllende Geschichte der weißen Frau, welche meine Aufmerksamkeit fesselte und plötzlich wie von Gott eingegeben, meinen Entschluß zur Reife brachte. Um die Mitternachtsstunde schritt ich, ganz eingehüllt in dieses weiße Gewand, die Korridors entlang fort; langsam und gemessen waren meine Schritte, aber mein Herz pochte ängstlich ob dem kühnen Wagniß. Doch bald schöpfte ich neuen Muth; der Aufseher der Wache entfloh mit gräßlichem Geschrei, als er mich ansichtig wurde; ihm folgten auch bald Eure Kerkermeister, die Söldner der Wache, als ich mitten durch sie schritt. So gelangte ich zu Euch. Ihr selbst theiltet anfangs den Glauben des Volkes an eine überirdische Erscheinung; ich wollte Euch denselben nicht rauben, um unentdeckt das Werk meiner Liebe vollenden zu können, dessen Erfüllung mich ja allein lohnen sollte. Da kam gestern mein Vetter Heerbrandt mit der Trauerkunde von dem Tode meines theuren Großvaters, des ehemaligen Schloßhauptmannes auf Plassenburg, des Ritters von Rosenau, der ihm in seinem letzten Willen befohlen, nicht von meiner Seite zu weichen, mich zu beschützen, mir stets nahe zu sein. Nicht vermochte ich den unbeugsamen Sinn des Jünglings, der auf Heilighaltung des letzten Willens des Verstorbenen bestand, zu brechen, und nun sah ich alle meine Hoffnungen und Träume zertrümmert. Diese Bewegung meines Innern und der Gedanke, Euch heute zum letzten Male zu sehen — denn ist mein Vetter erst auf Schloß Plassenburg und hört er von der Erscheinung der weißen Frau, so wird er, wie ich ihn kenne, sich alle Mühe geben, der Wahrheit derselben auf die Spur zu kommen — diese Empfindungen waren es, die mich heute aus der Rolle fallen ließen und meine Person Euch entdeckten."

„O Du edles, himmlisches Wesen!" rief der Markgraf, „wie preise ich das Geschick, das Dich mir nahe brachte! Sei aber unbesorgt, Du sollst nicht länger diese gespenstige Rolle spielen. Siehe, hier ist eine Tapetenthüre angebracht, die auf einer Wendeltreppe in das untere Stockwerk und in Deine Gemächer führt. Meine Herrn Söhne kannten die Lokalität nicht lang genug, sonst hätten sie auch diesen Ausgang verriegelt und versperrt, der mich indessen gleichwohl noch lange nicht wieder dem freien Tageslicht viel näher gebracht hätte," fügte er seufzend hinzu.

In der That führte eine verborgene Treppe, die durch eine kaum bemerkbare Thüre mit dem Gefängnißlokale des Markgrafen in Verbindung stand, in das untere Geschoß, wo sich die Zimmer des Doktor Lampatius befanden. Diese Treppe ging bis unter die Erde; sie war der geheime Gang in das Burgverließ.

Rasch entschlüpfte Barbara durch die geheime Thüre, nachdem sie von außen plötzliches Lärmen vernommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Den mannigfachen Bestrebungen unserer Zeit gegenüber, welche auf eine Emanzipation der Frauen hinzielen, ist es vielleicht nicht uninteressant, auch einmal die Stimme einer Frau zu hören, die sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht. Eine amerikanische Dame, Miß Emma Webb, hielt kürzlich in Brooklyn einen Vortrag über „das wahre Ritterthum des Weibes". Dieses Ritterthum ist nach ihrer unmaßgeblichen Meinung in der Liebe, im Zauber der ächten, edlen Weiblichkeit enthalten, und sie sagt u. A.: „Ich kenne keinen widerlicheren, keinen abstoßenderen Anblick als den eines Mannes, der sich zum Weibe zu machen sucht — wenn es nicht etwa der eines Weibes ist, das sich zum Manne zu machen bestrebt. Solche geistige, sittliche und berufliche Verirrungen sind stets wider die Natur, und wo sie nicht der Thorheit entspringen, da müssen sie ihren Grund in der Verderbniß haben. Die zarte, sanfte, überzeugende Gewalt der Anmuth macht das Weib tausendmal mehr fähig, den starren Sinn des Mannes zu beugen, als die klobigen Argumente der starkgeistigen oder vielmehr starkzungigen Weiber, welche sich jetzt in der Welt breitmachen. Die Zunge eines zornigen Weibes ist in der Gesellschaft dem Manne gegenüber so machtlos, wie das Lächeln der Liebe und Bescheidenheit allmächtig ist. Das Weib übt mindestens eben so viel Despotismus über den Mann aus, wie der Mann über das Weib. Es gibt auf der Welt keinen solchen Gewalthaber, wie die Frau es sein kann, wenn sie will. Aber ihre Herrschaft muß sie mit Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ausüben. Gelüstet es den Frauen nach einer noch weiteren Ausdehnung ihrer schon fast unumschränkten Gewalt? Durch Theilnahme an öffentlichen Versammlungen können sie nicht dazu kommen, sondern nur die Macht verlieren, welche sie jetzt besitzen. Durch den Stimmzettel wird das Weib nie eine solche Macht über den Mann ausüben können, wie sie es jetzt durch den Zauber der Weiblichkeit thut. Ein einziges gebildetes, bescheidenes, hingebendes Weib wird im häuslichen Kreise, wenn sich ihr die Gelegenheit dazu bietet, mehr auf die Gesetzgebung des Landes influiren können, als 10,000 Blaustrümpfe, welche ihrem Herzen auf Konventionen Luft machen."

* Heirathslustige Damen seien auf einen Antrag in der Chicago-Tribune hingewiesen, den der Indianer-Häuptling Ka-besh-co-da-way auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege veröffentlicht. Der große Häuptling hat gegenwärtig nur drei Weiber und wünscht seine besseren Hälften durch eine weiße Schönheit zu vermehren. Auf Häuslichkeit und angenehmen Charakter wird mehr gesehen, als auf großes Vermögen. Der große Vater hat ihr ein großes, warmes Haus erbaut, Ka-besh-co-da-way will sein Eigenthum mit ihr theilen und sie auf den Händen tragen. Seine drei gegenwärtigen Frauen hat er stets gut behandelt und sie niemals geschlagen. Zur vollständigen Beruhigung liebesbedürftiger Gemüther theilt der zivilisirte Häuptling mit, er und seine anderen Frauen würden der Auserwählten stets das Schönste und Beste zu essen geben, überhaupt Alles thun, um sie in ihrem Wigwam glücklich und zufrieden zu machen.

* Der letzte amerikanische Krieg, welcher bekanntlich in allen Dingen Riesendimensionen annahm, brachte auch das Zeitungswesen auf eine nie geahnte Höhe. Selbst die „Times" verschwindet dagegen in Nichts. Der „New-Yorker Herald" hatte nicht weniger als 63 Korrespondenten auf allen Punkten des Kriegs: fünf starben auf dem Schlachtfelde, die meisten wurden

mit Wunden bedeckt, viele waren gefangen Monate lang. Jeder erhielt sein Zelt, sein Pferd, vor Allem aber die unbeschränktesten Vollmachten bezüglich der Ausgaben. Für eine einzige Nachricht hat einer der Korrespondenten 1400 fl., für eine andere 2500 fl. ausgegeben. Die Erfindung des Telegraphirens von Karten war für den Herald ausschließlich gemacht und zur Anwendung gekommen. Auf den Kriegsschiffen haben sämmtliche Korrespondenten Kriegsdienste gethan. 123 Pferde hat das Journal im Laufe des Krieges seinen Korrespondenten geliefert, die meisten kamen um, 55 nur in höchst elendem Zustande zurück. Im Verlaufe von 4 Jahren verausgabte das Journal 1,600,000 fl. für seine Korrespondenten. Dadurch allein war es möglich, daß es allen Anderen zuvor kam und selbst besser als die Regierung unterrichtet war.

* Räthsel.

Eine muntere Gesellschaft von Herren und Damen rüsteten sich zur Besteigung des Gaisberges bei Salzburg. Die Herren sollten die Bergfahrt zu Fuß, die Damen zu Pferd (?), Eine zu Esel antreten. Dem Meister Langohr wurde die Aufgabe, die zarte Last und süße Bürde auf seine Schultern zu nehmen. — Rüstig vorwärts schreitend, gelangte man schon um 5 Uhr Nachmittags an das Ziel. Ein prachtvoller Fernblick entzückte die Gesellschaft, und trotz Müdigkeit und eingetretenem starkem Luftzug wurde beschlossen, den Untergang der Sonne im Freien abzuwarten; Tische und Stühle brachte man vor das Haus, und nachdem man mit einer guten Portion Mehlspeise ꝛc. den Magen, den Allerwelts-Regenten, befriedigt hatte, kam es zur heitersten Unterhaltung; doch plötzlich wurde dieselbe unterbrochen durch das anhaltende, ohrenzerreißende Ya-Geschrei eines der bereits abgefütterten Vierfüßler. Alles wurde zu seiner Beruhigung aufgeboten; die Herren warfen ihm Heu vor, die Damen, die ja berufen sind, jedem Geschöpf das Leben zu versüßen, boten ihm Zucker; es half nichts, bis endlich sein Gebieter, der muntere Eseltreiber Görgli, ein ehrlicher Schwabe, erschien. — „Ach, lieb's Fräuli, gebe's doch dem Esel koi Zuckerli, denn mit drei Worten, wenn ich's dem Esel in's Ohr sag, ischt er ruhig." — Alles staunte. Der Eseltreiber ging sogleich an's Werk, doch Niemand konnte die mysteriösen Worte verstehen, deren Wirkung eine fast augenblickliche war. Ruhig legte sich das Thier nieder, und kein zustimmendes stereotypes Ya reizte mehr zur Opposition. — Nun aber ging's an ein Fragen und Rathen, was das wohl für Worte gewesen sein müssen, welche diesen Zauber hervorgebracht. — Görgli wurde gerufen und von einer der jungen Damen gebeten, das Geheimniß zu verrathen. — „Ja, mei lieb's Fräuli," sagt Görgli, „dös ischt leicht zu errathe (man soll zwar die Thier net mit de Menschen vergleiche), aber grad die 3 nämliche Wort, wenn Sie's rückwärts lese und ausspreche, die hat Ihr Schullehrer g'wiß oft zu Ihna g'sagt, und wenn Sie sein Räth befolgt hab'n, dann war'n Sie aug sei beschte Schülerin, und im Lesen habes den ersten Preis verdient!" — Alles verlegte sich nun auf's Rathen, und nachdem die Nacht hereingebrochen war, ist auch keinem im Traum die Lösung eingefallen. Andern Tages, als man wieder am Fuße des Berges angelangt war, griff die liebenswürdige Dame zum letzten Mittel, Görgli's Zunge zu lösen, dieses Mittel war ein österreichisches Guldenstück, das sie dem Görgli in die Hand drückte; Görgli hat die Tressur verrathen. — Nun, mein lieber Leser, errathe die 3 Worte, denn wenn nicht der Herr Redakteur so freundlich ist, dir die Lösung mitzutheilen, so kostet es dich am Ende, wenn du nächstes Jahr dieselbe Bergfahrt machst, einen neuen Thaler; denn der Görgli thut's nicht immer so billig!

Lebensphilosophie.

Vergnügter Lohn der Elternliebe!
O süßer Sorgen süße Frucht!
Ein Vogel folgt dem zarten Triebe
Und nährt mit Freuden seine Zucht.
Doch weder Storch noch Taube bauen
Den Kindern ein gewisses Nest.
Der Mensch nur kann sie glücklich schauen,
Eh' er sie aus den Armen läßt.

Auflösung des Logogryphs in № 134:
Mahlzeit!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Dienstag, 16. November 1869.

Die weiße Frau auf Plassenburg.

(Forts. u. Schluß.)

9.

„Barbara, schön Bärbchen, wie seid Ihr doch immer in Gedanken verloren! Sitzt Ihr doch da, in Euer Zimmer gebannt, schon seit zwei Stunden, und senkt den Blick zur Erde nieder, gänzlich mit Euch selbst beschäftigt! Fürwahr, Eure Seele muß eine ganze Welt für Euch sein, in der Ihr ganz und gar lebt und webt, die Euch Gottes schöne Natur gänzlich entbehrlich zu machen scheint. Seht doch, wie schön im Blüthenschmucke die Natur vor unseren Blicken daliegt! Aber Ihr blickt mich ja gar nicht an und während mein Auge mit Entzücken auf Eurem Antlitz weilt, dessen Jugendfrische mit dem Frühling da draußen wetteifert, sitzt Ihr, den Blick in Euch selbst versenkt, da. Glücklich, selig ist der, dessen Odem diese schöne Welt Eures Innern ins Dasein gerufen, dessen Geist sie regieret und im Gange erhält! Nimmer, das glaubt mir, raubt Ihr mir die Ueberzeugung, daß Ihr liebt und wieder geliebt werdet. Längst wäre das Roth Eurer Wangen, das in diesem Augenblicke seine Purpurfarbe über Euer Antlitz ergießt, gewichen und hätte des Grames fahlem Scheine Platz gemacht. Seit Ihr auf Plassenburg seid, habt Ihr Euch verändert, aber verändert zu Eurem Vortheile. Eure Züge umstrahlt ein seliges Lächeln und Eure ganze Gestalt hat sich gehoben, kräftiger, bewußtseinsfroher gestaltet."

Unsere Leser werden in dem Sprecher obiger Worte bereits Ernst von Heerbrandt erkannt haben, wie in der Angeredeten die schöne Barbara von Rosenau.

Der Ritter von Heerbrandt hatte sich nach seiner letzten Anwesenheit auf Plassenburg und seinem Gespräche mit Barbara sogleich an den Hof der beiden Regenten Casimir und Georg begeben und von Letzterem sogleich sich eine Audienz erbeten.

Seine Liebe, welcher der letzte Willen des Verstorbenen recht gelegen zur Ausführung ihrer geheimsten Wünsche kam, zu Barbara trieb Ernst an, seiner Angebeteten immer möglichst nahe zu sein. Zu diesem Zwecke bat er Prinz Georg, mit dem er in freundschaftlichem Verhältnisse stand, und der ihn längst für seine geleisteten treuen Dienste mit irgend einem Amte belehnen wollte, um Uebertragung der Schloßhauptmannsstelle auf Plassenburg, welche ihm derselbe auch sogleich versprach.

Mit den nöthigen schriftlichen Dokumenten versehen, ritt daher, noch war kein Monat vergangen seit seinem letzten Gespräche mit Barbara, Ernst von Heerbrandt auf Schloß Plassenburg zu und installirte sich daselbst als Hauptmann.

Die Ankunft des Vetters und dessen neue Stellung auf der Burg war ein Donnerschlag für Barbara gewesen; denn nicht ohne Grund fürchtete sie durch ihn eine Beengung ihrer Thätigkeit zu Gunsten des Markgrafen und vielleicht gar die Entdeckung ihrer nächtlichen Besuche und ihrer Liebe. Inzwischen war ihre Voraussetzung bis jetzt nicht eingetroffen. Ungestört war sie in ihren geheimen Vorbereitungen innerhalb ihrer Gemächer, ungehindert konnte sie ihre nächtlichen Wanderungen in Friedrichs Kerker ausführen; kein Sterblicher wußte um ihr Geheimniß.

Sechs Monden waren schon seit der Ankunft Ernst von Heerbrandts dahin geflossen, und ihre rastlosen Bemühungen für die Befreiung des Markgrafen schienen dem Erfolge nahe zu sein, als obiges Zwiegespräch zwischen Ernst und ihr vorfiel.

Der Ritter war heute besonders beschäftigt um sie. Er hatte sich in ihrem Zimmer Etwas zu schaffen gemacht und unter dem Vorwande, sich über die Natur- und Heilkraft gewisser Kräuter zu belehren, stundenlang die alten Folianten des Doktor Lampadius durchstöbert; im Grunde hatte aber sein Aufenthalt in Barbara's Gemach nur den Zweck, ihr nahe sein zu können.

Barbara sah den Vetter nicht gerade ungern; seine beständige Aufmerksamkeit für sie und die stille Resignation seiner Liebe zu ihr erfreute ihr Herz, und sie weihte ihm eine zarte, aufrichtige Freundschaft. Aber heute war er ihr zur sehr ungelegenen Stunde gekommen; sie hatte den letzten Plan für die Ausführbarkeit der Befreiung des Markgrafen im Kopfe ausgearbeitet und brannte vor Begierde, ihn Friedrich mitzutheilen. Heute noch hoffte sie das kühne Werk ausführen zu können. Ernsts Anwesenheit war ihr daher drückend, denn unter welchem Vorwande hätte sie sich entfernen sollen?

„Vetter," erwiederte sie auf Ernsts Bemerkungen, „höre auf, mich zu foltern und zu quälen. Ihr setzt ein Geheimniß in meiner Seele voraus und habt nicht einmal so viel Schonung und Rücksicht für mich, da Ihr doch Euch, wie Ihr selbst sagt, vergebens abmüht, es zu ergründen, davon zu schweigen. Drängt ferner nicht mit Fragen in mich, denn die Offenbarung desselben wird immer noch zeitig genug kommen, Euch unglücklich zu machen. Ich möchte Euch so gern den Schmerz ersparen, und Ihr quält Euch selbst ab."

Sie blickte Ernst voll Wehmuth an, und dieser wollte eben antworten, als Berittene dem Schlosse nahten und das Hüfthorn erschallte. Vier Vermummte, in die Farben der markgräflichen Prinzen gekleidete Ritter standen vor der Zugbrücke. In ihrer Mitte befand sich eine von Kopf bis zu Fuß mit einem schwarzen Tuche verhüllte Gestalt; die Draperie reichte bis über die Füße des Pferdes, das die Last zu tragen hatte, herab und man konnte durchaus nicht erkennen, was unter derselben verborgen war, da überdies die Sonne bereits untergegangen und Dämmerung eingetreten war. Die Ritter begehrten im Namen des Prinzen Casimir Einlaß.

Ernst grüßte Barbara flüchtig und eilte alsbald fort, um die nöthigen Befehle zur Oeffnung des Thores zu ertheilen.

Das Mädchen, das die sonderbare Cavalcade vor dem Schlosse mit gleichgiltigem Auge betrachtet hatte, sprang auf vor Freude und schickte sich an, ihren längst ersehnten Gang in den Kerker des Markgrafen anzutreten. Als sie aber gerade die Thüre öffnen wollte, hörte sie ein Geräusch, das die geheime Treppe zum Schauplatz zu haben schien. Erschrocken eilte sie zurück und trat an's Fenster. Lange sann sie darüber nach, was wohl jene Tritte, die sie deutlich vernommen zu haben glaubte, bedeuten möchten, da sie aber, wie vor so auch nachher, nichts mehr hörte, glaubte sie sich getäuscht zu haben; was ihr um so natürlicher vorkam, als ja außer ihr und dem Markgrafen Niemand im Schlosse jene geheime Treppe kannte. Rasch entschlossen ging sie daher zum zweiten Male der Thüre zu, aber wie fuhr sie zusammen, als sie dieselbe — verschlossen fand.

Eine ungeheure Angst überfiel jetzt das arme Mädchen; sie drehte, drückte, schob hin und her — die Thüre war nicht zu öffnen.

Was sollte sie nun anfangen? Am Ziele ihrer Bemühungen schien ihr das Schicksal selbst einen Riegel vorschieben zu wollen. Sollte sie aber jetzt verzagen und sich zurückschrecken lassen, wo bald der Erfolg ihre Bestrebungen krönen sollte?

Zitternd sank sie in einen Stuhl; ihren Händen entfiel etwas Schweres: es war eine in Knoten geschürzte Strickleiter. Plötzlich sprang sie jedoch wieder muthbeseelt auf.

„Ich muß zu ihm und führte es mich zum Tode!" rief sie aus. „Ich darf das begonnene Werk nicht unvollendet lassen. Heute oder nie."

10.

Ernst ertönten die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde vom Thurme des Schlosses herab. Langsam, in abgemessenen Schritten schwebte eine weiße Gestalt durch die Korridors des ersten Geschosses in Burg Plassenburg der höheren Etage zu. Ein wildes Geschrei brach los und die „weiße Frau!" erscholl es vom Munde der wachehabenden Söldner. Schon war die schwebende Gestalt dem Vorzimmer, das zum Kerker des Grafen führte, genaht, als eilenden Schrittes ein Ritter in vollem Laufe dahereilte. Es war Ernst von Heerbrandt. Er hatte das Geschrei der Soldaten vernommen und wollte sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Erscheinung überzeugen.

Die weiße Gestalt eilte behende dem Gemach des Markgrafen zu, Ernst aber ihr nach und Beide standen vor Friedrich, der vor Erstaunen wie gelähmt war.

„Sag', wer Du bist, ob ein Wesen aus der andern Welt oder ein elender Betrüger!" schrie Ernst und wollte eben die Gestalt am Gewand

fassen, als diese die Tapetenthüre öffnete und verschwand.

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei; dann ein Fall. Entsetzt fuhr Friedrich auf; Ernst rief die Wache herbei und stürzte der Erscheinung nach. Gähnend wie die Pforte des höllischen Abgrundes stand die Thüre des Burgverließes vor ihm offen. Sicher war die Gestalt in den finstern Schlund hinabgetaumelt.

Nach Verlauf einer Viertelstunde legte Ernst von Heerbrandt den zerschmetterten Leichnam der schönen Barbara von Rosenau zu des Markgrafen Füßen nieder.

11.

„Schon ein Jahr war es, daß die bösen „Söhne des Markgrafen Friedrich IV. ihren „Vater auf Burg Plassenburg im schlimmen „Kerker gefangen hielten. Da erfaßte den jüngern „Sohn Georg, der auch weniger bösen Herzens „war als sein Bruder, die Reue ob der That, „und er beredete seinen Bruder, daß auch er in „sich gänge und den Vater freigäbe, auf daß „sie fürder als brave Kinder nach Gottes Gebot „dem Vater unterthänig verblieben. Darob er„grimmte Casimir baß und ließ seinen eigenen „Bruder, der ihm längst ein Dorn im Auge ge„wesen, selbst gefangen nehmen und auf Burg „Plassenburg ins tiefste Verließ schleppen. Hat „aber nicht lange dort gesessen, massen noch in „derselben Nacht ein frommer Ritter, benamset „Ernst von Heerbrandt, durch einen absonderlichen „Zufall den hohen Herrn im Verließe fand und „ihn zu seinem Herrn Vater führte. Da ist der „Sohn dem Herrn Markgrafen zu Füßen ge„fallen und hat denselben reumüthig um Ver„zeihung angefleht; was dieser auch huldvollst „aufgenommen. Darauf haben Vater und Sohn „gemeinschaftliche Sache gegen den bösen Casimir „gemacht und denselben wieder seiner ungerechten „Herrschaft beraubet. Hierauf lebete Herr Mark„graf Friedrich IV. noch an die zwanzig Jahre „und verstarb seliglich in dem Herrn am 4. April, „am Dienstag nach Judica anno domini 1536 „im 76. Jahre seines Alters.

„Jener Ritter aber, der in seinem Unternehmen „gegen seinen Sohn Casimir ihn treulichst unter„stützt hatte, ist hierauf in ein Kloster gegangen. „Man saget, eine unglückliche Liebe seie schuld „daran gewesen. Wenigstens habe man oft im „Schloßhofe der Burg Plassenburg den frommen „Pater Ernst auf einem Grabe beten sehen. Der „Himmel bewahre Jedermänniglich vor unglück„licher Liebe!“ — —

Mit diesen Worten der Chronik schließen auch wir unsere Geschichte von der „weißen Frau“ auf Plassenburg.

Mannigfaltiges.

* London. George Peabody ist am 4. Nov. Abends nach mehrtägigem Krankenlager an Altersschwäche hier verschieden. Die Laufbahn dieses würdigen Philantropen, der im wahren Sinne des Wortes ein „self-made-man“ war, verdient eine etwas ausführlichere Erwähnung. George Peabody war der Abkömmling eines der sogenannten „Pilgrim-Fathers“, welche im Jahre 1620 die britischen Gestade verließen, um das Banner der englischen Puritaner auf Plymouth-Rock zu pflanzen und den ersten der Staaten von Neu-England zu gründen. Als der Sohn armer Eltern am 18. Februar 1795 in Danvers (Massachusetts) geboren, trat Peabody in seinem 12. Lebensjahre in ein dortiges Spezereigeschäft als Lehrling ein. Vier Jahre später aber etablirte er bereits mit seinem Bruder ein Schnittwaaren-geschäft in New-buryport, das er verließ, um 1812 beim Ausbruch des Krieges mit England als Freiwilliger in eine Artillerie-Kompagnie zu treten und für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen. Nach dem Friedensschlusse in 1815 nahm er seine frühere Laufbahn wieder auf und wurde Theilnehmer eines angesehenen Handlungshauses in Baltimore, das er 1830, als der älteste Theilhaber starb, für eigene Rechnung übernahm. Im Jahre 1837 führten ihn seine finanziellen Unternehmungen zum ersten Male nach England, und 1843 ließ er sich in London als Kaufmann und Banquier nieder. Was Ehrenhaftigkeit, Treue, Pünktlichkeit und öffentliches Vertrauen betrifft, stand die Firma George Peabody u. Co. keinem andern Geschäftshause in der City von London nach. In seiner Eigenschaft als Banquier fand Peabody sehr bald Gelegenheit, seinem Vaterlande nützlich zu werdn und trug 1848 viel zur Wiederherstellung des Kredits von Maryland bei. Im Jahre 1851 trat er zum ersten Male mit einem Akt fürstlicher Freigebigkeit an die Oeffentlichkeit, indem er zur würdigen Repräsentation der Erzeugnisse seines Vaterlandes in der damaligen ersten großen Weltausstellung dem Kommissär der Ver. Staaten 15,000 Doll. zur Verfügung stellte. Im Jahre darauf trug er reichlich zu den Kosten der von Dr. Kane geleiteten amerikanischen Expedition

bei, welche behufs Aufsuchung Sir John Franklin's nach den Polarregionen abging. Als Beweis, daß er im Glanze des Reichthums seine Heimath nicht vergessen, übergab er seiner Vaterstadt im Juni 1852 500,000 Doll. zur Gründung eines Erziehungsinstitutes, das seinen Namen trägt, und seitdem hat er 2 Millionen Dollars zur Förderung des Erziehungswesens in den Südstaaten von Amerika hergegeben. Aber diese großmüthigen Gaben werden gänzlich in Schatten gestellt durch die Wohlthaten, die Peabody den Armen von London erwies. Nachdem er sich 1862 vom geschäftlichen Leben zurückgezogen, ließ er im März dieses Jahres dem Gemeinderath der City von London 150,000 Pfd. Sterl. überreichen, um von diesem Gelde bequeme Wohnhäuser für die arbeitenden Klassen bauen zu lassen. Vier Jahre später überraschte er die an seine fürstlichen Wohlthaten fast gewohnte Welt mit einer zweiten edelmüthigen Handlung, indem er behufs Besserung der Lage der Londoner Armen 100,000 Pfd. Sterl. hergab, ein Geschenk, das er 1868 wiederholte. Die Königin ehrte den „öffentlichen Wohlthäter" durch ein Handschreibn und Ueberreichung eines kostbaren Medaillons mit ihrem Bildnisse. Die Korporation der City von London bewies ihre Dankbarkeit für die ihren Armen erzeigten Wohlthaten dadurch, daß sie dem Philanthropen im Juli d. Js. eine Statue errichten ließ und ihm vor Kurzem das Ehrenbürgerrecht der Stadt verlieh. — Peabody's Leichnam wird nach den Ver. Staaten übergeführt werden, um in seiner Vaterstadt Danvers in dem Mausoleum, das er kürzlich für sich und seine Familie erbauen ließ, beigesetzt zu werden.

* (Ein Abenteuer in Rustschuk.) Aus Rustschuk erzählt man einem Wiener Blatte Folgendes: Am Abende vor der Ankunft des Kaisers Franz Joseph in Rustschuk spazierte Graf K......e an der Seite seiner Gemahlin außerhalb der Stadt und war in den Anblick der untergehenden Sonne vertieft, da näherte sich ihm mehr kriechend als gehend ein ungefähr 12jähriges, halbnacktes Mädchen und bot Beiden Blumen-Bouquets an. Gräfin K. nahm beide Sträuße von dem Kinde und beschenkte es auch. Den Rosen entströmte außergewöhnlich balsamischer Duft, der entzückte und berauschte. Gräfin K. hing sich immer mehr an den Arm des Gemahls und endlich sank ihr Kopf auf seine Schultern. Die heilige Ruhe des Abends, die Einsamkeit um sie her, Alles das wirkte selbst mächtig auf den Grafen, und er glaubte, seine Begleiterin lehne im Anblick der schönen Natur ihr Haupt an seine Schulter, doch als ihr Gang unregelmäßig wurde, blieb er stehen und sah zu seinem Entsetzen das todtenbleiche Antlitz seiner Gattin, deren Hände schlaff herabhingen. Er blickte rings umher, keine Menschenseele war um ihn. Die Mauern der Stadt lagen in einer Entfernung, daß der Schall seiner Stimme sie nicht erreichen konnte. Gräfin K. sank zusammen und blieb todtenähnlich auf einem Rasen liegen. Graf K. mußte sich entschließen, die ohnmächtige Dame nach der Stadt zurückzutragen; eine kleine Strecke that er es auch, mußte aber seinen Entschluß aufgeben, da die Finsterniß zu rasch hereinbrach. Er rief einige Male laut um Hilfe und wollte eben nach der Stadt selbst laufen, um Leute herbeizurufen, da hörte er Schritte. Freudig rief er die Kommenden an, zu helfen, die auch alsbald erschienen und den Herrn Grafen baten, Uhr, Kette, Börse, Ringe, sowohl von ihm wie von seiner Frau Gemahlin, ihnen einzuhändigen. Dafür gaben sie ihm den Trost, daß seine Frau in einer Stunde wieder ganz wohl sein dürfte, sobald der Rosenduft vollkommen verhaucht sein werde. Sie theilten ihm auch noch mit, daß auch er hätte in demselben Zustande sein sollen, wie seine Frau Gemahlin, doch, da er nicht das Bouquet angenommen, er sich wachend seine Effekten müsse abnehmen lassen. Fünf nicht zu beschreibend wild aussehende Kerle, mit Messern und Pistolen bewaffnet, traten näher, nahmen die Effekten, das Gilet und den Rock obendrein. Gräfin K. trugen sie jedoch bis auf Schußweite zur Stadt, von dem Herrn Grafen in einiger Entfernung begleitet, der an jeder Seite einen Banditen als Wache hatte. Als man die Frau Gräfin niedergelassen, feuerte einer der Räuber seine Pistole gegen die Stadt zu ab und war sammt seinen Gesellen in der nächsten Minute verschwunden. Nun kamen eine Menge Personen aus Rustschuk, darunter viele Oesterreicher, welche hilfreich Hand anlegten. Die Räuber kannten genau die Wirkung ihres Rosenduftes. In einer Stunde war die Gräfin wieder vollkommen wach und war untröstlich darüber, daß man ihr sowohl wie ihrem Gemahl selbst die Eheringe vom Finger gezogen hatte.

Auflösung des Räthsels in № 135:

Schlaf' ein, Esel! Lese nie falsch!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Donnerstag, 18. November 1869.

Ein Lebendigtodter.

Der erste Mai war wieder gekommen, und seit der Mittagsstunde strömten die unübersehbaren Wogen der lebenslustigen Wiener durch alle Straßen und Gassen dem Aufenthalte der Seligen an diesem Tage, dem Prater, zu.

In der Leopoldsstadt stand vor dem Thore „zum schwarzen Adler" ein junger schmucker Bursche in ländlicher Tracht und schien eine Weile zu prüfen, in welche Menschenwoge er sich stürzen solle, damit sie ihn weiter nach dem Prater trüge. Es war Wartel, der Oberstallknecht im Gasthofe „zum schwarzen Adler". Erst vor einigen Monaten vom Lande hereingekommen, war er noch zu sehr Neuling in allen Wienerfreuden und hatte zu wenig Zeit, diese kennen zu lernen, um nicht jetzt mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wie er den freien Tag, den er heute hatte, benützen wolle, um Vielerlei kennen zu lernen, bald hatte er daher auch den Entschluß gefaßt, nicht sogleich den Weg nach dem Prater einzuschlagen, vielmehr ließ er seine wohlaufbewahrten, stillgehegten Wünsche seine Erinnerung passiren und fing sich den ersten besten heraus.

Während der verflossenen Wintermonate hatte ihn besonders Eins sehr gereizt, das Geheimnißvoll-Feenhafte im Innern der großen Kaffeehäuser bei glänzender Gasbeleuchtung; oft war er im Vorübergehen von außen an ein Fenster oder an eine Glasthüre getreten und hatte da halbe Stunden lang zwischen Vorhang und Fensterrahmen einen Blick ins Innere des Heiligthums zu werfen gesucht oder abgewartet, bis hinein- oder heraustretende Gäste ihm die Thüren zur bequemlicheren Einsicht öffnen würden: da im Winter aber Doppelthüren im Gebrauche sind, deren eine schließt, während sich die andere öffnet, so blieb die Ausbeute, die er mit heimbrachte, stets nur geringe. Das nur hatte er weggefangen, daß drinnen Alles Ein Licht und Ein Leben ist, daß große grüne Tische dastehen, und farbige Kugeln darauf durch Herren mit langen Stangen herumgejagt werden, bis ein feines Glöcklein andeutet, daß sie in den Abgrund eines Fallbeutels gestürzt seien. So sei nun in diesen wunderbaren Feenpalästen ein ewiges Stoßen, Rollen, Klappen, Klingeln, mit kleineren und größeren Glöckchen, ein ewiges Surmen männlicher Stimmen und Rufen: „Feuer! Wasser! Schwarz! Weiß! Kapuziner, Melansch! Allgemeine Zeitung! Humorist! Die fliegenden Blätter! Sehr weiß, aber ganz weiß! Theaterzeitung! Hahaha! Domino! Spiel Karten! Schach! Melansch! achtzehn — ein Brod? — zwei Brod? — vierundzwanzig, küß' d'Hand! Wienerzeitung! Gleich! u. s. w." Das Alles bei einem Glase Kaffee aus einem Winkel genauer und bequemer zu sehen, war nun lange Wartels innigstes Verlangen, und diesem nachzuhangen kein Tag erlesener als der heutige; nach einer Stunde konnte er immer noch zeitig genug die Praterwanderung beginnen.

Dies mit aller freudigen Wärme beschließend, schritt er nun dem Menschenstrom entgegen, und das war kein Leichtes. Er hatte ein neues Kaffeehaus weit zurück in der Taborstraße auserlesen, dort meinte er, würde weder sein Eintritt schwer fallen, noch würden heute zu viele Gäste einem ganz frischen Ankömmling kein sicheres Plätzchen übrig lassen. Während es nun viel zu stoßen und zu drängen gab, um dem Menschenstrome entgegen durchzukommen, machte es dem Burschen viel Kopfbrechen, was er Alles auf einmal im Kaffeehause begehren solle? Nur Schwarz und Weiß? oder auch Kapuziner und Melansch? ob auch Feuer und Wasser und die Wiener Zeitung? was rathsamer sei: Domino oder Hahaha, Schach oder ein Spiel Karten?

Mitten unter solchen Gedankenschwärmen schlug ein wieherndes Gelächter an seine Ohren, er sprang erschrocken-verlegen bei Seite und verlor beinahe seinen Hut; sein empfindliches Gemüth, immer voll leisen Argwohns, als sähe man an ihm was zu belächeln, redete ihm wieder ein, er habe zu diesem plötzlichen Gelächter Anlaß gegeben. Mit großen Augen umblickend, sah er nun, daß dieses Gelächter von der gottlosen Schaar Fiaker herrühre, welche ihre Wagen gegenüber in langer Reih an den Häuserwänden dahin lehnten und das vorüberpassirende Publikum ihrer Fülle von Satyre preisgaben. Wartel hatte von dem lustigen Völklein der Fiaker schon gar Vieles gehört und konnte sich eines wunderlichen Respekts, wo er sie erblickte, nicht erwehren. Jetzt war guter Rath theuer. War es rathsam, durch eine solche Kolonne von Fiakern Spießruthen zu laufen? War es auch dem Wartel möglich, wie er so viele Wiener sah, über den guten Spaß eines Fiakers zu lachen, oder ihn gleich selbst mit einem noch besseren Spaß zu erwiedern? Nein, nein; es lief ihm wie in einem Ameisenhaufen durch alle Glieder, es zwickte, stach, zuckte, rieselte um seine Lenden bei dem bloßen Gedanken schon, er müsse hüben oder drüben, oder auch mitten in der Gasse ein so großes Uebel für ihn passiren. Er war schon früher einmal an mehreren Fiakern vorübergegangen und hatte bemerkt, wie sie ihn alle unverwandt mit den Augen verfolgten, endlich rief ihm Einer nach: „Hessachristmorial-Josefsachristlannamariannl ihra Du, hast aramol af Wean owa g'schaut?" Wartel ging wie begossen weiter, er hätte gern, laut auflachend, die Flucht ergriffen; aber die Wichtigkeit des Augenblicks erfassend und bemüht, eine gewisse Würde zu behaupten, ging er, ohne umzublicken, weiter und sagte, hinter dem Ohre reibend, laut und tapfer: „Je na, habt Ihr's denn nachgegeben, bis ich kommen bin? Jetzt schau' ich halt, daß ich immer weiter komm'!" Das that er auch, er machte, daß er weiter kam; erst in seinem Stalle zu Hause ließ er die Nachwehen eines heftigen Gelächters über sich selber hereinbrechen. Der Fall war nur ein Kinderspiel gegen den heutigen; Wartel blieb schwankend in einer Mauerecke stehen, welche zwei zusammenstoßende Häuser bilden; dort drüben sah er das ersehnte Kaffeehaus winken, aber zwischen ihm und jenem lockenden Ziele lagerte die schreckliche Horde der Fiaker — was war zu thun? Es blieb nichts übrig, als einen günstigen Augenblick abzuwarten, der ein glückliches Durchbrechen der Horde möglich machte, inzwischen konnte es manche ergötzliche Scene zu beobachten geben.

Der erste Fiaker in der Reihe sah eben ein Fräulein vorübergehen und faßte es aus der Menge heraus ins Auge: „Schatzerl," sagte er sanft wie ein Kind und leise, daß es weit genug zu hören war; „Schatzerl, fahrmer nach Baden oder scherzmer gleich da?" — Das Fräulein warf ihm einen grimmigen Blick zu und rauschte vorüber; Wartel bekam sein wunderliches Fieber wieder und dachte: „Wär' ich das Fräulein gewesen, da wär' der Teufel schon los!"

Zum zweiten Fiaker trat ein Herr und sagte: „Drei Gulden Münze nach dem Prater; in anderthalb Stunden sind wir zurück."

„Euer Gnaden," erwiederte der Fiaker, „Excellenz, um drei Gulden fahrtmer heut' nicht aus'm Schatten. Aber um fünf Gulden gibt's ein fesches Fahren." Der Herr ging ohne Antwort weiter. Die umstehenden Fiaker lachten, einer sagte: „Der ist einem Schneider ausgekommen — Lord Nazi Mäh!" Wartel drückte sich in seinen Winkel zurück, als wollte er sich noch tiefer in die Mauer verbergen: „Mit neun Zwanzigern, dachte er, ist man heunde vor diesen Menschen nicht sicher, wär' ich Lord Mäh gewesen, da hätt' ich meine Tracht schon oben und könnte weiter schauen."

Von den Fiakern, die sich trotz des Menschenstromes mitten in die Gasse hineingepflanzt hatten, sagte jetzt einer zu einem vorübergehenden Herrn, der sein Mädchen führte: „Fahrmer? Fahrmer? Um vier Gulden einmal auf und ab im Prater oder 'naus, wo Sie allein sein können." Das Pärchen sah sich lächelnd an und gab keine Antwort. — „Bruder, siegst denn nid, daß er en Gehrock anhat?" sagte ein anderer Fiaker; der erste rief aber ungestört einen Andern an: „Fahrmer, Gnaden? I sieg's, Ihnen ist so schon warm!"

Der Herr sah lachend des Fiakers Pferde an und sagte: „Fahren wollt' ich schon, aber ich bin im Verein gegen Thierquälerei."

„Eben, ich auch," erwiederte der Fiaker, „drum spannen Sie Ihre zwei Rapperln aus." Der Herr hatte nämlich schwarze Hosen an und ging nicht auf den üppigsten Beinen. — „Jetzt glaub' ich's, daß Du dabei bist," erwiederte dieser lachend im Weitergehen; „Du möchtest mein Geld und auch noch meinen Vorspan haben." — „Was brauch' ich Eure Rappen, fliegen ja Gelsten g'nug herum," ließ es der Fiaker drauf klappen.

Wartel theilte seine Bewunderung zwischen dem Herrn und dem Fiaker; die Witze begriff er erst, als Niemand mehr daran dachte. Jetzt schlug er in ein Gelächter auf, daß Alles in weiter Runde sich umsah. Auch der erste Fiaker entdeckte ihn und sagte: „Was wachst denn dort für eine Krautstauden aus der Mauer heraus?" — Wie mit glühenden Ruthen getrieben, machte sich Wartel aus seinem Winkel heraus; alles Lachen war ihm kurzweg von den Lippen geschnitten; glühend im ganzen Gesichte, den Hut über die Augen gezogen, dachte er: Im Feuer bin ich einmal, jetzt ist's am besten, grade durch.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor 94 Jahren.

Im Jahre 1775 galt der Laib Kornbrod vor der Ernte bis zu 14, eine kurze Zeit auch 15 Kreuzer, fiel aber hernach bis auf 10½ Kreuzer; das Ochsenfleisch kostete zwischen 6 und 7, das Schweinefleisch durchgängig 6 Kreuzer. Der Kartoffelpreis ist nur am Ende des Jahres notirt mit 30 Kreuzer das Malter.

Unter den in diesem Jahre gestorbenen Lutheranern figurirt „Herr Ludwig Ernst v. Hessenzweig, Hauptmann bei dem Hochfürstl. Hessendarmstädtischen Leib-Grenadier-Garderegiment, alt 13 Jahr 1 Mon. 12 Tage — also ein 13jähriger Hauptmann, und noch gar von der Garde! — Als artigen Kontrast finden wir bei derselben Religionsgenossenschaft unter'm 25. Juni einen Täufling von 26 Jahren — Johann Georg Ludwig Brückenstadt, ein Israelit von 26 Jahren. — Am 20. November wurde in der reformirten Gemeinde getauft: Johann Peter, des Bäckermeisters Adam Ladenberger ehelediges (wie es statt eheliches verdruckt ist) Söhnlein. Es war dies der spätere Bürgermeister von Bubenhausen.

Am 27. Februar schrieb G. C. Crollius, der Fürstl. Schule Rektor und Professor, die Frühlings-Examina aus, und zwar als vorläufige Anzeige für die „Gönner studierender Jugend und jeden Freund der Wissenschaften".

Vom 29. April an wurde jeden Mittwoch eine Partie Mousselin nebst geblümten und andern Tüchern aus der Hamburger Fabrik im Waisenhaus durch einen Glückshafen im hiesigen Münzgebäude ausgespielt.

Ausnahmsweise ist d.d. Metz den 31 August die Nachricht von auswärts enthalten, daß der Advokat Emmerv vom dortig[illegible]n Parlament Briefe des Maréchal von Broglie an [illegible] die drei Metzer Gerichte über die Unterzeichnung [illegible] königlichen Edikts wegen Wiedereinsetzung des [illegible] Metzer Parlaments gebracht, was in Metz große Freunde erregt habe.

Ueber das Anbinden der jungen Bäume enthält № 27 eine Anleitung, wornach die gelbe Weide als bestes Bindwerkzeug, zugleich die Regel aufgestellt wird, daß man nur oben ein Band anbringen soll, weil, wenn auch eines in der Mitte angebracht ist, beim Reißen des obern der Baum vom mittlern festgehalten und wegen seiner Schwere leicht in der Mitte abgebrochen wird.

Ueber die Behandlung der Taschenuhren ist auch mehrere Blätter durchlaufend eine umständliche Anweisung enthalten, nach welcher u. a. das Aufziehen am besten des Morgens geschehen soll, weil die Temperatur alsdann weniger auf die Feder wirke, als Mittags oder Abends, nachdem die Uhr in der Tasche getragen und die Feder von der Wärme ausgedehnt worden; auch wird gewarnt, die Uhr auf öffentlicher Straße oder beim Reiten aufzuziehen.

Der Wein war im Jahre 1775 wohlfeil, denn bei Johann Daniel Theysohn war neuer zu 14 Kreuzer die Maß (à 4 Schoppen) und extra guter Ruland mit Traminer gemischt zu 5 Batzen zu haben.

Wie es scheint, rentirten sich die herzoglichen Fabriken schlecht, weßhalb unter'm 17. Dezember Rath Lehmann Namens der Fürstlichen Rentkammer deren Vergebung an Private ausschrieb, unter dem Vorwand „zu mehrerer Befrey- somit Beförderung des Commercii" und mit dem Versprechen des Zugeständnisses der erforderlichen, besonders nützlichen Privilegia. — Diese Fabriken waren: 1) die Woll- und Zeugfabrik dahier; 2) die Homburger Mousseline-Siamoise- und dergleichen Zeug-Fabrik; 3) das Eisenwerk in Schönau; 4) ein Stahl-Hammerwerk zu Contwig; 5) eine Puder- und Stärkfabrik, deren Ort nicht angegeben ist.

Von Verordnungen aus diesem Jahre ist zu bemerken: 1) eine solche vom 19. Januar, nach welcher aller Handel auf Kredit zwischen Juden und Christen gänzlich verboten wurde, ausgenommen die Händel auf den Viehmärkten; 2) eine solche vom 5. April, wornach die Steinbrüche und der Handel mit Steinen zu den Regalien gerechnet werden; 3) die Vorschrift, daß Waldbäume nicht mit der Axt gefällt, sondern mit der Säge geschnitten werden sollen; 4) das Verbot

des Grabens der Barbelroder Erde und deren Ausführung bei Schubkarrenstrase; 5) das Verbot für Bäcker, Müller und Mehlhändler, Frucht oder Mehl außer dem Wochenmarkt zu kaufen 2c.

Mannigfaltiges.

• Ein Korrespondent der „N. Fr. Pr." in Cattaro liefert aus der Bocca und Zuppa Dalmatiens folgendes Kulturbild: Die Genesis des Nasen- und Ohrenabschneidens, das in der Insurrektion zu Tage trat, ist einer besonderen Darstellung würdig. Vor den letzten türkisch-montenegrinischen Kriegen befaßte man sich ausschließlich mit der Abhackung von Köpfen der Gefangenen und Todten, die der betreffende Held in sein Torba, einen wollenen Tornistersack, steckte und zum Beweise seiner Tapferkeit nach Cettinje brachte, wo er dafür mit Medaillen und sonstigen Ehrenzeichen bedacht wurde. Es ergab sich jedoch nicht selten, daß über einen Türken mehrere Montenegriner herfielen und um dessen Kopf unter einander rauften, auch sonst diese Operation mit längerem Zeitverlust verbunden war, als die militärischen Rücksichten erlaubten. Der in Cattaro später erschossene Fürst Danilo, Vorgänger des jetzigen, erhielt Einblick in diesen Umstand und befahl, das es vom Kopfabschneiden, als zu zeitraubend, sein Abkommen zu finden und die bloße Nasenablieferung dafür einzutreten habe. In Folge dessen wurden außer den Leichen arme Gefangene auf jene kannibalische Art verstümmelt, da man es der Nase nicht ansehen konnte, ob sie von einem Lebenden oder einer Leiche herrührte. In der Herzegowina und Bosnien begegnet man noch immer Einzelnen, die im letzten Montenegriner-Kriege auf besagte Art verstümmelt wurden. Was den Insurgenten bei ihren Kämpfen besonders zu statten kommt, ist das „lebendige Telegraphennetz", worin sie durch altherkömmlischen Brauch sehr bewandert und eingeschult sind. Dieses Telegraphen-System besteht in dem Rufen der Leute von Berg zu Berg. In solchen Mittheilungen haben es die Gebirgsbewohner des Kreises von Cattaro zu einer Meisterhaftigkeit gebracht. Selbst in gewöhnlichen Zeiten bedienen sie sich dieses Mittels, um interessante Nachrichten sehr schnell im ganzen Lande zu verbreiten, wie z. B. die Ankunft eines vornehmen Reisenden oder irgendeiner bedeutenden Persönlichkeit, Bestellungen, Anzeigen u. dgl. Peter weiß z. B. sehr gut, wo Paul seine Schafe zu hüten pflegt. Er ruft also seinen Auftrag nach dieser Gegend aus; Paul theilt ihn weiter an Janko mit, und so geht es von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, von Mund zu Mund. Zur Zeit, wo die Bewohner der Bocche fortwährend Einfälle, Viehraub u. dgl. von den Türken zu erwarten hatten, wurde bei solchen Gelegenheiten durch jene Vokaltelegraphen in einem Nu die ganze Welt alarmirt; die Türken wurden überfallen oder eingeholt, die Beute wurde ihnen abgenommen, und mit einigen Türkenköpfen auf ihren Spießen kehrten die Sieger heim. Während des ganzen Vormarsches gegen Dragalj wurden diese Alarmrufe gehört, besonders aber während der Nacht. Daß unter diesen Umständen ein Ueberfall, eine Umgehung 2c. sehr schwierig ist, versteht sich von selbst.

• Zwei in Kalifornien gewesene Männer, die HH. Ewast und Logiste, durchwanderten im vergangenen Sommer einen Theil Lapplands und fanden Gold in solcher Menge, daß sie außer einer großen Anzahl kleiner Stücke ein acht Dukaten schweres Stück vorweisen konnten. Die Gouvernementsregierung kaufte ihnen Gold für 93 Mark ab und schickte es nach Helsingfors. Die beiden Männer haben an Entbehrung und Ausdauer in den weit und breit unbewohnten, vegetationslosen Gegenden Erstaunliches geleistet. Vier Wochen dauerten ihre Nachsuchungen, die sie fortgesetzt hätten, wenn bei ihnen nicht Mangel an Provision eingetreten wäre. Im Verein mit noch einem Dritten, der sich gleichfalls früher mit der Goldwäscherei in Australien beschäftigt hat, bemühen sie sich nunmehr bei der Regierung um die Konzession zum Goldsuchen in Lappland. Die Resultate der Sommerarbeit dieser drei Männer sind günstig genug; sie haben gegen 60 Unzen reines Gold, annähernd 6000 Mark erzielt.

Räthsel.

In's heiße Afrika, da mußt du reisen,
Willst sehen du, wo ich das Licht der Welt erblickt.
Doch hast gehört du reine, süße Weisen,
Dann hast du tanzend mich schon an dein Herz gedrückt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Samstag, 20. November 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Schon hörte Wartel eine Fluth der fettesten Späße auf sich niederrauschen: „Da wird ja aus der Krautstauden gar a Tirolersbua, Kreuzsackerloter!" — „Wo mag die Pfundhosen hersein?" — „He, Landsmann, sein Sie kein verkleideter Baron aus oberhalb Linz her? Fahrmer, Herr Baron, daß Sie sich aber so große Wadeln angewöhnen, es ist nicht Mode unter den Herrn Barönern; mein Handerer da wechselt alle Farben vor Neid." — „Herr Baron, haben Sie gestern keine silberne Dusen verloren?" — „Herr Excellenz, Graf, ist Ihnen vorgestern kein g'wixter Boden abhanden gekommen?"

Ueberstanden war's, Wartel hatte endlich die lästige Horde im Rücken; der ihm noch am nächsten war, hatte keine Zeit, auf ihn zu achten, denn ein Herr trat zu ihm: „Den nächsten Weg ins Thierspital!" — „Ja, Ew. Gnaden," erwiederte der Fiaker; „bleiben Ew. Gnaden gleich drin!" — „Nein, Du führst mich dann bis gegen Heiligenstadt hin." — „Wo das Kleefeld ist?" — „Dort steig' ich ab." — „Gedacht hab' ich mir's, das ist die schönste Aussicht." Der Herr stieg ein, die Wagenthüre flog zu, der Fiaker flog davon, Wartel flog seinem baldigen Ziele entgegen.

Da stand er nun vor dem Kaffeehause, eine fünfstufige Treppe führt zur großen Glasthüre hinauf, an der von Innen reine weiße Vorhänge herniederhangen. Eine Weile wollte er sich draußen an dem bloßen Horchen vergnügen. Er stieg die fünf Stufen hinauf: Da klingelte, klopfte, stieß, rollte, rief es denn wieder durcheinander drinnen, daß es Wartel wie mit zwei Fäusten vorwärts schob, zu öffnen, einzutreten. Schon hatte er die Hand am Schlosse, drinnen rief es: „Marqueur! Kegelpartie! G'frornes! Zahlen!" — Wartel drückte die Augen halb zu und blies die Wangen auf, wie Jemand, der sich zu einem wichtigen Schritte anstrengt — die Thüre war nun offen, da wollte ein Marqueur mit schwer beladenen Händen zwischen Billard und Thüre vorüber und rief mordsmäßig: „Auf! aufg'schaut, auf!" Wartel zog geschwinde die Thüre wieder zu und meinte die Vorsicht gar nicht zu weit zu treiben, wenn er, Raum gebend, mit langen Hahnschritten die fünf Stufen bis auf die Gasse hinabstieg: „Aha," sagte er, unten verlegen lächelnd; „er will vorüber; na ja, da muß man ihn schon ordentlich vorüber lassen." Er schämte sich vor den Leuten, die vorüber eilten; er schämte sich aber auch vor sich selber, er wußte nicht recht warum. Er war doch in rechten Dingen ein Bursche von Muth und hier that er doch so kleinlaut! War es das Gefühl, daß ein so schlichter Mensch wie er an einem solchen Orte des Luxus eine zu ungereimte Erscheinung sei, welches ihn so schüchtern machte? Noch unsicherer als zuvor erstieg er die fünf Stufen wieder, horchte, legte die Hand an's Schloß und öffnete wieder. Ein Billardspieler, mit dem Rücken gegen die Thüre stehend, einen Fuß in freier Luft ausstreckend und eben zu einem gewagten Stoße weit ausholend, rief, als er die Thüre öffnen hörte, wie am Spieße: „Aufgepaßt, die Thüre zu, Kreuzdonnerwetter!" Der Partner des Spielers und ein müßiger Marqueur machten zugleich mit beiden Händen abwehrende Winke gegen die Thüre — da zog sie Wartel sachte wieder zu und stieg glühend vor Verlegenheit mit spitzigen Knieen die fünf Stufen auf die Straße herab.

Da stand er nun wieder wie angewurzelt eine Weile still, rieb sich hinter dem Ohre, und wenn

ihn Jemand im Vorübergehen ansah, dachte er, dieser denke sich: „Geschieht ihm grade recht, was braucht der Bauer im Kaffeehaus herumzusitzen?“ Mit unbeschreiblicher Ruhe lächelnd und schon einige Male die Lippen zu einem Zurufe bewegend, stand seit einer Weile schon ein Fiaker vor einem der gegenüberstehenden Häuser und sah dem Abenteuer Wartels zu, ohne daß dieser ihn bemerkte; jetzt begegneten sich unvermuthet Beider Augen. „Ja, ja, Wurstelprater, hast Zeit, daß Du mich einmal ansiehst?“ sagte der Fiaker mit derselben Ruhe. „Du bist mehr werth, als Du selber weißt; auf dem Hermannskogel bist Du schneller oben, als die fünf Staffeln dort.“ — Da schoß es wie ein Schreckfieber dem Angeredeten in alle Glieder und schlug in ein hellautes Gelächter oben aus, während er im Begriffe stand, vom Kaffeehause weg die Flucht zu ergreifen; — doch änderte sich die Scene jetzt auf wunderbare Weise.

Die Stellung, in der Wartel gegen die Stadt hin flüchten wollte, löste sich nach und nach in eine Haltung auf, die man gewöhnt ist, nur an Menschen von gewisser Seelengröße in Augenblicken der Gefahr zu suchen; der weit ausholende Schritt zur Flucht schien sich nur fester zu stemmen, um den der Gefahr entgegen lauernden Oberkörper sicherer zu tragen, die linke Hand legte sich geballt nahe an den vortretenden linken Fuß, während die rechte Hand mit dem rechten Fuße zugleich rückwärts ausgriff, wie zu einem gewaltigen Fange bereit; Wartels kraftvoller Körper schien in diesem Augenblicke noch mindestens um einen Schuh zu wachsen, sein sanftes Auge verfolgte streng und unverwandt nur eine Richtung, wo er sah und ahnte, was ihn entsetzte und zu so gewaltsamer Fassung brachte.

Die ganze Gasse daher, von der Brücke bis zum Kaffeehause, wo Wartel stand, zeigte sich eine Scene, eine Verwirrung, eine Flucht, die selten ihres Gleichen hat. Unter wüstem Geschrei, das nur bei plötzlicher allgemeiner Gefahr in einer volkreichen Gasse zu diesem betäubenden Ungestüme anwachsen kann, fielen, stießen, stürzten die Menschen, aus der Mitte der Gasse flüchtend, rechts und links an die Häuserreihen oder auch noch weiter in die Häuser, in die Höfe, verfolgt zumeist von dem Ungethüme eines unbestimmten Schreckens, der sich von der Brücke her dumpf brausend mit der Schnelligkeit eines Blitzes verbreitet hatte. Schauerlich leer war bald die lange Gasse bis zum schwarzen Adler; nur eine Schritt für Schritt neu aufwirbelnde Staubwolke wälzte sich rasend schnell von dort daher; aus der Staubwolke hervor warfen sich vier fliegende Pferdevorderfüße, über der Staubwolke wehte ein fliegender Schleier. Sich hier oder dort noch sicherer wähnend, sprangen einzelne Menschen noch über die Gasse, auch hie und da sprang ein Mann mit ausgebreiteten Armen, den Hut in einer Hand, abwehrend mitten in die Gasse, flüchtete sich aber wieder schneller, als er kam, auf seinen sichern Posten zurück.

Nur gegen das Kaffeehaus hin, das wir kennen, hatte sich eine männliche Gestalt unverrückbar wie ein Felsen hingepflanzt, ein langes Brett in Händen haltend, das er langsam auf- und niederschwenkte. Grade auf ihn zu ging der wilde Lauf vier zügelloser Pferde, die, ins Unbestimmte rasend, ihren Herrschaftswagen schleiften, der dem Zertrümmern nahe war. Nicht lange, so brauste die vernichtungsschwangere Gewalt unserem Heldenmanne nahe und näher, der in felsenfester Ruhe erst das blinkende Brett dem tobenden Gespann entgegen sandte, daß es sausend mitten in die Rennbahn flog und einige Male auf und nieder prallte, und als dieses Vorzeichen eines nahen Pferdemeisters die Rosse erst erschreckte und ihren Lauf beirrend etwas mäßigte, schoß der Held wie aus einer Kanone den wilden Bestien selbst entgegen, dem vordersten Handpferd in die Zügel und dann dem Handpferd zweiter Reihe in die Zügel — und so viel seine Faustkraft vermochte, bändigte er die schlimmste Schnelle der weiteren Flucht, so weit seine Faustkraft nicht ausreichte, ließ er sich selber weiter schleppen; er sah wohl einem Tiger ähnlich, der im Sprunge sich auf die wüthenden Rosse wirft, sie im Laufe umklammert, herunterfällt, um sich ein zweites Mal so erfolgreicher anzuklammern; die Pferde verläßt die Kraft, der Muth, sie fühlen sich zitternd ihrem Meister überliefert. Im Augenblicke, als Wartel die vier wilden Rosse zum Schwanken, zum Zagen, zum Stillehalten zwang, ging ein hinteres Rad vom Wagen und die Fürstin N. sank sachte, ohne Verletzung, mit dem sicheren Bewußtsein aus dem Wagen: daß ihr Leben preisgegeben war, wenn nur einen Augenblick später die Hilfe eines Helden ankam.

Sie war nur mehr allein im Wagen gewesen, Kutscher und Jäger hatten schon früher ihre Besinnung verloren und waren von ihren Plätzen hinabgestürzt. Indem nun die Fürstin von der umstehenden Menge halb besinnungslos aufgehoben wurde, hatte Wartel mit vier unbändigen Rossen keineswegs mehr ein leichtes Spiel. Hatte

ihn vor unseren Augen bisher die Gefahr zum außerordentlichen Menschen gemacht, so machte ihn jetzt sein Siegesmuth zu einer gar unkennbaren Erscheinung: der liebe, ängstliche, bescheidene, nur in sich vergnügliche, von jedem Zweiten leicht eingeschüchterte Mensch war fort und ein muthiger, befehlender, fast unwirscher Bursche zeigte sich der zuströmenden Menge; und das war sehr natürlich, denn so ängstlich früher Alles vor der Gefahr geflohen war, so geschäftig wollte sich jetzo Alles um den zertrümmerten Wagen, um die stampfenden, zitternden, bemeisterten Pferde machen. Die Fiaker waren die ersten, die rathen, zugreifen, sich wichtig machen wollten.

„Kreuzhimmeldonnerwetter-Sakermenter übereinander owara!“ rief ihnen aber Wartel zu; „wollt Ihr mir einen Schritt vom Leib wegbleiben? Soll ich loslassen und Euch wieder in die Häuser rundum versprengen? Wollt Ihr mir das geschreckte Thier noch ganz um den Verstand bringen? Weg, fort, ich brauch' keinen Tabakreiter, der ankommt, wenn der Pfingstelritt aus ist! Früher wär's Zeit gewesen, jetzt scheert Euch, Himmeldonnerwetter owara!“ Dabei meisterte er wieder in den Zügeln der bäumenden Pferde, daß ihm der Schweiß vom Angesichte troff; Alles wich mit gewissem Respekt vor ihm und den Pferden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vor 95 Jahren.

Im Jahre 1774 kam der 6pfündige Laib Kornbrod nicht über 11 Kreuzer, stand aber öfter auf 10 und sogar $9^1/_2$ Kreuzer. Das Paar Lückenweck à 2 Kreuzer wog bis zu 19 Loth. Mastochsenfleisch schwankte zwischen 6 und 7 Kreuzer das Pfund, Schweinefleisch zwischen 6 und $5^1/_2$ Kreuzer. Die Kartoffeln kosteten per Malter (etwa 220 Liter) 45 Kreuzer bis 1 fl.

Aus einer Bekanntmachung des hiesigen Oberamtes d. d. 3. Februar 1774 (mit den Unterschriften Simon und Krüber) ersehen wir, daß ein Klafter von 6 Schuh Höhe, 6 Schuh Breite und 4 Schuh Länge damals kostete: Buchenholz 4 fl. 30 kr. nebst 3 Kreuzer Mäßgebühr, Eichenholz 3 fl. 52 kr. und Bengelholz 2 fl. 47 kr. nebst ebenfallsigen 3 Kreuzer Mäßgebühr.

Gegen den Frevel von Samenbäumen wurde strengere Strafverfügung erlassen, das Betreten der Krappäcker und das Stoppeln auf Fruchtäckern verboten, das Torfstechen auf den Gemeinde-Allmenden regulirt und der Neubruch-Zehnde, näher, d. h. zum Vortheil der Landesherrschaft bestimmt.

Das Blatt № I vom 4. Januar enthält das Verzeichniß der Viehmarkt-Tage von hier, mit dem Bemerken, daß der Zweibrückische Zeitvertreibkalender unrichtige Angaben enthalte. Es waren im ganzen Jahre nur 9 Viehmärkte, während wir jetzt regelmäßig im Monat 2 Märkte haben, nämlich am 1. und 3. Donnerstag jedes Monats (wenn nicht Feiertag ist).

Als ein Muster damaliger Schreibweise mag hier eine Bekanntmachung des gelehrten Gymnasial-Rektors Kroll im Blatte vom 20. September abgedruckt werden. Sie steht unter der Rubrik „Gelehrte Sachen“ und lautet also:

„Den 26. Sept. und beyde folgende Tage Vor- und Nachmittags werden die gewöhnliche Herbstprüfungen der in hiesiger Fürstlichen Schule studierenden Jugend vor sich gehen; und Montag morgends um 8 Uhr damit der Anfang gemacht werden. Diejenige, denen Künste und Jünglinge nicht gleichgültig sind, geruhen durch ihre Gegenwart den Studien auch bei unserer Jugend eine Wiederholende Empfehlung zu geben.
Crollius, der Fürstl. Schule Rektor u. Professor.“

Am 24. März fand die dritte Haus- und Geld-Lotterie dahier statt; deren Resultat wurde aber nicht bekannt gemacht. Am 15. März wurde die Ziehung ausgeschrieben, jedoch mit dem Bemerken, daß kein Loos mehr zu haben sey.

Am 22. Oktober wurden 6 mit Namen genannte Vagabunden wegen herumziehenden Lebens und verschiedener verübter und versuchter Diebstähle hingerichtet, nachdem sie mit Bestätigung des Herzogs unter'm 17. Oktober von der Regierung verurtheilt worden waren: daß sie zur eigenen wohlverdienten Straf sowohl, als andern zum Abscheu und Exempel ꝛc. mit dem Strang vom Leben zum Tod zu bringen seyen. — Der 22. Oktober war ein Samstag und wurde durch diese Hinrichtung ein Festtag für die Schuljugend (die damals keine Ferien hatte; denn die Schüler wurden immer im Zug auf den Galgenberg geführt, wenn eine Hinrichtung stattfand und die „Ärmensünder“ (so hießen die Verurtheilten) wurden auf Karren den Galgenberg hinaufgefahren, indem sie mit dem Rücken gegen den Galgen saßen, damit sie diesen nicht immer im Auge haben sollten. — Aus Herzog Carl II. Zeit ist bekannt, daß Durchlaucht selbst öfter aus dem obersten Stocke des östlichen Schloßflügels durch

Digitized by Google

das Fernrohr die Hinrichtungen mit ansah. — Im Nov. 1774 wurde das Bildniß eines nach bedeutenden Unterschlagungen durchgegangenen Tabaksfabrik-Direktors urtheilsmäßig am Galgen aufgehängt.

Aus den Tauf- Sterb- und Heiratsakten, sowie aus den Anzeigen erhellen eine Masse Namen, die heute nicht mehr hier existiren, als: Bolgiano, Hinterlohner, Krazeisen, Reschreiber, Pesch, Zitle, Wiltheisen ꝛc., dann die französischen Namen Barbier, Cochar, Etranger, Gueppe, Guion, Ribeaupierre, Savoye ꝛc.

Unter den Kindern räumten in diesem Jahre die Blattern bedeutend auf. Von den Kopulationen in der katholischen Pfarrei ist die vom 1. Februar bemerkenswerth, betreffend „Herrn Hilarius Bolgiana, Kammerdiener bei Ihre Hochfürstl. Durchl. Herzogen zu Zweybrücken, mit Jungf Katharina Barbier, ehel. Tochter des H. Henrich Barbier, Haußhofmeister bei Ihro Ex. der Frau Gräfin von Forbach." — Welcher von den bejahrten hiesigen Einwohnern denkt nicht mit Vergnügen an's „Hilari's Saal?"

Mannigfaltiges.

* Zu einer Cause célèbre scheint ein Vorfall werden zu wollen, der sich in Paris vor Kurzem zugetragen hat. Madame Assalin, die Mutter der vor einigen Monaten verstorbenen Gemahlin des Hrn. Schneider, bisherigen Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, hatte eine Reise vor und machte Abends zuvor noch einen Besuch, von dem sie spät nach Hause kam; ihrer Dienerschaft hatte sie an diesem Abend die Erlaubniß zum Besuch des Theaters gegeben. Bei ihrer Nachhausekunft entstand eben Feuerlärm; es brannte in einem ihrer Gemächer, wobei ein Kasten verbrannte, in welchem kurz zuvor geholte 200,000 Franken in Bankbillets und für 300,000 Franken Edelsteine aufbewahrt waren. Das Alles sollte zu Grund gegangen sein. Die angestellte Untersuchung zeigte aber keine Spuren der Diamanten, die doch blos im reinen Sauerstoff verbrennen können, und so ergibt sich jetzt aus den Aussagen des Hausmeisters des Nachbarhauses und des eigenen Hausmeisters, daß während der Abwesenheit der Madame Assalin Tritte in den Gemächern derselben gehört worden seien, was einen Diebstahl wahrscheinlich macht, zu dessen Verheimlichung das Feuer gelegt worden wäre.

* (Herr Schaufert.) Nach dem Erfolg, welchen „Schach dem König" in Wien errungen, lasen wir fast alle acht Tage von neuen Arbeiten des preisgekrönten Assessors, die bald an dieser, bald an jener Bühne der österreichischen Hauptstadt zur Darstellung angenommen sein sollten. Bis jetzt haben wir jedoch vergeblich auf eine Aufführung gewartet. Statt dessen wird aus Berlin gemeldet, daß dort dieser Tage im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine Posse von Schaufert „Verwechselte Annoncen" gegeben worden sei, aber nicht besonders angesprochen habe. Die „Nat.-Z." schreibt darüber: „Die einaktige Posse „Verwechselte Annoncen" sieht so manchem Vorgänger recht unangenehm ähnlich; die beiden Brüder Schmitt, Jonathan und David, sind Zug für Zug einer älteren Posse, wir wissen im Augenblicke nicht gleich den Namen, abgeschrieben; ebensowenig ist die Verwechslung, daß der eine Bruder eine Frau, der andere eine Haushälterin sucht und Beide nun an die falsche gerathen, ohne es anfangs zu bemerken, originell; selbst Miß Nießwurz, die alte heirathslustige Dame, so scharf sie gezeichnet ist, hat in ihrem Auftreten keine einzige neue Nuance. Herr Schaufert besitzt ein scharfes Auge für drollige Situationen und weiß dieselben mit kecker Ungenirtheit auszubeuten. Diese Fähigkeit zumal hat seinem Preislustspiele zu einem Erfolge verholfen, den es durch seine Komposition allein gewiß nicht verdient hat."

* (Ein neuer Schwindel.) Die Rue St. Martin in Paris befand sich kürzlich in heiterer Aufregung; eine Frau war mit vier Mädchen niedergekommen und die ganze Nachbarschaft beeilte sich, das junge Quartett zu sehen und die milde Hand für die arme Mutter aufzuthun. Nicht allein Geld — nein, man schenkte ihr sogar ein ganzes Kalb! Eines Morgens nun hörte man heftiges Zanken bei der glücklichen Mutter, man eilte herbei und fand noch eine andere Frau, welche die Hälfte des Kalbes beanspruchte, denn — sie hatte mit der ersten ein Kompagniegeschäft gemacht! Jede hatte Zwillinge bekommen, da Zwillinge aber nicht mehr ziehen, so hatten sie Vierlinge annoncirt, und das Geschäft soll kein schlechtes gewesen sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 137:
Strauß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Dienstag, 23. November 1869.

* Die Kerwe.

„Hannarem, na, wie steht's dann aus?
'S Gibt was ze praktizire;
Mer wolle uff die Kerwe 'naus,
Die Mädelcher buchsire!
Do stehscht se mittem weiße Kleed
Die Dame all, die schöne;
Dös isch doch, meiner Seel, e Freed,
So Kinner nor ze sehne!
Un Musik werd d'r uffgemacht,
E wahri Pracht ze horche!
Ich hann se schun mol mitgemacht
Bis halbe Dienschdagmorge!"

„Jo," sag ich, „Fritz, was liegt dann dra'!
Du wartscht, ich hol Finanze
Un zieh mich hortig annerscht a';
Nod gehmer awer danze!" —

Mer kumme in en Saal enei',
Wu schöne Kerlcher sitze,
Bestelle gleich en Schoppe Wei'
Un danze, daß mer schwitze,
Un mache Schnörkel, mache Spaß;
Die Mädelcher die lache. —
Uff emol — na, was isch dann das?
Dös sinn mer schöne Sache! —

Die Borscht die reißen mich am Schopp
Vum Troddewar erunner,
Verschlage dotterwäch mei Kopp,
Un wupp — zur Steg enunner!
De Fritz, den hänn se aach schun drauß;
Ich laaf — was gibscht, was hoschte, —
Un wie ich kumm vor's Dorf eraus,
Do hockt er uff 'me Pöschte.

„Na," segt er gleich, mei Kumerad,
„Bischt aach schun do, Hannarem?
Was hoscht dann," segt er, hot er g'saht,
„Was hoscht dann do am Aerem?
Du blutscht jo aach an deine Händ,
Dei Rock isch ganz verrisse!"
„O," sag' ich, „Fritz, die Sakerment
Die hänn mich rausg'schmisse!" —

Nadürlich war uns alle Zwee
Der ganze Spaß beim Deuwel.
Mei Geld mit sammtem Portmanä
War fort beim letschte Stäuwel!
Ich hot euch uff dös Lumpezeug
En Aerger for ze sterwe.
Mei Lebdag net vergeß ich euch
Die miserawel Kerwe!

Bruchmühlbach. Nau.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Aber kaum hatte Wartel sich die unberufenen Helfer vom Halse geschafft, so griff ihm schon wieder Einer von rückwärts über die Schultern weg und durch die Arme in die Zügel; diesmal Einer, der noch das meiste Anrecht und den meisten Grund hatte, sich nicht so leicht abweisen zu lassen. — „O, o!" rief Wartel noch grimmiger; „wer steigt mir schon wieder ins Geschäft, daß ich ausschlagen möchte wie ein Stangenpferd? Marschir' Dich, Mortelementer übereinander!"

„Lieber, guter Freund," sagte eine heisere, unglückliche Stimme, „ich bin's, ich bin's, der Kutscher Ihrer Durchlaucht; Gott sei gedankt, daß die Fürstin lebt. — O, lieber Freund, mir sind die Pferde ausgekommen, ich bin herunter gefallen und hab' mich nachgeschleppt auf einem halben Fuß. Gib her! gib her!" — „Jetzt willst Du die Pferde mit einem halben Fuße meistern und hast's eher mit zwei ganzen nicht können?" sagte Wartel, ohne umzusehen und die Pferde loszugeben. — „Gib nur, gib," erwie-

derte der Unglückliche; „ich bin geschlagen genug, o laß nur, laß."

„Ja, schon recht: laß nur, laß," meinte Wartel noch besorgter; „aber wer steht dafür, daß ich was Rechtes geschehen lasse, wenn ich Dich drüber laß? Wenn man ein so schönes Thier rettet, soll's Keiner muthwillig zu Grunde richten. Sag' noch einmal: bist Du wirklich der Kutscher zu den prächtigen Thieren?" — „Ja, guter Freund, ja," erwiederte der Kutscher; „ich bitte Dich um Gottes willen, überlaß mir nur die Thiere, es geschieht nichts mehr!"

Mit einer Art Wehmuth hielt Wartel noch eine Weile an den majestätischen Thieren, es wurde ihm so schwer, die Zügel aus den Händen zu geben, als man ein Scepter ungern aus den Händen geben mag. Wartel hatte noch niemals solche Thiere unter den Händen gehabt und doch war es lange sein innigster Wunsch gewesen, jetzt aber, da er sich mit Lebensgefahr zwei solche Prachtexemplare von Eisenschimmeln eingefangen und gezähmt hatte, sollte er sie einem verdienstlosen, hellfarbigen Diener übergeben, der sich durch Leichtsinn eben an ihnen versündigt hatte. Doch was half das? Er gab sie hin. — Unter den Armen des Kutschers herausduckend und ihm die Zügel überlassend, sagte er aber warnend: „Verfehl' mir's auf kein Haar, Mann Gottes, ich will Dir auf der Haut sitzen wie ein Polizeispion, ich könnte Dir die Thiere noch einmal einfangen müssen!" Indessen sah er bald, daß der Kutscher kein arger Meister seines Amtes sei und trat beruhigter etwas weiter weg.

Wartels ganzes Wesen athmete in noch nie gekanntem Schwunge. Er rückte den Hut gegen ein Ohr, zog Feuerzeug und Schwamm hervor, steckte die gestopfte Pfeife in den Mund und schlug sich Feuer, während sich um ihn, als keinen gewöhnlichen Helden, eine neugierige Menschenmasse drängte. — Hie und da richtete Jemand eine Frage an ihn: „Wie alle Teufel ist die ganze Geschichte hergegangen?" — „He nun," erwiederte Wartel, „so Gott will, sind solche Erzgäule auch noch einzufangen! Das Andere weiß ich nicht."

Ein Fiaker, derselbe, der den Wartel vom Kaffeehause bald vertrieben hätte, sagte jetzt im Tone eines sehr schüchternen Menschen: „Ew. Gnaden, Ew. Gnaden, meine Gäul' werfen ein Aug' auf Sie, ob Sie nicht einmal ein Stückl Wolfsvieh gewesen sein? Die verstehen's auch, wie man Roß und Wagen in Stillstand bringt." — „Haha," meinte Wartel, ohne aufzublicken, und antwortete Jemand, der ihn von der andern Seite fragte, ob er schon einmal durchgehende Pferde eingefangen habe: „Je nun, das nicht; aber nur stark genug sein und Herz dazu haben, dann geht's das erste Mal auch schon." — „Ew. Gnaden," fuhr der Fiaker fort, „ich will meinen Gäulen durchgeh'n, weil ich ihnen alle Tag' ihren Deputatshaber schuldig bleibe, sie lassen bitten, daß Sie mich einfangen, eh' ich ihnen auskomm'." — „Hahaha," sagte Wartel und blickte auf den unterthänigen Redner; da kam sein Fieber wieder — „hahaha," antwortete er noch einmal und seine lustige Unruhe lief ihm auf und ab durch alle Glieder. — „Ew. Gnaden," fuhr der Fiaker fort; „es kommt mir auf ein Maß Schwarzen nicht an, wenn Sie mir aber erst im Kaffeehaus dort ins Gebiß fallen; ich geh' voran."

Jetzt drangen mehrere Fiaker heran und einer sagte: „Was sind Excellenz für ein Landsmann? Nach der Baumrinden sind Sie in einem Eichwald aufgewachsen." — Ein dritter sagte: „Durchlaucht, wir haben schon einmal die Ehre gehabt — geht's heut' auf die Knödeljagd beim „Glückshafen"? oder wird der Hauptschimmel beim Ringelspiel vorgeritten? Oder geht's auf der Eisenbahn rund herum?"

Wartel rieb sich hinter'm Ohre und fing an zu gehen und zu lächeln, ging eiliger und lachte laut, floh endlich so schnell, als es der Menschenstrom erlaubte, und rief außer aller Schußweite zurück: „Es geht der Nasen nach von meinem Vater seinem Sohn!" und schlug ein so jubelvolles Gelächter auf, daß er nicht hören konnte, welche Folgen seine Antwort hinter ihm noch hatte.

Sein Heldenthum war vergessen, sein glückseliger Humor stieg wieder auf. „Eh, was Kaffeehaus!" rief er aus, „da erwürg' ich ein Glas Achter, das ist besser in die Hitze!" In eine Kneipe tretend, ließ er sich einen Schoppen Wein geben und erfrischte sich höchst vergnüglich. Als er eben zahlte und fort wollte, trat einer der Fiaker, der ihm schon früher am wärmsten zugesetzt hatte, fast athemlos zwischen die Thüre und rief: „Ah, Mordschnüpfer, hab' ich Dich doch noch erreicht?" Wartel sprang mit lustigem Gelächter zurück und hielt ihm seinen rechten Fuß mit beiden Händen entgegen. „Keinen Schuh weiter," rief er; „laßt mich in Ruh', Ihr grausliches Fiakervolk, oder ich brenne die Karnon da los!"

„Sei kein Kardinalesel, Mensch," erwiederte der Fiaker, „und sag' nur, wie Du heißest!" Es rann ihm vor Ernst und Eile der Schweiß von

der Stirne, indem er so sprach und mit allem Nachdruck wiederholte er: „Sag', sag', wie heißest Du?" — „Ich weiße Hartel — ich heiße Wartel, will ich sagen," erwiederte dieser und ließ seinen Fuß sinken, indem er doch zweifelhaft wurde, ob der Fiaker eine Schelmerei im Sinne führe. Dieser fuhr fort: „Wartel — ja und wo bist Du zu finden?" — „Im schwarzen Adler gleich da drüben, da bin ich der erste Kallstnecht — Stallknecht will ich sagen."

„O Du Wundermuster von einem glückseligen Mordschnüpfer Du, jetzt behüt' Dich Gott," und damit eilte er wie Einer, der es sehr „gnädig" hat und erreichte in der Taborstraße das Haus, in dessen Nähe Wartel die vier Pferde aufgehalten hatte, und eilte in das Haus hinein, wohin die Fürstin gebracht worden war, die sich indessen wieder erholt hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Kindesraub.) Vor ungefähr zwei Jahren machte die Nachricht von der Entführung eines Kindes aus Prag die Runde durch die Blätter, ohne daß seither der Schleier, welcher jenen mysteriösen Vorfall verhüllte, gelüftet worden wäre. Im Februar 1868 erschienen nämlich bei dem Tapezierergehilfen Anton C. zwei elegant gekleidete Damen und ersuchten ihn um die Einwilligung, sein in einer Krippenanstalt untergebrachtes anderthalbjähriges Töchterlein Marie in gänzliche Verpflegung nehmen und für dessen Zukunft sorgen zu dürfen, da es ihnen wohl gefalle. Die ältere der beiden Damen war an 50 Jahre alt und nannte sich Karoline Schmidt, die andere, eine junge und hübsche Brünette, zählte erst 20 Jahre und gab vor, Marie Nowak zu heißen. Beide gaben an, in Linz in der Marienstraße zu wohnen, und gleich nach ihrer Rückkehr von der Ankunft des Kindes Nachricht geben zu wollen. Der leichtgläubige Vater, dessen Vermögensverhältnisse keineswegs die glänzendsten waren, willigte nach langem Sträuben endlich mit schwerem Herzen ein, umarmte sein Kind noch einmal unter heißen Thränen, beide Frauenzimmer wickelten das Mädchen in feine Linnen und verschwanden mit demselben. Kaum waren jedoch die beiden Frauen fort, so überkam den Vater eine düstere Ahnung, er machte sich die bittersten Vorwürfe, sein Kind fremden Personen anvertraut zu haben, und eilte zur Polizei, auf daß diese Nachforschungen anstelle, ob er nicht etwa das Opfer gewissenloser Schwindlerinnen geworden sei. Es erging Note auf Note nach Linz, allein die dortige Polizeibehörde sendete die Hiebspost ein, daß zwei Frauenzimmer dieses Namens in Linz nicht existiren, und daß es eine Mariengasse überhaupt nicht gebe. Man suchte hierauf mittelst Steckbrief's die Flüchtigen zu ereilen, allein alle Nachforschungen blieben vergeblich. Der unglückliche Vater war trostlos und härmte sich seit dieser Zeit auf das Bitterste. Da traf es sich nun vor einigen Tagen, daß er am Smichow zufällig einen Geschäftsgang zu verrichten hatte. Plötzlich blieb sein Blick durch zwei Frauenzimmer gefesselt. Er tritt näher und erkennt in dem Mädchen, das die Jüngere beim Arme führt, im ersten Augenblick seine Tochter. Ein Schrei der Ueberraschung entwindet sich seiner Brust. Er stürzt herbei, um das Kind den beiden Frauenzimmer, die er ebenfalls wieder erkennt, zu entreißen. Das geängstigte Kind weicht scheu zurück und sucht bei seinen beiden Begleiterinnen Schutz. Diese suchen den Mann, so gut es geht, abzuwehren, und behaupten, daß es nicht sein Kind sei. Der Handwerker läßt jedoch nicht ab und ruft die Sicherheitswache zur Hilfe, welche denn auch unverzüglich einschreitet. Alle bei diesem Drama betheiligten Personen werden darauf der Polizeibehörde vorgeführt. Die jüngere der beiden Frauen, die Bindermeistersgattin Franziska R. aus Prestic, hat nach einem eindringlichen Verhöre kurz vor ihrer Ablieferung an das Strafgericht ein Geständniß abgelegt. Sie ist 22 Jahre alt und lebt von ihrem Gatten, der unbekannt irgendwo in der Welt herumziehen soll, getrennt. Die ältere ist ihre Mutter, die 52jährige Hofgärtners-Wittwe Elisabeth Sch. Die junge Frau gestand ein, mit ihrer Mutter unter falschem Namen vor zwei Jahren das damals 1 Jahr 5 Monate alte Mädchen seinem Vater entlockt zu haben. Den falschen Namen und Wohnort haben sie sich deßhalb beigelegt, damit der Vater das Kind niemals wieder finde. Die junge Frau lebte schon damals von ihrem Gatten getrennt; derselbe soll dem Trunke ergeben gewesen sein, sie oft mißhandelt und eines Tages sich heimlich entfernt haben. Um jene Zeit, als sich der Kindesraub in Prag zutrug, sei sie sehr leidend gewesen und habe ihr nahes Ende gefühlt. Da sie ein Vermögen von 500 fl. besaß, habe sie den Plan gefaßt, ein Kind zu entführen und als ihr uneheliches auszugeben, damit es

kraft der gesetzlichen Erbfolge in ihrem Vermögen succedire, der Gatte dagegen leer ausgehe. Der Plan war ihr in erster Richtung zwar gelungen, allein das Schicksal wollte es anders, als sie erwartet hatte. Ihre Gesundheit besserte sich, und das kleine Mädchen wuchs ebenfalls frisch und munter heran. Beide Frauen hatten es herzlich lieb gewonnen und pflegten es wie ihr eigenes Kind. Schon glaubten sie, die Entlockung des Kindes sei in Vergessenheit gerathen und reisten nach Prag, um in Smichow eine Wohnung zu nehmen. Da führte der Zufall den rechtmäßigen Vater in ihre Nähe. Das Kind wurde troß seines Sträubens den beiden Frauenzimmern abgenommen. Es wußte offenbar nicht, was mit ihm vorging, denn es rief fortwährend nach seiner „Mutter". Nachdem sich die Sache vollkommen aufgeklärt, wurde es natürlich wieder dem rechtmäßigen Vater übergeben.

* (Die Kaiserin der Franzosen in Kairo.) Der Empfang der Kaiserin durch den Vizekönig strotzte von orientalischer Pracht. Namentlich in Feuerwerken und Illuminationen wurde ein erkleckliches Sümmchen — man spricht von 50,000 Rupien (60,000 fl.) — verpufft. Die Kaiserin bewohnte das prächtige Schloß Gazireh und machte in einem pompösen Viererzuge, dem zwölf Sarazenen vorritten, manche Fahrt durch die Stadt. Nur scheint es, als hätte man absichtlich die falschesten Angaben über ihre Touren verbreitet. Denn überall, wo sich die Menge drängte, um die „Malcke Francho" zu sehen, erschien sie nicht. Am Abend vor ihrer Abreise machte sie einen Ausflug nach dem Baume, unter dem die Legende die heilige Jungfrau auf der Flucht nach Egypten ausruhen läßt. Eugenie trägt sich hier sehr einfach, besonders imponirt der große Strohhut, den sie als fromme Pilgerin aufgesetzt hat. Mittwoch früh ist sie abgereist, und zwar auf einer prächtigen Vahajibeh (Nilbarke), die sie bis Luxor und Karmak bringt. Der berühmte Egyptologe Mariette begleitet sie als Cicerone. — Der Emir Abdel Kader, den die Kaiserin der Franzosen hatte wissen lassen, sie wünsche ihn an der Einweihung des Suezkanals Theil nehmen zu sehen, hat sich, wie das französische Journal „Officiel" meldet, von Syrien nach Egypten begeben.

* (Moden.) Der „Gaulois" sagt: Es ist eine Revolution in den Toiletten unserer eleganten Damen im Anzuge. Die Uebertreibung hat sich überlebt; man kehrt zur Einfachheit zurück, in der die wahre, die einzige Verfeinerung der Mode ruht; bereits hat man diese Rückkehr zum guten Geschmacke bei mehreren großen Hochzeiten des Quartiers St. Germain wahrgenommen. (Zu wünschen wäre es sehr, denn das tolle Zeug, das man jetzt mitunter in weiblichen Trachten zu sehen bekommt, geht schon über die Geschmacklosigkeit bis zur Abgeschmacktheit.)

* Die „Gawler Times" in Australien erzählt: „Eine Wittwe hatte schon häufig bemerkt, daß Theile ihres Feuerholzes ohne ihr Zuthun verschwunden waren. Sie ließ deßhalb eine Anzahl Holzstücke anbohren und die Bohrlöcher mit Sprengpulver anfüllen. Eine oder mehrere dieser so präparirten Bomben waren nach einiger Zeit verschwunden. Merkwürdiger Weise passirte kurz darauf auf einem benachbarten Herde eine Explosion, welche den Theekessel den Schornstein hinauf schleuderte und den ihres Abendbrodes harrenden Bewohnern einen nicht geringen Schreck einjagte.

* Eine Zeitung illustrirt die Ehescheidungsgesetze in Indiana durch einen Holzschnitt, der einen Eisenbahnzug in dem Augenblicke darstellt, wie er in einen dortigen Bahnhof hineinfährt und der Kondukteur in die Wagen schreit: „Meine Herrn, 15 Minuten Zeit zur Ehescheidung!"

* Die neuen Kalender gemahnen uns, daß der Jahresschluß herannaht. J. A. Finsterlin's „Bayrischer Nationalkalender" erscheint für 1870, das 50. Jahr seines Bestehens, als Jubiläumsausgabe mit einem Kupferstich, „Schäfer's Klagelied", nach Kaulbach gestochen von D. Stäbli. Die praktische Einrichtung dieses Kalenders (zum Gebrauch in Haushaltungen und Geschäften mit Papier durchschossen) ist von den früheren Jahrgängen her bekannt; wir bemerken noch, daß er diesmal, außer den jetzigen bayerischen Maßen und Gewichten, auch die künftigen metrischen nebst Umrechnung beider auf einander enthält. Sehr nützlich ist auch der beigegebene Tarif für Brief- und Fahrpost-Sendungen nebst kurzer Erläuterung der hiefür geltenden Vorschriften. Dieser Kalender kostet brochirt 24, gebunden 36 kr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Donnerstag, 25. November 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Wartel war vielleicht der Glückseligste unter den Menschen, die heute in glänzender Masse zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen nach dem Prater strömten. Der Heldenmuth, der früher sein ganzes Wesen gehoben und der Wein, den er getrunken hatte, warfen jeden trübseligen Tropfen Blut aus seinen Adern und ließen sein Herz noch immer in hoher Freudenfülle schwellen. Er dachte nicht im Geringsten an einen Lohn seiner Heldenthat und gegen die Wiederkehr einstiger Schmerzen hielt er mit Schloß und Riegel seine Brust versperrt. Nichts wollte er heute als im unendlichen Strome froher Menschen glückselig nach dem Prater streben und erleben, was seine Freude erhöhen, mitmachen, was ihm sein Gewissen gestatten würde. So gelangte er an jene Ecke der Taborstraße, um welche man nach der Jägerzeile einlenkt und die immer von Anschlagzetteln strotzt. Hier stockte der Menschenstrom, weil Viele von den Wundern erst lesen wollten, die sie später sehen sollten. Auch Wartel stellte sich hin und fing an, hie und da die großgedruckten Worte herunter zu buchstabiren; es war ihm aber bald zu viel. „Das braucht etwas, bis ein gesunder Mensch das ganze Haus vom Dach bis zum Erdboden herunter durchstudirt hat," dachte er.

Als Wartel um die Ecke bog, um die großgedruckten Worte auch auf der andern Wand zu lesen, da sprang er unwillkürlich zurück und griff nach seinem Seitenmesser, denn da stand: Sonnenmikroskop, und darunter war ein Floh abgebildet von der Größe eines Pferdes. — „Na, na," sagte er, „vor so einem Vollbluthengst ist man seines Lebens nicht mehr sicher!"

Er hatte des Buchstabirens nun genug und gerne ließ er sich vom Menschenstrome weiterspülen, die Jägerzeil hinunter, dem Prater zu. Oft blickte Wartel auf und ließ sein staunendes Auge über die unabsehbare Doppelreihe von Wagen hin und wiederfliegen, ohne bei irgend einer Herrlichkeit besonders Halt zu machen; all das Gold und Silber, die Menschen, die Pferde, die Wagen fesselten ihn nur flüchtig wie ein Traumgesicht, sein Auge flog fast ängstlich darüber weg, ihm schwindelte vor einer Pracht, die seinen Begriffen nach nur so geheimnißvoll möglich war.

Da wo die Jägerzeile zu Ende geht und die rothweiße Schiffsfahne auf hoher Säule weht, theilte sich der wiener Völkerstrom in zwei Arme: rechts hinab, der langen Hauptallee entgegen, zog in feierlichem Drange der elegante Strom der Sonnenschirme, der Cigarrenwolken, der Straußenfedern und Sammt- und Seiden-Gewänder, der Reitgerten und Silber- und Goldgeschirre, der Brillanten und Stammbäume, der Diplomatie und der Aristokratie, der Theokratie und Bureaukratie, kurz der großen, schimmernden Komödie im Freien; links hinab, dem Schauplatze der Volksspiele entgegen, wälzte sich in lärmendem Gedränge, lustige Wirbel drehend, der Strom des Volkes und brach vom geraden Wege häufig rechts und links über Wiesen und durch Auen ungebunden weiter. Dieser Volksstrom war es, der auch unsern Wartel mit sich nahm und dem Volksprater in die Arme führte.

Als er auf einmal zwischen allerlei Kramläden stand und angerufen wurde: Pfeifen, Feuerstein, Schwamm oder allerlei zum Essen und allerlei zum Trinken zu kaufen; als er wirklich von allen Seiten kaufen, essen und trinken sah und lärmen und lachen hörte; als sich ihm lustige Buben unter den Armen durchdrängten, dort auf einer

spielenden Drehorgel ein kostümirter Affe seine Künste trieb, dort ein blinder Spielmann seine verstümmelte Weise blies, gleich daneben eine Harfe und Geige zum Liede eines Mädchens stimmten, als etwas weiter im ersten Ringelspiele die große Trommel anfing, die Lüfte gewaltig zu erschüttern, und Pfeifen und Trompeten in rasenden Weisen ihrem Takte folgten und gleichsam über seinem Haupte in den Wipfeln der Bäume alle Weisen der Welt durch einander wimmerten, lachten, jubelten, rasten, als der betäubende Zuruf aller Kabineten-, Spiel- und Wunderbesitzer an Wartels Ohren drang: zu kommen, einzutreten, zu sehen, zu bestaunen nur um ein Geringes — da riß sich Wartel die Weste auf, warf in Freudenfülle die Arme auseinander und rief: „Zerreißt mich, wenn ich überall zuerst sein soll!"

Er drängte zunächst lachend das Volk um einen Kraftmesser links und rechts auseinander und ließ seine Faust auf die lederne Halbkugel niedersausen, daß der Zeiger so weit er konnte aufflog und der Besitzer um sein Kunstwerk zitterte; Wartel warf ihm einen Groschen hin und sagte: „Macht Euer Bauwerk fester, bis ich wieder komm'!"

Um die Kegelstätte war ein großes Drängen, es regnete kleine Münzen Einsatz; da warf auch Wartel sein Scherflein hin und schleuderte die Kugel nach dem Ziele, daß eine allgemeine Verheerung die Folge war; die neun Kegel lagen und es hätten noch ein Dutzend fallen müssen, wären sie nur dort gestanden. Mit Gelächter den Gewinn aufhebend, machte er sich weiter, trank im Vorübergehen einen Piff Achter von einer Bude und eilte, sich im nächsten Ringelspiele den schönsten Eisenschimmel auszusuchen, den er reiten wollte.

Die große Trommel donnerte, das Pikkolo und die Trompeten bliesen ihre betäubenden Weisen, Wartel hing selig auf einem stolzen Gaule, den Hut über einem Ohre, die Augen halb geschlossen, ein unbeschreibliches Lächeln um den Mund; es waren Augenblicke süßer Selbstbeschauung und Genügsamkeit, während es herumging, gleichsam ohne irdische Schwere wie im Fluge. Als die Trommel schwieg und der Rundlauf endete, zog Wartel einen zweiten Groschen aus dem Beutel und gab ihn hin, er konnte sich nicht so schnell entschließen, von dem himmlischen Gaul zu steigen, auf dem er so götterwonnig schwelgte; Trommel, Pikkolo und Trompete huben wieder an, das Spiel kam das zweite Mal in Schwung, ein Glas Bier in der rechten Hand, ergab sich Wartel seiner stillen Freude wieder, ein neues Publikum vor und hinter sich.

Nun ging es von dem Ringspiel zu den Fingermarionetten in den kleinen Buden, wo Teufel, Juden, Bajazzo und kleine Könighasen ihr Wesen und Unwesen treiben, sich überlisten, tödten, begraben und wieder lebendig machen; die Schwungräder wurden versucht und die große Hutsche; den Harfenistenliedern wurde zugehört und über eine Komödie nicht wenig gelacht, die unter den Linden einer Schenke zum Besten gegeben wurde.

Ein Lächeln entschlüpfte ihm wieder, als er über einem Gärtchen die Aufschrift las: „Mehlverkauf" und drinnen die durstigen Wiener fröhlich beim Becher sitzen sah: „Jesus Christ, sagte er vor sich hin, da fangen die närrischen Wiener vor lauter Uebermuth jetzt schon Mehl zu saufen an, das ist doch noch nirgendswo derhört." In dem Augenblick aber hörte er ein Liebespärchen sagen: „Kaufen wir uns einen Becher Meth?" Wartel sah geschwinde noch einmal zu der Ueberschrift auf und bemerkte, daß er „Mehl- statt Methverkauf" gelesen hatte, jetzt schlug er ein Gelächter über sich selber auf und ging weiter.

Das große Wachsfigurenkabinet sah ihm nun entgegen, in welchem große Potentaten und andere berühmte Männer und Frauen zu sehen waren. Rechts und links vor dem Gebäude standen Gemälde: rechts Maria Stuart, während ihr das Todesurtheil verlesen wird, links die drei Monarchen der heiligen Allianz während der Schlacht bei Leipzig. Vor dem Eingange stand ein Herrschaftsdiener in reicher Livree, einen Damenshawl über dem Arme, als erwarte er seine Herrschaft aus dem Kabinete. Wartel war so glücklich, dem Diener vor Allem scharf ins Gesicht zu sehen und erkannte sogleich, daß der Kerl unmöglich leben könne; viele aus dem andringenden Publikum aber richteten allerlei Fragen an den schweigsamen Diener und wurden erst gewahr, daß er nicht leben könne, als sich lautes Gelächter über ihren Irrthum rings erhob. — „Nein, nein, dachte Wartel, dahinein bringt mich auch keine lebendige Seele, wer weiß, was man da könnte ausgesetzt sein und ausgelacht werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Weibliche Universitätsbildung.) Der wohlberechtigte, im Geist und in den wirthschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit begründete Wunsch, dem weiblichen Geschlecht einen erweiterten Wirkungskreis und die ihm entsprechende Ausbildung zu verschaffen, hat da und dort schon zu dem Versuche geführt, den Frauen den Zutritt zu den Universitäten zu eröffnen. So sind in Zürich schon seit mehreren Jahren einige Damen, wenn wir nicht irren, durch förmliche Inskription unter die Zahl der Studirenden aufgenommen und die eine oder die andere auch promovirt worden, und in Heidelberg war im vorigen Sommer eine junge Russin, der sich für diesen Winter noch eine zweite beigesellt hat, in mathematischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen, und zwar gerade in solchen, die ein bedeutendes Maß von Arbeit und Vorkenntnissen erfordern, als regelmäßige Zuhörerin zu sehen. Einer allgemeineren Benützung des akademischen Unterrichts durch Damen stehen aber allerdings in den Einrichtungen und Verhältnissen unserer Universitäten erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Es ist insofern ein naheliegender Gedanke, ob sich nicht den Frauen durch besondere Anstalten, für welche in Universitätsstädten auch wohl die Lehrkräfte der Universität benützt werden könnten, ein Ersatz für den Universitätsunterricht bieten ließe. Ein derartiger Versuch ist in neuester Zeit mit sehr günstigem Erfolge in **Edinburgh** gemacht worden. Auch hier war der Wunsch, an den akademischen Vorlesungen Theil zu nehmen, bei manchen Damen laut geworden. Man konnte sich jedoch dazu nicht entschließen, und so griff man zu dem Ausweg, eigene Vorlesungen für Damen einzurichten, welche den akademischen in ihrer Haltung möglichst nahe stehen sollten. Für diesen Zweck hat sich ein eigener „Damenerziehungsverein" gebildet, dessen neuestes Programm, von Frau Mary Crudelius als „Honorary Secretary" unterzeichnet, vor uns liegt. Es berichtet über den bisherigen Fortgang des Unternehmens und kündigt die Vorlesungen für das Jahr 1869/70 an. Nachdem zuerst 1867/68 ein Kursus über englische Literatur für Frauen gehalten worden war, wurden damit im vorigen Jahre zwei weitere Kurse: über Logik und Psychologie und über Experimentalphysik, verbunden. Alle drei Kurse hatten eine Frequenz, um die sie die meisten Universitätslehrer beneiden könnten. In der Vorlesung über englische Literatur waren 129, in der über Logik und Psychologie 65, in der über Physik 141 Zuhörerinnen eingeschrieben. Die sämmtlichen Lehrer äußern sich sowohl über die Aufmerksamkeit, als über die Arbeiten und Prüfungen ihrer Students äußerst befriedigt, und in Folge davon ist die Zahl der Unterrichtsfächer wieder um eins vermehrt worden. Im nächsten Jahre liest Professor Masson über Theorie des Styls und Geschichte der englischen Literatur; Prof. Fraser über Logik und Psychologie; Prof. Tait über Experimentalphysik; Prof. Kelland über Mathematik. Jede von diesen Vorlesungen wird zweimal in der Woche gehalten; mit den Vorträgen sind schriftliche Arbeiten und Prüfungen verbunden; das Honorar beträgt für jede Vorlesung 2 Pfd. St. 2 Sh. (25 fl. 12 kr.)

* Die Philosophen aller Zeiten haben sich große Mühe gegeben, eine Definition aufzuschlagen, welche so recht ab oculos den Unterschied zwischen Mensch und Thier demonstrirt. Zwei der merkwürdigsten dieser Definitionen sind erstens die von Burke, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches seine Nahrungsmittel kocht," und zweitens die von Dr. Adam Shmith, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches Handel treibt; dies thut kein anderes Geschöpf." Ein Pendant zu diesen Definitionen ist jene eines derben Deutschen, der da meint: „Der Mensch sei ein Thier, das besonders in einem gewissen Alter, wo Rauchen, Spielen, Trinken, Duelliren, Reiten, Hundequälen u. s. w. die einzige Zerstreuung bildet, unvernünftiger sei, als alle bekannten Quadrupeden."

* Mancher unserer geehrten Leser wird sich schon gefragt haben, was denn wohl in dem deutschen Worte „**Meineid**", das doch augenfällig aus zwei Wörtern, „Mein" und „Eid", zusammengesetzt ist, das Wort „Mein" ursprünglich bedeutet haben möge, daß es in diesem Sinne zu „Eid" gesetzt werden konnte. Ein Gelehrter hat darüber unlängst Aufklärung gegeben. Die Silbe „Mein" in „Meineid" hat mit dem gewöhnlichen Besitz anzeigenden Fürworte „mein" durchaus nichts zu thun. Vielmehr muß es hergeleitet werden entweder von dem altdeutschen Hauptworte „mein", welches so viel wie Ruchlosigkeit, Frevel, Schuld bedeutete, oder von dem alten Beiwort „mein", d. h. ruchlos, frevelhaft, schuldig, kirchenräuberisch.

* Aber nun wird es denn doch ein Bischen zu arg. Da meldet uns nun das „Diario“ de Santa Rosa,“ daß man in Kalifornien ein Bergwerk von Seife gefunden hat. Im natürlichen Zustande ist der Stein verschiedenartig gefärbt, wenn man ihn an einer harten Fläche reibt, wird er glatt und glänzend wie Marmor; wenn man ihn aber zerbricht und zerreibt, fein wie das schönste Mehl. — Im ersteren Falle kann man ihn wie gute Hausseife gebrauchen, im pulverartigen Zustande eignet er sich ganz besonsonders für die feine Toilette der Damen und namentlich auch für die Bartbehandlung der Herren. — Als Komplement zu dieser Entdeckung diene die Nachricht, daß Herr Alexander, der berühmte Entdecker der Humboldtfelder eben im Begriff ist, eine Miene von Rasirmessern, fix und fertig, bartwürdig aufzufinden.

* Ein Geldmann kam zu Baron Rothschild und klagte: „Ich habe dem Grafen S. 10,000 Gulden geliehen, und derselbe ist nach Konstantinopel gereist, ohne mir ein Anerkennungsschreiben der Schuld zu hinterlassen.“ — Ohne Weiteres sagte Rothschild: „Schreiben Sie ihm sogleich, er solle die 100,000 Gulden bezahlen.“ — „Aber,“ sagte der Andere, „er ist ja blos 10,000 schuldig.“ — Gerade deßwegen, entgegnete der schlaue Rothschild, „wird er Ihnen sogleich zurückschreiben, daß er Ihnen blos 10,000 schuldig ist, und Sie haben, was Sie wollen.“

* Ein Bauer und seine Frau wollten dem König von Preußen eine Bittschrift überreichen. Der König fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, antwortete er: „Ihr müßt nach der Kammer gehen, da werdet Ihr Bescheid erhalten.“ — „Da sind wir schon gewesen,“ antworteten sie. — „Nun so kann ich Euch denn nicht helfen,“ erwiederte der König. — „Komm!“ sagte der Bauer zu seiner Frau, „komm, Du siehst ja, daß der mit der Kammer unter einer Decke steckt.“ Der König lachte herzlich über den naiven Ausdruck und nahm die Bittschrift an, und das Gesuch war bewilligt.

* Napoleon, in dessen Kopfe riesenartige Plane entworfen wurden, fühlte sich einmal durch den naiven Einfall einer Dame betroffen, als er noch auf dem Gipfel seines Glückes stand. Auf einem Balle in Paris trat er nämlich einer Tänzerin zu nahe, und wurde von ihr unsanft berührt, die sich aber sogleich in den höflichsten Ausdrücken entschuldigte. — „Hat nichts zu sagen,“ erwiewiederte der Kaiser ebenso höflich, „ich habe mich noch zu rechten Zeiten zurückgezogen.“ — „Sire,“ entgegnete sie, „ich finde mich sehr geschmeichelt die erste Person zu sein, welche Sie zum Rückzuge nöthigt.“

* (Englische Geschworene.) Eine ziemlich spaßhafte Scene kam vor den Assisen von Wales vor. Ein gewisser Peyton war des Hochverraths angeklagt. Als ihn der Präsident wie gewöhnlich fragte, gestand er sein Verbrechen ein, empfahl sich aber der Gnade und Milde des Gerichtshofes. Die Geschworenen zogen sich zurück, erschienen nach wenigen Augenblicken wieder in dem Gerichtssaale und sprachen ein „Nichtschuldig“ aus. Man kann sich denken, wie groß die Verwunderung des Gerichts und des Publikums war. „Meine Herrn Geschworenen,“ redete sie der Präsident an, „haben Sie nicht das eigene Geständniß des Angeklagten gehört? Er erklärt sich selbst für schuldig, Sie aber nennen ihn unschuldig?“ — „Herr Präsident,“ antwortete der Obermann der Geschworenen, „wir kennen Peyton von Kindheit an, er ist der größte Lügner im ganzen Kirchspiele.“

* Als Friedrich der Große eines Tages aus dem Fenster sah, bemerkte er, wie einer von seinen Pagen eine Prise aus seiner Dose, welche auf dem Tische stand, nahm. Er hinderte ihn nicht daran, sagte aber, sich umdrehend: „Ist diese Tabaksdose nach Deinem Geschmack?“ Der Page gerieth in die äußerste Verlegenheit, und war keines Wortes mächtig. Der König wiederholte die Frage. Zitternd erwiederte der Page, daß er sie schön fände. „Nun so nimm sie hin,“ sprach Friedrich, „denn für uns beide wäre sie doch zu klein.“

Räthsel.

Hängst du ein kleines Zeichen noch an eine große Wurst,
So löschte einst ein großer Held dort seinen Thatendurst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Samstag, 27. November **1869.**

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Indem Wartel noch so dastand, zupfte ihn rückwärts eine Hand an der Jacke, er blickte um, ein zweischneidig Messer schien ihm durch das Herz zu fahren — Röschen, der Gegenstand seiner stillen Liebe, deren Hoffnungslosigkeit ihn aus der Heimath getrieben, stand vor ihm.

„Das ist mir lieber als was," sagte sie mit einfacher, aufrichtiger Freude, „daß ich Dich finde, lieber Wartel; ich bin jetzt acht Tage hier und immer noch ohne Arbeit und Verdienst; Dir werde ich doch meine Leiden klagen können." — Sie gab ihm die Hand, die er wie ein Träumender faßte und wieder losließ. — „Und wie geht es denn Dir, lieber Wartel?" fuhr sie fort. „O, was kann Dir fehlen, von Dir hört man allwärts nur Gutes! Bei einem Manne ist es auch leichter, der weiß sich bald zu helfen, aber was fangt ein armes Weibchen an in der Fremde, in einer so großen Wiener Stadt, da hat es bald hintausgeschlagen." Sie lächelte durch thränenschwere Augen. — „Hat Dich denn Dein Herzensspitzbub so eilfertig verlassen? wollte Wartel sagen. Ist er denn nicht für Dich da und sorgt wie ein rechter Ehrenbursch für Dich, bis sich für Dich selber etwas findet?" — Aber er unterdrückte diese spitzige Bemerkung, bevor sie noch auf seine Lippen kam; er athmete nur aus tiefer Seele auf und fragte dann: „So, wo bist Du denn jetzt, auf diese Weis' mußt Du ja recht verlassen und bekümmert sein? Ich sorg', Du hast viel Jammer auf dem Herzen."

Röschen vergaß, wo sie stand und unterdrückte ein bitterliches Weinen nicht. „Was kann's auch helfen," sagte sie, „wenn ich Dir mein Leiden klage? Es macht Dir vielleicht ein schweres Herz und mir ist nicht geholfen." — An einem schweren Herzen fehlte es dem Wartel jetzt nicht mehr, mit düsterem Ungestüm verlangte er ihr Eingeständniß. — „Red', red'," sagte er ungeduldig; „was hilft das Hinundwiederspreizen, am Ende muß es doch gesagt sein."

Leise, daß es Niemand außer Wartel hören konnte und kümmerlich zu Boden blickend, sagte sie endlich nach wiederholtem Drängen: „Ich hab' kein Nachtquartier, ich hab' seit gestern nichts gegessen, o, Wartel, ich bin recht verlassen." — Wie ein eifersüchtiger Wächter blickte Röschens Liebhaber wild um sich, ob außer ihm noch Jemand dies Geständniß vernommen habe; er hätte jeden unberufenen Horcher erwürgt, daß es ja nicht weiter geplaudert würde. Er war versucht, Röschen an den Lenden wie ein Rasender zu packen und frei in die Lüfte aufzuheben, sie voll wüthenden Mitleids zu schütteln und dann an sein tobendes Herz stürzen zu lassen mit dem Ausrufe: „Du armes, armes Waisenkind, mein Herz, mein Gut, mein Seelenheil!" — Aber so viel Selbstbeherrschung hatte er in diesem schweren Augenblicke, daß er schwieg, zu Boden blickte und nach einer Weile nur mit einem Todtenblicke fragte: „Ist auch der Peter da?" — „Welcher Peter?" fragte Röschen. — „Welcher Peter?" wiederholte er mit bitterem Lächeln, „der von Schächen." — „Wie kommst Du jetzt auf diesen?" fragte Röschen sehr verwundert. — „Ich weiß selbst nicht," sagte er, zu Boden blickend; „ist er da?" — „Nein, so viel ich weiß," sagte sie.

„Was bist Du dann nach Wien gekommen?" fragte er. — „Was?" erwiederte Röschen treuherzig. „Du weißt ja, wie das geht. Es machen so Viele alle Jahr' den Weg nach Wien, einige machen halt doch ihr Glück und mögen nimmermehr nach Haus. Ich habe halt auch gemeint, ich soll's verbessern, der Lohn ist wenig zu Haus

und die ganze Rackerei das ganze Jahr doch gar zu viel. Du weißt ja, wo sonst zwei Knecht' und zwei Dirnen genug zu schaffen hatten, behilft man sich jetzt mit einem Knecht und einer Dirn'. Wer etwas hat, da fangt jetzt Alles über Hals und Kopf zu sparen an; nur wer nichts hat, weiß zu nichts zu kommen. Aber was hilft's? Wenn's morgen oder übermorgen nicht anders mit mir wird, so muß ich halt doch wieder heim machen; ohne Dach und Fach, ohne einen Bissen Brod ist kein Leben; mögen die Leute sagen, was sie wollen, wenn ich heimkomm', das Glück läßt sich einmal nicht wie ein junges Hühnchen locken. Ich hab' einmal schon kein Glück auf dieser Welt."

Wartel blickte schweigend zu Boden, in seiner Seele aber arbeitete es gewaltig.

„Jesu Gott," fuhr Röschen fort; „ich klage Dir da vor und bedenk' nicht, daß Dich ja mein Leiden gar nichts angeht, was kann Dir auch an mir viel liegen? Verzeih' mir's, lieber Wartel, es ist mir schon leichter, daß ich habe sagen können, was mich drückt. Weißt Du nicht, wo's hier herum beim „weißen Ochsen" ist? Da sollen unsere Landsleut' immer alle zu finden sein, die sich in Wien aufhalten. Ich möchte hin, vielleicht find' ich wen, der sich etwas um mich kümmert."

Mit einer Heftigkeit, als sollte sie ihm entrissen werden, ergriff sie Wartel bei der Hand und sagte: „Nein, bleib', bleib', bei Gott, ich laß Dich nicht!" Zwei Augen richtete er jetzt auf sie, durchdringend, zuckend und schmerzlich, nicht zu sagen. „Komm," rief er dann, „wir müssen bei einander bleiben heute."

Er führte sie unter die Linden einer Schenke, wo ihn früher die Weisen Lanners recht lieblich angesprochen hatten, es traf sich, daß man eben von demselben Meister das wehmüthig heitere „Heimweh nach den Alpen" spielte. — Wartel und Röschen fühlten sich wunderbar ergriffen, doch waren sie still dabei. Wartel bestellte gutes Essen und Guldenwein, und als dieses kam, schob er beides mit freundlichem Lächeln dem Röschen hin, stand auf und sagte: „Iß und trink' jetzt, wart' nicht auf mich; dort, scheint mir, sucht mich Jemand, gleich bin ich wieder da." Er ging nur weg, um Röschens Hunger nicht zu sehen, es wäre ihm das Herz gebrochen.

Als er zurückkam, hatte der Kellner bereits wieder abgetragen und Röschen sagte: „Ich bitte Dich, lieber Wartel, laß mich jetzt auch einmal trinken." — „Du mein Gott, hast Du denn gar nicht?" rief er; „trink', trink', daß es doch einen Namen hat!" — Röschen trank und es ging ihr so anmuthig durch das Herz, daß sie ihren Jammer fast ganz vergaß. Etwas geschämig vor so vielen Leuten, die herumsaßen, legte sie ihre Hände am Rande des Tisches übereinander und rührte die Lippen leise im Gebete; dann fuhr sie, sich flüchtig bekreuzigend, über das Gesicht und sagte „Amen", indem sie Wartel lächelnd ansah. — „Hast Du denn auch satt?" hätte er gern gesagt, aber der Gedanke an ihr Leiden schnürte ihm die Kehle zu. Er wollte seiner und ihrer Verlegenheit dadurch abhelfen, daß er Schinken für sich und zwei Bestecke bestellte; unter dem Scheine, sie nur zum Verkosten aufzufordern, wollte er ihr feiner Weise die ganze Schinken nach und nach zuschanzen, allein die zärtliche Schonung vermochte Röschen doch zu keiner weiteren Theilnahme, als zu einem flüchtigen Verkosten zu bringen. — „Ich bin satt und vergüte Dir's Gott, lieber Wartel," sagte sie und fuhr dann fort: „Aber sage mir jetzt, wie ist es Dir immer gegangen, wo bist Du jetzt, und wirst Du auch wieder heim schauen, wenn sich's einmal machen läßt?"

Wartel erzählte, wie er seit seiner Ankunft in Wien beim schwarzen Adler in Diensten sei, wie er sich gerade nichts Besseres wünsche, und was sein Heimgehen anlange, so sei er das Wiener lustige Leben einmal schon gewohnt und zu suchen habe er zu Hause nichts." — „Du siehst gut aus," meinte Röschen, und als sie ihn wehmüthig lächeln sah, fügte sie hinzu: „Aber wie das Wiener Leben so lustig kommst Du mir doch nicht vor." — „Je nun," meinte Wartel; „ich bin schon lustiger gewesen als gerade jetzt, es ist schon manchmal nicht anders auf der Welt."

„Gelt," sagte Röschen, „das hätten wir uns vor Zeiten auch nicht gedacht, daß Du mich im Prater einmal bewirthen wirst? Wir sind zwei Jahr' in Stedtiners Haus beisammen gewesen und wer weiß, haben wir die zwei Jahr' so viel mit einander geredet als heute die kurze Zeit. Die Fremde macht halt viel; zu Haus hast Du niemals wissen wollen, was ich mache oder will, Dein Sinn ist immer, wer weiß wo, gewesen, so hab' ich auch nicht viel Freundschaft für Dich zeigen können. Du hast mir oft kein freundlich Wort geben wollen, wenn ich Dich angeredet hab', aber wer weiß, was Dir Trübseliges im Sinn gesteckt ist, ich hab' Dir's auch niemals übel genommen."

Wartel drückte es gewaltig um das Herz herum; es fehlte wenig, daß er nicht mit ganz andern und viel schlimmern Vorwürfen losgebrochen wäre, aber er war einmal heute ein großer Meister über sich selbst. — „Wenn's einmal Zeit ist, will ich auch was reden," sagte er nur und fügte gleich hinzu: „Jetzt erzähl' mir lieber etwas von zu Hause; wie geht's allen lieben Bekannten?"

Röschen gab im Allgemeinen genügende Berichte, hatte ihm auch einige Grüße auszurichten; Wartel hörte zerstreut auf dies Alles. Dann erhob er sich wieder hastig von seinem Sitze. „Röschen, komm," sagte er; „Du hast ja noch gar nichts vom Prater genossen, geh'n wir weiter." — Er zahlte und Röschen mußte sich an seinen linken Arm hängen. — „Daß wir im Gedränge nicht von einander kommen," gab er vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Kürzlich hat der Telegraph einem Manne von Schorndorf einen wichtigen Dienst geleistet. Derselbe hatte sich den vorzüglichen Remsthaler schmecken lassen und soll sich geäußert haben, daß er gegen 600 fl. in seiner Reisetasche bei sich trage. Diese Reisetasche ließ er in Endersbach in Erwartung des Zugs, der kurz nach acht Uhr Abends nach Schorndorf abgeht, in dem Wartesaal stehen, aus welchem er sich auf kurze Zeit entfernte. In diesem Moment kommt in entgegengesetzter Richtung — von Schorndorf her — ein Zug in Endersbach an, um sogleich wieder abzufahren. Diese Gelegenheit benützt ein fremder unbekannter Herr mit heller Kleidung, um die im Wartesaal stehende Reisetasche zu ergreifen und sich sofort mit dieser in den abfahrenden Zug zu stürzen. Allein er hatte nicht blos die Reisetasche, sondern in der Geschwindigkeit auch den dabei stehenden fremden Stock mit dem beinernen Knopf annektirt, obgleich er selbst mit einem solchen versehen war. Dieser Umstand fiel dem Schultheißen des Orts, der zufällig im Wartsaal sich befand, auf; er ruft dem Manne nach, ob er denn zwei Stöcke trage, ob der Stock mit dem beinernen Knopf sein Eigenthum sei? Keine Antwort erfolgte, und der Zug fuhr ab. Nun kommt der Mann von Schorndorf zurück in den Wartesaal und findet seine Reisetasche nicht mehr vor. Ein sofort abgegangenes Telegramm trifft gleichzeitig mit dem Zug ein und der Stock mit dem beinernen Knopf, die Reisetasche und der Herr mit der hellen Kleidung werden noch zu rechter Zeit entdeckt. Er mußte den Zug verlassen und ins Gefängniß wandern.

* Ueber eine in Bozen verhaftete Phantasiegräfin, deren Kavalier sich als ein Wiener Zimmerkellner entpuppte, lesen wir in Berliner Blättern: „Eine Hochstaplerin, die ihre Rolle meisterhaft zu spielen verstand, hat während der letzten Wochen in den süddeutschen Bädern die höchsten Kreise der Gesellschaft dupirt. Sie nannte sich in Baden-Baden Gräfin Marini, geborene Fürstin Borghese. Ihr Auftreten war ganz einer Tochter des alten, berühmten Fürstengeschlechtes würdig. Die höchste Aristokratie bewegte sich in ihren Salons; Alles drängte sich, der schönen, jungen Frau zu huldigen, die einen fürstlichen Luxus entfaltete, ziemlich hoch und mit Glück spielte und die Huldigungen der Jeunesse dorée nicht ungern entgegenzunehmen schien. In ihrer Begleitung befand sich ein Kavalier, über dessen Verhältniß zur Fürstin die Gesellschaft nicht recht ins Klare kommen konnte. Nach ihrer Abreise von Baden tauchte die interessante Fremde in einem anderen Badeorte auf, nannte sich aber nicht mehr Fürstin Borghese, sondern Fürstin Orlow und gab sich für eine nahe Verwandte des Fürsten Subarow aus. Auch hier war Alles entzückt von der geistreichen hohen Frau, die geläufig Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Russisch sprach und eine seltene Bildung verrieth. Bald aber fing man an, an der Aechtheit ihrer fürstlichen Abstammung zu zweifeln, und als sie mit ihrem Begleiter eines Tages plötzlich abreiste, verbreitete sich das Gerücht, die schöne Fürstin sei nichts Anderes als eine Hochstaplerin und ihr Begleiter ein Falschspieler. Bald bestätigte sich diese Vermuthung; das Paar wurde steckbrieflich verfolgt und ist dieser Tage in Bozen verhaftet worden."

* (Kirchhofsgräuel.) Der evangelische Pfarrer Haß veröffentlicht in der „Ostpr. Ztg." Folgendes: Der Wartenburger Todtengräber des kathol. Kirchhofes, Groß, ist verhaftet; es hat ihn endlich eine Frau angezeigt, die am Tage nach dem Begräbniß ihres Kindes dasselbe nicht mehr in der „Kaule" (so nennen hier die schlichten Leute das Grab) fand und bei ihrer Nachfrage von dem ꝛc. Groß roh und derbe fortgewiesen wurde. Es werden auf dem Kirchhofe, der längst nicht mehr für angemessene Leichenbestattung den ge-

nügenden Raum enthalten soll, „große Kaulen" gegraben und darin etwa acht Leichen und darüber eine nach der andern hineingestellt, die einzelne ein wenig oder gar nicht mit Erde beschüttet, die nächstfolgende oft erst nach Verlauf mehrerer Tage dazu gestellt, bis dann die ganze Kaule angefüllt ist, um oben mit Erde vollgeschüttet zu werden. So konnte jene Mutter leicht am Tage nach der Bestattung das Fehlen des Sarges und der Leiche ihres Kindes entdecken. Was geschieht nun aber mit Sarg und Leiche? — Ich wiederhole wesentlich, was ich bereits in zwei Zeitungsberichten mitgetheilt finde, was heute hier in allen Häusern als laute Klage geschrieen wird, was durch gerichtliches Zeugenverhör festgestellt sein soll, was die Verhaftung des rc. Groß veranlaßt hat. Der Mann füttert mit den Leichen seine Schweine, gibt die Kleider der Leichen seinen Kindern zu tragen, verwerthet die Sargbretter als Nutzholz! Und dies — man denke es sich — ist keine neue Entdeckung. Es ist eigentlich eine Praxis zu nennen. Groß ist zirka 60 Jahre alt und hat hier viele Jahre fungirt. Schon sein Vorgänger ist wegen ähnlicher Gräuelthaten auf fünf Jahre in's Zuchthaus gekommen. Heute bezeugt man es allgemein, daß die Angehörigen der solchergestalt behandelten Leichen wiederholentlich bei den neuerdings von hier versetzten Geistlichen Klage geführt und stets abgewiesen worden seien. Unter solch' einer ehernen Oberherrschaft steht hier das gutmüthige Volk. Man erblickt hier ein Stück Kulturgeschichte, das nicht ein einzelnes Ereigniß beschreibt, sondern einen bestehenden Zustand kennzeichnet. Schon vor länger als drei Jahren, in der Cholerazeit, hörte ich von solcher Vollpackung der Kaulen und habe in der Absicht, eine Abstellung herbeizuführen, mit sehr maßgebenden Persönlichkeiten gesprochen — vergebens. „Was nicht zur Anzeige gebracht sei, darüber könne man nichts vornehmen." Bald darauf hörte ich von Augenzeugen, daß eine noch frische Leiche eines zweijährigen Kindes mit Axt und Spaten zerstückelt worden sei, um, wie mir gesagt wurde, die Körpertheile zu verscharren! Dabei sei Blut und Mark weit herumgespritzt. Es sollte sich darum gehandelt haben, Raum zu schaffen auf dem Kirchhofe. Ein Morgen Land zur Vergrößerung des Kirchhofs würde hierorts vielleicht 100 Thlr. kosten, und die Gemeinde ist sehr groß (circa 4000 Kommunikanten). Ich mochte kaum die Sache glauben; doch hörte ich in der Folge wieder und wieder ähnliche Mittheilungen; heute erzählt man sich unendlich viele. Der rc. Groß hat sein Gewerbe sehr öffentlich, sogar mit bezahlten Hilfsarbeitern betrieben.

* Ein **Hochverrathsprozeß** hat sich am 8. d. M. in Prag abgespielt, der wie eine Karrikatur sowohl der Czechomanie als der Czechenfurcht aussieht. Auf der Anklagebank saßen zwei Bursche von 17 und 18 Jahren aus Czaslau; der eine, Josef Wüst, vor Kurzem Schüler der ersten Realklasse, jetzt Klempnerlehrling, der andere, Anton Lanzinger, Untertertianer der Realschule. Grund der Anklage war ein Zettel, auf dem in czechischer Sprache mit Bleistift geschrieben stand: „Auf zum Tabor nach Votrant, ergeben wir uns nicht, erschlagen wir den Kaiser, vernichten wir die Regierung; Verderben den Deutschen, zum Heile!" Der Zettel war von Josef Wüst, der von seinem Kameraden Lanzinger begleitet wurde, in die Thorfahrt des Hauses geworfen, in dem sich die Kanzlei des Bürgermeisters von Czaslau befindet. Um dieses Thatbestandes willen wurde der ganze Apparat eines Hochverrathsprozesses aufgeboten: Verhör der Angeklagten, Vernehmung einer Reihe von Zeugen, die zum Theil auch der Schulbank noch nicht entwachsen waren, Plaidoyers des Staatsanwalts und des Vertheidigers. Der Gerichtshof verurtheilte den Lehrling Josef Wüst zu **fünfjährigem schwerem Kerker**, während der Schüler Lanzinger freigesprochen wurde.

* In der Vorhalle des **Berliner** Opernhauses spielte dieser Tage folgender hübsche Scherz. Als die Vorstellung sich dem Ende nahte, kam ein Herr, um seine Frau abzuholen, und fragte einen der Thürsteher, ob er nicht in den Korridor eintreten dürfe. Nein, nur „Diener" darf ich einlassen, antwortete dieser. „Nun, dann kann ich hinein, denn ich bin der Diener meiner Frau!" Sprach's und schritt hindurch.

* Die meisten Perücken werden in Amerika getragen. New-Yorks jährlicher Verbrauch von falschem Haar wird allein auf 2 Millionen Dollars berechnet. Es sind in dieser Stadt allein 600 Perüquiers und Haarhändler.

Auflösung des Räthsels in № 140:

Salami — Salamis.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Dienstag, 30. November 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Unversehens, als sie beim nächsten Ringelspiele vorübergingen, sagte Wartel: „Komm herein und schau' Dir das Dings ein wenig mit ruhigen Augen an," und zog das Röschen nach, und da gerade die Trommel und die Musik begann und der Zuruf erscholl: „Aufsitzen, wenn's gefällig ist, gleich wird angefangen!" so saß auch Wartel mit Röschen neben einander, bevor sich diese wehren konnte. Bei der lustigen Volksmenge, die sich heute zu dem Spiele drängte, fehlte es nicht, daß im nächsten Augenblicke alle Pferde, Hirsche, Giraffen, Mohren mit Sitzen auf den Köpfen, Dampfwagen und Eisbäre dicht besetzt waren, und so ging es denn in heiterem Schwunge unter betäubendem Lärmen und Musiziren rund herum. Knaben und Erwachsene stießen jubelnd nach den Drehsäulen, daß die Wände zitterten, das zuschauende Publikum schrie vor Vergnügen auf über den geringsten Anlaß zum Gelächter.

Sehr still und Jedes mit ganz eigenen Empfindungen, saßen aber Wartel und Röschen neben einander, Wartel hatte seinen linken Arm hinter Röschens Rücken um die Sophalehne gelegt und den Hut tiefer in die Augen gedrückt, eine unsichtbare Gewalt wollte ihn bewegen, seinen Arm bescheiden um Röschens Nacken zu legen, aber seine Fassung war nicht überwindlich heute; lieber zog er den Hut noch tiefer in die Augen und sprach tiefsinnig vor sich hin, was ihm so drückend auf dem Herzen lag.

„Den Schächen-Peter hast Du vorgezogen," sagte er vor sich hin; „er ist jede zweite Nacht vor Dein Fenster kommen und wenn Euch der helle Morgen nicht geschieden hätte, Ihr wäret noch heund nicht von einander. Und jetzt läßt er Dich allein in fremder Welt herumvagiren und steht aller Gewißheit nach alle Nacht wo anders vor einem Fenster. Wär' ich Dir wie er gewesen, alles Fuhrwerk der Welt hätt' uns nicht vom Fleck gerissen, ich wär' nicht fort und Du hättest nicht fort dürfen. So sitzen wir jetzt alle zwei auf einem Ringelspiel, Eins hat mehr als das Andere auf dem Gewissen, mir läßt mein Herz keine Ruh', Dir vergönnt Dein Unglück keine Freude. Es ist gerade, daß ich Alles erwürgen möchte vor Herzensjammer, es ist in der Welt gerade wie auf jenem Bild, das ich einmal gesehen habe: da sitzt das Pferd im Wagen und kutschirt den angespannten Kutscher, da reitet der Esel seinen Reiter, der Pater heirathet die Braut und der Bräutigam segnet beide ein; auf dem Bilde hat Eins nur gefehlt: das Röschen äugelt mit dem Schächen-Peter und Wartel hat das stille Zuseh'n. Doch sollst Du mir das nicht empfinden dürfen, Röschen. Ich will Dir heunde einen Tag anthun, Du sollst dran denken. Zeigen will ich Dir, wie ich Dich gehalten hätte, wenn Du mein geworden wärest, Du sollst das sehen, ohne daß ich Dir's zu sagen brauche — ich will dafür weder einen Lohn von Dir oder sonst etwas, bleib Du Deinem Schächen-Peter immer treu, ich will Dich nur bewirthen."

Diese Art Racheplan, in welchem er sich unbewußt nur tiefer in seiner Leidenschaft verfing, gab ihm auf einmal seine ganze Heiterkeit zurück. Er zahlte daher aufs Neue für eine Tour im Ringelspiele und sagte: „Was man anfangt, muß man ordentlich genießen." — Röschen lächelte nur stillvergnügt dazu und hielt sich das eine Ende des Kopftuches verlegen an den Mund, denn sie meinte, alle Welt schaue nur auf sie und Wartel und Alles, was sie thue, mache Aufsehen."

Als Musik und Spiel wieder in vollem Gange waren, verfiel sie wieder in ihre vorigen Em-

pfindungen und Gedanken. „Jetzt möcht' ich nur, dachte sie und sah wiederum von Zeit zu Zeit liebevoll zu Wartel auf, jetzt möcht' ich nur, daß Jemand von zu Hause den guten Wartel sehen möchte, er ist nicht zum Kennen, er ist wirklich schöner geworden. Was hätt' ich angefangen, wenn ich ihn nicht gefunden hätte, das vergeß' ich mein ganzes Leben nicht mehr, was er für ein guter Engel für mich geworden ist. Aber das ist wahr, in der Fremde müssen sich die Menschen erst recht kennen lernen. Zu Hause sind wir immer Eines neben dem Andern hergegangen, und Eines hat mit dem Anderen kein besonderes Wesen gemacht; jetzt ist's mir um jedes harte Wort leid, das ich ihm gegeben habe. Ach, wie gut ist's, wenn man in der Noth Jemand findet, der uns ein Beschützer ist und guter Freund! Jetzt, daß ich den Wartel gefunden habe, bin ich wie aus der andern Welt heraus. Vor einer Stunde bin ich noch müde und hungrig da unter lauter wildfremden Menschen herumgegangen und jetzt sitz' ich da und bin lustig über Alles und fahr wie ein gnädiges Fräulein hin und wieder —"

Das Ringelspiel verlassend, that Wartel schon viel lustiger und lauter. — „Komm, sagte er mit freundlichem Lachen, jetzt trinken wir einen Becher Mehl." — Röschen sah lächelnd zu ihm auf und wiederholte: „Mehl?" — „Nun ja", sagte Wartel schelmisch und zeigte auf den Schild. — Röschen war auch keine Heldin im schnellen Lesen, sie brachte im Vorübergehen auch nur „Mehlverkauf" heraus und sagte verwundert: „Je bei meiner Herzensgrube, da wird Mehl verkauft und die Leute im Garten trinken, als wär's Wein." — Wartel aber lachte noch lustiger und entdeckte ihr den ganzen Irrthum. — Jetzt lachten Beide erst recht von Herzen, ließen sich den Meth gar bestens munden und wurden immer vergnügter unter einander.

Sie tranken und plauderten eine Weile mit einer so innigen Vertraulichkeit, als hätte den andern Tag schon ihre Hochzeit sein dürfen. — Aber mitten in aller Vertraulichkeit wurde Wartel wieder ernst und stille, eine große Unruhe bemächtigte sich seiner, er zahlte und brach mit Röschen stürmisch auf, die Freuden des Praters weiter zu genießen.

Röschen hing etwas besorgt an seinem Arme und sagte: „Schau, lieber Wartel, ich fürchte, ich bin Dir schon recht zu viel. Du meinst, ich müßt' von Allem hier haben, Du gibst so viel Geld aus wegen mir, und mir wär' es wahrhaftig viel lieber, wir sitzen ruhig beisammen, es ist als hätten wir so viel zu reden. Was brauchst Du so viel Geld auszugeben? Wir haben genug gegessen und getrunken." — Wartel dachte, „daß Du mir dann einreden könntest, der Schächen-Peter sei Dir niemals etwas werth gewesen und habe niemals mit Dir vertraut gethan? Lieber herumgefahren wie der helle Satan hier, bis die Zeit zum Heimgehen kommt. Dann bei einer Bettfrau ein Bett für Dich bezahlt, und ade, geliebte Braut, für immer, ich habe das Meine ehrlich gethan!" — Laut sagte er: „Es wird bald finster, Du siehst den Prater das erste Mal, vielleicht auch das letzte Mal, Du mußt etwas davon haben."

Röschen folgte dem stürmischen Burschen lächelnd, aber doch mit dem vorherrschenden Gefühle, daß sie ihm recht lästig sein müsse. Sie folgerte das aus Wartels Mienen und Benehmen. — „Was Wartel gern thut, meinte sie, wie lieb und freundlich thut er das, jetzt ist er so fuchsteufelshitzig, daß ich ihm wenig angenehm sein kann."

Als sie gleich darauf an einem umzäunten Platz vorübergingen, wo viel Lärmen und Lachen zu hören waren, da drückte Wartel plötzlich das Volk gewaltsam auseinander, und stand mit Röschen mitten auf dem Schauplatze eines sehr burlesken Spiels. — Ein Harlekin aus Holz stand mit ausgespreizten Händen und Füßen, mit weit aufgerissenem lachendem Munde und verdrehten Augen da und die Aufgabe war, aus einiger Entfernung einen Ball in Harlekins Maul zu treffen.

„Platz da, weg da! rief Wartel und gab Röschen den Ball in die Hand. Wirf jetzt den Hauptschelm zwischen die Zähne, weil er gar so menschenfresserlich lachen kann." — Röschen wurde blaß vor Verlegenheit und Schrecken und drückte sich und Wartel weiter unter die Zuschauer zurück. — Jesus, o Gott, nein, nein!" rief sie, „das thu' ich nicht, das kann ich nicht, das mag ich nicht, wo denkst Du hin?" — Wartel zahlte mit etwas grausamer Gleichgiltigkeit den Einsatz, drückte ihr den Ball fester in die Hand und half selbst ihrem Arme einen Schwung geben. Röschen sträubte sich wiederholt und lachte halb ungehalten, halb endlich selbst ergötzt; aber Wartel überwand ihr Sträuben immer wieder und Röschen sah zuletzt kein Mittel zu entkommen, als Wartels Willen unter großem Freudenlärm des Publikums zu thun. Sie warf mit der großen Ungeschicklichkeit des Frauenzimmers und der

Zufall wollte, daß der Ball gerade in das Ziel flog; der Harlekin schloß im Nu den Mund, drehte die Augen von oben nach unten, schlug die Füße zusammen, schloß die Arme knapp an den Leib und stand schnurgerade da wie Einer, der sehr zufrieden ist über die Kost, die er eben durch den Mund empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

„Nichts“ ist nicht werthlos, denn Nichts ist werthlos.

Das Leben und Treiben im riesigen Paris beweist, daß noch Millionen dort auf der Straße liegen, welche den Glückskindern aufbewahrt sind, denen der Himmel einen praktischen Kopf geschenkt hat. Folgende kleine Skizze mag das beweisen.

Vor wohl zehn Jahren starb ein Herr Varnard in Paris und hinterließ eine hübsche Wittwe in dem reizenden Alter von 19 Jahren. Er war Chemiker gewesen, hatte eine kleine Destillation besessen, Essenzen für Parfümerie-Geschäfte gefertigt und war durch Ueberanstrengung seiner Kräfte gestorben. Seine junge Frau hatte ihm treulich zur Seite gestanden, die Fabrikation in seiner Abwesenheit besorgt und sich nach und nach einige Kenntnisse seiner Kunst angeeignet. Als er gestorben, setzte sie das Geschäft fort; sie erinnerte sich eines Tages, wie ihr Mann einst behauptet hatte, daß Jemand reich werden könnte, wenn er alle fortgeworfenen Citronen- und Apfelsinenschalen in Paris zu erlangen und zu verwerthen verstände.

Mit diesem Gedanken ging sie eines Morgens, ein Körbchen am Arm, nach der Rue Montorgeuil, wo der Austernmarkt abgehalten wurde, wo viele Restaurants existirten und wo — da der Pariser, selbst der schlichte Arbeiter, stets seine Austern mit Citronensaft verzehrt — große Mengen ausgepreßter Citronen auf dem Pflaster zerstreut umherlagen. Unter all dem Kehricht, aus dem schon die Lumpensammler ihre Beute gezogen, hielt sie jetzt ihre Ernte. Die Kellner der benachbarten Restaurants, höflich und verliebt wie alle Pariser, betrachteten neugierig das Treiben der jungen hübschen Frau, erfuhren von ihr, was sie suchte, und waren sofort bereit, sämmtliche Schalen in ihren Restaurants künftig für einen freundlichen Blick aus ihrem schönen Auge ihr aufzusammeln. Bald darauf setzte sie sich mit den Auskehrern der Theater in Verbindung, welche ihr für eine Kleinigkeit die Schalen der vielen im Theater verzehrten Apfelsinen aufhoben, und miethete schließlich ein großes Zimmer, in welches die Schalen gebracht, von plaudernden, lachenden Mädchen gereinigt und aus ihrer inneren schwammigen Fläche gelöst, getrocknet und verpackt wurden. Das Geschäft vergrößerte sich von Tag zu Tag. Nicht allein Paris, selbst ganz Frankreich wird jetzt von der Wittwe Varnard damit versorgt, nach Holland gehen die Schalen zur Fabrikation des Curaçao, alle Fruchtsyrups werden damit gefertigt und — Wittwe Varnard ist eine reiche Frau, die trotz der heutigen Konkurrenz noch jetzt große Geschäfte macht.

Eine andere Wittwe von gesetzterem Alter, nicht so hübsch und niedlich, nicht so klug und ausdauernd als Wittwe Varnard, hat ihr Glück mit Stubenkehricht gemacht! Sie war Concierge in einem Hause der Rue du Temple, welches fast ausschließlich von Goldschmieden bewohnt war, und kam in einem strengen Winter auf die Idee, den Stubenstaub mit etwas Steinkohle zu vermischen und als Heizungsmaterial in ihrem eisernen Ofen zu benutzen. Nach einigen Versuchen gelang ihr dies. Das Frühjahr kam, sie schaffte den Ofen bei Seite und fand beim Reinigen desselben, daß sich glänzende Körner innen angesetzt hatten, es war — Gold! Sie bewahrte ihr Geheimniß, verschaffte sich in allen Häusern ihres Viertels, in welchen Goldschmiede wohnten, die Erlaubniß, umsonst ausfegen zu dürfen, wurde deßhalb allgemein als Frau mit einer Schrulle angesehen, kümmerte sich jedoch darum nicht, sondern fegte und heizte weiter, bis sie sich so viel Geld zusammengefegt hatte, daß sie sich ein Stückchen Land in der Vorstadt kaufen konnte. Dort ließ sie sich zwei kleine, äußerst bequeme Schweizerhäuschen bauen, die die Aussicht auf den Montmartre hatten, vermiethete dieselben zu guten Preisen und lebte als Rentnerin bis an ihr seliges Ende.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Klopfgeister.) Ein Herr Faulknerr, Fabrikant von physikalischen Instrumenten in London, erklärt im „Standard“, daß er lange Jahre hindurch eine große Anzahl von Magneten und elektrischen Batterien konstruirt habe, eigens zu dem Zwecke,

unter dem Fußboden, im Getäfel der Wände, der Thürschwellen, unter den Tischen, ja in den Tischen selbst verborgen zu werden. Er erzählt ferner, daß Eisen- und Kupferdrähte zu Leitungen in bedeutender Menge von ihm angefertigt worden sind, die unter den Teppichen hingezogen, in die Fensterrahmen eingelassen wurden. Vermöge dieser Leitungen und der Batterien wurden die Klopfgeister lebendig und die Tanzlust der Tische angeregt. In Bewegung wurde der Apparat gesetzt durch Knöpfe, die unter dem Teppich oder sonstwo an einer Stelle angebracht waren, die blos dem Spiritisten oder dem Medium bekannt waren; ein Druck genügte, um das ganze betrügerische Spiel in Gang zu bringen. Auch Klingeln, die von Geistern gezogen wurden und im ganzen Hause zu gleicher Zeit schellten, hat derselbe Herr Faulkner angefertigt.

* Ulm im Nov. An die Hauptagentur der Münster-Lotterie lief ein Schreiben aus C. ein, das wir der Kuriosität halber mittheilen: „Viele Grüße an die Lotterie Herrn in Ulm, und ich wünsche Ihnen alle gute Gesundheit! Ich bitte sie alle mit der herzlichen Bitte, da nun allmählig der Tag komt da die große ziehung vorgenomen wird, daß sie so gütich sein möchten und möchten dießes Jahr, das Glück mir zu theil werden laßen, wo möglich, Sie es machen könten, und den ersten trefer auf die Nummer 212,596, richten, ließ es sich machen, und sie würden mir den Wunsch erfüllen, so will ich ihnen mit größter verschwiegenheit, den halben gewinn zurück schenken, da ich dan mit 10,000 fl. mein leben fristen kann. Und will meinen Danck mündlich abstatten, Ich bitte sie nun nocheinmahl alle herzlich, sie möchten mir meine bitte gewähren. Ich wünsche und hoffe, meine bitte möchte bey dießen Herren nicht, Umsonst seyn, damit ich doch nicht mein ganzes leben, mit dienen zubringen muß. H. P."

* (Sechs Opfer der Beschneidung.) Der „Mährische Korrespondent" meldet, daß in Brünn innerhalb eines kurzen Zeitraumes sechs israelitische Knaben in Folge der Beschneidung gestorben sind; gestern erst sei dort wieder ein kräftiger kerngesunder Knabe anläßlich einer derartigen ungeschickten Operation zum Opfer gefallen. Mit Ausnahme einiger Rabbiner und Orthodoxen dürfte es wohl unter den Juden nur Wenige geben, welche nicht darin übereinstimmen, daß man die veraltete Institution der Beschneidung so bald als möglich zu den Todten werfen sollte.

* Eine Tänzerin aus der besten europäischen Schule versuchte, obwohl sie an den Bühnen der größten Theater nur ein Stern zweiten Ranges war, ihr Glück in Amerika, trotzdem sie durch das persönliche Glück, welches sie bei hohen und reichen Personen gemacht, sehr vermögend geworden. Ihr erstes Erscheinen vor einem amerikanischen Publikum gab Anlaß zu einem solchen Ueberströmen der Bewunderung, wie es nur primitiven und etwas rohen Naturen eigen zu sein pflegt. Zehnfach wiederholte Salven von Bravo's, mehrmaliger Hervorruf, Bouquets, Kränze, Bonbons, Tauben, Dollars wurden auf's Theater geworfen, es fehlte keine Art von Huldigungen. Die Tänzerin war außerordentlich entzückt. Aber die Entzückung sollte den höchsten Grad erreichen, als sie, in ihren Wagen steigend, nach Hause fahren wollte und eine bis zum Wahnsinn enthusiasmirte Menge auf ihren Wagen losstürzen, die Pferde ausspannen sah und sich nun von den Enthusiasten nach ihrer Wohnung ziehen lassen mußte. Am anderen Tage war sie von den Aufregungen und Freuden ihrer Triumphe etwas angegriffen und wollte spazieren fahren. Sie befahl anzuspannen. Aber nach einigen Minuten kam der Kutscher und sagte: „Madame will ausfahren? — Das bringt mich sehr in Verlegenheit, denn ich weiß nicht, wie ich Pferde anschaffen soll!" — Pferde? Nun, mein Gott, habe ich denn meine eigenen Pferde nicht aus Europa mitgebracht? Zwei braune Hengste, ein Geschenk des Fürsten W. in Petersburg? — „Ja, Madame, die wurden Ihnen gestern ausgespannt!" — Gewiß, welch' ein Triumph, von den ersten Gentlemans New-Yorks gezogen zu werden! — „Ohne Zweifel, Madame, aber diese Gentlemans haben vergessen, die Pferde wieder zu bringen!"

* (Erhaltung der Baum- und Rebpfähle.) In der Ortenau läßt man dieselben austrocknen, stellt sie hierauf mit dem untern Ende einige Tage in Kalkwasser, läßt sie trocknen, bestreicht sie sodann mit verdünnter Schwefelsäure und läßt sie wieder trocknen. Sie versteinern gleichsam auf diese Art und dauern viel länger als die gebrannten Pfähle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Donnerstag, 2. Dezember 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Ein betäubendes Gelächter erscholl, Viele riefen „Bravo", und der Spielinhaber kam, dem Röschen einen Preis von einem halben Gulden einzuhändigen. Sie weigerte sich, den Preis anzunehmen, bis Wartel sagte: „Nimm nur, Du hast's redlich verdient."

Das Gedränge um Beide wurde immer größer und allerlei Stimmen ließen sich hören: „Ein famoses Madel! Ein sauberes Kind! Woher ist nur das Schatzerl? Ein wundersauberes, elementverwettertunsinnigliebes, wolliges Schatzkind u. s. w.;" da machte Wartel mit Blitzeseile rechtsum und flüchtete sich mit Röschen, bevor die Bewunderer noch wärmer wurden; eine noch tiefere Verstimmung wurde seiner Meister. Wäre Röschen sein erklärtes Mädchen gewesen, so hätte er sich höchstens über so zudringliche Stimmen geärgert, jetzt konnte Röschens geschmeicheltes Herz vielleicht doch zurückfliegen und neugierig nach den Schmeichlern suchen, während er sie am Arme zu entführen suchte.

Röschen aber stand das Weinen näher als das Lachen, sie hielt den halben Gulden noch in der Hand, ohne es zu wissen, und sagte: „Ich bitte Dich um Gottes willen, lieber, guter Wartel, thu' mir das nicht wieder an und plag' mich nicht mit so einem Spaß; ich bitte Dich, ich habe ausgestanden, daß mir jetzt der helle Schweiß auf dem Gesichte steht — gelt, gelt, Du zwingst mich zu so einem Spaß nicht mehr?" — Wartel zog den Hut über die Augen: „Nein — was? — wart' nur, komm!" sagte er durcheinander und zog sie fort.

Die Zeit verflog wie aus einer Büchse geschossen, in völligem Wirbel und Taumel wurde mitgenommen, was der Prater sonst noch bot, Wartel wurde immer verschlossener und hitziger, Röschen immer weicher und stiller. So fuhren sie noch einmal in einem Ringelspiele, wo Wartel einen prachtvollen, mit den Vorderfüßen aufsteigenden Schimmel ritt und Röschen neben ihm auf einem gepolsterten Sitze Platz nahm, den ein knieender Mohr auf dem Kopfe trug; Genovefa, die vier Haimonskinder, die Menagerie, die Kriegsflotte und die menschlichen Charaktere, das Wachsfigurenkabinet, ein Volksstück, die Fingermarionetten wurden gesehen und auf der großen Hutsche wurde geschaukelt.

Es war Nacht, bevor man's dachte und wollte, der Prater schimmerte von tausend Lichtern, Musik und Jubel wurden lauter; in dichten Massen und mit kleinen Schritten zogen die Menschen wieder stadtwärts heim, in dumpfes Donnern löste sich das tausendstimmige Reden auf. — Auch Wartel und Röschen gingen endlich Arm in Arm nach Hause.

Wartels Verstimmung war auf's Höchste gestiegen; jedes Wort, das er sprechen sollte, war ihm eine Last, jedes Wort, das Röschen sprach, hatte ihm eine schmerzliche Nebenbedeutung; am allertiefsten aber regte ihn jetzt der Verdruß über sich selber auf, daß er die ganze kostbare Zeit seines vertraulichen Beisammenseins mit Röschen zu nichts Klügerem als zu betäubenden Unterhaltungen benutzt hatte. Was hätte sich eine so lange Zeit hindurch auf einem vertrauten Plätzchen eines Wirthshauses bei einem guten Glase Wein gemüthlich verhandeln und ausmachen lassen! So aber hatte er die goldige Zeit in eitlem Tumult verschleudert und nicht einmal Röschens aufrichtige Stimmung benützt, um grundmäßig zu erfahren, wie es zwischen ihr und dem Schächen-Peter stehe? Jetzt kann sie mich noch zu guter Letzt für einen Saufer, Herumrenner, Verschwen-

der und weiß Gott was noch Alles halten, dachte er, und kann recht gut auch meinen, ich mache es alle Sonntage im Prater so." — Zu stolz, um sich jetzt gegen eine üble Meinung zu vertheidigen, war er auch zugleich zu grimmig aufgelegt, um den Heimweg, so gut es ging, noch zu benützen und ein liebevolles Gespräch mit Röschen anzuknüpfen.

Röschen bemerkte seine Verstimmung wohl und wußte sie nicht anders zu erklären, als daß ihn nun die Verschwendung reue, deren Anlaß sie gewesen; ein Gefühl der traurigsten Verlassenheit überfiel sie bei dem Gedanken, daß sie früher hungrig und von aller Welt verlassen, jetzt aber satt war, allein Jemand beschwerlich fallen müßte. Sie hätte gern etwas gesagt oder gethan, ihn zu erheitern, es fiel ihr nichts ein, es lag ihr wie ein Zentnerstein auf der Herzgrube.

Endlich wurde sie des Geldes wieder inne, welches sie gewonnen hatte, es war ihr schon ganz heiß in den Händen geworden. „Du, lieber Wartel," sagte sie, „gelt, Du nimmst das Geld da, was ich gewonnen habe, für Deine Unkosten an? Ich weiß, Du hast viel mehr für mich ausgegeben, aber Du weißt, ich hab' jetzt nicht mehr, ich kann Dir's später einmal ganz ersetzen."

Eine dunkle Röthe lief durch Wartels Wangen, er preßte die Lippen zusammen und sagte eine Weile gar nichts, dann erwiederte er mit bitterem Lächeln: „Hast Du mir so gut nachgerechnet, was ich für Dich ausgegeben habe? Man merkt sich das nicht bei Einem wie beim Andern." — „Nimmst Du mir den guten Willen übel?" sagte sie. — „Wenn Du mich nicht zornig machen willst, daß ich mich selbst nicht mehr kenne, so trag' mir eine solche Schande nicht mehr an," sagte er. — „So will ich mit heute bei meiner Bettfrau das Bett wieder zahlen," erwiederte sie schmerzlich; „so habe ich doch wieder ein sicheres Nachtquartier, vielleicht findet sich morgen etwas, daß ich ein Unterkommen finde."

Und bist froh, dachte Wartel sich hinzu, daß du von mir los bist und schreibst vielleicht morgen deinem Schächen-Peter heim: ich bin auch beim Wartel im Prater gewesen, er ist aber gar ein wüster Gesell geworden, spielt, trinkt, verreitet Geld und ist wie ausgewechselt; ich möchte nicht zwei Tage um den lüderlichen Menschen herum sein — grüß' dich Gott, mein lieber Peter —

Von nun an wurde kein Wort mehr zwischen Beiden gesprochen, bis sie das stadtwärts strömende Menschenmeer wieder in die Taborstraße abgesetzt hatte und sie vor dem schwarzen Adler stille hielten. Hier standen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, jedes hatte das Herz so voll, aber keines vermochte etwas zu sagen. Endlich dachte Wartel: Was soll ich sie länger aufhalten? Sie wird's kaum erwarten können, wie sie auf gute Manier von mir loskommen könnte. Er reichte ihr die Hand hin, ohne ein Wort zu sagen; seine Augen unterliefen mit dunkler Röthe, sein ganzes Wesen erbebte.

Auch Röschen gab ihm die Hand hin und sagte: „Es ist mir doch ein lieber Tag gewesen, daß ich Dich gesehen habe; jetzt behüt' Dich Gott und laß Dich die Müh' nicht verdrießen, daß Du mit mir umgegangen bist." — Sie hatte die Augen voll Wasser und ging weiter. — Schnell hatte die drängende Menschenmenge sie aufgenommen, sie war unter den Tausenden von Menschen wieder allein wie vor einigen Stunden, Wartels Augen erreichten sie nicht mehr.

Wie geistesabwesend stand er noch eine Weile vor dem Thore, drehte sich dann nach dem Hofraume um und ging hinein. Er war schon bis nahe an die Stallungen gekommen, als er plötzlich wie angewurzelt stehen blieb und sich mit der Hand nach der Stirne fuhr. Wie gestochen stürzte er dann wieder aus dem Hause und in der Richtung weiter, nach welcher sich Röschen entfernt hatte.

Bisher hatte sich seine Verstimmung doch heimlich damit getröstet, daß er ja andern Tags Röschen wieder aufsuchen könnte, wenn er wollte; sie nicht zu verlassen, so lange sie keinen Dienst erhalten würde, war sein fester Vorsatz, so sehr er sich auch in seinen Argwohn hineinquälte, daß er ihr gleichgiltig, lästig, von ihr verkannt sei. Jetzt aber fiel ihm erst bei, daß er gar nicht gefragt hatte, wo sie übernachten werde. Wenn er sie nicht auf dem Wege zu ihrem Nachtquartier noch einholte, so war sie für ihn verloren, wie sollte er den verborgenen Winkel entdecken, wohin sie sich in ihrem Jammer verbergen müßte?

Mit einem Gefühle der höchsten Wuth gegen sich selbst und mit einer Wehmuth, nicht zu sagen, in der Brust, eilte Wartel dem so sehr geliebten Wesen nach, um sich die Gelegenheit zu helfen nicht abgeschnitten zu sehen, um Röschen nicht in ihrer schrecklichen Armuth verlassen denken zu müssen. Denn daß sie ihn nicht selber aufsuchen würde, das fühlte er nur zu lebhaft, dazu hatte er sich zu bärengrimmig gezeigt.

So jagte er nun wie ein Rasender die Taborstraße auf und nieder, trennte die Menschenmenge vor sich her mit fliegender Gewalt und rief nicht

selten mit steigender Angst den Namen Röschen. Selbst zwischen den Fiakern eilte er ohne jene frühere Scheu hindurch und hätte den auf der Stelle erwürgt, der ihm mit einem „dummen Spaß" in den Weg getreten wäre. — Umsonst. — Röschen war nicht zu errufen, nicht zu erjagen. Jetzt ging es linker Hand einige Nebenstraßen auf und ab, dann rechter Hand einige Nebenstraßen hin und wieder, umsonst; Röschen war auch da nicht zu sehen und zu hören.

Es war schon zu finster und die meisten Zettel von den Thoren genommen, als daß er hätte lesen können, wo einzelne Betten verlassen würden; darum stürzte er nur hie und da ohne besondere Wahl in ein Haus und fragte, ob man Betten da verlasse und ob ein Röschen Oesterlin da übernachte; aber er war so zerstreut und hastig, daß er schon wieder auf geflügelter Flucht war, bevor die Antwort noch erfolgte. Einige Male hieß es sogar: „Ja, hier sind Betten zu verlassen und besetzt;" er erwiederte nur: „So wird's da drüben im Nachbarhause sein" und eilte davon.

Endlich gab er alle Hoffnung auf, Röschen heute noch zu finden, und beschloß, morgen mit dem Frühesten von Neuem anzufangen, die Verlassene zu suchen, und sollte er die Leopoldstadt Haus für Haus durchfragen müssen. Ein schreckliches Gefühl der Selbstanklage übermannte ihn und keine Freude der Welt hätte ihn für heute mehr erträglich stimmen können.

(Fortsetzung folgt.)

„Nichts" ist nicht werthlos, denn Nichts ist werthlos.

(Schluß.)

Ein anderer Pariser hat sich ein Vermögen erworben durch — verwelkte Blumen! Er sagte sich, daß in all' den theuren Bouquets, die täglich auf dem Marché aux fleurs verkauft werden, selbst andern Tags manche Blume sich befinden müsse, die noch nicht ganz verwelkt sei, wenn sie auf den Kehrichthaufen geworfen wird. Früh Morgens, ehe sich die feine Welt von ihrem Lager erhebt, sind die Kehrichthaufen in den Höfen derselben fast besät von Bouquets mit dahinwelkenden Blumen. Mit Hilfe einiger Knaben gelang es ihm leicht, ganze Haufen davon zu sammeln und dieselben nach seinem unscheinbaren Häuschen an der Barrière Montparnasse schaffen zu lassen. Dort legen nun mehrere arme Frauen die Blumen auseinander, werfen die schlechten fort, schneiden von den noch brauchbaren die Stiele etwas kürzer und tauchen dieselben auf einige Minuten in kochendes Wasser. Die Blumen heben wieder ihre Köpfchen, sehen noch ein Mal frisch und schön aus, werden mit neuem Grün umgeben, hübsch zusammengestellt und das neue Bouquet ist fertig, dessen Lebensdauer freilich nur wenige Stunden beträgt. Kleine Mädchen reihen die Sträuße in ihre Körbe, eilen auf die Boulevards und veranlassen dort durch ihre Ausdauer die Spaziergänger zum Kauf, die oft nur die Bouquets nehmen, um den kleinen lästigen Gast los zu werden. Das Geschäft war so gut organisirt, daß der Mann in einem Jahr fünftausend Thlr. verdiente! Fünftausend Thaler mit welken Blumen.

Es gibt auch ganze Klassen von Leuten, die aus dem Nichts sich ihren Unterhalt erwerben. Paris verbraucht täglich eine halbe Million Cigarren, die meistens im Freien oder in den Café's geraucht werden. Fast kein Stummel bleibt liegen, Hunderte von Leuten suchen danach, Tag aus, Tag ein. Das angebrannte Stückchen wird abgeschnitten, die Stummel werden getrocknet, Rauch-Tabak daraus gefertigt und das Päckchen zu dem Viertel-Preis des gewöhnlichen Tabaks verkauft. Mehr als dreitausend Lumpensammler beiderlei Geschlechtes fristen in Paris ihr elendes Dasein: die „Chiffoniers" sucht die Lumpen und Knochen, der „Ravangeur" hat die Lieblingsneigung, Eisen, Zink u. s. w. zu sammeln, der „Trieur" als Oberhaupt sortirt von Morgens früh bis Abends spät in dem schrecklichsten Dunste, und die „Ogres" kaufen und verkaufen en gros die sortirte „Waare".

Die Straßenreinigung Berlins kostet Geld; die in Paris ist verpachtet und bringt jährlich — sechshunderttausend Franks der Stadt ein. Der Staub und Schmutz wird nach Argentieul geschafft, in den dortigen Pouristers zu Dung verarbeitet und an Tausende von Gärtnern, welche die Vorstädte bewohnen, zu 3 bis 5 Franks der Kubikmeter verkauft, wodurch die Pacht-Gesellschaft einen Umsatz von 2 — 2½ Millionen Franken jährlich erzielt!

Die Straßenreiniger-Gesellschaft bildet eine merkwürdig abgeschlossene Kaste von 1600 Mann. Sie sind in achtzig Brigaden getheilt, von denen je vier auf eins der zwanzig Arrondissements der Stadt kommen. Merkwürdiger Weise ist auch nicht ein einziger Franzose unter ihnen, sie bilden die Fremdenlegion von Paris, fast alle sind Deutsche, meistens aus dem Elsaß. Punkt vier

Uhr beginnt ihr Tagwerk; sie strömen herbei von La Villette, jeder mit dem Besen oder der Schaufel auf der Schulter. Die meisten sind elend gekleidet, eine geölte Regenkappe ist schon ein Luxus, und Männer wie Weiber tragen ihre heimathlichen, ungeschickten Holzschuhe, aus denen die zur Erwärmung hineingestopften Strohhalme hervorsehen. Ihre Einnahmen pro Tag oder vielmehr für ihre fünfstündige Arbeit ist zweiundvierzig Cent., also kaum vier Silbergroschen und doch sparen sie davon, um — wieder in die alte Heimath zurückkehren zu können.

Unter den aus Nichts Etwas schaffenden Industriellen von Paris sind noch die „Ribonis" zu erwähnen, welche aus alten Stiefeln neue machen, die natürlich höchstens acht Tage halten. Man nennt diese Stiefel „dix-huit." Warum achtzehn? Weil sie „deux fois neuf" (zwei Mal neu oder — zwei Mal neun) sind!

Auch Schmarotzer gibt es unter diesem Nichts-Völkchen. Es gibt „Échantilloneurs", die Jahr aus Jahr ein aus einem Geschäft in's andere laufen, sich — Proben geben lassen, Alles dankbar annehmen und — damit ihr Leben fristen. Paris ist groß und ein Menschenleben genügt kaum, um alle Läden und Geschäfte um Muster zu plündern, oder — sich hinauswerfen zu lassen.

Mannigfaltiges.

* Die Berliner „Tribüne" erzählt folgende Anekdote: „Wie viele Kinder haben Sie? fragte ein Hauswirth, der wegen der Strenge in seinem Hause gefürchtet und in der ganzen Nachbarschaft bekannt ist, einen Handwerksmann, der sich in vergangenem Vierteljahr eine Wohnung in jenem Hause ansah. „Vier," lautete die etwas verlegene Antwort. Der Hauswirth schüttelte den Kopf und wollte von einem Kontrakt Nichts wissen; vier Kinder in seinem ruhigen, saubern Hause war ihm zu viel. Erst als der Miether ihm sagte, daß die Kinder schon erwachsen seien, gab er zögernd seine Einwilligung. Tags darauf kam die Frau des Handwerkers zu dem Wirthe, um noch einige Nebendinge zu ordnen. Der Vorsicht wegen richtete er auch an diese die Frage: „Wie viel Kinder haben Sie?" Und abermals lautete die Antwort: „Vier." So wurde dann der Kontrakt geschlossen. Beim Einzug aber sah der Wirth nicht vier, sondern acht Sprößlinge in sein ruhiges Haus einziehen! Halb sprachlos vor Aufregung verlangte er Auskunft über diesen „Betrug" von dem Miether. Die Antwort lautete dahin, daß der Miether früher schon ein Mal verheirathet gewesen sei, seine Frau gleichfalls. Der Mann hat aus erster Ehe vier Kinder, die Frau gleichfalls. Von Betrug war also keine Rede, und im ganzen Haus, sowie in der Straße wurde so viel darüber gelacht, daß der Wirth zuletzt mitlachte.

* Ein salomonisches Urtheil haben vor Kurzem die Gerichte in Buffalo abgegeben. Ein Lohnkutscher, welcher, um mehr Geld zu verdienen, zwei Reisende absichtlich so lange aufgehalten hatte, daß sie den Eisenbahnzug verfehlten, wurde verhaftet und verurtheilt, die Hotelrechnung für die beiden Herren, sowie die Prozeßkosten zu bezahlen.

(Eingesandt.)

* Die Natter.

Do hewwe se eich geschtert Nacht
E „aarge" Skandal gemacht;
Do hann e paar im Grabe drunne
E „eeklich wüschtes" Dhier gefunne,
Zehe Spanne lang und ärmelsdick,
E ferchterlicher, gift'ger Blick.
Es wär' im Wasser rumgeschwumme,
Un dann wärs fort und nimmeh kumme.
Dort sinn eich g'schtan e Masse Leit,
Un hewwe sich umsunscht gefreit,
Sie hann gemeent, sie kenne's fange,
Sinn aber löschtlich ingegange.
Un weil das Gas so trüb gebrennt,
Kummt Eener mit'r Latern' gerennt
Und halt se richtig vorne hin,
Damit se a das Unding siehn.
Die hann im Wasser rumgefischt,
Hann awer a ke Bohn' verwischt,
Un wie se lang genug gesucht,
Do hann se g'scholle und geflucht;
Der Eene saht: „Ich hann se g'siehn."
Der Anner: „Sie isch im Wasser drinn."
Der Dritt' hot g'saht: „Na freilich, jo,
Was nützt das Kreische? sie war do."
So hann se sich noch lange Zeit
Vun wege dem Dhier erumgestreit.
Mer awer hann uns fortgemacht
Un hann der in die Fauscht gelacht.

Zweibrücken, 29. Nov. 1869.

E. Fr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Samstag, 4. Dezember 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Wartel machte die ganze Nacht kein Auge zu. Das Geld, welches er noch in seiner Tasche fand, warf er mit Ungestüm in seine Kleidertruhe und rief: „Warum bist du nicht auch noch darauf gegangen?“ Dann setzte er sich auf einen Holzblock in einem Winkel des Stalles und verfiel in allerlei fürchterliche und trübselige Gedanken; den letzten Rest der Nacht wanderte er halb entkleidet im Hofraume auf und nieder.

Kaum zeigte sich das junge Tageslicht, als er sich schleunigst wieder in volle Kleidung warf und aus dem Hause flog, um Röschen aufzusuchen. Allein schon in der nächsten Nebengasse, die er auf und nieder stürzte, überzeugte er sich, daß es zu einer solchen Wanderung noch viel zu früh sei; kein Hausthor war noch offen, kein Zettel hing auf irgend einem. Wartel kehrte also abermals unverrichteter Sache zurück, ging schweigsam und niedergeschlagen seinen Morgenarbeiten nach, überzeugte sich hie und da, wie die übrigen Knechte die ihren verrichteten, und wenn er etwas auszustellen hatte, that er es so still als möglich und nur im Vorüberfluge.

Endlich gegen acht Uhr machte er sich wieder auf den Weg, um Röschen aufzusuchen; alle Thore waren nun zu seiner Freude offen, und indem er in der Taborstraße weiter eilte, sah er auch schon alle Wohnungszettel aushangen.

Aber diesmal beging er vor Ungeduld die größte Unvorsichtigkeit, die er begehen konnte. Er dachte, die ersten drei Nebengassen hätte er gestern und zum Theil auch heute schon genug durchlaufen, er müßte nun weiter und lieber die entfernteren Nebengassen durchsuchen; damit benahm er sich im Voraus alle Möglichkeit, Röschen zu finden, denn sie wohnte eben in einer der nächsten Nebengassen.

Bald mußte er seinen Fehler schwer genug empfinden. — Gasse um Gasse durchflog er, alle Anschlagzettel las er, in allen Häusern, wo ein Bett zu verlassen war, fragte er — aber vergebens; so zählte er endlich an die dreißig Gassen, die er durchstöbert hatte, links bis in die Roßau und rechts bis in die Jägerzeile war er hinüber gestreift, aber Alles war umsonst, viele Betten hatte er gefunden, aber keines, in welchem Röschen übernachtet hatte.

So kehrte er endlich in Schweiß gebadet und in voller Verzweiflung wieder heim und wußte nicht, welche Geißel er über sich verhängen solle.

Als er nach Hause kam, erfuhr er, ein fürstlicher Jäger sei da gewesen und habe hinterlassen, daß er im Kaffeehause ihn erwarte, Wartel solle ja kommen, sein Glück sei gemacht.

Im ganzen Gasthofe wußte keine Seele noch von Wartels gestriger Heldenthat, und man wunderte sich und bestürmte ihn nicht wenig, was es mit dem fürstlichen Jäger und dem „gemachten Glücke“ für eine Bewandtniß habe? Aber es war keine Silbe Aufklärung aus ihm zu bringen. Er war über die Nachricht mehr erschrocken als erfreut, denn auch ihm war der gewöhnliche Volksargwohn eingewurzelt: mit einem großen Herrn zu thun zu haben, sei so viel, als ein gewisses Unglück erwarten zu müssen. Er ahnte wohl, daß es mit seiner gestrigen Heldenthat zusammenhängen dürfte, aber er dachte sich auch hinzu, daß man ihn jetzt in hundert Kanzleien herumführen, überall tagelange Fragen und Schreibereien anfangen würde: wie er heiße, woher er komme, was er in Wien mache, wer sein Vater sei, wie sein Vater heiße? — Am Ende, dachte er, wird herauskommen, daß ich gar keinen Paß in Händen habe, jetzt wird mich die Polizei der

Herrschaft aus den Händen reißen und ich werde auf dem „Schub" nach Hause kommen, das wird meine Belohnung sein.

Er wollte schon den Jäger Jäger sein lassen und fein zu Hause bleiben, aber das ganze Gasthaus kam stürmisch über ihn und drängte ihn, den Jäger aufzusuchen. So warf er sich in Sonntagsstaat und ging hin.

Als er über die kleine Treppe zum Kaffeehause hinaufstieg, konnte er sich gewisser Schauer nicht erwehren; doch ließ er sich heute nicht wie gestern zurückschrecken, festen Schrittes und ganz anderer Empfindungen voll trat er hinein, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war die Uniform des Jägers. Er ging auf ihn zu und wollte ihm sagen: Ich bin der Wartel vom schwarzen Adler, aber der Jäger, der schon sehr ungeduldig jeden Kommenden betrachtet hatte, dachte sicher nicht zu irren, wenn er ihn für den Rechten hielt, auf den er wartete. — „Freund," rief er ihm entgegen; „Du gehst einen verzweifelten Schritt, liegt denn Dir nicht mehr an Deinem Glück? Ich warte meine rechtschaffenen anderthalb Stunden; Du sprengst ja auf der Schneckenpost an!"

Der Marqueur schoß zwischen Jäger und Wartel und sagte zu diesem: „Was ist gefällig?" — Ein unwillkürliches Lächeln zuckte über Wartels Gesicht: Wie er auf mich losrumpelt, dachte er und sagte dann ernsthaft, den Kopf schüttelnd: „Nixe." — Der Kellner schlug sich gleichgiltig die Serviette unter den Arm und ging weiter, der Jäger sagte: „Also bist Du der gute Freund aus dem schwarzen Adler und hast gestern die vier Pferde der Fürstin Gnaden aufgehalten?"

Wartel schob etwas befangen den Hut vom rechten Ohre in die Höhe, wodurch er beim linken etwas tiefer hinabsank; er bekam so das Ansehen eines Menschen, der sich auf eine That etwas zu Gute thut, aber seine Antwort fiel desto bescheidener aus. — „Ich bin halt eben recht im Wege da gestanden, ein Anderer hätte das ebenso gut machen können."

„Nein, nein, mein guter Freund," fiel der Jäger ein; „von der Ferdinandsbrücken bis so weit in die Taborstraßen hinein sind gestern viel tausend Menschen hin und wieder und keiner hat den Muth gehabt wie Du, mach' mir nichts weiß, Du bist ein Kerl von Stahl und Eisen und hast ein Herz im Leib, Du wirst Deinen Profit auch haben bei der ganzen Sache, komm!" — Er warf das Geld auf die Tasse hin und Wartel folgte ihm nach.

„Du weißt gar nicht, was Du bei meiner Herrschaft für Aufsehen machst," fuhr der Jäger draußen fort. „Gestern bis in die Nacht hinein und heute in aller Frühe wieder ist von Dir die Rede gewesen, Du wirst ein schönes Stück Freude erleben, merk' nur auf!" — Wartel ging in allerlei Gemüthsbewegungen schweigend neben her.

Auf einmal blieb er stehen, wechselte alle Farben und streckte endlich lächelnd die rechte Hand aus, sagend: „Je Gott, da bist ja wieder, o das ist recht!" — Röschen war ihm begegnet und lächelte ihn freundlich an. Auch sie gab ihm die Hand und sagte: „Es ist doch schön, daß wir uns immer finden, wenn wir uns auch nicht gerade suchen. Wartel, ich werde doch morgen heimgehen, jetzt ist mir auf heute ein Dienst so viel als gewiß versprochen gewesen und wie ich hinkomm', heißt's, es ist doch nichts. Da geh' ich doch lieber heim, ich hab' zu Haus nicht viel, aber das Gewisse; die Stebtinerin nimmt mich die erste Stunde wieder auf, wenn mir's in Wien nicht glücken sollte."

Verwirrt und heftig sagte Wartel: „Ueberleg's noch, schau' einen Tag noch zu — was will ich sagen? Röschen, wo bist Du heut' Nacht geblieben?" — Röschen zeigte eine Gasse gegenüber und sagte: „Da ist gerade die Gasse drüben, das fünfte Haus linker Hand im Hof gleich rechts ist meine Bettfrau."

„Wirst Du in einer oder zwei Stunden zu Haus sein?" fragte Wartel. — „O freilich," sagte Röschen, „wo soll ich sonst hin? Willst Du etwa zu mir kommen?" — Wartel stockte ein wenig: „Wenn Du nach Haus gehst," sagte er dann, „muß ich Dir ja etwas für meinen Vater und meine Bekannten auftragen." — „So komm, komm gewiß, ich will Dir Alles von Herzen gern ausrichten; wie hast Du auf den gestrigen Tag geschlafen?" — „Ich muß fort," sagte Wartel, schnell ausweichend; „ich muß mit dem Herrschaftsjäger dort gehen, jetzt behüt' Dich Gott!" — Er eilte fort.

Röschen sah verwundert drein, als sie ihn mit einem so prachtvoll gekleideten Jäger weiter gehen und unter der Menge verschwinden sah. — „Was muß er haben, daß er mit so großen Leuten umgeht?" dachte sie und fügte mit Zufriedenheit hinzu: „Er sieht heute viel freundlicher drein, als gestern auf die Nacht; es wird ihn doch nicht reuen, daß er gestern für mich so viel Geld ausgegeben hat; er ist gar ein guter, lieber Mensch."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Ueber die Enthüllung des Platen-Denkmals am 24. Okt. im Garten des Hrn. Landolina Interlandi — des Enkels jenes Landolina, der im Jahr 1835 Platen in sein Haus aufnahm, — wird der „A. Allg. Ztg." berichtet: Nachdem die schwarz-roth-goldene Fahne, welche die Büste verhüllt hatte, entfernt war, übergab Prof. Cavallari aus Palermo im Auftrag des Komite's das Denkmal der Stadt Syrakus. Nach ihm ergriff Prof. v. Waltershausen, welcher augenblicklich auf dem Aetna mit geologischen Studien beschäftigt ist, das Wort, empfahl das Monument dem Schutz und der Sorgfalt der Bürgerschaft, dankte in warmen Ausdrücken der Stadt und besonders dem Hrn. Landolina Interlandi für die Gastlichkeit, welche sie einem Deutschen erwiesen, und schloß mit einem Hoch auf Syrakus. Hr. Landolina erwiderte, daß seine Mitbürger und er es sich zur Ehre anrechnen, das Denkmal eines so ausgezeichneten Mannes, der Italien wie ein zweites Vaterland geliebt, in ihrer Mitte zu bewahren. Der vierte Redner, ein Hr. de Benedittis, schilderte in einem längern, schwungvollen Vortrag das Leben Platen's, seine dichterische Thätigkeit und sein Verhältniß zu Italien und Deutschland. Zum Schlusse der Feier wurde die bayerische Nationalhymne von dem anwesenden Musikkorps gespielt. — Das Denkmal mag im Ganzen etwa 20 Fuß hoch sein. Es besteht aus vier Theilen. Zu unterst eine Stufe aus dunklem Marmor vom Monte Pelegrino (bei Palermo), dann folgt aus weißem Marmor der Sockel mit einer kannelirten Basis, aus der sich wieder eine abgestumpfte Pyramyde mit geziertem Kapitäl erhebt. Diese ist reich geschmückt mit Lyra, Lorbeer und Palmenzweigen und zwei Masken, der tragischen und der komischen Muse. Auf der Pyramide dann die vom Lorbeerkranz umwundene Büste Platen's, von Prof. Schöpf in Rom gemeißelt. Alles Uebrige ist, nach einem Entwurf Lange's aus München, in Palermo gearbeitet, unter Leitung des Hrn. Prof. Cavallari, der auch den schwierigen Transport und die Aufstellung des Denkmals beaufsichtigt hat. Die Inschrift lautet: „Dem Dichter August Grafen v. Platen, geb. den 24. Okt. 1796 in Ansbach, gestorben den 5. Dez. 1835 in Syrakus, errichtet von Freunden und Verehrern." „So steht", schließt der Bericht, dem das Vorstehende entnommen ist, „dieses den Manen unseres großen Dichters gewidmete Ehrenzeichen da, geschmackvoll und imposant zugleich, inmitten der prachtvollsten Natur, auf der die Augen des gramgebeugten Wanderers einst so gern und so oft geruht. Oelbäume, Oleander und Cypressen grünen ringsum, während das nahe Meer herübergrüßt, und der Blick weithin zu den Trümmerstätten des alten Syrakus schweift."

* (Der Kuhbaum.) Diese merkwürdige Pflanze, welche unsere, buchstäblich mit der Muttermilch eingesogene Ueberzeugung, daß die Milch ein ausschließliches Produkt der thierischen Organisation sei, Lügen straft, schildert uns Alexander von Humboldt in lebendigster Weise. „Was uns hier (Venezuela) so gewaltig ergreift, sind nicht prachtvolle Wälderschatten, majestätisch dahinziehende Ströme, von ewigem Eis starrende Gebirge, ein Paar Tropfen Pflanzensaft führen uns die ganze Macht der Natur vor das innere Auge. An der kahlen Felswand wächst ein Baum mit trockenen, lederartigen Blättern; seine dicken, holzigen Wurzeln dringen kaum in das Gestein. Mehrere Monate im Jahr netzt kein Regen sein Laub, die Zweige scheinen vertrocknet, abgestorben; bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße, nahrhafte Milch heraus. Beim Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichsten; dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und die Eingebornen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort an der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baume selbst aus, Andere bringen sie ihren Kindern. Es ist, als sähe man einen Hirten, der die Milch seiner Heerde unter die Seinigen vertheilt."

* Die Menschen sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun, noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, z. B. leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die Nichts zu thun und Nichts zu leiden haben; das sind die Mittelzeitmenschen, Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar Nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, d. h. Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau muß auf

eine andere Art konjugirt, d. h. abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

* (Aus dem Leben des Königs Max I. von Bayern.) Eines Morgens ging der König im englischen Garten spazieren und begegnete einem Soldaten. Es entgeht ihm nicht, daß dieser, indem er sich in Parade aufstellt, etwas verbergen möchte, das er in der linken Hand trägt. „Was hat Er in der Hand?“ — Der Soldat erröthet, als wenn es sich für ihn nicht schicke, und zeigt zögernd einen Blumenstrauß. „Ew. Majestät, Vergißmeinnicht.“ Der König legt sein schönes Gefühl in das Wort; er nimmt den Strauß, theilt ihn, gibt dem Krieger die Hälfte zurück und spricht: „Wir theilen, Vergißmeinnicht!“ Der gerührte Soldat nahm den halben Strauß wie ein heiliges Unterpfand; er blutete auf manchem Schlachtfeld für seinen König und erwarb sich von ihm die goldene Medaile. Diese Anekdote gab Stoff zu einem Soldatenliebe, das während des russischen Kriegs in der Armee gesungen wurde.

* Ein gelehrter Engländer hat berechnet, daß ein Mann, im Mittel genommen, täglich drei Stunden sich unterhält. Er rechnet auf die Minute 100 Worte oder 28 Seiten in Oktav per Stunde, so daß ein Individuum in der Woche ungefähr 600 Seiten redet, das macht 52 starke Bände jährlich. Wohin führt uns noch die Statistik? — Ein gegen das schöne Geschlecht unehrbietiger Spaßvogel fragte den Statistiker, ob sich seine Berechnung auch auf die Frauen anwenden lasse. O yes! antwortete der phlegmatische Britte, man braucht nur mit zehn zu multipliziren!

* Ein Naturforscher, welcher den Garten eines Edelmannes besuchte, sprach seine Bewunderung aus über den raschen Wachsthum der Bäume. „Warum, Herr!“ sagte der Andere, „können Sie sich darüber wundern? Sie haben ja sonst nichts zu thun.“

* Die Petersburger Börsen-Zeitung berichtet, daß ein Engländer sich gegenwärtig zu einer Reise von Petersburg nach Moskau auf der Chaussee und zwar auf einem zeirädrigen Velociped präparirt.

* Ein Schullehrer fragte einen Schüler also: „Du, was ist Ohrfeige für ein Wort?“ Dieser sagte: „ein Empfindungswort“ (wahrscheinlich aus Erfahrung antwortend).

* **Mittel, in kurzer Zeit ein Millionär zu werden.** Man borge sich bei Millionen Menschen von Jedem einen Thaler und vergesse die Rückzahlung.

Lebensphilosophie.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andere Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Göthe.

Literarisches.

* **(Orbis Pictus. Bilderbuch zur Anschauung und Belehrung. Zweite wohlfeile Auflage.)** Ueber dieses Werk äußert sich „Cornelia“: „Dieses Prachtwerk — eine gemalte Welt — stellt zuerst die nächsten Umgebungen des Kindes, dann die Thierwelt, den Menschen, die Pflanzen und endlich das Ausland dem Kinde dar. Da man die Kinder einmal nicht in jede wirkliche Lebenssphäre hineinführen kann, so ist ein solches Bilderbuch eine Nothwendigkeit für jeden gewissenhaften Erzieher. Was sollen wir aber nun an dem Buche besonders loben? Den bündigen, kernigen, klaren und einfachen Text, oder die trefflichen Bilder, oder die Ausstattung im Allgemeinen? **Eins ist an dem Buche so vortrefflich wie das andere, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir es die schönste, edelste und lehrreichste Unterhaltungsquelle nennen, die es für das frühere Alter gibt.“**

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Dienstag, 7. Dezember 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Auf ihrem Heimwege wurde Röschen wie verklärt von einem heiteren Gedanken. Sie ging rascher, blieb dann plötzlich wieder stehen, trat endlich in ein Haus und zählte sich den Rest ihres Vermögens auf die Hand; eine Weile nachdenklich auf die Kupfermünze starrend, schien sie ihren großen Gedanken noch einmal zu erwägen, aber sie mußte Alles richtig finden, denn sie ging mit Freuden von dannen, ihrem Quartiere zu.

Eintretend in ihr Stübchen, sagte sie: „Liebe Frau von Deuzelding, da bin ich wieder!" — „O Spektakel," sagte diese, „Du hast gewiß den Dienst, weil Du so geschwind und selig daher machst?"

„Nein, den Dienst hab' ich nicht — Frau von Deuzelding, es kommt ein Bekannter von unserer Gegend her, darf er hereinkommen, wenn er kommt? Er will mir allerlei auftragen für seinen Vater und für seine Bekannten, weil ich morgen wieder heimgeh'!"

„So gehst Du wirklich wieder? Es ist ein Kreuz heutzutag', die Dienst' sein nicht immer gleich bei der Hand, warten will Niemand, bis sich etwas find't, und so ist's halt, daß die Straßen nach Wien nicht leer von Menschen werden. Nun, in Gottes Namen, ich will Dich nicht aufhalten, Dein Landsmann soll nur kommen."

„Frau von Deuzelding," fuhr Röschen nach einer Weile fort, „ich hätt' noch eine Bitte." — „Dreh's fürer," erwiederte Frau Deuzelding. — „Seht, da ist mein Geld, macht das nicht zwanzig Kreuzer?"

„Drei, sechs, neun, fünfzehn, achtzehn und zwei ist zwanzig — ja, das sind zwanzig Kreuzer; was willst mit dem Geld anfangen?"

„Ich will meinem Landsmann eine Tafel geben, was krieg' ich für zwanzig Kreuzer?" — „Willst Du auch mitessen?" — „Nein." — „Dann hätten wir etwas Gröberes kaufen müssen, daß es mehr gereicht hätte — so aber thun's zwei Knackwürsteln, ein Pfiff Guldenwein und zwei Kaisersemmeln am besten."

„So will ich das kaufen." — „Schieß' um, da drüben beim Greißler ist Alles bis auf den Wein zu haben." — „Frau von Deuzelding —" — „Noch was?" — „Bis ich wiederkomm', betrachtet doch den Fingerring da, seit vorgestern trag' ich ihn schon in der Tasche, ich hab' ihn gefunden, aber nicht viel beacht', sagt mir, ob er was werth ist?" — „Leg' ihn nur auf's Fensterbrett hin, ich hab' nicht justament Zeit dazu. Lauf' nur!"

Röschen ging, und als sie zurückkam, mußte sie zu ihrer großen Freude hören, daß der Ring von Silber und sechs bis sieben Zwanziger werth sei; der Uhrmacher im Hause hatte ihn geschätzt und sich gleich als willigen Käufer melden lassen.

„Was soll ich thun?" sagte Röschen; „den find' ich nicht mehr, der ihn verloren hat, wenn mir der Uhrmacher gibt, was er meint, ich will ihm den Ring schon überlassen."

Gleich drauf hatte sie das Geld und nun wurde Rath geschlagen, womit man die Tafel noch sonst versehen sollte, damit nun alle Drei Theil daran nehmen könnten. —

Indem Frau Deuzelding und Röschen in lebendigstem Rathe beisammen saßen, war unser Wartel seinem stattlichen Begleiter wie neugeboren gefolgt. Die Freude über das unvermuthete Zusammentreffen mit Röschen hatte ihn auf einmal gesprächig und vertraulich gemacht, so daß er dem Jäger beinahe sein ganzes Schicksal mit Röschen preisgegeben hätte, als dieser lächelnd fragte: „Ist das eine gute Freundin, wie man sagt,

guter Freund?" Nur der Umstand, daß Beide durch die lebendigsten Gassen der Hauptstadt auf ihrer Wanderung mußten, wodurch sie bald durch die andringenden Menschenmassen getrennt, bald durch Wagengerassel in ihrem Diskurse unterbrochen wurden, machte die Mittheilung äußerst mangelhaft; endlich standen sie auch vor dem fürstlichen Palais und hier verschlug es dem Erzähler von selber die Rede. Hier empfing sie der stabgewaltige, goldbortenschwere, fettansehnliche Portier mit Sturmhut und Seitengewehr: „Ist's der?" fragte er gleich, und als der Jäger mit „Ja" erwiederte, nahm er Wartel freundlich beim rechten Arme und führte ihn nach der Glasvorhalle seiner Wohnung. „Hier setzt Euch indessen bei mir nieder," sagte er, „bis der Jäger oben gemeldet hat."

Der Jäger sprang davon, über die Stiege hinauf, mit ihm war der einzige Mensch davon, mit dem Wartel bereits einiger Maßen halb Freund geworden war. Indessen hatte das sein Gutes; er mußte sich ermuthigen, heute noch mit größeren Herren zu reden, als der Jäger war, und indem sich der Portier mit ihm gesprächig zeigte, wurde für ihn eine gewisse neue Ermuthigung errungen. Nach einigen bedeutenden Stockungen ging es wirklich Wartel ohne Anstand von der Leber, jede Antwort hatte Hand und Fuß. Die Frage, was er sich denn selber als Lohn wünschen würde, wenn ihn die fürstlichen Gnaden darum fragen sollten, kam zu rechter Zeit; Wartel erwiederte zwar nur mit Achselzucken und verlegenem Lächeln, aber er wurde doch nachdenkend und legte sich seine Wünsche zurecht, welche er für diesen Fall anbringen wollte. Die Kunde, daß der wunderbare Lebensretter beim Portier unten sei, lockte nach und nach fast alle fürstliche Dienerschaft herbei, die meisten hatten mit dem Thorbeamten einige Worte zu reden und verwandten kein Auge von dem Lebensretter; einige schossen nur so einmal an der Glashalle vorüber, um ihre Neugierde zu befriedigen, andere stellten sich im Gespräche unter einander der Glashalle gegenüber auf und hatten ihre Blicke beinahe unverwandt auf den Burschen gerichtet.

„Ich hab' doch schon viel Romang'schichten gelesen," bemerkte ein Diener gegen den andern; „aber so oft einer Fürstin oder Gräfin das Reitpferd oder die Wagenpferde durchgegangen sind, ist gewiß immer ein Graf oder Baron der Lebensretter gewesen. So Einer will sich jetzt gar nimmer abgeben mit Lebensretterei, na ja, sie riskiren ihr eigenes Leben. Jetzt kann das wirklich nur ein Bauer thun und verdient sich noch kein Geld dabei." — Ein Zweiter sagte: „Wär' ich der Bursch, ich thät' nichts als den ganzen Tag auf den Gassen und im Prater herumsteigen: wo ein Roß auskommt, wär' ich dabei, es könnte ein hübsches Geld abwerfen, man könnte mit der Zeit ein reicher Mann werden." — „Was kann der Bursch wegfangen heut'?" fragte ein Dritter. — „Ich will nicht rathen, aber wenig nicht," sagte der Erste.

Der Jäger kam wieder, sprang bis zur Glashalle vor, winkte flüchtig mit einem Finger und flog wieder voran; aber es fehlte viel, daß Wartel solche Feinheiten verstand, er blieb ruhig sitzen und ließ den Jäger fliegen, bis der Portier dringend sagte: „Auf, auf! Geht nach, er ist schon um Euch dagewesen, macht, guter Freund!" — Wartel stand schwerfällig auf und wußte nicht recht, was oder wohin? „Dort hinauf," winkte der Portier nach der Treppe; „dem Büchsenspanner nach."

Jetzt kam der Jäger selbst wieder zurück und sagte: „Wo bleibst Du, Freund? Komm, Du wirst vorgelassen." — Er flog die breite Marmortreppe wieder voran, mit bleiernen Beinen und bleichen Wangen folgte Wartel nach.

Die Flügelthüre der Vorhalle war bereits offen, sie traten ein und durch eine Glasthüre in eine Vorflur; von hier wieder durch eine Thüre in ein großes Vorgemach mit röthlich glänzendem Fußboden, daß Wartel kaum aufzutreten wagte, und als auch hier wieder eine Thüre aufging, da fiel es dem geängstigten Burschen wie Fesseln um die Füße, denn es that sich eine Reihe von glänzenden Gemächern vor ihm auf mit so vielen prachtvollen Dingen von Gold und Silber und schöner Farben, daß ihm alle Sinne fast vergingen. Er wollte durchaus nicht weiter. Auf vieles Drängen des Jägers trat er endlich doch über die Schwelle des ersten Zimmers, gab aber so vorsichtig auf die Blumen des Teppichs Acht, um ja keine zu beschädigen, daß sich der Führer eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnte. „Weiter, weiter, guter Freund," drängte der Jäger ermunternd vorwärts; „wir halten uns zu lange auf!" So ließ sich denn Wartel noch in ein Zimmer weiter bewegen und erschrack nicht wenig, als er aufblickte und sich als hundertfaches Spiegelbild in den Wänden weiterschreiten sah.

Da stand er plötzlich in einem wahrhaft paradiesischen Blumengarten zwischen zwei rauschenden Springbrunnen, und über den Blumenwäldern erhoben sich zum Theile oder ganz die kostbarsten Marmorstatuen, mitunter solche, darüber

Wartel nicht wenig erröthete und verwirrt zur Seite blickte. Hier sagte Wartel auf einmal: „Ich geh' nicht weiter, ich weiß nimmer, wo ich bin, je weiter ich komm', es wird immer ärger." —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Die höchsten Berge der Welt.) Kürzlich brachte mich mein kleiner Sohn durch die Frage: „Vater, wie heißen die höchsten Berge der Welt?" in nicht geringe Verlegenheit. In meiner Jugendzeit galt der von Humboldt im Jahre 1802 bestiegene Chimborasso in Südamerika für den höchsten Berg in der Welt, wie der Inselsberg für den erhabensten in Thüringen. Aber tempora mutantur, d. h. die Zeiten ändern sich und wir und unsere Ansichten mit ihnen. Es will jetzt Alles höher hinaus. Auch die Berge sind den Menschen nicht mehr hoch genug. Der Chimborasso nimmt jetzt nach der Ansicht unserer Geographen erst den fünften und sechsten oder der Himmel weiß den wie vielsten Rang unter den höchsten Bergen der Welt ein. In einem Vortrage, den Alexander Ziegler kürzlich zum 100jährigen Geburtstag v. Humboldt's in Ruhla gehalten, hat derselbe in Bezug auf die höchsten Berge der Welt folgende „Bergliste" gegeben:

1) Mount Everest	im Himalaya	27,212	par.	Fuß,
2) Kanchinjinga	„ „	26,419	„	„
3) Sihsur	„ „	26,083	„	„
4) Dhavalagiri	„ „	25,171	„	„
5) Chimborasso	in Ecuador	20,100	„	„

und dabei bemerkt, daß in Stieler's Atlas (Jubel-Ausgabe) Nr. 44 b der „Dapsang" im Küen-Lüen-Gebirge in Asien auf 26,633 Fuß angegeben werde. Auch steht nach einer andern Angabe einer der Gipfel des Karakorun-Gebirges (26,205 par. Fuß) dem Kanchinjinga nur um 214 par. Fuß an Höhe nach, dem Mount Everest oder Gourisankar um 1007 par. Fuß, während er den Dhavalagiri, der so lange als der höchste Berg galt und jetzt nur den fünften Rang einnimmt, um 1034 par. Fuß überragt.

---

* Ausgrabungen in den Gärten der Familie Farnese in Rom haben interessante Resultate geliefert. Man hat u. A. die Statue eines Knaben gefunden, aus härtestem Basalt, von grünlich dunkler Farbe gemeißelt, nackt und das reiche lockige Haar mit einer Binde umschlungen, freilich arg beschädigt. Das Erhaltene aber zeigt eine nicht zu verachtende Künstlerarbeit, namentlich eine Behandlung des harten Basaltmaterials ganz in der Art der Bronze. Offenbar war die Absicht des Künstlers, den erzfarbenen Stein so zu bearbeiten, daß der Beschauer glauben sollte, eine Bronzestatue vor sich zu haben, und somit seine technische Virtuosität zu bekunden. Diese Vermuthung wird unterstützt durch zwei in der Nähe gefundene Karyatiden von demselben Material, deren künstlerischer Werth jedoch mit dem erstgenannten Werke nicht zu vergleichen ist. Die Hauptentdeckung dieses Jahres gehört indeß dem Reiche der antiken Malerei an. Man stieß nämlich zwischen den Mauern der Kaiserpaläste auf die Wände eines Gebäudes, das der ganzen Maurerarbeit und Bauart nach, wie Kundige versichern, aus der republikanischen Epoche herrührt. Diese Wände sind mit Wandmalereien geziert, welche zwar den bekannten pompejanischen Malereien ähnlich sind, zeigen aber doch einen von diesen verschiedenen Styl. Die ganze Dekoration ist ernster, gediegener und strenger architektonisch. Von den mythologischen Darstellungen ist die bedeutendste eine Jo von Argus bewacht, während eben der Erlöser Merkur herbeikommt. Die zweite größere, aber nicht ganz so treffliche mythologische Darstellung behandelt den in der alten Kunst so beliebten Mythus von Polyphem. Seine Liebe zur schönen Nymphe Galathea wird uns gezeigt. Der große plumpe Riese steht bis an die Brust im Wasser hinter einer hervorragenden Felsklippe und beobachtet mit lüsternem Blicke die in einiger Entfernung mit ihren Gespielinnen badende Galathea. Ein drittes Bild ist dem Kreise des Genre entnommen. Eine antike Straße wird dargestellt. Aus der Thür eines Hauses mit einer Freitreppe vorn tritt eine weibliche Gestalt, die mit einer andern sich unterredet, und diese beiden werden aus einem kleinen Fenster des Oberstocks von einer dritten Person beobachtet. Die Erhaltung dieser Gemälde war bis auf kleine Flecken vorzüglich.

---

* Saphir, ebenso häßlich als witzig, fuhr auf der Post mit zwei Männern, die Witze über seine Nase ꝛc. machten. Saphyr machte sein dümmstes Gesicht und schwieg. „Wer sind Sie?" fragten die Herren. „Ich bin Literat und heiße Saphyr; und mit wem habe ich die Ehre zu reisen?" — „Wir gehören zur Gesellschaft Jesu." — „Zu

welcher? zur ersten oder letzten?" Die Jesuiten stutzten und fragten: „Wie meinen Sie das?" — „Nun, das ist doch einfach: die erste Gesellschaft Jesu waren Ochsen und Esel; denn er wurde in einem Stalle geboren. Die letzte Gesellschaft waren zwei Spitzbuben, die mit ihm gekreuzigt wurden. Nun frage ich nur: zu welcher Gesellschaft gehören Sie?"

* (Verlobung im Wasser.) Eine junge Wittwe, die sich jüngst auf der Seine nach Bouignet hinausrudern ließ, hatte das Unglück, umgeworfen zu werden und ins Wasser zu fallen. Ein junger Architekt, der Zeuge dieses Unfalls war, stürzte sich der Versinkenden nach und rettete sie. Seltsamer Weise streifte der Rettende, als er die ohnmächtig gewordene junge Frau in die Höhe zog, den Trauring ab und schob ihn, um die Hände frei zu haben, an seinen eigenen Finger. Als er am anderen Tage bei der Geretteten erschien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ihr den Ring wiedergeben wollte, vermochte er denselben nicht abzubekommen. Er wollte zum Goldschmied, um den Reif durchfeilen zu lassen; aber die Wittwe wehrte dem, indem sie den Künstler ersuchte, den Ring als Andenken zu behalten. Letzterer jedoch meinte das nicht thun zu dürfen, wenn die Geberin ihm nicht zugleich auch ihre Hand schenke, ein Geschenk, das denn auch gemacht wurde. Ehen werden im Himmel und manchmal sogar im Wasser geschlossen, wie man sieht.

Literarisches.

* **Steffens Volkskalender für 1870** (Berlin, Verlagsbuchhandlung von L. Gerschel) rechtfertigt die große Beliebtheit, die sich derselbe als ein Haus- und Volksbuch im Verlaufe von dreißig Jahren erworben hat, durch einen ebenso mannigfaltigen wie anziehenden Inhalt. Für Unterhaltung ist bestens gesorgt durch treffliche Erzähler wie Mützelburg (das Jubiläum eines Lokomotivführers), Ring (Kunst und Natur), Sacher-Masoch (Magaß, der Räuber), Hiltl (das Doppelheirathsprojekt) und Neumann-Strela (zwei Stücklein aus der Franzosenzeit). J. Rodenberg schildert sehr anmuthig einen Frühlingstag in Ilmenau und W. Winckler berichtet lehrreich und warnend von den Schicksalen der Deutschen in Amerika. Eine Anzahl dankenswerther instruktiver Aufsätze erhalten wir außerdem von Dr. Herm. Cohn, Dozenten der Augenheilkunde an der Breslauer Universität (einige Winke für die Pflege des Auges), D. Philipp (Chronik der neuesten Erfindung) und Dr. H. Lewinstein („Papa Steffen's Speisezettel für Hoch und Niedrig, Alt und Jung" und „Papa Steffens" Rückblick auf die Weltereignisse des Jahres 1868—1869"). Der poetische Theil des Kalenders ist durch Gedichte von H. Kletke vertreten, Monatsgedichte, welche das Andenken an berühmte Männer feiern, und erläuternde Gedichte zu den acht Stahlstichen, welche die artistische Beigabe des Kalenders bilden.

* 's Schätzel.

Letscht kummt mer beim Spazieregeh'
E Mädelche entgege,
Sie war noch jung un werklich schö',
Ich hätt' se küsse möge!

Was rothe Backe! — Un en Hals! —
Fascht heller wie ihr Krage.
Sie guckt mich a' un lächelt als
Un blinzelt mit de Aage.

Nadürlich hab' ich aach geguckt
Un dhu ihr freundlich nicke.
Mei Herz hot jo im Leib gejuckt,
Dös Kind emol ze drücke!

Ich meen, ich hätt se schun gekannt
Un früher häufig g'sehe.
Na gut, ich pack' se an der Hand
Un bleib als vor ihr stehe.

„Ach!" sag' ich, „Kind, sinn Sie so süß,
Ich kann es Ihne sage.
Ihr Herzel wär mei' Paradies,
Dös möcht' ich bei mir trage!"

Sie sieht mich a', werd feuerroth
Un dhut zu Bode blicke.
„Nä," sag' ich, „Lewe oder Tod,
Mei' Kind, ich muß dich drücke!"

Ich küß un drück se druff un druff,
Uff emol bei 'me Schmätzel —
Da hoscht bevor — — do wach' ich uff
Un 's Deckbett war mei' Schätzel!

Bruchmühlbach. Rau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Donnerstag, 9. Dezember 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Vielem Zureden und Drängen des Jägers gelang es endlich wieder, ihn noch ein Zimmer weiter zu bringen. Große Gemälde hingen hier an den Wänden: frischfarbige Landschaften mit üppigen Baumgruppen, reinen Sommerlüften und freundlich offenen Fernsichten, daß Wartel meinte, die Wand sei in längliche Vierecke durchschnitten und die Aussicht offen in Gottes freie Schöpfung hinaus; dort hingen wieder vortreffliche Porträte, daß Wartel nicht anders meinte, als sie treten leibhaftig aus den Rahmen; dort Schlachtscenen und andere historische Menschengruppen, die Wartel nicht zu deuten wußte.

Jetzt war man so weit vorgeschritten, bis wo sich neue Fernsichten durch zwei lange Reihen noch viel schönerer Gemächer rechts und links eröffneten. Hier empfing den betäubten Ankömmling ein feierlicher, ganz schwarzgekleideter Kammerdiener aus den Händen des Jägers. — So verlor er zum zweiten Male seinen „guten Freund“ in einem kritischen Augenblicke.

Der Kammerdiener winkte und lächelte nur voraus, und wie von unsichtbaren Händen gezogen, folgte Wartel nach. Sie gingen durch die Zimmerreihe links und Wartel dachte: Du mein lieber Herrgott von Mannheim, wenn's im Paradies so prächtig ist, wenn Einem aber so engbrünstig zu Herzen ist wie dahier, so will ich unsern Herrgott nicht beschweren, ich bleib' lieber draußen.

Zwei Thürflügel rauschten auf, Wartel sah in ein Zimmer, das wie die schönste Gartenlaube aussah, in dieser Laube saß die Fürstin in prachtvollem Morgennegligé und ein schwarzgekleideter feiner Mann, der Herr Doktor stand neben ihr. — Dies sehen, sich herumdrehen und zum Aufundbavonlaufen anschicken, war bei Wartel Eins.

„Da sitzt eine Frau drinnen,“ sagte er; „die hat uns jetzt auch gesehen, wir sind irr' gegangen.“ — Lächelnd fing ihn der Kammerdiener noch im rechten Augenblicke auf und hatte Teufelsmühe, ihn wieder zurecht zu bringen. — „Es ist ja Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin selber, sie will Dich sehen, Freund,“ sagte er leise.

Wie ein geduldiges Opfer ließ sich Wartel nun weiter führen und blieb ebenso geduldig still stehen, als der Kammerdiener in einiger Entfernung von der Fürstin sagte: „So“, und ihm ein Zeichen zum Stillstehen gab. Gestern war er vier tobenden Pferden mit Lebensgefahr in die Zügel gefallen und hatte sie wie ein rechter Held bemeistert, heute stand er wie ein verzagtes Kind vor einer vornehmen Dame, deren Leben er gerettet hatte und verzweifelte, ob er werde Red und Antwort geben können.

„Mein Kind,“ sagte die Fürstin nach einer Weile mit bewegter Stimme, denn auch sie war durch die unerwartete Schüchternheit eines so muthigen Menschen gerührt. „Mein Kind, heißest Du Wartel und hast Du gestern meine Pferde so brav im besten Laufe aufgehalten?“

Wartel schnürte es im Halse, er mußte erst zwei- bis dreimal hüsteln, bis die Stimme durchkonnte: „Je Gott,“ sagte er dann umflort; „ich mein', ich habe gestern mit Gottes Hilfe vier Pferde aufgehalten, sie sind in der Taborstraße auf mich losgekommen, ich hab' mich verwundert, daß man sie hat so weit bis zu mir kommen lassen.“

„Es gibt eben wenige so tapfere Menschen, mein Kind,“ erwiederte die Fürstin. „Ohne Dich, mein Kind, hätte man die Pferde wohl noch weiter laufen lassen als bis zu Dir. Ich sehe, Du bist ein Deutscher, Du bist wohl in Steier-

mark zu Hause?“ — „Ich bin von der bairischen Grenz’ her ein Deutscher aus’m Böhmerland.“ — „Wie heißt denn der Ort?“ — „Insteigen.“ — „Wie?“ fragte die Fürstin noch einmal sehr aufmerksam. Wartel wiederholte den Namen. — „Und wie heißt die Herrschaft, mein Kind, der Ihr unterthan seid?“ — Wartel nannte einen sehr bekannten fürstlichen Namen.

Eine herzliche Freude flog über das feine, blasse Gesicht der vornehmen Frau: „Er ist auf einer unserer Besitzungen zu Hause,“ sagte sie leise dem Arzte seitwärts. Das wird den Fürsten unglaublich freuen.“ — Der Arzt lächelte und verneigte sich zustimmend.

„Leben Deine Eltern noch?“ fragte dann die Fürstin weiter. — „Gott sei Dank, z’wenigstens mein wunderlicher alter Vater noch,“ antwortete Wartel. — „So? Ist Dein Vater ein so wunderlicher Mann, weil Du ihn so nennst?“ — „Je Gott, das nicht gerade, aber es ist von meiner Taufe her wegen einer Sache, die wird für mich einmal übel ausschlagen. Sonst ist er ein herzbraver Vater, weiß Gott, hätt’ nur Jeder einen solchen!“ Jetzt, dachte er, wird bald um meinen Paß die Rede geh’n, es ist gut, daß ich schon etwas wegen meinem Vater habe blicken lassen.

Fußtritte, die er hinter sich nahen hörte, veranlaßten ihn, etwas bei Seite zu treten und Platz zu machen; es kam der Fürst. Indem dieser einige Schritte an Wartel vorüberging, einen fragenden Blick auf die Fürstin richtete und dann freundlich auf Wartel zurücksah, sagte er: „Ist das der brave Bursch?“ — „Er ist’s,“ erwiederte die Fürstin und setzte mit freudigem Nachdruck hinzu: „dazu erfahre ich eben, daß er ein Unterthan unserer eigenen Grenzbesitzungen in Böhmen ist.“

„Ist’s möglich? Wirklich ein Unterthan?“ sagte der Fürst. „Wo geboren? Wer ist sein Vater? Leben die Seinen noch? Brav, brav, sehr brav? Wo geboren?“ fragte der Fürst schnell nach einander. Als ihm theils die Fürstin, theils Wartel diese Fragen nach und nach beantwortet hatten, ging der Fürst auf den Burschen zu, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Bravissimo, mein Sohn, jetzt bist Du mir noch zehnmal lieber, daß Du einer von meinen Untergebenen bist. Höre — seh’ mich fest an und sage mir dann von freiem Herzen weg: was verlangst Du dafür, daß Du mir meine gute Frau Fürstin gestern vom Tode gerettet hast?“

Wartel, der bisher in seiner halben Versteinerung dagestanden, hatte seine verlegenen Blicke unverwandt auf den Saum des Morgenkleides der Fürstin und auf die feinen Sammtschuhspitzen gerichtet, die darunter hervorstanden; mitten unter den Antworten, die er zu geben hatte, trotz seiner betäubenden Verlegenheit ging ihm ein paar Male der Gedanke durch den Kopf: „Jesus, Gott, ist das ein Kleid, sind das verflixt enge Schuhspitzen; o Röserl, Röserl, wenn du das sehen könntest!“ Jetzt schlug er seine großen, gemüthvollen Augen auf; der Gedanke, seinen bedeutendsten Wunsch im Leben günstig anzubringen, gab ihm endlich viel natürlichen Muth und sichere Heiterkeit zurück; er setzte auf die Frage des Fürsten: was er sich wünsche, einige Male kühnlich an, was ihm besonders auf dem Herzen lag, herauszusagen, doch ging es erst nach einer Weile leiblich vom Fleck.

Er sagte: „Weil ich schon sagen soll, was mir jetzt am allermeisten auf dem Herzen liegt, so will ich nur gerade sagen: daß mir auch Jemand verhelfen möchte, daß ich wie ein anderer Mensch betrachtet werde, bis heutigen Tages bin ich eigentlich ein Geist, gehöre ich eigentlich nicht recht unter die Lebendigen und nicht recht unter die Todten.“

Der Fürst, die Fürstin und der Doktor sahen lächelnd und verwundert auf. — „Wie so denn, mein Sohn, erkläre uns die Sache deutlicher,“ sagte der Fürst.

„Je Gott nun,“ fuhr Wartel fort, „es ist ein Fehler von meinem Vater seit meiner Taufe her, es ist so gekommen: Mein Vater und meine Mutter sind eigentlich kaiserliche Unterthanen von jeher immer gewesen, haben auch von jeher immer in Insteigen mit den andern Geschwistern gelebt und sind aber immer ärmer und ärmer geworden, bis es zuletzt nimmer zu thun und zu tragen gewesen ist; da sind sie einmal in der Nacht von Insteigen auf und davon und sind auf eine Mühle gezogen, die Mühle liegt so an der Grenze vom Böhmerland und Baiern, daß man rechnen kann wie man will, man wird nicht herausbringen, wohin sie eigentlich gehört, sie gehört aber jetzt zu Baiern. Jetzt sind also Vater und Mutter und meine Geschwister auf der Mühle angekommen, hinter sich Böhmerland, vor sich Baierland, um und um nichts zu beißen und zu nagen; dazu bin ich ihnen auch noch auf den Hals gekommen. Wie ich geboren worden bin, denkt sich der Vater: das ist ein Bub, wie verwahr’ ich ihn vor dem welterlichen Soldatenleben, kaiserlich bin ich nicht mehr auf der Mühle, königlich schon gar nicht, wenn das auch

eine Mühle im Baiern ist. Er hat mich also geschwind von einem bairischen Pater taufen lassen und hat nach Insteigen kein Wörtlein ins Taufbuch vermeldet, und wie später die Konskription gekommen ist, hat mein Vater alle meine Geschwister angegeben, mich hat er wieder verschwiegen. Jetzt sind achtzehn Jahr' vorübergangen, meine gute Mutter ist derweil gestorben, und meine Kameraden sind fast alle Soldaten, von mir hat kein Pfarrer und keine Konskription eine Kenntniß gehabt, so bin ich wirklich vom Soldatenleben verwahrt geblieben. Da hat vor einem Jahr mein Vater einen lästerlichen Streit mit dem Müller gehabt, jeder hat sein Vaterland lieber haben wollen: der Müller hat gesagt, ich bin gut königlich und hat meinem Vater eine Ohrfeige gegeben; so sind wir wieder auf Insteigen hereingezogen, der Kaiser hat aber jetzt einen Unterthan mehr gehabt, als er gewußt hat, und die Kirche auch, so bin ich wie ein Todter in keinem Kirchenbuch und keinem Kanzleiregister vorhanden und lebe doch, und möchte doch auch wie ein anderer Mensch meine Zeugnisse haben, wenn ich auf eine Wanderung geh', und wenn ich z. B. auch einmal heirathen wollt', aber ich weiß, wie ich mich melde, ist das Wetter los, und ich bin Soldat auf lebenslang, und Soldat möcht' ich doch nimmer werden. So wär' also mein einziger Wunsch, daß ich auch wie ein anderer Mensch in ein Taufbuch und Kanzleiregister eingetragen wär', daß ich einen Paß erhalten könnte wie ein Anderer und nicht immer wie auf der Flucht leben müßt', und daß ich einmal auch ein Zeugniß haben könnt', wenn ich Glück hätte und wer weiß, einmal heirathen wollte; aber nur Soldat möcht' ich für dies Leben nimmer werden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Was man meiden soll.) Eine heirathslustige Alte, einen Invaliden, der nicht müde wird, alle Schlachten und Feldzüge, die er mitgemacht und nicht mitgemacht hat, zu erzählen; eine bejahrte Frau, die gleich dem Invaliden viel von ihrer einstigen Schönheit spricht; ein junges, sentimentales Mädchen, das gern vom Mondschein und von den Ahnen in den Burgruinen phantasirt; eine junge Frau, die Verse schmiedet und Tragödien fabrizirt; einen alten Mann, der noch für einen Sänger mit einer jungen Stimme gelten möchte; einen Doktor, der gern Latein spricht; einen eingebildeten Kranken, der nicht mehr lange zu leben glaubt und dennoch immer bei gutem Appetite ist; einen Recensenten, der nur nach Maßgabe des Honorars Lob oder Tadel spendet; den Thee- oder Kaffeetisch, vulgo „Ehrabschneidungs-Anstalt" alter geschwätziger Weiber; einen Helden von einem Haustheater, der von seiner starken Stimme und Gewandheit im Deklamiren Proben vor dem großen Publikum ablegen will; einen Abenteurer, der für einen großen und berühmten Mann gelten möchte, und endlich ein Mädchen, deren Eltern heißhungrig nach einem Schwiegersohn schnappen.

* Früher sagte man: Das kommt Einem spanisch vor; jetzt muß man sagen: amerikanisch. Zu Omaha, „Endstation der Unions Stillemeer-Bahn," wurde umlängst eine eigenthümliche Wasserwettfahrt unternommen von einem Mister Bob Hart und einem Mister Sully. Jeder von ihnen bestieg nämlich einen Waschzuber, und vor jeden der beiden Waschzuber waren 6 Paar Gänse gespannt, die durch eine Kutscherpeitsche gelenkt und durch Zurufe angefeuert wurden. So ging es los, augenscheinlich in ziemlich kippeliger Situation. Anfänglich ging es aber sehr gut, in strengem Wetteifer hielten sich die Gespanne neben einander, dann gewann Hart 3½ Gänselänge Vorsprung, und schon glaubte er sich Sieger, als einer seiner Gänse die Lust zum Untertauchen ankam und sie dadurch das ganze Gespann in namenlose, lautschnatternde Verwirrung brachte. Laut lachend fuhr Stally an ihm vorbei, da scheute — vor dem Gelächter, heißt es — seine linke Flügelgans; mit ihr wichen ihre Gefährtinnen seitwärts aus, und der Zuber schlug um. Glücklicher Weise war der Teich hier nur 2—3 Fuß tief, und so kamen beide Lenker, ihre Züber mit der Hand vor sich her schiebend, zu gleicher Zeit an's Land.

* Die „Vie-Parisienne" veröffentlicht eine Parallele zwischen der Französin und der Deutschen. Sie lautet: Die Pariserin kleidet sich, die Deutsche bedeckt sich. Die Deutsche geht, die Pariserin bewegt sich. Die Deutschen sind häßlich oder schön, die Pariserinnen sind sämmtlich reizend; es gibt keine häßlichen, aber auch keine schönen unter ihnen. Bewegt oder gleichgiltig, ist der Blick der Deutschen immer frei und ehrsam, die Augen einer Pariserin sind eigentliche Abgründe. Bei der Deutschen hat es mit einem Ja oder

Nein seine volle Richtigkeit. Die Deutsche würde zehn Jahre, die Pariserin nicht zehn Minuten ein Stelldichein abwarten. Die Pariserin ist vor Allem fein, die Deutsche ausgesprochen gut. Es genügt der Deutschen, von Einem bewundert zu werden, die Pariserin ambitionirt die Bewunderung Aller; sie würde eher auf die Bewunderung ihres Geliebten, als auf jene der Vorübergehenden verzichten. Die Pariserin ist eine Künstlerin, die Deutsche ein Weib. Schlußfolgerung: Man muß in Frankreich lieben und sich in Deutschland verheirathen.

* (Komik in Bekanntmachungen.) In einem Wiesbadener Lokalblatte wird ein verlorenes „silbernes Bleirohr" gesucht und ein „eiserner Wasserstein" feil geboten. Das erinnert an zwei ebenso klassische öffentliche Bekanntmachungen. An der Lahnbrücke in N. steht angeschlagen: „Jedes schnelle Reiten und Fahren, sowie das sich Begegnen zweier Wagen sind bei Strafe verboten." In W. (Rheingau) ist das Betteln „bei einem Gulden Strafe" durch Straßenplakat verboten. Wer denselben nicht hat — nun, der muß erst recht betteln!

* Ein sehr hübsches Mädchen sang in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig. — Jemand, von der Schönheit der Sängerin bezaubert, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch den Engel an, er küßt die Töne nur, die er uns gibt!" — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den Mund nicht schmutzig macht, denn die Töne sind höchst unrein!"

* (Verspäteter Rath.) Während eines Manövers wird für die Dauer einer Woche ein Soldat bei einem Bürger einquartirt. Gleich am ersten Tage verschläft sich derselbe, weil er anstatt um 5 um 6 Uhr geweckt wurde, was ihm einen Arrest von 2 Tagen zuzieht. Die Quartiersfrau hört dieses und fährt ihren Mann an: „Du Lappi, hätt'st Du ihn anstatt um 6 erst um 8 Uhr geweckt, so hätt' er 6 Tage Arrest bekommen, und wir wären den Kerl gleich ganz los gewesen!"

* Als Lady Montague gefragt wurde, ob sie es vorziehen würde, ein Mann zu sein, antwortete sie: „Nein, ich bin sehr zufrieden, daß ich eine Frau bin, wenn ich bedenke, daß ich der Gefahr nicht ausgesetzt bin, eine zu nehmen."

* (Mittel gegen Ratten und Mäuse.) Man nehme Terpentinöl, giese Etwas davon auf Läppchen und lege hin und wieder eins derselben in eine Ecke des Hauses an die Löcher, wo sie herauskommen, und wo man ihren Aufenthalt vermuthet. Die Ratten und Mäuse weichen davon weg, und sollten auch ihre liebsten Nahrungsmittel dabei liegen. Dieses Mittel ist auch gegen andere schädliche Thiere, wie Motten und Kornkäfer anzuwenden.

Lebensphilosophie.

Der Sonne Anfang währet kaum Minuten
Und lehrt schon still: wie schnell der Tag wird gehen!
Doch was geschehen ist, — ist aufgegangen,
Die Welt eilt weiter, und die That bleibt stehen.
Dein Geheimniß, so lange du schweigst, ist dir ein Gefangener.
Sag' es heraus, so bist du ein Gefangener ihm.

Jean Paul.

* Wer endlos wählt und sich besinnt,
Gewöhnlich das schlechteste Theil gewinnt.
Wer vorschnell zugreift, deß' Verstand
Sitzt statt im Kopfe in der Hand;
Nur ruhig Besinnen und rasch Erwählen
Läßt viel gewinnen und wenig verfehlen.

Der Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu' auf immer.
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod,
Unredlich sein ist schlimmer.

* Viele Frauen haben genug Verstand, um zur rechten Zeit gut zu sprechen, wenige den, um zu rechter Zeit zu schweigen.

Räthsel.

Mit f bin ich ein Fluß im schönen Bayerland,
Mit d ein steinreich Ort in Oldenburgs-Verband.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Samstag, 11. Dezember **1869.**

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

Die Zuhörer konnten sich bei der Erzählung Wartels eines Lächelns und einer Rührung nicht erwehren, und der Fürst sagte: „Mein Sohn, weil Du uns so aufrichtig Deinen herzinnersten Wunsch eingestanden hast und für die Schuld Deines Vaters so wenig verantwortlich bist, so will ich sehen, daß Du von heute an wieder unter die Lebendigen gehörst, Deinen Paß und Deine Zeugnisse erhaltest und dabei von dem gefürchteten Soldatenleben frei bleibst. Sag', mein Sohn, bist Du schon lange in Wien, und wirst Du bald nach Hause reisen?"

Wartel stockte eine Weile, eine tiefe Bewegung ging ihm durch die Seele. — „Ich bin jetzt acht Monat in Wien — nach Haus reisen werd' ich oder auch nicht — ich kann es selbst nicht wissen."

„Nun, mein Sohn, ich will Dir etwas sagen: reise Du jedenfalls in diesen Tagen nach Hause, sprich mit Deinem unvorsichtigen Vater, tröste ihn und dann zeige Dich auf der Herrschaftskanzlei und bei dem Pfarrer in Insteigen, man wird das Nöthige schon wissen. Damit Du aber an Deinem Einkommen keinen Schaden leidest, weil Du Deinen Dienst in Wien verlassen mußt, so nehme hier zweitausend Gulden Münze als Lohn für die Lebensrettung der Frau Fürstin und als Entschädigung für Deinen Dienst."

Wartel stand wie eine Bildsäule da, den Mund halb offen vor Erstaunen, die Augen groß und starr auf des Fürsten Miene heftend; zwei schwere Thränen schossen über seine Wangen, einen Freudensturm verkündend ohne Gleichen, der Hut entfiel ihm.

„Nimm nur, nimm," fuhr der Fürst, von dem Anblicke des Burschen erschüttert, fort. Bis jetzt hast Du kein so großes Vermögen gebraucht, weil Du nicht unter die Lebendigen gehört hast, von heute an gehörst Du wieder unter die Lebendigen, und Du wirst das Geld recht gut vonnöthen haben. Sei nur immer so brav, und Du wirst noch mehr erwerben." — Auch die Fürstin sprach jetzt liebevolle Worte zu dem Burschen, der noch immer von Ueberraschung wie versteinert dastand und in der Hand ein so erschrecklich großes Kapital hielt.

Mit einem Male aber schoß die bisher gelähmte Raserei der Freude mit solcher Sturmgewalt aus seiner Seele hervor, daß Fürst und Fürstin und der Arzt sich vor solcher Leidenschaft entsetzten. — Wartel warf nämlich mit einem Male beide Arme mit Entzücken gegen Himmel, stand eine Weile so, ohne einen Laut aus seiner zugeschnürten Kehle zu bringen, machte dann einen Sprung von halber Klafterhöhe gradauf in die Luft, daß er zurückfallend das ganze Haus zu rütteln schien, dann wieder eine Weile wie leblos dastehend, schrie er auf: „Mein, mein!" daß die Wände zitterten, und noch einige unverständliche Laute ausstoßend, kehrte er sich um und wollte fort, davon, aus diesen engen Räumen fliehen, hinaus unter das Getümmel der Menschen, wo er unbekannt war, und von da hinweg ins freie Feld, in einsame Wälder, in eine Wildniß, um aufschreien zu können, wie ihm um das Herz war.

Auf die erste Thüre, die er sah, sprang er zu, um hinaus zu kommen, kaum, daß ihn der Kammerdiener noch fing und von dem großen Spiegel zurückhielt, der ihm eine Thüre zeigte. „Daher," sagte der Kammerdiener und lenkte ihn nach einer andern Seite; Wartel riß sich wieder los und wollte durch die Flügel eines Kastens, aber seinen Irrthum selbst erkennend, lenkte er wie der Blitz um und fand die rechte Thüre und nun grad

aus, und rechts davon und durch die Vorhalle weiter über die Marmortreppe hinunter, unten am Portier vorüber und hinaus zum Thore, ärger als eines von den Pferden, die er gestern selbst bemeistert hatte und gradaus die Gasse weiter durch das Kärnthnerthor davon, um in die Leopoldstadt zu gelangen. — Erst an den ersten Häusern der Wieden erkannte er den Irrthum seines Weges, quer über das Glacis dahin machte er linksum, der Leopoldstadt entgegen, der Taborstraße zu. — —

Röschen und Frau Deuzelding hatten indessen alle Hände voll zu schaffen gehabt, um die Tafel vollständig zu machen, mit welcher sie den Landsmann Wartel bewirthen wollten.

Endlich kam Wartel. Sobald ihn Röschen erblickte, rief sie: „Frau von Deuzelding, das ist unser Gast, mein Landsmann!“ — Frau Deuzelding stand auf und machte einen Knix. „Grüß' Ihnen Gott, Herr Landsmann,“ sagte sie; „das Röserl hat mir schon so viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt von gestern im Prater und von zu Haus — o Jessus, Jessus na, ich werde viel zu schaffen kriegen, bis ich Alles wieder vergessen kann.“

Röschen ging einige Schritte gegen die Thüre und sagte lächelnd und verlegen zu Boden blickend: „Lieber Wartel: Du hast mir gestern im Prater so viel Gutes angethan und hättest mir nur an den Augen abmerken dürfen, was ich möchte, ich hätte noch viel mehr erhalten können. Du wirst mir nicht übel aufnehmen und etwa glauben, ich will Dir vergüten, was Du mir Gutes angethan hast, wie könnt' ich auch das? Du sollst nur so gut sein, lieber Wartel, und da ein wenig etwas verkosten; ich habe ein wenig Essen und Trinken für Dich herrichten lassen, Du sollst auch wissen, daß ich an Dich denke und nicht so leicht eine Wohlthat vergesse.“

Frau Deuzelding machte wieder einen Knix und sagte: „Ist's gefällig, hereinzuspazieren? Was wir halt in aller Geschwindigkeit haben zusammfangen können: ein Bissel ein' Wein, ein Bissel ein' Käs, ein Bissel ein' Gselcht's, ein Bissel ein Brod, ein Träubel Würstel.“

Wartel blieb unbeweglich zwischen der Thüre stehen; auf der Stirne große Tropfen Schweiß, in den großen starren Augen ein solches düsterfrohes Feuer, daß sie fast wie zwei glühende Sterne in dies dunkle Stübchen hereinleuchteten; Röschen erschrack, als sie jetzt ihr Auge wieder schüchtern zu ihm erhob. „Mein Gott,“ sagte sie, „was ist Dir denn? Was hast Du denn?“

— Ohne sich zu regen, sagte Wartel: „Du hast morgen heimreisen wollen — hast Du Dich anders besonnen?“ — „Ja, ja, lieber Wartel,“ sagte Röschen, „ich habe Glück gehabt, ich habe Glück gehabt, ich habe einen Ring gefunden, der Ring ist mir um sieben Zwanziger abgekauft worden, ich habe jetzt noch einige Tage zu leben, wer weiß, was sich derweilen schickt, ich will noch einige Tage abwarten. Meinst Du nicht, daß es doch besser sein wird?“

„Wenn ich Dir gut für einen Rath bin,“ sagte Wartel noch immer, ohne sich zu regen, „so reis' Du heut' noch ab.“ — „O Jesu Gott,“ meinte Röschen lebhaft und fast erschrocken, da ihr Wartels Mienen nur zu ernsthaft vorkamen. „Jesu, du mein Gott, das wär' doch gar zu wunderlich; heute noch! und ich habe nichts bei der Hand und nichts eingepackt, und Mittag ist vor der Thüre.“ — „Wenn ich Dir gut für einen Rath bin, so reis' ab,“ wiederholte Wartel wie zuvor. —

Noch ängstlicher und fast bittend fiel ihm Röschen in das Wort: „Jetzt hör' auf, hör' auf, Du bist so gut und kannst Einen doch so gewaltig erschrecken; Du kannst das nicht so ernsthaft meinen, als Du es meinst. Der Himmel hat mir den Ring nicht umsonst in den Weg fallen lassen, wer weiß, wie ich meinem Glück jetzt aus dem Weg geh', wenn ich von Wien fortwollte, wo ich jetzt noch recht gut bleiben kann.“ — „Ist gewiß von Deinen Bekannten wer angekommen, daß Du so wie mit Ketten an dem schönen Wien hängst, wer ist angekommen?“ sagte Wartel düsterer als zuvor. — „Angekommen? Niemand ist angekommen! Wer könnte denn angekommen sein von meinen Bekannten als Niemand, Niemand!“ sagte Röschen noch schneller und befangener. — „So was zwängt und vermauert Dich denn noch auf so lange Zeit innerhalb das ängstige, heiße sausende Wien, wo man Dir nicht einmal einen Dienst gibt, wenn man Dir ihn schon versprochen hat?“

„Ich habe Dir ja schon gesagt, der Ring, der Ring hält mich zurück, es ist mir möglich jetzt, daß ich mich noch ein paar Tage hier halten kann.“ — „Der Ring . . . zeig' mir den Ring, den . . . zeig' her.“ — „Ich hab' ihn ja verkauft, ich habe Dir's ja schon gesagt, und von dem Geld kann ich mir mein Schlafgeld zahlen und habe Dir da ein wenig Essen und Trinken eingekauft, o komm doch herein, lieber Wartel, setz Dich her, viel Platz ist freilich nicht, aber

doch genug für uns drei und das kamst glauben, vergönnt ist's Dir und gesehen bist Du auch gern."

„Ja, Herr Landsmann," stimmte Frau Deuzelsing dazu, „eine schöne Zeit warten und freuen wir uns schon, und wo Sie da sind, wollen Sie noch Geschichten und Exzessen machen, thun Sie nicht gespreizt, wir sind zu haben, und das Essen ist auch bereit."

„Ich geh' bis zur Linie hinaus mit Dir, fuhr Wartel wie oben fort; ich trag' Dir Deinen Pack, das Packen wird Dir nicht lang verhalten, Du reisest jetzt gleich ab." — „Jetzt gleich? O mein gütiger Gott, o heilige Maria, was gibt es denn so eilig?" — „Es ist kein Bleiben, sag' ich, mach!" — „Wenn Du meinst, sagte Röschen sehr schwankend und kleinmüthig; wenn es Dir gar so unnütz vorkommt, daß ich noch länger da bleiben will . . . Du bist schon so lange in dem Wien und kennst fast alle Menschen da, ich habe schon gesehen, daß Du auch mit Herrschaftshäusern mußt zu schaffen haben, Du kennst Dich aus . . . wenn Du also meinst, lieber Wartel, gegen das Unglück kann kein Mensch etwas . . . so, was will ich denn am Ende anders thun? Du meinst noch heute auf der Stelle soll ich fort aus Wien? Geht es denn bei allem besten Willen nicht anders? So muß ich mir's freilich gefallen lassen . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

: (Vor dem Pariser Korrektionell-Tribunal.) Es ist schon lange her, daß Bertin Kammerdiener in einem Hause war, wo Victorine Tamisier als Köchin diente. Damals waren Beide jung; viele Jahre sind seitdem verflossen, und Beide sind die Lebensleiter herabgestiegen, immer kleiner werdend, mit Verdruß und Sorgen kämpfend. In letzter Zeit war sie Haushälterin, und er drehte das Rad bei einem Messerschmied.

Neulich, eines Abends, kam Viktorine aus dem Waschhause mit einem Pack nasser Leinwand auf der Schulter und traf hier eine Fischhändlerin, die im Freien feilhielt, welcher sie einen Stockfisch abkaufte; zugleich kam ein altes Männchen und kaufte zwei Häringe, die es in seine Tasche schob. Als er weiter ging, erkannte ihn Viktorine und schrie freudig auf: „Ich irre mich nicht, es ist Herr Viktor!" — „Mademoiselle Viktorine, sind Sie's wirklich, ich bin entzückt Sie wieder zu sehen — auf Ehre!"

Nach diesen ersten Ergüssen ging es an's Plaudern und Viktorine lud Bertin ein, die Unterhaltung in ihrem Zimmer fortzusetzen, was ihm recht war. Man stieg also in den 7ten Stock hinauf, und hier wurden Stockfisch und Häringe gemeinschaftlich verzehrt, wozu Viktorine das Brod, Bertin einen Liter Wein und den Kaffee mit Cognac lieferte.

Nun ging's an's Essen und Trinken, zugleich an's Schimpfen über die früheren Herrschaften, wobei Bertin sich darüber beklagte, daß er wegen ein Paar alter Schuhe des Herrn fortgeschickt worden, die er verkauft hatte, als wenn er dabei nicht in seinem Rechte gewesen wäre; Viktorine darüber, daß man sie entlassen hatte, weil sie vom Metzger für jedes Pfund Fleich 1 Sou bekam — solche Kanaillen, so herzloses Volk! — Dann kamen die schlimmen Streiche, die sie ihren Herrschaften gespielt hatten.

Nachdem nun das Mahl, mit diesen pikanten Reminiszenzen gewürzt, bis ein Uhr Nachts gedauert hatte, — was geschah nun zum Dessert? — Das erzählte Viktorine als Zeugin vor dem Korrektionell-Tribunal am 2. Dezember abhin in Kürze folgendermaßen:

„Um ein Uhr erklärte ich ihm, ich wolle mich jetzt in's Bett legen; er sagte mir, er legt sich auch; als ich ihm nun bemerkte, so möge er nach Haus gehen, da erwiederte er: „Wenn ich ein Frauenzimmer mit einem Liter Wein u. Kaffee regalirt habe, gehe ich nicht nach Haus." Mit diesen Worten schloß er die Zimmerthüre ab und nahte sich mir stürmisch. Sie können sich denken, meine Herren! daß ich mich wehrte gegen ein solches Scheusal von Mannsbild, das 59 Jahre alt ist. Um mich zu seinen Wünschen günstig zu stimmen, biß er mir in den Backen, wie es ein Hund thäte, und nun schrie ich: „Dieb, Mörder!" Er sprang fort, der Portier öffnete ihm aber die Thüre nicht und so wurde er auf der Stiege gepackt. Wissen Sie, was er in der Hand hatte? Eine kupferne Pfanne, die ich als altes Andenken sehr hoch hielt."

Bertin. „Diese gehörte so gut mir als ihr zum Andenken, sie hatte sie unserer ehemaligen Herrschaft wegeputzt, ich habe sie gleich erkannt."

Dies die einzige Vertheidigung des gewesenen Kammerdieners, welcher der zwiefachen Anschuldigung von Mißhandlung und Diebstahlsversuch schuldig erklärt und zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt wurde.

* Ein enttäuschter Liebhaber in Cardiganshire, Wales, sandte seiner „trügerischen Flamme" nach ihrer Verheirathung mit einem anderen Manne folgende Rechnung zu: Mrs. — früher Miß — schuldet mir: Für 53 Gläser Wein, die ich mit ihr auf verschiedenen Märkten getrunken, 13 S. 3 P.; für ein Paar Schuhe und Reparatur eines anderen Paares, die ich in Folge meiner Besuche bei ihr abgenutzt habe, 4 S. 6 P.; für eine ärztliche Rechnung, betreffend die Kurirung eines Schnupfens, den ich mir an einem regnigten Abend unter ihrem Fenster zugezogen, 9 L. 9 S. 9 P.; für Briefporto u. s. w. 1 S. 11 P.; für Verleitung zu 99 Rendezvous à 2 S. 6 P., 12 L.; für Zeitverlust von 12 Tagen, die ich in ihrer Gesellschaft zugebracht, 4 L. 7 S. 6 P.; für trügerische Enttäuschung, indem sie mich nicht zum Ehegespons genommen, 100 L. Total 128 L. 14 S. 9 P.

* Bei den letzten Avancements in der französischen Armee wurde ein Kapitän der Garde zum Kommandanten ernannt. Voller Freude eilt er nach Hause, um die fröhliche Botschaft seiner Frau mitzutheilen. Als das Töchterchen Beider die Nachricht hörte, begann es vor Freuden zu hüpfen und zu springen. „Weßhalb freust du dich denn so sehr?" fragt die Mutter. „Nun", lautet die Antwort, „da Papa jetzt Kommandant ist, wird es bei seinem Begräbniß Musik geben."

* Der Mensch ist sein Lebtag ein Todtengräber; zu 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er seine rosige Jugend, zu 20 begräbt er seine erste Liebe, zu 30 seinen Glauben an die Menschheit, zu 40 begräbt er seine Hoffnungen, zu 50 begräbt er schon seine Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach seine fünf Sinne, das Hören und Sehen u. s. f., bis er endlich vollends ganz in das Grab sinkt.

* Ein alter Geizhals wurde krank und mußte, sehr wider Willen, seine Zuflucht zu einem Arzte nehmen. „Was soll ich thun?" sagte er zu dem Doktor; „ich bin schwindlig und sehe Alles doppelt." Der Arzt schrieb ein Rezept und entfernte sich. Das Rezept lautete: „Da Sie Alles doppelt sehen, so zählen Sie Ihr Geld, und Sie werden sich erleichtert fühlen."

* Auf einem Tische in einem Wirthshause stand ein Deklamator und deklamirte eben:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben!"

Da meinte einer der Anwesenden zu seinem Nachbar: „Na, Herr Bruder, der is gewiß auch nich verheirath't!"

* (Der japanische Romanschriftsteller.) Kiong te Bakin hat eben ein Werk beendigt, welches er vor 40 Jahren begonnen. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Erzählung 106 Bände zählt.

* Beim Witz muß Alles wie von ungefähr kommen, aus dem Aermel. Es blitzt, ohne daß man vorher die Wolken sieht.

Lebensphilosophie.

Reine Weiblichkeit findet unter allen Nationen in Deutschland ihre sorgfältigste Pflege. „Für eure Jungen brauchet ihr nicht besorgt zu sein," sagt Jean Paul, „sie werden sich auch in der Hölle nicht leicht schwarz machen; aber für eure Töchter ist kaum der Himmel rein und gescheuert genug."

Es ist leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze aus einer Wurzel zu heben, als Stolz aus dem Herzen zu tilgen. Darum rühme dich nicht, von Stolz frei zu s... er ist tief im Herzen verborgen, er ist schwer... zu sehen, als bei schwarzer Nacht der Fußtritt einer Fliege am Felsen.

Es gibt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet Einem, wenn man bei immer steigendem Luxus, bei Vermehrung der Bedürfnisse, ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel sie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeizes, der Eitelkeit sieht.

Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Tadler werden schweigen,
Ist das Kleine groß gethan.

* Ein gutes Wort aus einem guten Herzen versüßet auch eine abschlägige Antwort

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Dienstag, 14. Dezember **1869.**

Ein Lebendigtodter.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein, rief Frau Deuzelding; da sieht man doch, was ein Landsmann ist, da seh' ich mein himmelblaues Wunder; so willst Du wirklich einpacken, und wie aus einer Windbüchsen fort? Spektakel über Spektakel!" — „Was soll ich thun? Es ist doch auch wahr, wenn ich noch ein paar Tage bleibe, ich verzehr' am End' mein letztes Geld umsonst, und mir bleibt doch nichts als das betrübte Heimgehen; lieber was einmal sein muß, gleich; so weiß ich doch auf einmal, was ich zu gewarten habe. Aber Wartel," fuhr sie mit Entschiedenheit und Nachdruck fort, „weil ich Dir nicht länger in Deinem Verlangen wiedersteh', so thu' jetzt auch mir, was ich verlange. Komm herrein un, setz' Dich, iß und trink', ja ja, das darfst Du mir nicht abschlagen, für Dich ist hergerichtet worden, jetzt komm und kost' auch etwas davon."

Wartel zog heftig einen Strom Luft durch die Zähne, als wollte er die gewaltige Hitze seines Innern kühlen, dann seufzte er tief vor Ungeduld und sagte: „O ich bitte Dich, red' nicht mehr, nimm Deine Sachen, mach', es ist ein halbes Leben, daß ich hier stehe und auf dich warte, red' nicht mehr und komm."

Schmerzlich verletzt, daß ihr Anerbieten so kurz abwehrend übergangen wurde und ihr Aufwand von Gastfreundlichkeit gar so unbeachtet blieb, sah Röschen einen Augenblick wie vernichtet zu Boden, es regte sich etwas wie beleidigter Stolz in ihrem Herzen, ja sie schien eine Sekunde Wartels wunderliches Recht zu prüfen, mit welchem er so gegen sie zu verfahren sich erlauben dürfe; aber das stärker nachdringende Gefühl der Unsicherheit und Verlassenheit in der Fremde entwaffnete sogleich jede andere Empfindung, Wartel erschien ihr als der einzige Beschützer, ihn durfte sie durch keinen Widerstand verletzen, und wer weiß auch, dachte sie, warum er gar so ist, ich bin vielleicht in einer großen Gefahr und das seh' ich selber ein, fort muß ich einmal aus dem theuern Wien, mir hat es halt hir nicht glücken wollen.

Thränen in den Augen ging sie zu dem großen Wandschrank hin, dem einzigen in dem Stübchen, hob ihr kleines Hab und Gut heraus, das noch bis auf weniges in einem Päckchen beisammen war, öffnete dieses, und nachdem sie das Fehlende noch beigeschlossen hatte, knüpfte sie es wieder zusammen, nahm es unter den linken Arm, sagte, die rechte Hand der Frau Deuzelding reichend: „Behüt' euch Gott, ich dank' euch für alles Gute," und folgte gramerfüllt dem Wartel, der in düsterer Bewegung ihr sogleich voranschritt.

Noch ganz Erstaunen stand Frau Deuzelding eine Weile in der Stube da, als beide bereits verschwunden waren. „Sind die zwei wunderlichen Leute wirklich fort?" sagte sie dann; „und diese Tafel ist jetzt eigentlich für mich eingerichtet?" Sie streckte den verlängerten Hals zur Thüre hinaus, um sich noch einmal zu vergewissern, dann schloß sie schnell die Thüre, verriegelte sie, lachte, klatschte vergnügt in die Hände und rief: „Mir ist's recht, wenn's der Frau Kammerjungfer recht ist." Ohne Umstände machte sie sich nun über Speis und Trank her und wußte sich auf eigene Faust mit Allem auf's reinste abzufinden.

Indessen gingen Wartel und Röschen durch die Taborstraße der Linie zu, eine gute Weile schweigsam und jedes für sich in Gedanken. Endlich sagte Röschen schmerzlich lächelnd vor sich hin: „So muß ich bald wieder heim und habe gemeint, wer weiß, wie lang ich in der

Fremde bleiben würde. So vielen glückt's in Wien, mir hat es nicht recht glücken wollen ..." — Düster lächelnd fing Wartel diese Worte auf und sagte: „Einige Menschen gibt's, die gehen auf ihr Glück gerade zu, andere Menschen giebt's, und denen muß das Glück durch allerlei Botschaft erst nachgetragen werden ... Eine solche Botschaft hätt' ich auch für Dich."

„Sei so gut und sag' etwa, daß mir das Glück auf dem Heimweg nachkommen werde; hätt' ich eines finden sollen, ich hätt' es längst gefunden, gesucht hab ich genug." — „Suchen und finden," entgegnete Wartel, „ist auch nicht immer wie Bruder und Schwester beisammen; man muß doch schon auf die Nähe hin wissen, was man sucht, wenn man etwas finden will, Du freilich hast die Augen immer drüber hinweg gehabt..."

„O sag' doch, sag', lieber Wartel, was Du hast, ich kann Dich sonst um Christi willen nicht verstehen," — „Ich will Dir's auch gleich sagen," fuhr Wartel fort, „was wär' auch mit dem längern Dahinverschleppen ausgerichtet? Es ist Jemand in Wien da, er läßt Dich grüßen, er ist wegen Dir da und hat mir aufgetragen, wenn ich Dich ausforschen könnte, wie Dein Herz gesinnt ist, ich thäte ihm einen christlichen Gefallen, er thäte mir's sein Leben lang verdanken, wenn ich ihm hinterbringen könnte, daß Du nicht feindselig ihm gesinnt bist. Seinen Namen darf ich noch nicht nennen, aber er ist ein Mensch, der über heut und Morgen sein Häuschen und seine paar Felder kaufen kann, er ist kein Wildfang, das darf ich ihm schon zu Liebe sagen, und verstoßest Du ihn nicht, ich versprech' es Dir, so wird er Dich auf den Händen tragen." — „Mein Gott, mein Gott," sagte Röschen, „was soll ich da mit einem Herz voll Kummer für eine Antwort geben? Kenn' ich ihn, kenn' ich ihn nicht? Lieber Wartel, weil er Dir so eine Botschaft vertraut hat, glaub' ich schon, daß er kein schlechter Mensch sein kann und Dir zu Lieb' mögt' ich auch gern eine Antwort geben. Aber das sag' ich Dir voraus, ich werde schwerlich eine gute Antwort haben."

„Das befürchtet er auch, es will ihm eine Geschichte nicht aus dem Kopf mit Dir und einem Andern, die Geschichte hat ihn von Haus vertrieben und nach Wien verführt." — „Was für eine Geschichte?" — „Er ist Dir lange schon gut gewesen, er hätte Dir lange schon von seinem treuen Herzen gesagt, aber da hat er bald vermerkt, daß Du gar vertraulich mit einem Andern bist, den hat er auf allen Kirchenwegen bei dir angetroffen, wenn er in Dein Schlaffenster hat steigen wollen, ist der vorerst oben gewesen, bei jeder Musik hat der mit Dir getanzt, auf allen Jahrmärkten hat der Dir alle Säcke und Tücher mit Sachen vollgestopft, das hat zuletzt meinen Bekanten vertrauert und abgeschrekt; der ewige Absatz von Deinem Schuh, der Schächen-Peter, hat er gedacht, der ist nicht loszutrennen, und so hat er sein Hoffen aufgegeben. Weil er aber jetzt vernommen hat, daß Du in Wien bist und deinen ewigen Absatz einmal daheim gelassen hast, so hat er wieder einmal Vertrauen gefaßt und hat mir aufgetragen, ich möchte Dich Beicht hören und Dein wahrhaftiges Herz erkennen lernen."

„Lieber Wartel," sagte Röschen nach einer Weile ernsthaft," mir scheint, Du hast den Auftrag von Deinem Bekannten gestern schon gehabt und glaubst selbst Wunder, was es ist mit der Geschichte von dem Schächen-Peter und mir. Wenn ich das gewußt hätte, daß Du selber daran glaubst, Dir hätte ich schon lange die Auskunft gern gegeben, so aber habe ich gemeint, keine Fliege summe der wunderlichen Sache nach, und habe es verfliegen und verstauben lassen wollen. Es wäre mir freilich lieber gewesen, ich hätte die ganze Dummheit hinter die Bank werfen können, es brauchen nicht andere Menschen von andern Menschen alles zu wissen, aber weil gerade Dir daran liegt, lieber Wartel, so will ich nicht länger damit hinter der Thüre halten."

Wartel wechselte rasch hinter einander die Farbe, ein schreckhaftes Lächeln zuckte um seinen Mund, er zog in Gedanken an seinem Seitenmesser und drückte das halb entblößte wieder in die Scheide zurück. — „Was ist Dir?" fragte Röschen dies bemerkend. — „Nichts, nichts, sagte Wartel; verzähl' nur weiter, verzähl' nur aus."

So fuhr denn Röschen fort: „Du wirst schon von dem reichen Bäcker in Seilern gehört haben, der schon drei Weiber überlebt hat, von dem allerlei Anderes unter den Leuten ist, er soll schon ein gutes Dutzend arme Mädchen unglücklich gemacht haben, und das weiß ich recht gut, er spionirt noch immer fort, wo er eines fangen und elend machen könnte, und der Schächen-Peter ist sein guter Freund und Spion. Kein Mensch soll glauben, was die mit einander für lose Vögel sind, kein ehrbares Mädchen wäre mehr in unserer ganzen Heimat, wenn es nach ihrem

Wunsch erginge. Aber dafor sei Gott; mich hat ein guter Schutzengel auch behütet! Was ist dieser Schächen-Peter für eine böse Klammer, kaum loszubringen mit Gutem und Bösen, wenn er seinem reichen Spießgesellen was rechtes schaffen will, Er hat wegen mir ein Staatsvermögen ausgegeben, er hätte mir Sammt und und Seiden und was gut und theuer ist, zugetragen, wenn ich nur hätte ja sagen und zugreifen mögen; aber mein heiliger Schutzengel hat noch mehr Stärke aufgewendet als der Bäcker in Seilern und sein Geselle von Schächen. Ist dieser vor mein Fenster gekommen, er hat gut stehen und reden können draußen, ich habe meinen besten Schlaf nicht stören lassen; hat er ein seiden Tuch gebracht und gemeint, mit diesem fang' ich ihren harten Sinn, er hat schön sauber sein Geschenk ein Häuslein weiter tragen müssen, so was hat bei mir nicht angegriffen; er hat mich beim Tanz gefordert, getanzt hab' ich wohl mit ihm, aber aus und Amen ist's gewesen, wenn er seine alten Spuchten hat zum Vorschein bringen wollen. Hab' ich auf einem Jahrmakt etwas angenommen, so sind es wahrhaftig nur Spielereien gewesen, lachend hab' ich sie angenommen, lachender hab' ich sie wieder unter Andere vertheilt, Gott weiß es, über meine Zunge ist kein Bröselein jemalen gekommen. Was mir auch der reiche Mann von Seilern hat entbieten lassen, daß ich, so wahr Gott lebt, sein liebes Weibchen werden könnte, daß er mir alle Kisten Geld erröffnen würde und sagen: das ist dein, daß ich wie die erste Stadtfrau gehen könnte, wenn ich ihm nur ein wenig besser trauen würde, das Alles hat bei mir nicht angegriffen, ich habe nur gelacht dazu, oder wenn es mir zu viel geworden ist, bin ich mit Zorn und Schelten dreingefahren. So hab' ich endlich Ruhe bekommen, weil doch Alles bei mir umsonst gewesen ist; und so ist die Zeit vor vierzehn Tagen gekommen, wo ich auf und davon bin nach Wien herunter, und wo ich, das hätt' ich nimmermehr gedacht, die ganze Geschichte Dir, lieber Wartel, jetzt verzählen müßte. Sag' sie jetzt deinem Bekannten; sag' ihm aber auch, mein Herz ist jeßt ganz verwildert, und ich werde es zu keinem Jawort bringen können..:"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Da sitzen sie und haben Hütchen auf!) Es gibt eine Menge Redensarten, die ohne eigentlichen Wortsinn doch ihre Bedeutung in ihrer Entstehung finden. Hiezu gehört auch die am Kopfe stehende Rede, welche so viel bedeutet als: „es gibt keine — ist nichts da." Woher stammt denn diese Phrase? Darüber hab' ich noch nichts gelesen, aber in einem alten Buche hab' ich folgende humoristische Anwendung derselben gefunden.

Zu einer Zeit wo die Abstinenz- und Fasttage in vollem Umfange und streng gehalten wurden, kam beim bischöflichen Ordinariate die Anzeige ein, daß ein Pfarrer der Diöcese öfter an Abstinenz-Tagen (d. h. an solchen wo der Genuß von Fleisch verboten ist) sich Fleischspeisen bereiten lasse. Es wurde nun dem Landkapitel Auftrag zur Untersuchung des Falles gegeben, und der angeschuldigte Pfarrer vor dasselbe citirt, wo er den Senior und die Beisitzer im Priesterrocke und mit aufgekremten Hüten auf dem Kopfe traf. Der Senior hielt ihm sein Vergehen vor, und der Beschuldigte — ein grundehrlicher Mann — gestand dasselbe zu, mit der Entschuldigung jedoch, die Fische seien sehr rar und bloße Mehlspeise ein Paarmal in der Woche (— in der Fastenzeit Mittwoch, Freitag und Samstag —) wolle nicht recht rutschen, genüge seinem Körper nicht und sei für ihn ungesund. Man bemerkte ihm, er könne sich ja Stockfisch oder Laberdan kochen lassen; da fuhr aber unser Delinquent, der in abgelegener Gegend und fern von der Bezugsquelle städtischer Kost wohnte, auf, indem er dies ausdrücken wollte: „Ja Stockfisch', da sitzen sie und haben Hütchen auf!" Die Herren sollen dabei ganz verblüfft einander angesehen haben.

---

* Aus Heidelberg wird geschrieben: In den zwischen hier und Wiesloch gelegenen alten Römerbergwerken haben die starken Erderschütterungen zu Anfang des vorigen Monats zu einem reichen Fund geführt. Sie haben eine mächtige Kalksteinwand eingestürzt und dadurch einen von Niemand geahnten uralten Gang eröffnet, in welchem sich nicht blos die unerkennbaren technischen Spuren des altrömischen Bergwerksbetriebs, sondern auch eine Menge kohlensaure Zinkerze (Galmai) vorfanden, welche die Römer unbenutzt liegen gelassen hatten. Sie bauten nämlich nur

auf silberhaltige Zinkerze um des Silbers willen, andere schienen ihnen werthlos zu sein. Bergingenieur Schmitt aus Westphalen, welcher im vorigen Frühjahr das alte verlassene Zinkbergwerk wieder erschlossen hat, vermehrte sofort die Zahl der Arbeiter, um die gefundenen Schätze zu Tag zu fördern.

Schaufer's neues fünfaktiges Schauspiel „1863", das zu Wien am 3. Dez. zum erstenmale im Burgtheater gegeben worden, hat lärmendes Fiasko gemacht und ist in aller Form Rechtens durchgefallen. Die ersten beiden Akte ließen sich noch leidlich an, einige Volksscenen, markig komponirt und kräftig dargestellt, griffen durch und verschafften dem Dichter während und nach dem zweiten Akte je einen Hervorruf. Von da ab jedoch kam das Chaos. Das Stück zersetzt sich in eine Reihe von Tableaux, wie man sie auf Vorstadtbühnen und dort gewöhnlich besser zu sehen gewohnt ist. Der magere Stoff verkriecht sich hinter effekthaschenden Phrasen und steckt billigen Patriotismus als Aushängeschild vor. Der Bäckertoni und sein hochmüthiges Liebchen, die anfangs im Vordergrunde standen, treten immer mehr zurück, das Interesse an sie verlischt, man vergißt sie ganz. Im vierten Akte noch, wo schon eine gewaltige Partei zu zischen begann, wollten die Freunde und Förderer des Autors die Hoffnung nicht aufgeben und erzwangen mit Müh' und Noth einen Hervorruf. Im letzten Akte jedoch war es aus, da wurde nicht mehr gezischt, aber gelacht und gehöhnt und nach dem Schlusse wurde das Stück ruhig ohne Sang und Klang eingesargt. Die Darstellung hat das Glück nicht schlechter gemacht als es ohnehin ist.

* (Zur Geschichte der Nadel.) Die Nadel, dieser überaus nützliche und weit verbreitete Gegenstand, von dem man glauben sollte, das erste Weib habe ihn erfunden, stammt erst aus dem 15. Jahrhundert. Erst um 1410 begannen die Nadeln die Dornstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zum Befestigen ihrer Gewänder bedienten, und die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichen Zwecken anwendeten. Der Erfinder der Nadel war ein Drahtzieher in Paris, Tourango mit Namen, der, von der Begierde gestachelt, schnell reich zu werden, Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfänglich die Nadeln zu seltenen, kostbaren Dingen; und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man nur auf fürstlichem Toilettentische begegnete. So figurirte eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche die Frau von Beaujeu, Tochter Ludwig's XI. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld" weist schon darauf hin, wie einst dieser heute so ordinäre Gegenstand eine besondere und stets mit hohen Zahlen angesetzte Rubrik in der Summe der der Frau ausgesetzten Gelder bildete. In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrich's VIII. unbekannt. Zu dieser Zeit brachte sie die schöne und später so unglückliche Anna Boleyn mit aus Frankreich, und ohne Zweifel ist auch das noch heute im Volke verbreitete Vorurtheil, es bringe Unglück, Jemandem eine Nadel zu schenken, denn dieselbe steche die Liebe ab, auf jene bejammernswürdige Fürstin zurückzuführen.

(Kaffee als Desinfektionsmittel.) Die desinfizirenden Eigenschaften des frisch gebrannten Kaffees sind schon lange Zeit bekannt. Wenn er in dieser Beziehung wieder in Vergessenheit geräth, so ist es mit Unrecht, denn entschieden vermag er animalische und vegetabilische Ausdünstungen zu bekämpfen, ja sogar gänzlich zu zerstören. So gelang es, ein Zimmer, wo mehrere Tage in Fäulniß übergegangenes Fleisch stand, sofort dadurch zu reinigen, daß man einige Augenblicke ein Kohlenbecken mit 500 Grm. schwach gerösteten Kaffees daselbst aufstellte. In einem andern Zimmer, welches Schwefelwasserstoff und Ammoniak in großer Menge enthielt, wurde der üble Geruch durch 90 Grm. gerösteten Kaffee's rasch beseitigt. Ebenso werden Moschus- — Castoreum — und Assa Foetida-Gerüche zersetzt. Daß es eine wirkliche Zersetzung und nicht blos ein Verdrängen der fraglichen Ausdünstungen sein muß, geht daraus hervor, daß die ersten Ausdünstungen des Kaffee's vollständig absorbirt werden; erst später tritt der Kaffeegeruch zu Tage. Das Verfahren ist höchst einfach. Man zerstößt eine gewisse Menge Kaffee und breitet das Pulver auf einer mäßig erhitzten Platte aus. Bekanntlich entwickelt sich das empirmatische Oel des Kaffee's rapider, wenn das Volumen ein kleines ist.

Auflösung des Räthsels in № 146:

Isar — Idar.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Donnerstag, 16. Dezember 1869.

Ein Lebendigtodter.

(Schluß.)

„Warum nicht?“ fragte Wartel erschüttert und mit Hast. „Er hat wegen Dir ausgestanden, daß es nicht zu sagen ist, sein Herz ist Tag und Nacht nur eine Messerschneide gewesen, zweischneidig ist das Messer hineingefahren, herausziehen hat es Deine barmherzige Hand nicht wollen. Mach' dem Jammer ein Ende, Du kannst Dich zu einem Jawort bringen, ein grausames Spreizen ist's, wenn Du meinst, es sei ein Jawort so unmöglich. Und wärst Du noch tausendmal schöner und lieber und noch tausendmal mehr werth, er hat Dich verdient, er muß Dich haben, oder es nimmt kein gutes Ende; mach's kurz, besinn Dich nicht länger als man Dreißig zählt; Du kannst ihn nehmen, Du willst ihn nehmen, Du wirst ihn nehmen ...“

„Du heilige Maria und alle Engel! rief Röschen in höchster Bedrängniß jammernd. Mein Gott, mein Gott, weißt Du denn, was Du verlangst, weiß ich denn, von wem Du redest? Ich kenn' ihn ja nicht, den Du meinst, ich weiß ja Niemand, von dem Du redest ... Wartel, Wartel, zu was willst Du mich überreden?“

„Du kennst ihn nicht, meinen Freund, mit dem ich Ein Herz und Eine Seele bin, Du kennst ihn nicht? Der mit mir ausgestanden hat Eines und Dasselbe, der mit mir fort ist von zu Hause wie ein Wild voll Wunden und Hiebe und Narben, ihn kennst Du nicht?“

„So muß ich Dir schwören, daß ich ihn nicht kenne!“

„Schwör' nicht, schwör' nicht, Du schwörst falsch; Du kennst mich, Du kennst ihn, Du kennst uns alle beide. Wer ist im vorigen Sommer im August im Zwielicht beim Stedtiner zu Dir in den Stall gekommen und hat Dir die Hand gegeben und hat gesagt: Ich geh' auf Wien, behüt' dich Gott und bedenk' auch dann und wann, wer alles auf der Welt ist, und daß ich auch darunter bin?“

„Jesus Christus, was sagst Du da? was kannst Du meinen? Das bist ja Du gewesen und sonst keiner mehr und nur Du allein ...“

„Und Du hast ihm wieder die Hand gegeben und bist betrübt gewesen und hast gesagt: Vergessen will ich Dich gewiß nicht, mir ist leid, daß Du gehst, vergeß nur auch Du auf mich nicht?“

„Ihr Engel und Schutzengel schützt uns, daß wir bei Sinnen bleiben... Das bist Du gewesen, Wartel, Du, nur Du und Niemand sonst ...“

„Und er ist drauf davon wie gejagt und gehetzt und gesteinigt und verdammt für die unterste Hölle, und Du hast ihn gestern erst wieder im Prater in Wien gesehen und hast ihn recht gut erkannt und bist heute früh mit ihm beisammen gewesen und hast ihn jetzt vor Deinen leibhaftigen Augen, und den willst Du nicht kennen, und für den willst Du keine Antwort haben?“ — „Hör' auf, hör' auf,“ schrie Röschen laut weinend; „Du zerbrichst mir das Herz in tausend Stücke, was soll ich sagen, was soll ich gleich für eine Antwort geben? was willst Du für eine Antwort haben? ich bin arm und elend und verlassen in der Fremde, und Du bist mein Freund, mein Beschützer, mein Erretter; hab' ich denn ein Herz und einen Willen als den Du nur verlangen kannst? O Gott, o Jesu Christ und Maria... Wartel, wenn es einen Menschen gibt, dem ich treu wär' und von Herzen dankbar bis in den Tod, o Wartel, Du allein wärst es, ich hab' Dich kennen lernen in der Noth und in der Freude!...“

In diesem Augenblicke fühlte sie den Boden unter ihren Füßen weichen, und wie zu seliger Himmelfahrt ihren Körper in den Lüften schwanken;

Scham, Verwirrung, Seligkeit, Erschütterung durchströmten ihr Herz in gewaltigem Drange, als sie sich so plötzlich auf Wartels Armen sah und sich vom Sturmwind dahingetragen fühlte, zurück nach Wien, der volkreichen Taborstraße entgegen, mitten durch staunende, rufende, nachdringende Zuschauermassen; bitterlich weinend ließ Röschen nach vergeblichem Sträuben und Bitten ihre Wange endlich ohne Widerstand auf Wartels Scheitel niedersinken und umschlang mit beiden Armen seinen Hals.

Durch die Taborstraße und von hier durch eine Nebengasse hatte Wartel seine süße Last mit rasender Eile und lautlos vor innerer Bewegung dahingetragen, jetzt machte er vor einer Stubenthüre Halt, aus der sie kurz zuvor gekommen waren.

Auf wiederholtes wüthendes Klopfen wurde die versperrte Thüre endlich aufgethan und Wartel stürmte hinein und setzte seine selige Beute nieder und rief: „Da sind wir wieder"; dann mit gewaltigem Nachdruck einen harten Thaler auf das von leeren Schüsseln klirrende Tischchen niederschlagend fuhr er fort: „Jetzt kauft und kocht auf und richtet eine Mahlzeit her wie bei einem Grafen, jetzt ist die Zeit dazu und an Mitteln kein Mangel!"

Frau Deuzelding hatte noch die Reste der geerbten Tafel zwischen den Backen und stand da so weißgelb wie der Käse, den sie bis auf die Rinde aufgezehrt hatte, und mit einem Gefühl der Verlegenheit, als müßte sie jeden Augenblicklich zehn Klafter in den Boden versinken; erst der Thaler und Wartels Befehle gaben ihr einigermaßen ihre Fassung wieder. — Aber weder Wartel noch Röschen hatten Zeit noch Stimmung auf sie Acht zu geben.

„Gott, Gott," rief Röschen, als sie wieder fest und sicher auf einem Stuhle saß: „wie ist mir? bin ich denn wirklich wieder da? ist denn das Alles nicht ein Traum, ein schöner Traum gewesen? — „Nein, Röschen, nein," rief Wartel; „glaub' es nur frischweg wie es ist, der wäre mir nicht des Lebens sicher, der mir das Alles nur als Traum auslegen wollte." — Er umfaßte sie mit solchem Liebesfeuer und küßte sie, daß sie meinte, erstickt und erdrückt zu werden; dann sagte er: „Jetzt muß ich fort in den schwarzen Adler, ich sag' meinen Dienst auf, und wir reisen mitsammen heim, das Andere sollst Du Alles noch erfahren."

Im schwarzen Adler hatte man ihn längst mit großer Spannung erwartet. Nur sehr flüchtig und zusammenhanglos erzählte Wartel seine Audienz und sein Glück, kündigte seinem Herr in Einem Athem zugleich den Dienst auf und wollte einen Stellvertreter setzen, damit er gleich morgen nach Hause reisen könnte; der Wirth aber ließ in seiner guten Laune das Letztere nicht zu und sagte: „Reis' Du in Gottes Namen heim, und so oft Du wieder kommen willst, bist Du gern aufgenommen." Nach diesem Bescheide war der glückselige Wartel für diesmal nicht länger zurückzuhalten, er eilte wieder in das Quartier, wo er sein Röschen wußte.

Hier fand er beide Weibchen in eifriger Berathung über die Bereitung einer neuen und reicheren Mahlzeit. — „Frau Deuzelding," sagte Wartel kaum hereingetreten, „laßt jetzt mein Röschen mit solchen Sorgen in Ruh, macht das allein, Ihr seid alt und gescheidt genug dazu. Vor Allem aber bringt einen Krug Wein."

Frau Deuzelding hatte wieder den besten Humor gefunden und sagte, ein Tuch umwerfend: „Ja, Herr Landsmann, Ihr habt recht, so Gott will, besorg' ich Alles auch allein." — Sie sprang fort, brachte schnell den Wein und Gläser, und sprang wieder davon.

Das hatte Wartel eigentlich gewünscht, damit er mit Röschen einen Augenblick allein sein könnte. Jetzt setzte er sich zu ihr an das Tischchen und schenkte ein. Als Beide getrunken, sagte Wartel: „Röschen, Du mußt doch auch erfahren, was Du neben mir noch sonst in den Kauf bekömmst . . . o Röschen, ich habe heute schon Glück gehabt nicht zu sagen. Schau her, in diesem Papier da sind zweitausend Gulden Banknoten, zweitausend Gulden Konventionsgeld; die sind unser."

Röschen schlug die Hände zusammen und wurde blaß vor Schreck und Freude. „Jesus, du mein Gott!" rief sie, „wie bist Du zu so einem Laster Geld gekommen, so viel Geld ist nicht christenmöglich."

Wartel legte die zwanzig Hunderter nebeneinander auf den Tisch, fuhr mit dem Gesichte knapp über den Banknoten hin und her, von einem zum andern, lachte vor Jubel, daß die Wände zitterten und sagte: „Ja ja, wenn man halt Kurasch hat in der Welt, o Röschen, das Glück ist kagel-kegel-kigel-kogel-kugelrund!"

„Nein, lieber Wartel, sag' mir um Gottes Willen im Ernst, wie bist Du zu so viel Geld gekommen, ich habe schier Angst und Sorgen davon!"

„So willst Du's wissen?“ rief Wartel — aber in diesem Augenblicke räusperte Frau Deuzelbing draußen, und Beide hatten Teufelsnoth, die Banknoten geschwinde wieder in das Papier zu sammeln, bevor sie hereintrat. — „Die braucht von unserem Glück nichts zu wissen,“ setzte Wartel leise hinzu, „Röschen, ich habe gestern in der Taborstraße einer Fürstin das Leben gerettet, es sind vier Pferde mit ihr und dem Wagen davon, und sie wär' verloren gewesen, wenn ich nicht gerade recht dazu gekommen wäre. Heute hat mich der Jäger abgeholt, Du hast ihn ja selber gesehen, ich bin bei dem Fürsten und der Fürstin gewesen . . . o Röschen, Röschen, das wenn Du mit mir hättest sehen können! . . . sieh' da habe ich die zweitausend Gulden bekommen, und ich werde jetzt auch im Taufbuch und Kanzleiregister stehen, ich bin vom Soldatenleben frei und kann jedes Zeugniß und meinen Paß wie jeder andere Mensch haben . . . .“

Frau Deuzelbing trat herein; Röschen war stumm vor Freude.

Endlich stand eine reiche Mahlzeit auf dem Tische, man wurde immer lebhafter und gesprächiger, die Seligkeit der Liebenden ist nicht zu beschreiben.

Nach der Mahlzeit ging das liebe Pärchen spazieren, Abends schlief Röschen bei Frau Deuzelbing, Wartel noch einmal beim schwarzen Adler; in der Leopoldstadt hatten niemals zwei glückseligere Herzen geschlagen. — —

Andern Tages fuhr ein Lastwagen zur Leopoldstädter Linie hinaus, der Fuhrmann ging neben den Pferden, oben aber über der Deichsel war ein kleines Leinwanddach über zwei Reisende gewölbt, die in sprachloser Freude nebeneinander saßen: es waren Wartel und Röschen, die nun auf der Reise nach der Heimath waren.

Vom Kriegsschauplatz in Dalmatien.

Wie die „N. Fr. Pr.“ vernimmt, sind eingehende Berichte des Generalmajor Grafen Auersperg, Oberbefehlshaber der Truppen im Cattareser Kreise, eingetroffen, aus denen hervorgeht, daß die Expedition nach Cerekwice und Dragali unbedingt nothwendig war, wenn diese beiden Forts den Insurgenten nicht in die Hände fallen sollten. Cerekwice war nur mehr auf zwei Tage, Dragali auf fünf Tage kümmerlich verpflegt. In Dragali hatte die Mannschaft seit dreizehn Tagen kein Fleisch mehr, seit sieben Wochen war sie ohne Tabak und Licht — bei den dunklen Räumen ein doppelt empfindlicher Mangel. Die Offiziere der Besatzung mußten seit der letzten Expedition gleich der Mannschaft von Specksuppe und Fisolen leben. Nach der Rückkehr des Hauptquatiers aus Dragali hatte Graf Auersperg den Befehl zurückgelassen, die Truppen sollten nur noch den Ausbau einiger, an militärisch-wichtigen Punkten zu errichtenden Blockhäuser abwarten, entsprechende Besatzungen darin zurücklassen und sodann den Rückmarsch nach der Küste antreten. Von der Idee zehn solcher Blockhäuser aufzustellen, ging man hinterher ab, denn es wäre die Versorgung der Besatzungen mit Lebensmitteln, Wasser, Holz, Munition u. dgl. eine sehr schwierige geworden. Und so blieb es bei dem bloßen Baue zweier Blockhäuser, wie ein Korrespondent der „Pr.“ sagt, Bretterbuden der schlechtesten Art, denn eines derselben wurde vom Sturmwind umgeworfen, beschädigte die eigene Besatzungsmannschaft und hätte sie auf ein Haar lebendig begraben. — Ueber die harte Schlappe, welche das 8. Jäger-Bataillon, das den Rückzug aus der Crivoscie deckte, berichtet die „Pr.“: „Obschon es in jeder Beziehung gerathen gewesen wäre, in Cerekwice das Nachtlager mit den üblichen Sicherheitswachen zu beziehen, geschah dies leider nicht. Es ging unbegreiflicherweise bei Nacht, Nebel und Regenguß weiter. Kaum war die Arrièregarde — das 8. Jäger-Bataillon — hinter Knezloc verschwunden, sah es sich plötzlich von allen Seiten angegriffen, und ging die Keckheit der Insurgenten so weit, daß sie geradezu mit der blanken Waffe heranrückten und die Jäger zuerst zur Uebergabe aufforderten, und als diese verweigert ward, in sie hineinhieben. Dem Bataillons-Kommandanten blieb nichts Anderes übrig, als das Carré zu formiren und nach allen Seiten hin Dechargen abzugeben. An den weitern Rückmarsch dieses Bataillons war vor Tagesanbruch nicht mehr zu denken. Die übrigen Truppen setzten jedoch ihren Rückzug nach Risano fort, ohne sich weiter um das Vorgefallene zu kümmern, vermuthlich, weil sie sich dem Glauben hingaben, daß es mit der Sache eben nicht ernst sei; sie erreichten auch glücklich ihre Bestimmung; das arme 8. Jägerbataillon aber hielt in der verzweifelten Situation die ganze Nacht auf demselben Flecke aus, jedes Herannahen des Feindes mit Decharchen

erwidernd. Die Flankeurs des Bataillons, welche auf dem Marsche rechts und links zur Seitendeckung benützt worden waren, blieben vom Bataillon so gut als abgeschnitten, und um nicht beim Herannahen von den eigenen Leuten aus Irrthum niedergestreckt zu werden, suchten sie entweder Deckungen und Verstecke auf, oder flüchteten sich auf gänzlich unbekannten Seitenwegen über Stock und Stein gegen Risano, wobei ein guter Theil derselben, des Weges unkundig, sich verirrte und den Insurgenten in die Hände gefallen sein mag. Beim Tagesgrauen rückte das Bataillon, von den Insurgenten fortwährend umschwärmt und verfolgt, gegen Risano weiter, erreichte diesen Ort, aber in was für einem Zustande!! Der namentliche Aufruf ergab einen Abgang von circa 210 Leuten, überdieß waren zwei Offiziere verwundet und einer derselben fehlte. Zum Glück rückten im Laufe der nächsten zwei Tage viele versprengt und vermißt Gewesene wieder zu ihren Truppenkörpern ein, doch rechnet man noch immer aus dieser Affaire 17 Todte, 7 Verwundete und 33 Vermißte, von welch' letzteren wahrscheinlich die meisten todt oder schwer verwundet sind.“ Zieht man jetzt, nachdem die Expedition von Dragalj zu Ende ist und die Truppen in ihre Kantonirungen abgerückt sind, das Fazit dieser Expedition, so wird man finden, daß wir ungefähr 150 Leute an Todten und Verwundeten, worunter 11 Offiziere, eingebüßt haben. Die vier Expeditionen, die in der Crivoscie mißlungen sind, kosteten über 20 Offiziere und gegen 300 Mann an Todten und Verwundeten, dann circa 1000 Menschen an Erkrankten — von einer Million verschossenen Infanterie- und etlichen 1000 verschossenen, 6—8 fl. per Schuß theueren Geschütz-Patronen nicht zu reden.

Mannigfaltiges.

(Die „Zufallslocke“,) wie unsere Damen sie jetzt tragen, spielte zur Zeit Jacob's I. von England eine große Rolle in der Haarmode. Man nannte diese Locke, welche das schöne Geschlecht an der linken Schläfe herabhängen ließ, die Liebeslocke. Dr. Pyrnne, ein eifriger Zelot, sprach nicht nur in seinen Kanzelreden gewaltig gegen diese Mode, sondern schrieb auch unter dem Titel „Die Unliebenswürdigkeit der Liebeslocke“ einen umfangreichen Folianten darüber. Aber sein Eifer blieb ohne Erfolg, denn wann hätten jemals Kanzelreden oder Broschüren gegen die herrschende Mode etwas vermocht! Erst unter Karl I. kam die „Liebeslocke“ aus der Mode.

* An einem Gartenhause in Wien liest man folgenden Vers:

Man sagt, die Ehe sei ein Uebel,
Ein unerträglich schweres Joch.
Ich glaub' sie ist wie eine Zwiebel:
Man weint dabei und ißt sie doch.

Gemeinnütziges.

* Um Seidenzeug zu waschen, nimmt man 4 Tassen reinen Kornbranntwein, 1 Tasse braune Schmierseife, 1 Tasse Honig und 4 Eigelb, läßt dies in der Wärme zergehen, rührt alles durcheinander und bürstet damit den Seitenstoff auf beiden Seiten, bis er rein ist; alsdann legt man ihn in kaltes Wasser, spült ihn aus, ohne ihn aber zu ringen, und läßt ihn hängend abtrocknen, worauf man ihn auf der linken Seite sanft bügelt.

Lebensphilosophie.

* Du erhebst dich zu einer erhabenen, echt königlichen Gesinnung, wenn du bei einem untadelhaften Leben üble Nachrede ertragen kannst.

Manches fürwahr ist noch zu verbessern in menschlichen Dingen,
Fange mit dir nur an, bessere vor Allem Dich selbst.

Zart ist die Blume der Freundschaft; benagt vom Wurme des Mißtrau'ns
Senkt sie traurig das Haupt, trocknet von Innen und stirbt.

Der wahre gute Ton ist unabhängig von Stand und Rang und findet sich nur da, wo man denkt und fühlt.

Ernste Thätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Samstag, 18. Dezember 1869.

Jetzt und Damals.

(An Karl Lotz in Homburg.)

Viel Großes ist verschwunden,
Und rastlos webt die Zeit
Ein Heer von Scheidestunden
Durch die Unendlichkeit.
Ob ich nach ihnen frage
Umher mit trübem Blick:
Die längst entfloh'nen Tage,
Sie kehren nicht zurück.

Ich seh' die Thürme ragen,
Es grünt des Waldes Saum,
Wie in der Vorzeit Tagen
Blickt Wiese, Feld und Baum,
Blickt dort der Berg, der öfter
Die Muße mir verklärt,
Und mich im Waldesdunkel
Manch' hohes Lied gelehrt.

Wie sonst, am Bergelände,
Verlischt des Tages Schein,
Bis an des Thales Ende
Zieht Rosengluth herein.
Durch Pappelbäume lauschet
Des Mondes Vollgestallt,
Des Baches Welle rauschet,
Der Mühle Klappern hallt.

Geweiht zum Blüh'n und Welken,
Haucht ihren Geist von Duft
Die junge Morgenrose
Schon in die Abendluft.
Laß sich die Ros' entfärben,
Die sanft ein West entstreift,
Indeß der Geist des Menschen
Fort zur Vollendung reift.

Woher der goldne Schimmer,
Der wie ein Tag erblich?
Aus Trümmern und auf Trümmer
Baut alles Große sich.
Wohin auch das Getümmel
Der Dinge wogt und treibt,
Es sinkt, und nur der Himmel
In edlen Seelen bleibt.

Und dennoch, nimmer, nimmer!
Hier ist's wie ehmals nicht:
Es fehlt des Lebens Schimmer,
Der aus dem Herzen spricht,
Es fehlt die milde Flamme,
Die rings die Welt verklärt,
Wenn an dem Mark des Lebens
Sich frisch die Blüthe nährt.

Wo sind sie hingegangen,
Die hier sich mitgefreut?
O nie gestillt Verlangen!
Versunken ist die Zeit;
Entwichen sind die Lieben,
Sie birgt ein bessres Land.
Lebloses ist geblieben,
Des Lebens Hauch, er schwand. —

Schon bleicht sich mir die Locke
Und matter schlägt das Herz;
Doch ewig weckt Dein Anblick,
O Stadt! mir Lust und Schmerz,
Wo im Erinn'rungskranze
Manch' hohes Bild sich zeigt
Aus Tagen andrer Jahre,
Das nicht die Zeit gebleicht, —

Wo sonst gesell'ge Freude,
Der Eintracht milder Geist
Gewaltet und die Liebe,
Die man noch heute preißt, —

Die hohe heil'ge Liebe,
Die Alles trägt und wagt,
Beim Segnen und beim Geben
Nicht nach dem Glauben fragt. —

Und jetzt — — Gehüllt in Trauer
Möcht' ich vorüberzieh'n,
Und lieber dort am Hügel
Bei unsern Todten knie'n
Und beten, daß versöhnend
Aus dem Parteienstreit
Des Friedens Geist sich hebe
Im Glanz der alten Zeit.

Blieskastel. A.

Robert von Brienne und Johanna von Tours.

Romantisches Gemälde der Vorzeit.

Der Aufruf des schwärmerischen Einsiedlers, Peter von Amiens geheißen, hatte die gesammte Christenheit begeistert, Palästina, die Stätte, auf der einst der Erlöser gewandelt, wieder zu befreien aus der Hand der Ungläubigen. Ein rührender und erhebender Anblick war es, zu sehen, wie Tausende, durch eine große Idee zu einem Ganzen verbunden, die Hände zum Himmel erhoben und schwuren, Hab' und Gut, Leib und Leben freudig zum Opfer darzubringen. Auch in der Brust des tapfern Ritters Robert von Brienne war der lebhafte Wunsch rege geworden, sich den Streitern Christi (Milites Christi) anzuschließen. Er lebte, ein rüstiger, feuriger Jüngling, in den lieblichen Thälern der Provence, auf der von seinem Vater ererbten Veste in Ruh und Frieden, weil sich ihm kein rühmlicher Kampf dargeboten und er jede unrühmliche Fehde scheute.

Seit wenigen Monden verweilte er indeß selten daheim. Die Liebe zu dem holden Fräulein Johanna von Tours zog in oft nach der Burg ihres Vaters Hugo, die nur wenige Stunden von der seinigen entfernt war. Hugo schien ihn nicht ungern zu sehen, und Johanna verrieth den Antheil, den sie an dem schönen Jüngling nahm, zu sichtbar, daß er nicht wohl im Stillen den Gedanken Raum geben mochte, sie einst zum Altar zu führen. Dies war ein Umstand, der ihn leicht wieder wankend machen konnte, in seinem Entschluß, nach Palästina zu ziehen. Der Abschied ward ihm schwer. Aber sein männlicher Sinn siegte in dem harten Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. „Nur noch einmal, rief er, will ich sie sehen, und dann fort in die Weite!"

So sprechend warf er sich auf sein Roß und sprengte der Burg des alten Hugo zu. Als er an die Schloßbrücke kam, ergriff ihn ein wundersames Gefühl, unwillkührlich hielt er den Zügel seines Rosses an. Fast in demselben Augenblick aber gab er seinem Pferde wieder die Sporen, und sprengte in den Schloßhof hinein. Mit gepreßtem Herzen wandelte er nun langsam die Stiegen hinauf, über die er sonst, von froher Sehnsucht beflügelt, zu eilen pflegte.

„Gehabt euch, wohl, Vater Hugo und Ihr, holdes Fräulein!" rief Robert, nachdem er beiden seinen Entschluß kund gethan; „das Schicksal ruft mich weit hinweg aus eurer Mitte, aber der Entfernte wird eurer liebend gedenken, und, gönnt mir das Schicksal glückliche Heimkehr — dann, o dann seid eures Versprechens eingedenk, Vater Hugo!" —

Johanna, die lange in tiefen Gedanken verloren dagestanden, blickte jetzt empor, und eine sanfte Röthe flog über ihr bleiches Antlitz. „Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein, daß ich euch verlasse," begann der Jüngling, indem sein Blick dem ihren begegnete. „Glaubt das nicht," entgegnete das Fräulein sanft; „meine Liebe weicht der Pflicht — wie sollt' ich euch zürnen? Das Schicksal, das uns jetzt trennt, wird uns wieder vereinigen, um uns dann so bald nicht wieder zu trennen — nicht wahr, mein Vater?"

„Wohl, wohl, meine Tochter!" rief Hugo bewegt. „Hier, Ritter, meine Rechte zum Pfande! Ich geb' euch mein Wort, ich werd' es halten. Kehrt ihr heim; so ist Johanna die eure. Der Himmel segne euer Unternehmen. Das wünscht euch der alte Hugo von ganzem Herzen. O daß diese Arme zu schwach sind, das Schwert zu schwingen, zu schwach, das muthige Streitroß zu tummeln! Daß es mir vergönnt wäre, sie noch einmal zu durchleben, die frohe Zeit der Jugend." —

Ein Trompetenstoß und lautes Wiehern der Rosse unterbrach seine Worte. „Meine Gefährten!" rief Robert. „So lebt denn wohl! lebt ewig wohl!" Noch eine Umarmung, und er saß zu Pferde und sprengte mit seinen Begleitern über die Schloßbrücke. Johanna's Augen folgten ihm lange, bis er endlich hinter den dunkeln Tannen des nahgelegnen Forstes verschwand.

Wie vermögten wir die Empfindungen des Vaters, der Tochter bei dieser Trennung zu schildern! Ohne die Liebe und Zuneigung in Anschlag zu bringen, womit der erstere an dem hochherzigen Jüngling hing und ihn vor allen andern zum Eidam wünschte, kam noch ein Umstand hinzu, der ihn jenen Abschied zweifach schmerzlich empfinden ließ. Seine Jahre — er hatte bereits das siebzigste zurückgelegt — hatten ihn vertraut gemacht mit dem Gedanken, bald vielleicht heimgehen zu müssen zu seinen Vätern. Dieser Gedanke war aber in so fern vorzüglich beunruhigend für ihn, als sein Stamm, wenn Johanna unvermält blieb, mit ihm erlosch. Zwar machte die Schönheit des Fräuleins, ihr Reichthum und ihre Liebenswürdigkeit diesen Fall nicht wahrscheinlich. Die Möglichkeit ließ sich aber doch nicht abstreiten.

Von ganz verschiedner Art waren die Gefühle seiner Tochter. Der edle Jüngling war ihr in der kurzen Zeit, wo sie ihn kennen gelernt, so werth geworden, daß sie sichs oft gestand, nur mit ihm glücklich werden zu können. Das jugendliche Feuer, die lebhafte Phantasie des etwa sechzehnjährigen Mädchens lassen den Gemüthszustand ahnen, in dem sich Johanna befinden mochte. An Zerstreuung, der sanften Trösterin aller Leidenden, fehlte es ihr ohnedies gänzlich. Ihr Vater war ungeachtet seines Alters noch immer rüstig genug, Tage lang auf der Jagd umherzustreichen und den flüchtigen Hirsch, den wilden Eber zu verfolgen. Dann blieb ihr nichts übrig, als daheim zu weilen in ihrem einsamen Gemach, wo sie täglich neuen Stoff zu düstern Vorstellungen zu finden glaubte. Denn die Vorzeit gestattete dem weiblichen Geschlechte das Annehmen und Erwiedern von Besuchen nur selten oder gar nicht.

Es sei uns vergönnt, aus einem Zeitraum von mehreren Jahren, der dem alten Hugo und seiner Tochter auf die oben erwähnte Weise ohne sonderliche Abwechslung verstrich, nur das Bemerkenswertheste hervorzuheben. Johanna's Schönheit hatte bald die gesammten Grafen und Ritter des Gaus an sich gezogen. Doch gaben sie Alle früher oder später ihre Bewerbungen auf, da Hugo erklärte, daß er seinem gegebenen Worte nicht untreu werden, und, bevor er sichere Kunden von Roberts Tode erhalten, keinem Andern die Hand seiner Tochter geben könne. Johanna billigte diesen Ausspruch von ganzem Herzen. Zu verwundern war jedoch, daß diese vielfach ausgetheilten Körbe von den Empfängern mit einer Ruhe und mit einem Gleichmuth empfangen wurden, der sonst eben nicht zu den Zügen der französischen Ritterschaft gehörte.

Nur ein einziger Freier schien sich standhafter und eifriger um die Hand des Fräuleins zu bewerben. Es war Graf Wilhelm von Poitou. Durch sein empfehlendes Aeußere mochte er der holden Johanna nicht ganz gleichgültig sein. Wenigstens zeichnete sie ihn offenbar aus vor dem übrigen Schwarm ihrer Anbeter. Doch war dies nichts als eine augenblickliche Begünstigung, die sich keineswegs in die Zukunft hinaus dehnte. Roberts Bild stand noch immer zu lebhaft vor ihrer Seele. Selbst wenn sie minder ihn geliebt, wäre schon der Gedanke an seine Wiederkehr hinreichend gewesen, jede Verbindung mit dem Grafen abzulehnen. Hugo benahm sich schwankender. Ihm schien eine Vereinigung mit dem reichen mächtigen Grafen nicht so ganz verwerflich. Aber sein gegebenes Wort ließ ihn keinen festen Entschluß fassen. Er fühlte sein Unrecht, und wiederholte dem Grafen, so lange Robert lebe, ihm keine Hoffnung zu einer Vermählung mit seiner Tochter geben zu können.

Es war nicht lange nach der Bekanntschaft mit dem Grafen Wilhelm von Poitou, als sich einst die Thüre des einsamen Gemachs öffnete, in welchem Johanna in tiefen Gedanken verloren saß. Der alte Hugo trat bleich und verstört herein. „Um Gottes und aller Heiligen Willen, was ist euch?" rief das erschrockene Mädchen. Aber einzelne Worte ohne Zusammenhang waren alles, was der erschöpfte Greis hervorbringen konnte. Endlich sammelte er sich, und warf sich mit den Worten in den Sessel: „Er ist todt, meine Tochter!"

„Wer? mein lieber Vater!" rief das erschrockene Mädchen. „O erklärt euch deutlicher! Seht meine Angst — düstere Ahnungen treten vor meine Seele." —

„Setze Dich zu mir, Johanna, und höre. Ich war, wie Du weißt, auf der Jagd. Das Verfolgen eines flüchtigen Hirsches hatte mich vom Wege entfernt. Meine Begleiter waren verschwunden. Ich rief, ich stieß ins Horn — vergebens! Nirgends der Laut einer menschlichen Stimme. Ermattet sank ich nieder unter einer alten Eiche und entschlummerte. „Plötzlich —

„Nun! plötzlich!" rief Johanna mit gespannter Erwartung, als Hugo schwieg, und ängstlich in den Ecken des Zimmers umherblickte.

„Plötzlich fuhr ich aus meinem Schlummer, geweckt von einer donnernden Stimme, und „Hugo!" scholl es dreimal fürchterlich ganz nahe. Ich, im Wahn, es seien meine Begleiter, sprang schnell empor und entgegnete: „Hier bin ich!" Aber eine tiefe Stille herschte rings umher. Sie ward nur bisweilen unterbrochen durch das Rauschen des Windes in den Zweigen. Jetzt aber scholl es abermals: „Hugo von Tours! vernimm mein Wort! Robert von Brienne, dem Du Deine Tochter gelobt, ist todt. Du bist fortan — fortan deines Versprechens ledig." Ich nahm meine ganze Fassung zusammen und rief: „Wann, wo und wie ist er gestorben?" Allein die Antwort auf diese Frage blieb aus. In tiefen Gedanken sucht' ich mir durch das Dickicht des Waldes einen Pfad nach meiner Burg. Es war nichts Lebendes! sagt ich zu mir selbst. Scholl doch die Stimme ganz in meiner Nähe, und nirgends, so viel ich auch umher gespäht, war die Spur eines menschlichen Wesens."

„Robert todt!" rief Johanna mit Entsetzen in die Arme ihres Vaters sinkend. „Doch nein! es war nur ein lebhafter Traum! Die Einbildungskraft gaukelt uns oft seltsame Schatten vor. Es war nur ein Traum, der euch täuschte, wenn nicht," fügte sie plötzlich innehaltend hinzu, wenn nicht List und Büberei euch hinterging."

„Nicht Traum, nicht Büberei, meine Tochter! Höre weiter. Am Ende des Waldes stieß ich auf meine Gefährten. Wir sprengten an die Stelle und wieder zurück, ohne über diesen sonderbaren Vorfall irgend eine Aufklärung zu erhalten." Bei diesen Worten fiel der sehr erschöpfte Greis in einen tiefen Schlummer. Als er erwachte, fühlte er sich wieder einigermaßen gestärkt. Aber seine Ruhe und Heiterkeit war dahin. Düstere Gedanken umschwebten seine Seele, und furchtbare Träume raubten ihm den sanft erquikenden Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Parlament der Wiener Wäscherinnen.) Seit einiger Zeit versammeln sich die Wiener Wäscherinnen, um Ideen über ihre sozialen Ideen auszuwinden. Zu der am 7 Dezember veranstalteten Versammlung waren viele Wäscher und auch einige Sozial-Demokraten erschienen. Hr. Baumann eröffnet die Versammlung, indem er bemerkt, daß sich seit der letzten Versamminlung nichts geändert habe, als daß etwas mehr geschimpft werde als früher. (Bravo!) Er erörtert die Lohnverhältnisse der Wäscherinnen, welche mit 50—65 kr. per Tag nicht ihre Bedürfnisse befriedigen können, und wenn gar einer Ledigen „das Malheur passirt," daß sie für ein Kind zu sorgen hat, (mehrere Mädchen rufen: Wahr ist's! Heiterkeit) so muß sie dafür täglich 30 kr. zahlen. Er fordert dann die anwesenden Wäscherinnen und Wäscherherren auf, nur von 6 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends arbeiten zu lassen. Hr. Bondi legt eine Resolution vor, in welcher eine 10stündige Arbeitszeit, Aufhebung der Sonntagsarbeit und eine entsprechende Lohnerhöhung verlangt wird. (Bravo!) Most (Sozial-Demokrat): Die Wäscherinnen haben gedroht, daß sie es uns „abageigna" werden. (Gelächter.) Wir fürchten uns aber nicht. Tauscher (ebenfalls Sozial-Demokrat) beginnt: „Meine Damen!" (Die Wäscherfrauen rufen: „Dös is a Red! U je!") Der Vorsitzende: Frau Kehle hat sich bereit erklärt, zu sprechen (stürmischer Applaus:) Frau Kehle betritt die Trbüne; (Rufe: Bravo! Ah, Ah!) sie fordert die Arbeiterinnen mit wenigen Worten auf, an ihren Forderungen festzuhalten. Sie selbst sei, obwohl keine Wäscherin, doch auch eine Arbeiterin, die mit den Händen ihr Brod erwirbt. — Nach Schluß der Versammlung machte eine der Wäscherfrauen ihrem Unmuthe über die ausgedrückten Forderungen Luft. Laßt's mi aus, rief sie, dö ganze Plauscherei ist für die Katz, mehr als 65 kr. zahlen, dös gibt's ja gor nit! Worauf ihr ein Mädchen erwiderte: Na, dös wern ma segn! Da bleiben mer halt acht Tag z'haus, nachher werns uns schon mehr geb'n, daß mer wieder kummen.

Räthsel.

Schon schimmert der kerzenerleuchtete Saal.
Ein Tänzchen! ruft Jugend und Freude,
Dann ordne die Erste mit lieblicher Wahl
Und mache mit Anstand die Zweite.
Das Leben — noch scheint's dir ein fröhlicher Reigen.
Benutze die Stimmung, auch du wirst einst schleichen,
Wenn feindlich von Alter und Schwäche geneckt,
Dir's Ganze der Mangel der Ersten versteckt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Dienstag, 21. Dezember 1869.

Robert von Brienne und Johanna von Tours.

(Fortsetzung.)

Während die Nachricht seines Todes Schmerz und Trauer verbreitete in den Thälern der Provence, lebte Robert von Brienne in Palästina's Gefilden, dem Andenken seiner holden Braut und seiner Pflicht getreu. Er hatte in der Zeit, die er in einem entfernten Welttheil zubrachte, manchen rühmlichen Kampf bestanden. Gefahr und Tod schreckten ihn nicht, und sein Name verbreitete, wie späterhin der des Königs Richard Löwenherz, Furcht und Schrecken unter den Saracenen.

Im Mai des Jahres 1098 hatten die in Syrien eingebrochnen Franken sich der Stadt Antiochien bemächtigt und die sich darin befindlichen Muselmänner durch Mord und Plünderung heimgesucht. Dies grausame Verfahren ward von den Muselmännern blutig gerächt. Mit verdoppelter Stärke griffen sie Antiochien an, belagerten die Christen und versetzten sie in solchen Schrecken, daß sie flehentlich um Frieden und freien Abzug baten. Bei dieser Gelegenheit war Robert von Brienne durch einen Pfeil gefährlich verwundet worden. Man trug ihn für todt fort. Ruhe und heilende Mittel führten jedoch seine Genesung herbei, auf die er fast verzichtet hatte. Bereits im Juli 1099 konnte er Theil nehmen an der Eroberung Jerusalems unter Gottfried von Bouillon's Fahnen.

Mit Beute beladen, die nach dem Bericht morgenländischer Schriftsteller unermeßlich gewesen sein soll, kehrten die einzelnen Kreuzfahrer heim. Robert konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ihm die vaterländische Luft entgegensäusle und er durch Johanna's Hand das höchste Lebensglück empfangen sollte. Wir lassen ihn in diesen frohen Erwartungen seinen Weg fortsetzen und kehren zu Ritter Hugo und seiner Tochter zurück. Voraussetzen läßt sich, daß keiner von unsern Lesern der Erklärung beigetreten sein wird, die der Greis jenem sonderbaren Vorfall im Walde bei Tours gab. Sie werden sich derselben vielmehr auf die eine oder auf die andere Art natürlich erklärt haben. Um jedoch allen Zweifeln zu begegnen, theilen wir hier die Enträthselung einer Begebenheit mit, die die traurigsten Folgen nach sich zog.

Zu eben der Zeit, als Hugo im Walde verirrt seine Gefährten rief, strich Graf Wilhelm von Poitou, nicht weit von ihm, doch durch Gebüsch seinem Blicke verborgen, umher, gepeinigt von den Qualen einer Liebe, die ihn nimmer beglücken sollte. Der Zufall führte ihn an dem Baum vorüber, wo der ehrwürdige Greis schlummerte. Er betrachtete ihn eine Zeit lang sinnend. Finstre Gedanken durchkreuzten seine Seele. Nein, sprach er entschlossen zu sich selbst, sein Mörder will ich nicht werden! Hängt ja doch Johanna's Besitz nur von seiner Ueberzeugung ab, daß Robert todt ist. Hugo ist alt und schwach, das Alter macht leichtgläubig. So mit sich selber sprechend, erkletterte er einen nahe gelegnen Baum, ließ sich in die Höhlung desselben hinab, und — Hugo ward betrogen.

Die Folgen dieser Täuschung waren indeß trauriger als Graf Wilhelm sie sich vorgestellt haben mogte. Wenn man die Schwäche des Alters in Anschlag bringt, die sich leichter dem Hange zum Wunderbaren, dem Glauben an eine Einwirkung des Geisterreichs in die Körperwelt hingiebt, als die rasche offne Jugend, die die Eindrücke der Seele schneller wechselt; wenn man dazu rechnet, daß diese Geschichte in einem Zeit-

raum spielt, den die Nacht des Aberglaubens umhüllte, so wird es begreiflich, daß Unruhe und Zweifel die Zertrümmerung eines Gebäudes, das längst wankte, beschleunigen mußten. Nichts vermochte den Greis von einem Glauben, der in seiner Seele zur festen Ueberzeugung geworden war, wieder abzubringen. Daß Graf Wilhelm, der seine Besuche auch immer fortsetzte, ihn in diesem Wahn, auf dem sein einziges Glück beruhte, noch bestärkte, ist begreiflich. In eben dem Maße aber suchten Johanna's Vorstellungen ihren Vater von einem Abgrunde hinwegzuziehen, in den er sie und sich selbst zu stürzen drohte.

Wie vermöchten wir die Qual der Unglücklichen zu schildern, die ihren Vater dem Tode nahe, und sich sebst einem Manne hingegeben sah, dem sie zwar ihre Achtung nicht versagen, doch Liebe, so lange Roberts Tod nicht völlig erwiesen war, nie gewähren konnte. Daß ihr Vater nächstens auf eine Verbindung mit dem Grafen dringen, daß Robert wiederkehren könne, und sie dann fände in den Armen eines Andern — das waren zwei schreckliche Vermuthungen, von denen die erste nur zu bald in Gewißheit überging.

„Ich fühle, daß mich der Tod bald zu meinen Vätern abrufen wird!" sagte der alte Hugo eines Morgens zu seiner Tochter, die wie gewöhnlich an seinem Lager weilte. „Sprich, willst Du mir noch eine Bitte — die letzte, die ich an Dich thue, gewähren?" — „Mit Freuden jede," rief Johanna, „nur" — „Sieh, unterbrach sie der Greis, „die Kraft meines Lebens ist dahin. Wenn die Sonne niedersteigt am fernen Horizont, bin ich vielleicht nicht mehr. Reiche mir deine Hand, meine Tochter." — In diesem Augenblick trat Graf Wilhelm herein. „Nehmt diese Hand, Graf," rief Hugo, sich zu ihm wendend, „und mit ihr —" er wollte weiter sprechen, aber seine Kraft war erschöpft, sein Auge gebrochen.

„Mein Vater!" rief Johanna außer Fassung, „Gott, was soll ich thun?" lange zögerte sie, dem Grafen den Schwur der Treue zu geben. Liebe und Pflicht rangen einen harten zweifelhaften Kampf, aber die letzte siegte, — der Schwur war gethan. Der Greis hob sich bei den Worten: „Ich gehorche dem Willen meines Vaters!" wie in Begeisterung von seinem Lager empor, und drückte einen langen sehnsuchtsvollen Kuß auf ihre bebenden Lippen. Es war die letzte krampfhafte Aeußerung der entfliehenden Lebenskraft. Erschöpft sank er auf sein Lager zurück und schloß seine Augen auf ewig dem allbelebenden Lichte.

Robert von Brienne hatte indessen den Weg nach der Heimath ununterbrochen fortgesetzt, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, das Erwähnung verdiente. Seine Stimmung war indeß nicht mehr so ruhig und heiter, ohne daß er einen Grund dieser Veränderung entdecken konnte. Noch immer standen die freundlichen Bilder der Vergangenheit, das heitere Gemälde der Zukunft vor seiner Seele; noch immer malte sich seine Phantasie die Freude des gegenseitigen Empfangens mit den lebhaftesten Farben aus, — und doch gab es Augenblicke, wo er den Horizont seines künftigen Lebens von dunkeln Wolken umhüllt sah. Wie? wenn Hugo todt wäre, sagte er in solchen Augenblicken zu sich selbst, und Johanna — die Gattin eines Andern? Zwar setzte er diesen beunruhigenden Zweifeln jedesmal ein rasches entscheidendes: Das kann und wird nicht sein! entgegen. Doch es war sonderbar, daß diese düstern Vorstellungen, je näher er seiner Heimath kam, sich mehr und mehr seiner Seele bemächtigten und seinen Muth so beugten, daß die Erinnerung an die vaterländischen Gefilde, die sich ihm beim Anblick so mancher bekannten Gegestände aufdrang, sein Herz, statt mit Freude und Hoffnung, mit bangen schwermüthigen Ahnungen füllte.

Unter diesen Betrachtungen hatte er den Wald bei Tours erreicht, wo der Ritter Hugo zu jagen pflegte. Die Abenddämmerung war bereits eingetreten, der Himmel umwölkt und trübe, wie seine eigene Stimmung. Schaurig blickte das bleiche Licht des Mondes und das Geflimmer einzelner Sterne durch die dunkeln Tannen. Rings umher herschte die Stille des Grabes, nur dann und wann durch ein Knistern in den Zweigen unterbrochen.

Eben befand sich Robert an einem Kreuzwege in Ungewißheit, welcher von beiden Pfaden zu Hugo's Burg führe, als er unfern das Stampfen und Wiehern von Rossen vernahm. Eine Schaar vermummter Reiter sprengte in diesem Augenblick aus dem Gebüsch hervor. „Ha! Räuber!" rief Robert, mit entblößtem Schwerte auf sie eindringend. „Wer seid Ihr?" entgegnete der Anführer. „Die Frage könnt' ich mit größerm Rechte an euch zurückgeben. Doch — sei es drum! Mein Name ist Robert von Brienne."

Ein halblautes Murmeln erhob sich unter den Vermummten. „Ritter, ihr seid unser Gefangener," begann der Anführer nach einer Pause. „Das wohl nicht!" entgegnete Robert lächelnd, „so lange ich noch dieses Schwert führen kann. Ihr mögt erfahren, nichtswürdige Buben, daß ihr's mit keinem Knaben zu thun habt!

So sprechend drang er muthig auf sie ein. Mehrere fielen, aber die Entschlossenheit des Einzelnen konnte doch nicht lange der Kraft der Menge widerstehen. Robert ward entwaffnet, und die Räuber sprengten, ihn in ihre Mitte nehmend, im Triumph davon.

Unfern des Waldes erhoben sich die Thürme einer Burg. Der Anführer der Vermummten stieß ins Horn, die Zugbrücke fiel nieder und der Troß sprengte rasselnd darüber hinweg. Durch mehrere dunkle Gänge und Treppen ward Robis zu einer eisernen Gitterthür geführt. Einer seiner Begleiter sprengte sie durch einen Druck der Hand, und stieß den Unglücklichen in ein dunkles schauriges Gewölbe, wo ihm eine kalte modrige Luft betäubend entgegenwehte.

(Schluß folgt.)

Das Werk des Herrn von Bismarck.

Eine in Paris erschienene Schrift des Herrn Vilbort über „Das Werk des Herrn v. Bismarck" (1863—1866) verdient, wie man aus Paris schreibt, eine wohlwollende Aufnahme in Deutschland und ist geeignet, eine Annäherung der beiden Nachbarvölker zu fördern. Herr Vilbort verwirft entschieden die Politik Napoleons I. gegen Deutschland, die dort so traurige Erinnerungen zurückgelassen habe und an welche sich bis heute ein tiefes Mißtrauen und ein leicht erregbares Nationalgefühl Frankreich gegenüber knüpfe. Nichts habe Herrn v. Bismarck vor dem Ausbruch des Kriegs von 1866 so sehr geschadet, als der Verdacht, daß er in Biarritz geheime Verabredungen wegen der eventuellen Abtretung deutscher Gebietstheile an Frankreich getroffen habe; hierauf habe man in öffentlichen Versammlungen vielfach hingewiesen. Während des Krieges, wie vor demselben, habe das Gespenst einer bewaffneten französischen Intervention die Deutschen überall verfolgt und Preußen habe daraus nicht geringen moralischen Beistand gezogen. Es sei sehr zu beklagen, daß Niemand Besorgnisse gegen Rußland gehegt, Alle gegen Frankreich. Leider habe Napoleon III. diese Besorgnisse bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt, indem er sich nicht begnügt habe, Oesterreich zu decken und die Preußen auf ihrem Marsche nach Wien aufzuhalten, sondern bei den Nikolsburger Präliminarien der eigentliche Schöpfer der Mainlinie geworden sei. Oesterreich habe damals nur an die Integrität seines Gebiets und an ein ehrenhaftes Abkommen in Betreff Sachsens gedacht; sonst sei es geneigt gewesen, Preußen in Deutschland walten zu lassen, wie es wolle. In diesem Sinne hätten sich die Grafen Karolyi und Degenfeld dort ausgesprochen. Da sei Napoleon III. mit seinem Programm der Mainlinie gekommen. Herr v. Bismarck habe in seinem Programm vom 10. Juni 1866 ein Programm der Einheit für ganz Deutschland aufgestellt; aber er habe sich jetzt mit Recht gesagt, daß die deutsche Nation, welche nicht den Dualismus, sondern die Einheit wolle, jetzt die Schuld auf Frankreich wälzen werde, wenn nur etwas Halbes zu Stande komme; so habe er einen scheinbaren Beweis von Mäßigung vor ganz Europa geben können in der Gewißheit, daß das deutsche Nationalgefühl doch später die Nikolsburger Schranken durchbrechen werde, während er vorerst die preußische Militärherrschaft, getragen von der Furcht vor der französischen Intervention, ausbreiten und befestigen könne. Mit diesem ersten Fehler nicht zufrieden, habe Napoleon III. einen zweiten noch schwereren begangen, als er im Anfang August nach der Rückkehr des Grafen Bismarck nach Berlin die Zurückerstattung deutscher Gebietstheile an Frankreich anregte. Herr Vilbort spricht hier, wie in Betreff der Nikolsburger Verhandlungen als Augenzeuge. Er hat bereits früher im „Siècle" seinen Besuch bei Herrn v. Bismarck erzählt, welcher durch die Ankunft des Herrn Benedetti mit den verhängnißvollen Rückforderungen unterbrochen wurde. Am folgenden Tage sagte ihm beim Abschiede Herr v. Keudell, daß ganz Deutschland gegen Preußen aufstehen würde, wenn es einen Zoll deutschen Bodens abträte und daß der Krieg binnen 14 Tagen unvermeidlich sei, wenn Frankreich sein Verlangen nicht zurückzöge. Letzteres geschah denn auch und dieser französische Schritt hatte zu nichts weiter geführt, als allen früher gegen Herrn v. Bismarck wegen Biarritz erhobenen Verdacht vollends niederzuschlagen und Preußen als Beschützer Deutschlands mit einem verstärkten Zauber zu umgeben. — Hr. Vilbort bekämpft dann entschieden nicht blos alle Rheingelüste, sondern alle Interventionsgedanken überhaupt, auch die in der Frage

der Mainlinie. Die deutsche Nation sei Herrin ihrer Geschicke wie die französische und alle Einsprüche, durch welche der in Nikolsburg begangene Mißgriff aufrecht erhalten werden sollte, würden nur das preußische Militärregiment stärken. Er spricht warme Worte für die Verbrüderung aller Nationen. Zu dem Allen kann man nur wünschen, daß das Buch in Frankreich die ausgebreitetste Wirkung haben möge, obwohl es andrerseits sich manchen französischen Vorurtheilen anbequemt, welche besser allmälich beseitigt würden. So erhält der Feldzug gegen Dänemark in der Beleuchtung des Hrn. Vilbort den Charakter eines Raubzuges, über dessen Beute sich dann die Unternehmer entzweien. Von der preußischen Hegemonie sieht er wenig mehr als die militärische Seite; er betrachtet sie als ein Joch, das die Deutschen sich nur aus fortwährender Angst vor Frankreich haben auflegen lassen. Er ist dabei jedoch von der Stärke des deutschen Einheitsdranges tief überzeugt und gibt keinen anderen Weg an, wie derselbe zum Ziele gelangen soll, als den von Preußen eingeschlagenen.

Mannigfaltiges.

(Ein Stückchen von Barnum.) Eines Tages, erzählt der große Barnum, fand sich bei mir ein Mann ein, der mir sagte, er habe kein Mittel sich zu ernähren, und mich um Unterstützung bat. Wollen Sie in meine Dienste treten? fragte ich ihn. — Ja gewiß, mein Herr. — Nun gut, Sie können täglich anderthalb Dollars verdienen. — Ich bin damit zufrieden. — Fangen Sie gleich an und hören Sie, was ich von ihnen verlange. Sie nehmen hier diese fünf Ziegelsteine und legen den einen an die Ecke von Broadway und Ann-Street, den zweiten neben das Museum, den dritten an die Ecke von Broadway und Versay-Street, den vierten der St. Paulskirche gegenüber. — Und den fünften? Den behalten Sie. Sie gehen schnellen Schrittes, halten sich kerzengrade, sehen weder rechts, noch nach links. So kehren Sie wieder um, besuchen jeden der einzelnen Ziegel und vertauschen ihn mit dem, welchen Sie in der Hand haben. Alles das muß phlegmatisch und ernst geschehen und bei jedem Ziegel, der umgetauscht wird, bleiben Sie eine kurze Weile stehen, als ob Sie eine sehr feierliche Handlung vornehmen, und antworten auf keine Frage, die etwa an Sie gerichtet wird. Sobald eine Stunde um ist, kehren Sie mit dem letzten Ziegel nach meinem Museum zurück, durchschreiten langsam den Saal desselben und gehen auf der andern Seite wieder hinaus, um von Neuem Ihren Rundgang zu den vier Ziegeln an den Ecken zu beginnen und sie umzutauschen. Haben Sie verstanden? — Sehr wohl! Wann kann ich anfangen! Sofort, wenn Sie wollen. — Der Mann machte sich sogleich an die Arbeit. Bevor er noch eine halbe Stunde lang seine seltsame Promenade ausgeführt hatte, schritten mehrere hundert Personen hinter ihm her und beobachteten jede seiner geheimnißvollen Bewegungen. Als er nach einer Stunde in's Museum hineinging, kam ihm der ganze Haufen nach, um hinter dies Mysterium zu kommen. Die Zahl der am Eingang des Saales mit dem Empfang des Entrees betrauten Kassirer mußte verdreifacht werden, um nur dem Andrange des Publikums Genüge thun zu können. Diese Posse dauerte zwei Tage. Aber die Aufläufe wurden so groß und versperrten die Straßen dermaßen, daß die Polizei sich in's Mittel legen mußte und Barnum genöthigt wurde, den Mann mit den fünf Ziegeln seiner Funktionen zu entheben.

Das Preisverzeichniß eines Möbelmagazins lehrt uns, daß wir deutschen Leute, wenn wir auch in den Anfängen unserer Geschichte lange auf der Bärenhaut gelegen haben, später doch immer sehr hart und steif saßen; wir hatten nur die Bank, den Schemel, den Stuhl, und der bequemste Sitz des deutschen Hauses war meist der — Sorgenstuhl. Das Faulbett und das Lotterbett scheinen lediglich „Begriffe" gewesen zu sein, die nur literarisch zu benutzen waren. Allen Hausrath, welcher wirklich der Bequemlichkeit dient, erhielten wir aus dem Auslande; so die Ottomane und den Divan von den Türken, das Sopha von den Persern (wahrscheinlich), das Kanapée von den Italienern, die Chaise-longue — wir könnten sehr gut Lang- oder Liegestuhl sagen — ist spanischen, wahrscheinlich maurischen Ursprungs; der Wiegestuhl ist ein transatlantisches Produkt. Was die Tische betrifft, so hat die Toilette den Putztisch, die Konsole den Pfeiler oder Spiegeltisch, der Sekretär den Schreibtisch, ja selbst das Büffet den deutschesten aller Tische, den Schenktisch (die Schenke) vertrieben, und nur der kleine, tapfere Nähtisch der deutschen Frau hat siegreich seinen Platz behauptet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Donnerstag, 23. Dezember 1869.

Robert von Brienne und Johanna von Tours.

(Schluß.)

Noch war kein Mond vergangen, seit der alte Hugo entschlafen war, als Graf Wilhelm mit Eifer die Zurüstungen zu seiner Vermählung betrieb, die auf der Stammburg seiner Ahnen, Poitou, festlich gefeiert werden sollte. Vergebens sträubten sich Johanna's kindliche Gefühle gegen die eilige Feier eines ihr ohnehin so unwillkommnen Festes; vergebens bat sie um Aufschub und Verzögerung. An die Stelle des zärtlichen, biegsamen Liebhabers war nur zu bald der Herr, der Gebieter getreten, der mit starrem Eigensinn auf die Befolgung seines Willens drang. Fürchterlicher als je stand der Gedanke vor Johanna's Seele: Wie? wenn Robert zurückkehrte? Schaudernd sah sie den traurigsten Tag ihres Lebens näher und näher anrücken. Ein bleiches, lebloses Bild wankte sie in den kerzenerleuchteten Saal.

Heiterkeit und frohe Laune belebten hier den zahlreichen Kreis der versammelten Gäste. Stattlich prangten in festlichen Gewändern die Grafen und Ritter des Gaus, und güldene Spangen und schimmernde Steine zierten die Schaar der Frauen und Jungfrauen. Graf Wilhelm hatte keinen Aufwand gespart, um durch Glanz und Ueberfluß überall Frohsinn zu verbreiten. Nur Johanna, die Königin des Festes, rührte der allgemeine Jubel nicht. In tiefen Gedanken verloren, war sie zu einem Erker getreten und schaute sinnend in die weite Ferne. Das gewahrte Graf Wilhelm und nahm das Wort: „Wie, holde Johanna, so einsam? Alles ist so froh und beglückt, und Ihr — Ihr allein? — Werft diesen tiefen Kummer weg! Sprecht! sprecht ein Wort, was kann ich thun euch zu erheitern?

In diesem Augenblicke trat ein Knappe zum Grafen, ihn fragend, ob es ihm genehm sei, einen Troubadour zu hören, der, wie er sagte, aus dem heiligen Lande komme. Eine freudige Röthe verbreitete sich über Johanna's Antlitz. „Er komme!" sprach Wilhelm, dies bemerkend. Der Sänger trat herein, ein Greis mit schneeweißem Bart und Haupthaar. Ernst und schweigend stand die ehrwürdige Gestalt in ihrer einfachen Kleidung unter den reichgeschmückten Gästen. Einer der Ritter winkte in diesem Augenblick dem Grafen. „Mit ihrer Erlaubniß," sprach Wilhelm, in den Hintergrund des Saals eilend.

Johanna wandte sich zu dem Harfner. „Ihr kommt aus dem heiligen Lande," begann sie. „Habt ihr dort vielleicht den Namen Brienne gehört?" „Werd' ihn ja kennen," war die Antwort, „dafern ihr anders den tapfern Ritter Robert von Brienne meint, holdseliges Fräulein. Wie oft hab' ich mit dieser Harfe seinen Gram verscheucht, der ihn oft ergriff in schwermüthigen Erinnerungen einer Liebe, die ihn einst hochbeglückt, wie er sagte." — „Er liebte? sagt ihr? er liebte!" sprach Johanna mit sichtbarer innerer Bewegung. „Wohl liebt' er, mein edles Fräulein. Aber die Braut war fern, und da blickt' er oft düster vor sich hin, und rief: Ach, wenn ich einmal heimkehre, da schlummert wohl der alte Hugo längst, und Johanna hat mich wohl auch vergessen! Und reichlicher strömten dann die mühsam unterdrückten Thränen über seine bleiche Wange."

„Nein, nimmermehr!" rief Johanna völlig außer Fassung. „O nur eine Frage — die letzte! er lebt noch?" — „Ja, er lebt, edles

Fräulein," versetzte der Troubadour. „Robert von Brienne lebt! Aber es ist wohl ein trauriges Leben im finstern Gewölbe, wo weder Sonne und Mond ihm scheint. Dort weilt der edle Robert von Brienne auf Befehl —"

„Verruchter Betrüger!" rief Graf Wilhelm, dem Troubadour entgegenstürzend. Johanna sank leblos zu Boden. „Werft diesen Elenden," fuhr Wilhelm vor Wuth schäumend fort, — „er hat sich selbst sein Urtheil gesprochen — werft ihn in mein tiefstes Burgverließ, wohin kein Lichtstrahl dringt!"

„Urtheilt nicht zu rasch!" rief der Alte mit veränderter Stimme, Bart und Larve abwerfend. Robert von Brienne stand vor dem erstaunten Grafen. „Blendwerk der Hölle!" rief Wilhelm, bei diesem Anblick heftig zurückprallend. — „Ja, ich bin es selbst," fuhr jener fort, „ich selbst bin der Unglückliche, dessen Schicksal ich beschrieb; Du der Verräther, der mich um das Glück meines Lebens bübisch betrog, der mich in ein schauriges Gewölbe schleppen ließ, verschlossen auf ewig dem allbelebenden Lichte! Aber, beim allmächtigen Gott, ich gehe nicht mehr dahin zurück. Ein ritterlicher Kampf entscheide zwischen uns über den Besitz der holden Johanna."

Unwille und Zorn wurden rege in allen Gemüthern, als Robert so sprach. „Wie?" riefen die versammelten Ritter, „sollen wir das dulden? Dulden, daß der Hochzeitsaal zum Kampfplatz werde? — Hinunter mit dem verkappten Troubadour! Werft den Unheilstifter die Schloßstiegen hinab!"

„Beruhigt euch, meine Freunde," sagte Wilhelm, sich zur Versammlung wendend. „Weit entfernt bin ich, den Ausgang des angetragenen Kampfs zu fürchten!"

Und er begann, dieser Kampf, lange unentschieden bleibend. Aber Wilhelms unbesonnene Hitze stürzte ihn ins Verderben. Blutend und entseelt sank er zu Boden, getroffen von dem Schwert des tapfern Robert von Brienne. In diesem Augenblicke dröhnte die Wölbung des Saals mit vielstimmigem Geklirr der Waffen, und der kühne Held sah sich umringt von tausend blinkenden Klingen.

„Ich bin in eurer Gewalt, Ritter," begann Robert mit Hoheit und Würde. „Tollkühn wär's, ein Einzelner mit so Vielen zu streiten! Wollt ihr indeß wenig Worten Gehör geben, so findet ihr mich vielleicht nicht mehr so verdammenswerth, als ihr glaubt!"

„Redet!" scholl es in der Versammlung; und nun begann Robert seine unsern Lesern bereits bekannte Geschichte.

„Ihr wußtet also lange nicht, in wessen Gewalt ihr euch befandet?" fragten die Ritter.

„So wenig," war die Antwort, „als ich den Grund meiner Verhaftung kannte. Ein edelmüthiger Knappe, der mir meinen kärglichen Unterhalt reichte, löste mir vor einigen Tagen das Räthsel. Durch ihn erfuhr ich, daß heute der Graf seine Vermählung feiere mit der holden Johanna. Da lag es plötzlich offen vor mir da, das ganze Gewebe der Bosheit und des Betrugs. Ich hatte fortan keine Ruhe mehr. Auf meinen Knien beschwor ich den Erzähler, mich meiner Haft zu entlassen, und — ihr wißt das Uebrige."

Adalbert kam und bezeugte die richtige Aussage des Gefangenen. Sprachlos standen die Ritter da, ihre Blicke bald auf Wilhelms Leiche, bald auf Robert gerichtet. Dann aber vereinigten sie sich alle, wie von unsichtbarer Gewalt ergriffen, zu dem Ausruf: „Er ist unschuldig! Heil dem edlen Robert von Brienne!"

„Wo ist er? wo?" rief jetzt eine Stimme, und — Johanna lag in den Armen des überseligen Jünglings. „Was hab ich um euch gelitten!" lispelte sie. „Dem Himmel Dank, daß es vorüber ist!" entgegnete Robert. „Nun soll uns hinfort kein Schicksal trennen, es wäre dann das letzte, das uns allen dereinst bevorsteht!"

„Ach, daß Hugo diese Seligkeit nicht theilen kann," rief Johanna bewegt, und eine Thräne entquoll ihrem Auge. „So ist es also wahr, was mir Adalbert verkündet: Vater Hugo sei dahin! O vergib mir, verklärter Geist, daß ich dir unwissend zürnte! Dieser allein ist die Quelle meines Unglücks!" Er deutete bei diesen Worten auf Wilhelms Leiche.

„Wie?" riefen die Ritter, „soll dieser Bube hier liegen, und die Erinnerung an seinen Frevel unsere Freude stören? Hinab, hinab mit ihm in dasselbe Burgverließ, wo der edle Robert schmachtete, daß sein Körper und mit ihm sein Andenken zerstäube!" — „Verzeiht, Freunde," unterbrach Robert die entrüstete Schaar. „Ich ehre euern gerechten Unwillen! Aber sein Blut ist geflossen, ich bin versöhnt und trage darauf an, daß ihm ein ehrsames Begräbniß werde. Bin ich doch heute so glücklich geworden, daß es Frevel wider die Gottheit wäre," wenn noch ein Gedanke an Rache in mir aufsteigen könnte.

Allen, die mich je gekränkt und beleidigt, wäre ich bereit zu verzeihen in dieser Stunde, der schönsten meines Lebens!"

„Auch mir?" rief plötzlich eine Stimme. „Wollt ihr auch mir verzeihen?" — „Wie? Wallburg, mein alter Freund und Waffenbruder?" — „Der bin ich nicht mehr, seit Gewinn mich verleitet, als Anführer jener Vermummten —" „Genug!" unterbrach ihn Robert sehr ernst. „Ich hätte freilich geglaubt, eure Freundschaft bestehe aus härterem Stoffe. Sie erlag bei der ersten Probe. Geht! ich verzeih' euch! Fordert nicht mehr! — Ihr aber, werthe Freunde," fuhr er zu den Rittern gewendet fort, „werdet wohl den lang Abwesenden entschuldigen, wenn wichtige Angelegenheiten auf seiner Burg seine Gegenwart nöthig machen. Doch hoff' ich euch alle wieder zu sehen bei meiner fröhlichen Hochzeitsfeier." Mit diesen Worten verließ er, von Johanna begleitet, unter allgemeinem Jubel den Saal.

Daheim erfuhr Robert aus dem Munde seiner Braut noch über so manche ihm dunkle, doch unsern Lesern bekannte Gegenstände den gewünschten Aufschluß. In kurzem ward die Vermählung vollzogen, und wenn auch der Glanz und Aufwand geringer war, als bei dem gräflichen Feste, so trübte hier nichts den Genuß einer allgemeinen Freude. Bei der Tafel ergriff Robert von Brienne den vollen Pokal und rief: „Auch die Todten sollen leben! Dies dem Andenken des theuern Ritter Hugo!" und die Gäste thaten männiglich Bescheid.

Von dem Glück der Liebenden, von der Seligkeit der Neuvermählten wollen wir nur so viel sagen, daß beides nicht, wie so oft, mit dem Reize der Neuheit wich, sondern noch vermehrt ward durch den Besitz von Kindern und Enkeln, die die holde Johanna auf ihrem Schoße wiegte.

Der Stamm Brienne blühte noch beinahe ein Jahrhundert, und erlosch mit Otto, seinem letzten Sprößlinge, der in dem unglücklichen Kreuzzuge des Königs Richard Löwenherz fiel unter dem Banner Philipp Augusts von Frankreich.

Die Königin der Mode.

(Aus der „Allgm. Fam.-Ztg.")

Irgend eine Prinzessin von Geblüt...

Soll ich ihren Namen nennen? Wer zählte sie, die Prinzessinnen von Geblüt und nicht von Geblüt, die vor und nach der Revolution in „unserer guten Stadt Paris" sich amüsirten! Aber lest die Geschichte nach — hat sich Eine von ihnen durch große Thaten Unsterblichkeit errungen? — Mögen sie darum ruhen in ihren silbernen und bleiernen Särgen in den Grüften zu St. Denis. Mögen sie ruhen mit ihrem blauen oder rothen Blut — uns kümmern selbst ihre Namen nicht.

Also in irgend einem Palaste zu Paris geruhte irgend eine Prinzessin von Geblüt zu erwachen und mit dem Elfenbeinhammer gegen ein silbernes Glöcklein zu hämmern. Die dienstthabende Kammerfrau hatte die Ehre, die rothsammtenen, mit Frankreichs Lilien geschmückten Bettgardinen zu lüften und Ihrer Hoheit einen unterthänigsten guten Morgen zu wünschen. Es war freilich fast um Mittag.

Madame die Prinzessin gähnte und fragte, ob Nachricht von Sr. Majestät gekommen?

Die Kammerfrau bemerkte unterthänigst, Se. Majestät hätten auf übermorgen Abend ein Ballfest in Versailles ansagen lassen.

Die Prinzessin war von der Nothwendigkeit durchdrungen, zu diesem Ballfest eines neuen und ganz besondern Kopfputzes zu bedürfen. Ein feister Kammerdiener keuchte zu Madame Lever, Besitzerin eines Modemagazins und Lieferantin Ihrer Hoheit, und Madame Lever flog mit zehn Kartons in den Palast.

Hoflieferantin! Herrliches und grausames Loos! Madame flog auf den Flügeln der tiefsten Unterthänigkeit wohl acht Mal hin und her mit immer neuen Kartons und immer neuen Coiffüren, sie präsentirte eine mögliche und unmögliche Coiffüre nach der andern — nichts, alles nichts! Kein Kopfputz war so glücklich, der Prinzessin zu gefallen. Ihre Hoheit stampfte mit dem weißen Atlasschuh den indischen Teppich, und Madame Lever lächelte, wie's Großen gegenüber Sitte ist, aber inwendig war sie Gift und Galle.

Ja sie war in Verzweiflung und zum Sterben matt, als sie am Abend in ihr Magazin schwankte und in einen Armstuhl sank. Zwanzig bleiche, hohläugige Mädchen sprangen bei diesem erschütternden Anblick empor und umgaben den Sessel, wie ein Hofstaat den Fürsten umgibt. Zwanzig Arbeiterinnen fragten die Herrin, was sich Entsetzliches begeben hätte?

Madame Lever vergoß Thränen; die ersten Thränen, seit sie Herrn Lever begraben.

Auch die Zwanzig ließen Jede eine Thräne in ihr Tüchlein fallen; theils aus Mitleid, theils aus Respekt vor ihrer Herrin.

„O mein Gott!" seufzte Madame. „Was soll aus mir und meinem Magazin werden? Keine Coiffüre gefällt, die Prinzessin hat mit dem Fuße gestampft, die Prinzessin ist ungnädig — ich werde fallen, ich werde ruinirt sein!"

Wieder kamen die zwanzig Tüchlein in Bewegung, und zwanzig kleine Seufzer stiegen zur gemalten Flora an der Decke empor.

Madame war stolz und grob; jetzt aber, wo der Schuh sie drückte, war Madame herablassend und höflich. „Kinder, liebe Kinder, was fang' ich an? — Es gilt meine Ehre, meine Existenz, mein Alles!"

Im Kreise der Vasallen blieb es still.

Madame wurde noch höflicher. „Meine lieben, guten Kinder, so rathet doch, so helft doch!"

Im Kreise der Vasallen blieb es wieder still.

Jetzt aber schlug die Höflichkeit in alte Grobheit um. Madame stampfte mit beiden Füßen und schrie: „Ihr wißt nichts, ihr versteht nichts, seid albern!"

Die Zwanzig, an eine solche Kritik hinreichend gewöhnt, nahmen sie mit größter Ruhe als etwas Selbstverständliches hin.

Da wagte es die Jüngste von ihnen, Charlotte Bertin, das Wort zu ergreifen. „Wenn es erlaubt ist, Madame — ich hätte einen Vorschlag. Wir wollen jetzt nach Hause gehen, aber Jede von uns nimmt Flor, Bänder, Perlen und Spitzen mit. Alle arbeiten wir in der Nacht eine Coiffüre; dann werden morgen zwanzig neue Coiffüren zu ihren Diensten sein. Und sollte sich die Prinzessin nicht für eine von diesen entscheiden? Zwanzig neue!"

Madame trocknete die Augen, sah die kleine Putzmamsell überrascht an und wurde wieder höflich. „Liebe gute Bertin — — Zwanzig neue!" stieg es wie Hoffnung in ihrer umdüsterten Seele auf. — „Liebe Kinder," rief sie dann und sprang wie verjüngt vom Sessel empor, „nehmt mit, was ihr braucht, geht flugs nach Hause und arbeitet weiter. Ich bitte, ich bitte! Was kann es schaden, wenn ihr die Nacht opfert? Ein Lächeln der Prinzessin wiegt ja Alles auf! Doch halt, noch eins: wer als Siegerin aus diesem Wettstreit hervorgeht, diejenige also, für deren Coiffüre sich die Hoheit entscheiden wird, erhält von mir fünf Louisd'or!"

Bleiche, hohläugige Geschöpfe, zehnstündige Arbeit — und nun die Nacht opfern um eines höchsten Lächelns willen? Doch nein, in zwanzig Herzen und zwanzig Köpfen funkelte das Geld, das viele Geld: was thut nicht ein armes Mädchen in Hoffnung auf fünf Louisd'or! es weigerte sich Niemand, sie waren Alle zum Wettkampf bereit, und Allen reichte Madame ganz gegen ihre Gewohnheit zum Abschied die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die deutsche Sprache in Elsaß und in Lothringen.) Im Sommer dieses Jahres wurde dem Kaiser Napoleon eine Bittschrift überreicht, in welcher 27,000 Eigenthümer, Beamte, Gewerbtreibende, Ackerleute, Arbeiter, Familienväter von jedem Range des Moseldepartements begehrten, daß den Schullehrern im deutschen Theile jenes Departementes geboten werde, die Kinder nicht nur das Französische, sondern auch das Deutsche zu lehren, als die Volkssprache, die im Schooße der Familien gesprochen wird. Diese Bittschrift war eine Reaktion gegen das Treiben einiger Fanatiker, welche dem zähen Bauernthum jener ehemals deutschen Gegenden seine Muttersprache entreißen wollten. Der Kaiser erließ alsdann durch den Minister des öffentlichen Unterrichts den Befehl, diesem Wunsche Genugthuung zu geben, und Hr. Paul Odent, Präfekt der Mosel, sowie der Rektor der Akademie von Nanzig wurden beauftragt, diesen Befehl in Ausführung bringen zu lassen.

Auch in dem unserer Pfalz benachbarten Departement des Niederrheins sind ähnliche Bestrebungen vorhanden, wie in Lothringen. Auch in diesem Lande, ehemals wie unsere Vorderpfalz eine Perle in der Krone des deutschen Reiches, will man der Landbevölkerung ihre Muttersprache rauben. Dagegen hat nun der Präfekt eine Verfügung erlassen, in welcher es heißt: Wegen der Lage und der Bedürfnisse des Niederrheinischen Departements umfaßt der Volksschulunterricht das Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der deutschen Sprache.

Allein immer noch stößt diese Verordnung auf Widerstand, und Viele, besonders Prüfungskommissäre, wollen immer noch wie früher, den Unterricht in der deutschen Sprache als einen freiwilligen statt als einen obligatorischen Unterrichtsgegenstand betrachten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Samstag, 25. Dezember 1869.

Weihnachtsabend.

Nacht hüllt die Erde kaum in ihren Schleier
Und weckt die Sterne an dem Firmament,
So kündet schon die hohe Christus-Feier
Der Flamme Schein, der an den Kerzen brennt;
An Kerzen von Millionen Weihnachtsbäumen,
Die heute prangen in geschmückten Räumen,
Gekrönt mit reichen Sachen bunter Art,
Um die der Kinder Kreis sich jubelnd schaart.

Und überall, gleichviel in welchen Zungen,
Wo Christi Name freudig wiederhallt,
Wo seine Glaubenslehre hingedrungen,
Erfreut sich dieses Festes Jung und Alt,
Denn heut', vor mehr als achtzehnhundert Jahren,
Als noch in Geistesnacht die Völker waren,
Wie es aus der Legende uns erhellt,
Sah er zum ersten Mal das Licht der Welt.

Und als er später dann mit seinem Geiste
Das Volk geführt auf eine neue Bahn,
Sein strahlend Licht die Erde bald umkreiste,
Verschwand des Aberglaubens finstrer Wahn.
Ob aber Alle, die nach ihm sich nennen,
Auch Duldsamkeit, Versöhnung, Liebe kennen,
Wie er in seiner reinen Lehre spricht? —
O nein, so weit sind noch die Menschen nicht!

Denn wo, statt Sanftmuth und Versöhnungstriebe,
Verfolgungssucht im Volke noch besteht;
Und wo man, statt der wahren Menschenliebe,
Noch Haß und Zwietracht in die Herzen sä't;
Wo Mißgunst nur sich regt bei fremdem Glücke
Und Schadenfreude bei dem Mißgeschicke,
Da ist das Volk von seinem Geist noch fern,
Denn es kennt nur die Schale, nicht den Kern.

Wenn aber einst die Menschen nicht mehr hassen
Und dem verzeih'n, der anders denkt als sie;
Wenn Alle liebend sich im Geist umfassen,
In Eintracht und in Seelenharmonie;
Wenn es ein Hirt nur gibt und eine Heerde,
Und uns zum Himmel wird die schöne Erde;
Dann leuchtet — bleibt es nicht ein leerer Traum —
Der Christenheit der schönste Weihnachtsbaum!

Die Königin der Mode.

(Aus der „Allgm. Fam.-Ztg.")

(Fortsetzung.)

Auf der Straße traf Charlotte Bertin ihren Bruder Fortunat. Er pflegte die Schwester zuweilen abzuholen und dann ein Weilchen mit Madame zu plaudern. Heute war er aber zu spät gekommen. Geschäfte hatten ihn freilich nicht gehindert, denn Fortunatus hatte immer Zeit, er hatte nichts zu thun. Trotz seines glücklichen Namens hatte er Unglück. Er war Maler, er porträtirte gewiß so gut und so schlecht wie hundert Andere, aber er war arm und ohne Konnektionen, folglich ohne Beschäftigung. Was halfen ihm die ungepuderten Locken, die so stolz um seinen Nacken wallten, der weiche Schnurrbart, der spanische Mantel, und der spanische Hut! Aber doch, Madame fand Gefallen an Locken und Schnurrbart, Madame liebte „das Spanische" — und nur deßhalb ließ die Modemagazinbesitzerin und Prinzessinlieferantin sich herab, mit dem armen unbekannten Maler zuweilen zu plaudern.

Schweigsam gingen Bruder und Schwester durch ein Netz von Straßen und Gassen nach der Gasse Quincampoix. Wer in dieser Gasse wohnte, gehörte zum „Pöpel". Mitten durch dieselbe rieselte durch einen Graben schmutziges, übelriechendes Wasser, und rechts und links davon watete der Fuß im Sommer und Winter durch

Koth, über todte Ratten, Fischgräten und Knochen hinweg. Von unten betrachtet, sah der Himmel über dieser Gasse wie ein handbreiter Streifen aus, denn die Stockwerke der hohen spitzen Häuser sprangen immer weiter in die Gasse hinein, so daß die Dächer hüben und drüben fast mit den morschen Köpfen zusammenstießen.

Fortunat und Charlotte Bertin keuchten in einem stockfinstern Hause viele ächzende Treppen hinauf. Vater Bertin, der schwindsüchtige Advokatenschreiber, saß vor einem flackernden Lichte und seufzte und hustete und schrieb. — „Geld!" rief der Sohn und schob die Hände in die Taschen. „Geld — ich?" fragte der Vater, indem er den grünen Schirm vor seinen Augen emporschob und hustete. — „Ich kann nichts kochen, ich muß noch arbeiten," sagte Charlotte, „ich habe die ganze Nacht zu arbeiten." — „Ich auch!" stöhnte der Vater, ließ den Schirm wieder fallen und schrieb und hustete weiter.

Auf einem Strohsack im Winkel lag der geniale Fortunat, in seinen spanischen Mantel gehüllt und den spanischen Hut auf den Locken. Da wo das grobe Linnen zerrissen war, zupfte er das Stroh aus dem Sack, wickelte es um seine Finger und träumte vor sich hin. In seinen Träumen trat Madame Lever vor den Sack und lachte Fortunat an und zeigte rechts auf den todten Herrn Lever und links auf Priester und Altar. Auch Fortunat lachte, aber als er plötzlich die Augen aufriß und Charlotte über der Arbeit sah und den Vater ächzen und husten hörte, da biß er die Zähne zusammen und schlug sich mit der Faust auf den leeren Magen: „Blendwerk!" schrie es in ihm auf. „Ja wenn du im Wohlstand wärest wie sie, dann könntest du das Auge zu ihr erheben! Wenn das doch wäre! Sie hat ja Geld und Glück, sie hat ja Alles!"

Auf Notredame schlug es zehn, elf, zwölf. Charlotte baute auf einem Haubenstock ein Thürmchen von Tüll, Perlen, Bändern und Spitzen auf. Vater Bertin schrieb und hustete und gähnte dazwischen. Das Genie auf dem Strohsack verwünschte die Kunst und pries die Reichen glücklich.

Und es schlug eins, zwei, drei. Charlotte riß das Thürmchen theils wieder ein, theils baute sie eifrig in Höhe und Breite daran fort. Der Vater hatte die Feder ausgespritzt und sich neben das Genie auf den Strohsack gelegt; jetzt schnarchten sie Beide.

Fünf Uhr. Ein kühner, wunderlicher Thurm stand auf dem Haubenstocke vor Charlotte da. Das im Zugwind flackernde Licht beleuchtete den Bau, und vor ihm, ihn betrachtend, stand Charlotte, die Augen geröthet, die Wangen bleich und kalt. Immer neue Schläge ertönten auf Notredam, und immer noch stand Charlotte vor ihrem Werke und träumte von Ehre, Triumph und den fünf Louisd'or.

Wird sie siegen über die Neunzehn? Wird Madame das Gold in ihre Hände legen? Und wenn das auch — was ist ein Triumph über Neunzehn, wie lange reichen fünf Louisd'or? Triumphiren über das ganze Paris, das müßte herrlich sein! Und fünf Louisd'or! Die kleine Pariserin zählt an ihren fünf Fingern von eins bis fünf. Ihr Zählen ist so schnell zu Ende — — und dafür Kleider für sich, den Vater und Fortunat kaufen, dafür neue Stühle und neue Gardinen und einen neuen Kessel auf dem Herde kaufen? Es reicht noch lange nicht! — Ach, wenn's doch mehr wäre! — Wenn — wenn —!

Die kleine Pariserin ist erfinderisch. Der handbreite Streifen über der Gasse Quincampoix wird hell, und hell wird's auch im Köpfchen Charlottens. Wenn Du früher als Madame mit Deiner Coiffüre vor die Prinzessin trittst? Und wenn nun Deine Coiffüre ihr so gefällt, daß sie nach Madame und den neunzehn andern Coiffüren gar kein Verlangen trägt? Was dann? Dann ist Madame ein Stein vom Herzen, dann zahlt sie Dir fünf Louisd'or, und die Prinzessin macht Dir ein Geschenk — wer weiß wie groß! Dann hast Du mehr, viel, sehr viel, genug um Alles kaufen und noch sparen zu können!

Eine echte Pariserin ist nie verlegen. Charlotte trällerte eine Chansonnette, als sie eine weiße Latschürze vor ihr Kattunkleid steckte. Dann den Thurm in einen Carton und nun guten Muths und die Brust voll Hoffnung nach dem Palast, in dessen obern Gemächern noch Grabesstille herrschte.

Welch Erstaunen im Palast, als die Putzmamsell in so früher Stunde nach Ihrer Hoheit fragte. Frauen, Jungfern und Diener, alles schrie durcheinander und berieth des Langen und Breiten, ob man es wagen dürfte, Ihre Hoheit aus dem kostbaren Schlummer zu reißen. Aber eine Coiffüre, das allerdings war wichtig, unendlich wichtig, wie eine ältere Kammerfrau den Jungfern mit unendlich wichtiger Miene auseinandersetzte. Die Jungfern sahen das auch ein, die Diener stimmten dem schönen Geschlecht galant bei, es wurde wieder Friede, und Charlotte hatte die Ehre, von der diensthabenden Kammerfrau einen herablassenden Wink zu erhalten.

Es ging durch Säle und alle möglichen Gemächer nach dem Schlafgemache Ihrer Hoheit. Die rothsammtenen Gardinen eher zu lüften, bevor die Prinzessin gegen das silberne Glöcklein gehämmert — welch ein Wagniß! Aber die Kammerfrau, völlig durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Stunde, schlug rasch die Gardinen auseinander, und Ihre Hoheit — sie hatte am Abend vorher eine Unmasse Kuchen vertilgt — fuhr aus schwersten Träumen empor.

Bevor noch ein allergnädigstes Wort von ihren Lippen glitt, hatte die Allerunterthänigste Putzmamsell und Coiffüre bereits allerunterthänigst gemeldet. Da vergaß die Prinzessin Magendruck und Verstoß gegen die Etikette, da zitterte ein Lächeln der Vergebung und der Hoffnung über ihr runzliches Angesicht, und Charlotte durfte an das Lager treten.

Sie knixte so graziös, wie nur eine Französin knixen kann. Dann ward der Karton geöffnet, der Thurm stieg höher und höher empor, und es ward still, todtenstill: die Hoheit prüfte. Sie selbst geruhte, den Thurm zu berühren. Dreizehn und eine halbe Minute genau gezählt, währte die Prüfung. Charlottens Herzchen klopfte in banger Erwartung und hüpfte fast so hoch, als der Thurm hoch war.

Da zeigte die Pendule auf dem Kamin die vierzehnte Minute, und da athmete die Hoheit auf wie nach überstandener großer Sorge und sprach im Tone der von Gottes Gnaden: Zufrieden — ist gut — kannst gehen." — Aber nein, sie entsann sich doch noch im letzten Moment, daß zwar das Nehmen am schönsten, daß aber auch das Geben ganz schön ist, und so sprach sie denn zu ihrer Kammerfrau: „der Person zehn Louisd'or." Und zu Charlotte sprach sie: „Wir bleiben der Lever in Gnaden gewogen — bedürfen ihrer heute nicht mehr."

Die kleine Putzmamsell durfte die runzlige Hand küssen und sich entfernen. Sie schwankte hinaus, das Gold in der Rechten, und Triumph, Stolz und Jubel im Herzen. Nun ist Madame die schreckliche Sorge los, nun zahlt auch sie Dir fünf Louisd'or, und Du wirst Alles kaufen und noch sparen können.

„Guten Morgen, Madame. Sie brauchen sich nicht mehr zu sorgen, die Prinzessin ist mit meiner Arbeit durchaus zufrieden! Sie bleibt Ihnen in Gnaden gewogen und bedarf Ihrer heute nicht mehr!"

Die Magazinbeherrscherin und neunzehn Vasallen rissen die Augen sehr weit auf.

Madame forderte im Namen der Neunzehn nähere Erklärungen, und kaum hatte sich Charlotte durch Oeffnen der golbbeladenen Hand der Forderung entledigt, als es aus zwanzig Kehlen wie Ein Schrei der Entrüstung durch den Raum tönte.

„Das ist wider die Abrede!" schrie Madame.

„Schändlich!" kreischten die Vasallen. „Sie selbst hat den Vorschlag gemacht, sie hat uns überlistet!"

Madame bebte vor Wuth, Madame schlug mit beiden Fäusten auf die Lehne ihres Sessels und wurde grob wie zuvor. Die gewissenhafte Charlotte, die fleißige und stets pünktliche Charlotte — schade, sehr schade d'rum! Aber es half nichts, ihr Verfahren forderte Strafe, auch mußten die Neunzehn gerächt und durch eine exemplarische Bestrafung gewarnt werden.

„Sie sind entlassen!" schrie Madame, nachdem sie ein ganzes Füllhorn von Grobheiten über Charlotte ausgeschüttet. „Sie gehen sofort, auf der Stelle! Von Ihnen ging der Vorschlag aus, aber Sie haben ein falsches Spiel gespielt, Sie haben neunzehn arme Mädchen um Schlaf und Hoffnung gebracht! Von den fünf Louisd'or kann die Rede nicht sein!"

Die Neunzehn waren gerächt. Madame befahl eine Tasse Chokolade zur Besänftigung ihres wogenden Blutes.

Der klaren Gedanken unfähig, ging Charlotte nach der Gasse Quincampoix. Das war die Strafe für ihre Selbstsucht. Wo gleich eine Stelle finden? In den ersten Magazinen war wohl jeder Platz besetzt.

„Auch das noch!" ächzte Vater Bertin und schrieb und hustete weiter.

„Reichen zehn Louisdor in alle Ewigkeit?" rief der geniale Fortunat und warf den Mantel malerisch um die Schultern. „Und wenn Du nicht bald irgendwo ankommst, was dann?"

„Ich werde überall nachfragen," sagte Charlotte recht kleinlaut.

Und sie fragte überall, auch noch in jenen Stunden, als sich die Großen des Reiches in Versailles wie immer langweilten. Unsere Prinzessin von Geblüt kam fast zuletzt, — da kam einiges Leben über die hohe Versammlung.

„Ihre Hoheit trägt eine sonderbare Coiffüre," bemerkte die Marquise de Pompadour.

„Hm," machte der faule König hinter ihrem goldenen Sessel.

„Aber sie hat meinen Beifall."

„Die Prinzessin?"

„Die Coiffüre, Sir. Die Lever besitzt doch Geschmack."

„Ja", sagte Ludwig XV., „Geschmack."

Zwei Minister standen ganz in der Nähe. Sie hatten jedes Wort vernommen und waren glücklich über den entdeckten Unterhaltungsstoff. Sie schritten durch den ganzen Saal und blieben vor Jedem und Jeder stehen und erzählten einem Jeden und einer Jeden, daß die Coiffüre der bewußten Prinzessin den Beifall der Frau Marquise de Pompadour erlangt habe.

Den Beifall der allmächtigen Marquise de Pompadour! In der That, die Ehre war groß. Die Prinzessin von Geblüt sah sich umringt, angestaunt und hörte, wie die Erfindungsgabe der Lever belobt wurde. Der Lever! Die Prinzessin lachte inwendig und war unmenschlich glücklich. Sie heuchelte nervösen Kopfschmerz, befahl den Wagen, rollte nach Paris und befahl, die kleine Putzmamsell sofort zur Stelle zu beschaffen.

Es war mitten in der Nacht. Madame Lever ward aus dem Schlafe gepocht; dann ging's weiter nach der Gasse Quincampoix. Charlotte war ohne Resultat von ihrem Rundgang heimgekehrt; man führte sie nach dem Palast.

Mitten in der Nacht ein kaum faßbares, ein fast überwältigendes Glück: Charlotte Bertin erhielt Geld, um einen Laden zu eröffnen, Charlotte Bertin wurde von Ihrer Hoheit zu Höchstdero Hoflieferantin ernannt.

Am andern Morgen erhielt Madame Lever den Abschied und fiel aus einer Ohnmacht in die andere.

Modemagazinbesitzerin und Hoflieferantin Charlotte Bertin! Vater Bertin kehrte eiligst dem Advokaten den Rücken und Fortunat schob die Hände in die Tasche und rief wohl dreimal am Tage: „Charlotte, Geld, Geld!" Was sie ihm gab, gab er aus, weiter nichts; der Vater aber half der Tochter bei Einrichtung des Gewölbes und dem Engagement der Arbeiterinnen; er war ihr Commissionär, ihr Buchhalter, ihre Ehrenwache, ihr Alles. In der Straße Tournon wurde das Gewölbe eröffnet, auf dem blauen Schilde über der Thür stand weithin sichtbar: Charlotte Bertin, und zwanzig Arbeiterinnen gehorchten ihrem Winke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Im Verlag von C. F. Weiß zu Berlin ist soeben eine „Gedenkschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Ernst Moritz Arndt's" von A. Stobbe erschienen, welche in volksthümlicher Sprache und fesselnder Darstellung eine gedrängte Uebersicht über das Leben und die Werke desselben gibt und deßwegen namentlich auch zum Vortrage in Vereinen, die diesen Tag (26. Dezember) festlich begehen, geeignet sein dürfte, um so mehr, da auch die Beziehungen Arndt's zur Gegenwart — so weit es sich mit dem Umfange der Schrift vereinigen ließ — berücksichtigt sind. Die Broschüre ist mit einem wohl getroffenen Porträt Arndt's in Holzschnitt versehen.

*(Ein vermeintlicher Blinder.) Bekanntlich gibt es überall Männer, die zwar zu ihrem Vergnügen in's Wirthshaus gehen, dieses Vergnügen aber in der sonderbaren Weise genießen, daß sie den größten Theil der Zeit verschlafen. Einem solchen spielten einmal — aber schon vor langen Jahren — einige Schelme folgenden Streich. Als er fest eingeschlafen war, löschten sie die Talglichter aus und klopften nun mächtig auf den Tisch, unter stetem Geschrei, als ob sie Karten spielten; da rief einer „Trumpf", der andere „gestochen, der Trumpf ist mein!" — ein dritter rief: „halt', ich hab' Eckstein, ich muß bekennen" — und dies Alles so laut, daß unser Schläfer endlich wach wurde. Er rieb sich die Augen, sah aber nichts — und hörte doch zu seinem Schrecken, daß die andern sahen — wie könnten sie denn sonst fortspielen? Er rieb auf's Neue — konnte aber noch immer keinen Lichtstrahl finden und kam nun zu der fürchterlichen Ueberzeugung, daß er blind geworden sei. Ein Schreckensruf entwand sich seiner Brust: „Ich bin blind, ich bin blind! ach Gott, führt mich heim, daß ich meine Frau noch einmal seh'!" — Die letzte widersinnige Aeußerung drängte die ganze Gesellschaft zu einem Ausbruch schallenden Gelächters, und dies brachte unsern Blinden, der seine Frau noch einmal sehen wollte, um so mehr zur angenehmen Einsicht, daß er gefoppt worden sei, als eben der Wirth mit einem brennenden Lichte in's Zimmer trat und damit den Wahn vollends zerstörte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Dienstag, 28. Dezember 1869.

Die Königin der Mode

(Aus der „Allgem. Fam.-Ztg.")

(Fortsetzung.)

Madame Lever fiel aus der letzten Ohnmacht in ein hitziges Fieber. Der bewußten Prinzessin von Geblüt war das einerlei. Täglich wartete Charlotte ihr auf, erbat ihre Befehle und empfing hundert Aufträge.

Die Lever sang Jammerlieder über den Undank der Großen. Dadurch kam die Wahrheit an den Tag: die auf dem Hoffest viel bewunderte Coiffüre war gefertigt von Charlotte Bertin.

Und die Frau Marquise de Pompadour hatte die Gnade gehabt, besagte Coiffüre ihrer Beachtung zu würdigen. „Ah," sagte jetzt die Frau Marquise, „und diese Prinzessin ließ uns glauben, daß die Lever . . . nun, wir werden sehen!"

Charlotte Bertin ward nach Versailles befohlen.

Da saß in der Galerie de glaces zwischen Tischen, Gueridons und Leuchterstühlen von massivem Silber die Frau Marquise auf rosa Atlas-Polstern. Da saß sie, die den faulsten König regierte, die Feldherrn ernannte, Kriege führte und Frieden schloß; jetzt in Wahrheit die Regentin Frankreichs, einst das arme Weib eines armen Beamten bei der Armee.

Im andern Flügel stand der König und — kochte. Er war glücklich, wenn die Höflinge seine Speisen verschlangen. Wagte es Jemand, vor seinen Ohren das Elend des Volkes zu berühren, so kehrte er die Kasserole um und lächelte: „Die Monarchie wird schon halten, so lange wir leben!"

Eine volle Stunde durfte Charlotte vor den Fußspitzen der Frau Marquise verweilen. Die Frau Marquise machte ihr den Vorschlag: „Sie geben der Prinzessin das Geld zurück. Sie werden Unsere Lieferantin. Eine Summe werden Wir Ihnen anweisen."

Charlotte brauchte nicht erst zu fragen, wer mächtiger war: die Prinzessin von Geblüt, oder die Maitresse Ludwigs XV.

Und wie der Volksmund sagt: Charlotte war nicht auf den Kopf gefallen. Zu fragen brauchte sie freilich nicht, aber doch, mußte sie nicht ein Weilchen Einkehr halten und sich fragen: thust Du auch recht? Du hast eine Wohlthat empfangen — darf man die Wohlthäterin betrüben, verlassen?

Sie fragte sich nicht. Sie war nicht gut, wie die Moralisten sagen, aber die praktischen Leute sagen: sie war klug und handelte klug. In der That, sie bedachte sich keinen Moment. Sie ergriff das Glück beim Schopfe, empfing eine Summe von den Summen, welche dem hungernden Volke geraubt wurden, und ging: die Lieferantin der Maitresse, nein, nein, der Regentin Frankreichs!

Das blaue Blut der Prinzessin gerieth in solche Wallung, daß die Aermste einen Ausschlag über den ganzen Körper bekam.

Madame Lever ging wieder die Sonne auf. Sie konnte wieder „meine Hoheit" sagen, sie wurde wieder Höchstdero Lieferantin. Freilich warf sie nun auf Charlotte einen doppelt so großen Haß, denn gegen die Maitresse war ja die Prinzessin eine Null, ein Nichts!

Aber leider, leider — ach wie so bald standen Wolken vor der Sonne! Kann man von Einer Hoheit leben? Decken die Rechnungen für Eine Hoheit und Höchstdero Kammerfrauen und Jungfern die Ausgaben für Arbeitslohn, Miethe, für fast Alles, Alles? Charlotte war ja als Lieferantin der Maitresse noch weit mehr Mode geworden, und fast Alle kamen sie zu ihr, schon aus Respekt vor der Maitresse der faulen Majestät.

Inzwischen begab es sich, daß Vater Bertin starb. — Nun wurde Fortunat der Schwester Commissionär, Buchhalter und Ehrenwache. Aber Fortunat war in jeder Hinsicht die Lässigkeit selbst; er war zu genial oder zu verbummelt.

Charlotte, klug, thätig und gewandt, schritt ihren Weg weiter. Sie war auch bemüht, den Bruder aus der Trägheit zu reißen. Es war im Boudoir der Frau Marquise, als Charlotte des unbekannten Malers erwähnte; und die Allermächtigste war mit der Lieferantin so zufrieden und so allergnädigst gelaunt, daß sie die Erwähnung zu verstehen geruhte.

Unglaublich, wenn es die Memoiren nicht versicherten! Wenige Tage später porträtirte der arme Fortunat Bertin die Mächtigste des Reiches und — nichts glaublicher als das: von diesem Augenblicke an kam auch Fortunat in die Mode, und Alle wollten von ihm gemalt sein. Gewiß, er wäre reich geworden, er hätte Titel und Orden bekommen, er wäre vielleicht der Hofmaler Sr. Majestät geworden; aber er ward nichts, gar nichts, denn er war zu genial oder zu verbummelt.

So oft Jemand von ihm gemalt sein wollte, sagte er — morgen. Um die Bücher und das Geschäft der Mademoiselle kümmerte er sich gar nicht mehr. Ihr Geld aber brauchte er nach wie vor.

Die Mademoiselle Schwester bat, warnte, drohte und weinte vergebens. Endlich aber wards Charlotten zu bunt. Da machte sie kurzen Prozeß; sie schlug dem cher frère die Thür vor der Nase zu und kannte ihn von Stund' an nicht mehr.

In der That, das war für Herrn Fortunat Bertin recht fatal und machte ihn sehr ergimmt auf seine chère sœur.

Aber lodern nicht Zorn und Haß in zweier Menschen Brust? Saß nicht Madame Lever Unheil brütend auf ihrem Direktionssessel? Mit Feuer und Schwert hätte sie Charlotte Bertin vertilgen mögen, um die ja die besten Arbeiterinnen versammelt waren, die das größte, hellste Gewölbe und noch eine große Etage über diesem Gewölbe besaß, und dennoch wegen enormen Zuspruchs über den beschränkten Raum klagte.

Rache! schrie es in der Lever, und: Rache! schrie es in Herrn Fortunat, da er nun ohne Geld und ohne Kredit in den Promenaden lustwandelte.

Eines Abends verspürte die Lever sehr arge Blutwallungen. Sie fühlte sich gedrungen, den Feldherrnsessel ein Stündchen früher zu verlassen und in den Promenaden frische Luft zu schöpfen. Ihre Gedanken waren, wo sie immer waren: bei der verhaßten Bertin mit den besten Arbeiterinnen, denn natürlich nach der Höhe des Lohnes fragte diese nicht.

Und wie sie dahin schritt unter den grünen Bäumen, kam ihr ein junger Mann entgegen.

Der spanische Hut war zwar zerdrückt, der spanische Mantel beschmutzt und hier und da durchlöchert, aber dennoch erschienen ihr Hut und Mantel bekannt. Hilf, Himmel! es war ja „das Spanische", es waren die Locken, der Schnurrbart, es war Fortunat Bertin!

Und der Bruder der glücklichen Mademoiselle in diesem Zustand? Was hat das zu bedeuten? fragte Madame, indem sie stehen blieb.

Die Lever? dachte Herr Fortunat, und auch er blieb überrascht stehen. „Wahrhaftig, sie ist es! Ob sie Dir borgen würde?" . . . Er mußte wieder an seine Träume auf dem Strohsack in der Gasse Quincampoix denken. „Ja, wenn Du unter Dach und Fach säßest, wie sie! Dann vielleicht Ring, Priester und Altar — — pah, Blendwerk, aber sie möchte Dir doch wenigstens borgen?"

„Ah, der Maler, der glückliche Bruder einer glücklichen Schwester", sagte jetzt Madame.

„Ihr Diener, Madame", sagte Fortunat und strich den wüsten Schnurrbart, „ich wäre glücklich? Daß ich nicht wüßte!"

Madame that sehr überrascht. „Erklären Sie sich deutlicher, ich bitte", sagte sie ihm und reichte ihm die Hand.

Lange schritten sie unter grünen Bäumen auf und nieder.

Plötzlich lachte Fortunat über das ganze Gesicht. Madame bot ihm ohne Umstände zehn Francs an, und Fortunat nahm die Summe ohne Umstände.

Vor einer kleinen Fontäne blieben sie stehen.

„Mein Herr," flüsterte Madame, „ich weiß nicht, ob ich es wagen darf — — ein frugales Nachtessen bei einer Wittwe in bescheidenen Verhältnissen —"

„O, Madame", rief Fortunat sehr rasch, „Sie entzücken mich! Ich brenne vor Begierde, Ihnen mein Herz auszuschütten! — Ihren Arm, Madame!"

Es dämmerte sehr stark. Deßhalb wagte sie es denn, den Arm in den des Mannes mit dem schmutzigen Mantel zu legen. War sie doch auf das Höchste gespannt, eine Beichte zu

vernehmen, in der, wie sie wohl ahnen konnte, ihre Todfeindin die Hauptrolle spielen würde.

Eine Stunde später saßen sie in einem Hinterstübchen vor kalter Küche und einer Flasche Landwein. Sie saßen auf einem Ecksopha. Er sagte nichts und hörte nichts, er aß nur und trank für Madame mit. Endlich hatte er einen Grund gelegt, und machte eine Pause. Als er sich hintenüber lehnte, rückte Madame ein wenig näher zu ihm hin; er fand sie fabelhaft liebenswürdig.

„Armer Künstler! Ihr beladenes Herz? — Jeannette, noch eine Flasche!"

„Mein Herz? O, o, es ist zu voll! Aber sie hat kein Herz, sie nicht — pah!"

„Wer? — Charlotte? — — Die Schwester?"

„Mademoiselle Bertin müssen Sie sagen. Ich habe keine Schwester!"

„A— — — —h!" machte die Wittwe, indem sie noch näher zu ihm rückte. „Armer Mann! Aber trinken Sie doch."

Er stieß das Glas auf den Tisch. „Hören Sie, meine werthe Dame, hören Sie!"

Die Geschichte war sehr lang, aber die Wahrheit war's natürlich nicht.

„Herzlos! Unglaublich!" rief sie dazwischen, so oft er trank.

„Ich hasse sie!" schrie er auf und ballte die Faust.

„Ja," rief sie, indem sie die Hand auf seinen Arm legte und ihm von unten auf in die flammenden Augen sah, „ich hasse sie auch! Und wer handelt, wie ich es will, wer mir gehorcht, ohne Widerspruch gehorcht, der —"

„O Madame! Madame! Immer, immer gehorchen! Aber der — der —?"

Sie sah ihn wieder starr und lange an. „Ach", seufzte sie dann und machte die Augen fest zu, „nichts, nichts, nichts! Was will ich nur? Ich bin traurig, traurig! Ach, dies Alleinsein! Ja, als mein guter Lever noch lebte — man war doch zu Zweien — damals, damals!"

Er vergaß das Glas an die Lippen zu setzen. Er riß die Augen noch weiter auf, als ob er so besser sehen könnte. Er glaubte in ihrem Herzen zu lesen: sie liebt Dich! — „Madame, Ihr Ritter, Ihr Diener, Ihr Sklave!" jubelte er auf und wollte den Arm um ihren Nacken schlingen . . .

„Aber, mein Herr, ich muß bitten, eine ehrbare Wittwe . . ."

Er zog sich wieder tiefer in die Sophaecke zurück und dachte: morgen schon schwindet die reizende Schüchternheit. — „O Madame, ich thue Alles, ich gehorche, befehlen Sie!"

Er trank, und sie flüsterten bis tief in die Nacht hinein. Weit nach Mitternacht reichten sie sich die Hände; er taumelte auf und tastete nach seinem schmutzigen Mantel; sie waren einig.

„Madame", lallte er und schwenkte seinen Hut zum Abschied; „also morgen Abend! Und daß die besten Arbeiterinnen der Mademoiselle Bertin im Handumdrehen zu Ihrer Fahne schwören werden — pah, nichts leichter als das, so gut wie abgemacht, denn das Geld, Madame, das Geld macht Alles! Ich schleiche früh ins Haus, wenn die Mademoiselle noch schläft. Ich werde zu den Arbeiterinnen reden, kurz zwar, aber eindringlich. Mein erstes, zweites, drittes Wort wird Geld sein, Geld! Ich brauche nur zu sagen: Kinder, ihr seid die besten Arbeiterinnen in Paris, ohne euch ist die Bertin nichts! — Das schmeichelt, das kitzelt! Und weiter brauche ich nur zu sagen: Kinder, kommt mit. Was kümmert es euch, ob die Bertin ohne euch verloren ist? Kommt mit, die Lever zahlt euch das Doppelte! Dann werfen die Mädchen Alles hin und folgen mir, und wir kommen zu Euch, Madame, und für Euch werden sie arbeiten, und die Bertin wird sich ärgern, todtärgern, und die Pompadour wird Euch rufen lassen und sprechen: liebe Lever, jetzt meine Lieferantin, und ich, ich — o gute Nacht, Madame, und auf morgen, auf morgen!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei Gelegenheit der Wahl des Advokaten Cremieux in Paris coursirte eine Anekdote, welche der Deputirte selber erzählt hat. Der Kirchenpatron einer kleinen Gemeinde in der Umgegend von Nimes hatte seiner Kirche am Tage seiner Hochzeit eine goldene Hostienkapsel geschenkt. Einige Zeit darauf erzürnte er sich mit dem Pfarrer und verlangt und nimmt auch sein Geschenk zurück. — Die Gemeinde ist empört über ein solches Benehmen, beschließt einen Prozeß gegen den Patron anzustrengen und überträgt Cremieux die Sache. — Nachdem der Advokat sich instruirt hatte, schreibt er an seine Klienten, die Munizipalräthe: „Meine geehrten Freunde! Ihr Prozeß kann sehr lange dauern und wird Ihnen jedenfalls theuer zu stehen kommen. Aber da Ihr Patron, ein guter Katholik, Ihnen das Ciborium weggenommen hat, so gestatten Sie mir, Ihrem

jüdischen Vertheidiger, Ihnen ein anderes zu stiften. — Ich habe mir bereits eines angeschafft und es per Eisenbahn expedirt. Am Sonntage werden Sie es noch vor der Messe erhalten haben. A. Cremieux." — Zwei Monate vergingen, ohne daß Cremieux von der Sache wieder etwas hörte. — Endlich bekommt er eines Morgens einen Brief mit großem Siegel. Darin bescheinigt der Munizipalrath, sein freimüthiges Geschenk empfangen zu haben und meldet zugleich, daß sein, Cremieu'x Name, auf das heilige Ciborium eingravirt worden sei... — Und der Maire selber benachrichtigt ihn noch in einem Postskriptum mit kalligraphischen Zügen, die Gemeinde habe in Montauban ein Porträt von Cremieux anfertigen und brillant einrahmen lassen, und daß dasselbe jetzt in der Kirche gegenüber dem Bilde des heiligen Nikolaus, des Schutzpatrons der Stadt, aufgehängt sei.

* (Blumenlese aus Kanzelreden.) Sehr bekannt ist die Anekdote von dem Prediger, der die Hinfälligkeit der menschlichen Existenz schilderte und mit dem Kraftausdrucke deutlich zu machen suchte: „Abends legt Ihr Euch frisch und gesund nieder, — und Morgens steht Ihr maustodt wieder auf." — Weniger bekannt ist dagegen der Ausspruch eines Predigers, der von Gottes Güte gegen das sündige Menschengeschlecht handelte und als einen Hauptbeweis folgenden grandiosen Unsinn vorbrachte: „Wie gütig ist doch der Schöpfer gegen uns, daß er den Tod an das Ende unseres Lebens gesetzt hat; denn dadurch haben wir Gelegenheit, uns würdig auf denselben vorzubereiten!"

* (Wer liefert die Dampfnudeln?) Söhnchen zum Vater: „Ach, die Dampfnudeln eß' ich doch gar zu gern; ich wollt', wir bekämen einmal wieder." — Vater: „Sei nur zufrieden; wenn's Gottes Wille ist, kriegen wir am nächsten Freitag." — Söhnchen (seufzend): „Wenn Gott auch will und die Mutter will nicht, dann, fürcht' ich, kriegen wir doch keine."

* Hauptmann zu einem betrunkenen Soldaten: Du Lump Du, wie kannst Du Dich so betrinken! Was würdest Du thun, wenn Du Hauptmann wärst, und ich stände so vor Dir, Du Lump!

Soldat: Herr — Hauptmann, mit so 'nem Lump würde ich gar nicht sprechen.

* Der Borgemeschter.

„Nä, Alter, sei doch norre g'scheidt,
Die Wahle sinn jetzt selte.
Du muscht Dich halte mit de Leut,
Mer will doch Eppes gelte!
Der G'halt — na freilich der isch schwach,
Der dhät em net verführe.
's isch awer als e' schöni Sach,
Im Dorf zu kummedire!
Der Name schun e' ganz ellee,
Der freed em jo ze höre.
Mer isch der Höchscht in d'r Gemä; —
Drum geh unn dhu Dich wehre!"

Na, gut, ich duckel rum im Ort
Unn plauder mit en Alle,
Unn Jeder gibt mer 's Ehrewort:
Sei Stimm dhät uff mich falle.
„Ei", sag ich, „Bärwel, 's macht sich schö',
Sie wänn mich all, die Herre;
Do kann's jo gar net annerscht geh,
Des Aemtel muß mer werre!
E' ganzi G'sellschaft lad ich ei'
Gleich uff die nächste Tage.
Ich hab jo noch e' Fässel Wei'
Unn Wörscht unn Schwardemage."
Die Wahl, die kummt; ich hol mei Kapp
Unn geh' in's Schulhaus nunner.
Der Amtmann nimmt die Zettel ab
Unn liest die Name runner.
Ich horch — 's isch zum Verzweifle schier;
Dös war emol vor's Wehre!
Mei' Name steht uff kenum Babier,
Den krieg ich net ze höre!
Der Deiwel glab do noch e' Wort,
Wann Lumpe Eppes sage.
Mei Wei' isch all, mei Wörscht sinn fort
Mit sammtem Schwardemage!
Ich schleich mich häme hinnerum —
Mer schämt sich dorch die Gasse —
Unn wie ich vor die Hausdhör kumm,
Do dhut mei Fraa schun basse.
„Na", segt se, „ewe hör ich grad, —
Isch's werklich wohr? — Du bescht er!"
„Jo", sag ich, „kee Gemänerath,
Viel wenn'ger Borgemeschter.

Rau.

Auflösung des Räthsels in № 150:
Haartour.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Donnerstag, 30. Dezember **1869.**

Die Königin der Mode.

(Aus der „Allgem. Fam.-Ztg.")

(Schluß.)

Er warf ihr ein Kußhändchen zu, schlug sich den Hut tief über die Stirn und schwankte von dannen, hoffnungsvoll und selig. Nichts leichter, als daß der Plan gelingen wird; dann Ring, Priester und Altar! Was konnte Fortunat bis zum hellen Morgen beginnen? In der nächsten Schenke fünf Francs vertrinken, das ist das Beste. Dann brach er auf nach der Straße Tournon, um Charlottens geschickteste Arbeiterinnen für Madame zu gewinnen. Der doppelte Lohn wird der sicherste Magnet sein, und Madame und Fortunat sind gerächt, und Fortunat —

„Heissa! Lustig! Ein herrlich Leben!" trällerte er in den Wind hinein und schwenkte die Zipfel seines Mantels. „Lustig, Kinder, lustig!" sang er weiter, als er im Gewölbe vor den Arbeiterinnen auf und nieder tanzte.

Charlotte Bertin schlürfte in ihrem Cabinet die Morgenchokolade.

Und eine Stunde später? Da wälzte sich der geniale Fortunat in der Schenke auf der Bank und vertrank die letzten fünf Francs. Da stieß er ein Verdammt! über das andere aus und wühlte sich in den Haaren und schlug mit den Fäusten gegen die Wand.

Und als es dunkel ward? Da taumelte der geniale Fortunat in die Stube der Madame Lever. Mitten in dieser Stube brannte auf einem Tische ein Licht.

Es schauderte Madame beim Anblicke des Trunkenen. Aber sie bezwang sich und rief in höchster Spannung: „Nun? — Gelungen? — Gerächt?"

Er starrte sie an und lallte wirr durcheinander. Was sie aus der Fluth seiner Worte und Tiraden vernahm, war nur das: „Mademoiselle Bertin — Hexe! Hat die Mädchen behext, bezaubert — ach Madame, selbst der doppelte Lohn ist kein Zauberstab! — Dumme, dumme Geschöpfe! Wollen sich weiter quälen für einfachen Lohn, sind behext von der Bertin! Nichts zu machen, nichts! Müssen neue Pläne schmieden, hier auf dem Sopha — Wein her, Essen her, her, heda, Jeannette, Wein und Essen her! — Komm, Madame, zum Sopha! Du liebst mich, ich liebe Dich — komm, komm!"

Er wollte sie umfassen, sie aber stieß ihn mit beiden Händen zurück, und wie eisiger Odem wehten ihre Worte ihn an: „Hier ist kein Schenkhaus, mein Herr! Ich will nicht untersuchen, wer dümmer ist: die Mädchen oder Sie! Gehen Sie!"

Er lallte und lachte: „Doch nicht allein? Doch mit Ihnen, Madame? Und wohin? Zum Maire? Zum Priester?"

Sie kehrte ihm den Rücken. „Was hab' ich noch mit Ihnen zu schaffen? Gehen Sie!"

„A— —h!" machte er und taumelte gegen den Tisch, daß das Licht ins Schwanken gerieth; „pfeift der Wind aus der Ecke? Madame grollt? Madame sagt sich los?!"

„Fort! Fort!" stieß sie zwischen den Zähnen hervor.

„Schmollendes Liebchen!" kreischte er auf. „So sei doch gut und artig, so komm doch zum Maire, zum Priester! Es muß ja lustig sein, es muß ja hell sein auf dem Wege zur Kirche! — Liebchen, zünd' die Fackel an, die Hochzeitsfackel! — Hast keine? Und hast doch Geld, und hast doch Licht! — Ha, hier ist das Licht, und nun wird's hell, hell!"

Es zuckt hell auf in der Stube, es knistert...

Erstaunt, erschreckt dreht Madame sich um...

„Tausend Fackeln! Tausend Flammen! Hei, wie's brennt!" jubelt der Trunkene.

Die Bettgardine flammt auf. Die Flamme beleckt schon das Holz, die Betten, die Wand . . .

„Feuer! — Fortunat! — Heilige Jungfrau! — Feuer!" schreit Madame und stürzt vom Fenster nach der Thür.

„Feuer!" schreit Jeannette und stürzte herein und auf die Straße hinaus und schreit: „Feuer! Feuer!"

„Die Hochzeitsfackel!" lallt Fortunat und wickelt sich fest in seinen Mantel.

„Feuer!" schreien draußen die Leute, und die Wächter knarren und blasen, und die Bürger eilen herbei mit ihren Wasserspritzen und Wassereimern.

„Mein Tod!" ächzt Madame und sinkt einer Nachbarin in den Arm. Man hebt sie auf und trägt sie nach dem Hause gegenüber.

Und als es Tag geworden? Da waren nur noch die nackten Wände, verkohlte Balken, kleine Flämmchen und viel Qualm vorhanden, da war ein Haus weniger in dieser Gasse. — Und als es noch heller geworden? Da zog man einen todten Menschen aus der Seine. Viel Volk versammelte sich um die Leiche und gaffte sie an. Fragen herüber und hinüber, bis endlich Einer kam und sagte: „Der ist's! Was liegt an dem! Ich kannte ihn gut. Er war ein Maler und hieß Bertin, und die Lieferantin in der Straße Tournon war seine Schwester. Faßt an, Leute! Bringen wir ihn zu seiner Schwester!"

Und als es wieder dunkel geworden? Da rollte eine Kutsche vor die Brandstätte, und ein gallonirter Diener öffnete Mademoiselle Bertin den Schlag. Sie forschte bei der Wache und vernahm, daß nichts gerettet, daß das Magazin ausgebrannt, die Möbel zertrümmert und verbrannt, das Geld entwendet. — Madame war verarmt. Und Mademoiselle forschte weiter nach Madame und fand sie krank im fremden Hause. Wohl wußte Mademoiselle von ihren getreuen Arbeiterinnen, wie Madame und Fortunat hatten schaden wollen, aber dennoch trat sie nun vor Madame hin und sprach: „komm' mit, komm' zu mir auf immer, Du sollst die Erste sein nach mir, ich will Dich halten wie meine Freundin und Schwester!"

Brave Charlotte! Sie vergalt Böses mit Gutem. Oder ob sie bedachte, daß sie damals nicht recht gethan, als sie wider die Abrede mit ihrer Coiffüre zur Prinzessin gegangen? Ob sie dachte, daß eine alte Schuld zu sühnen sei? — Gleichviel, was kümmert uns das? Die Folge ihres Vorschlages war, daß Madame, bewegt und erschüttert von ihrem Edelmuth, an ihre Brust sank, und daß sie Freundinnen wurden, Schwestern zur selben Stunde.

Und Madame that wohl daran. Denn „meine Hoheit" hat nicht den kleinsten Finger gerührt, daß sie ein neues Dasein sich gründen konnte; „meine Hoheit" geruhte, sich eine andere Lieferantin zu suchen, und die sie gefunden hat, soll außer sich vor Entzücken über diese gnädigste Beachtung gewesen sein. Man sagt, es sei herrlich und beneidenswerth, von einer Hoheit gequält und malträtirt zu werden.

Aber sei dem, wie ihm wolle. Daß eine kluge Hoflieferantin stets ihre Rechnung findet, lehrt uns der fernere Lebenslauf Charlottens. Nachdem die Frau Marquise de Pompadour das Zeitliche gesegnet, sagte Charlotte Bertin der Straße Tourton Ade. Sie zog ein in einen Palast an einer der Passagen und verkaufte nur dem Hofe, dem höchsten und hohen Adel. Denn ihre Preise waren enorm, unerschwinglich für die Bürgerfrauen.

Zehn Jahre nach dem Tode der Maitresse hatte auch der faule König ausgegähnt, ausgelitten. Sein Enkel Ludwig XVI. bestieg den Thron, und Königin war Maria Antoinette. „Majestät," sagte ihr eines Tags eine Hofdame, „es wäre doch reizend, wenn Ihro Majestät befehlen würden, daß sich Mademoiselle Bertin auch mit der Anfertigung der Roben befassen soll." Die Königin befahl, und Charlotte gehorchte nur zu gern. Ein Schleppkleid aus ihrem Magazin kam nach Wien, ein anderes nach Berlin; die übrigen Höfe vernahmen davon und sandten gleichfalls Aufträge an Charlotte. Zwei spanische Infantinnen, die sich vermählen wollten, beauftragten sie, 280 Kleider anzufertigen, wofür sie die Summe von 500,000 Livres erhielt. Damals schon war ihr Ruhm über ganz Europa verbreitet, und Voltaire, der während seiner letzten Anwesenheit in Paris sie besuchte, hat sie besungen: Charlotte, Königin der Mode, gepriesen seist Du! . . .

Wie wurde ihr der Hof gemacht! Wie häufig ward von rechts und links um ihre Hand geworben, und wie viel Körbe theilte sie aus! Sie gestand ihrer Direktrice und Freundin, Madame Lever, daß sie die Ehe hasse; aber vor Allem liebte sie Eins: Geld — Geld — Geld! Sie erwarb Häuser und zwei Landgüter, sie hatte häufige Konferenzen mit dem Direktor

der Bank. Was endlich die Einrichtung ihres Etablissements betrifft, so ist es eine deutsche Schriftstellerin, welche uns eine genaue Beschreibung desselben geliefert hat. Als Sophie von La Roche in Paris eingetroffen war, fuhr sie sogleich mit ihrer Kollegin, der Frau Gräfin von Genlis, zur Bertin. Vor dem Portal hielt Karosse hinter Karosse, so daß die der Gräfin wohl eine halbe Stunde an einer entfernten Stelle halten mußte. Endlich konnte der Kutscher vor das Portal fahren. Ein Diener bat die Damen um ihre Karten und begab sich zu seiner Gebieterin; nach wenigen Sekunden kehrte er zurück und öffnete die sammtene Portière, welche zur Treppe führte. Diese Treppe war aus Marmor, das Geländer von durchbrochenem Eisen und reich vergoldet; auf den Absätzen standen Bildsäulen zwischen Epheu und Palmen. Dann trat man in die erste Stube, wo eine Schaar von Schreibern über Büchern und Briefschaften saß, in die zweite, wo Kassirer hinter einer eichenen Tafel standen und Gold auf Gold häuften. Dann kam der große Saal mit hellblauen Wänden und sechs mächtigen vergoldeten Säulen, welche die Decke stützten, auf der um drei Glaskronleuchter prachtvolle mythologische Gemälde glänzten. Inmitten dieses Saales saßen an zwei Tischen zweihundert Arbeiterinnen. Die Einen ließen Flor, Blumen und Perlen durch ihre Finger gleiten, die Anderen waren mit den kostbarsten Sammet- und Seidenstoffen beschäftigt. Frau von La Roche erkundigte sich, ob noch mehr junge Mädchen für Mademoiselle Bertin thätig seien, und erfuhr, daß dieses Etablissement über zweitausend Pariserinnen beschäftige. Und da, dem Eingang gegenüber, thronte sie, die Königin der Mode, in einem Lehnsessel von Ebenholz. Tiefste Stille herrschte in dem Saal, nur die Befehle der Bertin tönten durch den weiten Raum. Als die beiden Schriftstellerinnen sich ihrem Sessel nahten, da neigte sie das Haupt und lächelte; aber sie hatte kein Wort des Grußes und stand nicht einmal auf. Natürlich konnte sich die Deutsche dieses wunderliche Benehmen nicht erklären; erst als sie wieder im Wagen saßen, gab ihr die Gräfin Aufschluß: „Mademoiselle Bertin würde ja fortwährend zum größten Schaden des Instituts aus ihrem Nachdenken herausgerissen werden, wenn sie jeden Besucher begrüßen wollte. Deßhalb hat sie sich mit der Bitte an die Königin gewendet: sitzen bleiben und stumm grüßen zu dürfen, und sogleich hat Ihre Majestät diese Bitte huldvollst gewährt."

Frau von La Roche ward von der Gräfin durch das ganze Haus geführt. Zuletzt erreichte man ein reizendes Kabinet — das Studirzimmer der Modenkönigin. Hier ruhte sie in früher Morgenstunde auf einer Chaise-longue, schlürfte ihre Chokolade und sann und sann; von hier aus unternahm die Mode ihren Zug durch die Welt. In einer Nebenstube waren sammtene, in einer andern seidene Stoffe, in diesem Gemache Flor und Bänder, in jenem Blumen, Spitzen und Perlen; eine Treppe höher war das Zimmer, wo Maß genommen, ein anderes, wo das Gewand zur Probe angelegt wurde, und ein drittes, wo während des ganzen Tages fünfzig Lichter auf silbernen Wandleuchtern brannten, damit die Stoffe jederzeit bei Kerzenschein betrachtet werden konnten. Ueberall Diener, überall Teppiche und Wohlgeruch — kurz, Sophie von La Roche schied ganz betäubt von all den Herrlichkeiten, nachdem sie das Allerneueste gekauft: einen Hut à la Charlotte, wie ihn Lotte an Werthers Grabe trägt . . . .

Das also war der Palast, in dem die Königin der Mode regierte, bis ihr plötzlich, kurz vor Ausbruch der Revolution, das Scepter entsank. „Ueberreizung der Nerven", konstatirte der weise Hofmedikus. Das Leichenbegängniß war ein ungemein prächtiges, sogar ein königlicher Galawagen folgte der Bahre. Viele Gebete wurden an ihrer Gruft gesprochen, Messen auf Messen wurden für sie gelesen; sie ist also ohne allen Zweifel direkt in den Himmel gekommen. Aber die Häuser und Landgüter und ansehnlichen Summen, welche sie hinterließ, haben noch vielen Leuten viel Kopfzerbrechen gemacht. Der Staat, der ja bei solchen Gelegenheiten sehr schnell bei der Hand ist, sprach so: Es sind keine Erben vorhanden, folglich bin ich der Erbe! Allerdings, das hätte dem Staate geschmeckt, aber plötzlich, als er eben die Hand nach den Schätzen ausstrecken wollte, klopften ihn drei arme, schmutzige Wesen recht empfindlich auf die Finger. Drei halbverhungerte, elende Menschen! Sie krochen hervor aus der schmutzigsten Gasse von Paris, sie wiesen ihre Verwandtschaft mit Ihrer in Gott ruhenden Majestät der Moden-Königin nach — nie hatte Ihre Majestät von dieser schmutzigen Verwandtschaft eine Ahnung gehabt! Aber es half nun Alles nichts, denn die Halbverhungerten hatten Papiere, wichtige Papiere, und setzten ein Dutzend Advokaten in Bewegung. Drei lachende Erben theilten sich in dem Nachlaß! Daß der Staat sich ärgerte, wer kann ihm das

Digitized by Google

verdenken? Die drei schmutzigen Menschen aber ließen sich's mit dem Erbe wohl sein.

Mannigfaltiges.

Karl V. liebte die Geselligkeit so wenig, daß er am liebsten seine Mahlzeiten allein einnahm. Vor Allem aber haßte er die Unmäßigkeit, die bei allen Zechgelagen seiner Zeit sich geltend machte. Da trotz der oft wiederholten Gesetze die Uebung der Mäßigkeit unter den Reichsständen keine Fortschritte machte, versuchte er, ob es ihm durch List gelänge, der verhaßten Sitte des Zechens und Zutrinkens Einhalt zu thun. Auf dem Reichstag von Augsburg 1550 lud er die Kurfürsten und Fürsten zu sich in das Fugger'sche Haus und bewirthete sie kaiserlich. Nach aufgehobener Tafel aber sagte er zu einem seiner Gäste: Er habe an sie alle eine christliche, höfliche Bitte zu richten, eine Bitte, die weder wider Gott, noch wider Jemandes Religion, noch auch gegen die Ehre streite; sie betreffe auch nicht Geld oder Gut. Bevor er sie aber ausspreche, möchten sie ihm die Zusicherung geben, daß sie in dieselbe einwilligen wollten. Die Stände, nichts Arges vermuthend, zeigten sich begreiflicher Weise geneigt, auf die Bitte einzugehen, da sie sich gerade in jener weichen, nachgiebigen Stimmung befanden, in der es schwer ist, Etwas abzuschlagen. Da sprach zu ihnen der Kaiser: „Ich bitte nur, Ihr Fürsten wollet Gott zu Ehren, mir zu Gefallen und Eurer Seele und Eurem Leib zum Besten doch wenigstens während der Dauer des Reichstages Euch des Volltrinkens enthalten, sondern Euch allenthalben nüchtern und mäßig beweisen, denn Solches wird Euren kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden zur Gesundheit des Leibes, der Seele und selbst auch des Beutels gereichen, und gewiß werden dann auch unsere Verhandlungen weit besser von Statten gehen." Die Ueberraschung war nun freilich groß in der Versammlung, aber das Wort war einmal gegeben, und Keiner mehr konnte zurücktreten.

Däuschung.

Die Welt die isch doch weit vora'
In alle Lumpestücke.
Oft bringt der beschte Freund em dra
Unn sucht em nabzedrücke!
Jo früher in der alte Zeit,
Wu wußt mer do vum Lüge!
Heut — nix wie Sinn vor Schlechtigkeit
Um vor em dra'zekriege!
In's G'sicht nei werd em Dings gemacht,
Do spiele se de Feine;
Doch hemlich werd mer ausgelacht
Unn runnerg'setzt zum Greine!
Sunscht war doch als noch Ruh im Haus,
Die Leut die ware änig;
Jetzt laafe se zum Richter naus,
Verklage Gott unn König!
E' Wort, e' Handschlag schunn allee —
Un ab war jeder Zweiwel.
Heut glabt mer an kenn Herrgott mäh
Unn schwört unn lügt zum Deuwel;
Die Weibsleut selber, groß wie klee,
Die sinn so falsch wie Schlange.
's isch, meiner Seel, ball nimmi schö,
Wie die em oftmols fange!
Ke herzisch näh, ke weiblich G'fühl,
Als wie vor alte Tage;
Es ischen Wasser uff ihr Mühl,
Em garschtig heimzejage! —
So kumm ich neulich zu meim Schatz,
„Nä", sag ich, „liebes Kindche,
Do geb mer heut emol en Schmatz,
En süße, vunn deim Mündche"!
„Nä", segt se, „jetzet kann's nett sei,
Mei' Leut die dhäten's sehne.
Heut Owend kummscht zum Hof erei',
Do loß ich's eher gschehne!" —
Der Owend kummt; 's isch dunkel drauß,
Mer förcht sich schier vor G'schpenschter.
Ich duckel hortig hinner's Haus
Unn hi an's Küchefenschter.
Unn richtig jo, do isch schunn was,
Ich sehn die Aage funkle.
Sie isch's — dös gibt emol en Spaß,
Jetzt simmer jo im Dunkle!
An's Fenschter laaf ich hie im Nu
Unn küß und drück mein Engel.
Do kreischt's: „Na, was zum Deuwel zu,
Was willscht dann do, du Bengel!" —
Ich laaf denn als wie verrückt,
Ke Deuwel hätt mich g'halte.
Wen hatt ich an mei Herz gedrückt?
Der Alte war's, der Alte!

Rau.

Bayerische Staatsbibliothek München

Redaktion, Druck und Verlag von L. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google